Aphorismen

über

die Organonomie

von

J. Görres,

Professor der Physik an der Secondairschule
in Koblenz.

Erster Band.

1803.

Koblenz bei Lassaulx.

II 422.

Glaub ich, sprichst du, dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift, die Schuld ihr Siegel gedrückt,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?

Schiller.

Sächsische Landesbibliothek Dresden

Ein Mann iſt im Laufe der Zeiten aufgeſtanden, der in ſtolzem Trotze die Vernunft von dem Drucke der objectiven Welt zu befreien unternahm. Von den Gränzen der Endlichkeit blickt er mit dem Auge des Sehers hinab in die unendliche Tiefe, die unſer Innerſtes birgt, und ein neues geiſtiges Univerſum geht aus der Tiefe herauf, und ein heiliges, ewiges Wollen, eine unendliche ſchaffende Thätigkeit wohnt im Allerheiligſten; die Sinnenwelt iſt der Tempel Jehovahs; um ſeinen Thron, der ſich in Lichtglanz birgt, ſtehen als Cherubim und Seraphim die Kräfte, in die die eine, göttliche Urkraft ſich ergießt; da ſchweben ſie in ſeligem Anſchauen verloren und tönen Melodien und glühen blendend im Abglanz der Gottheit; im Reflexe des Himmliſchen erſcheint nur das Irrdiſche,

als das Sterbliche von dem das Unsterbliche wiederstrahlt. Michael Augelo Fichte war der Begeisterte, dem nach Moses zum zweitenmale der Ewige sich offenbarte.

Andere Propheten haben sich erhoben, von der Natur gesendet, um ihre Göttlichkeit den Völkern zu verkünden. Sie lehrten: aus dem Schooße der unendlichen Substanz seyd ihr hervorgegangen; in den Tiefen des Raumes, in dem Dunkel der Ferne da wohnt der Gebieter; am nächsten bei ihm steht die Materie, die fromm und gehorsam, nimmer sündig fehlend in den Welten sich durch die Kreise wälzt, die sein Finger ihr gezogen hat; fern von seinem Angesichte hat er die widerspänstigen Geister die gefallenen Engel weggetrieben, die wider die Majestät meuterisch sich empörten, wilden Aufruhr in ihre Himmel brachten; in die Hölle der Freiheit hat er sie verstoßen, da mögen sie dem Satan, der Vernunft, sich dienstbar machen, und ewig durstend, von Flammen verzehrt, sich nach dem Himmel der Erkenntniß sehnen, zu dem sie nimmer, ewig nie, gelangen.

Ein Dritter endlich iſt in den letzten Tagen aufgetreten: in genialiſcher Begeiſtrung ſprach er uns vom Abſoluten, in dem das Ideelle und das Reelle ſich durchdringen, in dem das Seyn und das Wiſſen in Eins zuſammenfließen; wo in unendlicher Beſchloſſenheit zwei Welten als Zwillingsſchweſtern zuſammenfließen; wo das Unerforſchliche in Dämmerung webt, und in eigner Anſchauung ſich in Gott und Natur entzweyt, und in der Entzweyung das Univerſum ſich in den Raum cryſtalliſirt, und die Ideen wallend und woogend in dem Strome der Zeit hinunterfluthen. Raphael Schelling war dieſer Dritte.

Alle dieſe Geiſter ſtreben nach dem Einen, Unbedingten; ſie bilden zuſammen die transcendentale Schule: ihre Philoſophie iſt die Männliche, Vernunftwiſſenſchaft. Fichte's Idealism ſtellt ſich in ihr an den poſitiven Pol, deſſen Symbol in der chemiſchen Natur der Sauerſtoff iſt; der Realism tritt an den Negativen hin, den der Stickſtoff repräſentirt; Schellings abſoluter Idealism endlich geht

vom Indifferenzpunkt aus, der nach außen in der Athmosphäre sich wiederfindet.

Eine zweite Schule, die der Verstandesphilosophie ordnet in Weiblichkeit sich Jener gegenüber. An den Waſſerſtoffpol wird die Philoſophie der Locke's und der Condillac's ſich ſtellen. Ihr iſt die Natur das allein Thätige, die Perſönlichkeit das rein Paſſive; in höchſter Entzündlichkeit tritt ſie dem Aeußern entgegen, und in Senſationen ſtrömt das Reale in ſie ein. Der Raum iſt das Bild des Bildes das ſich auf der Netzhaut mahlt, die Zeit der Ton des Tones der das Ohr erregt, und keuſchen Sinnes tritt ſie vor den hohen Iſistempel hin, und horcht den Orakelſprüchen die ihr aus ihm entgegentönen.

Den poſitiven Kohlenſtoffpol occupirt in ihr vorzüglich Leibnitzens Monadenlehre. Während dem Empirismus die einfachen allein aus der Erfahrung gezogenen Vorſtellungen in der unterſten Potenz die einzigen Gründe der objectiven Wahrheit ſind, und alles was über die Sphäre der Senſationen ſich erhebt, nur logiſche Gewisheit hat; findet der Rationalism

dieſe Wahrheit nur in den Vorſtellungen, die im höhern Verſtande ſich bilden; die nothwendigen und reinen Ideen ſind ihr der Seele virtualiter eingedrückt; alles was die Erfahrung giebt, iſt nur bedingt. Nur das Geiſtige vermag das Geiſtige zu erregen; nur dem Vorſtellenden iſt die höhere Receptivität geöffnet: das Objective, Abſolute in allen körperlichen Erſcheinungen iſt daher die geiſtige Monade, deren jede nach dem Unendlichen ſtrebt, und auf verſchiednen Stufen gehemmt zu verſchiedenartigen Vorſtellungen des Weltalls gelangt. Auch Berkleys Idealism trifft auf die Nähe dieſes Pols, und die ganze Schule iſt der Philoſophie was die Venetianiſche der Mahlerey, während die Materialiſtiſche der Flammändiſchen entſpricht.

Im Indifferenzpunkt endlich ſchwebt der Criticism, den das Eiſen in der äußern Natur darſtellt. Ihm tritt die Welt der Dinge an ſich, der Welt der Formen gegenüber; eine Sinnlichkeit in ſelbſtthätiger Paſſivität nimmt die Eindrücke, die ihr geboten werden, auf, und dieſen Stoff greift ſie in ihrer Form

Anſchauungen zuſammen, die der Verſtand höher hinauf zu Begriffen zuſammengreift und dieſe noch höher die Vernunft zu Ideen. Ein äußerer Sinn ordnet die Phänomene im Raume nebeneinander, die in dieſem Medium, das ſubjectiv in uns ſelber liegt, während es objectiv in den Dingen zu liegen ſcheint, zu Bildern polariſiren, und eben ſo der innere Sinn, der die Zeit zum bindenden Medium hat.

* Iſt die Wahrheit über eine Schule nur herabgekommen, iſt auf dem ganzen weiten Erdenrund nur dieſer einzige Fleck von ihrem Strahl beleuchtet, oder iſt's Eine und dieſelbe Sonne die über ihnen allen am Firmamente glüht, und über allem Wandel unverändert ſteht? Iſt's mit der Wahrheit anderſt als mit der Schönheit, wohnt ſie in eines Menſchen Werk allein, wer wagt es ihren Statthalter auf Erden ſich zu nennen? Seht Raphaels Verklärung; da ſtrahlt euch in himmliſcher Glorie die Gottheit zu, die nachdem ſie in der Menſchheit ſich geoffenbaret hat, ihrer Abkunft eingedenk, zurück zum Abſoluten ſtrebt; da liegen ſie auf des Tabors

Gipfel die beiden Sterblichen, die dem Verklärten die Nächsten sind, von dem Lichtglanz hingeworfen, durchsichtig für das Ewige und in ihrem Innersten aufgeschlossen, den ätherischen Schimmer trinkend, der heiligend sie durchdringt, schweben sie seelig in der Gottheit Fülle, die ihr ganzes Wesen in eine unaussprechliche Ahndung löst. Seht wie sich unten am Fuße des Bergs die Gemeinheit drängt, wie sie die Preßhaften bringt, damit das Absolute, von dem sie sprechen hörten, sie heilen möge; seht wie in der Jüngerschaar die Einen zweifelnd glauben, andere glaubend verzweifeln, und die Kommenden nach oben hin verweisen, die in stiller staunender Anbetung sich verlieren. Es ist ein schönes, großes, edles Bild; aber tretet in Angelos Riesentempel, und wenn dort der einfache, leere Raum euch Ehrfurcht abgewinnt; wenn das Erhabene, das still wie eine Sphynx sich in seine Schatten hingelagert hat, euch mit seiner Unendlichkeit ergreift, dann wagts die Lästerung auszusprechen, Raphaels Bild ist das einzige Schöne, was hienieden je vom Genius gebohren ward.

Und wenn denn die Wahrheit wie die Schönheit kein endliches Wesen, keine todte Sache iſt, die eines Menſchen Eigenthum werden könnte; ſondern eine organiſche Unendlichkeit, in der der kleinſte Theil von gleichem Leben glüht, und die nur der ganzen Menſchheit, allen Altern und Geſchlechtern angehört; woher denn die Uſurpation des Einzelnen ſich zum Imperator der Wiſſenſchaft aufzuwerfen; woher der Stolz nur mit ſeinem Bruſtbild die Münze der Erkenntniß auszuprägen; die Geiſter einzig auf dieſen Fleck zu bannen, und dieſen Punkt für das Centrum der Unermeßlichkeit, die überall ihren Schwerpunkt hat, auszugeben?

Dieſer gehäſſige Uebermuth von der einen Seite, der die Nüchternheit die in Ideen ſich nicht berauſchen kann, oder den unabhängigen Sinn, der die Freiheit der Geiſter reclamirt, als verächtliche Gemeinheit ſtempelt; er bedroht die intellectuelle Welt, die er von der Herrſchaft der Objectiven zu befreyen ſtrebt, mit dem noch drückendern Despotism einer individuellen Subjectivität. Dieſer Indifferenzpunkt, wie er im

Gebiethe des Wissens steht, reicht er nicht in die Sphäre des Handelns hinab, ist dort nur wilde Flucht der Kräfte, die sich hassen und nur zu wechselseitiger Beschränkung in wandelbaren Bildungen zusammenstoßen? und wenn ein solcher Punkt vorhanden ist, zerstört nicht dies Heraustreten aus ihm gegen die Seite der expansiven, stoßenden Kraft immerfort das Bildungswerk, das es befördern soll? Diese Gemeinheit, diese stille Beschränkung, ist sie nicht das Ziel nach dem wir alle streben, der Punkt auf dem die Trägheit schläft und die höchste Thätigkeit handelnd rastet? Wer sich nicht selber die Gränze geben mag, den schlägt die Nemesis in Fesseln. Bald werden Tribunen aus der Menge sich erheben, und die ehrsüchtige Kraft wird diese Stelle finden; sie werden die Rechte der Plebeier gegen die Eingriffe der stolzen Patricier schützen; der Witz wird die Anhöhen in der Nachbarschaft besetzen, und wieder beider Theile spotten, die im Cirkus um eine Hand voll Laub zur Krone sich zerfleischen.

Und von der andern Seite dies vornehme

Ignoriren der wichtigsten Ereigniſſe im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft; dies kalte, herzloſe Vorübergehen an dem Herrlichſten, mit dem der Genius uns beſchenkt, während man die verbutterten Erzeugniſſe einer kärglichen Phantaſie über die Gebühr anpreißt; dieſe Stockblindheit für alles was die Betaſtniß nicht umgreifen kann, was ſich über die Sphäre der unterſten Erregung erhebt; dieſe Anmaßung die Höhe, zu der die Mühſeligkeit ſeit Jahrtauſenden ſich hinaufgearbeitet hat, für das Höchſte zu halten, zu dem gebrechliche Sterbliche ſich erheben können, und die Regionen über ihr als die bezauberte Wohnung phantaſtiſcher Luftgeſpenſter ſcheu zu fliehen: dieſe Tendenz, wie ſie vorzüglich in der materialiſtiſchen Schule mit allen ihren Prätenſionen herrſcht, iſt ſie des freien Geiſtes würdig, der nur dadurch über das Thier erhaben ſteht, daß er das Unendliche begreift, und ſtolz das Haupt nach höhern Welten hebt?

Nein das iſt nicht der Weg, auf dem das Höchſte errungen wird, das Ideal wohnt nicht bei dieſen ſchneidenden Contraſten. Das Genie

iſt ſeinem Weſen nach herrſchend, aber nicht Despot: der Verſtand iſt ſeinem Weſen nach gehorchend, aber nicht ſclaviſch dienend. Wir alle ſind den Genien Dankbarkeit ſchuldig, die uns auf ihren Flügeln jenſeits der Dunſtregionen tragen: aber ſie ſollen auch nicht Alles, was nicht in den Lüften ſchweben kann, als unnützes Gewürm verachten; die Infuſionsrepubliken ſind der Natur ſo werth, wie die Fürſten, die im Aether ſchwimmen.

Das All iſt eine transcendente Gleichung, unendlich iſt die Zahl der Wurzeln, die ſie zuſammenſetzen; wer am meiſten dieſer Wurzeln evolvirt, der iſt am tiefſten eingedrungen, der iſt Oberprieſter der Natur: aber wer auch Eine nur aufgefunden hat, der hat nicht umſonſt gelebt, ſein Andenken ſoll nicht mishandelt werden. Nur wo in organiſcher Freiheit die Geiſter ſich bewegen, wo jeder in dem allgemeinen Organismus ſeine Stelle findet, und die Funktion ausübt, die ihm zugewieſen iſt, ohne durch topiſche Entzündung das allgemeine Gleichgewicht zu ſtören, nur da mag die Wiſſenſchaft in kräftiger Geſundheit gedeihen. Dieſe Dynaſten,

die ſich ſelbſt zum alleinigen Pole des allgemeinen Lebens und alles Wirkens aufwarfen, ſie haben im ewigen Wechſel und in der Reaction ihr Ziel gefunden, nach einigen Generationen hat die Zeit ihr Reich zerſtört.

Huldigung daher den Heroen der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſie ſind der Menſchheit ſchönſte Blüthe: aber kein Feudalrecht darf im Reiche der Geiſter geduldet werden. Achtung ſey der Tribut, den die Völker ihnen zollen, aber ihnen ſey die Induſtrie des Landmanns und des Bürgers heilig; ſie ſollen nicht von ihren Burgen in die Ebne ſtreifen, und den ſtillen Fleiß unter ihrem Huf zertreten. Dann wird aus dem wilden Kampfe, der die Menſchheit jetzt umtreibt, eine neue Schöpfung in der Welt des Wiſſens und des Bildens ſich erheben, wie aus den Stürmen, die um den Nachwinter brauſen, der junge Frühling ſich erhebt.

Geſchrieben im März 1803.

Aphorismen
über
die Organonomie.

Erstes Buch.

Druckfehler.

Seite 1. Zeile 4 statt Dryade l. Triade.
" 66 " 8 und 69 " 17. del. Linimentum volatile.
" 98 " 9 statt Salmiakgeist l. Kampfergeist.
" 288 " 2 statt Kräftigste l. Flüchtigste.
" 268 " 18 und 27 st. Negative l. Positive.
" 271 " 22 u. 24 st. Wasserstoffpol l. Kohlenstoffpol.

In drey Potenzen zerfällt unsre Persönlichkeit, drey positive Faktoren enthalten diese Potenzen, Vernunft, Phantasie, Bewegungskraft; drey Negative sind dieser Dyade zugeordnet, Verstand, Sinn, Erregbarkeit.

Wenn in der äussern Natur unsere Persönlichkeit sich spiegelt, dann müssen in dieser Natur jene drey Potenzen sich wiederfinden, wir müssen in ihr auf die drey doppelten Faktoren stoßen.

Die Vernunft produzirt in sich die Idee, sie die aus dem Endlichen sich immerfort in die Unendlichkeit verbreitet, sie die jede Fessel jede Schranke fliehend sich in unbegränzter Evolution auf's Absolute hin erweitert.

So produzirt die Sonne auch das Licht an ihrer Oberfläche; aus dem Mittelpunkte ihres

Weltgebiethes ſtrömt es von allen Seiten in die Ferne, und indem es, von der Feſſel der allgemeinen Schwere losgebunden, in ungemeßne Fernen ſich ergießt, ſtrebt es ſtets den abſoluten Raum zu füllen.

Was daher in unſerer Perſönlichkeit die Vernunft, das in der äußern Natur die Sonne, was dort die Idee, hier das Licht: im Lichte denkt die Sonne, in der Idee leuchtet die Vernunft, und wirkt ſtrahlend und funkelnd um ſich her.

Sonnen häufen ſich zu Sternenbänken an, ſo die Individuen zu Völkern; alle Völker treten zur Menſchheit zueinander, wie alle Milchſtraßen zum Univerſum ſich ineinander fügen.

Der Verſtand ballt die Eindrücke von auſſen her zu Wahrnehmungen, die Wahrnehmungen zu Begriffen zuſammenfaſſend aneinander, und feſſelt an uns feſt, was ſonſt uns ewig flieht; das Gebundene wird dann durch die Vernunft in der Idee durchdrungen, und zur Anſchauung aſſimilirt.

So ballt die urſprüngliche Ziehkraft in der äußern Natur, die wir hier im Gegenſatze mit dem Licht, Phlogiſton nennen wollen, das ſich ewig Fliehende als Cohäſion zur Materie aneinander,

und hält als Gravitation das Geballte wieder zu planetarischen Körpern fest zusammen, und das Gehaltene wird dann durch die Sonne im Licht durchdrungen, belebt, und zur Wärme assimilirt.

Was daher in unserer Persönlichkeit der Verstand, das in der äußern Natur, Ziehkraft, Phlogiston; was dort Wahrnehmung hier Materie; was dort Begriff hier Planet: in der Gravitation nimmt daher die Sonne sich selbst und das ausser ihr Befindliche wahr; im Verstande gravitirt die Vernunft gegen sich selbst zur Individualität, gravitirt die Aussenwelt gegen die Vernunft.

Wie beim Zusammentreten von Licht und von Phlogiston zum innern Gleichgewichte die Wärme sich bildet, die wieder in Licht sich expandiren, oder zu Phlogiston sich figiren kann:

So bildet beim Zusammentreten von Idee und Wahrnehmung zum innern Gleichgewichte, die mathematische Anschauung sich uns, die in's Absolute im Unendlichgroßen zur Idee sich wieder erweitern, oder im Unendlichkleinen zum bedingten Element der Wahrnehmung sich zusammenziehen kann.

Wie endlich die positive, leuchtende

Sonne mit dem negativen, reflectiren-den Planeten das äußere Weltsyſtem im Raume konſtruirt, und aus dieſem Konflikt die kosmiſchen Phänomene hervorgehen; ſo wird die poſitive, denkende Vernunft mit dem negativen, reflektirenden Verſtand das Syſtem des Geiſtes in die Zeit konſtruiren, und aus dieſem Konflikt die intellektuellen Phänomene ſich entwickeln.

Die höchſte Sphäre der Perſönlichkeit hätten wir ſomit im Weltall wiedergefunden; auch die Zweite die des Gemüthes muß uns dort zum zweitenmale entgegenſcheinen.

Die Idee, indem ſie ſich am äußern Perzipirten hemmt, dämpft ſich zum Affekt; die gehemmte Vernunft wird zur Phantaſie, die mit ihrem zauberiſchen Farbenlicht die Gegenſtände umſpielt, in der aber immer noch die ſelbſtſtändige Idee vorherrſchend iſt.

So dämpft ſich auch das Licht, indem es ſich an der Materie hemmt, zum elektriſchen Feuermeere, das mit ſeinen blauen Lichtern um die Erde fährt, in dem aber immer die ſelbſtſtändige expanſive Kraft vorherrſchend iſt, und in den Blitzen ſich verkündet.

Was daher in unſerer Perſönlichkeit die Phan-

taſie, das in der äußern Natur das elektriſche Feuermeer; was dort der Affekt, das hier der Blitz: die Sonne phantaſirt daher im Ungewitter, ihr Affekt ſpricht ſich im Donner aus, mahlt ſich im Zickzack des Wetterſtrahls; die Vernunft blitzt in der Phantaſie und donnert und wettert im Affekte.

Der Verſtand, wenn er ſich aufs Einzelne individualiſirt, wenn er nur das Eine, Konſonirende und Rührende, zieht und ballt und zuſammenfaßt, und im Ziehen es um den Pol der Schönheit ordnet, und dadurch Form in den Raum, Eurythmie in die Zeiten bringt, wird zum Sinne, in dem die Wahrnehmung vorherrſchend iſt, und die Idee begrenzt.

So individualiſirt die attraktive Kraft, die als Gravitation die Erde zuſammenballte, wenn ſie nur das Eine, homogene Eiſen zieht, und im Ziehen es um die Pole der Erde durch Deklination und Inklination in Kurven ordnet, zum Magnetismus ſich, indem die attraktive Kraft vorherrſchend iſt, und Rigidität als Bedingung fordert. (v. Arnim.)

Was daher in unſerer Perſönlichkeit der Sinn, das in der äußern Natur der Magnetismus; im Neigen des Magneten nach dem Pol der Erde

hin empfindet daher die Natur; im Sinne und in der Empfindung bekömmt das Aeußere Polarität nach der Schönheit hin: sie sucht der Sinn wie die Nadel ewig die Pole sucht mit mannichfaltigen Neigungen und Abweichungen im Laufe der Jahrhunderte. (Herder.)

Wie im Gegenwirken von Licht und von Phlogiston sich die Wärme zeigt, so werden im Galvanism Elektrizität und Magnetism sich vereinigen; die voltaische Säule zeigt Polarität, die jeden Augenblick sich durch Uebergang vernichtet, und jeden Augenblick sich wieder selbst herstellt.

So wirken auch im Gefühle, Phantasie und Sinn zusammen, Affekt und Empfindung gehen in ihm ineinander über. Im Galvanism fühlt sich daher die äußere Natur, im Fühlen galvanisirt sich das Gemüth.

Wie endlich die Sonne in dem positiven elektrischen Feuermeer, das die Erde umfaßt, und das Phlogiston in dem negativen magnetischen Kern, den es in ihr ballt, das Erdsystem als Individuum konstruirt, und aus diesem Konflikt im Galvanism die meteorischen Phänomene sich entwickeln; so wird die positive Phantasie mit dem negativen Sinn das System des Gemüthes

konstruiren, und aus diesem Konflikte im Gefühle, die ästhetischen Phänomene hervorgehen.

Die zweite Sphäre der Persönlichkeit hätten wir somit in der äußern Natur wiedergefunden, auch die des Organisms muß uns dort entgegenkommen.

Die Idee und der Affekt, indem sie sich am Aeußern hemmen, und im Raume und in der Zeit thätig um sich wirken, äußern sich durch Muskelbewegung; gehemmte Vernunft und Phantasie auf der untersten Stufe wird zur Bewegungskraft, in der die innere Selbstständigkeit sich vorherrschend zeigt.

So wird Licht und Elektrizität, wenn sie sich fest und latent an die Materie binden, um unmittelbar in ihr zu wirken, zum Sauerstoff; die Sonne hemmt sich zum elektrischen Feuermeere und tiefer herab auf der untersten Stufe zur Athmosphäre, die reich an jenem positiven Prinzip die Erde umfängt, in der aber die expansive Kraft, das Licht, vorherrschend ist, und sie daher als Gasmeer erscheinen macht.

Was daher in unserer Persönlichkeit die Muskelkraft, das in der äußern Natur das Luftmeer; was dort der Muskelreiz, das hier der Sauerstoff: im Sauerstoffe regt sich die

Natur, in der Muskelbewegung woogt die Athmosphäre unseres Organism.

Verstand und Sinn tiefer herabgeführt, und auf den Organism individualisirt, um das ihm Kongruirende aus der äußern Natur zusammenzugreifen und zu verähnlichen, wird zur Erregbarkeit, in der die Rezeptivität sich vorherrschend zeigt.

So bilden Phlogiston und Magnetism, wenn sie noch weiter sich individualisiren, und absteigend an der Erde das Homogene nur zusammengreifen, um es in Konflikt mit dem Sauerstoffe zu versetzen, die kombustibeln Körper, in denen durchhin die attraktive Kraft vorherrschend ist, und die daher der Diamant am reinsten repräsentirt.

In den brennbaren Körpern, die sich an der Erde finden, besitzt der Planete und in ihm die äußere Natur Erregbarkeit; in der Erregbarkeit hat der Organism Kombustibilität, erhält er mithin die brennbaren Stoffe in seiner Zusammensetzung.

Wie im reinen Gegenwirken von Sauerstoff und brennbaren Körpern die Kombustion sich zeigt, in der das Positive und Negative sich als Faktoren finden: so zeigt im reinen Gegenwirken von Bewegungskraft und Erregbarkeit das Leben sich, in dem das Thätige und das Leidende sich als Faktoren finden.

Wie als Produkt der Kombuſtion des Luftmeers mit den brennbaren Körpern, des Expanſibeln mit dem Rigiden, ſich das Tropfbarflüſſige zeigt, in dem attraktive und repulſive Kraft ſich zur höchſten Verſchiebbarkeit der Theile wechſelſeitig hemmen, und als der reinſte Repräſentant dieſer Form ſich das Waſſermeer zwiſchen Luft und den feſten Kern der Erde legt:

So geht in der Gegenwirkung von Bewegungskraft und Erregbarkeit im Organismus das Blut hervor, das als der Träger des Lebens erſcheint, und wie die Flüſſe, das Symbol des Lebens in der äußern Natur, von der Quelle wie vom Herzen in zahlloſen Pulſen nach dem Meere ſtrömen, und gleichſam wie durch ihre Venen zurück als Wolken zu der Quelle kehren: ſo zirkulirt das Blut, der Lebensſtrom, vom Herzen durch die Arterien nach den entlegenſten Regionen des Organismus hin, um durch die Blutadern zur Quelle zurückzuſtrömen, und ſo den Kreislauf zu erhalten.

Wie endlich die Adern der brennbaren Körper, Schwefelkieſe, Metalle u. ſ. w. ſich durch die Erde ziehen, und wie Muskeln an das Granitgerippe legen, und die Athmoſphäre und in ihr das elektriſche Feuermeer durch die Krater der Vulkane dieſe Muskeln konvulſiviſch ſchüttelt, daß das ungeheure Gerippe

wankt, und die Natur gräßlich im Erdbeben zucke, und aus ſeinem Krater das Geſchwür als Eiter Lava und Bimſtein gießt:

So regt auf gleiche Weiſe der Affekt das Muskelngeflechte am Organismus, daß es krampfhaft ſich zuſammenzieht, und mannichfaltige Formenwechſel an ſeiner Oberfläche zeigt.

In der Kombuſtion kömmt daher die Natur in's Leben, in ihr zeigt ſich die Sonne thätig im Sauerſtoff, der Planete leidend im kombuſtibeln Körper, und aus der Gegenwirkung beider gehen die chemiſchen Phänomene hervor; Leben auf der unterſten Stufe iſt hinwiederum Kombuſtion, Zeugung mithin, wie jener Taubſtumme richtig bemerkte, Feuerſchlagen.

Drei Feuermeere woogen daher um unſere Erde, alle leiten die Quelle ihrer innern Thätigkeit von der Sonne her: zu oberſt das Lichtmeer, das den ganzen unendlichen Raum erfüllt; tiefer hinab das elektriſche Meer, das ſich näher an die Erde bindet; zu unterſt das Sauerſtoffmeer, das ſich ganz nahe an ſie legt, und nur auf ſehr begränzte Weiten geht: ſie alle macht die Sonne fluthen.

So weben auch drei Kräfte in unſerm Innern: zu oberſt die Vernunft, die als Grundprinzip

die ganze Unendlichkeit umfaßt; tiefer hinab das Gemüth, das sich an die Region des Aesthetischen fesselt; zu unterst die Bewegungskraft, die ihrem Wesen nach durch den Organismus beschränkt, nur den engsten Wirkungskreis erfüllt.

Drei ziehende Kräfte bergen sich in der Erde Schooß: die allgemeine Gravitation, die alle Körper ohne Unterschied nach ihrem Mittelpunkte treibt; der Magnetism, der das Polarisirte nach einer Masse treibt, die zwischen Mittelpunkt und Oberfläche liegt, wie die Neigung der Nadel verräth; endlich die der brennbaren Körper, die sie in Verzweigungen an die Oberfläche ordnet, und den Sauerstoff an sie fesselt. In ihnen allen zeigt die ursprüngliche attraktive Kraft sich wirksam.

So zeigt unsere Persönlichkeit gegen die Aussenseite drei gleiche Ziehkräfte auch: zu oberst der Verstand, der alle Wahrnehmungen ohne Unterschied zu Begriffen zusammenfaßt; tiefer hinab der Sinn, der nur das Schöne und das Rührende erfaßt; zu unterst die Erregbarkeit, die nur das dem Organism Homogene faßt, und ins Leben assimilirt. Alle werden von einer und derselben Assoziationskraft beherrscht. *

* Das Bisherige, in sofern es die äußere Natur betrifft, sind Lehnsätze, die in den Aphorismen über die Physik ihre weitere Auseinandersetzung erhalten werden.

Wenn der Organism im Andrange der äußern Natur gegen die Innere sich bildet, dann wird auch in ihm dieselbe Erscheinung sich wiederhohlen; jeder der drei positiven, jeder der drei negativen Faktoren wird im Organism seinen Repräsentanten haben müssen, und wird ihn an den entsprechenden Faktoren der äußern Natur finden, und indem so das Innere mit dem homogenen Aeußern sich in Konflikt versetzt, geht die vollendete Individualität des Menschen hervor.

Der Vernunft im Innern entspricht das Licht, die Sonne im Aeußern; der Träger der Vernunft wird daher das Licht seyn müssen: der Phantasie im Innern entspricht die Elektrizität im Aeußern, der Träger der Phantasie wird sich daher in der elektrischen Materie finden: der Bewegungskraft im Innern entspricht der Sauerstoff von aussen, den Träger der Bewegungskraft wird daher der Sauerstoff uns geben.

Im Innern des Organismus muß also irgendwo ein Lichtmeer woogen, das die Vernunft in den Iden regt; es muß ein elektrisches Meer in ihm sich finden, in dem die Affekte fluthen; es muß in ihm ein Sauerstoffmeer wirksam seyn, das die Lebensbewegungen regelt.

Allein in unserm Innern leuchtet keine Sonne,

auf der wir die Vernunft thronend fänden, nirgends sehen wir in ihm elektrische Materie angehäuft; überall nur feste, oder flüssige, oder expansive, aber immer ponderable Materien, nirgends jene feinern Stoffe frei und entfesselt.

Das Licht und die elektrische Materie, die jene beiden positiven Faktoren der höhern Potenzen bergen, müssen daher an eine jener drei Materien und zwar, da sie in ihnen noch immer vorherrschend durch Expansion sich verkünden sollen, an den expansibeln gasförmigen Körper sich hängen, und in ihm durch innere Zersetzung bei jeder Aeußerung jener Kräfte losgebunden werden.

Die Träger der Vernunft und Phantasie werden daher an einem expansibeln Dunste sich vereinigen müssen, und beide nun durch innere Zersetzung in Licht und Elektrizität, oder elektrischem Licht sich thätig zeigen.

Und dieser expansible Dunst wird an einem Ort sich sammeln müssen, von wo aus alle Thätigkeit der innern Potenzen sich verbreitet, in den die Wirksamkeit der äußern Faktoren zusammenfließt; dieser Ort ist für die beiden höhern Sphären Geist und Gemüth ohne Zweifel das Gehirn.

Im Gehirne müssen daher sich Höhlen finden, die diesen Dunst zusammenhalten, und diese Höhlen sind

die Kammern, die sein Inneres überall durchziehen, und wo durch das Adernnetz jener expansible Dunst abgeschieden wird. Im Hauche, der sich dort aus den feinen Arterien sondert, müssen wir daher den Träger von Vernunft und Phantasie aufsuchen. *.

An jeden positiven Faktor der Potenz schließt sich unmittelbar der zugehörige Negative; an die Träger der Vernunft und Phantasie wird sich daher unmittelbar der Träger des Verstandes schließen müssen, und in den Wänden jener Höhlen und den übrigen Theilen des Gehirns werden wir daher die Träger dieser negativen Faktoren finden.

Dem Verstande entspricht in der Aussenwelt die Gravitation; der Träger des Verstandes wird daher zunächst ein solcher Körper seyn müssen, in dem die ziehende Kraft vorherrschend ist, das ist ein Fester.

---

* Die Gehirnkammern großer Menschen oder großer Narren mit Gips ausgegossen, und die Abdrücke hinter Glas geordnet, gäbe eine Sammlung von Psychen, wie man Sammlungen von Schmetterlingen hat, und diese würde daher sonder Zweifel höchst instruktive Ansichten geben, wäre es auch nur um an diesen Petrefakten menschlicher Vernunften und Unvernunften noch einmal zu sehen, wie nahe Extreme aneinander gränzen.

Wie die Gravitation alle Materie in einem Mittelpunkt vereinigt, wie der Verſtand in demſelben Streben die Wahrnehmungen zuſammenfaßt: ſo wird auch ſein Repräſentant im Organismus auf gleiche Weiſe alle die Verzweigungen, in die er ſich gegen die äußere Natur verbreitet, in eine Beziehung ſammeln müſſen, auf die ſie alle wie Strahlen konvergiren.

Allen dieſen Erforderniſſen entſpricht das Mark des Gehirns; es iſt ein feſter Körper, alle Nerven die es nach den verſchiedenen Regionen des Körpers ſendet, gehen von ihm aus, und vereinigen ſich in ihm.

Der Markknoten mit ſeinen mannichfaltigen Verbreitungen, in ſeinen verſchiedenen Gebilden, dem Balken, der Brücke, den Markkügelchen, den Pyramiden und Olivenkörpern, dem äußern Rückenmarke u. ſ. w. wird daher der Repräſentant des Verſtandes im Organismus ſeyn, und ſeinen verſchiedenen Fakultäten werden jene verſchiedenen Konfigurationen entſprechen.

Der expanſible Dunſt, von der Vernunft zerſetzt, wirkt beim Denken auf die markigte Subſtanz der Wände; die markigte Subſtanz wirkt, von der äußern Natur geregt, auf den expanſibeln Dunſt beim

Wahrnehmen; und da wo Wirkung und Gegenwirkung sich im Ideal vereinigen, entsteht mathematische Anschauung. Die Sphäre des Geistes wäre somit in den Organism projizirt.

Die Gravitation, die den Planeten ballt, zieht im Mittelpunkt der Erde; der Magnetism hat seinen Beziehungsraum zwischen Mittelpunkt und Oberfläche, und über dieser Oberfläche woogen ihre Antagonisten Liche und Elektrizität.

Nicht so beym Organism: die Sonne die ihn im Licht und in der Elektrizität regt, schwebt nicht, wie die des Weltsystems, über ihm; sie birgt sich in seiner Mitte, und aus dem Innersten desselben würkt sie denkend und phantasirend um sich her.

Die Oberfläche, die gegen die innere Thätigkeit sich kehrt, und von ihr beschienen wird, ist daher die Wand der Höhlen des Gehirns, und an dieser Oberfläche liegt zunächst der Träger des Verstandes, wie sein Analogon in der äußern Natur im Mittelpunkt der Erde liegt. Im Organism kehrt sich daher gleichsam die Erde um, was dort Mittelpunkt ist, wird hier Oberfläche die sich gegen die innere Sonne kehrt.

Wie daher an der Erde auf den Träger der Gravitation der Träger des Magnetismus folgt, so

wird gleichfalls im Gehirn auf den Träger des Verſtandes der Träger des Sinnes folgen, ihm nach außen zu, gegen die äußere Natur gekehrt, liegen müſſen.

Wie der Sinn gleichſam den Verſtand umhüllt, ihm in allen ſeinen Modifikationen folgt, und für alle ſeine Fakultäten ein Analogen im Gemüthe zeigt; ſo muß auf gleiche Weiſe der Träger des Sinnes den des Verſtandes umhüllen, muß ihm in alle ſeine Configurationen folgen, und gleichſam ihn noch einmal wiederhohlen.

Dieſe Materie wird nun die graue Hirnſubſtanz ſeyn; ſie liegt der Markigten nach außen hin, gegen die äußere Natur gekehrt, und verfolgt ſie in alle ihre Windungen, und bringt mit ihr als äußere Bekleidung aller Orten in's Innere des Gehirnes ein; ihre Farbe ſcheint dabei auf einen Gehalt an Eiſen hin zu deuten.

Die Thiere, die in Rückſicht auf Geiſteskräfte näher an den Menſchen reichen, haben mehr Mark im Verhältniß zur Cortikalſubſtanz; bei Unvollkommnern, wie Fiſchen, Vögeln, bei denen die Spuren höherer intellectueller Fähigkeiten faſt ganz verſchwinden, beſteht das Gehirn beinahe blos aus grauer Subſtanz. Die Markigte iſt äußerſt ſelten

und in geringer Menge vorhanden, und dabei fehlen die Windungen gänzlich. (Willis.)

Kinder, bei denen die Geisteskräfte noch schlummern, die des Gemüthes hingegen in der Empfindlichkeit, Beweglichkeit für Schmerz und Freude, der Kühnheit oder Furcht, der Anhänglichkeit u. s. w. sich stärker äußern, sieht die graue Substanz in größerem Verhältniß zur Marksubstanz als bei Erwachsenen, wo diese mit Erweiterung der Sphäre des Geistes sich vermehrt.

Die Natur wirkt in die graue Substanz, und regt so die Empfindung. Die Phantasie wirkt in den Dunst der Höhlen des Gehirns, und weckt so den Affekt; wenn beide in ihrer Wirkung sich begegnen, dann geht als Ideal das Gefühl hervor.

In den Sinnorganen tritt das Gehirn am nächsten an die äußere Natur; in den Sinnorganen tritt die Seele in die genaueste Berührung mit der Aussenwelt; im Auge würkt die höchste Potenz, in der Natur, das Licht, auf unsern wahrnehmenden Verstand; auf der Zunge und in der Nase wirken die untern Potenzen Elektrizität, Sauerstoff und combustible Körper in die Seele ein.

In dem System der Sinnesnerven sind daher die Träger des Verstandes und des Sinnes nakt

und der äußern Natur blos gegeben; wie ein feines Gewebe ſind dieſe Fäden ausgeſpannt, um bei der leiſeſten Berührung von auſſen her anzuklingen, und ſie der Seele zuzutönen.

Dem Objekte der Empfindung wie dem der Wahrnehmung ſollen die Nerven erregbar ſeyn, die Einen ſollen ſie zum Träger des Sinnes, die Andern zu dem des Verſtandes hin fortpflanzen; wie ſie an einem Ende in ſeinen netzartigen Verbreitungen der äußern Natur ſich öffnen, müſſen ſie mit dem andern die graue und die markigte Subſtanz des Gehirns durchſetzen und in die Höhlen deſſelben ſich verlieren. Das zeigt nun auch wirklich die Zergliederung.

„Der Sehnerve windet ſich um die Fortſätze des großen Gehirns, und ſtellt in jeder Hirnhälfte einen Hügel dar, in welchem die Ausbreitung des Sehnerven geſchieht; wir bemerken, wenn wir dieſen Hügel durchſchneiden, deutlich das Nervenmark mit der grauen Hirnſubſtanz vermiſcht.“

Daher bringt das Auge Wahrnehmungen und Empfindungen der Seele zu.

„Der Gehörnerve ſchlägt ſich um die Fortſätze des kleinen Gehirns, und zertheilt ſeine Nervenfäden auf eine ähnliche Art auf dem Boden der vierten Hirnhöhle, in welcher die markigen Fä-

den dieſes Sinnnerven zwiſchen der grauen Hirnſubſtanz gleichſam eingelegt erſcheinen."

Daher dient auch dieſer Nerve dem Verſtande und dem Sinn zugleich.

„Der Geſchmacksnerve trennt ſich bald von den übrigen Nervenfäden des fünften Paars, und dringt durch eine eigene Oeffnung zwiſchen den Faſern der Fortſätze des kleinen Gehirns bis zum Hirnknoten, wo das Nervenmark dieſes Sinnnerven in mehrere Lagen zertheilt, und mit grauer Hirnſubſtanz unterſchieden iſt."

Auch der Geſchmack hat daher ſeine Aeſthetik wie er ſeine Mathematik hat.

„Der Geruchnerve geht in die Vertiefung der vordern Hirnwindungen wie ein dreiſeitiges Prisma, und vermiſcht mit der grauen Subſtanz einer Hirnwindung verbreitet er ſich auf eine ähnliche Art im geſtreiften Körper, der gleichfalls aus abwechſelnden Lagen von grauer und markigter Subſtanz beſteht." (Acketmann.)

Der Geruchnerve beſteht ſelbſt zum Theil auch grauer Subſtanz, oder die markigten Fäden in ihm ſind wenigſtens von allen Seiten in ſie eingehüllt. Daher giebt der Geruch unter allen Sinnen uns die dunkelſten Wahrnehmungen, aber lebhafte Empfin-

dungen, weswegen Rouſſeau ihn auch den Sinn der Erinnerung nennt.

Alle vier Nerven enden auf den Wänden der Höhlen des Gehirns, wo ſie ohne Anaſtomoſe ſich verlieren. (Sömmering.)

Wie die äußere Natur in den Sinnnerven in die Seele tritt, ſo tritt die Seele in den Bewegungsnerven in die äußere Natur. Empfindungen und Wahrnehmungen weckt durch die Einen in der Seele die Natur, Bewegungen durch die Andern die Seele in der Natur.

In Polarität gegeneinander neigend gehen die Sinnnerven in die kugelförmige Maſſe des Gehirns zuſammen; wie hingegen die Pflanze aus einer Wurzel in zahlreichen Veräſtlungen der Sonne entgegenvegetirt, ſo werden die Bewegungsnerven gleichfalls von einer Wurzel auseinanderfahrend ſich der äußern Natur entgegenbreiten. Dieſe Wurzel iſt das Rückenmark.

Aber die Bewegungsnerven ſollen auch in die Natur hinüberwirken, ſollen ſelbſtthätig in ihr Bewegung wecken; aber in ihnen ſelbſt liegt keine Contractilität, durch die ſie das Bewegliche ergreifen, das Bewegte zur Ruhe bringen, das Ruhende bewegen könnten. Um alſo das zu können, müſſen ſie

im Organismus mit einem Theile in Verbindung treten, der jene Contractilität beſetzt, die ihre Thätigkeit ins Spiel verſetzen, und durch ſie dann die Natur erregen kann. Dieſer Theil iſt nun der Muskel.

Das Rückenmark mit den Bewegungsnerven, das ganze Syſtem der langen und der Schließ-Muskeln mit dem zugehörigen Knochengerüſte iſt daher für ein Organ zu halten, — das Bewegungsorgan in dem die Seele ſelbſtthätig nach auswärts wirkt, im Gegenſatze mit den Sinnorganen, in denen die Seele leidend die Einwirkung von auſſen her erfährt.

Im Sinnorgan verſchwindet der Muskel im Sinnerven; dieſer verbreitet ſich in ein Geflechte, das die Stelle des Muskels vertritt, und die zugehörigen Blutgefäße erhält: im Bewegungsorgan tritt der Muskel vor, in ihm verſchwindet der Bewegungsnerve.

Aber der Sinnnerve nimmt die Eindrücke auf von auſſen her und pflanzt ſie zur Seele fort, der Bewegungsnerve nimmt die Eindrücke von innen auf, und pflanzt ſie zum Muskel; beide ſind nur der Richtung nach verſchieden: jeder Nerve wird alſo auch, wenn dieſe Fortpflanzung durch innere Zerſetzung geſchieht, beider Modifikationen fähig ſeyn;

jeder Nerve wird Sinn und Bewegungsnerve werden können.

Aber der reine Sinnnerve wird nicht bewegen können, weil ihm der Muskel fehlt, den er irritiren könne; wohl aber wird der Bewegungsnerve zu gleicher Zeit zum Sinnnerven dienen können, weil er sich selbst zu diesem Zwecke genügt.

Aber je vollkommner der Nerve im Muskel verschwindet, je derber der Muskel den Nerven umhüllt, um so mehr verliert sich in den Bewegungsnerven der Sinnerve, um so stumpfer ist mithin Wahrnehmung und Empfindung.

Das Bewegungsorgan ist daher zugleich auch Sinnorgan; ein und derselbe Nerve diene in ihm der äußeren und der inneren Natur: aber die Eindrücke, die dies Organ der Seele bringt, müssen vor allen die dunkelsten seyn, um so dunkler je vollkommner es dem Willen untergeordnet ist.

So ist das Muskelsystem auch Organ des Gemeingefühls, betastend forschen wir durch dasselbe in der äußeren Natur; das Solide ist's, das durch seine Vermittlung der Seele sich verkündigt.

Das Muskelsystem, als Bewegungsorgan, gehorcht vorzüglich dem Willen, in dem die Vernunft in höchster Freiheit sich selbst bestimmt, der Phantasie wird es nur insofern zugänglich, als

der Affekt in die Sphäre des Geiſtes ſich erhebt, und darin den Willen weckt.

Das Muskelſyſtem als Sinnorgan bringt vorzüglich Wahrnehmungen zum Geiſte, in denen die Natur den Verſtand beſtimmt; der Empfindung iſt es minder aufgeſchloſſen, und führt dem Sinn nur ſchwache Bilder zu. Die Aeſthetik des Gemeingefühls iſt die trübſte, beſchränkteſte unter allen.

Wenn daher im Gehirn der Träger des Sinnes nach auſſen tritt, der des Verſtandes in's Innere ſich birgt, und die Sinnerven den Einen durchſetzen, um ſich in den Andern zu verbreiten; dann muß im Rückenmark dem Verbindungsorte der Bewegungsnerven der Träger des Verſtandes nach auſſen treten, der des Sinnes in's Innere zurück ſich ziehen, und von jenem aus die Nerven in den Organismus ſich verbreiten.

Das iſt nun wirklich auch der Fall: im Rückenmark ſetzt die graue Subſtanz, die im Gehirne an der Oberfläche liegt, in's Innere vor, nach auſſen hingegen liegt die markigte Subſtanz, in die die Nerven wurzeln. Die Eindrücke von auſſen her geſchehen daher in den Träger des Verſtandes, und rühren durch ſeine Vermittlung erſt den Sinn; die Eindrücke von innen her geſchehen im Antagonism

des poſitiven und des negativen Geiſtesträgers unmittelbar in die Nerven, mittelbar durch's Mark im Antagonism der beiden Träger des Gemüths.

Im Bau der Vögel, bei denen das Bewegungsorgan gleichſam das der Seelenkräfte verſchlingt, die daher jener ausdauernden Bewegungen im Fluge über Meere und ganze Welttheile fähig ſind, tritt, wie ſonſt nur beim Rückenmark ſo auch im Gehirn die graue Subſtanz in's Innere, um von auſſen von der markigten umkleidet zu werden. (Vicq d'Azir) Das Gehirn der Vögel iſt alſo nichts als Fortſetzung, Efflorescenz des Rückenmarks, Wurzel des Bewegungsorgans, das außerordentlich nervenreich bei verhältnißmäßig kleinen Muskelbündeln am Vespertilio Murinus Humbold zugleich mit einem überaus großen Cerebellum bei einer geringen Maſſe des Cerebri fand.

So haben wir denn nun die Träger der beiden obern Funktionen unſerer Individualität nachgewieſen; wie die beiden poſitiven Faktoren der Potenzen in ihrem Streben jede Form und jede Schranke fliehen, und im Unendlichen, ſich ſelber überlaſſen, ihre Gränze ſuchen, ſo muß ihr Träger gleichfalls ein ſolcher Körper ſeyn, in dem die innere treibende Kraft die äußere Begränzung zerſtört und den Stoff zu zernichten ſucht; er iſt daher ein Gas, ein

Dunſt *. Wie die beiden negativen Faktoren dem äußern ungeformten Stoffe Form zu geben ſuchen, und das Mannichfaltige der Auſſenwelt gleichſam zur Einheit cryſtalliſiren; ſo muß in ihrem Träger auf gleiche Weiſe der rohe Stoff geformt ſich zeigen, in organiſcher Begränzung muß er zur feſten Bildung gekommen ſeyn; was denn auch wirklich in der feſten Hirnſubſtanz ſich findet, die in mancherley Configurationen das Gewölbe des Schädels und die Rückenwirbel durchzieht, und in verſchlungenen Geflechten in den Organismus ſich verbreitet.

Jetzt müſſen wir noch eine Stufe tiefer in den Organismus ſteigen, und wie wir vorhin dort die Vernunft in das Bewegungsorgan, den Verſtand in die Sinnorgane ſich verlieren ſahen; ſo müſſen wir gleichfalls itzt entwickeln, wie Phantaſie und Sinn auf gleiche Weiſe ſich

* Träger der verſchiedenen Kräfte und Fähigkeiten in unſerer Perſönlichkeit heißen jene Materien und Organe, von denen aus die Wirkungen jener Kräfte in den Organismus ſich verbreiten, und in denen die Aeußerungen dieſer Fähigkeiten zuſammenfließen. Die Seele ſchaut ſich ſelbſt nicht im Raume an, wohl aber die Wirkungen ihrer Thätigkeit und die Gegenſtände ihres Leidens, und die Theile, in die aus und eingehende Strahlen convergiren, ſind die Träger der zugehörigen Fakultäten.

verlierend mit jenen die beiden Factoren des Lebens bilden, und durch ihren Antagonism den materiellen Organismus construiren.

Das Licht in der unterſten Potenz hemmt ſich zum Sauerſtoff, der ſich als Athmosſphäre um die Erde legt; das Phlogiſton, die attractive Kraft auf der niedrigſten Stufe bindet ſich zu den Combuſtibeln Körpern, die wie Adergeflechte die Oberfläche der Erde durchziehen, und bei ihrer Bildung aus dem Menſtruum in ihrer Form ſich cryſtalliſirten.

Wie nun in der Gegenwirkung von Sauerſtoff und combuſtibeln Körpern die Combuſtion zu Stande kömmt, und ſomit Waſſer und in ihm Leben in der Natur erſcheint: ſo müſſen auf gleiche Weiſe in den Organism brennbare Körper treten; in ihn muß eine Athmosphäre von Sauerſtoff ſich ergießen, damit die Combuſtion und in ihr das Leben, und ſein Träger das Blut zu Stande kömmt.

Wenn aber brennbare Körper in den Organism treten ſollen, dann muß er die Fähigkeit beſitzen, aus der Mannichfaltigkeit von Materien, die ihm dargeboten wird, nur das Homogene auszuwählen, und ſich anzueignen; er muß Organe haben, durch die die Aufnahme der brennbaren Materie geſchieht, die als Zuleiter den Stoff des Lebens ihm zuführen:

jene Fähigkeit äußert er nun in der Absorption, diese zuführenden Organe sind die einsaugenden Gefäße.

In den Magen bringen wir die Speisen, Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff sind die vorzüglichsten Bestandtheile, die sie enthalten; zu Brey zermalmet und zerrieben werden sie auf der innern Fläche des Darmcanals den Milchgefäßen dargeboten, und diese saugen ein, was mit dem Organismus harmonirt.

Wie daher das Auge die Formen im Raum erfaßt, und auf den Markflocken der Netzhaut die Eindrücke der schönen, reinen Form sich in Bildern sammeln, und im Sehnerven dann dem Träger des Gemüths, der grauen Substanz, zufließen; so nimmt der Magen die Speisen seine Lichtstrahlen, wie der Augapfel die Lichtstrahlen seine Speise auf, und so sammeln die zottigten Flocken der innern Haut des Darmcanals zum Chylus sie zusammen, und wie der Sehnerve dann das Zusammengebundne hin zu dem Gehirne führt, so führen die Sauggefäße das Erlesene dem Milchbrustgange zu, der es weiter dann in die Hohlader ergießt.

In den Milchgefäßen zeigt sich daher die affectirende Receptivität, die auf den höhern Stufen

als Sinn und als Verſtand ſich äußert, am Befangenſten; wie jene das Mannichfaltige zur Einheit, das Formloſe zur Form erheben, ſo erheben dieſe das Anorganiſche zum Organiſchen, den Chymus zum Chylus.

Allein nicht blos in den Milchgefäßen des Darmcanals zeigt die organiſche Receptivität ſich thätig; ſie ſind nur ein Zweig des ganzen Syſtem's von Sauggefäßen, deſſen Stamm der Milchbruſtgang iſt. In den lymphatiſchen Gefäßen breitet dieſer Stamm ſich in den ganzen übrigen Organismus aus, und ein feines Geflechte mündet aller Orten an die Oberfläche, um aus der Athmosphäre einzuſaugen; in die Höhlen des Körpers, um den ausgehauchten Dunſt der Arterien zum Herzen zurückzuführen; in's Zellgewebe und das Parenchyma der Eingeweide, um die abgeſchiedne Lymphe der Cirkulation von neuem zuzuführen.

Und wieder dieſe lymphatiſchen Gefäße ſind nichts als weiſſe Venen: wie die Blutadern ſich an die Mündungen der Arterien legen, und das rothe Blut einſaugen, das noch übrig bleibt, wenn die Secretionen geſchehen ſind; ſo legen die lymphatiſchen Gefäße ſich gleichfalls entweder an die Arterien wie im Auge, oder in's Zellgewebe, in das in dieſem Fall die Arterien ſich verlieren, und ſaugen

aus den Zellen das in ſie ergoſſene weiſſe Blut, wie die Venen ſelbſt das rothe aus den Zellen der Harnröhre nach den Erectionen ſaugen.

Auch in den Blutadern iſt's alſo die organiſche Receptivität, die die Reſorptionen regelt, in den chylöſen, in den lymphatiſchen und den venöſen Gefäßen erfolgt daher die Bewegung der Säfte nach den nämlichen Geſetzen; überall iſt's dieſelbe Ziehkraft, die in den Organismus hinaufgeſteigert, mit Wahl das Gleichartige zu ihm neigt.

Ziehkraft in den Organismus hinaufgeſteigert wird zu organiſcher Contractilität, dieſelbe die die Säfte in den Gefäßen und dem Zellgewebe der Pflanze erhebt, die das Zellgewebe auf den äußern Reiz ſich zuſammenziehen macht. In den Röhren der weiſſen und rothen Sauggefäße, in deren Wände das Zellgewebe ſich zuſammenzieht, bewegen die Säfte ſich daher blos durch die Kraft jener vegetabiliſchen Contractilität, ſie geht alſo unabhängig vom Willen und Phantaſie vor ſich; keine Communication zwiſchen ihnen und dem Gehirn tritt ein; keine Bewegungsnerven, die den Lauf der Flüſſigkeiten reguliren, gehen zu ihren Wänden hin; die feinſte Zergliederung zeigt an ihnen keine Nervenſchlingen.

Die rothen Sauggefäße, die das venöse Blut reſorbiren, haben zwei Hauptgeflechte: das der Pfortader, die das Blut aus den Eingeweiden ſaugt, nachdem die Galle aus ihm geſchieden iſt; dann das der übrigen Venen, die es aus dem ganzen äußern Körper ſammeln; nachdem die nöthigen Secretionen geſchehen ſind: beide endigen in die Hohlader, die alles Eingeſogene in die rechte Herzkammer ergießt.

Die weiſſen Sauggefäße, die das ungefärbte Blut reſorbiren, haben auf gleiche Weiſe zwei Hauptgeflechte: das Eine das der Milchgefäße, die den Chylus aus den Speiſen in den Eingeweiden ſaugen; das Andere das der lymphatiſchen Gefäße, die die Lymphe reſorbiren: beide endigen in zwei Stämmen in die Hohlader, um alles Eingeſogne in die rechte Herzkammer zu ergießen.

Die rechte Herzkammer iſt daher gleichſam der Mittelpunkt, von dem aus ein feines Gewebe dieſer Sauggefäße nach allen Regionen des Körpers ſich hinverbreitet: die einen münden in den Eingeweiden und an der äußern Oberfläche unmittelbar in die Natur, um aus ihr dem Organism das Nöthige zuzuleiten; die andern enden aller Orten in's Innere deſſelben, um das Ueberflüſſige zum Herzen abzuleiten.

Von der rechten Herzkammer aus ſendet daher der Lebensbaum in den einſaugenden Gefäßen ſeine Wurzeln in den ganzen Organismus hin, um den Stoff des Lebens einzuſaugen, wie die graue und die Markſubſtanz in den Sinnesnerven ihre Wurzeln der äußern Natur entgegenbreiten, um aus ihr den Stoff des Gefühls und der Anſchauung dem Gemüthe und dem Geiſte aufzufaſſen, und wie die Auffaſſung und Zuſammenbindung hier ohne Mitwirkung der Phantaſie und der Vernunft geſchieht, ſo wird ſie auch dort, ohne Mitwirkung der organiſchen Bewegungskraft und des Nervenſyſtems durch bloße Vegetation geſchehen.

Die Sinnnerven, indem ſie dem Verſtand Wahrnehmungen zuführen, faſſen alles Gebotene ohne Wahl und ohne Unterſchied zuſammen; die Sinnerven, inſofern ſie dem Gemüth Empfindungen zuleiten, greifen vorzüglich mit Liebe aus der äußern Natur und der eigenen Perſönlichkeit das Homogene Schöne und Rührende auf, um es zu einem Bild zu ſammeln, das uns durch ſeine Anmuth rührt und gefällt, oder durch ſeine Größe ſchreckt, und durch ſeine Ungeſtalt uns empört. Eben ſo ſaugen auch die abſorbirenden Gefäße aus der äußern Natur und dem eigenen Organism vorzüglich das Homogene, Nahrhafte im geſunden Zuſtand auf,

während das Unnütze, Heterogene als Excrement aus dem Körper entweicht.

In das System der absorbirenden Gefäße projicirt sich daher vorzüglich der Sinn; was im Gemüthe die Empfindung, das im Organismus der Chylus, der zum Herzen aufwärts steigt, wie jene zum Träger des Gemüthes.

Der Träger des negativen Factors der untersten Potenz unserer Individualität, der Erregbarkeit, wäre somit aufgefunden, und in ihm der negative Factor des Lebens ausgemittelt. In den Milchgefäßen wirkt die Natur in den Organism ein, und führt ihm die negativen combustibeln Stoffe zu; passiv nimmt der Organism die Einwirkung auf, und antwortet durch Reaction, und so geht in der Gegenwirkung das Leben dann hervor. Dies Gegenwirkende soll noch aufgefunden werden.

In der Gegenwirkung von Sauerstoff und combustiblen Körpern kömmt in der äußern Natur die Combustion zu Stande; so prägt auch in der Gegenwirkung der expansiblen innern Athmosphäre mit der festen Masse des Gehirns der Geist und das Gemüth sich aus: es muß also gleichfalls irgendwo im Organism eine Athmosphäre von Sauerstoff in Gegenwirkung mit dem System der absorbirenden

Gefäße treten, wenn das Leben zu Stande kommen soll.

Diese Athmosphäre kann sich nicht im Gehirne bergen, sie könnte dann nur durch Vermittlung von Bewegungsnerven, wie das Rückenmark mit dem Bewegungsorgan, so mit den Saugadern in Verbindung treten, und diese Gefäße haben, wie wir sahen, keine Nerven.

Sie kann überhaupt in keinen eingeschloßnen Raum sich bergen, weil sie sonst durch absorbirende Gefäße dahin gebracht werden müßte, und so ein Widerspruch in den Organismus kommen würde.

An einem andern Orte außer dem Gehirn, in der Nähe der Vereinigung aller absorbirenden Gefäße, der rechten Herzkammer mithin, muß der Sauerstoff frei in's Innere des Organismus treten und dort in Gegenwirkung mit dem venösen Blute kommen.

Das geschieht aber nun wirklich in der Lunge, aus der rechten Herzkammer breitet sich das venöse Blut in den Haargefäßen der beiden Lungenflügel der äußern Athmosphäre entgegen, und diese stürzt beim Einathmen auf dasselbe ein, und tritt durch die dünnen, feuchten Häute unmittelbar, ohne absorbirende Gefäße, an das Blut.

Allein die Lungen sind gleichsam nur die Blumenblätter, in die sich wie der Blumenboden dem Lichte,

ſo das Herz dem Sauerſtoff entfaltet; die Kraft, die das Blut in dieſe Blättet treibt, iſt keine vegetabiliſche mehr, das Herz iſt ein Muskel, der der Einbildungskraft zugänglich, nicht mehr die Geſetze der einfachen Contractilität befolgt.

Damit alſo in den Lungen die Combuſtion erfolgen könne, bedarf es einer poſitiven Kraft, die das Blut, das die Negative in den abſorbirenden Gefäßen zur rechten Herzkammer bringt, von da weiter in die Lunge und dann in die linke Kammer führt; dieſe Kraft muß der Sauerſtoff zur Thätigkeit erwecken, und indem der Sauerſtoff in dieſer Kraft dem combuſtibeln Stoff des Bluts von der negativen vegetabiliſchen Contractilität bewegt, entgegenwirkt, kömmt das Leben durch den Umlauf des Blutes in den Organismus.

Die Kraft, die der Sauerſtoff zur Thätigkeit erweckt, iſt nun die Schlagkraft des Herzens, nur indem das exidirte Blut aus der Mutter oder aus den Lungen in die linke Herzkammer tritt, wird das Herz und ſeine Verlängerung das Arterielle Syſtem zur Contraction gebracht, und dieſe Contraction bedingt hinwiederum die Oxidation im Mutterkuchen und in den Lungen.

Der Träger des poſitiven Factors der unterſten Potenz unſerer Perſönlichkeit iſt mithin das Herz

mit seinen Verbreitungen den Arterien, und seinen beiden Efflorescenzen den Lungen; in ihm zeigt unsere innere selbstständige Kraft auf der untersten Stufe sich befangen, in ihm verschmilzt sich Aorte mit Hohlvene, positive Kraft mit Negativer, Sauerstoff mit combustibeln Körpern, und aus diesem Wechselstreit springt rüstig das Leben dann hervor.

Wie daher die Seele im Sinn und im Verstand den wahrgenommenen, mannichfaltigen Stoff für die Aeußerung ihrer Vermögen erhält, und dann durch Phantasie und durch Vernunft diesem Stoff die eine unendliche Form mittheilt, und es so zum Gefühle und zur Anschauung kömmt: so erhält auf gleiche Weise der Organism in den absorbirenden Gefäßen den vielartigen, gebundnen, combustibeln Stoff; in den Lungen und den Arterien die Form im einen, ungebundnen, gasartigen Sauerstoff, und durch Stoff und Form kömmt es dann zum Leben, mit allen seinen Functionen, und bildet der Träger desselben, das Blut, sich aus.

Und wenn nun das Herz und die Arterien als Träger die unterste Potenz unserer Persönlichkeit repräsentiren, dann muß diese Persönlichkeit sich auch in sie ergießen können, damit die Dryade in sich selbst verkettet werde. Und das zeigt die Erfahrung

auch würklich, das Herz und die Arterien sind der Einbildungskraft aufgeschlossen, der Affect rührt in den feinsten Schattierungen den Puls, während der Wille durchaus ohne unmittelbaren Einfluß auf ihn ist.

Wie daher die Vernunft sich vorzüglich in's Bewegungsorgan projicirt, so wird die Phantasie sich in das Herz und die Arterien projiciren, und wie in der Muskelbewegung sich gleichsam die Idee materialisirt, was in den Bewegungen der Stimmorgane und ihrem Resultat der Sprache am deutlichsten sich zeigt, so wird auf gleiche Weise im Pulse sich der Affect verkörpern. Jede Leidenschaft wird sich in ihrem Puls aussprechen, wie jede Idee eine Modulation im Sprachorgan: hat.

Aber wenn die Phantasie in die Arterien sich ergießt, dann muß es einen Leiter geben, der von ihrem Träger zum Herzen und den Schlagadern geht, der beide miteinander in Verbindung setzt; dieser Leiter muß ein Nerve seyn, wie das Muskelsystem deren besitzt, die ihm die Gemeinschaft mit dem Gehirnmark öffnen.

Der sympathische Nerve ist der Nerve, der die Arterien ausschließlich versorgt und mit seinen Schlingen sie umflicht (Sömmering), er

iſt der Nerve der Einbildungskraft, ſogar die Geſichtsmuskeln, die dem Affect gehorchen, erhalten von ihm Zweige. (Ackermann.)

Der ſympathiſche Nerve ſoll ein Bewegungsnerve ſeyn, er muß daher mit der Wurzel des Bewegungsorgans, dem Rückenmarke in Verbindung ſtehen; er ſoll für die Phantaſie reizbar ſeyn, er muß daher durch die graue Subſtanz mit den Höhlen des Gehirns correſpondiren. Seine Wurzeln zieht er aus dem ſechſten und dem fünften Paar, das durch die graue Subſtanz in die Hirnhöhle ſich verbreitet, im Verlaufe zieht er jedesmal Fäden vom vordern und hintern Paar jedes Rückenmarknerven an.

Der ſympathiſche Nerve iſt nicht blos von oben herab für die Phantaſie erregbar, er iſt es auch von unten hinauf für die äußere Natur; Arzneyen in den Magen gebracht, wirken eben ſo in die Arterien wie die Affecte. Dieſe Erregung von außen her pflanzt ſich von Syſteme zu Syſtem ohne Zwiſchenkunft des Gehirnes fort, ohne daß vorhergegangene Empfindung der arteriellen Bewegung entſpräche.

Und wieder die verſchiedenen Syſteme dieſes Nerven, die von der Natur gerührt, ſympathiſch aufeinander würken, ſtehen alle der Einwirkung der Phantaſie und des Gehirnes offen; im Verlaufe deſ-

ſelben müſſen daher jene verſchiedenen Syſteme mannichfaltig ſich untereinander und mit dem Syſtem, das vom Gehirne kömmt, verbinden, um dieſe durchgängige Communication zu vermitteln.

Dieſe Verbindung geſchieht nun in den Ganglien, die aller Orten ſich am ſympathiſchen Nerven finden; aus den verſchiedenen Regionen des Körpers kommen in ihnen die Fäden zuſammen, und ſchlingen in Knoten ſich ineinander, die als Zwiſchenglieder das Gehirn mit den verſchiednen arteriellen Syſtemen, und dieſe wieder mit Ausſchluß von jenem untereinander verbinden.

Das oxidirte Blut erregt den ſympathiſchen Nerven, der in die hohlen Muskeln des Herzens * und der Arterien ſich verbreitet, und durch Reaction ziehen dieſe ſich zuſammen, und ſo wird das Blut nach allen Theilen des Körpers hingeführt.

---

* Der ſympathiſche Nerve ſchickt Zweige zum Herzen, man ſagt nur zu den Arterien deſſelben; allein das Herz ſelbſt iſt nichts als eine erweiterte Arterie; derſelbe Nerve, der alſo die kleinern Arterien in ſeinen Wänden verſorgt, wird auch ſeine Subſtanz irritiren, und mithin ſeine Contraction vermitteln. Das Herz verhält ſich zu ſeinen Kranzarterien, wie dieſe Arterien ſelbſt zu den feinern Pulsadern, die in ihren Häuten laufen.

Die Arterien enden in allen Körperflächen in feine Geflechte und sondern durch sie die Perspirationsmaterie, und den Dunst der Höhlen aus; die Arterien münden in's Zellgewebe und sondern das Fett und die Lymphe ab; sie münden in die Wände kleiner Höhlen, in die sie den Schleim ergießen.

Die Arterien knäueln in mannichfaltig verschlungenen Windungen sich zusammen, und bilden die Organe der verschiedenen Secretionen, die entweder in die Oeconomie des Organismus verwendet werden, oder durch Excretion sich aus ihm verlieren.

Die Arterien winden sich durch das Gehirn, und sondern dort die Gehirnsubstanz aus; in den Muskeln treten die congruente Bestandtheile aus dem Blute an dieselben an, während in den Knochen die Knochenmaterie sich aus ihm in die Zellen legt.

Was vom Blute übrig bleibt, nachdem es in die feinen arteriellen Gefäßplexus sich verbreitet hat, saugen die Venen und die lymphatischen Gefäße ein, um es zur rechten Herzkammer zurückzuführen.

Das Blut, das daher die Hohlvene zum Herzen bringt, ist arm an Sauerstoff, das zeigt seine schwarze Farbe; es ist aber auch arm an combustibeln Stoffen, es vermag nicht so viel Salpeter zu verpuffen, wie das Arterielle. (Abilgard.) Den Sauerstoff erhält es von Neuem in den Lungen,

die combuſtibeln Stoffe im Milchbruſtgang aus den Speiſen.

So bildet ſich denn nun der Kreislauf aus: vom linken Herzen ſtrömt die Lebenswelle, ſie bricht in die Pulſe ſich durch den ganzen Körper hin, und zwiſchen den Endigungen der Arterien und den Anfängen der zurückführenden Gefäße ſchwebt wie zwiſchen zweien Reichen dem animaliſchen und vegetabiliſchen der feſte Organismus, durch den im Blut das Leben ſich aller Orten freie Bahn eröffnet und dann in zwei Gefäßgeſchlechtern zurück zum Herzen cirkulirt. Und in allen Regionen durchſchießt die Seele den Organism mit ihren Strahlen, den Nerven, die ſelbſt wieder Produkte der Arterien ſind.

Und auf der oberſten Stufe wird das Gehirn zwiſchen Arterien und Venen ſchweben, und in ihm das Attribut des geiſtigen Menſchen; tiefer hinab wird der Muskel, das Attribut des Thieriſchen, ſich bilden; zu unterſt wird das Zellgewebe mit dem Syſtem der abſorbirenden Gefäße, das Attribut des Vegetabiliſchen, ſich cryſtalliſiren.

Wenn daher in den abſorbirenden Gefäßen die Wurzel des Lebensbaumes liegt, dann liegt im Herzen und der Aorte ſein Stamm, von dem aus ſeine Aeſte in den Arterien in die feinſten Reiſer ſich verbreiten, in den Lungenblättern in einer Fläche die

der ganzen Körperoberfläche gleich ist, sich der Athmosphäre öffnen, in den Secretionsorganen zu Convoluten sich zusammenwinden, und in den Zeugungstheilen zur Blüthe kommen, und beim Manne in die Anthere, beim Weib in den Fruchtknoten sich entwickeln.

Die Zeugung, in der beide Blüthen sich begegnen, geht daher vom Herzen aus, sie ist beim Manne der höchste Akt der Phantasie und der Muskelkraft, beim Weibe die höchste Affection des Sinnes, und der Erregbarkeit.

Alle Höhlen des Gehirns communiciren miteinander, der Träger der beiden obersten Potenzen wird sich daher in alle gleich sehr verbreiten, in allen gleich wirksam seyn. Allein in der vierten Höhle, die nahe an der Wurzel des Systemes, das die thierischen Bewegungen regelt, des Rückenmarkes nämlich liegt, werden Vernunft und Phantasie sich vorzüglich dadurch wirksam zeigen, daß sie Willensbewegungen und Leidenschaften in den Organism projiciren, in den übrigen Höhlen der vordern Hälfte des Gehirns wird die Erste sich dadurch thätig zeigen, daß sie Ideen, die andere, daß sie Kunstschöpfungen producirt. Der Sinn da oben wird im kleinen Gehirn zur Empfindlichkeit, die Phantasie wirckt da in der Leidenschaft, in ihm ist daher gleich-

ſym der Uebergang des thieriſchen Menſchen in den geiſtigen.

In der Gegenwirkung von expanſibelm Dunſt und dem großen Gehirn werden daher vorzüglich Anſchauungen und Gefühle ſich ausprägen; in der Gegenwirkung deſſelben Dunſtes und des kleinen Hirns wird vorzüglich die Affection des Muskelſyſtems und des Herzens zu Stande kommen.

Thiere, die von Animalien leben, in denen mithin vorzüglich die thieriſchen Kräfte und Leidenſchaften beherrſchend ſind, haben daher einen ſolchen Schädelbau, daß eine ſenkrechte Linie, von den Gehörgängen aufwärts gezogen, ſo fällt, daß die größte Wölbung des Schädels hinter ihr liegt: Bei ſolchen die von Vegetabilien leben, und ruhiger und affectloſer ſind, fällt die größere Wölbung vor dieſe Linie: bei welchen die von beiden leben, wie beim Menſchen, theilt ſie den Schädel in gleiche Theile. (Gall.)

Daher ſollen nach Galls Organologie die Organe der verſchiedenen Facultäten des Geiſtes und des Gemüths, inſofern ſie ſich thieriſch in dem Organismus äußern, in die Nähe des kleinen Gehirns und der Verlängerung des Rückenmarks.

Zu unterſt in das Hinterhauptloch ſteigt das Rückenmark herab, und in ihm findet er das Organ

der Lebenskraft, je größer dieses Loch je stärker jenes Mark um so größer diese.

Gleich über ihm in zweien Hügeln am untern Theile des kleinen Gehirns liegt das Organ des Begattungstriebes; mitten zwischen beiden etwas nach oben das der Empfindlichkeit vorzüglich stark bei Hysterischen; um sie herum die Organe, die der Liebe als Affect gebören, Sehnsucht, Eifersucht u. s. w.; seitwärts nach dem Ohre zu das des Muthes, und zwischen beiden über dem der Empfindlichkeit um den hintern Theil des großen Gehirns das der freundschaftlichen Anhänglichkeit (Sympathie); etwas höher hinauf das der Beharrlichkeit.

Die Träger aller der Eigenschaften mithin, die das, was man den Charakter des Menschen nennt, bilden, liegen alle im Bezirke des kleinen Gehirns und des Ueberganges von diesem in das Große.

Eben so zeigt die Ansicht von Galls Schädel, daß alle Träger der verschiedenen Facultäten des Geistes und des Gemüthes, insofern sie sich geistig durch Anschauungen und Gefühle äußern, in der vordern Hälfte des Schädels im großen Gehirne liegen.

So finden sich die Träger der verschiedenen Arten von Gedächtniß über der Nasenwurzel, am

Anfange der Augenbraunenbogen, am äußern Augenwinkel um die Augenhöhle in der Nähe des Geruchsinns mithin; das des Mahlersinns über den Augen; das des Kunstsinns überhaupt mehr seitwärts nach den Ohren zu; das der Beobachtung (Verstand) über dem Sachgedächtniß vor der Stirne; höher hinauf etwas auswärts das des Scharfsinnes; etwas unter diesem in der Nähe der Stirnhügel und mit ihm zusammenhängend der Träger des Witzes; dann höher hinauf auf der Höhe des Schädels der der Phantasie und des Vorstellungsvermögens; endlich zu oberst auf dem Scheitel das der Theosophie (metappsischen Genies), das dann abwärts nach hinten sich an das des Stolzes schließt.

Die Träger aller der Eigenschaften mithin, die das, was man den Geist des Menschen nennt, bilden, liegen alle im Bezirke des großen Gehirns und daher der vordern Schädelhälfte.

„Warum neigt sich die griechische Form des Oberhauptes so angenehm vor? weil sie den weitesten Raum eines freien Gehirns umschließt, ja auch schöne gesunde Stirnhöhlen verräth, also einen Tempel jugendlich schöner und reiner Menschengedanken. Das Hinterhaupt dagegen ist klein: denn das thierische Cerebellum soll nicht überwiegen.

So iſt's mit den andern Theilen des Geſichts; ſie zeigen als ſinnliche Organe die ſchönſte Proportion der ſinnlichen Kräfte des Gehirns an: und jede Abweichung iſt thieriſch. Ich bin gewiß, daß wir über die Zuſammenſtimmung dieſer Theile einſt noch eine ſchönere Wiſſenſchaft haben werden, als uns die blos erratende Phyſiologie ſchwerlich allein gewähren kann. Im Innern liegt der Grund des Aeußern, weil durch organiſche Kräfte alles von innen heraus gebildet wird, und jedes Geſchöpf eine ſo ganze Form der Natur iſt, als ob ſie nichts anders geſchaffen hätte." (Herder.)

„Anders, beinahe entgegengeſetzt, bei Mohren; hier weicht das flächere Vorderhaupt zurück, und eilt, ſich an ein beinahe eben ſo flaches Hinterhaupt zu ſchließen. Bei gleich langer Entfernung von der Naſenwurzel bis an die Zähnlade iſt das Stirnbein beim Europäer länger; die an Hrn Prof. Blumenbachs Schädel nicht merkliche Vertiefung zwiſchen den Augenbraunbogen iſt in meinem älteſten Mohrenkopf ziemlich ausgedruckt. Die Oeffnung für's Rückenmark im Hinterhauptbeine kömmt mir beinahe größer in Mohren als bei Europäern vor, und als befänden ſich die an ihm liegende Gelenkflächen mehr vorwärts." (Sömmering.)

Und somit wäre dieser Theil unserer Untersuchung geendigt: drei positive Factoren fanden wir in der äußern Natur, Licht, Electrizität und Sauerstoff; drei negative, Phlogiston, Magnetismus, combustible Stoffe; drei Ideale gehen aus der Gegenwirkung beider Factoren hervor, Wärme, Galvanism, Combustion.

Drei positive Factoren begegneten uns eben so in der inneren Natur, Idee, Affect, Bewegung; drei negative, Wahrnehmung, Empfindung, Erregung; drei Ideale in der Gegenwirkung beider, Anschauung, Gefühl und Leben.

Die Factoren der äußern Natur werden zu Trägern der innern, und so bildet sich der Organismus aus. So entspricht der Vernunft und Phantasie der Dunst der Gehirnhöhlen; die eine steigt in den Organism im System der langen Muskeln, die Andere in dem der Rinden, und so bilden das Herz und die Arterien und das Bewegungsorgan sich aus und in ihnen der Träger der Bewegungskraft. So entspricht dem Verstand die markigte Gehirnsubstanz, dem Sinn die Graue, der Eine steigt in den Sinnorganen in den Organism

nieder, der Andere im System der absorbirenden Gefäße, und in ihnen prägt der Träger der Erregbarkeit sich aus.

* * *

Wir gehen nun zu den Gesetzen des Lebens, dem untersten Ideal, das gegenwärtig unseres Ortes ist, über.

Wenn das System der einsaugenden Gefäße zu dem der Arterien sich verhält, wie Sinn zu Phantasie, dann folgt, daß beide in directem Gegensatze stehen; was das Eine deprimirt, wird das Andere excitiren müssen, und so hinwiederum.

Wie daher positive Dichtungen, Gemählde und Compositionen die Phantasie auf Kosten des Sinnes erheben, so werden positive Reize, die auf die Arterien wirken, diese auf Kosten der einsaugenden Gefäße excitiren; wie negative Poesie, Mahlerei und Tonkunst den Sinn erheben, und in demselben Verhältnisse den andern Factor die Phantasie fallen machen, so werden gleichfalls negative Reize die Einsaugung der Saugadern befördern, den Schlag der Arterien hingegen deprimiren.

Das Positive in der Kunst ist das aus dem Endlichen der Unendlichkeit Entgegenstrebende, in dem

die eine Form jeden Stoff über jede Gränze hin erweitert, und die Wärme der Phantaſie die Wirklichkeit vergaſt; alſo das Sentimentale in der Poeſie, die Harmonie in der Muſik, das Helldunkel in der Mahlerey, der allgemeine Typus deſſelben die Tragoedie.

Das Poſitive in der anorganiſchen Natur iſt das aus dem Begränzten dem Unbegränzten Entgegenſtrebende, in dem die abſolute expanſive Kraft jede ponderable Baſis über jede Schranke hin erweitert, und die Sonne in Licht und Electrizität das Rigide vergaſt: alſo der Sauerſtoff der ſich athmoſphäriſch um die Erde legt als Typus deſſelben.

Sauerſtoff, wenn er auf den Organismus wirkt, wird daher, wo er wirkt, die arteriellen Gefäße excitiren, die Einſaugenden hingegen deprimiren.

Das Negative in der Kunſt tritt hervor, da wo die bindende Kraft das Feſſelloſe zuſammengreift und gegen die Beſchränkung treibt; in dem der Stoff die Form beſiegt, und nun in ſeiner ganzen Mannichfaltigkeit zum Vorſchein kömmt: alſo das Naive in der Poeſie, die Melodie in der Muſik, das Colorit in der Mahlerey, der allgemeine Typus deſſelben die Comoedie.

Das Negative in der anorganiſchen Natur iſt wo die Schranke in beſtimmter Begränzung hervor-

tretend ſich zeigt, wo die attractive Kraft das Expandirte ergreift, und es zum Rigiden zuſammenzieht, und wo nun eine Mannichfaltigkeit von Begränzungen zum Vorſchein kömmt; alſo die combuſtibeln Körper mit ihrer ganzen mannichfaltigen Nuancirung.

Alle combuſtibeln Körper, wenn ſie auf den Organismus wirken, werden daher, wo ſie wirken, die arteriellen Gefäße deprimiren, die einſaugenden hingegen excitiren.

Comburirte Körper ſind Verbindungen des Sauerſtoffs mit Combuſtibeln: ſolche in denen der Erſte vorſtechend iſt, werden daher der erſten Klaſſe zugezählt werden müſſen; die in denen beide einander völlig neutraliſiren, wie wahrſcheinlich die reinen Erden, die keine Verwandſchaft weder zu dem Sauerſtoffe noch zu den combuſtibeln Körpern haben, werden ſich auch in ihrer Wirkung auf den Organismus neutral verhalten, und nur mechaniſch ihn erregen.

Wie im Organismus Sauerſtoff und comburirte Körper, wie in der Kunſt producirte männliche Kunſtgebilde; ſo im Gemüthe poſitive, männliche Gefühle, erhebende Leidenſchaften, ſie ſeyen Reſultate der Empfindung oder des Affects: ſie werden in dem Syſtem, in das ſie wirken, die Arterien excitiren, die Sauggefäße deprimiren.

Wie im Organismus combuſtible Körper, wie in der Kunſt eduzirte weibliche Kunſtgebilde, ſo im Gemüthe negative, weibliche Gefühle, deprimirende Leidenſchaften; ſie werden in dem Syſtem, in das ſie treten, die Sauggefäße excitiren, die Arterien deprimiren.

Daraus folgt das erſte, allgemeine Geſetz des Lebens:

Poſitive innere und äußere Potenzen verſtärken in den Organen, in denen ſie wirkſam ſind, die Secretion, ſchwächen hingegen die Einſaugung; negative Körper- oder Seelenreize ſchwächen in den Organen, die ſie erregen, die Secretion, verſtärken hingegen die Einſaugung.

Um dies Geſetz in der Erfahrung nachzuweiſen, müſſen wir in ſeinen einzelnen Momenten es nach und nach erwägen.

Das Syſtem der einſaugenden Gefäße im Organismus verhält ſich zu dem der Arterien, wie die Pflanze zum Thiere; im Gebiete der Vegetation werden wir daher die Geſetze, die für jene gelten, wieder treffen, ſie am reinſten herrſchend finden, weil da nicht wie im Organismus der höhere Factor des Lebens mit dem untern ſich verflicht.

Die Pflanze hat einen negativen Theil, durch den ſie mit den negativen Factoren der organiſchen Natur in Verbindung tritt; ſie ſtreckt ihre Wurzel

gegen den Mittelpunkt der allgemeinen Schwere hin; sie saugt aus der Dammerde, in die sie mit ihren Zotten dringt, combustible Stoffe, Kohlenstoff und Eisen beide in der Sphäre des Magnetismus liegend, dann Wasserstoff, Stickstoff und Erden auf und von Finsterniß und Kühle umfangen, von Wasser umflossen, faßt sie still das ihr Taugliche zusammen.

Die Pflanze hat einen positiven Theil, damit rankt sie, dem Gebiete der unterirdischen Mächte kühn entstrebend, dem Zuge der Gravitation entgegen in's athmosphärische Meer den drei positiven Factoren der anorganischen Natur zu: sie entfaltet sich in Blätter und schließt sich der Sonne auf; sie dringt in das electrische Meer, und saugt mit ihren Spitzen electrische Materie; der Sauerstoff fächelt sie und regt zu verstärkter Wirkung die Gefäße.

Wo die Pflanze nicht combustible Stoffe, nicht Wasser vor sich findet, da stirbt die Vegetation dahin, weil ihr der Stoff entgeht; wo die drei Meere für sie versiegen, da kränkelt sie und welkt dahin, weil Form und ihr Repräsentant, Farbe, sie verläßt.

Wie daher in der Gegenwirkung der drei positiven und der drei negativen Factoren der Aussenwelt die ganze Natur zu Stande kömmt; so kömmt in der Natur durch eine Epigenesis in derselben Gegen-

wirkung die Pflanzenwelt zur Vollendung: die gebährende durch sich selbst befruchtete Natur bringt die Vegetation zu Tage; die Pflanzen sind ihre Kinder, deren Mutter die Erde zu denen die Sonne Vater und Seele ist, während die thierischen Organismen ihr aufgedrungene Fremdlinge sind, entsprossen aus der Vermischung höherer Wesen mit den Töchtern ihrer Abkunft.

Da wo die negativen combustibeln Stoffe in reicher Fülle vorhanden sind, da wo die drei expansibeln Materien mit energischer Kraft wirken, da wird die Vegetation mit vorzüglicher Ueppigkeit gedeihen, und wuchernd um sich greifen.

In der Nähe des Aequators und der projicirten Erdbahn ist gleichsam die Mittelfläche, in der die Wechselwirkung zwischen Sonne und Erde am stärksten ist; wo die Natur gleichsam auf die höchste Stufe des Daseyns kömmt, wo sie mithin auch in ihren Erzeugnissen die höchste Stufe der Vollendung erreicht. Die tropischen Gegenden sind daher das Paradies der Pflanzenwelt.

Eine fette, fruchtbare Dammerde bedekt dort allerwärts die Oberfläche, wo eine Vorwelt verweſter Vegetabilien, wie sie der Gegenwart zahllose Keime überlieferte, so auch diesen Keimen ihre eigene Substanz zur Nahrung hinterließ. Feuerspeiende Berge,

Erdbeben, häufig angeflogener Salpeter verrathen überall den Reichthum dieser Gegenden an combustibeln Stoffen.

Scheitelrecht sendet dort die Sonne ihre Strahlen nieder; kräftig wirkt das Licht auf die Körper ein; in großen Massen entwickelt sich die Electricität, und wirkt energisch in den zahlreichen Ungewittern und Orcanen um sich her; reich an Sauerstoff ist dort die Athmosphäre, wie eudiometrische Versuche zeigen, saftig und kraftvoll muß daher dort die reiche Vegetation gedeihen.

Im Norden hingegen sind die brennbaren Körper in der dünnen Erdrinde nur ärmlich zerstreut; matt fällt den größten Theil des Jahrs der Strahl der Sonne auf; die seltnen Donnerwetter verrathen die Armuth an electrischer Materie; die starke Strahlenbrechung zeigt den Mangel an Sauerstoff; endlich müssen, von der plastischen Kraft der Natur verlassen, die Kinder dieser Kraft verbutten; eine Weile widerstehen sie durch Verstärkung der innern Negativität ihrer Säfte in den harzigten Laubhölzern dem ungünstigen Einfluß von aussen her; durch Flechten und Moose verliert sich aber dann endlich die organische Vegetation bald in die chemische Crystallisation des Schnee's.

Je stärker daher die Negativität der Säfte, die

die Wurzeln aus der Erde ſaugen, je ſtärker die Poſitivität der Medien, in die die Blätter tauchen, um ſo kraftvoller der Umlauf der Flüſſigkeiten in den Gefäßen, um ſo lebhafter die vegetabiliſchen Proceſſe, die er bedingt.

Die Flüſſigkeiten, die in den Gefäßen ſteigen, bewegen ſich nun durch Contractionen, zu denen ſie die Wände derſelben ſollicitiren; die expanſibeln Medien, die von auſſen auf die Gefäße wirken, wirken ſo auf ſie, daß ſie ihre Wände expandiren und die Kanäle erweitern, daraus folgt alſo das Geſetz für die einſaugenden Gefäße: je größer die Expanſion der Wände durch eine äußere Kraft, je größer die Contraction durch die enthaltene Flüſſigkeit, um ſo ſtärker die Bewegung derſelben, und die davon abhangenden Proceſſe.

Wenn man ein Haarröhrchen aus einem rigiden Körper in eine Flüſſigkeit bringt, die ſeinen Wänden ädhärirt, dann wird dieſe Flüſſigkeit ſich in ihm erheben, um ſo höher ſich erheben, je ſtärker ihre Adhäſion, je kleiner der Durchmeſſer der Röhre iſt. Die Flüſſigkeit wird dabei ſich allein bewegen, während die unbeweglichen Wände ruhen.

Wenn man ein Haarröhrchen aus einem leicht contractilen Körper in eine Flüſſigkeit münden läßt, dann wird es gleichfalls dieſe Flüſſigkeit auf-

ſaugen, um ſo mehr auffaugen, je feiner das Röhrchen iſt, je mehr die Flüſſigkeit die Contractilität zur Contraction beſtimmt. Denn nun iſt's die Flüſſigkeit nicht mehr, die ſich allein bewegt; während ſie nach allen Dimenſionen von den Wänden der Röhre gezogen nur nach der dritten, wo kein Widerſtand ſie hemmt, aufwärts ſteigt; werden auch die Wände, gleichfalls von der Flüſſigkeit nach allen dreien Dimenſionen gezogen, ihrer Contractilität gemäß, dieſem Zug gehorchen, der Länge nach ſich zuſammenzuziehen und in ihrem Durchmeſſer ſich zu verengen ſtreben.

So wird alſo das Steigen einer Flüſſigkeit in einer ſolchen Röhre durch Action und Reaction geſchehen, und unter gegebnen Prämiſſen auf jede Weite gehen können.

Solche contractile Röhren ſind nun die einſaugenden Gefäße der Pflanzen und des Organismus; das Zellgewebe, das unverkennbar Contractilität für äußere Reize zeigt, ſchlingt zirkelförmig ſich zuſammen und bildet ihre Wände. Die Säfte, die daher in ihnen ſich bewegen, bewegen ſich nach den Geſetzen einer durch Contractilität vermittelten Adhäſion, und durchaus iſt jeder Nerveneinfluß bei dieſer Würkung ausgeſchloſſen.

Sie wird daher auch den animaliſchen Tod des

Organismus überleben, nur mit der vegetabiliſchen Zerſtörung wird ſie enden. Nach dem Tode des Thieres ſaugen lange noch die Milchgefäße lebhaft ein. Selbſt mechaniſche Zerrüttung habt ihrer Kraft nichts an; abgeriſſene lymphatiſche Gefäße ſaugen mit derſelben Lebhaftigkeit wie vorhin ein. (Sömmering.) Beydes aus demſelben Grunde, warum die abgerißne Blume im Waſſer ſaugt, und eine Zeitlang ſich erhält.

Daher die feine Veräſtlung der lymphatiſchen Gefäße, die beinahe bis zur Unſichtbarkeit für's bloße Auge geht; daher die Abweſenheit von Muskeln und Nerven in ihrer Subſtanz; daher die Klappen, die ſie aller Orten gliedern und gleichſam in Satzwerke theilen.

Dieſelbe Abweſenheit von Muskeln und Nerven, derſelbe Klappenbau, der die Venen characteriſirt, ordnet ſie dem Geſchlecht der Saugegefäße zu, auch der Rücklauf des Bluts zum Herzen geſchieht durch dieſelbe Kraft der Contractilität.

Um den Flüſſigkeiten mehr Berührungsfläche mit den Wänden zu geben, iſt das Syſtem der Saugegefäße größer als das der Arterien; dieſelbe Blutmaſſe oder vielmehr noch dieſe durch Excretion vermindert, die durch die Arterien pulſirt, rinnt in einem gleichen, ſteten Strom an einer wenigſtens vier-

mal gröſsern Fläche wie die der Schlagadern zur rechten Herzkammer zurück.

Contractilität des Zellgewebes iſt die Fähigkeit, gegen die Wirkung eines Körpers, der durch Adhäſion auf daſſelbe wirkt, ſo zu reagiren, daß es ſich in ſich ſelbſt zuſammenzieht, und in ſeinem Volumen ſich verdichtet. Iſt es dann in ſich ſelbſt zu Gefäßen zuſammengewunden, dann wird es bei dieſer Contraction die erregenden Säfte vorwärts treiben.

Das abſorbirende Gefäß ſey mit Waſſer angefüllt, dies wird mit einer beſtimmten Stärke auf die Wände deſſelben wirken, ſie zur Zuſammenziehung ſtimuliren, und dadurch mit gegebener Geſchwindigkeit vorwärts ſich bewegen.

Man denke nun bei unveränderter Contractilität des Gefäßes die Temperatur des Waſſers in ihm ſinkend; dann wird das kältere Waſſer, ſo wie die Kälte überhaupt das Zellgewebe zuſammenſchrumpft und verdichtet, ſo auch auf die Wände des Gefäßes wirken, und ſie zu ſtärkern Contractionen ſtimuliren. So werden alſo kalte Säfte in den Saugadern ſchneller ſich bewegen.

Denkt man ſich im Gegentheile die Temperatur des Waſſers ſteigend, dann wird die wärmere Flüſſigkeit, deren Adhäſion durch die expanſive Wärme geſchwächt wird, minder ſtark die Wände des Ge-

ſäßes zur Contraction ſtimuliren; die Bewegung wird daher minder ſchnell von ſtatten gehen, und wärmere Säfte weniger geſchwind von den abſorbirenden Gefäßen eingeſogen werden.

Man denke immer noch bei unveränderter Contractilität der Wände ſtatt des Waſſers eine andere Flüſſigkeit in den Gefäßen, die mehr Sauerſtoff als jenes enthält; dann wird der Sauerſtoff, in den das Licht ſich bindet, durch ſeine expanſive Kraft die Adhäſion der Säfte an die Wände mindern, ſo wie es die Wärme thut; die Contraction der Gefäße wird mithin auch geringer ſeyn, und der comburirte Körper mit geringerer Beſchleunigung in ihnen ſich bewegen.

Enthält die Flüſſigkeit aber keinen Sauerſtoff, iſt ſie ein combuſtibler Körper, wie z. B. Alcohol, der die Faſer eben ſo wie die Kälte ſchrumpft, dann wird die Adhäſion in ungeſchwächter Kraft eintreten, und die Contraction wird wie beim erkälteten oder verdichteten Körper gleichfalls mit größerer Energie geſchehen; die combuſtible Flüſſigkeit mithin mit vermehrter Beſchleunigung in ihnen ſich bewegen.

Negative Combuſtible und kalte Körper verſtärken mithin die Abſorption durch die einſaugenden Gefäße; Poſitive, Comburirte und Erwärmte ſchwächen ſie.

Wenn bei derſelben Flüſſigkeit in den Gefäßen die Contractilität ihrer Wände wechſelt; dann wird mit ihr auch ihre Fähigkeit einzuſaugen, und das Geſogene vorwärts zu bewegen, Modifikationen leiden.

Wenn die Gefäße ſchlaffer werden, das iſt, wenn durch irgend einen Grund ſich ihre innere expanſive Kraft verſtärkt, und ſie ſich mithin, minder von der Attractiven zuſammengezogen, erweitern; dann wird in demſelben Grad ihre Beweglichkeit für einen äußern Reiz ſtärker werden: derſelbe Stimulus der in ihnen enthaltenen Flüſſigkeiten wird ſie zu um ſo größeren Contractionen dem Raume nach beſtimmen, je mehr ſie ſchon erweitert ſind; aus demſelben Grund, warum erwärmte Luft durch immer kleinere und kleinere Zuſätze von Wärme um gleich große Räume ſich ausdehnt, je mehr ihre Temperatur ſich hebt, und warum ſie hinwiederum die Wärme in ſteigender Progreſſion verlieren muß, wenn ſie bei fallender Temperatur um gleiche Räume ſich verdichten ſoll.

Wenn die Gefäße rigider werden, das iſt wenn durch irgend einen Grund ihr Ton und ihre Straffheit wächſt, und ſie mithin, ſtärker in ihren Wänden zuſammengezogen, in ihrem Durchmeſſer ſich verengen; dann werden ſie in demſelben Verhältniß der feſten

unbeweglichen Haarröhre näher kommen, ihre Mobilität für einen äußern Reiz wird schwächer werden, dieselbe Flüssigkeit wird kleinere Contractionen dem Raume nach bewirken.

Je größer daher die Contractilität der Sauggefäße und die innere Contraction ihrer Wände, um so schwächer die Einsaugung, um so langsamer die Bewegung; je größer die Mobilität, je geringer die innere Contraction der Wände, um so stärker die Einsaugung, um so beschleunigter die Bewegung.

Das wird für warme wie für kalte Flüssigkeiten, für positive wie für negative gelten; die lezten wenn die Sauggefäße anhaltend nur sie aussaugen, werden in sie die Dispositien zu übermäßiger Erschlaffung bringen, während jene sie mehr zur Rigidität disponiren.

Wenn durch Vermehrung der Absorption die Säfte in den Sauggefäßen schneller steigen, dann wird eine größere Quantität in derselben Zeit und dieselbe Quantität in kleinerer Zeit sich durch sie hindurch bewegen; die Flüssigkeiten werden daher kürzere Zeit in ihnen sich verweilen, die Gefäße sich entleeren und zusammenfallen.

Wenn durch Verminderung der Absorption die Säfte in den Sauggefäßen minder schnell aufsteigen, dann wird eine kleinere Quantität in der-

ſelben Zeit, und dieſelbe Quantität in längerer Zeit ſich durch ſie hindurch bewegen; die Flüſſigkeiten werden daher längere Zeit in ihnen ſich verweilen, die Gefäße ſich füllen und ſchwellen.)

Wenn irgendwo im Organismus eine Secretion durch die Sauggefäße geſchieht, dann wird dieſe ſich der Quantität nach vermindern der Qualität nach ſchwächen, wenn die Einſaugung an Stärke fällt; ſie wird der Quantität nach ſich vermehren, der Qualität nach ſich verſtärken, wenn die Abſorption ſich hebt und die Säfte mit beſchleunigter Bewegung durch die Kanäle ſich bewegen.

Wenn die Contractilität in den Gefäßen durch äußere Urſachen, oder durch die übermäßige, anhaltende Einwürkung poſitiver Stoffe ein Maximum erreicht; dann wird die Contractilität im Compacten ſich verlieren, die Gefäße werden dann verſtopft.

Wenn die Contractilität in den Gefäßen durch äußere Umſtände oder durch übermäßige, anhaltende Einwürkung negativer Stoffen ein Minimum erreicht, dann wird die Contractilität durch übergroße Dilatation ſich verlieren, die Gefäße werden durch Erſchlaffung gelähmt.

Für alle dieſe Folgerungen bietet die Erfahrung uns Momente dar, an die wir ſie knüpfen können.

Wenn man den Organismus oder einen Theil deſſelben in ein Medium von hoher Temperatur verſetzt, dann ſieht man alle Venen ſich an ihm erheben; eine verſtärkte Turgeſcenz tritt ein, weil die Sauggefäße den Dunſt im Zellgewebe minder ſchnell einſaugen; der Schweiß rinnt herab, weil die Reſorption an der Oberfläche gleichfalls weniger ſchnell von ſtatten geht.

Wird die Hitze bis zu einem gewiſſen Grade verſtärkt, dann folgt auf die Röthe Entzündung, und ein Erguß lymphatiſcher Feuchtigkeit, die von den Saugadern nicht wieder eingeſogen wird, und daher eine Brandblaſe bildet.

Wenn man den Organismus oder einen Theil deſſelben in ein Medium von niedrer Temperatur verſetzt, dann verſchwindet ſchnell die helle Röthe, und eine ſchwarzblaue tritt an ihrer Stelle ein. Die venöſen Haargefäße abſorbiren früher mit verſtärkter Wirkung, ehe die Kälte die Hauptſtämme noch erreichen kann; das venöſe, ſchwarze Blut muß daher ſich in dieſen Haargefäßen häufen, da es in den größern Venen noch nicht mit beſchleunigter Bewegung ſtrömt. Daher die Röthe der Naſe bei nicht zu ſtarkem Froſt, und die rothe, entzündungsartige Farbe der Zehen bei kalten Füßen; aus demſelben Grunde wie dann, wenn die Verſtopfung

einer Vene den Rückfluß des Blutes hemmt, wie bei Blutaderknöpfen, und die venöſen Haargefäße nun auf's ſtärkſte mit venöſem Blute ſich anfüllen, Röthe ohne Schmerz und ohne Hitze ſich zeigt.

Iſt die Kälte ſtärker, dann erreicht ihre Wirkung auch die größern Stämme, die Venen entleeren ſich nun ſchnell und fallen zuſammen, die Turgescenz verſchwindet, die Haut wird rauh und trocken, die Farbe blaß, das Zellgewebe welk, kurz alle Symptome der ſtärkſten Abſorption treten ein.

Man verhindert das Entſtehen einer Brandblaſe, wenn man ſchnell den verbrannten Theil in kaltes Waſſer ſenkt; bei Beulen, wo durch mechaniſche Gewalt die Reſorption der Säfte gehemmt wurde, oder ſie ſich in's Zellgewebe ergoſſen, ebnet umgeſchlagenes kaltes Waſſer ſchnell die aufgelaufene Stelle.

Im Fieberfroſt des Wechſelfiebers wurden Gichtknoten eingeſogen, Geſchwüre und Canthariden-wunden trocknen aus, die im Hitzanfalle ſich von neuem füllen.

Gefrornes verſtärkt im Sommer den Appetit, durch Verſtärkung der Einſaugung der Milchgefäße; Eisclyſtiere verſtopfen aus demſelben Grund den Durchfall, den heiſſe befördern.

Wärme vermindert daher die Einſaugung durch die Venen, die lymphatiſchen und Milchgefäße, während die Kälte ſie verſtärkt.

Bringt man Sauerteig auf irgend einen Theil des äußern Körpers, dann bemerkt man Schwellen der Venen, Anfüllung der arteriellen Haargefäße durch Verminderung der venöſen Reſorption.

Eine ſtärkere Säure bringt ſtärkere Röthe und Entzündung; eine Cantharide, die durch den ſcharfen, animaliſch ſaueren Stoff nur wirkſam iſt, bewirkt eine Ergießung von Lymphe unter die Oberhaut, und weil die Sauggefäße minder ſaugen, ſo wird eine Brandblaſe ſich erheben.

Wenn man dieſe Blaſe öffnet, und die nackte Wunde die bloße Luft, oder beſſer reines Sauerſtoffgas berührt, dann verſtärkt ſich die lymphatiſche Ergießung bei noch mehr verminderter Reſorption. (Beddoes und Ingenhouß.)

Ueberſaures kochſalzſaures Gas, in die Naſe eingezogen, bewirkt durch verminderte Reſorption ſtarken Erguß des Naſenſchleims, und dadurch den Schnupfen.

Eine Säure im Magen bewirkt Aufſtoßen von Blähungen, die bei verminderter Reſorption im Magen nicht wieder eingeſogen werden, und daher ab-

wärts oder aufwärts fortgetrieben werden müſſen, dann Erbrechen von Schleim, oder Durchfall.

So purgiren alle Mittelſalze, ſie vermindern die Abſorption durch die Sauggefäße, und nun entſtehen wäſſerigte, dünne Excremente.

Sauerſtoffgas, in den Maſtdarm gebracht, wirkt gleichfalls purgirend.

Salmakgeiſt (Linimentum volatile) Kampfer u. ſ. w. in Verhärtungen und Geſchwülſte eingerieben, vertheilt jene und macht die Geſchwülſte fallen; die Reſorption der Sauggefäße wird durch ſie verſtärkt und das Ergoſſene weggeſogen.

In der Ophtalmie hebt Opium, mit Speichel abgerieben, in's Auge gebracht, ſchnell die Röthe, dadurch daß es die venöſe Reſorption in ihm verſtärkt. (Beer.)

Beim Verbrennen ganzer Theile, wo allgemeine Entzündung ſie ergriffen hat, und ſie in Blaſen übergehen wollen, hemmt man die Entzündung ſchnell, wenn man ſie beſtändig mit Weingeiſt oder Terpentinöl feucht erhält.

Opium in großer Menge und anhaltend genoſſen verſtärkt den Appetit, und macht durch Verſtärkung der Einſaugung der Milchgefäße, geſräßig. (Mandat des Kaiſers von China zum Verbot des Opiums.)

Im Darmcanal bewirkt es Verſtopfung, und macht die ausgeſogenen Excremente hart und ſchwarz.

Naphta, flüchtige Oele, Ammoniak heben die Durchfälle, die Säuren und Mittelſalze bewirkten; Klyſtiere von ihnen heben die Darmentzündung.

Sauerſtoff und comburirte Körper vermindern daher wie die Wärme die Einſaugung durch die Venen, lymphatiſchen und Milchgefäße, auf die ſie unmittelbar wirken; combuſtible Körper vermehren wie die Kälte die Einſaugung durch die Venen, lymphatiſchen und Milchgefäße, auf die ihre Wirkung ſich erſtreckt.

Daß in allen dieſen Fällen die Vermehrung der Einſaugung durch Kälte und combuſtible Körper eben ſo ſehr von der Verſtärkung der Mobilität der Wände der Gefäße, als von der Natur der in ihnen enthaltenen Flüſſigkeit abhängt, und eben ſo daß bei Verminderung der Einſaugung comburirter Körper, dieſe Schwächung eben ſo ſehr durch verſtärkte Contractilität der Gefäße als durch den Sauerſtoff geſchieht, werden wir in der Folge erſt nachweiſen können.

Wenn poſitive Reize die Einſaugung in den Saug-

gefäßen ſchwächen, und daher das Blut in ihnen ſtockt, und ſie ſchwellen macht, dann wird auch bei ſolchen poſitiven Reizen in dem Darmcanal das Blut in den Blutadern ſtocken müſſen; dieſe werden ſich daher auf's ſtärkſte füllen, und nun wenn ſie in den Hämorhoiden ſich nicht entleeren, vorzüglich die Milz, in die ihr Hauptſtamm ſich convolvirt, anſchwellen, die nun äußerſt ſtark und blutreich wird. Daher der Fieberkuchen der meiſtens mit Verſtopfung der Leber, ihrer Venen und Gallengänge nämlich, verbunden iſt.

Negative Potenzen, die die Einſaugung verſtärken, und die Bewegung des Blutes in den Venen beſchleunigen, werden daher auch die Pfortader entleeren. Daher zieht Eiſen ſchnell die aufgeſchwollene Milz zuſammen.

Daſſelbe wird bei den äußern Venen gleichfalls eintreten, wenn poſitive Potenzen in ſie wirken, oder von auſſen her die Contractilität ihrer Wände ſich verſtärkt; dann wird das Blut in ihnen ſich minder ſchnell bewegen und ſtocken, die Adern werden ſchwellen, und endlich beim höchſten Drange in den Haargefäßen das Blut ſich ergießen. So entſtehen die activen Blutflüſſe, Naſenbluten, Blutſpeien, vorzüglich die monatliche Reinigung. Negative Potenzen, Kälte z. B. werden dieſe Hämorhagien ſchnell ſtopfen.

Wenn poſitive Potenzen in die lymphatiſchen Gefäße treten, oder die Contractilität ihrer Wände ſich verſtärkt, und in demſelben Verhältniß ihre Mobilität ſich mindert, dann wird die Lymphe in ihnen mit geringerer Schnelle ſich bewegen, die Gefäße werden ſich ſtärker füllen und die Drüſen ſchwellen.

So verurſachen Einreibungen von Queckſilberpräparaten oder Canthariденpulver Auflaufen der Saugadern und Drüſengeſchwülſte; ſo veranlaßt die veneriſche Anſteckung Leiſtenbeulen.

Wenn im Gegentheile negative Inzitamente in die lymphatiſchen Gefäße treten, oder die Contractilität ihrer Wände ſich mindert, dann wird die Lymphe mit vermehrter Schnelle in ihnen ſich bewegen, die Gefäße werden ſich entleeren und zuſammenfallen.

So vertheilen Einreibungen negativer combuſtibler Körper, von Linimentum volatile, Kampfer, z. B. die lymphatiſchen Geſchwülſte, die aus dem vorigen Grund entſtanden, eben wie das Eiſen den Fieberkuchen, die verhärtete Milz, zuſammenzieht.

Wenn anhaltend einwirkende Urſachen die Contractilität der lymphatiſchen Gefäße ſchwächen, dann erreicht endlich ihre Mobilität ihr Maximum, und geht nun in's entgegengeſetzte Extrem Unbeweglichkeit und Lähmung durch Erſchlaffung über; die Gefäße werden *varicös*.

So entstehen bei fortdauernder Einwirkung deprimirender Schädlichkeiten auf den äußern Organismus, die eine allgemeine Schwäche und Abnahme der Contractilität im Zellgewebe zur Folge hat, endlich die Scropheln, wo die Lymphe in den gelähmten Drüsen stockt, und doch die anatomische Einspritzung nach dem Tode leichter von statten geht, und beweißt, daß die Gefäße nicht verstopft, sondern im Gegentheil beträchtlich erweitert sind.

Auf gleiche Weise entsteht die Art von Wassersucht, wo die gelähmten Lymphgefäße den in's Zellgewebe ergoßnen Eyweisstoff nicht mehr aufzusaugen vermögen, und dieser nun stockt und die Theile schwellen macht.

So werden auch Pflanzen scrofulös und wassersüchtig, wenn sie durch die Umstände der Zeit und des Orts in einer feuchten, trüben, kühlen, dumpfen Athmosphäre leben; die Früchte werden unter diesen Umständen aufgedunsen, schwammig, geschmacklos, die Blumen ohne Geruch, die Gräser sauer, das Holz wenig brennbar und erstorben.

Wenn im Gegentheil anhaltend einwirkende Ursachen die Contractilität der Gefäße immerfort verstärken, dann erreicht sie endlich ihr Maximum, und geht nun über in Rigidität; die Gefäße werden verstopft und scirrhös.

So bewirkt anhaltender Druck oder hartnäckige Entzündung der Drüsen endlich ihre Scirrhosität; so werden die lymphatischen Gefäße im Greisenalter verhärtet und rigid, während die Kindheit vorzüglich der Varicosität der Scropheln ausgesetzt ist.

So werden Pflanzen an trocknen, dürren Orten gleichfalls scirrhös; die Wüsten Arabiens bringen nur weniges trokues, holzigtes Dorngestrippe hervor, die ein Kameelmagen nur verdaut, während in den Polargegenden nur das dürre Rhenthiermoos kümmerlich gedeiht

Wenn der erste Zustand in den Venen eintritt, dann stockt in ihnen das Blut, so entsteht Schlagfluß durch Schwäche und Erschlaffung; wenn der andere statt findet, dann wird es in ihnen gehemmt durch übermäßige Compactität, und so entsteht Schlagfluß durch übermäßige Stärke.

Wenn positive Inzitamente in die Milchgefäße treten, oder die Contractilität ihrer Wände von außen her sich verstärkt, dann wird der Milchsaft sie weniger schnell durchlaufen, der Ersatz für's Blut wird minder häufig erfolgen, — daher magern Säuren, Mittelsalze und alle Purganzen ab. Häufiger Genuß von Essig sichert daher vor dem Fettwerden.

Wenn negative Reize in die Milchgefäße treten, oder die Contractilität ihrer Wände von außen her

ſich vermindert, dann wird der Milchſaft ſchneller durch ſie und die Drüſen ſtrömen, und daher der Erſatz des Stoffs für's Blut in gröſſerer Quantität erfolgen. Daher nähren Fleiſchſpeiſen vorzüglich gut, während die ſäuerliche Pflanzenkoſt weniger Nahrung giebt.

Wenn anhaltend einwürkende negative Schädlichkeiten die Contractilität der Milchgefäße mindern, dann werden ſie endlich gelähmt und varicös.

So entſteht die Abmagerung und die Dyſpepſie der Säufer: für jede geringere Negativität, als die ihres berauſchenden Getränks ſind ihre Milchgefäße unzugänglich und gelähmt, alle ſolche Speiſen ſind ihnen daher unverdaulich: ſelbſt die Negativität jenes Getränks muß immerfort in ſteigender Progreſſion wachſen, wenn ihr Wohlbefinden beſtehen ſoll, und ſie gehen daher vom Bier zum Wein, von dieſem zum Brantwein über.

Wenn anhaltend einwürkende poſitive Schädlichkeiten die Contractilität der Milchgefäße verſtärken, dann werden ſie endlich unbeweglich und verhärten, wie die Milz im Fieberkuchen.

So verſtopfen die Bleyoxide die einſaugenden Gefäße des Darmcanals, und aus Mangel an Zufluß combuſtibler Stoffe von auſſen her, welkt der Körper an der Bleycolik dahin. Negative Inzitamente

werden daher die Verſtopfung, wenn ſie nicht in gänzliche Erſtarrung übergegangen iſt, heben. Daher zeigt ſich das Opium vorzüglich wirkſam in der Colik von Madrid, (Luzuriaga); und kaltes Waſſer in der Bleycolik. (Brandis.)

Die einzige Secretion, die durch einſaugende Gefäße geſchieht, iſt die der Galle in der Leber. Die Pfortader ſenkt ihre Wurzeln in die Eingeweide, und ſaugt dort aus den Arterien das Blut, das ſie durch ihren Stamm in Zweigen in die Leber führt, und an der Spitze dieſer Zweige, da wo ſie in die zurückführenden Gefäße übergehen, geſchieht die Secretion der Galle.

Je ſtärker daher die Bewegung des Blutes in der Pfortader, um ſo ſchneller der Uebergang deſſelben in die Lebervene; um ſo größer die Quantität, die in demſelben Zeitraum übergehen kann; um ſo größer die Menge von Galle, die in gleicher Zeit abgeſondert wird.

Combuſtible Körper verſtärken die Bewegung des Blutes in den einſaugenden Gefäßen, auf die ſie wirken; brennbare Körper in den Magen gebracht, vermehren daher die Abſonderung der Galle in der Leber.

Daher machen fette, ſehr combuſtible Speiſen vorzüglich häufig Galle. In den heiſſen Ländern,

wo aus Gründen, die in der Folge sich entwickeln werden, die Galle vorzüglich scharf und häufig abgesondert wird, sind daher geistige Getränke so zerstörend für die Leber. Opium macht die Excremente, die durch Verminderung der Secretion der Galle weis geworden sind, wieder gelbschwarz und galligt.

Anhaltende Einwirkung negativer Stoffe muß daher die Leber endlich durchaus erschlaffen; daher haben Säufer kranke vergrößerte Lebern; daher bekommen die Schweine, die man mit Brantweinstrebern füttert, gleichsam scrophulöse Lebern. (Darwin.)

Comburinte Körper vermindern die Bewegung des Blutes in der Pfortader, der Uebergang in die Lebervene geschieht daher minder schnell, es geht in gleicher Zeit weniger Blut über, die Secretion der Galle wird gehemmt, und das Abgesonderte schwächer und unkräftiger.

Nach dem Einnehmen von Brechmitteln entleert sich die Gallenblase in wiederhohlten Stößen der in ihr enthaltenen Flüssigkeit; dann erfolgt nichts mehr als Schleim und Magensaft mit weniger Galle, weil die Absonderung derselben während der positiven Wirkung des Brechmittels vermindert ist.

Viele Pflanzennahrung schwächt die Absonderung der Galle; die Galle pflanzenfressender Thiere ist

ſchwach und wäſſerig, während die von Fleiſch-freſſenden ſcharf und bitter iſt.

In der Gelbſucht, wo die Abſonderung der Galle ſtockt, oder das Abgeſonderte ſich auf die äußere Körperfläche wirft, kömmt dieſe Abſonderung durch Opium in den gewohnten Gang.

Anhaltende Einwirkung poſitiver Reize muß die Leber daher endlich verhärten und durch Verſtopfung und Scirrhoſität die Gallenabſondrung endlich völlig unterbrechen.

Daher findet man mit der Bleycolik immer Verſtopfung der Leber verbunden; daher leiden Mahler und Bleyarbeiter vorzüglich häufig durch Unterbrechung der Abſonderung der Galle.

So hätten wir nun das eine Moment des erſten Geſetzes des organiſchen Lebens, inſofern es das Syſtem der einſaugenden Gefäße begreift, durchhin in der Erfahrung nachgewieſen; wir gehen nun zum andern, das das Syſtem der Arterien betrifft, über.

* * *

In den Muskel verdichtet ſich das Zellgewebe; indem der Faſerſtoff ſich in daſſelbe cryſtalliſirt, bilden ſich die Bündel, in die ſich der Nerve flicht,

wo aus Gründen, die in der Folge sich entwickeln werden, die Galle vorzüglich scharf und häufig abgesondert wird, sind daher geistige Getränke so zerstörend für die Leber. Opium macht die Excremente, die durch Verminderung der Secretion der Galle weis geworden sind, wieder gelbschwarz und galligt.

Anhaltende Einwirkung negativer Stoffe muß daher die Leber endlich durchaus erschlaffen; daher haben Säufer kranke vergrößerte Lebern; daher bekommen die Schweine, die man mit Brantweinstrebern füttert, gleichsam scrophulöse Lebern. (Darwin.)

Comburinte Körper vermindern die Bewegung des Blutes in der Pfortader, der Uebergang in die Lebervene geschieht daher minder schnell, es geht in gleicher Zeit weniger Blut über, die Secretion der Galle wird gehemmt, und das Abgesonderte schwächer und unkräftiger.

Nach dem Einnehmen von Brechmitteln entleert sich die Gallenblase in wiederhohlten Stößen der in ihr enthaltenen Flüssigkeit; dann erfolgt nichts mehr als Schleim und Magensaft mit weniger Galle, weil die Absonderung derselben während der positiven Wirkung des Brechmittels vermindert ist.

Viele Pflanzennahrung schwächt die Absonderung der Galle; die Galle pflanzenfressender Thiere ist

ſchwach und wäſſerig, während die von Fleiſchfreſſenden ſcharf und bitter iſt.

In der Gelbſucht, wo die Abſonderung der Galle ſtockt, oder das Abgeſonderte ſich auf die äußere Körperfläche wirft, kömmt dieſe Abſonderung durch Opium in den gewohnten Gang.

Anhaltende Einwirkung poſitiver Reize muß die Leber daher endlich verhärten und durch Verſtopfung und Scirrhoſität die Gallenabſondrung endlich völlig unterbrechen.

Daher findet man mit der Bleycolik immer Verſtopfung der Leber verbunden; daher leiden Mahler und Bleyarbeiter vorzüglich häufig durch Unterbrechung der Abſonderung der Galle.

So hätten wir nun das eine Moment des erſten Geſetzes des organiſchen Lebens, inſofern es das Syſtem der einſaugenden Gefäße begreift, durchhin in der Erfahrung nachgewieſen; wir gehen nun zum andern, das das Syſtem der Arterien betrifft, über.

* * *

In den Muskel verdichtet ſich das Zellgewebe; indem der Faſerſtoff ſich in daſſelbe cryſtalliſirt, bilden ſich die Bündel, in die ſich der Nerve flicht,

und die das Bewegliche dann ergreifen, und von seiner Stelle treiben.

Der Nerve ist der Leiter, der den Muskel mit dem Gehirne in Verbindung bringt; vom Gehirne aus durch ihn wird daher der Reiz auf das Organ geschehen, durch ihn Contraction und Expansion vermittelt werden.

Die Contractilität, die das Zellgewebe besitzt, wird daher auch in den Muskel übergehen; aber die Sollicitation zur Aeußerung bei ihm von innen her geschehen, während das Incitament bei jenem von aussen herein wirken muß.

Wenn Kälte von aussen her z. B. das Zellgewebe spannt durch Verkürzung und Verdichtung; dann wird auf gleiche Weise im willkührlichen Muskel der Wille von innen her durch den Nerven das comprimirte Zellgewebe den Muskel zusammenziehen, verkürzen und spannen, und so Bewegung wirken.

Muskelreizbarkeit ist daher nichts als nach einwärts gekehrte Contractilität; Irritabilität nichts als Erregbarkeit, die sich dem innern Einfluß der Nerven öffnet.

Daher breitet sich das Zellgewebe in einer großen Fläche der äußeren Natur entgegen, in vielen Punkten kömmt es mit ihr in Contact; aber im Verhältniß, wie es sich im Muskel dem Innern öffnet,

ſchließt es ſich dem Aeußern zu. Der Muskel drängt ſich in ſich ſelbſt zuſammen, nur wenig Fläche bietet er der äußern Natur; aber ſeine ganze große Maſſe öffnet ſich dem Nerven, der in ein feines Netz geſpalten, die kleinſte Faſer noch umflicht, und ſie mit dem Innern in Berührung bringt.

Eine große Fläche, zum Muskel zuſammengewunden, ſchließt ſich daher dem Gehirne auf, und wird vom Nerven in allen Punkten belegt; dieſelbe Fläche evolvirt ſich im Zellgewebe, und wird dann von der äußern Natur in den einwirkenden Inzitamenten unmittelbar belegt; aber in demſelben Verhältniß auch dem innern Einfluß geſchloſſen.

Doch hat der Muskel noch Verhältniß zur äußeren Natur, aber das Regſame für ſie an ihm iſt nicht ſeine Subſtanz, es iſt der Nerve; jeder Eindruck der von auſſen her geſchieht, theilt ſich ſeinem Leiter dem Nerven mit, und nun erfolgt die Einwirkung in den Muskel, nicht wie im Zellgewebe unmittelbar, ſondern durch Vermittlung des erregten und des durch Reaction irritirenden Nerven. Der Muskel hat daher Erregbarkeit von auſſen her, er hat Irritabilität von innen her; der Leiter für beide iſt der Nerve.

Doch hat das Zellgewebe und ſeine Convolute die einſaugenden Gefäße noch Verhältniß zur innern

Natur; aber das Erregende für sie ist nicht unmittelbar der Nerve, es ist der Muskel in den der Nerve sich verliert, da wo er in Contact mit dem Zellgewebe kömmt; die Seele reizt den Muskel und durch ihn mittelbar das Gewebe; — das Zellgewebe durch die langen Muskeln, die einsaugenden Gefäße hauptsächlich durch die Gebogenen der Arterien, die in ihren Häuten laufen; — und so erfolgt die Einwirkung unmittelbar nur durch die Muskelfaser. Das Zellgewebe hat daher Erregbarkeit von aussen her, es hat Irritabilität von innen her; aber der Zuleiter für die Reize von innen heraus ist der Muskel, er ist ihm gleichsam innere Natur.

Wenn durch Vermittlung des Nerven ein Muskel zur Zusammenziehung kömmt, dann muß am inserirten Nervenende die attractive Kraft vorherrschend werden; wenn der Muskel in Erschlaffung sinkt, dann muß an eben diesem Ende die expansive Kraft überwiegend seyn.

Aeussere Potenzen eben so wie Innere vermögen durch die Vermittlung des Nerven den Muskel zu spannen und zu erschlaffen; äußere und innere Potenzen also wirken auf den Muskel, indem sie die attractive oder die expansive Kraft im Nervenende modifiziren.

Eine äußere Potenz wirkt auf den Muskel ein,

ſie regt den Nerven; dieſe Regung kann nicht unmittelbar durch Uebergang eines feinen Stoffes, in dem die Ziehkraft oder die Fliehkraft überwiegend wäre, geſchehen; der erregende Körper, das purgierende Mittelſalz z. B. müßte ſonſt ſich chemiſch im Momente der Erregung ändern, ſich endlich an Stoff erſchöpfen, und das Verlehrene alles in den Nerven übergehen.

Nur wie der Magnet aufs Eiſen wirkt, wie ein magnetiſcher Körper alles Eiſen auf der Erde magnetiſch machen kann, ohne ſelbſt von ſeiner Ziehkraft zu verlieren; ſo wird auch die erregende Potenz auf den Nerven wirken müſſen: der Magnet zerſetzt die Neutralität im Eiſen durch Vertheilung in Polarität, und eben ſo wird auch das Inzitament die Neutralität im Nerven in Zweiheit, wo einmal die expandirende Kraft vorherrſchend iſt, ein andermal die Attractive, durch Vertheilung zerſetzen.

Wie der Nordpol des Magneten in den Theil des Eiſens, den er berührt, den Südpol ſetzt; ſo wird auch gleichfalls eine ſolche äußere Potenz, in der die expanſive Kraft vorherrſchend iſt, in dem Theil des Nerven mit dem ſie in Berührung ſteht, verſtärkte Ziehkraft ſetzen und dadurch die Contraction des Muskels bedingen.

Wie der Südpol des Magneten in den Theil des

Eisens den er berührt, den Nordpol setzt, so wird auch gleichfalls eine solche äußere Potenz, in der die attractive Kraft vorherrschend ist, verstärkte Fliehkraft in dem Nerven setzen, den sie berührt, und dadurch Erschlaffung in den Muskel bringen.

Am entgegengesetzten Ende des Nervens wird dann im ersten Falle die Fliehkraft, im andern die Ziehkraft überwiegen.

Aeußere Potenzen, in denen die Fliehkraft die Ziehkraft überwältigt, sind Licht, Wärme, Sauerstoff, Electrizität, comburirte Körper; sie alle werden daher in dem Nervenende, mit dem sie in Berührung stehen, die Ziehkraft verstärken, und mithin den Muskel spannen. Alle positive Stoffe würken daher positiv, excitirend in den Muskel.

Aeußere Potenzen, in denen die Ziehkraft die Fliehkraft überwältigt, sind Magnetismus, combustible Körper; sie alle werden daher in dem Nervenende, mit dem sie in Berührung stehen, die Fliehkraft verstärken, und mithin den Muskel erschlaffen. Alle negative Stoffe wirken daher negativ, deprimirend in den Muskel.

Wie positive Potenzen von aussen her den Muskel spannen, so spannt gleichfalls der Wille im Geiste das Bewegungsorgan und der erhebende Affect im Gemüthe das arterielle System, in dem er wirkt.

Der poſitive, thätige Wille, und die erhebenden Leidenſchaften, indem ſie durch Vertheilung vom Gehirne her im Nerven ſich wirkſam zeigen, wirken daher poſitiv, excitirend auf den Muskel.

Wie negative Potenzen von auſſen her den Muskel erſchlaffen, ſo erſchlafft gleichfalls der Wille im Geiſte das Bewegungsorgan zur Trägheit und zur Ruhe, und der deprimirende Affect im Gemüthe das arterielle Syſtem, in das er ſich projicirt. Der negative, leidende Wille und die niederſchlagenden Leidenſchaften, indem ſie durch Vertheilung wirkſam ſind, wirken daher deprimirend, negativ auf den Muskel.

Poſitive innere und äuſſere Potenzen, indem ſie Polarität in den Nerven bringen, kehren daher den poſitiven Pol auswärts in den Muskel, in den ſie wirken, den Negativen an das entgegengeſetzte Nervenende; negative innere und äußere Potenzen werden im Gegentheil den negativen Pol in den Muskel bringen, während der Poſitive an's andere Ende tritt.

Für's erſte iſt es unſeres Ortes nur, dieſe Geſetze für's arterielle Syſtem nachzuweiſen; für die willkührlichen Muskeln werden wir auf die Beweiſe in der Folge treffen.

Wie das Zellgewebe ſich zu den Gefäßen des einſaugenden Syſtems zuſammenſchlingt, ſo ſchlingen die langen Muskeln zu den Pulsadern ſich zuſammen, und die geraden Nerven verwandeln ſich in Nervenſchlingen, die die Muskelhaut umgreifen und durchdringen.

Wie daher die Säfte in den abſorbirenden Gefäßen durch die Kraft der Contractilität aufwärts ſich bewegen; ſo werden in den Pulsadern die Säfte durch die Kraft der Muskeln fortgetrieben.

Der ſympathiſche Nerve giebt den Arterien ihre Schlingen, und dem Herzen ſeine Geflechte; durch ihn modifizirt daher das Gemüth die Bewegung des Bluts, und durch Einwirkung in ihn von auſſen her kömmt die Contraction des Herzens und der Arterien zu Stande.

Die runde Fiber des Adernſyſtems iſt nichts als ein in ſich zurückgebogenes cirkelförmiges Pendul, das aber nicht als todte Maſſe durch die Kraft der Schwere, ſondern lebendig durch die vom Nerven vermittelte Irritabilität zum Schwingen kömmt. Die Blutwelle, die vom Herzen kömmt, dehnt durch ihre Maſſe den contractilen, lebendigen Ring nach allen Seiten aus, ſo entſteht: Diaſtole, — ein halber Schwung, — die geſpannte Fiber vom Blute chemiſch zur Contraction geregt, zieht ſich mit be-

ſchleunigter Bewegung zuſammen, ſo entſteht: Syſtole, — der andere halbe Schwung, — und in Syſtole und Diaſtole kömmt eine Oscillation zu Stande.

Wie daher die geſpannte Saite, zur Oſtillation gebracht, in Tönen ſchwingt; ſo wird die geſpannte Fiber im Syſteme der Arterien vom Blut gereizt, im Leben tönen, und das Herz mit den Pulsadern iſt daher gleichſam der Saitenbezug des Organismus, und der Puls der Ton, in dem die Saiten beben, und in dem die Temperatur des Lebens ſich zu erkennen giebt.

Je ſtärker die Blutwelle den Pendul in der Diaſtole auswärts ſchwingen macht, um ſo ſtärker wird er in der Syſtole wieder einwärts ſchwingen; ſo entſteht vorzüglich durch verſtärkte Quantität des Blutes der volle Puls, der gehaltene, volle Ton an der Lebensharfe, während verminderte Quantität des Bluts bei kleinem Schwunge den leeren Puls, den ſtumpfen Ton bezeichnet.

Je ſtärker bei derſelben Contractilität der Faſer die Erregung durchs Blut oder die Irritation durch's Gemüth, um ſo ſtärker iſt die Solicitation zur Zuſammenziehung, um ſo ſtärker wird die Penduliſaite nach einwärts ſchweben; ſo entſteht

im erſten Falle der ſtarke Puls, im andern der harte, eben wie der ſtarke, Forte Ton. Beim Gegentheile treffen wir dort den ſchwachen, hier den weichen Ton, das weiche Piano an der Lebensſaite.

Je ſtärker die Contractilität der Faſer, je mehr das Blut durch ſeine Qualität oder der Affect durch ſeine Poſitivität incitiren, um ſo dauernder iſt ihre Actjvität, die Syſtolé, um ſo kürzer die Paſſivität in der Diáſtole; ſo entſteht der ſchnelle Puls, wie der abgeſtoßne Ton. Beim Gegentheil erfolgt der langſame Puls, der gezogne Ton.

Je gröſſer die Spannung einer Saite iſt: das heißt, je ſtärker ihre innere Contractilität ſich wirkſam äußern kann, um ſo mehr Schwingungen mache ſie in derſelben Zeit, um ſo höher wird ihr Ton. Daſſelbe wird uns die lebendige Fiber zeigen, wenn bei geſunkner Contractilität der Nervenreiz ſich verſtärkt, oder mit ſteigender Contractilität auch der Nervenreiz wächſt; ſo entſteht im erſten Falle der ſchwache, weiche, häufige Puls, im andern der ſtarke, harte, häufige, der höhere Ton des Lebens.

Hingegen, wenn bei bleibender oder ſinkender Contractilität der Nervenreiz ſich mindert, oder bei bleibendem oder ſinkenden Nervenreiz die Contracti-

lität ſich verſtärkt, dann entſteht im erſten Falle der ſchwache, weiche, ſeltne Puls, im andern der harte, ſtarke, ſeltne, der tiefe Ton des Lebens.

So hat mithin die weibliche Lebensharfe ihren Discant den ſchwachen, ſeltnen, ihren Alt den ſchwachen, häufigen Puls; ſo hat die männliche Lebensharfe ihren Baß im ſtarken, ſeltnen Puls, ihren Tenor im ſtarken, häufigen; ſo ſtimmt ſich das Leben im Entzündungsfieber in die dreygeſtrichene Octave hinauf, während es in reinen Aſthenien in der Tiefe weilt.

Verſtärkter Nervenreiz bei bleibender Contractilität durch poſitive äußere oder innere Potenzen wird ſich daher vorzüglich im ſtarken und im häufigen und ſchnellen Puls äußern; geſchwächter Nervenreiz bei bleibender Contractilität durch negative innere oder äußere Potenzen wird ſich daher vorzüglich im ſchwachen und im ſeltenen und langſamen Puls verkündigen.

Je ſtärker der Schwung des Herzens und der Arterie nach innwärts iſt, um ſo ſtärker iſt der Stoß, den die Blutwelle bekömmt, um ſo ſchneller wird ſie ſich bewegen; wenn nun noch dazu das Blut beim häufigen Puls dieſe Stöße öfter noch erhält, dann wird des Blutes, welches das Herz in die größern Stämme der Arterien und dieſe in die Haar-

gefäße ſchicken, immer mehr; das Blut häuft ſich daher vorzüglich in dieſen Haargefäßen, und bewirkt dort Röthe und Turgeſcenz.

Poſitive, inzitirende Potenzen müſſen ſich daher durch Congeſtion des Blutes in dem Syſteme der Arterien, das ſie erregen, wirkſam zeigen.

Je ſchwächer der Schwung des Herzens und der Arterien nach innwärts vor ſich geht, um ſo ſchwächer iſt der Stoß, den die Blutwelle bekömmt, um ſo geringer die Schnelle, mit der ſie ſich bewegt; wenn nun noch dazu das Blut beim ſeltnen Puls dieſe Stöße minder oft erhält, dann wird des Blutes, das vom Herzen in die Haargefäße ſtrömt, immer weniger; es muß daher Leere in ihnen erfolgen, und Bläſſe und Welkheit ſich in dem Theile zeigen.

Negative, inzitirende Potenzen müſſen ſich daher durch Leere und Abfall in dem Syſteme von Arterien, das ſie afſiziren, verrathen.

Der Theil, in den poſitive Potenzen wirken, wird daher ſchwellen, eine helle Röthe wird ihn auszeichnen müſſen; bei der verſtärkten Bewegung des Blutes wird mehr Wärmeſtoff entwickelt werden; zunehmende Wärme wird ſich daher ebenfalls an der inzitirten Stelle zeigen, und der Puls, der ſonſt nur an den größern Stämmen der Arterien bemerk-

bar iſt, wird ſich nun bis in die Haargefäße erſtrecken, und durch das Klopfen in denſelben fühlbar werden.

Der Theil, in den negative Potenzen wirken, wird welk und blaß zuſammenfallen; bei der geſchwächten Bewegung des Blutes wird weniger Wärmeſtoff entwickelt; Kälte und Torpor wird ſich daher an der affizirten Stelle zeigen, und die Lebensvölle den deprimirten Theil verlaſſen.

Wie in den abſorbirenden Gefäßen der Organismus der anorganiſchen Natur ſich öffnet, und aus der gebotenen Mannigfaltigkeit, was er bedarf, ergreift, und es ſich dann aſſimilirt; ſo wirkt er in den Arterien wieder in dieſelbe Natur hinüber, und ſcheidet in der Excretion in den Haargefäßen wieder ab, was für ſein Beſtehen überflüſſig iſt, und giebt ſo dem Todten wieder, was er ihm entzog. So tritt denn die Natur in den Organismus ein, um dort metamorphoſirt zu werden; ſo tritt der Organismus in den organiſchen Secretionen in die Natur hinaus, um dort wieder deſorganiſirt zu werden.

In Haargefäße zeräſteln ſich die Arterien, die entweder ein einfaches Geflechte bilden, oder in Drüſen ſich convolviren und ſpezifiſch nun jede ihre eigene Secretion bewirken. Alle Secretionen ge-

ſchehen daher in den Arterien, alle werden durch Nerveneinfluß und Muskelkraft vermittelt, alle werden von dem Herzen regiert, und für ſie gelten die nämlichen Geſetze, die für die Bewegung des Blutes in den Arterien gelten. Nur die Secretion der Galle in der Leber iſt davon ausgenommen, ſie geſchieht durch Vegetation.

Was daher den Puls verſtärkt und die Bewegung des Bluts beſchleunigt, das wird auch die Secretionen, die dieſe Bewegung bedingt, verſtärken und beſchleunigen; was den Puls ſchwächt und die Blutwelle in ihrem Strome hemmt, und ſie in ihrer Quantität vermindert, das wird auch die in dem deprimirten Syſteme eintretenden Secretionen hemmen, und ſie in ihrer Quantität vermindern.

Wenn daher poſitive innere oder äußere Potenzen die Strömung des Blutes in dem Syſteme von Arterien, das ſie affiziren, verſtärken; dann wird dieſe Verſtärkung ſich durch verſtärkte Secretion in den Geflechten und Drüſen dieſes Syſtems verkündigen müſſen.

Wenn negative innere oder äußere Potenzen die Strömung des Blutes in einem arteriellen Syſteme vermindern, dann wird dieſe Depreſſion ſich durch geſchwächte Secretion in den Geflechten und Drüſen dieſes Syſtems verrathen müſſen.

Sehen wir, ob die nämlichen Reſultate ſich durch Abſtraction aus der Erfahrung beſtättigen laſſen!

Athmet man überſaures kochſalzſaures Gas, dann treten folgende Erſcheinungen ein:

Druck und Spannung in den Hirnhöhlen, dann Ausfluß einer ſehr großen Menge von Naſenſchleim, hell wie Cryſtall, bis zu zwei Unzen in einer halben Stunde, der ſich allmählig verdickt, die Höhlen und Gänge der Naſe verſtopft, dann ſich löst, und als zähe, gelbgrüne, eiterartige Materie ausfließt.

Zuſammenziehung, heftige Spannung in der Mundhöhle, die Gaumendecke geſchwollen, die Augen roth und thränend, das ganze Geſicht entzündet, die Augenlieder bald zuſammenklebend, die Thränen zähe werdend.

In der Bruſt ſtechende Hitze, rauhe Stimme, heftiger würgender Huſten, Auswurf einer kugelichten, weisgelben oder grünlichten Materie unter convulſiviſchen Bewegungen des Zwergfells, von der Dichte eines halbgekochten Eyweißes, ein Bruſtcatarrh mit ſeinem ganzen regelmäßigen Verlauf. (Fourcroy und Vauquelin.)

Wenn Thiere Sauerſtoffgas einathmen, dann vermehrt ſich die thieriſche Wärme, die Reſpiration wird beſchleunigt, die Bruſt dehnt ſich weiter aus,

die Augen werden roth, treten aus dem Kopf hervor, der Schweiß läuft über den ganzen Körper hinab, ein wahres Entzündungsfieber mit starkem harten Puls tritt ein, beim Oeffnen findet man die Lungen entzündet (Bourcroy). Wenn man selbst dies Gas einathmet, dann zählt man nach einer Minute schon 19 Pulsschläge mehr als vorhin. (Jurine)

Beim Athmen des Stickstoffoxides findet man die Circulation des Blutes beschleunigt, den Puls stärker und häufiger, allgemeine Munterkeit tritt ein, die Perspiration verstärkt sich, eine allgemeine Wohlbehaglichkeit verbreitet sich über den ganzen Organismus. (Beddoes.)

Wenn man den ganzen Körper, den Kopf aufgenommen, in eine Schichte kohlenstoffsauren Gases versenkt, dann fühlt man in den Weinen, vorzüglich in den Zeugungstheilen, eine besondere angenehme Wärme, und eine Bewegung als wenn Ameisen darin kröchen, und nach kurzer Zeit fangen die Beine an zu schwitzen. (Hofmann)

Kalte Salzbäder kühlen weniger ab, als Bäder von bloßem Wasser von gleicher Temperatur. (Carrie).

Sauerteig auf irgend einen Theil der äußern Haut gebracht, bewirkt in dem Theile Röthe, ver-

ſtärkte Wärme, das Blut cirkulirt lebhafter in den arteriellen Haargefäßen; eine Cantharide verſtärkt die Turgescenz, vermehrt die Secretion der Lymphe, unter klopfender Bewegung der Haargefäße ergießt ſie ſich unter die Oberhaut, und ſo entſteht die Waſſerblaſe.

Starke Doſen Brechweinſtein, in die hohle Hand eingerieben, bewirken ſtarken, vollen Puls, große Hitze, vermehrten Urin, heftigen Schweis (Hutchinſon). Wiederhohlt man dies Einreiben öfter, dann entſteht ein Ausſchlag, der mehrere Tage zu ſtehen pflegt, dann in Puſtein übergeht, die ſich mit gelbem Eiter füllen, zerplatzen und austrocknen.

Queckſilberoxide inzitiren die Speicheldrüſen zu verſtärkter Secretion, und bewirken dadurch den Speichelfluß.

Säuren oder Mittelſalze in den Magen gebracht, verſtärken die Abſonderung des Magenſaftes und des Darmſchleims, und ſo entſteht Durchfall. Daſſelbe erfolgt wenn man Sauerſtoffgas als Clyſtier in den Maſtdarm bringt. (Jurine.)

Arſenik einem Thiere eingegeben, bewirkt verſtärkte Abſonderung des ſerösen Dunſtes in der Bauchhöhle, dadurch Meteorismus, der bis zum Platzen geht, bei der Oeffnung finden alle Eingeweide ſich entzündet. Alle andern Metalloxide wirken auf

gleiche Weise bald emetisch, bald purgirend, bald schwellend, je nachdem sie mehr die Magenmuskeln oder die Schleim oder die serösen Häute affiziren. Lernaen und Nais proboscidea dem Sonnenlichte ausgesetzt, und beim Austrocknen bis zur Unbeweglichkeit erstarrt, regen sich bald wieder, wenn man sie in verdünnte übersaure Kochsalzsäure wirft, und sie schwimmen munter umher, bis sie endlich durch die übermäßige Erregung sterben. (Humbold.)

Das Licht, da wo es mit Stärke und mit Freiheit auf den Organismus wirkt, zeigt sich erregend für die Arterien, und erzeugt Lebensfülle, oder gar Entzündung, wenn es plötzlich und in großer Stärke auf das Auge fällt. Mehlwürmer dem starken Sonnenlichte ausgesetzt, sterben unter convulsivischen Bewegungen durch das Uebermas der Erregung. Wärme, der Typus aller Oxide, in der der Lichtstoff das Phlogiston oxidirt, bewirkt, in mäßigem Grade angewandt, beschleunigte Circulation des Blutes, Zunahme der Frequenz des Pulses bei 110 Fahr. nach Fordyce bis zu 145 Schlägen, Röthe über den ganzen Körper, starken Schweis, Aufdringen und Turgescenz im Zellgewebe.

Wenn hingegen dieselbe Wärme in zu großer Menge auf ein Organ sich wirft, dann erscheinen die Phänomene des Verbrennens; es zeigt sich Röthe

und Entzündung, Klopfen in den Haargefäßen, Turgescenz, Erguß lymphatiſcher Feuchtigkeit; die Brandblaſe wird allgemein und erregt Entzündungsfieber, wenn die Verbrühung über einen groſſen Theil des Körpers ſich verbreitet.

Electriſche Funken häufig auf die Zunge oder das Auge ſchlagend, erregen dort Geſchwulſt, hier Röthe und Entzündung; verſtärkter Schlag bringt in gröſſeren Organen die nämlichen Phänomene hervor. Aſthenien, Bleichſucht, Krämpfe, Lähmungen werden nach der unmittelbaren Anwendung der Electrizität auf den geſchwächten Theil geheilt.

Das ausgeſchnittene Herz eines Fiſches, Cyprinus Tinca, ſchlug in einer Minute 34 mal. Mit Schwefelleber benetzt ſtimmte Humbold in 4 Minuten ſeine Pulſation bis auf 9 Schläge herab. In der ſechſten Minute erfolgten nur noch 3 Contractionen. Nun ließ er ſchwache Schläge der kleiſtiſchen Flaſche durch die ganze Subſtanz des Herzens gehen, und dann erfolgten 28 Schläge in einer Minute.

Ein Froſchherz ſeit 20 Minuten aus dem Pericardium ausgeſchnitten hatte ganz zu ſchlagen aufgehört, und pulſirte nur ſchwach auf jeden mechaniſchen oder galvaniſchen Reiz. Kaum war es in Waſſer eingetaucht, das bis zu 53 R. erwärmt

war, ſo fieng es krampfhaft zu pulſiren an, und es gab in der erſten Minute 40, in der zweiten 48, in der dritten 50, in der vierten 44, in der fünften 41 Pulsſchläge. Auf gleiche Weiſe wirkt auch die Wärme, wenn ſie nicht eben von einer Flüſſigkeit herkömmt, ſondern z. B. von einem erhitzten Metall aufſteigt.

Wurden Vogelherzen, ohne irgend etwas in ihrer Lage und ihren ſonſtigen äußern Verhältniſſen zu ändern, aus athmoſphäriſcher Luft in reines Sauerſtoffgas gebracht, ſo ſtiegen von 35 Contractionen in einer Minute bis auf 56.

Oxygenirte Kochſalzſäure, vorzüglich Erwärmte, Arſenikoxide, vermehren auf gleiche Weiſe die Pulſation. Durchſchnittene Arterien mit Säuren betupft ziehen ſich gänzlich zuſammen.

Alle comburirte Körper überhaupt, wenn ſie mit dem Muskelfleiſche in Berührung kommen, geben demſelben eine hochrothe Farbe.

Der Wille reizt die locomotiven Muskeln zur Contraction, und die daraus reſultirende Bewegung hebt den Puls, beſchleunigt ihn, bewirkt Röthe, allgemeine Wärme und Schweis.

Auf gleiche Weiſe wirkt jede mechaniſche Einreibung; Reiben der äußern Oberfläche mit einem rauhen Körper bewirkt in dem geriebenen Theile Jucken,

Röthe, Wärme, Schweis, Entzündung, die bis zur Entstehung der Brandblase sich verstärken kann. Gemeiner Sand, zu einem Eslöffel voll eingenommen, purgirt, indem das rauhe Pulver die Schleimhaut des Darmcanals durch Reiben incitirt und die Secretion verstärkt. (Guthrie.) Glasstaub, Demantpulver und dergleichen bewirken Magenkrampf, Kolik, Entzündungen im Darmcanal, Blutbrechen, blutige Diarrhoe, Stöhrung der Ernährung durch verminderte Einsaugung der Milchgefäße.

Freude macht ein lebhaftes, blühendes Gesicht, röthere Farbe, feurige glänzende Augen; der Puls geht schneller; die Wärme, die die Arterien nach allen Theilen bringen, verstärkt sich; die Absonderungen werden vermehrt.

Eben so die Liebe, sie erhöht die Farbe, befördert die Circulation; Hoffnung macht heiter und röther, die Transpiration und alle arteriellen Absonderungen werden gelinde vermehrt; die Schaam röthet Wangen und Brust, durch vermehrten Zufluß in die arteriellen Haargefäße.

Der Zorn macht die Adern schwellen, die Augen funkeln und sprühen, das Gesicht wird roth und glühend, die Lippen beben, ein Schaum tritt durch die vermehrte Absonderung des Speichels vor den

Mund. Das Herz ſchlägt heftig, das Athmen iſt ſchnell, die Milch der Amme wird durch ihn zu Gift für's Kind.

Der Zeugungstrieb vermehrt den Zufluß des arteriellen Blutes zu den Zeugungstheilen, ſo entſteht in ihnen Orgasmus; das Blut häuft ſich in den Zellen der Ruthe, daher die Erection oder es füllt die feinſten Gefäßplexus bis zur Derbheit an, und ſo ſchwillt die Bruſtwarze; Abſonderung des Schleims, des Saamens und des Saftes der Vorſteherdrüſe wird dabei vermehrt. Bei Thieren, in welchen dieſer Trieb periodiſch rege wird, ſind die Eierſtöcke der Weibchen zur Zeit der Brunſt angeſchwollen, ihre Geburtstheile roth und entzündet, die Saamenbläschen bei den männlichen Thieren von Saamen ſtrotzend voll.

Die Kämme und Halsſchuppen der indianiſchen Hühner werden roth und ſchwellen an, wenn dieſe Thiere zornig werden, dadurch daß ſie z. B. Scharlach erblicken, oder wenn ſie wohllüſtig ſind.

Ganz auf entgegengeſetzte Weiſe wirken hingegen alle negativen Potenzen.

Kohlendampf in die Lungen eingeathmet, hebt ſchnell den Kreislauf in den Arterien, es zeigt ſich Gefühl von Aengſtlichkeit, dann immer zunehmende Schläfrigkeit, es entſtehen Krämpfe, Taumel,

Ohnmacht, Eckel, Brechen, Kopfschmerz, Kinnbackenkrampf, das Gesicht schwillt, wird nebst den Lippen blau, Magen und Unterleib schwellen an, der Puls verschwindet, es erzeugt Schlaf und Tod durch Asphixie. Nach dem Tode findet man die Aorte, Lungen-Blutader, und linke Herzkammer leer und zusammengefallen; Lungenarterie, rechte Herzkammer Hohlader und die Blutleiter des Gehirns strotzend von Blut.

Wasserstoffgas, in die Lungen eingeathmet, wirkt kühlend, und wie übersaures kochsalzsaures Gas die Stimme rauh und heißer macht, so macht diese Gasart sie im Gegentheile hell und klingend. In größerer Menge anhaltend eingeathmet, bewirkt es Beängstigung, Brustschmerzen, Sinnlosigkeit, Ohnmacht und den Tod.

Man empfindet von der Luft in Kirchen und Schauspielhäusern, wenn sie recht voll von Menschen sind, ein Drücken auf der Brust, schweres Athemholen, Bangigkeit, man befürchtet Ohnmacht, Anfälle von Asthma kehren zurück, und bei anhaltender Einwirkung einer solchen sauerstoffleeren Luft entstehen endlich Nervenfieber, die in der schwarzen Höhle von 150 Eingesperrten 127 schnell aufrieben.

Aetherdämpfe in die heisse entzündete Lunge eingeathmet, brechen den Drang des Blutes nach ihr hin, mindern die Entzündung, bringen Kühlung in die Brust, Engbrüstigkeit und Husten lassen nach, und nach 10 — 15 Minuten erfolgt freier Auswurf. (Pearson.)

Wenn man, nachdem übersaures kochsalzsaures Gas einen leichten Schnupfen in der Näse erregte, an Salmiakgeiste riecht, so verschwindet schnell der Schnupfen, die Nase wird wieder frei und der Auswurf leicht.

Der Spiritus rector der Blumen, der Träger der Gerüche, wenn man ihm anhaltend beim Schlafe ausgesetzt ist, tödtet durch Asphyrie. Er tritt beim Einathmen in die Lungen ein, und hemmt als combustibler Körper den Umlauf in ihren arteriellen Haargefäßen, und durch sie auch bald im übrigen Körper.

Quecksilberdämpfe auf Lunge und Haut wirkend, bringen in denen, die sich ihnen aussetzen, die heftigsten asthenischen Zufälle hervor.

In Augenentzündungen hebt Opium, mit Speichel abgerieben und in's Auge gebracht, schnell die Röthe, den Schmerz, die Verengung der Pupille. Der Drang des Blutes in die durchsichtigen Gefäße der

Conjunctiva wird gemindert, ſie entleeren ſich von Blut und werden wieder durchſichtig.

Stickſtoffgas, Waſſerſtoffgas über eine offne Canthariденwunde gebracht, vermindern die Entzündung und die Abſonderung der ſeröſen Feuchtigkeit.

In roſenartigen Entzündungen befeuchtet man die entzündeten Stellen mit Weingeiſt, hält ſie beſtändig feucht, und die Entzündung verſchwindet ſchnell.

Um die Heilung bei Beinamputationen ohne Eiterung zu befördern, befeuchtet man Binden und Compreſſen mit Weingeiſt. (Bowland.)

Opium in den Magen gebracht, bewirkt zunächſt Verſtopfung, die periſtaltiſche Bewegung wird geſchwächt, die Abſonderung des Darmſchleims vermindert, die Excremente werden hart und trocken und ſchwarz.

Den Durchfall, den comburirte Körper bewirkten, heben Combuſtible; Terpentinöl zeigt ſich in Klyſtiren angewandt eben ſo wirkſam bei innern Darmentzündungen, wie es bei äuſſern Verbrennungen ſich zeigt. Häufiger Genuß von kaltem Waſſer hebt oft den Magenkrampf.

Daher hebt Opium mit Brechmitteln verbunden ihre Wirkung auf, und Waſſerſtoffgas, das im Darmcanale deprimirend wirkt, giebt mit Sauer-

ſtoffgas, das dort excitirend wirkt, Waſſer, das ſich in ihm neutral verhält.

Beim Mangel an Licht und reiner Luft wird der in unterirrdiſchen Löchern Eingeſchloſſene bald bleich, ſchwach und welk, kachektiſch und empfindlich, ſein Puls wird klein und ſchwach, Wachsthum und Ernährung werden gehemmt, Geſchwulſt, Chloroſis, Unordnung in der Menſtruation tritt ein.

Wenn wir in ein kaltes Bad ſteigen, dann tritt das Blut von den äußern Theilen bald zurück, die Haut zieht ſich zuſammen, die Theile werden blaß und entſchwellen, die Hodenhaut ſchrumpft ein, der Athem wird kalt und beklommen, weil durch die Wirkung der äußern Kälte der Blutumlauf in den Haargefäßen der Lunge ſich hemmt. Aufſchläge von kaltem Waſſer heben wie Opium ſchwache Augenentzündungen, Auflegen und Klyſtire von Eiswaſſer heben äußere und innere Entzündungen, und ſtillen Hämorhagien und Magenkrampf.

Bei überſtarker Kälte ſtockt endlich der Umlauf in den Arterien gänzlich, die Secretionen hören gänzlich auf, das Herz ſteht ſtill, der Puls wird unfühlbar, und der Menſch erfriert.

Im Winter werden die Kämme der Hühner von der durch die Kälte unterdrückten arteriellen Blutbewegung blaß, die Frühlingswärme belebt ſie wie-

der, und giebt ihnen ihre muntere Röthe zurück. Aus demſelben Grunde werden die Haare der Thiere in den nördlichen Gegenden im Winter weiß, und Thiere, die im Winter ſich verkriechen und ſchlafen, ſind, wenn ſie ihren finſtern Aufenthalt verlaſſen, bleich, höchſt erregbar und empfindlich.

Bringt man einen Magneten an die Arme Nervenſchwacher an, dann wirkt er dort lähmend, der Arm wird ſteif. (Treviranus). Magnetismus wirkt daher deprimirend, und dieſe Depreſſion wird ſich auch am Pulſe verkündigen müſſen. Anſchwellende Muskeln erſchlaffen durch Berührung von Eiſen. (Scherer.)

Wenn man ein pulſirendes Herz mit Opiumauflöſung benetzt, dann ſchwächt ſich ſchnell ſein Schlag, die Zahl ſeiner Contractionen ſinkt in drei Minuten von 23 bis auf 4 herab. Froſchherzen, die noch lebhaft vom Metallreize afficirt wurden, zeigten ſich in 5 Secunden unempfindlich für denſelben, wenn ein paar Tropfen alkoholiſirtes Opium ſie benetzten. (Humbold.) Eben ſo wirkt Alcohol, Kirſchlorbeerwaſſer und Ticunagift. (Fontana.) Alle Muskeln werden dabei blaß und welk.

Froſchherzen oder Vogelherzen durch Benetzung mit Opium ſo geſchwächt, daß in 5 Minuten alle Pulſation aufhört, und der galvaniſche Reiz keine

Contraction mehr erweckt, pulsiren binnen 6 Secunden lebhaft und lebhafter bis zu 14 Pulsationen in einer Minute, wenn man sie in übersaure Kochsalzsäure bringt. Erst nach 16 Minuten hörte die Bewegung gänzlich auf, und dann erweckte der Metallreiz neue Contractionen. (Humbold.)

Wenn man Regenwürmer oder Blutigel bei dem einen Ende des Körpers anfaßt, und sie mit dem untern Theile kaum 4 Secunden lang in Alcohol eintaucht, so findet man sie beim Herausziehen, so weit sie benetzt waren, steif und unerregbar. Das eine Ende des Blutigels lebt viele Tage fort, während das Andere, das in Alcohol eingetaucht gewesen war, erstarrt bleibt. Bei den Limax und Helixarten vernichten einige Tropfen Alcohol schnell die Bewegungskraft, eben so bei den Insecten, besonders den Cerambixarten, die unter der hornartigen Schaale ein Muskelfleisch liegen haben, das noch lockerer als das der Würmer gewebt ist. (Humbold.) Je wärmer dabei die Flüssigkeit, um so stärker ist ihre deprimirende Kraft.

Ein Froschherz, das sich nur mehr schwach auf die galvanischen Reize bei 23 Reaumur zusammenzog, verlohr in Wasser, das durch Eis auf 8 R. erkältet war, geworfen, schnell seine Beweglichkeit für jedes Inzitament; in erwärmtes Wasser von 53 R.

eingetaucht, fieng es wieder krampfhaft zu pulsiren an bis zu 48 Schlägen in einer Minute. Wieder in kaltes Wasser von 12 R. zurückgeworfen, verschwanden augenblicklich alle Contractionen; abermals in die erwärmte Flüssigkeit von 49 R. gebracht, gab es wieder 19 Pulsationen in der Minute, nach 8 Minuten war es erschöpft. Ein Karpfenherz giebt über Schnee 4 Pulsationen, während es über einer erhitzten Platte von 45 R. bis zu 25 mal in der Minute schlägt.

Der Wille bestimmt die locomotiven Muskeln zur Ruhe, und in dieser Ruhe schwächt und verlangsamt sich der Puls, der Blutumlauf nimmt vorzüglich in den Extremitäten ab, und diese werden bei geringen Veranlassungen kalt und blaß.

Traurigkeit, Kummer, Gram erregen Blässe, welke Farbe, allgemeine Schwäche, Beklemmung auf der Brust; das Athemhohlen ist langsam, oft mit Seufzern unterbrochen, der Puls ist klein, die Ausdünstung stockt, und wenn Thränen die Gepreßten nicht erleichtern, und vielmehr das Nagen der Leidenschaft die Gesundheit immer mehr untergräbt, dann erfolgt allgemeine Abmagerung, Blässe, Herzklopfen, Ohnmacht und selbst der Tod.

Der Neid macht blaß und bleich, weil der Umlauf in den arteriellen Haargefäßen stockt; die Haut

wird gelb, weil die in ihrer Energie geschwächten Arterien nur das Blutwasser in die feinsten Endigungen führen können. Er magert aus dem gleichen Grunde ab.

Die Furcht macht das Herz schwach und krampfhaft palpitiren, das Athmen ist beklommen und ängstlich, die Wärme nimmt ab, die Haut zieht sich zusammen, kalte Schauder durchrieseln den Körper, ein allgemeines Frösteln erschüttert die Muskeln, der Puls wird schwach und klein, die monatliche Reinigung stockt, Todtenblässe zeigt sich am ganzen Körper.

Beim Schrecken verläßt das Blut schnell die äußere Körperoberfläche, die geöffneten Adern geben kein Blut, das Athmen wird schwer, keiner oder äußerst schwacher Puls, die Transpiration hört auf, die Haare werden grau. Beym höchsten Grad des Schreckens stockt der Umlauf des Blutes in den Arterien völlig, es erfolgt Ohnmacht und der Tod.

Dasselbe Gesetz, das aus dem Vorhergehenden für die einfache Arterie sich entwickelt, finden wir da auch wieder geltend, wo mehrere Arterien zu einem ringförmigen Geflechte sich zusammenschlingen und so gleichsam eine zusammengesetzte Arterie von der zweiten Ordnung, ein Analogon von Schließmuskel bilden, bei der Pupille nämlich.

Bei der Pupille ziehen die arteriellen Haargefäße ringförmig sich zusammen, von den Schlingen der Ciliarnerven überall umflochten; was daher die Arterien zu verstärkter Wirkung regt, das muß den Drang des Blutes in die Geflechte vermehren, die Quantität desselben in ihnen häufen, und so mithin die Oeffnung der Pupille durch die Zusammenziehung des Adernrings verengen. Was im Gegentheil die Arterien deprimirt, das muß den Andrang des Blutes brechen, seine Quantität vermindern, die arteriellen Ringe erschlaffen, und die Oeffnung der Pupille erweitern.

Licht ist die positive Potenz, für die die Ciliarnerven vorzüglich Erregbarkeit besitzen; auffallendes Licht verengt daher die Pupille, die im Dunkeln um's Vielfache sich erweitert. Daher die Pulsation der Regenbogenhaut, zu der, schnell auf ein beschattet gewesenes Auge einwirkendes Licht, sie incitirt: abwechselnd in Systole und Diastole zieht sie zu wiederhohltenmalen sich zusammen. (Himly.) Belladonnaauflösung, Hyoscianus, Kirschlorberwasser sind die negativen Potenzen, die vorzüglich die Ciliararterien afiziren, sie erweitern daher schnell die Pupille, und erhalten sie mehr oder minder lang gleichsam in Lähmung geöffnet.

Je größer daher die Depression des arteriellen

Systems in irgend einem individuellen Organismus ist, um so gröſser die mittlere Oeffnung der Pupille, je stärkere Sthenie in diesem Systeme herrscht, um so zusammengezogner zeigt sie sich.

Die Gradation in der Einwirkung sowohl negativer als positiver Potenzen auf's arterielle System ist folgende.

Eine negative Potenz, die auf irgend einen Theil des Körpers wirkt, afficirt die feinsten Endigungen der Arterien, durch die die Secretion geschieht, in denen daher kein rothes Blut circulirt, am frühesten; dann erst die Haargefäße, in denen rothes Blut circulirt; später die gröſsern Zweige der Arterien, am spätesten das Herz.

Eine kalte Luft, die die Röthe der erhitzten Wange nicht im mindesten schwächt, vermag die unmerkliche Ausdünstung schon zurückzuhalten; ein so geringer Schmerz, der uns noch nicht im geringsten entfärbt, hemmt schon die Transpiration (Sanctorius.) Die Kälte die uns erblassen macht, afficirt noch nicht den Puls.

Die erste Wirkung des Eindrucks eines solchen erregenden Gegenstandes, ist daher Hemmung der Secretion, dann Blässe und Abfall, dann Sinken des Pulses und allgemeines Kältegefühl.

Bei noch mehr verstärkter Wirkung erfolgt bald

Atonie in den Haargefäßen, sie werden schlaff und lassen die in ihnen cirkulirenden Flüssigkeiten entweder in's Zellgewebe treten, und dann erfolgen Sugillationen, Petechien und Extravasate; oder sie ergießen sie außer den Körper hin, und so erfolgen die passiven Blutflüsse aus übermäßiger Dilatation in asthenischen Krankheiten.

Auf gleiche Weise ergreift die nämliche Erschlaffung die Secretionsgefäße, diese lassen dann die Säfte roh und unorganisch durch; so entsteht der kalte Todesschweis, der colliquative Durchfall, die Harnruhr; der Puls wird dann immer schwächer, die Bewegung des Herzens matter, beides stockt endlich ganz, und so erfolgt der Tod.

Die Einwirkung positiver Potenzen befolgt dieselbe Gradation: sie afflziren erst die Secretion, dann die Haargefäße, dann die stärkern Arterien, endlich das Herz.

Ein nicht zu starkes Inzitament verstärkt daher die Secretionen, Schweis, Schleim, Speichel, Harn; bewirkt Röthe, Wärme, Turgescenz in dem geregten Theil; der Puls nimmt zu, wird voller, stärker und schneller, und nun erfolgt ein activer Blutfluß, wozu die Natur vorzüglich die Nasenhöhlen bestimmte; oder Crystallisation der plastischen Lymphe zu neuen Gefäßen, oder Absonderung des Eiters, der im dritten Stadio in Brand übergeht.

Tritt die Hämorhagie nicht ein, und der Reiz wirkt anhaltend fort, oder verstärkt sich noch, dann erfolgt zuerst krampfhafte Verschließung der absondernden Gefäße durch die übergroße Contraction; der Schweis stockt dann z. B. völlig, die Hitze der Haut nimmt zu, und wird brennend, weil sie sich durch die Verdampfung nicht binden und verflüchtigen kann. Aus demselben Grunde bewirkt schwache Darmentzündung Durchfall, während eine Stärkere trockne, unbewegliche Excremente oder völlige Verstopfung zur Folge hat. Die Secretionen, die vorher lebhafter von statten giengen, und mehr gesättigt sich zeigen, wie z. B. beim rothen, flammenden Harn in Nierenentzündungen, nehmen immer mehr an Menge ab, bis sie endlich gänzlich stocken, und der glühende Theil völlig trocken steht.

Bei fortdauernder noch mehr verstärkter Wirkung des Inzitaments, wo der Puls immer voller und stärker und härter wird, verschließen sich auch die Haargefäße krampfhaft; das Blut, das aus dem Herzen durch die Aorte kömmt, findet dort mächtigen Widerstand und stockt; es entsteht Blässe, die noch sich immer vermehrt, wie der Widerstand größer wird; dieser überwältigt endlich die Kraft des Herzens, der Puls nimmt dann ab, und wird durch übermäßige Compactität erstarrt, es erfolgt Ohnmacht und Tod.

Der Engländer, den Hofmann ſtripſen ſah, zeigte folgende Veränderungen:

„Als er angebunden ward, fand man den Puls natürlich, ſeine Geſichtsfarbe unverändert, weil er hoffte gelind behandelt zu werden.“

„Als er die erſten Schläge bekam, wurde er (aus Furcht und Beſorgniß) ſehr blas, ſein Puls war klein. Das dauerte aber nicht über eine halbe Minute.“

„Dann wurde er wieder roth, ſeine Wangen blühten noch ſtärker als vor dem Stripſen, ſein Puls war jetzt ſehr voll, beſchleunigt, aber nicht übermäßig hart. Das dauerte etwa zwei Minuten.“

„Nun fieng er an wieder blas zu werden, nach zwey Minuten ward er todtenblas, ſein Puls war beſchleunigt und hart, ſein Herz pochte ſo ſtark, daß man es von außen hören konnte. Das dauerte vier Minuten, wo er dann losgebunden wurde.“

„Hätte man mit dem Schlagen angehalten, dann hätte der Puls ſchnell wieder abgenommen, es wäre Ohnmacht erfolgt, die bei manchem ſchon in den Tod übergieng.

* * *

Nicht blos die Quantität der arteriellen Secretionen, auch ihre Qualität wird durch die Einwirkung

poſitiver und negativer innerer und äußerer Potenzen affizirt, allein hier finden wir nur wenige Erfahrungen, die die Abſtraction begründen oder die Speculation beſtättigen könnten: um ihre Maſſe einigermaßen zu vermehren, müſſen wir daher hier den krankhaften Zuſtand zu Hülfe nehmen.

Wenn wir durch ſtarke Bewegung, durch Reiben, warme Salzbäder und ſo weiter die Arterien an der äußern Körperoberfläche zu verſtärkter Action ſtimuliren, dann verſtärkt und vermehrt ſich die Secretion der Haut, der Schweiß wird dick und zäh und ſtärker riechend.

„An den meiſten Stellen des Körpers liegt unter der eigentlichen Haut eine Quantität Oel, welche in den Zellen der Membrana adiposa erzeugt, aus Hydrogene und Carbone in den Drüſen gebildet wird. Ein Theil davon wird im geſunden Zuſtand über die ganze Oberfläche des Körpers verbreitet. Dieſe fette Maſſe iſt keineswegs reines Oel, ſondern nach Maasgabe der Umſtände mit Phosphor, Schwefel, Stickſtoff und einem Ueberſchuſſe von Kohlenſtoff vermiſcht. Alle dieſe Materien, indem ſie an der Oberhaut kleben bleiben, bilden den Schmutz, der die Wäſche verunreinigt und durch Seife und Alcalien wieder ausgezogen werden kann.“

„An der äußern Luft ziehen dieſe Stoffe den

Sauerſtoff an, oxidiren ſich an ihm, das Oel wird ranzig, der Kohlenſtoff kohlenſtoffſaures Gas, Phosphor und Stickſtoff ſäuern ſich, und nun erſt wird der Schweiß ſauer, und verurſacht, wenn er ſich zu ſehr anhäuft, Puſteln und Ausſchläge, (Mitchills), und kann ſo ſcharf werden, daß er die Bettücher durchfrißt. (Ifenflamm.) Manchmal phosphoresciert ſogar der Schweiß. (Henkel.)"

Inſecten phosphoresciren vorzüglich dann, wenn der Zeugungstrieb die den Phosphor abſondernden Drüſen zu verſtärkten Actionen regt; eben ſo mit den Drüſen die die Wohlgerüche wie Moſchus u. ſ. w. bei verſchiedenen Thieren abſondern.

Der Naſenſchleim, den Fourcroy und Vauquelin nach Einathmung des überſauren kochſalzſauren Gases erhielten, war von derſelben Art, wie jener, der beim Schnupfen ausfließt; nur daß die erſten Portionen kein freies Natron enthielten und die blauen Pigmente nicht grün färbten.

Wenn die beim Schnupfen und Bruſtcatarrh entwickelte Materie ſcharf und ätzend iſt, und die Häute wund frißt; ſo geſchieht das, nicht weil ſie mehr Salzgehalt hat, ſondern weil das Salz in dem flüſſigen Schleim freier wirken kann: in der Folge, wenn dieſer Schleim am Sauerſtoff der Luft ſich

oxidirt und verdickt, dann umhüllt er jene Salze, und ſtumpft ſie in ihrer Wirkung ab.

Je ſtärker die Action der Arterien in den Nieren iſt, um ſo dunkler, flammender, geſättigter iſt der Harn, um ſo mehr Harnſtoff (Uree) enthält er, um ſo mehr vermehrt ſich mithin die Quantität des Stickſtoffs, um ſo langſamer erfolgt die Alkalescenz in ihm, um ſo mehr desoxidirt wird die Phosphorſäure, um ſo weniger röthet mithin dieſer Harn die Lacmustinctur. (Gärtnek.)

Je mehr das Fieber ſich der Kriſe nähert, um ſo mehr mindern ſich die Spuren von Säure im Urin, um ſo mehr Ammoniak und Kohlenſtoffſäure giebt er bei der Fäulniß, um ſo mehr phosphorichtſauer wird die Phosphorſäure. (Gärtner.) Daſſelbe geſchieht bei ſtarken Anſtrengungen der Muskeln.

Im höchſten Grade der Nierenentzündung, wo die Gefäße krampfhaft ſich verſchließen, gehen nur die dünnſten Säfte durch, und der Harn wird dann wieder wäſſerig und misfarbig.

Säuren, Metalloxide u. ſ. w. in den Magen und den Darmcanal gebracht, ſtimuliren die Schleimmembran zu verſtärkter Secretion, es wird mehr und zäherer Schleim abgeſondert, mithin vorzüglich viel Stickſtoff entbunden.

Was mit dem Schweiß an der äuſſern Körperoberfläche geſchieht, das geſchieht nun auch mit den Darmſäften an der Innern; wie jener ſich leicht mit dem Sauerſtoffe der Athmoſphäre oxidirt, ſo ſäuern auch dieſe ſich leicht an dem Sauerſtoffe, der aus den Speiſen ſich entwickelt, und ſo entſteht Sodbrennen und Magenſäure bei verſtärkter Action der Schleimmembran, die manchmal ſo ſtark werden, daß wie der Schweiß die Bettücher zerfrißt, ſo der Magenſaft mit dem Marmor aufbrauſt.

Der Zeugungstrieb, wenn er die entſprechenden Organe zu verſtärkten Actionen regt, vermehrt die Abſonderung des Schleimes und des Saamens, und macht ſie kräftiger; beide enthalten ihrem größten Antheil nach Stickſtoff und combuſtible Körper in ihrer Miſchung.

Die Muskeln werden durch die Arterlengeflechte, die ſie von allen Seiten durchziehen, genährt; aus dem Blute erhalten ſie vorzüglich Stickſtoff, dann Waſſerſtoff und Kohlenſtoff. Je reger das Blut nun in dieſen Theilen cirkulirt, um ſo lebhafter geſchieht der Abſatz dieſer Stoffe, um ſo beſſer geht die Ernährung vor ſich. Daher verſtärkt anhaltende Uebung den geübten Muskel, und giebt ihm dadurch, daß ſie das Blut zu ihm hin ſollicitirt, mehr Umfang und mehr Maſſe.

Wird das Blut durch irgend eine verstärkte Erregung noch stärker zu einem Theile hin sollicitirt, und entsteht starke Entzündung in dem Theil; dann ergießt die plastische Lymphe sich aus ihren Ufern, gerinnt und coagulirt, oder schießt zu neuen abnormen Gefäßen an, die alle in Stickstoff und combüstible Stoffe sich auflösen lassen.

Bei einer andern Modification der Actionen in den Gefäßen verwandelt die Secretion der Arterien sich in Eiter, das lange Zeit hindurch im Innern des Körpers sich bergen kann, ohne daß es beträchtlich schlimme Folgen erregt, und ohne daß es, gesunden Organen eingeimpft, sie anfleckt und sich selbst fortpflanzt. So ist venerisches Eiter aus Bubonen nicht ansteckend. (Hunter.)

Aber so wie es in Berührung mit der äußern Athmosphäre kömmt; so wie es an dem Sauerstoffe derselben sich oxidirt, wird es ansteckend, und reproducirt sich selber in dem Organ. Um aber sich an der Luft oxidiren zu können, muß es combustibel seyn; die eiterartige Secretion ist daher ein brennbarer, negativer Stoff, und wie ihr Gestank verräth, reich an Stickstoff.

So bringt Pockeneiter, in den Arm eingeimpft, Röthe, Entzündung, seröse Secretion, Anschwellen der Drüsen, harten, vollen, starken Puls, kurz alle

Phänomene der ſtärkſten Erregung der afficirten Arterien hervor, und das Reſultat dieſer Action iſt neue Abſonderung der Pockenmaterie über den ganzen Körper hin, die ſich bald an der Luft zum Pockenoxid ſäuert, und in dieſem als ſtark erregende poſitive Potenz ſich wirkſam zeigt. * So beim Scherf, beim Pemphigus, ſo bei allen Fiſteln und Abſceſſen, deren Materie nicht eher die Drüſe entzündet, bis ſie vorher ſich geſäuert hat.

„So ſelbſt beim Krebſe: das krebsartige Eiter ſcheint nicht eher bösartig zu werden, oder den anſteckenden Charakter anzunehmen, als bis der Krebs ein offenes Geſchwür, und die darinn enthaltene Materie ſolchergeſtalt der Luft ausgeſetzt wird. Alsdann wird es offenbar anſteckend, weil es nicht allein hectiſches Fieber erregt, ſondern es mache auch bei der Abſorption die lymphatiſchen Drüſen in der Nachbarſchaft anſchwellen; die dann ſcirrhös und nachher auch wieder krebsartig werden.“ (Darwin.) Das Krebseiter enthält Schwefel und Ammoniak. (Crawford.)

Selbſt der Scherf, welcher an der Zunge anhängt, nimmt des hervorſtechenden Stickſtoffs wegen oft einen bittern Geſchmack an.

* Kinder, die die abfallenden Pocken verſchlucken, bekommen Erbrechen, Diarrhoe und Entzündung der Gedärme.

So entſteht hectiſches Fieber mit dem Augenblicke, wie das verſchloßne Eiter mit der Luft in Verbindung kömmt, die oft ſchon erfolgt, wenn die Lymphe von dem Sauerſtoff nur durch die genäßte Oberhaut geſchieden wird.

Im warmen weiſſen Fluſſe iſt die ausgeleerte Materie ſehr undurchſichtig, zähe und mild, und daher die Theile bei aller Entzündung und Wärme, die ſie zeigen, nicht wund. In dem Kalten iſt ſie hingegen ſalzartig, excoriirt leicht die nahegelegenen Theile, bringt daher ein Schrinnen beim Waſſerlaſſen hervor, ſie iſt dabei durchſichtig und dünn. Eben ſo beim Tripper. (Darwin.)

Die häufig abgehenden Blähungen hypochondriſcher Perſonen ſind meiſtens gekohlter und geſchwefelter Waſſerſtoff; noch häufiger enthalten dieſe Stoffe nebſt dem Ammoniak die flüſſigen ſtinkenden Excremente in ſolchen Krankheiten, die mit einer Entzündung der Gedärme begleitet ſind, wie jene in der Ruhr, wo dieſe Stoffe bei dem Enthalten von aller Nahrung ſich durch die modifizirte Secretion in den Gedärmen entwickeln, eben wie die Secretion der ſeröſen äußern Darmhaut in einem gleichem Falle in ein äußerſt ſtinkendes, alſo combuſtibles Eiter ſich verwandelt.

Der kalte Schweis, den die Angſt hervorpreßt,

derjenige der bei Ohnmachten ſich zeigt, jener der bei aſthmatiſchen Anfällen hervorbricht, jener an den Händen mancher Leute und der beim Erbrechen hervorkömmt, wo keine vermehrte Wärme, keine verſtärkte arterielle Bewegung ſich zeigt, iſt klebrig wegen der in dieſem Zuſtand verſtärkten Abſorption der lymphatiſchen Gefäße; allein dabei geſalzner, ſchärfer, oft ſauer. (Darwin.)

Der dünne Ausfluß aus der Naſe bei kaltem Wetter, — wo die Kälte früher auf die Enden der lymphatiſchen Gefäße in der Naſe wirkt, als auf die großen Stämme derſelben, und jene zu verſtärkter Einſaugung ſtimulirt, während dieſe das Eingeſogene nicht mit gleicher Schnelligkeit fortbewegen; wobei es aus demſelben Grunde ſtocken und bei dem Offenſtehen der Gefäße ausfließen muß, wie das Blut in den venöſen Haargefäßen ebenfalls in der Kälte ſtockt, und die Theile blau färbt und ſie wohl gar aufſpringen macht, — dieſer Ausfluß iſt dünne, geſalzen, und entzündet die Oberlippe. Daſſelbe iſt der Fall beym kalten Auswurf alter Leute.

Je ſchwächer die Action der Arterien in den Nieren wird, um ſo blaſſer iſt der abgeſonderte Harn; um ſo roher, bläſſer, ſatzloſer zeigt er ſich dann, röthet aber in dem nämlichen Verhältniß die Lacmustinctur; um ſo mehr phoſphorſauer iſt die in

ihm enthaltene Säure, um so weniger leicht ist er zur Alkalescenz geneigt, um so weniger enthält er Stickstoff.

Der erste Urin im Anfalle des Fieberfrostes ist blaß, ohne Salz, enthält mithin wenig Harnstoff, bildet mithin nicht so leicht Ammoniak, der durch Abscheiden der Kalkerde Trübung verursachen könnte; mit zurückkehrender Hitze erfolgt zuerst Wolke, dann in der größten Heftigkeit Satz und flammende Röthe. Allein dann röthet er auch das Lacmuspapier nie. (Gärtner.)

Combustible Körper, oft in den Magen gebracht, müssen dort eben so kalte Schweisse erregen, wie sie auf der Oberfläche lange anhaltend aufgelegt, die Entwicklung einer scharfen, serösen Feuchtigkeit bedingen: so muß eine der vorigen entgegengesetzte Magensäure entstehen, wie die Magensäure fleischfressender Thiere, und das Sodbrennen der Säufer.

Die Arterien, die in die Muskeln und in's Zellgewebe sich verbreiten, führen ihnen die Stoffe zu, die ihr Gewebe bilden. Wenn Asthenie die Functionen des arteriellen Systemes schwächt, dann werden der combustiblen Stoffe weniger, die an sie abgesetzt werden; nur das Blutwasser strömt in die feinsten Gefäße ein, der stickstoffreiche Faserstoff tritt minder häufig an den Muskel, mehr wässerigte und ery-

dirte Stoffe legen sich dafür an denselben an, ihre Expansivität vermindert daher die Zähigkeit seiner Teile, die Contractilität wird geschwächt, der Muskel wird welk, schwach, kraftlos und dafür beweglicher, das Zellgewebe wird auf gleiche Weise matt und schlapp, der Körper magert ab.

Der Knochen ist phosphorsaure Kalkerde und Gallerte in ein Zellgewebe von den Arterien abgesetzt. Phosphorsäure ist ein combinirter Körper, in ihr ist daher der Knochen in direkten Gegensatz mit dem Muskel versetzt. Was die Muskeln schwächt und abmagert, das muß die Knochengallerte vermindern, die Phosphorsäure hingegen vermehren und sie anschwellen machen; was den Muskel verstärkt und ihm mehr Zuwachs an Materie verschafft, das muß den Zufluß der Gallerte zum Knochen verstärken, die Menge der Phosphorsäure hingegen vermindern.

So erfolgt also bei anhaltender Einwirkung deprimirender Schädlichkeiten, zugleich mit der Abmagerung des äußern Körpers allgemeine Blässe und Schwäche, Aufschwellen und Weiche der Knochen und Gelenke, Aufgetriebenheit des Schädels, Rachitis, und diese Knochen zeigen bei der chemischen Untersuchung stärkern Antheil von Phosphorsäure. (Jäger und Baume.)

Daher werden Menschen die an dunkeln Orten arbeiten, Bergleute die den Grubenwettern vorzüglich ausgesetzt sind, leicht rachitisch; daher entsteht Rachitis und Cretinage vorzüglich in den warmen, geschlossenen, feuchten Thälern des Vallis. Daher nimmt im Alter, wo alle Muskeln bei der allgemeinen Schwäche schlaffer und magerer werden, die Knochenmaterie zu; Venen und Arterien, Aponevrosen und Sehnen verknöchern durch die häufig abgesetzte phosphorsaure und kohlenstoffsaure Kalkerde.

Daher entsteht die Gicht, in der blasensteinsaure Soda sich auf die Muskeln wirft, vorzüglich durch Verkältung und sonstige Schwächung der Muskeln.

Aehnliche Ursachen erregen die Scrophein im lymphatischen System; die geschwollenen Drüsen sind dann mit vielem in ihnen befindlichen gesäuerten und dadurch halbgeronnenen Eyweisstoff angefüllt, und in Alcohol aufgehängt, bedecken sie sich mit zahlreichen Krystallen, die sich als Kleesäure verhalten. (Fischer.)

* * *

Im Vorhergehenden fanden wir zuerst als Abstraction aus der Erfahrung: Alle positiven

Potenzen verſtärken die Bewegung des Bluts in den Arterien, in die ſie unmittelbar einwirken, und vermehren bis zu einem gewiſſen Maximum hin die Quantität der Secretion aus ihren Haargefäßen; alle negativen Potenzen ſchwächen die Bewegung des Bluts und die Secretion gleichfalls bis zu einem gewiſſen Punkte hin.

Früher ſchon fanden wir auf demſelben Weg.

Poſitive Potenzen vermindern die Bewegung des Bluts in den einſaugenden Gefäßen, und die Quantität der Secretionen, die in ihnen geſchehen bis zu einem gewiſſen Minimum; Negative vermehren Bewegung und Secretion bis zu einem gewiſſen Maximum.

Daraus folgt: Arterien und einſaugende Gefäße ſind in Rückſicht auf Blutbewegung und Quantität der Secretion in reinem Gegenſatze: ſie verhalten ſich wie poſitive und negative Electrizität, was die Einen excitirt, wird die Andern deprimiren, und ſo hinwiederum.

Wenn daher eine Cantharide Röthe in einem Theil bewirkt, dann geschieht das, weil sie zu gleicher Zeit die Bewegung des Bluts in den Arterien verstärkt, in den Venen hingegen schwächt, den Zudrang mithin vermehrt, die Wegsaugung vermindert, wodurch Anhäufung in den Haargefäßen entstehen muß. Wenn sie eine Blase bildet, dann wird sie die arterielle Secretion verstärken, die Einsaugung durch die lymphatischen Gefäße hingegen vermindern, und so wird die Lymphe unter der Oberhaut sich sammeln müssen.

Wenn Reiben, starke Bewegung Schweis bewirkt, dann geschieht das eben so sehr durch verstärkte Secretion, wie durch Verminderung der Resorption, wo das Zurückgebliebene durch die Hautporen dringt.

Wenn ein kaltes Bad welk und blas macht und zusammenschrumpft, dann geschieht das, weil die Kälte in demselben Momente den Andrang des Blutes durch die Arterien zu den Haargefäßen bricht, während sie die Absorption durch die einsaugenden Gefäße verstärkt, und die Theile dadurch entschwellen macht.

Wenn Opium, in die ersten Wege gebracht, dort Verstopfung bewirkt, dann geschieht das, weil es zu gleicher Zeit die Secretion des Darmschleims

durch die Arterien ſchwächt, während es die Abſorption durch die Milchgefäße verſtärkt, wodurch die Excremente dann ausgeſogen, hart und unbeweglich werden.

Wenn hingegen Mittelſalze purgiren, dann geſchieht das dadurch, daß ſie in demſelben Momente die Secretion der Schleimmembran verſtärken, während ſie die Reſorption durch die einſaugenden Gefäße ſchwächen, wodurch der Koth mithin dünn und flüſſig werden muß.

Wenn Arſenik Meteorismus bewirkt, dann vermehrt er zu gleicher Zeit die Secretion der ſerösen Häute der Eingeweide, während die Abſorption durch die Saugadern ſtockt, wodurch der gallertartige Dunſt ſich häufen, und das Bauchfell anſchwellen muß.

Allein nicht blos für äußere Potenzen findet dieſer Antagonism in beiden Syſtemen ſtatt, auch für Innere tritt er ein.

Freude macht blühendes Geſicht durch Stockung des andringenden Blutes in den Haargefäßen; Schaam macht uns erröthen, eben ſo ſehr weil ſie uns das Blut in größerer Menge nach dem Geſichte treibt, als weil ſie die Venen zuſammenzieht.

Der Zorn macht alle Venen ſchwellen, weil das Blut durch den Affect ſich in ihnen mit minderer

Schnelle bewegt, und ſie daher auflaufen macht. Der Zeugungstrieb bewirkt Erection durch verſtärkten Turgor des Bluts zu den Blutbehältern und durch ſchwächere Reſorption der Venen.

Gram macht uns blas und bleich und welk, weil er die Arterien deprimirt, aber zugleich die Einſaugung durch die Venen verſtärkt: der Schrecken macht kalte Schauder, Todtenbläſſe; die Venen fallen zuſammen und geben keinen Tropfen Blut; die monatliche Reinigung hört plötzlich auf, weil die geringere Quantität von Blut, die die Arterien zuführen, von den Venen ſchnell aufgeſogen wird, und durch ſie mit verſtärkter Geſchwindigkeit ſich bewegt, wodurch ſie dann bald zuſammenfallen und blutleer werden müſſen.

Und doch ſahen wir, daß keine Nerven zu den einſaugenden Gefäßen gehen, und die Bewegung der Säfte in ihnen reguliren; daß alſo keine unmittelbare Gemeinſchaft zwiſchen ihnen und dem Gehirn ſich findet, durch die die Leidenſchaft ſich auf ſie verbreiten könnte.

Aber wir ſahen auch, daß allerdings eine mittelbare Communication zwiſchen beiden ſich öffnet, und daß das aneignende Verbindungsglied der Muskel, und zwar hier der arterielle Muskel ſey.

Eine Menge feiner Arterien verbreiten ſich durch

die Häute der einsaugenden Gefäße; noch feinere Nervenschlingen müssen diese wie alle andern umflechten, und sie in Verbindung mit dem sympathischen Nerven setzen.

Was daher der Arterie der Nerve, das dem einsaugenden Gefäße die Arterie, die in seinen Häuten sich verbreitet; sie ist gleichsam der zusammengesetzte Hebel, durch den die Leidenschaft in daselbe wirkt.

Ein positiver Affect wirkt also auf diese seinen Gefäßarterien, verstärkt den Andrang des Bluts zu ihnen, die Wände werden daher prall und derb und mehr rigide, die Contraction auf die gleiche Sollicitation der enthaltenen Flüssigkeit wird geringer dem Raume nach; der Puls, der bei diesen Gefäßen gleichsam in die Länge läuft, schwäche sich daher, die Flüssigkeit bewegt sich minder schnell, und die Adern schwellen an wie beim Zorne.

Ein negativer Affect wirkt auf die seinen Arteriengeflechte in den Häuten so, daß er den Andrang des Blutes zu ihnen mindert; die Wände müssen daher schlaff und weit offen stehen, aber daher um so mehr Mobilität für die innere Flüssigkeit bekommen; diese wird also stärkere Contraction bewirken, dadurch schneller sich bewegen, und das Gefäß wie beim Schrecken bei gehemmtem Zufluß sich entleeren. Daher befördern deprimirende Leidenschaften die

Anſteckung, die durch Einſaugung eines Miaſma geſchieht.

„Die Pupille kann gleichſam als ein Durchſchnitt eines ſolchen einſaugenden Gefäßes, als eine Vene für das Licht, betrachtet werden: um ihre Oeffnung flechten die Arterien ſich; ein poſitiver Reiz das Licht, der ſie erweitert, wird ſie daher eben ſo verengern, wie er die Vene verengt; ein negativer, Belladonna, indem er auf die arteriellen Geflechte wirkt, wird ſie erweitern, eben wie er das einſaugende Gefäß erweitert.

Wenn ein eine Zeitlang geſchloſſenes Auge geöffnet wird, ſo zieht die Pupille bei dem ihr nun fremdgewordnen Reize des Lichts weit ſtärker ſich zuſammen als vor Schließung des Auges; erweitert ſich aber binnen ein paar Secunden wieder bis zu dieſem Grade. In ſehr reizbaren Augen wird ſie gleich bei dem Oeffnen faſt noch einmal ſo ſtark zuſammengezogen, als ſie es vorher war, und bald nachher wieder iſt. (Himly.)

Aus demſelben Grunde wird auch das einſaugende Gefäß, das durch eine negative Potenz erweitert, und erſchlafft, erregbarer für dieſelbe Flüſſigkeit, die in ihm ſich wie das Licht im Auge bewegt; um ſo ſtärker wird es ſich auch nachher zuſammenziehen; um ſo ſchneller die Flüſſigkeit vermöge treiben.

Wie das Licht die Pupille zuſammenzieht, ſo werden daher auch gleichfalls poſitive äußere Potenzen, z. B. Säuren, wenn man die Venen oder die lymphatiſchen Gefäße damit betupft, dieſe eben ſo wie die Arterien ſich zuſammenziehen und verengen machen, — was auf den erſten Blick bei der Wirkungsart der Säuren problematiſch ſcheint, — und gleichfals um ſo mehr zuſammenziehen, je mehr ſie vorhin erweitert waren.

Daher finden wir denn gegenwärtig auch das Problem gelöſt, auf das wir weiter oben ſtießen: wie poſitiv erregende Flüſſigkeiten, wenn ſie in den einſaugenden Gefäßen ſich bewegen, ſie trotz ihrer Expanſivität verdichten; während Negative trotz ihrer Attractivität, die vorzüglich der Alcohol auf die todte Faſer äußert, die er ſtark und heftig verdichtet, doch die Gefäße, in denen ſie ſich bewegen, erweitern, ſchlaff und atoniſch machen.

Wir fanden vorhin durch Induction aus der Erfahrung den Satz:

Wenn poſitive Potenzen unmittelbar in ein arterielles Syſtem einwirken, dann modifiziren ſie die Secretionen in ihm der Qualität nach ſo, daß ſie reich an combuſtibeln Stoffen werden, die den reichlich vorhandnen Stickſtoff

und auch Sauerstoff umhüllen; negative Potenzen hingegen stimmen die Organe zur Absonderung solcher Flüssigkeiten, in denen die kärglich vorhandnen combustibeln Stoffe den Sauerstoff oder auch den Stickstoff nackt hervortreten lassen.

Wenn positive Potenzen die Arterien zu solchen Secretionen incitiren, in denen die negativen Stoffe die Positiven dicht umhüllen, und mit ihnen zu concentrirten Flüssigkeiten und zu kräftigen Gebilden zusammentreten, dann werden in dem Blutstrom, der durch die Haargefäße in die Venen tritt, diese Stoffe seltner werden, das Blut hat seine Fülle in den Secretionsorganen eingebüßt, und der Ueberrest muß nun flüssiger, verdünnter, wässerigter seyn, und weniger Eiweiß und Faserstoff besitzen.

„Die Gerinnbarkeit des Blutes muß um so größer seyn, je früher es unter denselben Umständen gerinnt. Gesundes Blut gerinnt nach Verlauf von 7 Minuten; bei Entzündungskrankheiten dauert es noch einmal so lange bis dies geschieht. Die Gerinnbarkeit des Faserstoffs kann also bei Entzündungskrankheiten nicht verstärkt seyn, weil sie aber verringert ist, so hebt sich der weniger zähe Faserstoff aus denselben Ursachen, warum die Fetttheile in der Milch allmählig hinaufsteigen, und den

Rahm bilden; auch findet man vor dem Gerinnen des Faserſtoffs über dem rothen Blute, denſelben ſehr wäſſerig, ſehr durchſichtig. Iſt aber wie im geſunden Blut die Gerinnbarkeit des Faserſtoffs gehörig ſtark, ſo gerinnt er in dem rothen Blute, weil er alsdann zu zähe iſt, um ſich von ihm zu trennen, und als eine dünne Feuchtigkeit ſich empor zu heben. Darin liegt zugleich der Grund, warum im Anfange der Entzündungskrankheiten und nach ihrer Dauer über den 7ten Tag hinaus keine Entzündungshaut wahrgenommen wird. Im erſten Falle iſt der Faserſtoff noch nicht gehörig flüſſig geworden; im andern Falle iſt ſeine Gerinnbarkeit ſo ſehr geſchwächt, daß er nicht mehr gerinnen kann. Darum bemerkt man in ſolchem Blute viel Waſſer und einen kleinen Blutkuchen. Der Faserſtoff vergrößert die Menge des Serums, welches manchmal auch ſchleimig ausſieht, wenn noch etwas Gerinnbarkeit im Faserſtoffe übrig iſt." (Wedekind.)

Und weil das überoxidirte phosphorſaure Eiſen, das dem Blute ſeine rothe Farbe giebt, in keiner Secretion abgeſchieden wird, ſo wird es in das eingeſogene Blut übergehen, und in ihm bei dem Mangel des umhüllenden Faserſtoffs vorzüglich ſenſibel werden.

Wenn hingegen negative Potenzen die Arterien zu

ſolchen Secretionen beſtimmen, die durch ihre loſe Aſſociation den Unorganiſchen näher treten, dann werden in der Flüſſigkeit, die die lymphatiſchen Gefäße und die Venen ſaugen, die Stoffe ſich wiederfinden, die in dem Secretionsorgan nicht ausgeſchieden wurden; was im entgegengeſetzten Zuſtand ausgeſchieden wird, das wird hier in die Reſorption eingehen, wie das Ausgeſchiedne hier dem Reſorbirten dort entſpricht.

Daher ſind im Zuſtande der Depreſſion, die ſolche Potenzen als ſchwächende Schädlichkeiten in die äußern Organe ſetzen, die lymphatiſchen Gefäße mit geronnenem Eiweißſtoff gefüllt, dieſelbe Subſtanz ſtockt in den erſchlafften Drüſen und ſchwellt ſie an, und ſo zeigen ſich die Scropheln.

In dem Blute, das die Venen in dieſem Zuſtand ſaugen, werden daher negative und poſitive Stoffe beinahe ſo häufig wie im Arteriellen ſeyn, und da in den höhern Graden der Schwäche, die dieſe Modification der Lebensactionen immerfort begleitet, die Säfte in ihrer Zuſammenſetzung unorganiſchen Flüſſigkeiten näher kommen, ſo wird auch das Weggeſogene ſich in ſeiner Miſchung mehr dem chemiſchen Gebiete nähern; in den untern Graden aber wird es die veränderte Action nur durch eine dunklere ins Violette fallende Röthe verrathen, es wird eine ſtärkere Gerinnbarkeit durch die ſtärkere Umhüllung

des expanſiven Sauerſtoffs bekommen, und daher ſchnell, wie es aus den Adern tritt, zum Blutkuchen geſtehen.

Ein Hund unter eine Glocke gebracht, die bis zu 54 F. erkaltet ward, gab bei der Oeffnung der Droſſelader das dunkelſte venöſe Blut, das alle Zuſchauer je geſehen hatten. (Crawford.)

Daher die kaſtanienfarbigen, bleifarbenen, manchmal rothen, manchmal ganz ſchwarzen Petechien, die häufig die Haut mancher aſtheniſchen Kranken bunt wie Marmor machen. Daher jene Flecken, die wie über die Haut geſchüttete Tinte ſehr ausgedehnt, etwas breit ſind, und gleich einem Schatten keine Gränze haben; ferner ſolche Linien auf der Haut, die gleichſam mit einer Schreibfeder gemacht zu ſeyn ſcheinen; eben ſo die ganz ſchwarzen, die man manchmal beobachtet, und die immer einen tödtlichen Ausgang nahmen; endlich die ſchwarzen Hände von den Spitzen der Finger an bis an die Vorderhand. Daher ferner die Blutſtriemen oder länglichte, ſtark rothe oder flammichte oder bleifarbige, blaue und beinahe ſchwarze, zuweilen faſt graue Striefen, welche ſtrahlenförmig ausgebreitet ſind, die verſchiedene Empfindungen erregen, als ob die Haut von Ruthen pepeitſcht worden wäre. (Frank.)

Daher überhaupt das misfarbene, graue, erdenfarbige Ansehen solcher Personen, die an Schwäche leiden. Daher die Alcalescenz des Blutes im Typhus. Daher fand Fourcroy in dem Blute einer nach vielem Kummer an Convulsionen und Nervenkrankheiten gestorbenen Frau: blaugesäuertes Eisen, das ist gekohlten Ammoniak.

Daher gerinnt das Blut bei solchen, die an Zuckungen und Convulsionen leiden, im Momente wie es aus der Vene tritt; (Willis und Treviranus.) aus demselben Grunde, warum Ticunahgift, indem es das Blut desoxigenisirt, dasselbe schnell gerinnen macht, und andere Giftarten schnell es in Fäulniß übergehen, und aus den Gefäßen treten machen.

Wenn man thierische Stoffe, Seide, Rindfleisch unter gewissen Umständen mit Salpetersäure behandelt, die man zu wiederhohltenmahlen über sie abzieht, dann erhält man eine gelbliche, körnige, äusserst bittere Substanz, die sich auflößt in Alcohol, die den Speichel und die Zunge gelb färbt, im Feuer flüchtig und entzündlich ist, deren Rauch brennt wie ein wesentliches Oel, die unzerstörbar ist für die concentrirte Salpetersäure die sie nur entfärbt, die aber mit dem Salpeter verpufft. (Welter.)

Die Galle ist gleichfals eine Verbindung des Natrons mit einer gelblichen, harzigen, äusserst

bittern Substanz, die sich auflöst in Alcohol, die im Feuer flüchtig und entzündlich ist, deren Rauch brennt wie ein wesentliches Oel, und die mit dem Salpeter verpufft.

Der Grund der Bitterkeit in beiden ist der Stickstoff, der Nämliche der in der Berlinerblausäure den bittern Geschmack und den Geruch nach Pfirsichblüthe giebt; der Nämliche der im Harnstoffe dem Urin seinen eignen bitterlichen Geschmack mittheilt; der mit dem Wasserstoff in einem andern Verhältniß das caustische Ammoniak bildet, und in dem überhaupt der Grund jeder Alcalescenz liegt.

Stickstoff ist negativer comburirender Stoff, also wie der Sauerstoff positiv erregende Potenz; die Galle in der dieser Stoff vorzüglich hervorstechend ist, wird daher ebenfals in ihrer gehörigen Mischung sich positiv wirksam zeigen, und den Darmcanal zu verstärkten Actionen inzitiren.

Wenn positive Potenzen in die Arterien des Darmcanals wirken und sie zu kräftigen, gerinnbaren Secretionen inzitiren, dann saugt die Pfortader ein röthers stoffärmeres Blut aus den arteriellen Haargefäßen ein; dies Blut führt sie denn nun zur Leber hin, und da in demselben die Hauptbedingung zur Bildung einer gehörig gemischten Galle, der Stickstoff fehlt, so sondert diese sich als eine dünne,

fade, grüne, rothe oder gar roſenrothe Flüſſigkeit ab, der das Characteriſtiſche der Galle, die Bitterkeit, und ſomit ihre poſitiv inzitirende Eigenſchaft mehr oder weniger fehlt.

Wenn hingegen negative Potenzen in die Arterien des Darmcanals wirken, und ſie zu ſparſamern, ſerösern Secretionen erregen, dann wird die Pfortader ein dunkleres, ſtoffreicheres, mehr concentrirtes, leichter gerinnbares Blut in den arteriellen Haargefäßen ſaugen; dies Blut indem es dann zur Leber ſteigt, wird ſich vorzüglich tauglich für die Gallenbereitung zeigen; die abgeſonderte Flüſſigkeit wird daher dunkel gefärbt, und dick und im höchſten Grade bitter.

Je langſamer das Blut durch die Einwirkung poſitiver Potenzen durch die Pfortader ſich bewegt, um ſo geringer iſt die Quantität der Galle, die abgeſondert wird, um ſo ſchwächer iſt ſie nach dem Obigen in ihrer Qualität.

Je ſchneller das Blut durch die Einwirkung negativer Potenzen in der Pfortader ſich bewegt, um ſo größer iſt die Quantität der Galle, die abgeſondert wird, um ſo kräftiger iſt ſie in ihrer Qualität.

Die Galle iſt poſitiv inzitirende Potenz, ſie wird um ſo mehr inzitiren, je mehr negative Inzitamente auf das Leberſyſtem wirken. Daher macht häufiges Branntweintrinken die Galle äuſſerſt ſcharf,

und ſie erregt dann aufwärts Mangel an Appetit, Eckel, Aufſtoſſen, Erbrechen, Magenſchmerz, abwärts Colik, gallichten Durchfall und Stuhlzwang. In manchen Krankheiten wird ſie daher ſo ätzend, daß ſie Rachen und Mundhöhle entzündet, und ſie wund macht. (Stoll.)

Umgekehrt wird beim anhaltenden Misbrauch von Brechmitteln und Purganzen die Galle immer mehr wäſſerig, geſchmacklos, und verdünnt.

So iſt alſo hier ein neuer Gegenſatz zwiſchen den arteriellen und den venöſen Secretionen im Darmcanal. Poſitiv inzitirende Potenzen, die die arteriellen Secretionen der Quantität nach vermehren, der Qualität nach ſtärker geſtickſtofft und weniger ſauerſtoffhaltig machen, vermindern die Venöſe der Galle in ihrer Quantität, und machen ſie der Qualität nach ſtickſtoffärmer, wofür aber der reichlicher vorhandene Sauerſtoff ſie einem milden Blutwaſſer um ſo näher bringt. Das Gegentheil wird bei negativ inzitirenden Potenzen erfolgen.

Und ſo ſtoßen wir denn hier auf einen zweiten Beweis eines Heilvermögens der organiſchen Natur, die aus ſich ſelbſt heraus die Extreme von ſich wehrt, und Störungen in der innern Harmonie nicht leicht einen gewiſſen Grad überſteigen läßt, ſondern alles bald zurück zum gewohnten Gleiſe führt.

Wenn daher im krankhaften Zuſtand die Arterien des Darmcanals zu häufigern, ſtickſtoffreichern Secretionen incitirt ſich zeigen; dann vermindert ſich zu gleicher Zeit auch wieder die Abſonderung der Galle, und dies Ausgeſchiedne iſt weniger kräftig, mithin auch minder incitirend. Iſt daher durch Stöhrungen im Organismus die Menge des poſitiven Inzitaments im Darmcanal gehäuft, dann iſt in dem nämlichen Verhältniß die Leber deprimirt; der gewohnte Gallenreiz iſt ihm daher entzogen, und das innere Gleichgewicht wird nun leichter wieder hergeſtellt.

Wenn hingegen bei der entgegengeſezten krankhaften Affection des Organismus die Arterien des Darmcanals minder geſtickſtoffte Secretionen bilden, dann nimmt in dem nämlichen Verhältniß die Thätigkeit der Leber zu, die Galle wird häufiger und kräftiger und bittrer ausgeſchieden, ihr Reiz erſetzt daher im Darmcanal das Inzitament, das ihm von anderwärts entgeht.

Wenn Wärme und Licht poſitiv inzitirende Potenzen ſind, dann folgt, daß an Orten wo beide vorzüglich wirkſam ſind, die Secretionen vorzüglich den Character der Negativität haben müſſen; daß die reichlich in ihnen vorhandenen brennbaren Materien ſtark geſtickſtofft ſeyn müſſen; daß hingegen

da wo beide minder kräftig wirken, der Sauerſtoff hervortreten muß, während der Stickſtoff ſich vermindert.

Daher der ſtarke, äußerſt ſtinkende ſpezifiſche Geruch der Neger; daher der ſchwarze ſtickſtoffreiche Schleim, der, indem er in dem malpighigſchen Netze ſich abſetzt ihre Oberhaut dunkel färbt; daher ſelbſt ihr ſchwarzes Wollenhaar.

Aus demſelben Grunde wird ſich daher die geringere Muskelſtärke der nördlichen Völker, der größere Sauerſtoffgehalt ihrer Secretionen, die weiße Farbe ihrer Haut, ihr weiches, blondes Haar herleiten laſſen.

Die Action der Venen iſt eine Vegetabiliſche, was daher für jene gilt, müſſen wir im Pflanzenreich beſtätigt finden, und ähnliche Urſachen auch dort ähnliche Wirkungen erzeugen.

Daher fallen in die tropiſchen Gegenden die ſtärkſten vegetabiliſchen, ſtickſtoffreichen und betäubenden Gifte, die wohlriechendſten Blumen, die ſchmackhafteſten, nährendſten Früchte und die ſtärkſten Gewürze; während nach Norden hinauf und in den Tiefen der Erde die Secretionen unkräftig, fad und wäſſerig ſind, die farbenloſen Blumen nur ſchwache Gerüche düften, die Früchte ſauer und geſchmacklos ſind und die Gewürze völlig verſchwinden.

* * *

So wäre alſo der durchgängige Gegenſatz der Arterien und der einſaugenden Gefäße in der Erfahrung nachgewieſen; beide ſind in reinem Antagonism in Rückſicht auf die Schnelligkeit des Bluts, das in ihnen ſich bewegt, deren Maas in jenen der Puls und die in dieſem im umgekehrten Verhältniß mit den Durchmeſſern ſteht, in die das enthaltene Blut ſie anſchwellen macht; ſie ſind in directem Gegenſatz in Rückſicht auf Quantität und Qualität der Secretionen, zu denen entgegengeſetzte Potenzen ſie incitiren.

Die erſte Polarität im Organism iſt alſo zwiſchen beiden Gefäßgeſchlechtern. Der poſitive Pol liegt in der linken Herzkammer und ihrer Verlängerung den Lungenvenen*), von dort verbreitet ſich das Blut und in ihm der Sauerſtoff, in Büſcheln auseinanderfahrend, in alle Theile des Körpers hin, und bewirkt dort Ernährung, Contraction und Secretion. Der negative Pol wird in der rechten Herzkammer und ihrer Verlängerung den Lungenarterien und den Milchgefäßen liegen; der negative combuſtible Stoff von innen und auſſen aufgefaßt, ſammelt ſich in ihr

*) Die man Lungenarterien heißen ſollte, wie umgekehrt, die ſogenannten Lungenarterien Lungenvenen.

in einen materiellen Punkt, und wird dann der linken Herzkammer zugetrieben.

Die Indifferenzpunkte zwiſchen beiden Polen werden daher in den Haargefäßen liegen, wo der Stoff die Form gewinnt, und ſo umgekehrt das Geformte wieder formlos wird: alſo einerſeits für den kleinen Kreislauf in den Lungen, wo das venöſe Blut in Arterielles übergeht, andrerſeits für den großen Kreislauf in der ganzen Totalität der Haargefäße, wo das arterielle Blut in Venöſes ſich verwandelt.

Da wo der Uebergang des venöſen Bluts in Arterielles geſchieht, da liegen aber ſelbſt die Pole, das — des Syſtems am hervortretendſten in den Lungenarterien, die in die Athmoſphäre münden, das + in den Lungenvenen, die gleichfals in die Athmoſphäre münden; die erſte Indifferenz wird alſo durch wechſelſeitige Berührung der Pole ſelbſt in einem dritten, beiden homogenen Medium, in dem ſelber die Bedingung der Wechſelung der Pole liegt, und das indem es mit dem Stoffe des Einen ſich verbindet, den Andern producirt, hervorgebracht. Und wieder da, wo das arterielle Blut in Venöſes übergeht, wird dieſer Uebergang nicht wie beim Todtem, dem Magnet z. B., durch wechſelſeitiges Sättigen beider Gegenſätze in Ruhe und Nebeneinanderſeyn geſchehen, ſondern der Blutſtrohm, der

wie im Ringe durch Arterien und Venen kreißt, und continuirlich von einem Pol zum andern die Polarität umwechselt, muß um diesen Wechsel zu erfahren, in seiner imern Zusammensetzung Modificationen leiden; es müssen combustible Stoffe aus ihm abgeschieden werden, die die Milchgefäße immer wieder von Neuem zuführen; der Sauerstoff muß gleichfals sich aus ihm verlieren, der in den Lungen an dasselbe trat.

Durch die Secretion wird daher der Wechsel der Polarität im Blut, die zweite Indifferenz bedingt.

Das Circulationssystem ist daher gleichsam eine zusammengesetzte galvanische Batterie, in der statt der expansibeln Materie sich das flüssige Blut bewegt; deren einzelne Factoren in den venösen und arteriellen Haargefäßen liegen, während die Indifferenzpunkte in die Uebergänge der Einen in die Andern fallen; deren Endpole aber auf die Lungen treffen, wo sie im Sauerstoffe sich berühren und im Uebergange die Batterie sich schließt.

* * *

Wie sich Sinn zur Phantasie verhält, so höher hinauf der Verstand zu der Vernunft, der Ver-

ſtand faßt Wahrnehmungen auf, wie der Sinn Empfindungen, die Vernunft producirt in ſich die Idee, wie die Phantaſie den Affect. Auch Verſtand und Vernunft ſind in reinem Gegenſatze, was den Einen deprimirt wird die Andere excitiren.

Wie Sinn in die einſaugenden Gefäße, Phantaſie in die Arterien ſich projicirt, ſo projicirt ſich der Verſtand in die Sinnorgane, die Vernunft in das Bewegungsorgan; und wie die Projicirenden nun in reinem Gegenſatze ſind, ſo werden die Projectionen es gleichfalls ſeyn, und ſo begegnet uns das zweite Lebensgeſetz:

Die Sinnorgane und das Bewegungsorgan, inſofern es Organ des Gemeingefühles iſt, ſind mit dem Bewegungsorgan inſofern es Organ des Willens iſt, und überhaupt Sinnnerven mit den willkührlichen Bewegungsmuskeln in reinen Gegenſatz verſetzt; was die Einen excitirt, wird das Andere deprimiren, und ſo hinwiederum. Negative innere und äußere Potenzen, die die Regſamkeit der Sinnorgane erhöhen, werden daher die Kraft der Bewegungsmuskeln ſchwächen müſſen, und poſitive innere und äußere Potenzen, die die Erregbarkeit der Nerven deprimiren, werden die Energie des Bewegungsorgans erheben.

Sehen wir ob die Erfahrung dies Resultat be-
* stätigt!

Die Sinnorgane sind die einsaugenden Gefäße für die Wahrnehmungen, die die äußere Natur ihnen bietet, und die sie nun aus ihr zusammengreifen, und in einem Chylus dem Geist zuführen. Je mehr diese Organe sich nun verfeinern, je rührsamer sie für's Aeußere werden, je mehr sie für's feinste Regsamkeit erhalten, um so mehr vergrößert zeigen die Objecte in dem Gesichtsfeld sich, das sie umspannen; um so tiefer bringt die äußere Natur in ihr Inneres vor; um so voller ist der Strom, durch den sie sich in den Geist ergießt, um so mehr erhöht sich daher die Fähigkeit der Organe einzusaugen, um so mehr werden sie excitirt.

Das Bewegungsorgan besteht vorzüglich aus den langen Muskeln, die vom Nerven irritirt, durch ihre innere Contractilität sich zusammenziehen. Je stärker diese Contractilität, je größer die innere attractive Kraft im Muskel, die durch Derbheit und Compactität sich äußert, um so weniger Irritabilität hat er für den Nerven; um so stärker muß die Solicitation im Nervenende seyn, die ihn zur Contraction bestimmen soll; allein um so kraftvoller muß dem allgemeinen Naturgesetze gemäß, daß die Attractionen mit der Annäherung der ziehenden Ele-

mente in ſteigender Progreſſion wachſen, die Contraction, wenn ſie eintritt, auch erfolgen.

Je größer daher die Derbheit des Muskels, um ſo geringer ſeine Mobilität, aber um ſo größer die Energie, mit der er ſeine Contraction vollbringt; je größer in ihm die Erſchlaffung, um ſo größer ſeine Mobilität, um ſo geringer aber dafür die Kraft, mit der er ſich contrahirt.

Der Muskel iſt das Organ einer innern Kraft, durch energiſche Bewegungen will dieſe Kraft in ihrem Organe zu Tage treten; in der Gedrungenheit kann ſie daher am thätigſten wirkſam ſeyn, und was ihre Energie verſtärken ſoll, muß ihren Träger mehr in ſich ſelbſt zuſammendrängen, wie ihn das erſchlaffen muß, was die lebendige Feder entſpannt.

Der Nerve iſt das Organ einer innern Empfänglichkeit, und durch Offenheit, Zartheit, Schärfe ſoll dies Organ den Verkehr des Aeußern mit dem Innern vermitteln; was die daher verſtärken ſoll, muß ihrem Träger mehr Beweglichkeit und Feinheit und innere Leitungsfähigkeit mittheilen; was dieſe Receptivität abſtumpfen ſoll, muß die innere Cohaſion verſtärken, ihm mindre Mobilität geben, und dadurch ſeine Regſamkeit vermindern.

Poſitive äußere und innere Potenzen ſollen exciti-

rend auf das Bewegungsorgan, deprimirend auf die Sinnorgane wirken.

Wenn wir lange auf einen hellerleuchteten Fleck ſtarr hinblicken, dann wird die Erregbarkeit des Theils der Netzhaut, auf den das Bild hintrifft, deprimirt, und wir ſehen dann einen gleichgroßen ſchwarzen Fleck, wenn wir das Auge von dem Gegenſtand abziehen, und auf eine gleichförmig erleuchtete Fläche richten. Das Licht einer glühenden Kohle deprimirt das Auge ſo, daß es die Regſamkeit für das Leuchten des faulen Holzes verliert, eine brennende Kerze macht das Licht der Kohle verſchwinden. So der Mond das Sternenlicht, das Taglicht das des Mondes, und dies wieder das Licht der Sonnenſcheibe. So mit allen andern Sinnorganen.

Während Finſternis das ganze Muskelſyſtem deprimirt, und Schlaffheit und Atonie und Trägheit in das Bewegungsorgan bringt, und Kraftloſigkeit und allgemeine Schwäche erzeugt, verſtärkt das Licht die Schnellkraft und die Contractilität in allen Muskeln, und macht die Zuſammenziehungen kraftvoll und energiſch.

Wenn durch übermäßige Anſtrengungen das Bewegungsorgan ermüdet iſt, daß alle Muskeln kraftlos und in erſchlafftem Zuſtand ſind, alle Bewe-

gungen mit geringer Kraft erfolgen, und dabei die Erregbarkeit der Nerven des Gemeingefühls auf einen solchen Grad gestiegen ist, daß alle Muskeln schmerzen; dann stellt ein warmes Bad schnell die Spannkraft wieder her, hebt die Erschlaffung in den Muskeln auf, verstärkt ihre Contractilität, und stumpft dabei die Erregbarkeit der Nerven in einem solchen Grade ab, daß aller Schmerz und Druck verschwindet.

Electrische Funken auf die Zunge schlagend stumpfen den Geschmacksinn ab, während sie asthenische Lähmungen ihrer Muskeln heben.

Die voltaische Säule hebt das asthenische Ohrensausen, wenn man den Gehörnerven in den Kreis ihrer Wirkung bringt: nach aller Analogie aus dem Grunde, weil während sie den Nerven deprimirt, die Muskeln des Trommelfells und der zugehörigen Theile incitirt sind, und dadurch stärkere Spannung in sie kömmt; sie stumpft eben so den Geruch, und dabei kommen die Muskeln beim Niesen in verstärktes Spiel; sie deprimirt endlich auch den Sehnerven, während man jedesmal beim Schließen und Oeffnen der Kette eine zuckende Bewegung im Auge bemerkt.

An einem schönen, heitern Frühlingstage, wo die ganze Natur in üppigem Wirken begriffen ist,

wo Licht und Wärme, Electrizität und Sauerstoff in kräftiger Verbindung uns umfangen, fühlen auch wir ein lebendigeres Leben in unseren Pulsen schlagen; wir sind lebhaft, munter, dem Kummer und der Sorge unzugänglich; alle Muskeln gerathen in lebendiges Spiel, und unsere Kraft bricht überschießend durch die Dämme, in denen sie sonst ruhig floß. Dasselbe bewirkt die electrische, reine, heitere Bergluft.

Oxidirtes Stickstoffgas eingeathmet berauscht, und alle Folgen, die sich bei jedem Rausche zeigen, treten ein. Während die objective Welt dem Betrunkenen sich verwirrt; während die Bilder in ihr wanken, die Flammen dunkel brennen, und die Sinne für den äußern Eindruck immer mehr sich schließen, zeigt sich verstärkte Muskelkraft, und unbändige Unruhe sie an irgend einem Gegenstand zu äußern: daher die Zanksucht, und das Wüthen, wenn es zu Schlägereien kömmt; daher die Stärke, die Berauschte zeigen, wenn die Excitation des Bewegungsorgans das Maximum noch nicht überschritt, oder die Reaction noch nicht eingetreten ist.

Uebersaures kochsalzsaures Gas eingeathmet excitirt die Arterien, vermehrt ihre Secretion, inzitirt die Brustmuskeln zu convulsivischem Husten, während der Geruchnerve deprimirt wird, und die Nase wie bei jedem Schnupfen nichts mehr riecht.

Ueberſaure Kochſalzſäure, oder Oleum Tart: zu einigen Tropfen in Waſſer getröpfelt, in welchem die durch Alcohol betäubte Lernea cyprinacea lag, reizte das Thier ſo plötzlich, daß es lebhaft umherruderte, und in zwanzig Minuten wahrſcheinlich aus Ueberreizung ſtarb. (Humboldt.)

Die verſchiedenen Mineralſäuren, wenn man entblößte Nerven unmittelbar damit benetzt, wirken deprimirend auf dieſelben ein; während ſie an's Muskelfleiſch unmittelbar gebracht, den Muskel ſtärken und in ſeinen Bewegungen kräftiger machen. (Humboldt.)

Wenn bei einer allgemeinen Schwäche des Muskelſyſtems Zuckungen und Convulſionen bei dem leiſeſten Eindruck von außen her ſich ſchon zeigen, oder gar im Tetanus der äußere Reiz das ganze Syſtem krämpfhaft zuſammenzieht, und es dem Innern unzugänglich macht; dann ſtumpfen warme Bäder, und am wirkſamſten, wenn cauſtiſche Alcalien in ihnen aufgelöſt ſind, ſchnell die übergroſſe Erregbarkeit, ſtärken den erſchlafften Muskel, und Zucken und Krampf hört auf. (Stütz.)

Der Kräftige, in dem der ſtraffe, derbe Muskel den Nerven umhüllt und ihn von der äußern Natur iſolirt, iſt dadurch in demſelben Verhältniß unzugänglich für die phyſiſchen Veränderungen von auſſen

per; ihn rührt nicht leicht der Wechsel der Dinge um ihn herum: während der Schwächere dem leisesten Eindruck offen steht, und die geringsten meteorischen Veränderungen ihn schon afficiren, und er mit dem Himmel sich umdüstert, mit der Sonne sich erheitert.

In hypersthenischen Krankheiten zeigt sich erst bei vermehrter Stärke des Muskelsystems Unruhe und Rastlosigkeit, die nie in Thätigkeit übergehen kann, weil bei vermehrter Spannung jede Aeußerung der Contractilität schmerzhaft ist; mit dem Steigen der Krankheit, wo die objective Welt sich immer mehr verengt, während die Subjective sich immerfort zu erweitern strebt, geht diese Unruhe über in Raserey, wo der Kranke für die äußere Einwirkung sich gänzlich schließt, wo die Sinnerven gleichsam gelähmt sich zeigen, und die Bewegungen der Muskeln mit ungeheurer Kraft erfolgen, und alle Hindernisse überwältigt werden.

In der eigentlichen Tollheit zeigt sich dasselbe Phänomen; dem Tollen ist in seinem Paroxismus die ganze äußere Natur vernichtet, seine Erregbarkeit ist o geworden; 60 Gran Brechweinstein brachten nach Hofmann eine rasende Frau nicht zum Erbrechen; unterdessen concentrirt das ganze Leben sich auf die Muskeln, und alle Contractionen derselben geschehen mit der höchsten Energie.

Wenn wir zu ſtarken Anſtrengungen das Muskelſyſtem in Thätigkeit verſetzen, dann werden wir in demſelben Verhältniß unerregbar für's Aeußere. Gegen den Schmerz machen wir durch Schreien und Zähneknirſchen uns unempfindlich; in der Hitze des Gefechts, wo alle Muskeln in angeſtrengter Thätigkeit wirkſam ſind, fühlt der Soldat ſeine Wunden nicht.

Freude erhebt alle Bewegungen des Körpers, ſelbſt beim Ermüdeten; der Freudige hüpft auf, ſpringt umher, klatſcht in die Hände, tanzt mit dem Untheilnehmenden herum, damit er ihn zu gleichem Erguß erwärme; er hat dabei keine Fläche, die er dem äußern auf ihn eindringenden Schmerz darbieten könnte.

Liebe macht tollkühn und unternehmend, keine Gefahr iſt dem Liebenden groß genug, die er nicht verachten, kein Hinderniß ſtark genug, daß er es nicht beſeitigen könnte.

Der Zeugungstrieb macht alle Muskeln ſtark und kräftig ſich bewegen, alle Contractionen geſchehen mit Energie, convulſiviſche Erſchütterungen ergreifen das Syſtem, für den ſtärkſten Schmerz tritt dabei Unempfindlichkeit ein.

Der Zornige knirſche mit den Zähnen, die Fäuſte ballen ſich, die Stimmorgane wirken brüllend, die

Füße ſtampfen an den Boden; den größten körperlichen Schmerz fühlt die Wuth in ihrem Ausbruch nicht.

Negative äußere und innere Potenzen wirken excitirend auf die Sinnorgane, deprimirend auf das Bewegungsorgan.

Waſſerſtoffgas mit gemeiner Luft gemiſcht iſt eingeathmet, ein ſanftes ſchlafmachendes Mittel. (Beddoes.) Gekohltes Waſſerſtoffgas, Kohlendampf bewirkt Ohnmacht, Krämpfe, Taumel, Asphyxie; als Sumpfmiasma bringt es Wechſelfieber hervor mit Schwefel, Phosphor verſetzt; von Leichen aufſteigend den Typhus, beides aſthenische Krankheiten.

Queckſilberdämpfe eingeathmet bewirken bei Goldarbeitern Zittern der Glieder, und des ganzen Körpers, Muskelſchwäche, Convulſionen, Engbrüſtigkeit, Huſten, Ausfallen der Haare, rheumatiſche Schmerzen, Trägheit und Steifigkeit des Körpers, Lähmung der Zunge und anderer Theile, Sprachloſigkeit, unwillkührlichen Abgang der Excremente, und alle Symptome der höchſten Aſthenie.

Opium unmittelbar auf einen Muskel gebracht, tödtet plötzlich alle Muskelkraft, bewirkt Lähmung und Fühlloſigkeit in dem Organ, ohne daß eine Spur von vermehrter Erregung vorhergienge.

Alcohol auf die entblößten Schenkel eines Froſches gebracht, lähmt ihn im Verlaufe dreier Minuten völlig. (Crumpe.)

Kälte, wenn wir uns ihrer Einwirkung anhaltend ohne Reaction unſerer Muskelkraft durch verſtärkte Bewegung ausſetzen, ſchwächt das Bewegungsorgan, macht es ſchlaff und träge, während die Erregbarkeit ſeiner Nerven in demſelben Verhältniſſe ſteigt. Daher die hohe Reizbarkeit der Samojedinen, die bei den geringſten äußern Eindrücken in Zuckungen und Convulſionen fallen.

Bei höchſt muskelſchwachen Individuen, wo der ganze Körper für äußere Einwirkung gleichſam zum Mikroskop geworden iſt, erregt das Herunterfahren am Arm mit einer Metall beſonders Zinkſtange, auch wenn dieſelbe ihn nicht unmittelbar berührte, ſondern einige Linien davon entfernt blieb, anfangs Erſchütterungen und convulſiviſche Bewegungen deſſelben, worauf zuletzt Erſtarrung oder ein Zuſtand von Lähmung folgte; um ſo geſchwinder und leichter, je öfter der Kranke im Somnambulismus geweſen iſt, am ſtärkſten und geſchwindeſten, wenn der künſtliche Magnet angewandt wurde. (Heineken.)

Wenn der Wille das Bewegungsorgan zu anhaltender Ruhe beſtimmt, dann wird es im Verhältniß, wie die Unthätigkeit länger dauert, immer mehr

entkräftet, ſchlaff, und zu energiſchen Contractionen unfähig, aber dafür um ſo reizbarer für den ſeiner auffaſſenden Nerven, um ſo beweglicher mithin; während anhaltende Uebung den Muskel ſtraffer, den Nerven ſtumpfer, das ganze Syſtem robuſter macht, aber mit der größern Stärke auch mehr Steifigkeit in daſſelbe bringt. So ſteht Gewandtheit inſofern ſie nicht eine Erworbene iſt, bis zu einem gewiſſen Maximum hin, in umgekehrtem Verhältniß mit der Muskelſtärke.

Die Furcht macht den, welchen ſie affizirt, an allen Gliedern beben, er ſucht zu entlaufen und vermag es nicht, die Füße verſagen ihm den Dienſt; ſie erzeugt Mattigkeit, Zittern, Unbeholfenheit, Zuckungen. Ein hoher Grad von Schrecken lähmt uns völlig, und heftet uns unbeweglich an die Stelle. Aber während ſo der Muskel ſich auflöſt, ſteigt die Erregbarkeit des Nerven auf den höchſten Grad. Der Furchtſame horcht auf den kleinſten Laut, den feinſten, trübſten Lichtſtrahl haſcht er ſchon auf, und ſetzt gräßliche Geſtalten, furchtbare Schreckbilder ſich daraus zuſammen; ein fallendes Laub macht ihn zuſammenfahren, die leiſeſte Berührung macht ihn ſchaudern, ſein Haar ſträubt ſich empor, und der kalte Schweiß tritt ihm vor die Stirne. Beim höchſten Grade zeigt ſich

Epilepſie, Apoplexie, Lähmung der Muskeln und Tod.

In der Traurigkeit und beym Gram ſchwächen ſich die Kopfmuskeln, der Kopf ſinkt auf die Bruſt hinab und auf die Seite hin. Die höchſte Kraftloſigkeit ergreift ſchnell den ganzen Körper, er welkt dahin, ein Zittern zeigt ſich in allen Muskeln, während die kränkliche Erregbarkeit aufs höchſte ſteigt.

Nach der verſtärkten Action, die der Zeugungstrieb in das Muskelſyſtem bringt, erfolgt durch die Entfernung der reizenden Potenzen Reaction, wo das Geſpannte erſchlafft, wo vorübergehende allgemeine Depreſſion ſich zeigt, was vorher unbemerkt vorübergeht, tiefen Eindruk macht, und leichte Erregungen ſchon Schmerz erregen.

Wenn anhaltend deprimirende Schädlichkeiten auf das Muskelſyſtem einwirken, dann entſteht jene Diſpoſition, die man gewöhnlich Nervenſchwäche nennt.

Zunächſt zeigt ſich am Bewegungsorgan eine allgemeine Entkräftung und ein Mangel an Ton und Contractilität; die Contractionen geſchehen mit geringer Kraft, ſind ſchnell vorübergehend, und laſſen groſſe Ermüdung nach; die Sinnorgane ſind für kleine Eindrücke ſchnell empfänglich, das des Gemeingefühls beſonders im höchſten Grade geſchärft,

für die Berührung feſter Körper höchſt empfindlich, — was ſich am Kitzel zu erkennen giebt, — für feinere Stoffe nicht weniger erregbar, — was ſich durch Unbehagen bey ſtarken Gerüchen, an warmen Tagen, bey Donnerwettern, oder ſonſtigen atmoſphäriſchen Veränderungen verkündigt. —

Mit dem Fortgange der Aſthenie ſchärft die Erregbarkeit ſich bis zum höchſten Grad; dem Auge wird der kleinſte Lichtſtrahl ſchon ſchmerzlich, das kleinſte Geräuſch dem Ohre unerträglich; das ganze Muskelſyſtem iſt gleichſam durchſichtig und durchhörbar geworden, und der Nerve liegt nackt und bloß, jeder ſchmerzlichen Berührung preiß gegeben; das leiſeſte Auftreten zerreißt ihn ſchon, das Umwenden eines Blatts macht das ganze Syſtem zuſammenfahren, der Geruch einer Roſe vermag ſchon Ohnmacht zu erregen.

In dieſem Zuſtand wird der Zügel, der die Muskeln lenkt, der Seele immer mehr entwunden, und flattert dem äuſſern Zufall, der ihn ergreifen will, preiß gegeben. Wie feſtes Glas geſchmolzen zum elektriſchen Leiter wird, ſo iſt der Muskel auf gleiche Weiſe zerfloſſen und wird vom Aeuſſern nun durchdrungen: ſein Inneres kehrt ſich nach auſſen hin; jeder Eindruck pflanzt ſich ſchnell durch ſeine Maſſe fort, und regt wieder mittelbar durch den

Nerven dieſe leitend, das iſt einſaugend gewordene Maſſe wieder. Daher jene Zuckungen, die unwillkührlich geſchehen; daher die Krämpfe, die Contorſionen, in denen ein äußerer Wille grauſam mit der Ohnmacht des Entkräfteten zu ſpielen ſcheint, und die innere Freyheit im Kampfe gegen den äußern Feind erliegt.

Im höchſten Grade gehen dieſe Krämpfe, indem ſie ohne Intermiſſionen einander folgen, über in Tetanus, in dem das ganze Syſtem gleichſam geſteht; wo das bis zum Maximum Dilatirte, das höchſt Bewegliche, ſchnell in das entgegengeſetzte Extrem, das Unbewegliche übergeht. Die Sinnorgane, die mit ſteigender Aſthenie, immer mehr an Erregbarkeit zunehmen, die immer mehr für das Feinere rührſam werden, denen alſo gleichſam die objective Welt ſich immer mehr verflüchtigt, erreichen endlich gleichfals ihr Maximum; das Aeußere zerfließt, die Natur zerrinnt, es tritt jener Ohnmacht ähnliche Zuſtand ein, wo Puls und Athemzug, und Wärme beynahe natürlich ſind, wo aber Selbſtbewußtſeyn und Bewußtſeyn der äußern Gegenſtände den Kranken verläßt, und auf die höchſte Erregbarkeit gleicherweiſe das entgegengeſetzte Extrem völlige Unerregſamkeit folgt.

Im entgegengeſetzten hyperſtheniſchen Zuſtand des

Bewegungsorgans gehen Anfangs die Contraktionen leicht und mit Kraft von ſtatten; die Eindrücke von auſſen her gleiten an dem Organismus ab, der mit ſtarker Energie ſeinen Beſtand vertheidigt, und in kräftiger Gedrungenheit dem Aeußern nur wenig Fläche bietet.

Bey ſteigender Compactität der Faſer tritt Unbeweglichkeit und Steifheit ein; die Contractionen, die bey der übermäßigen Feſtigkeit des Muskels nur einen engen Spielraum haben, geſchehen mit Schwierigkeit und ihrer Beſchränktheit wegen mit geringerer Energie; die Unempfänglichkeit für's Aeußere neigt ſich zur Stumpfheit hin.

Endlich geht die Compactität der Faſer über in Rigidität; das Bewegungsorgan erſtarrt dadurch daß die attraktive Kraft im Muskel völlig die Oberhand gewinnt; die Seele verliert die Herrſchaft über das Starrende. Von der andern Seite ſind die Sinnorgane immer weniger regſam geworden; das Gröbere und immer Gröbere vermag nur noch Eindruck auf ſie zu machen; die objective Welt zieht ſich daher für ſie immer mehr zuſammen, drängt ſich in eine immer kleinere Sphäre, bis ſie endlich beym Maximum gänzlich ineinanderfällt, und vor den Sinnen in ſich ſelbſt vergeht. Dann tritt der hyperſthenische Schlagfluß, Tetanus aus über-

mäßiger Compactität ein, in dem das Bewegungsorgan gesteht, das Bewußtseyn den Getroffnen flieht, während das Herz und die Arterien vom sympathischen Nerven und seinen Ganglien reguliert, allenfals noch in Thätigkeit verharrt.

Also hier wie bey den Arterien und den einsaugenden Gefäßen höchste Dilatation, höchste Concentration, beydes Lähmung und Unvermögen, Gesundheit zwischen beyden in der Mitte.

Im Bewegungsorgan ists der Nerve, der wie das System der einsaugenden Gefäße dem Herzen das venöse Blut, so der Seele die Wahrnehmungen von aussen her zuführt; der nämliche Nerve aber ist's auch, der, wie die Arterien das Blut in alle Organe hin verbreiten, und es dort an den Körper crystallisiren, so auch den Geist gleichsam zu den Muskeln leitet, und den Willen in den Muskelcontractionen verkörpert, daß er mechanisch in Raum und Zeit sich construirt.

Im Bewegungsorgan wachsen daher gleichsam Arterie und einsaugendes Gefäß zusammen, und wie das Blut im Kreise vom Herzen geht, und wieder zum Herzen kehrt, so geht das zersetzbare Nervenprinzip in einer Ellipse deren Brennpunkte sich in's Unendliche voneinander entfernen, während die Transversalaxe ein Unendlichkleines ist, das ist in gerader Li-

nie von dem Gehirne nach den Muskeln und von außen nach dem Gehirn zurück.

Und wie in der Arterie die Muskeln sich zirkelförmig in sich selbst zusammenbeugen, und der Pulsschlag nun im Antagonism der ausdehnenden Masse des Bluts und der durch seine Qualität bestimmten Contraction der Fiber erfolgt; so verwandelt wie dort der ganze Kreislauf in eine gerade Linie, so auch hier jene Cirkelfaser sich in zwey correspondirende Längenfasern, in deren wechselseitigem Antagonism, bestimmt durch qualitativen Nerveneinfluß und quantitative Muskelstärke, die Muskelbewegung zu Stande kömmt.

Was daher in den Arterien der Pulsschlag, das im Bewegungsorgan die Muskelzusammenziehung; was dort der starke Puls, das hier die starke, was dort der harte, das hier die kraftvolle Zusammenziehung der straffen Fiber; der Schwäche und der Weichheit wird auch hier Kleinheit und Kraftlosigkeit entsprechen. Wie bey kraftvollerm Schlag die Schläge häufiger erfolgen, so ist beym Jüngling das Spiel der Muskeln kräftig und sie sind rastlos in Bewegung; wie bey schwächerm Tone in den Wänden der Arterien der Schläge weniger sind, oder wenn der Nervenreiz sich verstärkt, der schwache Puls dann häufig wird, so auch im Alter, wo all-

gemeine Trägheit das Bewegungsorgan ergreift, oder wenn es zur Bewegung kommt die Contractionen ſchwach, kurzdauernd und zitternd ſind.

Es iſt mithin Conſenſus zwiſchen den Arterien und dem Bewegungsorgan: was die Arterien des Muskelſyſtems exzitirt, poſitive innere und äußere Potenzen, wird auch die Muskeln erheben; was dieſe deprimirt, negative innere und äußere Potenzen, wird auch die Arterien ſchwächen, und das Leben tiefer ſtimmen.

Es iſt ferner Conſenſus zwiſchen den einſaugenden Gefäßen des Bewegungsorgans und den Sinnorganen: was die Einſaugung verſtärkt, wird auch die Sinne verfeinern und ihnen größere Empfindlichkeit geben, daß ſie dem Geiſte mehr und feinere Wahrnehmungen zuführen; was die phyſiſche Abſorption ſchwächt, wird auch die Geiſtige ſchwächen, die Sinne werden nur dem Gröbern, ſtärker erregenden, gleichſam mehr Negativen aufgeſchloſſen. Daher ſind immer weitgeöffnete Pupillen mit ſchwachem Muskelſyſtem verbunden.

* * *

So haben wir alſo den durchgängigen Gegenſatz der Sinnorgane und des Bewegungsorgans in der

Erfahrung nachgewieſen, beyde ſind in reinem Antagonism in Rückſicht auf die Rührſamkeit, in der das Eine die Eindrücke von auſſen her erfaßt, und ſie zur Seele führt, und die Energie mit der das Andere den Willen der Seele mechaniſch im Raum und Zeit conſtruirt, und die innern Veränderungen in Bewegungen ausprägt.

Die zweyte Polarität im Organism tritt mithin zwiſchen beyden Syſtemen ein. Der poſitive thätige Pol liegt in den Geflechten der Muskeln; in ſie tritt unmittelbar der Geiſt und wirkt durch ſie und die Knochenhebel thätig ſich verbreitend in's Aeuſſere, eint der negative, leidende Pol liegt in den Geflechten der Nerven, die die Muskeln durchſetzen und in Flocken oder Wärzchen an die Oberfläche dringen; in ſie tritt unmittelbar die Natur in den Geiſt; wie an der negativ elektriſirten Spitze ſo drängt das Wahrgenommene an ihnen ſich in einen lichten Punct zuſammen, und die Seele ſaugt das Gebotne gierig ein.

Der Indifferenzpunct zwiſchen beyden Polen, in dem einer in den andern übergeht, in dem das Wahrgenomme, indem es unſern Entſchluß beſtimmt, Bewegung weckt, wird im Gehirne liegen. Wie das venöſe Blut der rechten Herzkammer zufließt, ſo wird das empiriſch Aufgefaßte bis zum Gehirne ſich verbreiten; wie das Blut aus dem Herzen in den

Lungen an die Athmensphäre tritt, und dann durch die Arterien als gesäuertes Blut durchströmt, so wird der Eindruck in den Nerven, indem er die Dunst der Gehirnhöhlen Zersetzung wirkt, die innere Kraft zur Reaction bestimmen; die innere Forderung macht dann den Entschluß, zu dem sie sich bestimmen, im Bewegungsorgane kund.

Das Gehirn ist daher ein höheres, geistiges Lungenwie das Untere und in ihm das Nervensystem in den Lungenblättern der Sonne sich entfaltet, wie es im Sauerstoffe regt, und die Arterien pulsiren macht; so entfaltet das Nervensystem in den Flügeln des Gehirns an seinen innern Wänden der höhern, geistigen Sonne sich, die Vernunft regt es im expandirten Dunst, und macht das Bewegungsorgan nach eigner Willkühr sich zusammenziehen, wie die Athmensphäre die Schlagadern sich contrahiren macht.

Wie das Blut in den äußern Hauptgefäßen nicht unmittelbar wie die beiden Magnetismen auf einer Polarität in die Entgegengesetzte übergeht, sondern nur dadurch, daß Bestandtheile aus ihm ausgeschieden werden; so geht auch im äußern Muskelsystem die Irritation nicht in Erregung über, als bis durch Contraction und Expansion gleichsam Bewegungen in den äußern Raum abgeschieden werden, die indem sie Gegenstände der Vorstellung werden, es

zu neuer Erregung, und zum Bewußtſeyn unſerer ſelbſt, und der durch uns in und auſſer uns bewirkten Veränderungen bringen.

Die verſchiedenen einzelnen Bewegungsorgane ſind daher gleichſam ſo viele geiſtige, höhere Sensorienorgane. So vorzüglich das Sprachorgan, in Worte verlieret ſich in ihm Anſchauung und Gefühl, die in Schwingungen in die Athmoſphäre fließen; wie das Miasma aus dem afficirten Organe in die Athmoſphäre fließt, und wie dieſes einem fremden eingeimpft, die nämliche Revolution in daſſelbe bringt, deren Produkt es ſelber war, ſo regt auch das Wort durch Inſpirirung in der fremden Seele dieſelben Anſchauungen und Gefühle, die ſich in ihm ergoſſen, und eine Idee graſſirt wohl wie eine Epidemie ganze Zeitalter hindurch, bis ſie wie der Aufſatz ſich verliert.

Das Syſtem der äuſſerſten Nervenendigungen im Bewegungsorgan verhält ſich daher zu den Wänden der Höhlen des Gehirns, wie das Syſtem der ſecernirenden Haargefäße zum Syſteme der Lungen, während die reinern Sinnorgane Auge, Ohr u. ſ. w. den Milchgefäßen und das des Selbſtbewußtſeyns dem Syſtem der lymphatiſchen Gefäße correſpondiren.

Von dem höhern Herzen dem Gehirne aus verbreitet sich denn wen die Wurzel des Lebensbaumes in den Sinnesverflechten der äussern Natur entgegen, und saugt aus ihr den Stoff, der in ihm hin zur Seele strömt; von ihm aus gehen seine Aeste in die Bewegungsmuskeln hin, und dort bewirket die Seele sich durch Contraction und Expansion, und wirkt das Aehre formend um sich her, und diese Formen die unter dem Impuls der innern treibenden, plastischen Thätigkeit sich entwickeln, sind die Früchte, die der Baum des innern, höhern Lebens trägt.

Wie daher Verstand und Vernunft im Geiste, und Sinn und Phantasie im Gemüthe zur Seele sich zusammenschlingen; so verschlingen Sinnorgane und Bewegungsorgan im Gehirn, und einsaugende Gefäße und Arterien im Herzen sich zusammen, und Eines construirt sich in das Andere, und beide verwachsen unzertrennbar ineinander, und in dem innigen Durchdringen kömmt die Individualität zu Stande, in der alles ohne Gränze und Uebergang ineinanderfließt, was der höhere Anatom für den Verstand durchs Micrometer scheiden muß.

Arterien und einsaugende Gefäße sind, wie wir im Bisherigen fanden, in reinem Gegensatz; Bewegungsorgan und Sinnorgane sind auf gleiche

Weise Antagoniſten, nennen wir daher das kräftige Vonſtattengehen der arteriellen und Muskelbewegungen, Energie der innern Thätigkeit; heißt die Fähigkeit der abſorbirenden Gefäße einzuſaugen, und die der Sinnorgane Wahrnehmungen aufzufaſſen, Rezeptivität, dann geht aus dem Bisherigen der Schelling-browniſche Satz hervor: Energie der innern Thätigkeit und Rezeptivität ſind die beiden entgegengeſetzten Factoren des Lebens; was den Einen deprimirt, wird den andern excitiren und ſo hinwiederum.

Genauer gefaßt und modifizirt durch das Bisherige lautet dieſer Satz:

Energie der innern Thätigkeit und Rezeptivität ſind die beiden entgegengeſetzten Factoren in jedem Theil des Organismus; poſitive innere und äuſſere Potenzen erheben in dem Theil, in den ſie unmittelbar wirken, die Energie der Thätigkeit, deprimiren hingegen die Rezeptivität; negative innere und äuſſere Potenzen excitiren hinwiederum in dem Syſtem, in das ſie unmittelbar einwirken die Rezeptivität, deprimiren hingegen die Energie der innern Thätigkeit.

Eine Negativität, ein attractiver Factor iſt mithin im Leben, das iſt Rezeptivität, die das Aeußere verinnigt; eine Poſitivität, ein expanſiver Factor iſt in ihm enthalten, die das Innere veräußert, das iſt Energie der innern Thätigkeit; im Kampfe beider kömmt wie die Materie, ſo auch das Leben zu Stande.

Aber je ſtärker die innere Attractivität in den Theilen des Organisms, je größer die Contractilität der Wände der einſaugenden Gefäße, je geringer die Leitungsfähigkeit der Nerven durch mindere Zerſetzbarkeit ihres expanſibeln Princips, um ſo geringer die Receptivität und umgekehrt. Hingegen je ſtärker die expanſive Kraft in den Theilen des Organismus, je geringer die Contractilität in den Wänden der Arterien und dem Muskelſyſtem, um ſo geringer die Energie der innern Thätigkeit: die gleichnahmigen Factoren des Lebens ſind daher im umgekehrten Verhältniß mit den Factoren im Organis'm; je größer die innere Attractivität ſeiner eignen Elemente, um ſo ſchwächer die Gravitation des Aeuſſern gegen ihn, je größer die Expanſivität in ſeinen eignen Gebilden um ſo geringer dieſe Federkraft nach auſſen hin.

Wenn im Spiele entgegengeſetzter Potenzen das Leben in jedem Augenblick zu Stande kömmt, dann

wird ſeine Dauer in der Zeit auf dieſem Spiel beruhen, und mit ihm ſeine Gränze finden. Im Beginne des Lebens wird der poſitive Factor vorherrſchend ſeyn, um ſeine Mitte wird das + mit dem — ſich im Gleichgewichte halten, um ſein Ende wird hingegen der Negative überwiegen.

Das Individuum, das die Zeugung in's Daſeyn rief, iſt in dem Momente der zunächſt dem Acte folgt, reine Rezeptivität; der andere Factor Energie der innern Thätigkeit kann als unendlich klein angenommen werden.

Der befruchtete Embryo, anfangs nur ein Tropfen Schleim, hängt ſich durch ſeine Wurzel den Mutterkuchen, wie die Paraſitpflanze in die Rinde, ſo in die Mutter feſt, und ſaugt ſich aus Ihr den Stoff zu ſeiner organiſchen Bildung auf.

Schnell wächſt daher die Maſſe des Erzeugten, im Verhältniß mit ihr tritt aber nun auch der andere Factor, den die Zeugung weckte, — ohne die der Fötus als Ey bis zur Auflöſung der Mutter den Pflanzenſchlaf geſchlafen hätte, — immer beſtimmter und deutlicher hervor; ein Pünktchen beginnt zu ſchlagen, und bildet ſich zum Herzen aus, und in ihm pulſirt das junge Leben, und zeigt ſich der erſte Funken, der bald in Flammen ſchlägt.

Gehirn, Nerven, Muskeln, Eingeweide cryſtalli-

ſiren ſich bald aus der Gallerte, an das Herz legen ſich immer mehr verfeinernde Gefäße, der Puls ſchreitet von ihm gegen die Extremitäten hin, immer mehr in die Weite verbreitet ſich die innere thätige Kraft, in immer größern Bögen kreist der Lebensſtröm, die Form rückt vor, das Bewegungsorgan bildet ſich immer weiter aus, und auch in ihm bekundet ſich bald die Energie der Thätigkeit im Stangeln.

Bald iſt die Form vollendet, das Syſtem iſt zur Selbſtſtändigkeit gekommen, die Pflanze die ſchon längſt Amphibion geworden war, erhält itzt warmes Blut, das Individuum entſchlüpft dem Schooß der Mutter, um in einen andern größern ſich zu bergen, in dem ihn die äußere Natur umfängt, und ſeine innere Freiheit ſich dann größere Wirkungskreiſe öffnet.

Im Kinde iſt der negative Factor des Lebens immer noch mächtig überwiegend, die objective Welt liegt zerfloſſen vor ſeinem Sinne da, und eine leicht zerrinnende Flocke ſchwebt es ſelbſt in ſchwanken, beweglichen Umriſſen in ihr, nur ſo eben erſt aus dem großen Alcaheſte präzipitirt.

Das Zellgewebe im Kinde iſt zart, weich, dehnbar, locker, eben ſo weich und dehnbar ſind daher die einſaugenden Gefäße, in die es ſich verſchlingt; inzitirende äußere Potenzen, die in ſie treten, ſolli-

ziiren sie zu lebhaften Zusammenziehungen, und schnell werden die Säfte in ihnen fortbewegt. Der Appetit bei Kindern ist daher so vorzüglich rege, immerfort wird Nahrung dem Magen zugeführt, die Verdauung endet wie bei Vögeln schnell, die Ernährung geht mit Lebhaftigkeit von statten, der Wechsel der Materie ist prompt, das Eingesogne wird bald dem Organismus assimilirt, dieser wächst daher schnell an Umfang und an Masse.

Nur wenig Contractilität hat dagegen der Muskel des Kindes, locker sind die Fibern in ihm verschlungen; die repulsive Kraft ist vorherrschend in dieser Fiber, eine große Beweglichkeit zeigt sie daher für den Eindruck, der sie rührt, aber die Contraction erfolgt mit geringer Kraft und Energie. Daher sind die Zusammenziehungen des Herzens wenig kräftig aber schnell, und folgen sich geschwind einander. Daher ist der Puls häufig, schnell und klein und weich, und geringe Reize vermögen ihn schon lebhaft zu afftziren. Daher tritt der nämliche Zustand auch im Bewegungsorgane ein, nur allmählig erhalten die Kopfmuskeln Stärke, daß sie den Kopf tragen können; später erst bekommen die Muskeln Spannkraft, die beim Sitzen in Thätigkeit versetzt sind; am spätesten die die beim Stehen und Gehen thätig werden, und lange noch folgt schnell Ermüdung auf jede Anstrengung dieser Muskeln.

Nackt und höchſt beweglich treten ſeine Nerven dem äußern Eindrucke entgegen; vorzügliche Leiter vermitteln ſie den Verkehr des Aeußern mit dem Innern. Weit geöffnet ſind daher dem Kind die Sinne, glänzende Meteore ziehen die Phänomene an ihm vorüber, von einem ſtrahlenden Schimmer iſt alles ihm umfloſſen, die leiſeſten Laute ſind ihm vernehmlich und klingen es melodiſch an. Daher der rege, zarte Beobachtungsgeiſt des Kindes in der engen Sphäre in der es beſchloſſen iſt; daher das ſcharfe Gedächtniß für die Begebenheiten in der Zeit, die zunächſt der Gegenwart voran geht; daher die lebhafte Empfindlichkeit, die es ſchnell von den Ergießungen der Freude zu Thränen übergehen macht; daher endlich die unbefangene Naivität, die uns aus ihm anſpricht. So ſchnell wie daher der Organism durch die eingeſogenen Nahrungsſtoffe wächſt, wächſt die Seele intenſive an Erkenntniß durch die Wahrnehmungen, die die Sinne für ſie aus der Erfahrungswelt ſaugen.

Während alſo ſo die Rezeptivität in den beiden obern wie in der unterſten Potenz der kindlichen Perſönlichkeit vorherrſchend iſt, und das Kind in ſteter Abhängigkeit vom Aeußern erhält, ſo daß die Natur es bald bemeiſtert, und die geringſte Witterungsveränderung z. B. ſchon an ſeinem Wohlbefinden

und an ſeiner Laune ſichtbar wird, wird auch die innere Energie wie in der untern ſo auch in den beiden obern Potenzen minder thätig ſeyn; die Bilder die ſich in der Phantaſie gruppiren, ſind noch von loſer Haltung, ihre Umriſſe wie die der Träume nebelhaft und nicht abgegränzt; keine funkelnde Geſtirne zeigen ſich an ihrem Himmel, in einen trüben Schimmer in einen Milchnebel hat ſich alles aufgelößt. Die Ideen, die die aufdämmernde Vernunft producirt, ſind noch im Unendlichen zerfloſſen; es iſt noch nicht Licht, das ihre Schöpfungen durchſtrömt; ein bleicher Mondſchein überfließt ſie nur, und das Ungeheure windet ſich zuerſt aus der Leere los, und matte Schatten ziehen durch die Tiefe hin.

Dem Zuſtande des kindlichen Organismus entſpricht daher in der unorganiſchen Natur der Zuſtand, in dem in ihr der expanſible Körper, das Gas, der Dampf ſich findet. Das Gas hat im Verhältniß, wie ein Zuſatz von expanſiver Kraft es mehr verdünnt, eine um ſo größere Empfindlichkeit für jede Aenderung in der äußern Temperatur; jedes kleine Sinken zieht es durch einen um ſo größern Raum zuſammen, im Verhältniß wie der größer iſt, den es bei bleibender Maſſe ſchon erfüllt; aber in demſelben Grade wird die Kraft auch geringer, mit der es ſich zuſammenzieht, oder was daſſelbe iſt mit

der es ſich bei gleich groſſem Steigen der Temperatur wieder in einen gröſſern Raum verbreitet, und dadurch als bewegende Kraft auf Laſten wirkt.

Wie im Frühlinge, wo Sonne und Wärme die Pflanzengefäße expandiren, die Säfte in ihnen am ſtärkſten ſich bewegen; wie daher die Vegetation dann am beſten von ſtatten geht, ſo iſt die Animaliſation auch beim Kinde am lebhafteſten: Jugend heißt daher mit Recht der Frühling des Lebens.

Indem der poſitive Factor im Verlauf der Zeit immer mehr Energie gewinnt, geht die Kindheit in das Mannesalter über, in dem Expanſivität und Attractivität ſo ziemlich im Gleichgewichte ſtehen, und wo bei einem Mittelmaaß von Stärke das Maximum von Bewegungskraft ſich findet.

Das Zellgewebe iſt daher beim Manne ſtraff und prall, die Contractilität der Wände der einſaugenden Gefäße ſteht auf dem mittlern Theil der Scale, die Bewegungen der Säfte in ihnen gehen daher auch mit mittlerer Schnelle von ſtatten, es wird weniger als beim Kinde eingeſogen, der Appetit nimmt daher ab, die Verdauung dauert länger, nur was der Lebensproceß verzehrt, wird zugeführt, der Organiſmus hört daher zu wachſen auf, und beſteht nun, wo weder der Stoff die Form noch die Form den Stoff überwältigt, in der höchſten Blüthe ſeiner Stärke.

Kraftvoll und ſtark iſt dagegen die Contractilität des Muskels, Mobilität und Energie des Mobils halten ſich wechſelsweiſe auf einem mittlern Punkte feſt, der die Faſer zu ihren Functionen im höchſten Grade tauglich macht. Daher bewegt ſich das Blut durch die Arterien in einem vollen, gleichen Strom; der Puls ſchwebt in der Mitte zwiſchen der Härte und der Weiche, der Häufigkeit und Seltenheit, er iſt ſtark und voll. Das Bewegungsorgan hat ſich athletiſch ausgebildet, kräftig und ſchnell gehorcht es dem Impuls des Willens, Geſchwindigkeit und innere Federkraft verbinden zum höchſten Wirkungsvermögen ſich in ihm.

Die Sinne haben nicht mehr jene zarte Regſamkeit, die dem leiſeſten Eindrucke ſchon oscillirt, aber ſie ſind auch noch nicht ſtumpf und trüb geworden, und liefern daher feſte, correcte, richtig gezeichnete Bilder. Das Nervenſyſtem iſt nicht mehr als ein zartes Gewebe dem flüſſigen Muskel eingelegt; der Muskel iſt zur Conſiſtenz gekommen, und ſchützt gegen die unmittelbare Berührung des Aeußern.

An der Erfahrung iſt der Verſtand gereift, durch Uebung hat er ſeine Fähigkeiten ausgebildet; vor ihm ſchweben die Phänomene der Auſſenwelt, und er faßt ſie treulich dem Geiſte auf. In Sternenbänke zerſetzen ſich ihm die Jugendnebel, und er

ordnet ſie in Bilder und Gruppen nun zuſammen, damit er unter ihnen ſich orientiren könne. Auf gleicher Höhe ſteht mit ihm der Sinn, er iſt nicht mehr im Zuſtande der Aſthenie, wie beim Kinde, wo leichte Eindrücke ſchon berauſchen, nicht in dem der Lähmung wie beim Greiſe, wo der ſtärkſten Einwirkung keine Empfindung entſpricht. Die Energie der innern Thätigkeit der Seele hat ſich hingegen auf den höchſten Grad gehoben, die Actionen der Vernunft und Phantaſie werden mit der höchſten Kraft vollbracht, die Sonne die die Jugend in der Morgenröthe nur verkündigte, iſt nun aufgegangen, und blitzt durch alle Fernen hin, in ſtolzer Freiheit tritt der Vollendete der Natur entgegen, deren Uebermacht er nun entwachſen iſt.

Dem Zuſtand des Organismus im Manne entſpricht daher der tropfbarflüſſige Körper in der unorganiſchen Natur, in dem die beiden entgegengeſetzten Kräfte dem Gleichgewichte ſich annähern, der eine mittlere Empfindlichkeit für die Veränderungen der äußern Temperatur beſitzt, wo daher die Zuſammenziehung und Ausdehnung, die der Einwirkung dieſer Temperatur entſpricht mit der höchſten, freyſten Kraft und Energie von ſtatten geht.

Wie im Sommer auf die Wende der Sonne auch eine Wende der Vegetation erfolgt, und zu

beiden Seiten dieſes Punktes Stillſtand eintritt, in dem die Fortpflanzung am kräftigſten erfolgt; ſo giebt es auch eine ſolche Sonnenwende im Leben, die zunächſt auf das umſtürmte Aequinoctium im Jünglingsalter folgt, um die das Rad des Lebens auf gleicher Ebne rollt, um in der Folge abwärts ſich zu bewegen.

Im Greiſenalter überwiegt die Attractivität die repulſive Kraft, die Muskelfaſer hat daher geringe Contractilität, durch die übergroße Compactität wird die Sphäre der Contraction beſchränkt, dadurch die Beweglichkeit vermindert, und doch zugleich die Energie durch die übergroße Hemmung geſchwächt; mit ſteigender Rigidität der Faſer ſinkt daher zugleich ihre Stärke und ihre Regſamkeit.

Wie der Muskel ſich verhärtet, ſo werden auch die Gefäße rigid und ſtarr; wie jener in ſeinen Bewegungen ſchwach und zitternd wird, ſo wird auch der Puls ſchnell, ſelten und hart, der Unbiegſamkeit und Steifigkeit der Fiber wegen; die Secretionen vermindern ſich daher immer mehr der Quantität nach, Schweiß, Harn, Speichel, Saamen werden in geringerer Menge abgeſondert, der Letzte verliert ſich endlich ganz. Der Qualität nach werden dieſe Abſonderungen immer mehr poſitiv, der Stickſtoff und die combuſtibeln Stoffe verlieren ſich in

ihnen immer mehr, der Schweiß wird kalt und ſäuerlich, der Harn hell und roh, der Saamen unkräftig und unerregend; dafür prädominiren die Säuren und Salze und Erden immer mehr, und daher die Verknöcherung der Knorpel, Bänder und Gefäße.

Das Zellgewebe wird hart oft ſehnigt, die Fähigkeit der abſorbirenden Gefäße einzuſaugen nimmt daher gleichfals ab, die Ernährung geht nur ſchwach von ſtatten, die Aſſimilation ſtockt, der Lebensproceß wird geſchwächt, der Körper magert ab, wird hinfällig und ſchwach, bis endlich die Disharmonie auf's Höchſte ſteigt, und in der allgemeinen Erſchöpfung das Leben endet.

Bei Alten ſind daher die Venen voller als die Arterien, weil das Blut in jenen mit minderer Schnelle ſich bewegt, und daher ſtocken muß; bei Jungen ſind umgekehrt die Arterien voller als die Venen, weil dieſe es dann ſchnell abſorbiren, und durch ihre ganze Länge weiter führen. Jene ſind daher vorzüglich Venöſen, dieſe arteriellen Blutflüſſen unterworfen.

Wie die Milchgefäße im Alter dem Organism weniger materielle Stoffe aus der äußern Natur zuführen, ſo bringen auch die Nerven der Seele weniger Wahrnehmungen und Empfindungen von

außen zu; der Nerve iſt eingetrocknet, und hat ſeine Leitungskraft für den äußern Eindruck eingebüßt. Daher verdunkeln ſich im Alter die Sinne; wie die Welt vor dem Auge des Kindes zerfloſſen ſchwimmt, ſo geſteht ſie allmählig immer feſter und feſter vor dem trüben Blick des Greiſen. Sein Verſtand wird blöde, eng umgränzt iſt die Sphäre die ihm noch aufgeſchloſſen ſteht; nur ſchwach und matt faßt er die Bilder, die in ihn treten, noch zuſammen; ſeine Begriffe ſind daher verwirrt, ihr Zuſammenhang nur loſe, und häufig entſchlüpfen ſie dem ſchwachen Band, das ſie noch zuſammen hält, und zerfließen; und mit der Aſſociationsfähigkeit für die Bilder im Raume ſinkt auch die für die Begebenheiten in der Zeit, das Gedächtniß, es wird ſchwach und ungetreu, und vermag nur die ſtärkſten und glänzendſten Parthien, die Jugendeindrücke aus der Vergangenheit heraus zu heben. Der Sinn wird in gleichem Maaße ſtumpf und ſchließt ſich immer feſter der Empfindung zu.

Und in dem Maaße wie die Secretionen im Körper verſiegen, verſiegt auch die plaſtiſche Kraft in der Vernunft und Phantaſie. Die Reflection hat die innere Productivität beſiegt, immer ſchwächere und mattere Wellen entſteigen daher dem innern Borne, dem alle Kraftaction entquillt, das innere Feuer er-

löſcht immer mehr, und die ausgebrannte Schlacke bleibt allein zurück. Ideen und Affecte ſind daher nur ſchwache Corruscationen mehr, wie ein erlöſchendes Ungewitter ſie zeigt; ein mattes Flimmen nur eben ſtark genug, die Perſönlichkeit für's Selbſtbewußtſeyn trüb und düſter zu beleuchten, bis es endlich in der Finſterniß des Todes auf einen Moment ſich ſelbſt verliert, um im entgegengeſetzten Zuſtande von neuem ſich wiederzufinden.

Dem Zuſtand des Organismus im Greiſe entſpricht daher der feſte Körper; tief muß die äußere Temperatur gefallen oder geſtiegen ſeyn, wenn er durch Contraction und Expanſion ihre Einwirkung verrathen ſoll: die geſtandne Flüſſigkeit verliert Mobilität und Energie der Reaction gegen den Wärmeſtoff.

Wie im ſpäten Herbſt und Winter, wenn die Wärme allmählig ſchwächer, das Licht immer bleicher wird; wenn daher die Attractivität in der Kälte die innere Productivität der Erde immer mehr beſiegt, der Bildungstrieb im rohen Stoff daher in immer kleinern Wellen kreiſt; die Formen, die ihrer Oberfläche entſteigen, immer mehr zuſammenſchrumpfen; die Vegetation immer kraftloſer wird, die Säfte in den Pflanzengefäßen immer träger ſich bewegen, endlich das ganze Gewebe ſich völlig

ossifizirt, und zurück in den Schoos der Dammerde sinkt, um nach der Wende den Kreislauf von neuem zu beginnen: so schrumpft das Alter allmählig auch die schöne Form zusammen, und versteinert den Organism, daß er wehrlos, gelähmt, festgebannt der Einwirkung des Aeußern erliegen muß. Alter ist daher der Spätherbst und Winter des Lebens.

Der Organism geht daher gleichsam vom Gase aus, tritt von da in's Flüssige über und endet mit dem Starren, wo er in der Fäulniß wieder sich vergast, um von neuem den Kreislauf zu beginnen.

Tragen wir dieselbe Scale über in die äußere Natur, dann stoßen wir dort auf die drei Götter der Braminen, den Schäffenden, den Erhaltenden, den Zerstörenden. In der ersten Periode muß im Weltsystem die expansive Kraft entfesselt seyn; das Licht in Dämmerung zerflossen, wallt durch das Chaos hin; in phantastischem Brüten webt über den Nebeln der Geist, um dem unendlichen Stoff begränzte Form zu geben, den verklungenen Laut gegen die Endlichkeit zurück zu treiben: bald wird der zweite Factor die Attractivität zum Vorschein kommen; im Chaos werden Gebilde nach und nach gerinnen, ein Herz wird in ihm pulsiren, und in Strömen das Leben und in ihm die Bildung nach den Extremen sich verbreiten; der allgemeine Orga-

nismus wird nach und nach zur Vollendung kommen, und das Reich des Wischnu der erhaltenden Wärme wird beginnen; die Factoren werden immer mehr zum Gleichgewichte sich abwägen; das Alter der kraftvollen Männlichkeit in der äußern Natur tritt ein, mit ihm aber auch die Culmination, von wo aus das aufgegangene Leben wieder abwärts steigt: das Phlogiston, die attractive Kraft, der Zerstörer wird immer übermächtiger, die Systeme verdichten sich, die Sonnen erlöschen, weil der Lebenshauch, der sie durchwallt, versiegt; die Organe werden ossificirt; die innere Energie erliegt, und im Compacten wird endlich die Form verschlungen, und die eine Generation hat ausgelebt.

So weißt Herschel die drei Menschenalter uns an den Nebelflecken nach: als milchigte Nebel, schlecht begränzt, von losem Zusammenhang bilden sie die Jugend; als regelmäßig geformte, scharf begränzte, in Sterne zersetzbare Flecken, sind sie ein Bild der Männlichkeit; endlich als compacte, kugelförmige, gediegne Massen spiegeln sie das Greisenalter ab.

* * *

Intelligenz und Natur sind durch innere Entzweiung in das All gekommen, beide verhalten sich zueinander wie Männlichkeit zur Weiblichkeit, beide sind also in directem Gegensatz. Die Natur ist im

Verhältniß gegen die Intelligenz das Weibliche, Paſſive, Regſame, Gebährende, obgleich wieder in ſich ſelbſt energiſch, thätig: Intelligenz iſt in Bezug auf die Natur, das Männliche, Active, Energiſche, Zeugende, obgleich wieder in ſich ſelbſt paſſiv und regſam.

Das Active, Energiſche in der äußern Natur iſt die urſprüngliche Expanſivität, in der die treibende Kraft evolvirend ſich ergießt; das Paſſive, Regſame in ihr iſt die urſprüngliche Attractivität, in der das Hemmende erſcheint, durch welches das Diſolvirte zur Begränzung kömmt, und die Einwirkung des für ſie Aeußern ſich verkündigt.

Das Active in der Intelligenz iſt die Energie der innern Thätigkeit, in der die innere Kraft ſich wirkſam zeigt; das Paſſive, Regſame in ihr iſt die Aſſoziationskraft, in der die Evolution ihre Gränze findet, durch die die Form ihren Stoff erhält, und das äußere Hemmende zum Vorſchein kömmt.

Die Speculation inſofern ſie die Natur begeiſtigt, ſtatuirt die Natur als reine Productivität, als lebendige Thätigkeit, die jede Schranke löst, und in der Hemmung ſelbſt ihre Freiheit noch bewährt. Im Verhältniß wie nun dieſe äußere Intelligenz ſich mit größerer Expanſivität gegen die Innere hin evolvirt, in dem Maaße wie die Energie derſelben wächſt,

und die fremde Thätigkeit sich mächtiger gegen die Eigene bewegt, und der Ankampf des Aeußeren gegen das Innere kräftiger von statten geht; um so mehr wird diese in der Sphäre ihrer Wirksamkeit beschränkt; mit der Zunahme des Dranges von außen her wächst auch in ihr in der Reaction die Federkraft, um so mehr steigt daher die Energie der innern Thätigkeit in der Intelligenz.

Was für jene Speculation, die die Energie in die Natur überträgt, gilt, wird auch für die gelten, durch die die Energie von innen heraus sich in der Production verstärkt, und die verstärkte Expansivität die auffallenden Strahlen von außen her reflectirt.

Die Empirie statuirt die Natur als reine Eductivität als todte, leidende Empfänglichkeit, in der die Schranke jede innere treibende Kraft bemeistert hat, und unter dem Druck des Hemmenden die innere Freiheit erstorben ist. Im Verhältniß wie nun die Intelligenz sich in ihre todte, äußere Hülle immer mehr verbreitet, und wie ihre Evolution sich immer expandirend in die Weite und in die Tiefe geht; in dem Maße, wie die innere Thätigkeit immer mehr zerfließend in die Abgründe des todten, gestandnen Universums zerrinnt, und die Strahlen innerer Kraft an den Atomen nur sich reflectiren; um so mehr schwächt sich die innere Elasticität in Dila-

tation; im Verhältniß wie der Drang von außen sich verloren hat, mindert sich auch die Reaction, und mit der Lähmung der äußern Thätigkeit erschlafft auch die Energie der innern, und während die Natur im Compacten erstarrt, zerrinnt die Intelligenz in leere Expansion.

In der Speculation hebt sich daher die Energie der innern Thätigkeit im Geiste, die die Empirie deprimirt.

Die productive Kunst, insofern sie die äußere Natur zum Gegenstande hat, statuirt dieselbe als reine Phantasie, wie sie durch inneres Schaffen ihre Schranke, das Gemeine, überfliegt, und in freier Thätigkeit die reine Form dem Stoffe zu entreißen strebt. Im Verhältniß, wie nun diese äußere Phantasie mit größerer Expansivität gegen die Innere sich evolvirt; in dem Maaße, wie die Kunstphantasmen um das Gemüth sich dichter drängen, und die Sphäre seiner Wirksamkeit in einen engern Raum beschränken, wird seine Reaction auch stärker werden, und mit ihr die Energie der innern Thätigkeit in ihm steigen.

Die eductive Kunst, wenn sie in der äußern Natur als ihrem Gebiete weilt, betrachtet diese Natur selbst als vollendetes Kunstgeschöpf, als eine Niobe, in der die schöne Form an den Atomen sich ver-

feinert hat, und die innere Freiheit in ihrer totalen Hemmung als Wirklichkeit erscheint. Im Verhältniß wie das Gemüth nach außen sich verbreitend den gegebnen Umrissen sich anschmiegt, und in seiner Evolution die feinste Individualität erreicht; in dem Maaße wie es durch fortgehende Dilatation immer mehr Umfang gewinnt, und die zartesten Uebergänge, die leisesten Abstufungen dem Zarten sich öffnen, verliert sich mit dem Leben der äußern Natur die Compactität der Innern; von außen ungehemmt, zerfließt das Gemüth in die erstorbene Materie, und die Energie der innern Thätigkeit in ihm wird fallen, wie die Natur in ihren fixen Kunstgebilden sich ihm weiter öffnet.

Was für die Kunst gilt, die die äußere Natur zum Gegenstande hat, die Bildende, wird auch für die Redende gelten, in so fern sie in der Innern als ihrer Sphäre weilt. Beide werden zueinander sich verhalten wie Naturphilosophie zur Transcendentalen, und productive Kunst in beyden Sphären wird die Energie der innern Thätigkeit im Gemüthe excitiren, die die Eductive deprimirt.

Die äußere Natur, insofern sie auf den Organismus wirkt, wirkt auf ihn entweder als reine Expansivität, die jede Hemmung überflügelt, jede

Schranke überwältigt, für die alle Körper durchsichtig, durchdringlich und leitend sind. Im Verhältnisse wie die Potenzen, an denen jene ursprüngliche Elasticität am reinsten sich verkündigt, stärker auf den Organismus wirken; im Verhältniß wie die in ihnen sich evolvirende Natur die Evolution des Organismus stärker engt, und der Drang der äußern Kräfte, die Innern mächtiger comprimirt: um so mehr wird die Sphäre der organischen Wirksamkeit beschränkt; um so mehr steigt mit der Compression auch die Reaction und in ihr die innere Federkraft; um so mehr erhebt sich die Energie der innern Thätigkeit im Organism.

Die Expansivität der unorganischen Natur scheint aber am reinsten nun hervor aus dem Lichte, in der Wärme, der Electricität, dem Galvanism, dem comburirenden Stoffe, und den comburirten Körpern: in allen diesen Potenzen tritt die äußere Thätigkeit der Innern entgegen, und steigert ihre Imenstät; alle wenn sie als Inzitamente in ein organisches System einwirken, verstärken in ihm die Energie der innern Thätigkeit.

Oder die äußere Natur, insofern sie in den Organism wirkt, wirkt auf ihn als reine Attractivität durch Stoffe, in denen die innere treibende Kraft an der Hemmung mehr oder weniger erloschen ist, und die

nun gegen die Einwirkung der energiſchern, thätigern Stoffe leidend ſich verhalten. Im Verhältniß, wie die Paſſivität dieſer Materien der innern organiſchen Kraft einen freiern Spielraum öffnet, und ihre Gebilde in der äußern trägen Natur auseinander fließen; in dem Maaße wie mit größerer Ungebundenheit die innere Evolution erfolgt, und der Zuſammenhang innerhalb dem Kreiße, den der Organismus umſchreibt, immer loſer wird: um ſo mehr erweitert ſich die Sphäre der organiſchen Wirkſamkeit; um ſo mehr ſinkt mit ſteigender Dilatation die Elaſticität, und mit ihr die Energie der innern organiſchen Thätigkeit.

Die Attractivität der unorganiſchen Natur tritt aber am reinſten nun hervor in der allgemeinen Schwere, dem Magnetism und den combuſtibeln Körpern; in allen dieſen Potenzen trifft die innere Thätigkeit auf die leidende Empfänglichkeit der äußern Natur, und alle wenn ein organiſches Syſtem mit ihnen in Wechſelwirkung kömmt, deprimiren in ihm die Energie der innern Thätigkeit.

Wie ſich die Naturphiloſophie zur Tranſcendentalphiloſophie in der Sphäre des Geiſtes verhält, wie bildende Kunſt zu Redender in ihrer Einwirkung auf das Gemüth, ſo äußere Natur in ihrer Einwirkung auf den Organismus zur Innern: der nämliche Ge-

genſatz der in den Potenzen dort eintritt, wird ſich auch hier wiederfinden und Excitation und Depreſſion durch die Einen und durch die Andern erfolgen.

So wird daher die Productivität im Geiſt als Wille das Bewegungsorgan ſpannen, und die Energie der innern Thätigkeit in ihm verſtärken; die Reflection wird die Spannung heben, und die Energie im Organ deprimiren, eben wie negative Potenzen aus der äußern Natur dieſelbe Depreſſion in das Organ bringen, dadurch daß ſie Schlaf bewirken.

So wird die Expanſivität im Gemüthe in der poſitiven Leidenſchaft das Circulationsſyſtem zu verſtärkter Wirkung incitiren, und die Energie der innern Thätigkeit in ihm erheben; während die negative Leidenſchaft Depreſſion in daſſelbe ſetzt, auf dieſelbe Weiſe wie negative äußere Potenzen deprimirend in ihm wirken.

XX Wenn die Speculation excitirend auf den Geiſt einwirkt, wenn ſie die Energie der innern Thätigkeit in ihm, die Vernunft erhebt, dann folgt daß mit der Zunahme dieſer Energie mit ſteigender Compreſſion, da der Geiſt wie die Materie nimmer durch äußern Druck völlig durchdrungen wird, der Widerſtand gegen das von außen Eintretende ſich immer mehr verſtärkt; daß ſeine Compactität immer

gröſſer wird; daß er immer mehr der Außenwelt ſich ſchließt, immer unzugänglicher für die Erſcheinung wird; daß daher ſeine Receptivität für die äußere Wahrnehmung in ſteigender Progreſſion fällt.

Die Speculation erhöht daher die Energie der innern Thätigkeit in der Vernunft, ſie deprimirt in dem nämlichen Verhältniß die Receptivität in dem Verſtand: ſie ſetzt daher directe Hyperſthenie im Geiſte.

Wenn die Empirie deprimirend auf die Energie der innern Thätigkeit im Geiſt einwirkt, dann folgt: daß mit der Abnahme dieſer Energie — wenn alles Vorhandne in todter Ruhe befangen und geſtanden iſt, ein blinder Mechanism nur die träge Welt zuſammenhält, und der Geiſt nun ohne Widerſtand in die Oede ſich verbreitet, und in freier Ungebundenheit ſich gleichſam vergaſt — daß alsdann wie ſeine Dilatation immer gröſſer wird, das Fluide immer mehr Beweglichkeit für's Aeußere erhält; daß die Einwirkung in ihn immer leichter von ſtatten geht, wie ſich die Gegenwirkung ſchwächt; daß er daher immer mehr der Außenwelt ſich öffnet, immer rührſamer für die Phänomene wird, daß daher ſeine Receptivität für die Wahrnehmung in zunehmender Progreſſion ſteigt.

Die Empirie deprimirt daher die Energie der in-

nern Thätigkeit in der Vernunft, sie erhöht in dem nämlichen Verhältniß die Receptivität in dem Verstand, sie setzt daher directe Asthenie im Geiste.

Wie in der Combustion der energische Sauerstoff, indem er an die passiven, combustibeln Körper tritt, ihre Capacität verstärkt, daß sie mehr innere latente Wärme erhalten, aber von jeder gegebnen äußern Wärme um so weniger in ihrer Temperatur steigen, je vollkommner die Combustion von statten gieng; eben so giebt auch die Speculation dem Geiste größere Capazität, indem sie seine innere Elasticität verstärkt, während sie seine Regsamkeit für's Aeußere mindert.

Wie in der Decombustion, wenn der combustible Körper nach dem Entweichen des positiven Sauerstoffs zurückfällt in die Reihe der übrigen brennbaren Körper, seine Capacität für die Wärme sinkt, daß er weniger von diesem Stoffe gebunden enthält, aber von gleich starker von außen andringender Wärme um so größeres Steigen der Temperatur erfährt, je vollkommner die Decombustion von statten gieng: so mindert auch Empirie die Capacität des Geistes, indem sie die Intensität seiner expansiven Kraft vermindert, während er durch sie erregbarer für's Aeußere wird.

Wenn die productive, positive Kunst inzitirend

auf das Gemüth einwirkt, und die Energie der innern Thätigkeit in ihm erhöht: dann wird wie die innere Spannung stärker wird, wie Kraft stärker gegen Kraft ankämpft; wie die Kunstphantasmen immer engere Kreise schlingen, und die Geister sich immerfort häufen und immer dichter drängen, weil die Bannungsformel verloren ist; im Verhältniß wie die Sphäre des Gemüths sich immer mehr zusammenzieht, dafür aber in der Concentration die Compactität in ihm stärker wird, in dem Maaße wird es der objectiven Welt sich schließen; es wird sich in sich selbst zusammendrängen, und dem Aeußern den Zugang sperren, die Erregbarkeit in ihm wird sinken.

Die productive Kunst erhöht die Energie der innern Thätigkeit in der Phantasie, sie deprimirt in dem nämlichen Verhältniß die Receptivität im Sinn, sie setzt daher directe Hypersthenie im Gemüthe.

Wenn die eductive Kunst deprimirend auf die Energie der innern Thätigkeit im Gemüth einwirkt, dann wird wie die Kunstschöpferinn Natur zum Kunstgeschöpfe wird, das Gemüth gleichfals statt schaffend contemplirend werden; im Verhältniß wie es nun in dieser Contemplation sich um sich her verbreitet, wie es einen größern Kreis erfüllt, wird sich ihm die mikroscopische Welt immer weiter öffnen,

es wird immer weniger Strahlen, die von außen auf daſſelbe fallen, reflectiren, immer mehrere verſchlucken, die es dann in einen Brennpunkt bricht, in dem das Kleinſte vergrößert erſcheint, und in ſeinen kleinſten Umriſſen ſichtbar wird; ſeine Regſamkeit für's äußere Schöne wird daher immer ſteigen, immer zärter und zärter die aufgefaßte Empfindung werden.

Die eductive, negative Kunſt deprimirt daher die Energie der innern Thätigkeit in der Phantaſie, ſie erhöht in dem nämlichen Verhältniß die Receptivität im Sinn, ſie ſetzt daher directe Aſthenie im Gemüthe.

Der Geiſt projicirt ſich in die Sinnorgane und das Bewegungsorgan, das Gemüth in das Gefäßſyſtem; was von den obern Potenzen gilt, wird ſich daher auch in der Unterſten dem Leben wiederfinden, und in den Trägern derſelben die nämliche Entzweiung herrſchen.

Wenn daher das Energiſche in der äußern, materiellen Natur auf ein organiſches Syſtem einwirkt, dann wird es durch ſeine Expanſivität die organiſche Repulſion in dem Syſtem begränzen; es wird das nach auswärts Strebende comprimiren, und das ſich Verbreitende in ſich ſelbſt zuſammendrängen; dadurch ſteigt die Compactität in dem Bewegungs-

muskel; im Verhältniß wie sich die Sphäre der organischen Productivität verengt, nimmt auch die innere organische Attraction der Theile zu; die willkührlichen und die arteriellen Muskeln bekommen Rigidität; dadurch verstärkt sich die Energie im Organe der willkührlichen Bewegungen, die Contractionen geschehen mit verstärkter Kraft; in den Arterien steigert sich die Contractilität nicht minder, was den zunehmenden Puls und die verstärkte Secretion zur Folge hat.

Aber wenn so die Action der Arterien sich verstärkt, dann wird auch der Drang des Blutes in die Arterien der einsaugenden Gefäße stärker, auch in ihnen steigt daher die Rigidität, und da in ihnen die Säfte nur durch Adhäsion nicht durch Muskelcontraction und Expansion sich fortbewegen, so wird mit der Abnahme der Beweglichkeit der Wände auch die Bewegung sich vermindern, und daher die Einsaugung schwächer werden.

Eben so wird mit der Zunahme der Action der Arterien auch in den Nerven der Sinnorgane durch verstärkten Andrang des Bluts Turgescenz eintreten, ihre Leitungskraft wird geringer werden und mit ihr die Erregbarkeit in ihnen sinken.

Positive äußere Potenzen erhöhen daher die Energie der innern Thätigkeit im willkührlichen und im ar-

teriellen Bewegungsmuskel des Systems in das ſie einwirken, deprimiren dafür aber in dem nämlichen Verhältniß die Receptivität in dem einſaugenden Gefäße und dem Nerven, ſetzen daher directe Hyperſthenie in das Syſtem.

Wenn hingegen das Negative in der materiellen Natur in ein organiſches Syſtem einwirkt, dann wird es die organiſche Expanſivität, die innere treibende Kraft entfeſſeln; das organiſche Gebilde wird in einen erweiterten Raum auseinanderfahren; das Gewebe der organiſchen Faſer wird dadurch aufgelockert; mit ſteigender Dilatation nimmt die innere organiſche Attraction in den Theilen ab; die willkührlichen und die arteriellen Muskeln werden mehr erſchlafft, dadurch fällt die Energie im Bewegungsorgan, die Contractionen geſchehen mit geringer Kraft; in den Arterien ſchwächt ſich die Contractilität, und Puls und Secretion nehmen ab.

Und wenn ſo die Action der Arterien ſich ſchwächt, dann vermindert ſich der Zufluß des Blutes in den Häuten der einſaugenden Gefäße; ihre Wände werden daher ſchlaffer, ihre Beweglichkeit nimmt zu, die Bewegung der Säfte wird ſich daher auch beſchleunigen, und die Einſaugung ſich verſtärken. So wird dieſelbe Depreſſion im Nerven auch in ihm die Erregbarkeit verſtärken, die immer im umgekehrten Verhältniß mit der Energie ſich erhält.

Negative äußere Potenzen deprimiren daher die Energie der innern Thätigkeit im willkührlichen und arteriellen Bewegungsmuskel des Systems, in das sie einwirken, erheben aber in dem nämlichen Verhältniß die Receptivität in dem einsaugenden Gefäße und dem Nerven, setzen daher directe Asthenie in das System.

Was von äußern Potenzen gilt, wird auch für Innere gelten.

Positive Leidenschaften werden daher in dem organischen System, in das sie positiv einwirken, die Energie der innern Thätigkeit im willkührlichen und arteriellen Bewegungsmuskel verstärken, die Receptivität im Nerven und einsaugenden Gefäße schwächen; negative Leidenschaften hingegen jene deprimiren diese excitiren.

Und wenn denn nun Gegensatz ist zwischen den Sinnorganen und den Bewegungsmuskeln, und den einsaugenden Gefäßen und den Arterien, und wenn beide sich verhalten wie Weiblichkeit zur Männlichkeit, und wenn der Organism bei seiner unendlichen Theilbarkeit noch im kleinsten Elemente Nerven, und Arterien und einsaugende Gefäße besitzt; dann folgt: daß bis in die kleinsten organischen Elemente hin dieser Geschlechtsunterschied sich verbreitet, und

daß die kleinſte Action in ſeinem ganzen Umfang auf der Gegenwirkung der Geſchlechter beruht; daß jede Secretion, jede Muskelcontraction ein Erzeugtes iſt, das die organiſche Freiheit producirte und die organiſche Paſſivität gebahr.

Und was in der unterſten organiſchen Sphäre gilt, wird auch in den beiden höhern gelten; in jedes Gefühl das im Gemüthe dämmert, in jede Anſchauung die dem Geiſt aufgeht, theilt ſich als Vater der innere Schöpfer, der über der Erfahrungswelt thront, und als Mutter die äußere Natur, die als Schickſal das Verhängniß wägt, und als Nothwendigkeit durch die Phänomene uns zum Bewußtſeyn ruft.

Im Antagonism des Aeußern, inſofern es auf die innere Receptivität des Organismus einwirkt, und der Energie des Innern, die dem Eindruck entgegenwirkt, kömmt das Leben zu Stande; in der Einwirkung des Aeußern auf den Sinn und der Rückwirkung der Phantaſie auf die Empfindung bildet das Kunſtideal ſich aus; eben ſo wird in dem

Wechſelverkehr des Empiriſchen in dem Verſtand und des Speculativen in der Vernunft, das Ideal der Erkenntniß in der Mechanik ſich vollenden.

Wäre bloße Aſſociationskraft im Geiſte ohne Gegenwirkung der innern produktiven Kraft in der Vernunft, hätte der Geiſt ſich ſelber gleichſam durchdrungen: dann würden mit dem Erlöſchen der innern Energie die Erſcheinungen im Aeußern immer näher aneinandertreten; die großen Maſſen in der Außenwelt würden vor dem Blicke und der Erinnerung in ſich ſelbſt zuſammenſchwinden; die Gruppe von Phänomenen, die die bindende Kraft zuſammenfaßt, würde immer größer werden; die fernſten Regionen würden ihre Weiten bringen, die Unendlichkeit würde in die Nähe kommen, das ſichtbare Univerſum die denkbare Zeit zum Element zuſammenfaſſen, und fernere Räume, fernere Zeiten daher an uns treten; der unendliche Raum, die unendliche Zeit wären in der Wirklichkeit dargeſtellt, und durch Abſtraction in den Verſtand aufgenommen; aber der Geiſt der Einheit entrückt, wäre an die Vielheit verlohren.

So wäre dann auf dieſem Wege der Verſtand gleichſam zur Vernunft hinaufgehoben, das Abſolute im Aeußern producirt, wäre der Wahrnehmung

aufgegangen, und das Unendliche für die Erfahrung ausgesprochen, und mit dem Verstande eins geworden.

Wäre bloße Productivität in der Vernunft ohne Wechselwirken der äußern Eductivität im Verstande, dann würde mit dem Erlöschen der bindenden Kraft das Aeußere immer aufgeschloßner werden, und die freie Energie bis in den Abgrund der Außenwelt vordringen; die Atome würden gleichsam aus der Tiefe steigen, und zu Reflexionspunkten für die Tendenzen der productiven Kräfte werden; an dem Unendlichen erst würden die Strahlen der Vernunft abprallen, und in der Reflection eine zweite Wirklichkeit nachspiegeln; die Unendlichkeit im Raume hätte dem Verstande sich in einen geometrischen Punkt, die Ewigkeit in der Zeit in einen Moment zusammengezogen, dafür wäre in reiner Productivität diese Unendlichkeit in Zeit und Raum im Innern evolvirt, und die Natur an den Geist verlohren.

Und so wäre denn auf diesem Wege die Vernunft zu Verstand geworden; mit dem Untergang der Außenwelt hätte eine zweite Reflectirte sich erhoben, die, reindynamisch durch Kräfte construirt, bis auf die Uranfänge hin die Empirische wiederhohlte.

Im Verhältniß wie aber nun Verstand mit Vernunft, bindende Kraft mit expansiver in Wechsel-

verlohr kömmt, wird das Mittlere, in dem das Individuelle untergieng, mit dem Raum, das an der andern Gränze der Unendlichkeit steht und sie umschließt, zum Endlichen sich verbinden; die leere Kraft wird mit dem todten Stoffe im Organischen zusammentreten, der unendlich kleine und gränzenlose Raum wird mit dem unendlichgroßen Unbegränzten zum geometrisch gestalteten erfüllten Raume sich verbinden; eben so der Moment von der Ewigkeit zur empirischen Zeit, in der die Vergangenheit sich von der Gegenwart und Zukunft reiht.

Die höchste Speculation hat immerhin die Tendenz den Verstand durch die Vernunft aufzuheben, die Nothwendigkeit in Freyheit zu verwandeln, die Materie in Expansivkräfte aufzulösen, Zeit und Raum und mit ihm die Außenwelt in die innere Sphäre aufzunehmen, durch bloßes Spiel der Kräfte ohne Stoff die Phänomene zu construiren, kurz eine reine Dynamik darzustellen, deren Medium die Mathematik des Unendlichgroßen ist, und die im fortdauernden unendlichen Progressus da endigt, wo die Wissenschaft beginnt.

So ist es auch im Gebiete des Gemüthes mit der höchsten productiven Kunst, deren Streben dahin geht, den Sinn durch die Phantasie aufzuheben,

die innere schaffende Kraft von den Fesseln der Wirklichkeit los zu ketten, das Empfundene in Asserte aufzulösen, die reine Form ohne Inhalt darzustellen und eine schönere Natur im Gemüthe selbst zu schaffen.

So ist es endlich in der Sphäre des Organismus im Zustand der Hypersthenie, wo die Energie der innern Thätigkeit die Receptivität aufzuheben strebt, und als plastische Kraft bei völlig gehemmtem Zufluß der Stoffe von außen her in abnorme Gebilde sich ergießt; wo die innere Expansivität in der thierischen Wärme in voller Kraft zu Tage tritt, und alles Feste in den Secretionen fluidisirt und vergaßt, und das Organische Bestimmte durch Ultraorganisation sich dynamisch reconstruirt.

Die höhere Empirie hat immerfort die Tendenz die Vernunft durch den Verstand aufzuheben, die Freiheit der Nothwendigkeit zu opfern, das Unendlichkleine in der Wahrnehmung zu erreichen, und die Materie in Atome aufzulösen, die Unendlichkeit in Raum und Zeit durch Synthesis zu erlangen, als bloßen Stoff ohne innere Kräfte die Phänomene aufzufassen, den Zusammenhang der Beobachtungen in Formeln darzustellen, kurz eine reine Atomistik zu vollenden, die im fortdauernden

Regreſſus da endigt, wo die Dynamik beginnt, deren Medium die Differentialrechnung iſt.

Auf gleiche Weiſe iſt es auch in der Sphäre des Gemüths, wo die eductive Kunſt die Phantaſie dem Sinne opfert, wo die Empfindung den Affect beſiegt, die Wirklichkeit in ihren Elemente ſich im Sinne mahlt, und das Innere den äußern Strahl weit auseinander bricht und in Farben ſpaltet.

So endlich wieder im Gebiet des Organismus, wo unter dem Uebermaße der Receptivität die Energie der innern Thätigkeit erliegt; wo der äußere Zwang das Muskelſyſtem in Zuckungen und Contorſionen regt, und gleichſam eine unſichtbare Hand in wilden Läufen auf der Taſtatur des Lebens auf und nieder fährt; wo das Nervenſyſtem den höchſten Grad von Regſamkeit erhält, und der kleinſte Eindruck das Meer in Wellen ſchlagen macht.

Beide Tendenzen ſind ſich daher rein entgegengeſetzt, beide in der mathematiſchen Conſtruction die Eine im Unendlichgroßen die Andere im Unendlichkleinen zu Tage tretend, beide gleich unendlich. Aber wie im Organismus die hyperſthenische und die aſthenische Tendenz zugleich vorhanden ſind, und Geſundheit nur da erſcheint, wo beide entgegengeſetzte Unendlichkeiten ſich verbinden, und im wechſ-

einen Verkehr der Energie und Regſamkeit in der Begränzung ſich das Leben zeigt; ſo werden auch im Geiſt und im Gemüth auf gleiche Weiſe die beiden unendlichen Tendenzen ſich zur Endlichkeit begränzen müſſen, wenn das Ideal geboren werden ſoll.

Das einzelne Individuum hat nur partielles Leben, nur das ganze unſterbliche Geſchlecht erreicht daher die Totalität des Ideals; auch das Ideal in Kunſt und Wiſſenſchaft iſt nur durch unendlichen Progreſſus zu erreichen: aber wie das Totalleben durch individuelles Leben ſich evolvirt, ſo geht auch das Totalideal aus einer Unendlichkeit von einzelnen Idealen, als eben ſo vielen Organen des ganzen organiſchen Syſtems hervor.

Es wird daher eine organiſche Naturlehre des Einzelnen geben, die zwiſchen der productiven Wiſſenſchaft, die das All umfaßt, und der eductiven Kunde, die das Atom zu ergreifen ſtrebt, in der Mitte liegt; in der das formloſe Atom mit der ſtoffleeren Productivität zum geformten Stoffe ſich verbindet; die Kräfte in die todte Materie legt, und der ſchaffenden Kraft Materie giebt, daß beide zum Lebenden, Organiſchen ſich verbinden.

Wenn die Wiſſenſchaft im Medium der Mathematik des Unendlichgroßen ſich verkündet, wenn die

Kunde in dem des Unendlichkleinen weilt, dann werden auch dieſe Media für die Naturlehre ſich verbinden und ſich durchdringen müſſen; das Abſolute wird mit dem Differential im Endlichen zuſammenfallen, und da es hier Kräfte an Materie gilt, ſo wird das Ideal in der Mechanik des Endlichen ſich ausſprechen müſſen, weil ſie eine Conſtruction der Phänomene durch Form und Stoff, Kraft und Atom bezweckt, und mit dieſer Conſtruction jenen Zweck erreicht.

So hat Newton ein ſolches Ideal fürs Sonnenſyſtem begonnen, und La Place der Vollendung näher gebracht. Die Beobachtung, die nur den Beſtand des Ganzen beachtet, wie ſie es vor ſich findet, ohne bis zu den Kräften hinzudringen, ſammelt die Erſcheinungen im Sonnengebiete, z. B. die der Mond in ſeinem Laufe zeigt, und verbindet ſie durch eine Formel, die im Verhältniß wie die Wahrnehmung und die Inſtrumente ſich verfeinern, immer feinere Elemente der Mondsbahn giebt. Die Speculation fügt dieſem Stoffe nun noch das lebendige Spiel der Kraft hinzu, ſie betrachtet die Materie von der Schwerkraft belebt, und nun conſtruirt die Mechanik des Himmels aus dem Geſetze dieſer Attraction die nämlichen Erſcheinungen wieder, und verſchmilzt ſo das empiriſch Aufgefaßte mit dem rein Producirten zum Organiſchen.

Dieſelbe Neutraliſation der entgegengeſetzten Tendenzen durcheinander wird durch alle Sphären der unorganiſchen Natur durchgeführt werden müſſen, wenn Phyſik und Chemie ihr Ideal erreichen ſollen; ſie wird endlich auch in die Potenz des Organismus übertragen werden müſſen, wenn die Organomie ihr Höchſtes erringen ſoll. Nur wenn alle Erſcheinungen in der organiſchen Natur mechaniſch conſtruirt worden ſind, und das Spiel der Kräfte mit dem Stoffe, das im Organism bewußtlos vor ſich geht, vor dem Bewußtſeyn ſich von neuem wiederhohlt, hat der Geiſt ſein Ziel erreicht, und die Erkenntniß hat ſich zum organiſchen Ganzen ſelbſt belebt.

Nicht als Verſuch ein ſolchen Conſtruction der Lebensgeſetze, der gegenwärtig noch Tollkühnheit wäre, nur als Epiſode, als Uebergang zum zweiten Theile unſerer Unternehmung ſoll das Folgende dienen.

Man nehme an, das Verhältniß der Factoren des Lebens im Verlaufe deſſelben werde ausgedrückt durch die Formel $y^2 = bx - bx^2 : a$ dann iſt dies Leben analytiſch in dieſer Formel, geometriſch in einer Ellipſe conſtruirt, in der die Ordinate y die Energie der innern Thätigkeit, und die Abſciſſe vom Scheitel an gerechnet x die Receptivität in jedem Moment des Lebens vorſtellt.

Für den Moment der Zeugung iſt der poſitive Factor y ein unendlich kleines alſo $y = o$, der Negative hingegen, die Abſciſſe ein Maximum, und gleich der groſſen Axe der Ellipſe $= a$. Das folgt denn aus der Formel, wo für $y = o$ $x = a$, für $x = a$ hinwiedrum $y = o$ iſt.

Der Moment der Zeugung fällt daher in den entfernten Scheitel der Ellipſe, wo die hohe Receptivität die innere Energie gleichſam verſchlungen hält.

Von hier aus durch die Jahre der Kindheit hindurch nimmt mit der Abſciſſe die Receptivität immer mehr ab, allein im Verhältniß wie dieſe ſinkt, entwickelt der andere Factor die Ordinate ſich immer mehr, reißt ſich gleichſam von der Abſciſſe los, und mit der Curve bekömmt auch das Leben Schwung.

Allmählig rücken Leben und Curve dem einen Brennpunkt zu, wo die Ordinate, und in ihr die Energie der innern Thätigkeit gleich iſt dem halben Parameter b, der ſelbſt die mittlere Proportionallinie iſt zwiſchen der groſſen und der kleinen Axe, und wo mit dem Jünglingsalter die Mannbarkeit eintritt.

Indem die Energie der innern Thätigkeit ſich immer mehr verſtärkt, während die Receptivität im Sinken iſt, erreicht die Curve endlich ihre gröſte Digreſſion

von der gröſsen Axe, indem ſie den Scheitel der Kleinen erreicht, wo $x = \frac{1}{3}a$ und y mithin $= \frac{\sqrt{ab}}{2}$

Im Mannesalter tritt daher das Solſtitium ein, wo die beiden Factoren zum möglichſt reinſten Gleichgewicht gekommen ſind, die das individuelle Leben immer nur erlaubt.

Von nun an nehmen beide Factoren gleichzeitig immer ab, mit der ſinkenden Receptivität fällt zugleich die Energie der innern Thätigkeit, mit der Abſciſſe auch die Ordinate, und ſo erreicht das Leben den andern Brennpunkt der Ellipſe, wo beim Manne ſich die Zeugungskraft, beim Weib die Reinigung verliert. Die Energie der innern Thätigkeit iſt noch dieſelbe wie um den Anfang der Pubertät, allein die Rezeptivität hat beträchtlich ſich vermindert, und mit ihr hat jene Regſamkeit, jene Aufgeſchloſſenheit fürs Aeuſsere, jener offene Sinn, und jener Reichthum an Empfindungen, die zu dunkeln Ahndungen in einander floſſen, ſich verloren, und ſtatt ihrer tritt Unbeweglichkeit, trüber Sinn, und Trockenheit ein.

Zwiſchen beide Brennpunkte fällt das reiche, kräftige, volle Mannesalter, und der ihm correſpondirende Theil der Ellipſe zieht ſich flach zwiſchen den zuſprechenden beiden Ordinaten hin.

Die Differenz der Quadrate je zweier Ordinaten, der im untern Scheitel ſelbſt, deren Abſciſſe $= a$, und der zunächſt folgenden, deren Abſciſſe $= a - m$ iſt $b m - \frac{b m^2}{a}$; die Differenz der Quadrate zweier Ordinaten um die kleine Axe, deren Abſciſſen ſind $= \frac{a}{2}$ und $\frac{a}{2} - m$ iſt $= \frac{b m^2}{a}$. Wenn $m = \frac{a}{2}$ dann iſt $\frac{b m^2}{a} = b m - \frac{b m^2}{a}$, da aber immer $m < \frac{a}{2}$ angenommen wird, ſo wird auch immer $b m - \frac{b m^2}{a}$ größer ſeyn, als $\frac{b m^2}{a}$. Die Differenz je zweier Ordinaten um die kleine Axe iſt alſo beträchtlich kleiner, als die je zweier um den Scheitel der Ellipſe: das heißt, während in der Jugend der poſitive Factor des Lebens, die Energie der innern Thätigkeit ſich ſchnell erhebt und wächſt, geſchieht Wachsthum und Abnahme im Mannesalter weit weniger ſchnell; in ihm ſteht daher gleichſam das Leben ſtill, und Steigen und Fallen iſt minder merklich wie in der Kindheit und im Alter.

Vom zweiten Brennpunkte an läuft die Ellipſe wieder von neuem in ſich ſelbſt zuſammen, die Coordinaten nehmen beide im Greiſenalter wieder ab, und ſo erreicht die Curve endlich wieder ihren an-

dem Scheitel, wo für $x = o$ auch $y = o$ wird, und nun der Tod erfolgt. Die Sinne erlöschen, die einsaugenden Gefäße sind gelähmt, die Arterien erstarren, das Muskelsystem gesteht, und der Organism fällt in den Schoos der Natur zurück.

Das Leben ist also construirbar in einer Curve, wie der Lauf des Cometen um die Sonne. Der Moment der Zeugung fällt in die Sonnennähe des Cometen, wo er von dem mächtig expansiven Lichtstoff bestrahlt und erwärmt im Zustand der höchsten Expansibilität gleichsam als ein Dampf sich zeigt, wie der Schweif, der alsdann seine größte Länge hat, und die weitverbreitete Lichtathmosphäre verräth; bald rollt der Comet weiter fort in seiner Bahn, entfernt sich immer weiter von dem Mittelpunkte aller Energie, erreicht immer mehr Compactität, seine Photosphäre zieht sich immer mehr zusammen, immer mehr mindert sich sein Schimmer, bis er endlich den andern Scheitel der Elipse und in ihr die Sonnenferne erreicht, wo sein Licht gänzlich ihn verläßt, wo alles Flüssige zur Rigidität erstarrt, und in seinem Lichte gleichsam sein Leben erlöscht.

Im Verhältniß der Geschlechter ist's der negative Factor, der beim Weibe vorherrschend ist, der Positive der beim Manne überwiegt.

Im Weibe ist das Nervensystem höchst regsam

für's Aeußere, fein ist sein Sinn, kleine Potenzen wirken mächtig in dasselbe ein; das Bewegungsorgan ist dagegen höchst beweglich, aber die Contractionen geschehen nur mit geringer Energie, und schwach wirkt der kürzere gegen die Seele gekehrte Arm des Hebels auf den Geheis des Willens.

Im Weibe ist die Wirkung der einsaugenden Gefäße durchhin stärker verhältnißmäßig mit dem Manne, es wird daher bei ihm wie beim Kinde mehr Stoff dem Organismus zugeführt; daher der frühere Wachsthum, daher die stärkere Reproductionskraft, die größere Neigung zum Fettwerden; daher, wenn jener Ueberschuß nicht länger mehr in den Organismus selbst verwendet werden kann, der Eintritt der monatlichen Reinigung. Und weil so im Weibe immer ein Ueberschuß von organischer Materie vorhanden ist, so vertraute seinem Schooße, und dann seinem Busen die Natur das künftige Geschlecht, damit es aus der Fülle des Gegenwärtigen den Bedarf für seine Existenz sich schöpfe.

Die Energie, mit der die Arterien wirken, ist dagegen schwächer und minder stark, daher ist der Puls beim Weibe häufiger, schwächer, weicher und minder voll, und leichter Störungen unterworfen, als beim Mann.

Bei der Construction des weiblichen Lebens müssen

mithin die Abſciſſen auf der großen Axe genommen werden, wo alsdann im Alter der vollen Reife, die halbe kleine Axe, die die Energie der innern Thätigkeit vorſtellt, immer kleiner iſt, als die halbe Große, die der Receptivität in dieſem Alter entſpricht. Nur für's weibliche Leben gilt alſo eigentlich die Formel $y^2 = bx - \frac{bx^2}{a}$.

Bei der Conſtruction des männlichen Lebens müſſen hingegen die Abſciſſen auf der kleinen Axe genommen werden, wo alsdann im Mannesalter die halbe große Axe die Ordinate der Ellipſe, und mithin die Energie der Thätigkeit vorſtellt, während die halbe Kleine der kleinern Receptivität entſpricht. Für das männliche Leben gilt alſo die Formel $y^2 = \frac{a^2}{4} - \frac{a^2\left(\frac{c}{2} - x\right)^2}{c^2}$, wo c die kleine Axe ausdrückt.

Daraus folgt: beim Knaben entwickelt ſich der poſitive Factor, Energie der innern Thätigkeit bei gleichem Sinken der Receptivität viel ſchneller als bei Mädchen, weil die Ordinaten auf die kleine Axe um ihren Scheitel bei gleicher Differenz der Abſciſſen ſchneller wachſen, als die Ordinaten auf die große Axe um ihren Anfangspunkt. Dagegen wird die Erregbarkeit in Mädchen bei gleichem

Steigen der Energie ſchneller als bei Knaben ſinken, weil bei gleicher Differenz je zweier Ordinaten, die Differenz der correſpondirenden Abſciſſen in der Nähe des Anfangspunktes der kleinen Axe geringer, als bei gleicher Differenz der Ordinaten auf die große Axe, die der Abſciſſen um ihren Scheitel iſt. Daher ſind Knaben wilder und unbändiger, Mädchen hingegen früher reif.

Im Greiſenalter ſinkt hinwiederum auch im Manne der poſitive Factor ſchneller als beim Weibe bei gleich großer Abnahme der Erregbarkeit; während beim Weibe die Erregbarkeit ſchneller ſinkt bei gleicher Abnahme der Energie der Thätigkeit: der alte Mann iſt daher im Ganzen mehr hinfällig und ſchwach, das alte Weib mehr unempfindlich.

Je größer das Verhältniß der großen Axe zur kleinen in der Ellipſe iſt, um ſo größer die Excentricität derſelben. Je größer daher im Weibe die Erregbarkeit im Verhältniß zur Energie der Thätigkeit iſt, um ſo größer in ihrem Leben die Diſtanz der beiden Brennpunkte; um ſo länger dauert mithin das Alter der Fruchtbarkeit, um ſo früher tritt die Reife ein, weil die Brennpunkte alsdann dem Scheitel in demſelben Verhältniß näher liegen. Je größer in einem Individuum daher die Weiblichkeit, um ſo früher tritt ſeine Reife ein, um ſo kürzer

dauernd ist Jugend und Alter im Verhältniß zur Periode der Fruchtbarkeit.

Auch auf der kleinen Axe liegen zwei Punkte, wo die Ordinate gleich ist dem halben Parameter, die Distanz dieser Punkte von einander, gleichsam die transverse Eccentricität der Ellipse, ist $= \frac{c}{a^2}\sqrt{(a^4 - c^4)}$.

Für ein unendliches a gegen c, d. i. für die gerade Linie ist dieser Werth = c also ein Maximum; je größer c im Verhältniß mit a, um so kleiner wird $a^4 - c^4$, ein um so kleinerer Theil vom Nenner a^2 des Bruchs wird durch die Größe unter dem Wurzelzeichen aufgehoben, um so kleiner wird mithin die ganze Größe und mit ihr die Eccentricität. Je größer daher das Verhältniß der Energie zur Erregbarkeit im Manne, um so länger dauert das Mannesalter, und mit ihm die Zeugungskraft; je vollkommner die Männlichkeit, um so früher die Pubertät, um so länger der Zeitraum der Reife, um so kürzer der des Alters.

Aphorismen
über
die Organomie.

Zweites Buch.

Im ersten Buche sind wir mit unserer Construction nur bis zu den nächsten Factoren vorgeschritten; das Letzte was wir erreichten, war immer noch ein Zusammengesetztes, ein Begriff. Jetzt wo die Sphäre unseres Forschens sich erweitert hat, werden wir uns auf den zweiten Reflectionspunkt erheben müssen, von wo aus die einfachen Elemente über unserm Horizont erscheinen.

Nur im All sind Männlichkeit und Weiblichkeit in der Unendlichkeit ohne polarische Differenz gleichsam zum Hermaphroditen verflossen; in jedem untergeordneten Theil werden die Geschlechter als Pole zu Tage treten, nur zur subalternen Indifferenz wird es in ihm kommen können.

So auch im Sonnensystem. Die Träger der Weiblichkeit in ihm sind die Planeten, und die Sonne insofern sie ein Planete ist; die der Männlichkeit die Sonne, insofern sie das Licht producirt, und die Cometen insofern sie aus sich selber leuchtend

in der Sonnennähe sind. Eine Scale positiver und negativer Tendenzen wird sich durch diese Träger, die eben so viele fixe Grade sind, durchziehen, und die Pole dieser Scale werden dahin treffen, wohin der höchste Gegensatz der Tendenzen fällt.

Der Ort, wo die Männlichkeit am freiesten zu Tage tritt, ist die Oberfläche der Sonne, wo sie im Lichte am reinsten sich verkündet; das Licht das die Cometen in ihrer Sonnennähe aus ihrer Masse und in ihren Schweifen produciren, liegt im Uebergange von der Indifferenz zur höchsten Polarität.

Im Lichte zeigt die ursprüngliche Expansivität sich auf der höchsten Stufe, das reinste Energische in der äußeren Natur wirkt in ihm; seine Strahlung ist Elasticität der ersten Potenz, wo die Theile nur nach einer Dimension sich fliehen, und daher der möglichst größte Raum in der möglichst kleinsten Zeit durch die Repulsion erfüllt werden kann.

Das worinn die Weiblichkeit am unmittelbarsten sich äußert, ist die allgemeine Gravitation, die alle Träger derselben gegeneinander treibt. In ihr spricht die Negativität sich am reinsten aus, die größte Gravitation wird daher auf den Pol des Systems hintreffen, und von ihm an die übrigen Planeten am Uebergange zur Indifferenz liegen.

In der allgemeinen Schwere zeigt die ursprüngliche

Attractivität sich auf der höchsten Stufe, die höchste Receptivität in der äußern Natur öffnet sich in ihr; in dem Reigen der gravitirenden Massen gegeneinander liegt die Cohaesion der ersten Potenz, wo die Theile nur nach einer Dimension sich ziehen, und in diesem Zuge daher der möglichst größte Raum in der kleinsten Zeit durch das Gegeneinanderfallen der gezogenen Massen geleert werden kann.

In Licht und Gravitation treten die ursprünglichen Kräfte nur nach einer Dimension hervor. Das Licht strömt in gerader Linie von dem leuchtenden Körper aus, und breitet sich nimmer durch sich selbst gegen die Seiten hin vor; alle Sonnenstrahlen die in der Nacht an der Erde vorüberströmen, affiziren unser Auge nicht: der Planet der den andern zieht, zieht ihn nur als Punkt, nicht als Fläche, nicht als Körper, nimmer giebt uns die Schwere Bilder, nur ziehende Punkte würde sie uns verrathen.

Aber im Lichte selbst ist wieder Polarität, indem es sich in seinem geradlinigten Strömen an der Materie cosmisch hemmt, bricht es sich zur Differenz, es zersetzt sich in einen positiven Factor, in dem die Expansivität vorherrschend ist, und der im rothen Farbenstrahl am hellsten uns entgegen leuchtet, und in einen negativen, in dem in der verminderten Expansivität gleichsam eine Attractivität erscheint,

und der am violetten Farbenpol am hervortretendſten ſich zeigt. Zwiſchen beide Pole wird die Scale der übrigen Farben fallen.

Auch in der Gravitation iſt wieder Polarität, wenn ſie an den Planeten als eben ſo vielen fixen Hemmungspunkten nach einer Dimenſion coſmiſch zu Tage tritt: dann bildet ſich zuerſt unter den Planeten eine Scale ſpezifiſcher Gravitationen gegen die Sonne, die ihren poſitiven Pol im Maximum von Gravitation, ihren Negativen im Minimum hat, eine Scale die der eccentriſche Comete ganz durchläuft, indem er vom poſitiven Pol in der Sonnenferne hin gegen den Negativen rollt, wo er ſich völlig in einen Lichtnebel löst.

Dann wird ſich aber auch im Planeten eine zweite Scale bilden, wenn die verſchiednen Materien an ihm ſpezifiſch verſchieden gegen ſeinen Mittelpunkt hinneigen: dann tritt wieder Polarität an der ſpezifiſchen Schwere hervor, und in dieſer Scale, die der der Planeten entſpricht, nur daß der Planete ſelbſt an die Stelle der Sonne tritt, nimmt dann auf der bekannten Erde das Waſſerſtoffgas den negativen die Platina den poſitiven Pol ein, während zwiſchen beide alle andern Körper fallen.

Die ſpezifiſchen Schweren ſind daher gleichſam

die Farben der Attractivität, die Rezeptivitäten der Körper gegen den Zug der Erde oder der Planeten gegen den der Sonne; wie die Farben die spezifischen Energien der expansiven Kraft im gebrochnen Licht darstellen. Und wie das Farbenbild nur Länge und keine Breite hat, so hat auch sein Schatten in der Scale der Schweren nur Tiefe gegen den Mittelpunkt der Erde, ohne Länge und ohne Breite.

Die einzelnen Planeten gravitiren gegen einander im Verhältniß ihrer Gravitationen gegen die Sonne, die einzelnen Körper auf der Erde im Verhältniß ihrer spezifischen Gewichte, z. B. das Bleyloth am Quadranten stärker gegen den Granit als gegen ein Kalksteinflötz.

Was die verschiednen spezifisch schweren Körper in ihrer Scale an den Mittelpunkt der Erde kettet, ist der höhere Zug, die höhere Schwere, die die Planeten in ihrer Stufenfolge an die Sonne kettet; ein Höheres wird diese höhere Gravitation als einen Pol mit dem andern im Licht, und in diesem selbst die verschiednen Farben zusammenhalten, und das Entgegengesetzte zur Indifferenz verbinden.

Die Totalität aller spezifischen Schweren auf der Erde bestimmt die spezifische Schwere des Planeten gegen die Sonne, die in den Indifferenzpunkt fällt;

gegen diesen Indifferenzpunkt, der im Mittelpunkte der Erde liegt, werden die beiden Extreme, wo in den negativen Pol die größte Beweglichkeit, d. i. hier Erregbarkeit fällt, während im Positiven diese Erregbarkeit mit dem Aufgang der innern Energie sich vermindert, am stärksten gegeneinander neigen.

Das Licht, indem es sich an die Fläche der Materie nach zweien Dimensionen physisch bindet, erscheint dort als Electricität; der electrische Körper ist die individualisirte Sonne, die sichtbar im electrischen Lichte, oder unsichtbar, in den Materien strahlt, die sie durch ihre Repulsion verdunsten macht.

Die Zersetzung, die beim Farbenbilde am gebrochenen Lichte nur nach einer Dimension sich zeigt, wird hier nach zweien eintreten müssen. Der Blitz ist nicht blos sichtbar in dem Punkt, auf den er in gerader Direction hinfällt, er ist es auch nach der Seite hin. Daher sind die electrischen Lichtbüschel dem Auge sichtbar, während die bloßen Lichtstrahlenbüschel es nimmer sind. Daher zerstäubt der electrische Schlag den Metallfaden, den er durchfährt, während das Licht still durch den Körper geht, wenn seine Oberfläche es vorher nicht reflectirte.

Was beim Lichte die verschiednen Farben sind, das wird bei der Electricität sich als verschiedene

Spannung zeigen, mit der die electrischen Flächen sich zu expandiren streben. Wie im rothen Farbenstrahle die Expansivität nach einer Richtung vorherrschend ist, während im Violetten diese Expansioität gleichsam neutralisirt erscheint, so wird in der positiven Electricität gleicherweise die Expansivität nach zweyen Dimensionen vorherrschen, während sie in der Negativen mehr gebunden ist.

Was die Farbenstrahlen im weißen Licht zusammenhält, das wird auch die entgegengesetzten Electricitäten zusammenhalten; beyde werden daher sich ziehen, und wenn sie nicht ineinanderfließen sollen, an verschiedene Flächen treten müssen, die sich denn wieder suchen. In beyden Electricitäten ist die Expansivität herrschend, jede wird daher sich selber repelliren, und es ist daher Gesetz: Heterogene Electricitäten ziehen sich, während sich Homogene fliehen.

In der Electricität zeigt die ursprüngliche Expansivität sich auf der zweyten Stufe; das Energische in der äußern Natur wirkt in ihr thätig; die Repulsion, die sie in sich selber zeigt, ist Strahlung der zweyten Potenz, Elasticität im engern Sinn, wo die Theile nach zweyen Dimensionen sich als Flächen fliehen, und daher ein kleinerer Raum in größerer Zeit als bey der Strahlung des Lichtes

erfüllt werden kann. Electricität ist daher eine Function der Elasticität.

Die allgemeine Gravitation, wenn sie nach zweyen Dimensionen physisch am Planeten zu Tage tritt, zeigt sich als Magnetism; die magnetische Erde ist die quadrirte Sonne, insofern sie als Planete die Planeten zieht, und der einzelne Magnet die individualisirte quadrirte Erde, insofern diese in der Schwere die verschiedenen Materien zieht.

Wenn die Sonne nur nach einer Dimension auf die Planeten ziehend wirkt, dann zieht die magnetische Erde die Nadel nach zweyen Dimensionen, und alle Materie auf dem Planeten erhält Polarität. Die rotirende Bewegung, die der Planet um die Sonne hat, verwandelt sich bey der Nadel, die in ihrer Mitte befestigt ist, in eine Oscillirende, in einen säculär, jährlichen und täglichen Pendulschwung, und es zeigt sich dem Doppelzug gemäß Abweichung in die Breite, Neigung in die Tiefe, also zweyfache Dimension; und so wird auch wieder der einzelne Magnet die Materie nach zweyen Dimensionen ziehen. (*)

(*) Der Magnet ist nicht blos reine Länge, das beweißt außer der Beziehung der Nadel auf eine Ebne in der Neigung und Abweichung auch der Umstand, daß der einzelne Magnet nicht blos Eisen in der Directionslinie der Pole zieht, sondern auch in einer auf diese senkrechten, wie ein

Die Dualität, die sich in der spezifischen Schwere zeigt, wird sich auch am Magnetism wiederfinden. An der Erde erscheint diese Dualität als Nord und Südpolarität, am einzelnen Magneten als positiver und negativer Magnetismus, wo im ersten Falle die größte im andern die kleinste Attractivität eintritt.

Was die verschiedenen spezifisch schweren Körper in ihrer Scale aneinanderbindet, das wird auch die Magnetismen aneinanderbinden; was jene auseinanderhält, daß sie nicht in einen Punkt zusammensinken, das wird auch diese auseinanderhalten, daß sie einander nicht neutralisiren, und so lange diese trennende Kraft wirksam ist, werden beyde nicht in-

---

kleines Stückchen Eisen beweißt, das auf den Polen sich senkrecht, in der Mitte des Magneten mit ihm parallel stellt, und an jedem andern Punkte die Diagonale zwischen einer auf ihn senkrechten und einer gegen den Pol hin gerichteten hält. Daß eine vor einen Magnet der Breite nach geschobene Eisenplatte den Magnetismus vermindert, ist nicht beweißend für jenen Schluß, weil sie nicht blos an den Längenenden sondern auch gegen die Breite hin magnetisch wird. Daß hingegen eine Eisenstange nach ihrer Länge hin den Magnetismus weniger schwächt, das hat dieser mit der Electricität gemein, die auch die Länge sucht, indem ein längerer Leiter längere Funken giebt. Göthes Versuch mit dem einfachen und doppelten Würfel läßt noch mancherley Erklärungen zu.

einander übergehen, wenn sie auch an einer Materie sich vereinigt finden.

Was entgegengesetzte Magnetismen vom Indifferenzpunkte an auseinanderhält, das wird den einen Pol in derselben verlängerten Richtung dem andern entgegenführen, um so einen Kreislauf zu vollenden, wie er bey der geschlossenen galvanischen Batterie wirklich zu Stande kömmt. Ungleichnamige Pole werden daher einander ziehen.

Beyde Magnetismen sind Attractivität, auch gleichnamige Pole werden daher sich ziehen, aber dieser Zug wird kein äußerer in die Ferne gehender seyn, weil bey ihm die auseinanderhaltenden Kräfte sich wechselseitig elidiren, so daß nichts als die innere Ziehkraft übrig bleibt, die nur in der Berührungsfläche wirkt, und daher nur als Adhäsion, im Magneten selbst als Cohäsion erscheint.

Im Magnetismus zeigt daher die ursprüngliche Attractivität sich auf der zweyten Stufe; die Receptivität in der äußern Natur öffnet sich in ihm von neuem nach einer zweyten Dimension; das Ziehen und das Neigen gegeneinander ist Gravitation der zweyten Potenz, Cohaesion im engeren Sinn, Schwere der Flächen gegeneinander, wo aber was der einen Dimension zuwächst, der andern gleichsam entzogen wird, und daher die Sphäre der Wirk-

ung in die Weite ſich beſchränkt. Wie daher Electricität eine Function der Elaſticität iſt, ſo wird Magnetism als Function der Cohaeſion ſich zeigen.

Dem poſitiven, männlichen Magnetism wird daher verſtärkte, dem Negativen, Weiblichen verminderte entſprechen, und zwiſchen beyde eine Scale von Cohaeſionen fallen, die den Spannungen der Electricitäten gegenüberſtehen. Am Erdmagnet wird dieſe Scale am urſprünglichſten ſich zeigen müſſen; der poſitive Pol an ihm wird auf Körper von der höchſten Cohaeſion den Kohlenſtoff hinreiſſen, während der Negative mit ſolchen von der Kleinſten dem Waſſerſtoff zuſammenfällt; zwiſchen beyde werden die verſchiednen andern Cohaeſionen fallen. Am einzelnen Magneten wird der Nordpol der kleinſten, der Südpol der gröſten Cohaeſion entſprechen.

Wie daher die Scale der Spannungen der Electricitäten den Farben des Farbenbilds entſpricht, ſo entſpricht die Scale der Cohaeſionen der Scale der ſpezifiſchen Gewichte, nur daß beyde durch verſchiedene Potenzen laufen, und daher nicht paralel miteinander gehen.

Waſſerſtoff und Kohlenſtoff ſind daher die Repräſentanten der beyden Magnetismen *, und

* Nicht Kohlenſtoff und Stickſtoff wie Schelling und Steffens wollen. Wenn im Indifferenzpunkt des Totalmagnets

wie dieſe einander ziehen, ſo zeigen auch jene Ziehkraft gegeneinander, und binden ſich unzertrennlich

das Eiſen liegen ſoll, dann muß von dieſem an gegen die poſitive Seite die gröſte, gegen die Negative die kleinſte Cohaeſion eintreten. Jene findet ſich nun wirklich im Diamant, dieſe auf keine Weiſe im Stickſtoff, der darin vom Waſſerſtoff weit übertroffen wird, wenn es Geſetz iſt, daß die gröſte Brennbarkeit mit der geringſten Cohaeſion zuſammentrifft. Daß der Stickſtoff bey verhältnißmäßig geringer Cohaeſion ſo ſehr wenig brennbar iſt, beweißt eben daß er in eine ganz andere Claſſe, als die der eigentlich brennbaren Körper, gehört.

Der negative Pol des Magneten (nach unſerer Bezeichnungsart), iſt der Oxidirbarere; aber Stickſtoff in der günſtigſten Lage zur Combuſtion nämlich in Gasform, bedarf ſehr ſtarker electriſcher Funken, oder eines hohen Grades von Wärme, um ſich zu oxidiren. Bey dem nämlichen Grade von Cohaeſion wie der Diamant, würde er eben ſo wie dieſer, und noch mehr wie er, der höchſt concentrirten Wärme des Brennſpiegels bedürfen, um zu comburiren. Wäre er denn nun, wie Mitchill will, ein vergastes Metall, dann würde dieſes ſich unmittelbar an die Platina und den Kohlenſtoff ſchließen, und der andere Pol des Totalmagnets wäre dann noch unbeſetzt.

Wie ſich die beyden Pole des einzelnen Magneten ziehen, ſo müſſen auch die beyden Pole des Totalmagnets ſich chemiſch, und ſtärker als alle zwiſchenfallenden Körper ziehen, und dieſe Anziehung gegeneinander müßte doch wieder ſchwächer ſeyn, als die zum Sauerſtoff. Es müßten daher in der unorganiſchen Natur häufig Verbindungen des

in der Kohle. In der Vegetation, die dieſe Kohle liefert, ſtellen ſich daher gleichſam die magnetiſchen

---

Stickſtoffs und Kohlenſtoffs vorkommen, die durch den Sauerſtoff ſich ſcheiden ließen, wie die Polaritäten im Eiſen. Das iſt aber nicht der Fall; Kohlenſtoff und Stickſtoff ſcheinen ſich vielmehr zu fliehen, wie Steffens bemerkt, und bedürfen des aneignenden Waſſerſtoffs, um ſich mit einander zu verbinden.

Im Totalmagnete geht der Uebergang allmählig durch zwiſchenliegende Stufen aus dem Kohlenſtoff ins Eiſen vor, eine gleiche allmählige Abſtufung muß daher vom Eiſen zum andern Pole hin ſtatt ſtatt finden. Allein es iſt durchaus kein Mittelding vorhanden, das z. B. den Zink mit dem Stickſtoff verbände; wie ein Fremdling aus einer andern Region ſtände er für ſich an ſeinem Pole da.

Der ſüdliche Erdpol ſoll der Stickſtoffpol ſeyn, allein durch keine Spur verräth ſich das Vorſtechen dieſes Stoffs in der ſüdlichen Hemiſphäre.

Allen dieſen Gründen begegnet die Annahme, daß Kohlenſtoff und Waſſerſtoff jene Repräſentation übernehmen.

Dann liegt an den Polen des Totalmagnets der allercohärenteſte, am ſchwerſten brennbare, und der allerunentzündbarſte, brennbarſte Körper. In die Mitte wird das Eiſen fallen.

Die beiden Pole des Totalmagnets ziehen ſich alsdann, wie ſich die Pole des Einzelnen ziehen. Nur im Diamant und dem reinen Waſſerſtoffgas treten beide rein hervor; in allen vegetabiliſchen und animaliſchen Zuſammenſetzungen finden beide ſich vereinigt, als feſte Körper in der Kohle, als flüſſige in den Säften, im gasförmigen

Wirbel dar, die nach der ältern Physik rund um die Erde strömten.

Der einzelne Magnetismus zeigt sich vorzüglich am Eisen, das mitten in die Scale der Cohäsionen fällt, das immer Kohle enthält, und das vorzüglich

---

Zustande in den Miasmen und Sumpfausdünstungen. Während Schwefel und Phosphor leicht vom Wasserstoffgase scheiden, trennt das stärkste Glühen und der Zusatz welches brennbaren Körpers man wolle, den Kohlenstoff nicht aus der Kohle, nur der Sauerstoff vermag diese Trennung zu bewirken. (Berthollet.)

Der Wasserstoff in jeder Form ist der brennbarste aller Körper, im flüssigen Zustand giebt er dem Alcohol, der Naphta, den ätherischen Oelen ihre hohe Brennbarkeit; eben so in fester Form dem Kampfer und selbst dem Stahle, indessen der Ruß noch Parrot und wahrscheinlich auch die thierische Kohle so schwer einzuäschern sind, weil jener Stoff dort fehlt, und der Kohlenstoff dafür in ihnen allein herrschend ist.

Wie der Diamant im Totalmagnet durch Platina, Gold, Silber in Eisen übergeht, so geht das Eisen durch Zink, Schwefel, Phosphor in Wasserstoff über, und die durchgängige Gradation von einem Pol zum andern ist nachgewiesen.

Die südliche Erdhälfte ist beinahe ganz mit Meer bedeckt, während die Nördliche beinahe ausschließend die Vegetation enthält; dort also Ueberfluß an Wasserstoff, hier an Kohlenstoff, daher wenigstens etwas Zutreffendes in der äußern Organisation der Erde.

dann zum Magneten tauglich wird, wenn man es mit Kohle zu Stahl cementirt, wo alsdann Kohlenstoff und Wasserstoff an dasselbe treten, und mithin die Repräsentanten der Magnetismen wirklich gegenwärtig sind. Von Eisen nach den beiden Polen der Scale hin wird keine wirkliche Entzweiung

---

Als die Amsterdamer Chemiker zu 2 Theilen oelerzeugenden Gases 1 1/2 Theile Sauerstoffgas brachten, und einen electrischen Funken durchschlagen ließen, erfolgte Inflammation, Absetzung einer Menge Kohlenstoffs an die Wände des Glases bis zur Undurchsichtigkeit desselben, zugleich aber Vermehrung des Gasvolumens, das in gewöhnliches gekohltes Wasserstoffgas sich verwandelt zeigte. Der Kohlenstoff ist daher für den Wasserstoff das Contrahirende; so wie er abgeschieden wird, bekömmt die innere Expansivität desselben Raum, sich auszubreiten, und das Volumen wird vermehrt: das Gegentheil erfolgt beim Eintritt des Kohlenstoffs. Wasserstoff ist daher das Negative, Kohlenstoff das Positive im Verhältniß beider gegen einander, während beide negativ gegen den Sauerstoff sich verhalten, also mit Recht als Repräsentanten der beiden Magnetismen aufgeführt werden können. Wenn der Sauerstoff einen Theil des Wasserstoffs verbrennt, dann entsteht im Gase Polarisirung wie im geriebenen Eisen; einerseits verstärkt sich die Cohäsion, und der Kohlenstoff tritt als Ruß, und in ihm der positive Pol zu Tage; andrerseits vermindert sich diese Cohäsion und der Wasserstoff tritt im gekohlten Wasserstoffgas und in ihm der negative Pol hervor.

ſtatt finden können, weil nach dem Poſitiven hin die zu groſſe Cohäſion die Negativität nicht leicht aufkommen läßt, während gegen den Negativen hin die zu geringe Cohäſion die Poſitivität ausſchließt.

Das Licht, indem es ſich an die Maſſe der Materie nach dreien Dimenſionen chemiſch bindet, erſcheint dort als comburirender Stoff, in dem die Sonne ſich cubirt, und ſichtbar in der Combuſtion im Lichte wirklich ſtrahlt, oder unſichtbar in der Wärme zu Tage tritt, oder beim bloßen allmähligen Oxidiren nur im Uebergange der Materien ſich zeigt.

Die Zerſetzung, die bei der Electricität nur nach zweien Dimenſionen geſchieht, wird hier nach dreien eintreten müſſen; die entgegengeſetzten Factoren werden an zwei verſchiedne Maſſen ſich vertheilen müſſen, die ſie durch und durch erfüllen; ſie werden als zwei ſpezifiſch verſchiedne Materien erſcheinen, die ihr characteriſtiſches eben von jenen Factoren erhalten; die in ihrer ganzen Maſſe jenen Gegenſatz repräſentiren, und daher nach allen Dimenſionen energiſch wirkſam ſind.

Im comburirenden Stoffe zeigt die urſprüngliche Expanſivität ſich auf der dritten Stufe, das Energiſche in der äußern Natur wirkt in ihm thätig, die Repulſion, die er in ſich ſelber zeigt, iſt Strahlung

der dritten Potenz, Expansibilität, wo die Theile nach dreyen Dimensionen sich als Massen fliehen, und daher ein kleiner Raum erst in beträchtlicher Zeit in der Expansion sich füllt. Die Fähigkeit zu combiniren ist daher eine Function der Expansibilität, sie muß ursprünglich und wesentlich an einem Gas sich finden.

Der energische Factor im chemischen Proceß muß Entzweyung zeigen, wie jener im Physischen die Electricität; beyde Factoren müssen expansible Gasarten seyn; beyde müssen energisch auf das für sie Erregbare, das ist das Brennbare einwirken; beyde müssen, da sie die höchste Expansivität repräsentiren, mit welchem Körper sie immer sich verbinden mögen, verdichtet werden, weil sie von jedem einen Zusatz von Attractivität erhalten: der Negative, Weibliche wird aber selbst wieder für den Männlichen erregbar d. i. brennbar seyn.

Das Positive im energischen Factor des chemischen Processes ist der Sauerstoff; er zeigt sich als expansibles Gas; welchen Körper er immer combiniren mag, seine Expansivität nimmt ab, er wird comprimirt

Das Negative im energischen Factor des chemischen Processes ist der Stickstoff, er verhält sich positiv gegen die brennbaren Körper, die er zu Al-

calien comburirt, in denen er energiſch wie die Oxide auf den Organismus wirkt, und die ihn alle, den Waſſerſtoff im Ammoniak nicht ausgenommen, comprimiren; während er ſelbſt paſſiv gegen den Sauerſtoff ſich verhält und mit ihm comburirt.

Sauerſtoff und Stickſtoff ſind daher die Repräſentanten der beyden Electricitäten *; jener der Po-

* Nicht Sauerſtoff und Waſſerſtoff nach Schelling. Denn beyde Electricitäten ſind Energien; beyde zeigen Licht, die Eine expandirtes im Büſchel, die Andere mehr comprimirtes im Strahlenpunkte; beyde ſtoſſen ſich in ſich ſelbſt zurück, und die Körper die ſie erfüllen; beyde befördern die Ausdünſtung und bewirken Combuſtion. Ihre Repräſentanten werden daher gleicherweiſe energiſche Stoffe ſeyn müſſen. Das iſt nun allerdings der Sauerſtoff, aber auf keine Weiſe der Waſſerſtoff. Wenn Combuſtion eine Lebensfunction der äußern Natur iſt, wenn alsdann der Sauerſtoff die Energie der innern Thätigkeit vorſtellt, dann wird der combuſtible Stoff die Erregbarkeit ausdrücken. Je gröſſer die Brennbarkeit in dieſem Stoff um ſo größer die Erregbarkeit. Iſt alſo Waſſerſtoff der brennbarſte aller Stoffe, dann wird er auch der Erregbarſte ſeyn, während Sauerſtoff der Energiſcheſte iſt; oder nimmt man jenen als den energievollſten, ſo wird dieſer der erregbarſte ſeyn. Beyde werden alſo durchaus nicht als Repräſentanten zweyer Energien einer Gröſſern und einer Kleinern gelten können.

Nimmt man einen blos brennbaren Körper aus der Reihe der Uebrigen heraus, dann iſt kein Grund vorhanden, warum man nicht jeden andern aus dieſer Reihe her-

ſtiven und mit ihr des rothen Farbenſtrahls, dieſer der Negativen und mit ihr des violetten Lichtſtrahls.

Was am Lichte die verſchiednen Farben, an der Electricität die verſchiednen Spannungen ſind, das Sauerſtoff und Stickſtoff in den mannigfaltigen Combinationen die ſie als Zwiſchenſtufen durchlauf-

---

aus wählt, und dann greift die Electricität über in die Sphäre des Magnetismus.

Sauerſtoff und Waſſerſtoff Factoren der paſſiven Cohaeſion nach Schelling ſollen ſich an die Reihe im Totalmagnet ſo anſchließen, daß Sauerſtoff an den Kohlenſtoff, Waſſerſtoff an den Stickſtoffpol tritt. Damit aber wird die Gradation gänzlich zerriſſen. Vom Sauerſtoff dem unbrennbarſten aber comburirenden Stoff, zum Kohlenſtoffe dem ſchwerbrennbarſten combuſtibeln Stoffe iſt durchaus kein unmittelbarer Uebergang; eben ſo wenig vom Waſſerſtoff dem Combuſtibelſten, leicht brennbarſten, in den beinahe Unverbrennlichſten den Stickſtoff, der ſelbſt noch in der Verbindung mit dieſem Waſſerſtoff cauſtiſch d. i. energiſch auf ein organiſches Syſtem einwirkt, während Waſſerſtoff durchaus in allen andern Verbindungen deprimirend wirkt, und nur mit dem Sauerſtoff im Waſſer ſich zur Neutralität erhebt.

Die Annahme, daß Sauerſtoff und Waſſerſtoff die Repräſentanten der beyden Electricitäten ſind, wie Schelling ſelbſt in ſeinen frühern Schriften ſie aufſtellte, beugt dieſen Einwürfen aus. Die zwey Energien in der obern Potenz finden dann zwey Congruirende in der Untern. Der Stick-

en, ehe sie ineinander übergehen. Und wie sich die entgegengesetzten Electricitäten ziehen, so werden sich Sauerstoff und Stickstoff ziehen; beyde werden zur Salpetersäure sich verbinden, während jeder sich in sich selber flieht, und für sich daher als Galart erscheint.

---

stoff verbindet sich durch den electrischen Funken mit dem Sauerstoff zu Salpetersäure, mit dem Wasserstoff zu Ammoniak; in einem Falle sieht man dabey so wenig wie im andern die Erscheinungen der Combustion eintreten; nimmt man also den ersten Proceß für eine solche an, ohngeachtet die äußern Symptome derselben fehlen, so wird man auch das für die Zweite gelten lassen müssen, die unter gleichen Bedingungen erfolgt, und was dort die verminderte Erregbarkeit des combustibeln Körpers bewirkt, das wird hier die geschwächte Energie des Comburirenten thun.

Es bilden sich also dann zwey Linien von chemischen Elementarkörpern: eine Centrallinie, deren beyde Pole Sauerstoff und Stickstoff sind; eine Ebene, die im Kohlenstoff und Wasserstoff ausgeht. Beyde verhalten sich zueinander wie Männlichkeit zur Weiblichkeit, beyde sind wieder in sich selbst männlich und weiblich.

Daß Sauerstoff und Stickstoff nicht so leicht ineinander übergehen wie beyde Electricitäten, beweißt nichts gegen die Voraussetzung, da beyde Electricitäten, wenn sie an diesen isolirenden Körpern angehäuft sind, sich eben so schwer neutralisiren. Das Salpetergas hat den Sauerstoff leicht und schnell verschluckt, weil Stickstoffgas das zum Leiter für diesen Sauerstoff geworden ist.

Die allgemeine Gravitation, wenn sie an der Materie nach dreyen Dimensionen chemisch zu Tage tritt, erscheint dann als Combustibilität, in der die Sonne als gehemmter Körper bestimmbar, und die allgemeine Schwere als Wahlverwandschaft zu Tage tritt, in der die Repräsentanten des Planetensystems gegen sich und die Repräsentanten des Erdsystems Sauerstoff und Stickstoff zeigen.

Die Zerstörung, die im Gebiete des Magnetismus sich nach zweyen Dimensionen zeigt, wird in der chemischen Potenz nach dreyen erkennen müssen; die entgegengesetzten Potenzen werden also, wie in der Erde des Erdmagnetismus die verschiedenen Erdschichten an verschiedene Massen sich vertheilen, und sich durch und durch durchdringen und als [illegible] verschiedene Materien sie erscheinen machen.

In der Combustibilität zeigt daher die entgegengesetzte Bewegung sich auf der ganzen Erde, die [illegible] der dichten Körper [illegible] sich in [illegible] zum drittenmal nach einer dritten Dimension; die Gravitation erscheint als Ziehen von Stoff gegen Stoff nach allen Richtungen, die Cohärenz als [illegible], in der die Sphäre der Wirksamkeit aber auf's engste sich beschränkt, und nur auf die nächste Ferne geht. Der Magnetismus daher eine Zentri-

eine der Schwefeln, so Combustibilität eine der Rigidität und der Wahlverwandschaft.

Wie der Magnetismus, so wird auch der passive Factor im chemischen Proceß Entzweyung zeigen, das Entzweyte wird erregbar gegen sein Entgegengesetztes den Stickstoff und Sauerstoff seyn müssen; und da es der ursprüngliche Attractivität repräsentirt, bey jeder Verbindung mit beyden an Dichte verlieren, während beyde Gegensätze selbst sich wieder ziehen, und der Männliche den Weiblichen comprimirt.

Das Positive im passiven Factor des chemischen Processes ist der Kohlenstoff, in dem die Rigidität im Maximum sich zeigt; wo unter der Compression gleichsam in der Passivität die innere Energie erscheint, und Erregbarkeit d. i. Brennlichkeit in demselben Maaße sich verliert, und der, mit welchem Körper er immer sich verbinden mag, seine Rigidität vermehrt.

Das Negative im passiven Factor des chemischen Processes ist der Wasserstoff, in dem die Rigidität im Minimum erscheint; wo beim Nachlasse der Compression die innere Energie in die Weite sich verloren hat, und die Passivität nun am reinsten sich zeigt, und die Weiblichkeit als höchste Erregbarkeit, das ist Brennlichkeit zu Tage tritt, und der, mit welchem brennbaren Körper er sich verbinden mag, seine Rigidität vermindert.

Zwiſchen beyden Polen wird nun eine Scale von Verwandtſchaften liegen, wie im Erdmagneten eine Scale von Cohaeſionen liegt, die aber nicht parallel mit dieſer geht, weil ſie durch eine andere Potenz durchläuft. Der Waſſerſtoff wird durch Phoſphor, Schwefel, Zink, Eiſen, Silber, Gold, Platina ſich in den Kohlenſtoff verlieren.

Wenn poſitive und negative Cohaeſionen in einem Körper von einer Berührungsfläche aus nach entgegengeſetzten Richtungen ſich ſuchen, und nun der Gegenſatz ſich in der Ferne aufzuheben ſtrebt, dann entſteht der gemeine Magnet. In der phlogiſtiſchen Scale werden auf gleiche Weiſe die Gegenſätze gegeneinander ſtreben; allein da ſie, um in einem Körper ſich zu vereinigen, nicht in einer Fläche, ſondern nach dreyen Dimenſionen ſich verbinden müſſen, ſo müſſen ſie ſich durchdringen, und dann treten die Pole im Durchdringenſeyn zur Indifferenz zuſammen, und ſtreben daher nicht mehr in die Ferne gegeneinander, um dort gleichſam die dritte Dimenſion darzuſtellen. Die Kohle die alsdann z. B. entſteht, iſt daher das Analogon des Magneten in der chemiſchen Potenz, aber ſie zeigt keine Polarität, weil die Pole durch die ganze Maſſe hin ineinander ſich verloren haben.

Was den poſitiven Lichtpol im Weltſyſtem mit

tion der Cohaesion, so Combustibilität eine der Rigidität und der Wahlverwandschaft.

Wie der Magnetismus, so wird auch der passive Factor im chemischen Proceß Entzweyung zeigen, das Entzweyte wird erregbar gegen sein Energisches den Stickstoff und Sauerstoff seyn müssen; und da es die ursprüngliche Attractivität repräsentirt, bey jeder Verbindung mit beyden an Dichte verlieren, während beyde Gegensätze selbst sich wieder ziehen, und der Männliche den Weiblichen comprimirt.

Das Positive im passiven Factor des chemischen Proceßes ist der Kohlenstoff, in dem die Rigidität im Maximum sich zeigt; wo unter der Compression gleichsam in der Passivität die innere Energie erscheint, und Erregbarkeit d. i. Brennlichkeit in demselben Maaße sich verliert, und der, mit welchem Körper er immer sich verbinden mag, seine Rigidität vermehrt.

Das Negative im passiven Factor des [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

sten sich zeigt, und die Weiblichkeit als höchste Erregbarkeit, das ist Brennlichkeit zu Tage tritt, und der, mit welchem brennbaren Körper er sich verbinden mag, seine Rigidität vermindert.

Zwiſchen beyden Polen wird nun eine Scale von Brennbarkeiten liegen, wie im Erdmagneten eine Scale von Cohaeſionen liegt, die aber nicht parallel mit dieſer geht, weil ſie durch eine andere Potenz durchläuft. Der Waſſerſtoff wird durch Phosphor, Schwefel, Zink, Eiſen, Silber, Gold, Platina ſich in den Kohlenſtoff verlieren.

Wenn poſitive und negative Cohaeſionen in einem Körper von einer Verbrennungsfläche aus nach entgegeſetzten Richtungen ſich ſuchen, und nun der Gegenſatz ſich in der Ferne aufzuheben ſtrebt, dann entſteht der gemeine Magnet. In der phlogiſtiſchen Scale werden auf gleiche Weiße die Gegenſätze gegeneinander ſtreben; allein da ſie, um in einem Körper ſich zu vereinigen, nicht in einer Fläche, ſondern nach dreyen Dimenſionen ſich verbinden müſſen, ſo müſſen ſie ſich durchdringen, und dann treten die Pole im Durchdrungenſeyn zur Indifferenz zuſammen, und ſtreben daher nicht mehr in die Ferne gegeneinander, um dort gleichſam die dritte Dimen-

[illegible]

ſich verloren haben.

Was den poſitiven Lichtpol im Weltſyſtem mit

dem negativen Schwerepol zuſammenhält, was die Electricität mit dem Magnetism an der Erde zuſammenbindet, das bindet auch den combuſtibeln Stoff mit dem Comburirenden zuſammen, und läßt beyde in der Combuſtion aneinandertreten.

Wie durch die ganze Natur die Energie der innern Thätigkeit umgekehrt wie die Receptivität ſich verhält, ſo wird auch hier mit ſteigender (paſſiver) Energie, die durch die Rigidität gemeſſen wird, die Erregbarkeit für das active Energiſche den Sauerſtoff z. B. fallen, während mit ſinkender Energie dieſe ſteigt. Der Kohlenſtoffpol wird alſo die geringſte Erregbarkeit für Sauerſtoff und Stickſtoff haben, nur die ſtärkſte Hitze des Brennſpiegels vermag ihn im Sauerſtoffgase zu verbrennen, und die Combuſtion hört auf, wie der Gegenſtand dem Brennpunkt entzogen wird; mit dem Stickſtoff wird keines der gewöhnlichen chemiſchen Hilfsmittel ihn verbinden können. Der Waſſerſtoff wird hingegen die größte Receptivität für beyde zeigen, ſchon der electriſche Funken vermag ihn mit dem einen zu Waſſer mit dem andern zu Ammoniak zu verbinden.

Und ſomit iſt die urſprüngliche Entzweyung durch die ganze äußere Natur verfolgt. Wie die Sonne ihren höchſten poſitiven Pol im Lichte uns entgegenkehrt, den Negativen in ihrer Maſſe birgt; ſo birgt

auch die Erde die Negativität durch alle drey Potenzen in den feſten Kern in ihrem Schooß, in ihm liegt die Scale der Schwere, der Cohaeſion und der Combuſtibilität; in der Athmoſphäre wird hingegen der poſitive Pol der Sonne ſich entgegenkehren, ſie reflectirt das Licht, in ihr blitzt die electriſche Materie, in ihr findet der männliche und weibliche comburirende Stoff ſich vereinigt, und in der Gegenwirkung der Poſitivitäten und Negativitäten kommen die Phänomene aller drei Sphären zu Stande.

Das Licht, indem es auf die ſchwere Materie trifft, wird von ihr gezogen, und kommt an ihr zur Schwere, und erſcheint nun als Wärme, die wenn ſie gegen den poſitiven Pol hinneigt, ſich ſtrahlend zeigt, und wieder als Licht erſcheint, wenn wie beym Glühen die Expanſivität ſich von der Schranke reißt; die hingegen ſich zur Latenten bindet, wenn ſie gegen die Negativität hin polariſirt und die Attractivität die Oberhand gewinnt.

So wird auch die Electricität, indem ſie auf die cohärirende Materie trifft, von ihr gezogen, und kömmt an ihr zur Polariſirung, und erſcheint nun als galvaniſche Materie, die zwey feſte, cohärirende Körper als Träger des Magnetismus, und zwey elaſtiſche, am beſten Salpeterſäure als Träger der Electricität als Bedingung ſo-

dert, und im ungeſchloßnen Zuſtande der Batterie ſich ſtrahlend zeigt, latent hingegen wird im Geſchloßnen.

Der comburirende Stoff, indem er auf den Combuſtibeln trifft, wird von ihm gezogen, und kommt an ihm zur Rigidität und erſcheint mit ihm nun als comburirter Stoff, der gegen den poſitiven Pol hinneigend als energiſch, ſcharf, cauſtiſch erſcheint, gegen den Negativen hin dagegen milde und neutral.

So verbindet ſich alſo der Sauerſtoff mit den combuſtibeln Körpern zu Säuren und Oxiden. In dieſen wird, da wo der Sauerſtoff vorherrſchend iſt, das Product ein Energiſches, Actives, im höchſten Grade poſitiv Wirkſames ſeyn; da wo der Sauerſtoff der Attractivität erliegt, wird es milde und neutral, oder auch negativ ſich verhalten. Der energiſcheſte comburirte Körper wird daher wie die ſtrahlendſte Wärme am leichteſten ſich polariſiren d. i. reduciren laſſen.

So verbindet ſich der Stickſtoff mit den combuſtibeln Körpern zu Alcalien und Erden. In der Verbindung des Stickſtoffs mit dem Waſſerſtoffe im Ammoniak wird der Stickſtoff und mithin das Energiſche vorherrſchend ſeyn; das Ammoniak iſt alſo das ſpezifiſch Kräftigſte aller Alcalien, und

zugleich am leichteſten reducirbar. In der Kieſelerde, wahrſcheinlich eine Verbindung des Stickſtoffs mit dem Kohlenſtoff, hat diſer das Energiſche bemeiſtert, und das Product erſcheint nun milde, geſchmacklos, rigid, und völlig indecombuſtibel.

In der Combuſtion werden wie im Leben im weitern Sinne alle Factoren der drei Potenzen ſich durchdringen. Es tritt in ihr zu oberſt das Licht hervor, die ſpezifiſche Schwere verſchwindet, und eine Neue tritt nach der Combuſtion an ihre Stelle, der Sauerſtoffpol in der Athmoſphäre wird vom comburirenden Körper gebunden, und der Stickſtoffpol dadurch frei, das expanſible Gas wird comprimirt, das Rigide zerſtört, mit dem Stickſtoffpol tritt in der Athmoſphäre mit dem Licht auch die poſitive Electricität hervor, in der der ſich bindende Sauerſtoff noch nach zweien Dimenſionen frey oscillirt, während er nach einer ſich feſſelt, indeſſen die Negativität am brennenden Körper auf gleiche Weiſe nach einer Richtung entfettet als negative Electricität erſcheint, und die Lage des Körpers im Erdmagnet paralel mit der Cohäſionsveränderung wechſelt. Die Wärme wird am Ende des Prozeſſes am comburirten Körper latent erſcheinen.

So bildet sich nun die Scale für die Aussenwelt völlig aus

Aeußere Natur.

Männlichkeit.		Weiblichkeit.
Erste Potenz Licht Rothes — Violettes	Cosmische Sphäre Wärme	Erste Potenz Schwere Größte spezifische — Kleinste.
Zweyte Potenz Electricität Positive — Negative	Physische Sphäre Galvanism	Zweyte Potenz Magnetismus Positiver — Negativer.
Dritte Potenz Comburirender Stoff. Sauerstoff — Stickstoff.	Chemische Sphäre. Comburirter Stoff	Dritte Potenz Combustibler Stoff Kohlenstoff — Wasserstoff.

Ordnet man die verſchiednen Elemente nach der Folge ihrer Energien und Receptivitäten, dann wird ſich die folgende Scale zeigen.

Zu oberſt wird das Licht durch die Wärme allmählig in die Schwere ſich verlieren, wie die Electricität durch den Galvanism in den Magnetism. Zu unterſt wird an den poſitiven Pol der Sauerſtoff ſich ſtellen, in dem die Energie ihr Maximum erreicht, während die Receptivität auf dem Minimum ſteht; zunächſt darauf folgt der Stickſtoff, der erregbar iſt, für den Sauerſtoff, energiſch für alle andern Elemente; dann wird der Kohlenſtoff folgen, der in Rückſicht auf Brennbarkeit ſich zunächſt an den Stickſtoff ſchließt, in dem die Energie eine Paſſive, durch Compreſſion errungen iſt; endlich wird ſich an den negativen Pol der Waſſerſtoff ſtellen, in dem die Energie bis zu o verſchwindet, während die Erregbarkeit im maximum hervortretend ſich zeigt.

So wird Sauerſtoff das höchſte Energiſche in der Männlichkeit, Waſſerſtoff das höchſte Erregbare in der Weiblichkeit der unorganiſchen Natur darſtellen, beide daher an den fernſten Extremen der großen Scale liegen: beide, wenn ſie mit einander ſich verbinden, werden daher die höchſte Indifferenz in der Natur, den neutralen Punkt der ganzen Scale, das Waſſer, geben, das auf dem

Planeten ſich zwiſchen den Continent und die Atmoſphäre legt.

Von dieſem neutralen Punkte an werden in der Scale der comburirten Körper die Oxide und Säuren nach der poſitiven Seite hin liegen, und dieſe in die Salpeterſäure als die ſpezifiſch ſtärkſte enden; gegen die Negative hin werden hingegen die Alcalien und Erden ſich ordnen, die in den Ammoniak als das ſpezifiſch ſtärkſte Alkali endigen.

Beide Hälften der Scale werden in reinem Gegenſatze ſeyn, ſie werden ſich wie die beiden Pole der galvaniſchen Batterie verhalten, deren einer auf alle Sinne wie eine Säure, der andere wie ein Alkali wirkt; während die eine wie der Zinkpol die blauen Reagentien röthet, wird die andere wie der Silberpol ihnen eine grüne Farbe geben; wie beide Pole ſich ziehen und ſich zu verbinden ſtreben, ſo ſtreben Alcali und Säure gegeneinander, und indem ſie um den Indifferenzpunkt, das neutrale Cryſtalliſationswaſſer, ſich verbinden, kommen ſie ſelbſt zur Indifferenz; die Form tritt mit dem Stoff zum regelmäßigen Gefüge, zur geometriſchen Geſtalt im Mittelſalz zuſammen, in dem das höhere mathematiſche Ideal ſich ſpiegelt; die Gegenſätze heben ſich wechſelſeitig für Sinne und Reagentien auf, und eine Neutralität der zweiten Ordnung wird dargeſtellt.

Das Mittelſalz iſt daher ein duplirter combinirter Körper, wie in dieſem die Gegenſätze ſich aufheben, ſo treten ſie in jenem auf gleiche Weiſe aneinander, und wie dort Wärme an das gebildete Neutrale tritt und zur Latenten wird, ſo tritt gleichfals das Waſſer an das Mittelſalz und wird mit ihm latent. Und wie ein Zuſatz von Expanſivität das Licht in der Wärme ſelbſt ſenſibel macht, und wie der poſitive Pol im Magneten oder im electriſchen Körper dem indifferenten Eiſen oder Leiter genähert in ihm die Negativität bindet und dadurch die Poſitivität entfeſſelt: ſo wird auf gleiche Weiſe eine ſtärkere expanſive, poſitive, freie Säure auf ein indifferentes Mittelſalz gegoſſen, die Negativität das Alcali in ihm ziehen, und zum neuen Mittelſalze ſich mit ihm verbinden, wodurch dann die Poſitivität die Säure in ihm ſenſibel wird.

Was wir in der äußern Natur finden, das wird auch in der Innern uns entgegenkommen.

Das Licht, das in unſern Tiefen ſtrahlt, das die Welten dort erhellt, und das innere Chaos plaſtiſch formt, und zu einem Univerſum es entfaltet, iſt in der Vernunft.

Wie im rothen Farbenſtrahl die Expanſivität vorherrſchend iſt, ſo wird es auch in der Vernunft eine Poſitivität geben, die ſich in ihren Produkten

den Ideen verkündigt, in denen alsdann das innerſte Energiſche in abſoluter Freiheit, ſich ſelbſt beſtimmend zeigt; wo es der Sphäre des Bedingten ſich entſchwingt, und gleich nahe dem Höchſten wie dem Tiefſten, d. i. von beiden unendlich entfernt, ſich in ſich ſelbſt beſpiegelt, und die Wirklichkeit nur im Reflex der innern Thätigkeit an ſich ſelbſt erſcheint.

Wie im violetten Farbenſtrahl in verminderter Expanſivität gleichſam eine Attractivität ſich zeigt, und mit ihr ſchon in der Helle das Reich des Dunkels und der Schwere beginnt: ſo wird es auch in der Vernunft eine Negativität geben, die gleichfals in den entſprechenden Ideen widerſcheint, in denen dann das innere Energiſche zurücktretend ſich zeigt; wo die Freiheit ſich in ſich ſelbſt zur Nothwendigkeit ſchattirt; wo die identificirte Natur als Männlichkeit erſcheint, und die Vernunft als Paſſivität in den Reflex ſich gegenüber ſtellt, während in der Poſitivität die Vernunft activ, die Natur paſſiv geſetzt wird.

Die Schwere, die in unſern Tiefen webt, und die Syſteme dort zuſammenhält, und die Welten gegeneinander neigt, zeigt ſich im Verſtand.

Es giebt ein + in der ſpezifiſchen Schwere, in dem die Attractivität vorherrſchend iſt, ſo wird es auch ein + im Verſtande geben, wo die Aſſociations-

kraft vorherrſchend iſt, und in der Erregbarkeit gleichſam eine paſſive Energie erſcheint, in der die Bedingung für die äußern Dinge liegt; die ſie in große Maſſen zuſammenfaßt, und in einem eignen bindenden Medium gleichſam einem ſchwermachenden Aether ordnet.

Es giebt eine Negativität in der ſpezifiſchen Schwere, wo die Paſſivität an der größern Beweglichkeit für den äußern Zug oder Stoß ſich zeigt: ein ähnlicher paſſiver Pol wird ſich auch im Verſtand nach außen kehren, in dem die höchſte Regſamkeit für das Aeußere ſich zeigt; in dem das Innere für die Phänomene weit geöffnet iſt, und dieſe nun mit Leichtigkeit in daſſelbe treten, aber auch als Fragmente ohne Zuſammenhang mit loſer Bindung ſich in ihm häufen, weil nun das innere Leben fehlt, das ſie durchdränge und aſſimilirend der Perſönlichkeit ſie aneignen möge.

Die Electricität der Innenwelt ſchlägt in der Phantaſie.

Es giebt eine Negativität in der Electricität, in der das Energiſche ſelbſt paſſiv gegen das Energiſchere erſcheint; eine gleiche wird ſich in der Phantaſie auch finden, in der freien belebten Natur wird eine Nothwendigkeit, ein Schickſal ſich erheben, und wird als Männlichkeit gegen die eigene Weib-

lichkeit anwirken, die Kunſt wird ihre Form als von außen her erhalten ſetzen; die Affecte werden einer äußern Phantaſie mehr anzugehören ſcheinen, die ſie evolvirt, während unſere Subjectivität ſie nur begränzt.

Es giebt eine Poſitivität in der Electricität, in der gleichſam die Kraft der Kraft ſich wirkſam thätig zeigt: ſie wird ſich in der Phantaſie da nachweiſen laſſen, wo dieſe im Wechſelverkehr mit dem Aeußern die Männlichkeit ſelber übernimmt; wo die Nothwendigkeit ihr gehorcht, und das Schickſal leidend den erſten Impuls von ihr erwartet; wo die Ladung im Reiben des Innern mit dem Aeußern geſchieht, und jenes das + dieſes das — zieht, und daher die Affecte als poſitive Blitze in's Aeußere überſchlagen, und die Kunſt als ein Wetterleuchten in der innern Athmoſphäre erſcheint.

Der Magnetismus kehrt an der Perſönlichkeit im Sinne wieder.

Die Negativität, die an Einem als ein Größtes von Erregbarkeit erſcheint, wird auch am Andern ſich auf gleiche Weiſe äußern. Die Natur in ihrem Seyn, und wie ſie iſt, und wie ſie da vollendet ſteht, tritt in dieſen Sinn, den das Gemeinſte wie das Höhere regt; in Maſſe nimmt er das Aeußere auf, ſo wie es ihn berührt, ohne Wahl und loſe das Gebotne zuſammengreifend, und auf die tiefſte Stufe des Poetiſchen es nur aſſimilirend.

Die Poſitivität im Magnetismus durch die in der Erregbarkeit eine Energie erſcheint, wird ihr Analogon an einer gleichen activen Paſſivität im Sinne finden: nicht das Unorganiſche, das Ungemüthliche nimmt dieſe auf; nur in dem Empfundenen greift ſie mit Wahl umher; nur das Höhere in ihm das mehr Aſſimilirte ſaugt ſie ein, und bindet das Harmoniſche zuſammen, daß es auf der zweiten Stufe des Poetiſchen erſcheint, und die Schönheit in der Wirklichkeit aufgehend ſich zeigt.

Paralel mit der Farbenſcale wird die der Ideen laufen, und mit der der ſpezifiſchen Schweren, die der Begriffe, und wie Licht mit der Schwere ſich zur Wärme bindet, ſo wird Idee mit Apperzeption zur mathematiiſchen Anſchauung ineinanderlaufen.

Analog mit der Scale der electriſchen Spannungen wird die der Affecte ſich durch das Gemüth hinziehen; während die der Empfindungen in gleicher Linie mit der Magnetiſchen läuft, und Affect und Empfindung im Gefühl wie Magnetismus und Electricität im Galvanismus zuſammen treten.

Im Organism wird ſich wieder die nämliche Entzweiung finden.

Die Poſitivität in der Vernunft projicirt

sich in die rein willkührlichen Bewegungsmuskeln, die im Zustande des organischen Gleichgewichtes dem Willen allein gehorchen, an denen wir die innere Energie in ihren Aeußerungen am unabhängigsten erblicken.

Die Negativität in der Vernunft wird in jene Muskeln treten, die zwar der Willkühr aber zugleich auch der Einwirkung des Aeußern gehorchen; die als Bedingung ihrer Wirksamkeit ein äußeres Energisches fordern, das durch eigne freie Thätigkeit in's Innere des Organismus aufgenommen worden ist, das ihn activ regt, während das Innere die Einwirkung mehr passiv empfängt. Das sind vorzüglich die Brustmuskeln, die die eingeathmete Athmosphäre regt; für die der Wille Sauerstoff und der Sauerstoff Wille ist.

Die Einen werden daher dem Stickstoff die Andern dem Sauerstoff entsprechen, und paralel mit der Scale der comburirenden Stoffe werden die verschiednen Geflechte der rein willkührlichen Bewegungsmuskeln nach und nach absteigend durch die Schließmuskeln in die dem Aeußern geöffneten Brustmuskeln sich verlieren. Der Athmosphäre wird dabei das Sprachorgan entsprechen, das beiden projicirten Kräften angehört.

Die Positivität und Negativität im Sinn wird sich in den Theil des Nervensystems projiciren, in dem die Erregbarkeit in einer solchen Stimmung sich befindet, daß das Materielle durch alle Potenzen dasselbe regt, und daß bei der geringen Assoziationskraft im Nerven die Bilder, die dieser Affection entsprechen, dumpf, undeutlich, verworren, nur dunkle Erregungen nicht lichte Wahrnehmungen sind; wo aber durch die negativen Muskeln, die mit ihnen immer verbunden sind, mit jeder solchen Erregung zugleich in der Reaction eine Muskelbewegung gegeben ist, die ihren ersten Grund im regenden Objecte hat.

Das sind nun die untern Nervengeflechte, z. B. der sympathische Nerve; er umschlingt die Arterien, die der Sauerstoff im Blute regt; aber dem Eindruck entspricht kein Bild, das ihn zum Bewußtseyn brächte, weil er das Aufgefaßte nicht zur Individualität assoziirt: dafür aber erscheint Contraction im Herzen und den Schlagadermuskeln, unmittelbar durch die Erregung hervorgerufen. Eben so als der Negative des Vorigen der Eingeweidenerve, höher der Stimmnerve, wovon jener gegen die Erregung beinahe aller Körper und des Affects im Darmcanal, der Andere nur gegen die der Gasarten in den Lungen erregbar ist.

Die Positivität im Verstand wird sich

hingegen in den Geflechten zeigen, die nur Rührsamkeit für's Feinere besitzen, die bei reger Beweglichkeit nur dem Höheren in der unorganischen Natur aufgeschlossen sind, die daher das subjektivste in den rührenden Objecten erfassen, und sie als bestimmte scharf begränzte Bilder dem Geist zuführen, weil im Verhältniß wie die Erregbarkeit sich mehr individualisirt, eine passive Energie in der verstärkten Assoziation sich zeigt, wogegen aber der negative zugeordnete Muskel in den positiven übergeht, und daher die unwillkührliche Reaktion sich verliert. Das sind die höhern Sinnorgane.

Während der Zwergmuskelnerve mit dem sympathischen und Stimmnerven verbunden gegen die Erregung in der Nase im Niesen oder in der Luftröhre im Husten seinen Muskel ohne Zwischenkunft des Willens reagiren macht, und zugleich diese Erregung schon ziemlich deutlich zum Bewußtseyn bringt, zeigt sich diese Deutlichkeit noch erhöht beim Nerven des Gemeingefühls, aber dafür die Unwillkührlichkeit der Reaction schon in dem nämlichen Verhältniß vermindert. Der Eindruck muß schon stark und plötzlich seyn, wenn das Bewegungsorgan gegen ihn unwillkührlich durch Schaudern zusammenfahren, um sich schlagend reagiren soll, aber die Wahrnehmungen die das Gemeingefühl uns giebt,

obgleich auf der unterſten Stufe der Deutlichkeit am negativen Pol, ſind doch lichter und ſchärfer als irgend ein anderes tiefer liegendes Nervenſyſtem ſie uns zuſammenfaßt.

Zunächſt folgen Geſchmack und Geruchorgan, wo die Reaction ohne Zwiſchenkunft des Willens beinahe völlig ſich verliert; wo die Sphäre der Erregbarkeit auf die Flüſſigkeiten und die gasförmigen Effluvien ſich beſchränkt, aber dafür die Wahrnehmung ſich um ſo mehr verfeinert, und Polarität ſchon hervortretend ſich zeigt.

Durch das Gehörorgan verliert die automatiſche Thätigkeit ſich immer mehr, die Willkührliche tritt immer herrſchender hervor, im Verhältniß wie die Rührſamkeit beſchränkter, die Wahrnehmung lichter wird, und zur Indifferenz abſtufende Polarität deutlicher ſich entwickelt. Endlich wird auf die höchſte Höhe der Poſitivität das Auge nun ſich ſtellen, in dem die unwillkührliche Reaction in das Oeffnen und Schließen der Pupille ſich verliert, wogegegen die reinſte Willkühr ſeine äußern Muskeln beherrſcht, die Regſamkeit ſich auf einen einzigen Stoff das Licht beſchränkt, den es aber dafür in ſeiner feinſten Nuancirung ergreift, und in dem es alle Tinten zu einem reinen, ſcharfen Bilde aſſoziirt, ſo daß es die Erregung zur reinſten Wahrnehmung aſſimilirt, und dadurch die Unendlichkeit dem Geiſte öffnet.

Von der Netzhaut durch die verschiednen Sinnnervengeflechte hindurch, durch jene die blos der Erregung fähig sind, und in Netze und Knoten sich zusammenschlingen, bis zum Untersten das in die einsaugenden Gefäße sich verliert, läuft daher eine Scale von organischen Receptivitäten, die der Scale der combustibeln Körper im Aeußern entspricht, und wo daher das Eine den Kohlenstoff das Andere den Wasserstoffpol darstellt.

Die äußere Energie, die der organischen Receptivität zunächst gegenübersteht, wird auch das Organ derselben am stärksten erregen; daher die spezifische Reizbarkeit der verschiednen Organe für die verschiednen äußern Potenzen, des Auges für das Licht, der Nieren für die Canthariden, der Speicheldrüsen für die Queckſilberoxide.

Die Positivität in der Phantasie wird sich in jene Muskeln projiciren, die im Zustande des organischen Gleichgewichts rein nur dem Affect gehorchen, und dem Aeußern nur im Zustande der Kränklichkeit beim Sinken der innern Energie sich öffnen. Von der Art sind die Arterien, die der sympathische Nerve versorgt, der an sie festgeheftet den ganzen Organism mit seinen Zweigen durchzieht: das Aeußere vermag nichts über sie, bis es zur Er-

regung im Gemüth gekommen iſt, und erſt in der Reaction deſſelben vermag es ſie zu regen.

Die Negativität in der Phantaſie wird in die Muskeln treten, die zwar dem Affect gehorchen, aber außer ihm auch von der äußern Natur unmittelbar abhängig ſind; die als Bedingung ihrer Thätigkeit eine materielle Einwirkung fodern, die aber wieder in der Sphäre des Organismus liegt, die das bloße Spiel der Phantaſie in dieſer Einwirkung weſentlich modifizirt. Von der Art ſind der Darmcanal und der Magen, für die der Nahrungsſtoff das Erregende iſt.

Die Einen werden ihr Analogon in der Poſitiven, die Andern in der negativen Electricität finden, und paralel mit der Scale der electriſchen Spannungen werden die poſitiven Muskeln des Gemüthes durch die verſchiedenen arteriellen Convolute in die Negativen ſich verlieren. Das Zeugungsorgan, in dem blos die Gefäße durch ihre Wechſelwirkung in der Erection ein Analogon von Muskel bilden, das dem Innern wie dem Aeußern ſich öffnet, aber dieſem nur dann ſich öffnet, wenn die Phantaſie das Regende ſich angeeignet, wenn ſie es durch Aſſimilation in ihre Sphäre hineingezogen hat, wird um den Indifferenzpunkt liegen, und daher wie oben das Sprachorgan beiden angehören.

Die Negativität im Sinn wird ſich auf der unterſten Stufe in jene einſaugenden Gefäße verliegen, die für die Natur außerhalb der Sphäre des Organismus die höchſte Regſamkeit beſitzen, die daher dem Strome des Unorganiſchen weit geöffnet ſtehen; aber dem Eindringenden nur eine loſe Bindung geben, nur auf die unterſte Stufe des Organiſchen es erheben.

Das ſind nun die Milchgefäße, ſie ſaugen alles, was der Chymus ihnen bietet, ein und aſſoziiren es nicht zu Blut, nur zu einem gemiſchten Aggregat zum Chylus, der am Uebergang des Chemiſchen in's Animaliſche ſteht.

Die Poſitivität im Sinn wird in jene Gefäße treten, die bei gröſſerer Aſſociationskraft nur das Aſſimilirte ſaugen; die aus dem Lebensſtrom nur das Beſtimmte wählen, und aus der Fülle nur das aufgreifen, was durch die innere Energie nicht als Secretion ausgeſchieden wird, in denen dabei das Abſorbirte in der ganzen Characteriſtik des höchſten Organiſchen erſcheint.

Das werden nun die Venen ſeyn, ſie legen ſich an die arteriellen Haargefäße, und faſſen aus dem Blutſtrom, der vom Herzen kömmt, das dunkle Blut zuſammen, das dann wie eine materialiſirte

Wahrnehmung in der Blutader zurück zum Herzen ſtrömt, wie die Höhere im Nerven zum Gehirn, und wie dieſe auf der höchſten Stufe der Geiſtigen, ſo auf der der organiſchen Aſſimilation erhoben ſteht.

Von den rothen Venen durch die lymphatiſchen Gefäße wird der Uebergang in die Milchgefäße, und in ihnen der der Poſitivität in die Negativität geſchehen; und gleichlaufend mit dieſer Scale wird ſich die der Magnetismen oder der combuſtibeln Körper ordnen. Daher eine zweite ſpezifiſche Erregbarkeit der verſchiednen Syſteme von einſaugenden Gefäßen für die zunächſt gegenüberliegenden verſchiedenen Potenzen.

Auch in der höchſten Sphäre des Organismus dem Gehirn wird der nämliche Gegenſatz ſich nachweiſen laſſen müſſen, allein hier verläßt uns die Phyſiologie ſelbſt nach dem was Gall geleiſtet hat. Die Poſitivität in der Vernunft und Phantaſie wird den expanſibeln Dunſt zur Negativität erheben, d. i. in der unterſten Potenz den Stickſtoff in ihm vorherrſchend machen, die Negativität hingegen ihn poſitiver, d. i. ſauerſtoffreicher machen. Und ſo wird die Poſitivität im Sinn und im Verſtand durch prädominirenden Waſſerſtoff, die Negativität durch

Kohlenstoff in den verschiednen Configurationen des festen Theils bezeichnet werden.

Wie in der Gegenwirkung des Lichts und der schweren Materie die Wärme sich entwickelt, so werden in der Gegenwirkung des expansibeln Dunstes und der festen Masse des Gehirns die Seelenfunctionen sich erzeugen, mit vorherrschendem — oder +, je nachdem das Passive oder das Active in den verschiednen Secretionen die Oberhand gewinnt.

Wie Electricität in Magnetism den Galvanism giebt, so wird die Energie im Bewegungsmuskel mit der Erregbarkeit im Nerven in die Lebensfunktion und Erregung zusammenlaufen, in der der positive Factor latent wird im höhern Sinnorgan, der negative in den untern Bewegungsmuskeln, während beide in dem des Gemeingefühls sich im Gleichgewichte halten.

Wie der comburirende Stoff mit den Combustibeln zu Comburirten sich verbindet, so werden auf gleiche Weise dieselben Elemente durch die Arterien und einsaugendenden Gefäße im Blute sich verbinden, und aus diesem sich die verschiedenen Secretionen bilden, in denen bald die Positivität vorherrschend wird, wie z. B in den sauren und alcalischen Secretionen verschiedner Insecten, bald die Negativität, die bei andern sich bis zur Phosphorescenz erhebt.

Wie im Organism alle Factoren ſich zuſammenſchlingen, und im gänzlichen Durchdringen und Verwachſen aller einzelnen Gebilde die Totalität zu Stande kömmt, ſo werden auch im Leben alle die verſchiednen Functionen ineinanderfließen; die Verbindung aller poſitiven Factoren wird als Irritabilität erſcheinen, die der Negativen die Erregbarkeit ausmachen, und in der Gegenwirkung beider Contraction und Expanſion, und thieriſche Wärme und das Blut mit ſeinen Secretionen entſtehen, und damit die unterſte Potenz der Perſönlichkeit dargeſtellt ſich finden.

Und ſo iſt das Schema dieſer Perſönlichkeit denn nun Folgendes:

Schema der Intelligenz.

Männlichkeit.		Weiblichkeit.
Erſte Potenz Vernunft Poſitivität — Negativität.	Sphäre des Geiſtes Anſchauung.	Erſte Potenz Verſtand Poſitivität — Negativität.
Zweyte Potenz Phantaſie Poſitivität — Negativität.	Sphäre des Gemüthes Gefühl.	Zweyte Potenz Sinn Poſitivität — Negativität.
Dritte Potenz Irritabilität Poſitivität — Negativität	Sphäre des Organiſms Leben.	Dritte Potenz Erregbarkeit Poſitivität — Negativität

Noch bleibt uns ein drittes Schema zu vollenden übrig, das des Organisms nämlich; allein ehe wir dies auf das Vorhergehende construiren können, müssen wir zuvor auf die einzelnen Systeme uns verbreiten, und sie in ihren wechselseitigen Verhältnissen erwägen.

Der Träger der Vernunft ist der expansible Dunst, er wird in der Idee geregt; der Träger des Verstandes die Marksubstanz, Sie regt in der Wahrnehmung das Aeußere. Der Träger der Phantasie ist auf gleiche Weise der expansible Dunst, ihn regt der Affect, wie die Empfindung die Graue Substanz den Träger des Sinns. In der Gegenwirkung beider erscheint das Leben in der höchsten Potenz. *

* Man könnte annehmen, die graue Hirnsubstanz repräsentire den Kohlenstoff, die Markigte den Wasserstoffpol des Gehirnes. Damit würde das Meiste von dem, was wir eben für die Voraussetzung, daß die Eine dem Sinne die Andere dem Verstande entspreche, beibrachten, z. B. das Hineintauchen der Sinnnerven in beide, das größere Verhältniß der Cortikalsubstanz bei Kindern, das Verschwinden der Markigten in den untern Thierklassen, bei denen selbst die Wahrnehmungen mehr Erregungen oder wenigstens Fühlungen auf der untersten Stufe sind, weswegen denn auch das regsamste Organ bei ihnen das des Gemeingefühls in den Fühlhörnern ist, u. s. w. ebenfalls harmoniren. Allein dann würde für die Träger des Sinnes und des

Die Construction in dieser Potenz weiter fortzuführen, hat Gall begonnen; nur mit dem Fortgange seiner Unternehmung wird es möglich werden, die einzelnen Factoren in den verschiednen Gebilden nachzuweisen, und die Scale der Polaritäten in dieser Sphäre völlig durchzuführen.

An die feste Masse des Gehirns schließen sich zuerst alle Nerven, die zunächst mit ihm ohne alle Zwischenkunft von Ganglien in unmittelbarer Verbindung stehen.

Das sind also der Reihe nach die reinen Sinnorgane, der Sehnerve, der Gehörnerve, der Geruchnerve, die kleinere Portion des fünften Nerven, die am Ganglion vor-

---

Verstandes ein blos geometrischer und kein organischer Unterschied statt finden, wie er doch für ihre Repräsentanten in der untersten Sphäre, Erregungs- und Sinnnerve, eintritt, die sich nicht blos geometrisch durch ihre Form und Lage, sondern auch organisch durch innere Structur, und selbst chemisch durch ihre Grundtheile unterscheiden. Dem ist aber durch die andere Voraussetzung vorgebeugt, und die Positivität und Negativität kann nun füglich in geometrischen und formalen Differenzen der verschiedenen Gehirntheile, die uns in der Folge begegnen werden, liegen.

übergeht, und in der Folge mit dem dritten Hauptaſt deſſelben ſich verbindet, und wahrſcheinlich allein den reinen Geſchmacksnerven bildet, alle vordern Portionen der Rückenmarknerven, die alle in das reine Organ des Gemeingefühls und der willkührlichen Bewegung zuſammentreten; dann die übrigen einfachen Bewegungsnerven, der obere Theil des Stimmnerven bis in die Gegend der ungenannten Arterie, der Beinerve bis zu ſeinem Ganglion mit dem Vorigen, der Zungenfleiſchnerve, der Antlitznerve, der Sechste, Dritte und auf gleicher Höhe mit dem Sehnerven der vierte Gehirnnerve.

Dem gasförmigen Träger der innern Energie ſind eben ſo alle Muskeln, in die dieſe Nerven ſich verbreiten, und die ſich dadurch dem directen Einfluß des Willens öffnen, zugeordnet. Das ſind nun der obere ſchiefe Augenmuskel, der Poſitivſte im ganzen Syſtem, beinahe ſo unermüdlich wie ein Unwillkührlicher, beim Sterbenden bis zum letzten Momente noch thätig, allein und ungetheilt einen eigenen Nerven erhaltend; dann die übrigen Augenmuskeln, die Kopfmuskeln des Antlitznerven, das Stimmorgan, der Kappenmuskel und Kopfnicker, die Zun-

Zungenmuskeln, endlich alle übrigen Muskeln des Bewegungsorgans, die sich rein dem Willen öffnen.

Der Wille und in ihm die Vernunft herrschen in dieser ganzen Sphäre unbedingt; das Aeußere muß durch Wahrnehmung oder Empfindung in sie aufgenommen seyn, und dann erst regt es das System zur Thätigkeit, ohne die innere Freiheit zu gefährden.

Aber die Konsonanz dehnt sich dann auch weiter aus auch auf jene Nerven, die durch einfache Ganglien sich lose mit einander assoziiren, und die Muskeln, zu denen diese Nerven gehen. Durch diese Association wird der unmittelbare Verkehr des Gehirns mit dem Muskel nicht gehemmt, nur theilt es sich bei plötzlichen starken Eindrücken, oder wenn es selber noch nicht ausgebildet ist, wie beim Kinde in die Einwürkung mit der äußern Natur; so daß auf die Action, die zur Wahrnehmung kömmt, Reaction ohne Zwischenkunft des Willens folgt, der aber nach vollendeter Ausbildung im ruhigen Zustand seinen Einfluß ungestört auf ihn verbreitet.

Diese Classe befaßt nun die größere Portion des fünften Nervens mit ihrem Ganglion und die ihm zugegebenen Muskeln des Gesichts, die z. B. im Kinde beim schwächsten Eindruck auf

das Geſchmacksorgan, wie ſpäter nur beim Stärkern unwillkührlich ſich zuſammenziehen.

Dann der Zungenſchlundnerve, der beim Austritt aus dem Gehirn ein einfaches Ganglion bildet, und Schlund und Zunge mit ſeinen Zweigen verſieht, und wahrſcheinlich das Unwillkührliche bei freier Wahrnehmung in den Mechanismus des Schlingens bringt, das auf den Reiz der Speiſe, eben ſo wie auf die Beſtimmung des freyen Entſchluſſes erfolgt.

Endlich die hintern Portionen aller Rückenmarksnerven, die alle zu einem einfachen Ganglion zuſammentreten, und von da aus gemeinſchaftlich mit den Vordern in die langen und Schließmuskeln ſich verbreiten, und vorzüglich bei Aſthenien, wenn ſich ihre Erregbarkeit erhöht, und der ſchwächſte Eindruck in ſeiner Wirkung ſich vervielfacht, die Zuckungen und Krämpfe in der unmittelbaren Reaction ohne Zwiſchenkunft des Willens möglich machen.

Endlich als der reinſte Repräſentant dieſer Claſſe der Zwergmuskelnerve, als Muskel das Zwergfell, in dem durch einfache Knoten in ſich aſſociirte Nerven ſich zum zweitenmale ohne Knoten aſſoziiren, ſo daß in der Vielheit eine collective Einheit erſcheint, und das Unwillkührliche ſelbſt in der Willkühr am hervortretendſten ſich zeigt.

Die Scale der Polarität in dieſer Sphäre wird daher ſo ſich bilden, daß in den poſitiven Pol das Auge mit ſeinen Muskeln fällt; daß von ihm an durch das Gehör und Geruchorgan der Uebergang in's Geſchmacksorgan geſchieht; daß an dieſes dann das Organ des Gemeingefühls mit ſeinen Muskeln ſich ſchließt, ſo daß in dem Zwergfell unmittelbar der negative Pol zu Tage tritt, während für ihre Nerven die Scale ſich umkehrt.

Aber ein zweites Nervenſyſtem der niedern Ordnung zeigt ſich tiefer hinab im Organiſm, für das jenes Erſte in ſeinem ganzen Verlaufe das iſt, was ihm ſelber das Gehirn. Und wenn das ſo iſt, wenn das höhere Nervenſyſtem dem Zweiten Gehirn ſeyn ſoll, dann darf dies nicht eine Verlängerung von Jenem ſeyn: es muß ſich am Uebergange eine Unterbrechung finden, in die ſich das zeräſtelte Gehirn inſerirt, und von wo aus die neue Zeräſtelung beginnt, und dieſe Unterbrechung muß ſo oft wiederkehren, als beide Syſteme Berührungspunkte haben.

Die Unterbrechung darf kein Geflechte oder einfacher Knoten ſeyn, in dem die Nervenfäden ſich nur oberflächlich aſſoziiren; ſie muß in feſten Maſſen, gleichſam Fragmenten des Gehirnes liegen, in die ſich die Fäden von dieſem verlaufen, und von denen aus als von einem neuen Gehirn der tiefern Potenz

ein zweites Nervengewebe der untern Dignität, wie jenes aus dem der Höhern entſteht.

Dieſer Nerve iſt nun der Sympathiſche, dieſe Zwiſchengehirne ſind die zuſammengeſetzten Ganglien. Die Vielheit dieſer Ganglien dient jenem Nerven zum Vereinigungspunkt, gegen ſie hin verbreiten ſich Gehirn und Rückenmark durch Fäden des fünften und ſechſten Paars, des Schlundkopfnervens, des Stimmnervens, und aller dreiſig Rückenmarknerven, und von ihnen aus verbreiten ſich abwärts feine Geflechte an alle Arterien hin.

Alle Eindrücke, die in das Syſtem von außen hinein geſchehen, aſſoziiren ſich im Ganglion zu Erregungen, die ſich unmittelbar ohne Zwiſchenkunft des obern Gehirns durch Contraction der zugehörigen Muskeln äußern; und nur die Veränderung im Ganglion im Acte des Aſſociirens und Reagirens, nicht die Action und Reaction ſelbſt, pflanzt ſich durch die Wurzeln zum Gehirne fort, und kömmt als Wahrnehmung zum Bewußtſeyn, das daher im natürlichen Zuſtande null, im krankhaften bei verſtärkter Erregbarkeit der communicirenden Wurzeln nur dumpf und trüb und dunkel ſich äußert.

Und wie das Aeußere, um Thätigkeit im Muskel zu ſetzen, ſich am Ganglion zur Erregung potenzirt; ſo wird das Innere, wenn es von oben hinab die nämliche Thätigkeit im Muskel wecken ſoll, ſich

zur Leidenschaft depotenziren, in der als Erregung die innere Thätigkeit nach andern Gesetzen zu wirken genöthigt ist, als jene die sie oben bei ihrer Einwirkung in die höhern Systeme befolgt.

Die Muskeln, die dem sympathischen Nerven offen stehen, sind cirkelförmig in sich selbst zusammengebogne, die sich der Länge nach in einander weben, d. i. Arterien, zu denen das Zwergfell, in dem lange Muskeln nebeneinander zu einem flachen Kreise zusammentreten, den Uebergang bildet. Aber die Arterien die der sympathische Nerve versorgt, liegen alle in dem äussern Organismus, den das Bauchfell vom Innern scheidet, kein Faden von ihm geht unmittelbar an eine der Arterien des Verdauungssystems. Das Hals und Bruststück dieses Nerven versieht die Arterien des Kopfs, des Herzens, der Lungen, der Brust und des Rückens, und giebt dann noch ausser den beiden Splanchnischen, die an ihn gehen, den obern, hintern Nierennerven; das Bauchstück findet nur Fäden an den Stamm der Aorte, die Lendenarterien, die hypogastrische Arterie, die Wirbelbänder, und bildet den hintern untern Nierennerven; das Beckenstück geht zum Mastdarm und dem kleinen untern Beckenband, und verliert sich dann in das Steisganglion. Kein Zweig von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Dann von der andern Seite zahlreiche Fäden nach allen Eingeweiden des Beckens hin, die das linke und rechte Lebergeflechte, das Gekröse, das obere Gekrösgeflechte, das einerseits durch das Nieren und Saamengeflechte mit den obern und untern kleinern Nierennerven und dadurch mit dem sympathischen sich vereinigt, anderseits das untere Gekrösgeflechte bildet, das wieder gegen den sympathischen Nerven Zweige schickt, während das untere Beckengeflechte schon wieder ganz diesem Nerven zugehört.

Dies ganze System ist daher das Positive des Sympathischen. Wie dieses seine Wurzeln dem Gehirn und Rückenmark entgegentreibt, so wurzelt jenes wieder in diesem; beide sind unmittelbar durch die beiden splanchnischen Nerven in Verkehr; beide verschlingen sich in ihren feinern Verzweigungen mit den kleinen Nerven: aber während der Negative Sympathische sich mit seinen höchsten Wurzeln bis zum Gehirn erhebt, ist die größte Höhe für den Positiven der Stimmnerve, welche er aber in die Tiefen der Eingeweide steigt, die der Andere nie erreicht.

Die Verhältnisse die der Eine verfolgt, sind die des animalischen Systems, jene die dem Andern zugewendet sind, werden daher einer Klasse der andern Ordnung

angehören. Das ist aber nun der Darmcanal. Das Aeußere tritt ein in ihn, und regt nun unmittelbar das ihm zugegebene Nervensystem, und durch seine Vermittlung erst das Höhere Sympathische und in ihm die äußere Oberfläche. Und wie die äußere Natur des Einen bedarf, um auf das Andere einzuwirken, so wird das Innere im Affect nur durch die Zwischenkunft von Diesem in Jenes treten können.

Tiefer hinab verliert der Eingeweidenerve sich in die Milchgefäße, der äußere Sympathische in die Venen und lymphatischen Gefäße, der Muskel geht in's Zellgewebe über, und zwar der Positive in jene aus ihm gebildete Organe, in denen die Contractilität noch als Muskelkraft erscheint, und kräftig wirksam noch ein Analogon von Muskelbewegung zeigt, das ist vorzüglich die Gebärmutter beim Weibe, die Harnröhre und die Hodenhaut beim Manne; der Negative wird in den übrigen Zellstoff in die Membranen, Bänder u. s. w. sich verlieren, bis die Negativität in ihm im Knochen am hervortretendsten sich zeigt, wo die innere Energie in der Rigidität erstarrt.

Endlich ganz zu unterst gehen die einsaugenden Gefäße, in die Haare über, die für sich selbst bestehen und durch innern Ansatz wachsend sich ver-

gröſſern; das Zellgewebe endlich wird ſich in die Nägel und Oberhaut zuſammenziehen, alle Gebilde dieſer Region werden an die Gränze des Organiſmus treten, und ihn von ſeiner Auſſenwelt ſcheiden.

So zeigt ſich alſo die Sphäre des geiſtigen Menſchen im Organiſmus am Gehirne: hier herrſcht die höchſte Freiheit unbedingt, Anſchauungen und Gefühle werden in Materie ausgeprägt; die Energie der innern Thätigkeit äuſſert ſich auf der erſten und der zweiten Stufe an der Affection des expanſibeln Dunſtes durch Vernunft und Phantaſie; die Erregbarkeit auf derſelben Höhe an der Regung der feſten Maſſe durch die Sinnorgane in den verſchiednen Facultäten des Verſtandes und des Sinns. Der poſitive Pol in dieſer Region wird auf das groſſe Gehirn, der Negative auf das Kleine treffen.

Abwärts iſt dem Gehirne das Rückenmarkſyſtem mit den Sinnorganen einerſeits, und dem willkührlichen Bewegungsorgan andrerſeits zugegeben. Der poſitive Pol im Rückenmarke wird auf den obern Theil deſſelben den Markknoten und die zunächſtgelegenen Organe, der Negative auf den untern Theil deſſelben treffen. In den Sinnorganen erſcheint die Erregbarkeit auf der dritten Stufe, das Aeuſſere in den höheren Potenzen regt

ſie unmittelbar, und durch ſie mittelbar das Gehirn in der Wahrnehmung und Empfindung. Eben ſo zeigt die Energie der innern Thätigkeit ſich auf derſelben Höhe; die Vernunft irritirt im Willen die Muskeln zur Contraction, und wiederhohlt in ihrem Spiel das Spiel der Kräfte, die in der obern Welt das Denken in Thätigkeit verſetzt.

Alle dieſe organiſche Conſtructionen zuſammengenommen bilden das obere Gehirnſyſtem, das von der Höhe des Menſchen durch die verſchiednen Claſſen der vollkommnern Thiere ſich allmählig depotenzirt, und ſich in der Tiefe dieſer Leiter immer mehr auf Sinnorgane und Bewegungsorgan zuſammenzieht.

Ein zweites, mittleres Gehirnſyſtem zeigt ſich tiefer hinab im Organiſm. Die Totalität der Ganglien, der Aeußern in der ganzen Länge des ſympathiſchen Nerven, und der Innern Cöliaciſchen, die alle durch den Stamm dieſes Nerven und die beiden Splanchniſchen wie durch ein zweites Rückenmark wechſelſeitig in ununterbrochenem Verkehre ſtehen, iſt Gehirn für dieſe Region.

Der Kohlenſtoffpol — das kleine Gehirn — dieſes Gehirns wird in den cöliaciſchen Knoten liegen; der Waſſerſtoffpol — das große Gehirn — in den Aeußern am Rückenmark hinunter; die verſchiednen Facultäten werden auf die

einzelnen Ganglien treffen, insofern diese auf einzelne Organe vorzüglich sich beziehen, und diese Organe für bestimmte äußere oder innere Potenzen eine spezifische Reizbarkeit besitzen.

Von dieser Vielheit aus, die zur Einheit sich collectiv verbindet, gehen nun wie vom Gehirne zu den Muskeln und Sinnorganen einerseits Geflechte zu den Eingeweiden innerhalb des Bauchfells hin, andere anderseits zu den äußern Arterien; alles zusammen bildet denn das zweite Gehirnsystem, das durch die Wurzeln des sympathischen Nerven und des Stimmnerven mit dem obern Ersten sich verbindet, und dem als positives Muskelsystem die verschiednen arteriellen Convolute zugegeben sind, während ihm der Darmcanal als Negatives angehört.

In den sympathischen Nerven erscheint die Erregbarkeit auf der vierten Stufe, das Aeußere in den untern Potenzen regt sie in unmittelbarer Berührung; der Eindruck pflanzt sich dann, in den Ganglien zur Erregung gebrochen, zu den Sinnnerven fort, und kömmt nun zweimal potenzirt erst im Gehirne zur Wahrnehmung. Auf derselben Stufe zeigt sich dann auch die Energie der innern Thätigkeit befangen; der reine Affect depotenzirt sich zur Leidenschaft, und diese irritirt erst die zugehörigen Muskeln zur Contraction, und verkörpert sich

im Puls, und alle meteoriſche Veränderungen, die in der Athmoſphäre des expanſibeln Dunſtes, von der Phantaſie geregt, ſich zeigen; alle Meteore die dort ziehen, alle Blitze die dort ſchlagen, regen das flüſſige Meer, das durch die Adern brauſt, zu gleichen Stürmen auf, während ein andermal die Heiterkeit der höhern Region ſich wieder in ihm ſpiegelt.

Dies Syſtem beſaßt mithin die untere Region des thieriſchen Menſchen: von der tiefſten Claſſe der vollkommnern Thiere durch die der Halbthiere, der Inſecten und Gewürme depotenzirt es ſich allmählig abſteigend immer mehr. „Das ganze Nervenſyſtem iſt in dieſem Geſchlechte ein Sympathiſches, das Gehirn ein Ganglion, der Sinn der am beſtimmteſten ausgebildet iſt, der des Gemeingefühls; alle Wahrnehmungen ſind daher trübe, dunkle Erregungen, alle Bewegungen erſcheinen durch blinden Inſtinct vermittelt, die höchſte Freiheit iſt in der Leidenſchaft. An den Würmern erſcheint ſelbſt der Bau der Muskelfaſer cirkelförmig, ſie ſind nichts als ein individualiſirter für ſich beſtehender Darmcanal.

Ein drittes, unterſtes Gehirnſyſtem zeigt ſich noch tiefer im Organism. Die Totalität der Saugaderdrüſen, der Aeußern in den lymphatiſchen Gefäßen der Innern im Gekröſe, iſt Gehirn für dieſe Region. Der negative Pol, das kleinere Gehirn, wird in Dieſe; der Poſitive, das Größere in

Jene fallen. Die eingeſogenen Stoffe anzueignen, iſt das Geſchäft dieſes Gehirns; die Anſchauung in ihm iſt Animaliſation; die verſchiedneh Facultäten werden alſo auf die einzelnen Drüſen treffen, in denen das Eingeſogene zu ſpezifiſch verſchiednen Säften angeeignet wird.

Von dieſem Beziehungspunkte aus gehen nun einerſeits die Milchgefäße in den Darmcanal hin, andrerſeits verbreiten ſich die Lymphatiſchen in alle andern Regionen des Organiſms; alles zuſammen bildet dann das dritte Gehirnſyſtem, das durch die Arterien, die ſich aus dem Mittlern in dieſe Sphäre hinunterziehen, wie die Wurzeln des ſympathiſchen Nerven aus dem Obern in das Zweite, mit dieſem ſich verbindet, und dem als Muskelſyſtem das Zellgewebe zugegeben iſt, das bei der Einwirkung poſitiver Potenzen turgeſcirt, wie der höhere Muskel ſich contrahirt, bei Negativen entſchwillt, wie der Muskel ſich entſpannt.

In den einſaugenden Gefäßen erſcheint die Erregbarkeit auf der fünften Stufe, als Capacität für die chemiſchen Potenzen, die unmittelbar in ſie treten, und in ihnen ſich bewegen, und in den Drüſen die Reaction der Energie der innern Thätigkeit des höhern Syſtems erfahren, die durch die Arterien in ſie hinüberreicht, und in ihrer Depotenzirung im Zellgewebe in der Contractilität erſcheint.

Der Repräsentant dieser Region im Organismus ist der Zoophyt. Was den Polypen auf den Reiz des äußern Nahrungsstoffes sich zusammenziehen macht, das wird auch das Milchgefäß im Darmcanal sich contrahiren machen; die innere Freiheit verliert sich in dieser Sphäre völlig, nur eine passive Energie erscheint, die in ihrer Action ein Analogon von Willkühr im Zwange zeigt.

Auf der untersten Stufe, wo auch dies passive Energische verschwindet, und nur bloße Erregbarkeit, höchste Passivität erscheint, blinde Nöthigung waltet, tritt nun die Pflanze rein hervor; das Haar ist ein Zwiebelgewächs, das wie eine Pflanze in ihrem Boden, so im Zellgewebe wuchert, und wie diese wächst und lebt und welkt und stirbt.

Und alle drei Systeme sind aufs innigste verbunden und verwachsen und werden an der äußern Fläche wie die Erde von der Vegetation bedeckt; die Arterien verbreiten sich durchs Zellgewebe, durch Knochen und Muskeln bis zum Gehirne, und selber durch die Nerven; das sympathische System verbindet sich mit allen Sinnorganen; das Zellgewebe zieht durch den ganzen Körper hin; die einsaugenden Gefäße saugen im Gehirne wie im Darmcanal, und durch ihre Häute ziehen selber wieder Arterien hin.

Und so sehen wir denn das Schema des organischen Lebens im Folgenden dargestellt:

Schema des Organisms.

Positivität.
Vernunft.
Wille.
Expansibler Dunst.

\+ Im großen Gehirn. | — Im kleinen Gehirn.

Expansibler Dunst.
Phantasie.

*

Freie Muskelkraft.
Willkührliches Bewegungsorgan.

\+ Augenmuskeln. — Zwergmuskel.

Sphäre
der Anschauung, der Willkühr und des Gefühls.
Mensch.

Sphäre
der willkührlichen Bewegung.
Projektion der Willkühr.
Vollkommneres Thier.

Negativität.
Verstand.
Urtheilskraft.
Markigte und mittlere Substanz.

\+ Im großen Gehirn. | — Im kleinen Gehirn.

Graue Substanz.
Sinn.

*

Sensibilität.
Rückenmark und Sinnennerven.

\+ Gehorgan. — Organ des Gemeingefühls

Unwillkührliche Muskelkraft.
Unwillkührliches Muskelsystem.

\+ Arterien.

— Darmcanal.

Sphäre
der Erregung, der Leidenschaft und des Kunsttriebs.
Insecten, Mollusken.

Erregbarkeit.
Totalität der Ganglien.

\+ Aeußere mit dem sympathetischen Nerven.

— Cblaciſche mit dem Stimmeingeweides nerven.

Contractilität.
Zellgewebe.

\+ Gebärmutter. Hodenhaut. Harnröhre.

— Knochen.

Sphäre
der Assimilation.
Passive Energie, blinde Nöthigung.
Pflanzenthiere.

Absorptionsfähigkeit.
Einsaugendes Gefäß.

\+ Vene und lymphatisches Gefäß.

— Pfortader und Milchgefäß.

Vegetation.
Oberhaut. Nägel. Haare.

In der Persönlichkeit des Weibes wird durchaus die Passivität, in der des Mannes die Activität überwiegen.

Beim Manne werden Vernunft und Verstand, beide in Positivität, in kräftige Gegenwirkung kommen; das Weib wird beide Factoren in Negativität darstellen, und als Natur dieser Intelligenz entgegentreten. Während beim Manne, wenn die Männlichkeit sich in ihm rein ausspricht, die Vernunft das Höchste in sich selber setzt, produzirt sie beim Weibe in ihrem höchsten Freiheitsact ein äußeres Zwingendes, dem sie sich unterordnet. Wie die Glocke die Luft im Schalle regt, ohne daß das Geregte selber wieder tönt: so regt ihm das Aeußere den Verstand, daß die Welle hin zur Seele sich verbreitet, ohne wie beim Manne selber zu resoniren.

Im Gemüthe wird auf gleiche Weiße der Sinn, in Negativität vorherrschen, wie beim Manne die Phantasie in ihrer Positivität überwiegt. Während der Affect beim Manne gewaltsam, flammend, lodernd, sprühend, explodirend ist, und gleichsam eine Feuermasse, die in sich selber sich durchbrennt; dann ist der Affect beim Weibe, wenn er nicht außer die Schranke des Geschlechtes tritt, verhalten, heiß, glühend, funkelnd wie der Silberblik am geschmolzenen Metall, aber nicht in Flammen schlagend, nur in Feuerwogen brandend an der zugeleiteten

Gluth. Während die Empfindung beim Weibe zart, zerfloſſen, verſchwommen, weich, dämmernd, leicht gehalten ſich zeigt, iſt die des Mannes feſter, gedrungener, ſcharf abgegränzt, licht und kräftig und ſtark.

Im weiblichen Organism wird die Erregbarkeit und in ihr die Negativität, im Männlichen die Energie und in ihr die Poſitivität vorherrſchend ſeyn. Daher ſind am Weibe die Erregungsnerven ſo fein geſtimmt, daher die untern Sinnorgane bei ihm ſo zart auffaſſend, beinahe wie beim Manne die Höhern. Daher die vorzügliche Regſamkeit dieſes Geſchlechts für die äußere materielle Natur in der unterſten Potenz; daher die vielen dumpfen Wahrnehmungen, die häufigen Erregungen die nur in dunkeln Bildern zum Bewußtſeyn kommen; daher die unerklärbaren ſeltſamen Neigungen, die launiſche Beweglichkeit. Eben ſo ſind die Milchgefäße zu gröſſerer Regſamkeit geſtimmt, und weil ſie daher mehr für den Organism abſorbiren, als wieder in den Kreislauf treten kann, ſo entſteht ein beſtändiger Ueberſchuß, der periodiſch bei der Menſtruation entweicht.

Beim Manne wird dagegen die Energie in den obern Bewegungsmuskeln hervortretend ſich zeigen, weil die Poſitivität in der Energie in dieſe Mus-

keln ſich ergieſſt. Daher iſt ſein Muskelbau feſt, ſeine Umriſſe ſind beſtimmt und ſcharf gezeichnet, ſeine Züge durch die Muskeln, die dem Affect gehorchen, markigt und ausgearbeitet. Das untere Nervenſyſtem wird den höhern Sinnorganen weichen, und damit hat die ganze Schattenwelt von dunkeln, halbempfundenen Erregungen, Behaglichkeiten und Unbehaglichkeiten ſich geſchloſſen.

Im Weibe iſt durchaus Ueberſchuß von organiſirbarer Materie, und dieſe wird ſich bei vorherrſchendem arteriellen Syſtem auf die Secretionen, vorzüglich die in's Zellgewebe, werfen; daher das Pralle, Gerundete, Elaſtiſche in ſeinem Bau; daher die ſanften, weichen, ineinanderfließenden Contoure, daher die größere Wärme im Colorit. Beim Manne wo jenes Uebermaaß fehlt, wird durchaus größere Trockenheit, Feſtigkeit, mehr Schnigtes ſich zeigen, und ſeine Schönheit am vorherrſchenden Muskulöſen ſich ausdrücken müſſen.

Der männlichen Phantaſie wird als Analogon im Aeußern die Poſitive, der Weiblichen die Negative Electricität entſprechen; während dem männlichen Sinn der poſitive, dem Weiblichen der negative Magnetismus correſpondirt. Die Energie des Mannes wird im Sauerſtoffe, die des Weibes im Stickſtoffe ſich wiederfinden, während die Erregbarkeit des Einen

den Kohlenſtoff, die des Andern den Waſſerſtoff zum Symbole hat. *

* *

*

Was das Gefühl der Seele, das iſt das Blut im Organism; die poſitiven Beſtandtheile in ihm, Sauerſtoff und Stickſtoff, werden den poſitiven Affecten, Kohlenſtoff und Waſſerſtoff den negativen Empfindungen entſprechen. Und wie nun das innere höhere Leben einer warmen Quelle gleicht, die durch tauſend zuleitende Canäle das Waſſer aus den Wolken ſaugt, und es dann erwärmt in einem vollen gleichen Strome der Oberfläche wiedergiebt; ſo rinnt auch der untere Lebensſtrom in ſeinen Canälen tief unter ſeiner organiſchen Decke hin, und zieht im Fluſſe die rohe Materie an; und wie jener in Affecten efflorescirt, ſo vegetirt dieſer in die verſchiednen Secretionen, die bald in den Organism ſich figiren, und ſeine verſchiednen Gebilde formen; bald außer denſelben ſich ergießen, und entweder neues Leben wecken, oder in den Schooß der unorganiſchen Natur verſiegen.

---

* Das als weitere Durchführung deſſen, was über dieſen Gegenſtand in den Aphorismen über die Kunſt S. 102 bis 128 geſagt iſt.

Das innere Treiben und das äußere Drängen werden in ihrer Gegenwirkung bald den Strom in ſeinem Laufe dämmen, bald freier ihn entfeſſeln; bald ſeine Gebilde mehr entfalten, und ſie lebendiger und üppiger machen, bald ſeine Vegetation entkräften, und mehr Welkheit und Hinfälligkeit in ſie bringen: das Poſitive von innen und von außen, indem es ihn ſtärker aufwogen macht, wird das Eine; das Negative, das ihn im Erguß ſtagnirend macht, das Andere bewirken.

Das Poſitive in der äußern Natur, wenn es auf ein arterielles Syſtem einwirkt, wird in ihm durch verſtärkten Drang die Gegenwirkung wecken; die innere Energie wird ſich zugleich mit der Attractivität erhöhen, und beide werden in der verſtärkten Contraction ſenſibel werden: das Negative hingegen wird, in dem es die innere Expanſivität entfeſſelt, und die Contractilität zugleich deprimirt, ſich in den geſchwächten Actionen äußern müſſen.

Derſelbe Gegenſatz wird ſich auch auf die Producte dieſer Actionen die Ausſcheidungen übertragen, und da nun was von äußeren Potenzen gilt, auch für Innere Geltung hat, ſo werden überhaupt poſitive männliche Potenzen, die in ein arterielles Syſtem einwirken, daſſelbe zu männlichen Secretionen; Negative, Weibliche hingegen zu Weiblichen erregen.

Im Gebiete der unorganiſchen Natur, ſoweit die chemiſchen Geſetze in ihr walten, ſind Sauerſtoff und Stickſtoff, die beiden Pole einer chemiſchen Sonne, gegen die alle andern Körper neigen, und der Oxidations und Alcaliſationsproceß iſt das Höchſte, wozu es in dieſer Sphäre kömmt, und die Combuſtion ein Zeugungsact in der unorganiſchen Natur. Nicht ſo im Gebiete der Organiſchen: hier treten Sauerſtoff und Stickſtoff ſelbſt in den Rang paſſiver Materien zurück, und alle zuſammen neigen gegen einen dritten, organiſchen Schwerpunct hin, der durch den Drang der äuſſern Natur, und den Gegendrang der Inneren gegeben wird.

In der unorganiſchen Natur wird in der männlichen Scale die Säure oder das Oxid in dem nämlichen Verhältniß poſitiver, energiſcher und kräftiger wirkſam ſeyn, je gröſſer die Maſſe des combuſtibeln Körpers iſt, die mit derſelben Quantität von Sauerſtoff in ihm in Gegenwirkung kömmt; je gröſſer dies Quantum von Attractivität, um ſo mehr tritt die gehemmte Energie hervor, und von der Schwefelſäure bis zum Waſſer, vom Arſenik bis zum Platinoxid läuft die Scale dieſer Energie immer mehr ſinkend hin. Daſſelbe wird in der weiblichen Scale der Alcalien und Erden wiederkehren,

die von der Schwererde bis zum Ammoniak und von der Thonerde zur Kieſelerde in ihrer Poſitivität beſtändig fallen.

In den organiſchen Producten hingegen in denen die combuſtibeln Stoffe mit den Comburirenden nicht chemiſch ſich vereinigen, ſondern organiſch zu ternären quaternären Verbindungen ſich aſſociiren, wird die Poſitivität in der männlichen Scale auf jene Secretionen treffen, in denen die aſſociirten Stoffe ſich in verſtärkter Quantität um den organiſchen Schwerpunkt häufen, und in der Gegenwirkung ihrer Attractivität gegen die innere Energie kräftige, dichte, concentrirte Producte geben; die Negativität hingegen wird auf jene treffen, wo die geringere Quantität der Stoffe nur loſe und ſchwach gegen die Energie reagirt. Daſſelbe wird in der weiblichen Scale ſich zeigen.

Säuren und Oxide vom poſitiven Pol werden daher auch die Arterien zu männlichen Secretionen vom poſitiven Pol erregen. Daher bewirken dieſe Stoffe in den Darmcanal gebracht, dort Ausſondrung einer im höchſten Grade plaſtiſchen Flüſſigkeit, die dick, reich an Gallerte und Faſerſtoff, ſchnell gerinnbar, leicht zu Afterorganiſationen anſchießt. Säuren und Oxide vom negativen Pol werden auch zu negativen männlichen Secretionen die Arterien excitiren, die dünner, flüſſiger, ſeröſer wie Jene ſind.

Alcalien und Erden vom positiven Pol werden hingegen das System zu positiven Weiblichen so wie Welche vom passiven Pol zu Negativen inzitiren. Und diese Weibliche werden zu jenen Männlichen wie Alcalien zu Säuren sich verhalten.

Wie die energischen Potenzen vom Sauerstoff- und Stickstoffpol die Secretion im Verhältniß ihrer Energie erhöhen; so werden passive Potenzen vom Kohlen- und Wasserstoffpol sie deprimiren; das organische Product zerfließt wie die innere Contractilität, dafür tritt nun der Gegensatz der Secretion, die Resorption um so mehr verstärkt hervor.

* * *

Wie wir im zunächst Vorhergehenden eine Stufe tiefer als im ersten Buche stiegen, um das Einfache zu erreichen, so müssen wir jetzt auch einen höhern Standpunkt als den Dortigen wählen, um die verschiednen Verbindungen jener einfachen Theile zu organischen Ganzen zu ergreifen, und die davon abhangenden Erscheinungen zu ordnen und miteinander zu verbinden.

Arterien, einsaugende Gefäße, Muskeln und Nerven sind von unserer Ansicht aus die ersten organischen Elemente im Organism; indem diese Elemente einfach sich untereinander zusammensetzen, ent-

ſteht ein Syſtem der zweiten Ordnung, oder ein Organ z. B. Lunge, Leber, Magen, Niere u. ſ. w.

In dieſen Organen zeigt ſich zunächſt die Entzweiung in den entgegengeſetzten Elementen, die ſie componiren, und nur für ſie haben die bisher ausgefundenen Lebensgeſetze Geltung, nur local in einem und dem nämlichen Organ bewährt ſich der Antagonism der organiſchen Prinzipien, ſo weit wir ihn bisher beſtimmten.

Allein ſo wie jene Elemente zu Organen einfach zuſammentreten, ſo treten dieſe Organe ſelbſt wieder als Elemente höherer Art zu Syſtemen der dritten Ordnung zuſammen, die nun erſt verbunden den Organism als ein vierfachcomponirtes Ganze geben.

In dem Bisherigen iſt daher nur die Organonomie der erſten Dignität vollendet, die der zweiten wird das Verhältniß der einzelnen Organe jener Syſteme zueinander, die der Dritten das der Syſteme ſelber unterſuchen. Beginnen wir daher, indem wir jene Syſteme der dritten Ordnung im Organism ſelbſt aufſuchen, ihr Gebiet für jede ſondern und begränzen, und phyſiologiſch die Erſcheinungen nachweiſen, die ſich in ihnen zeigen.

* * *

Das erſte groſſe Syſtem, auf das wir im Organism treffen, iſt das Obere Gehirnſyſtem in allen

ſeinen Verbreitungen, das ſeine innere Fläche in den Höhlen der Seele entgegengekehrt, ſeine Aeußere in den Sinnorganen der äußern Natur zubreitet.

Die Gewölbe des Schädels umſchließen das eigentliche Gehirn, das durch den Canal der Wirbelſäule in einem Strome tiefer hinab in den Organism ſich ergießt, und in eine feſte, graue und markigte Subſtanz, und in ein expanſibles Fluidum, in Höhlen vertheilt, zerfällt.

Die Ramificationen des Nervenſyſtems ſind die Wurzeln, mit denen die Seele im Reiche der Phänomene wurzelt, und ſich den Stoff auffaugt; dieſe Verzweigungen ziehen ſich dann in die Markſäule des Rückens zuſammen, die ſich in der Schädelhöhle verbirgt, und dort in die verſchiednen Configurationen ſich entfaltet, die die Träger der Facultäten des Sinnes und des Verſtandes ſind.

Das Organ der innern Spontaneität greift durch das Rückenmark und die Bewegungsnerven in das Bewegungsorgan, und regelt den Pulsſchlag, und giebt dem Auge ſein Feuer, der Miene den Ausdruck, den Muskeln ihr lebendiges Spiel.

Wenn negative Potenzen auf unſere Perſönlichkeit einwirken, dann ermattet der Kampf zwiſchen Subjectivität und Objectivität in ihr; die Gränze, wo der Wechſelſtreit am lebhafteſten von ſtatten geht,

rückt weiter von der Mitte in die Ferne hin; im Verhältniß wie das Object in seiner engenden Kraft erliegt, gewinnt die Treibende des Subjects einen größern Wirkungskreis, und zerrinnt gleichsam in das Unkräftige Gegenwirkende; die innern Gebilde werden daher in Nebel aufgelößt, die das höhere Plastische, die Sonne in uns, mit ihrem matten Glanz wie die Aeußere die Irrdischen im Spätherbst, zu bezwingen unvermögend ist; das Aeußere wird dafür in die erweiterte Sphäre des Innern aufgenommen, das Fremde in uns eingebürgert; die äußere Erscheinung wird zur Function der Persönlichkeit erhoben, und so gegen den Umfang hin gewonnen, was nach der Mitte zu verloren gieng.

Daher verfeinert sich bei Asthenisirung des Seelenorgans zunächst mit dem Sinken der innern productiven Thätigkeit, auch das Selbstbewußtseyn in der höhern Potenz; mit dem Fortgange der Asthenie gehet diese Verfeinerung in Schwäche über, kräftlos wie die Wirkung ist auch die Gegenwirkung in der Reflection; das Ohnmächtige Selbst, das sich Selber zu ergreifen strebt, entschlüpft dem matten Griff wie ein loses Dunstgebild, und immer schwankend immer undulirend bewegt das eigne vergrößerte Bild vor dem in sich selbst gekehrten Blicke sich, so daß es nie zur festen Selbstanschauung kommen kann, ohngeachtet das Angeschaute tiefer aufgeschlossen,

und das Anſchauende zarter und regſamer iſt. So auf gleiche Weiſe mit dem Bewußtſeyn des Lebens, das gleichfals bis zum Misbehagen ſich verfeinert, und gleichſam in ſeine Elemente ſich decomponirt, ſo daß das Einzelnſte für ſich empfunden wird; das aber bald mit dem Steigen der Erregbarkeit trüber und dumpfer wird, und am Ende, wo alle Schmerzen und das Selbſtgefühl den Kranken völlig verlaſſen, ſich ganz verliert.

Unterdeſſen tritt die eigne zerfloſſene Natur in's Aeußere hinaus; die Erſcheinung wird durch Verflüchtigung immer mehr dem Innern verähnlicht; die matte erliegende Phantaſie nimmt ohne Widerſtreben die Fremdlinge in ihre Sphäre auf, und im ſtillen Delirium ſpielt ſie mit den adoptirten wie mit den eignen Kindern, die durcheinanderlärmen und über die weggeſchwemmten Dämme hin aus einem Gebiet in's Andere hinübergaukeln.

Das wird für alle Provinzen der Gemeinheit gelten. Bei der Aſtheniſirung der Nerven des Gemeingefühls zeigt die vermehrte Regſamkeit ſich zuerſt am Kitzel, der beim leichten Dahingleiten über ihre Fläche ſich äußert; bald kündigt ſich die vermehrte Regſamkeit durch allgemeinen Druck, Abgeſchlagenheit, ziehende Schmerzen und Schwere an; jede äußere Veränderung aſſizirt lebhaft, und

ſchmerzlich die wunde Oberfläche; das Muskelſyſtem ſcheint aufgelöſt und mit dem Umgebenden eins geworden; bald ergreift die innere Bewegung jenes Syſtems auch die verbundenen Gegenſtände; ſie ſcheinen zu oscilliren, ſich zu contrahiren und zu expandiren; daher wankt die Erde unter dem Tritt, und der Kranke glaubt, von Fittigen getragen, in höheren Regionen zu ſchweben, bis ſich am Ende gänzliche Lähmung zeigt.

Eben ſo beim Gehörorgan. Zunehmende Aſtheniſirung macht es immer empfänglicher für das Regende; die feinere Laute, die ſonſt ungehört an das Ohr anſchlagen, werden immer deutlicher vernommen, aber ihre Begränzung in der Zeit in dem nämlichen Verhältniß unbeſtimmt, weil die zartern Nachklänge mit ihm klingen, ſie ſind daher nicht ſcharf abgeſchnitten, ſondern ſauſend und zerfloſſen; bald zerlegen ſich bei der Zunahme der Aſthenie die Laute in Töne, die der Zufall in Accorden und Diſſonanzen zuſammenfügt, wie ſie die Aeolsharfe tönt. Daher das Muſciren beim Typhus. Immer zarter zeräſteln ſich die Töne, immer feiner zerſpaltet ſie das Prisma im Organ, bis ſie endlich unvernehmlich werden, und nun ſtarrt das Ohr in die grauſe Stille des Todes hinaus.

So endlich auch beim Sehorgan. Vor ihm

ſchwimmen die Gegenſtände an den Uebergängen in Nebel aufgelöſt, wellenförmig in ihren Umriſſen auf und nieder bewegt, und beſtändig fort vor dem Blicke undulirend; daher der Schwindel. Weiterhin zerrinnen die Nebel in Farbenringe; glänzende Höfe umzukeln die Gegenſtände, die dann in ihrer Haltung immer mehr ſich löſen, immer mehr zergehen, immer ſeltſamere Formen und Gebilde zeigen. Daher ſchreckende Geſpenſter oder tröſtende Erſcheinungen, in die dem Kranken die Umgebungen ſich wandeln, bis endlich auch dieſe Geſtalten ſchwinden, und das gebrochene Auge ſtier in der öden, leeren Steppe ſich verliert.

Höher hinauf, bei der Einwirkung negativer Potenzen auf das Seelenorgan ſelbſt, erfolgt zunächſt größere Erregbarkeit des Sinnes für die Empfindung, bei der leiſeſten Berührung ſchlägt die zarte Senſitiva ſchon zuſammen; das weiche, bewegliche Gefühl wird von dem leichteſten Anklange ſchon gehoben, und ſchwellend durchzieht es wie ein leichter Blüthenduft das innerſte Gemüth, und die Düfte werden immer dichter, und hüllen immer dunkler die Gegenſtände zu, bis ſie endlich die krankhafte Erregbarkeit völlig in Betäubung lähmen, und die letzte feinſte Webung in den erſtorbenen Organen ſtockt.

Dieſelben Symptome werden ſich im Verſtande zeigen. So aſtheniſirt ſich der Auffaſſungsgeiſt für die Begebenheiten in der Zeit — das Gedächtniß, — indem die Ringe, die dieſe Begebenheiten im Strome der Zeiten kreißend regen, immer weiter auseinanderfließen, und ineinanderrinnen, weil der Strom, der ſie zuſammenhält, ſein Gefälle verloren hat, nur träge fließt, und in einen ſtehenden See übergeht. Daher bricht ſich die Kettenreihe der Erinnerung, die Vergangenheit trübt ſich dem ſchwächer aſſociirenden Verſtand; dafür tritt die Gegenwart um ſo deutlicher hervor, bis endlich auch das unmittelbar Berührende nicht mehr vernommen wird, und nun gänzliche Gedankenloſigkeit ſich zeigt.

So aſtheniſirt ſich der Auffaſſungsgeiſt für die Bilder im Raume, der das Gleichzeitige ergreift, und es in großen Maſſen zu einem Ueberblicke ordnet, indem die Umriſſe ſich immer mehr erweitern, in die Düfte des fernen Horizonts ſich immer mehr verlieren, und das Feſte nach und nach in Rauch aufgeht. Dafür tritt das Nahe dem regen Blicke näher, erhält mehr Individualität; bis endlich das Individuelle in's Individuellſte ſich verliert, und der matte Strahl durch die Materie wandernd in ihr erliſcht und untergeht. So verliert ſich

alſo nach und nach der Lokalitätsſinn, der Kranke weiß nicht wo er ſich befindet; dann der eigentliche Beobachtungsgeiſt, er merkt nicht mehr was um ihn her vorgeht; dann der Perſonenſinn, er kennt die Angehörigen nicht, die ihn umgeben, und es zeigt ſich Idiotism, Blödſinn, Ohnmacht, Stupor.

Und während ſo die Negativität durch alle drei Potenzen hindurch im Zunehmen begriffen iſt, und die Regſamkeit an ihrem eignen Uebermaaße erliegt und ins andere Extrem übergeht, zeigt die Poſitivität ſich durch alle drei Stadien hindurch im Fallen, und verliert ſich endlich in Erſchöpfung.

Erloſchen iſt daher das innere Glühen in der Vernunft und Phantaſie; glimmend in einem matten, kalten Licht wie Irrwiſche ſchweben Ideen und Affecte in der Innenwelt; von einem leichten Hauche aufgeweht, an die Verweſung angeflogen, ſtill um die zerfallenden Organe flatternd, zerfließen ſie allmählig in einen trüben Schimmer, der immer mehr in die Düſternheit hinüberdämmernd ſich verliert.

In demſelben Verhältniß ſchwäche die Energie der Affecte und der ihnen im mittlern Syſtem entſprechenden Leidenſchaften und Triebe ſich. So erlöſcht allmählig der Nahrungstrieb, der Hang nach Genuß von Speiſen nimmt immer mehr ab; mit

ihm ſinkt der Lebenstrieb, es zeigt ſich Lebensüberdruß; auf gleiche Weiſe wird der Geſchlechtstrieb deprimirt, und verliert ſich endlich völlig. Alle poſitiven Leidenſchaften gehen in Negative über; der Muth wandelt ſich in Furchtſamkeit, der Stolz wird ſcheue Demuth, der Uebermuth Kleinmüthigkeit, der Frohſinn geht in Trübſinn über, die Beharrlichkeit wechſelt mit unſtäter Wandelbarkeit und Unentſchloſſenheit, der ganze Charakter des Individuums wird deprimirt, und allgemeine Weikheit und Abgefallenheit ergreift den innern Menſchen.

Im Bewegungsmuskel zeigt ſich mit zunehmender Aſthenie Trägheit und Unbehülflichkeit, die Sprache wird unarticulirt, und indem gleichſam ein äußerer Geiſt in dem Organe ſpricht, zeigt ſich Irrereden; alle andern Contractionen die der Wille vollbringt, gehen ſchwer von ſtatten, ſind kraftlos und matt und automatiſch; dafür zeigen in den Zuckungen und Convulſionen andere Actionen ſich, die dieſelbe Willkühr, die im Irrereden ſpricht, vollbringt; dieſe Krämpfe gehen, indem ſie immer matter und häufiger werden, in Flockenleſen über, wie ein ähnliches Flockenleſen höher hinauf [illegible] den Anſchauungen und Gefühlen die ungeſtrengte

Seele abmüdet, und tiefer hinab in dem matten, kleinen, häufigen Puls ſich wiederhohlt. Die Geſichtsmuskeln werden verzogen und krampfhaft geſpannt; die Züge daher verzerrt und entſtellt; endlich geht das ganze Syſtem in die Erſtarrung des Todes über.

Wenn hingegen poſitive Potenzen auf die Perſönlichkeit einwirken, dann wird das Ringen zwiſchen Subjectivität und Objectivität ſtärker und heftiger; die Streitenden concentriren wechſelſeitig ihre Kräfte, mit denen ſie gegeneinander kämpfen, und gewinnen daher beide an innerer Energie. Schroff und ſteil wie ein Vulkan, der ſeinen Crater unter den Fluthen öffnet, ſteht die Perſönlichkeit in dem ſtürmenden Meere der Erſcheinungen, und während es von innen glühe und donnert, und flammt, und Feuerſtröme wälzt, brauſen die äußern Fluthen in die Gluth hinein, und branden kochend und ſchäumend an die Wände an.

Daher rückt in der Perſönlichkeit das Angeſchaute dem Anſchauenden immer näher, im Verhältniß wie die innere Compactität größer wird; das Zurückgeſtrahlte dringt immer mehr auf das Strahlende an; das Kräftige Ich das Sich ergreifen will, findet ſich in ſeinen tiefſten Tiefen nahe und gedrungener wieder; das Selbſtbewußtſeyn wird daher hell

und ſtolz: im Fortgange der Hyperſtheniſirung aber rückt mit ſteigender Compreſſion das Ergreifbare vor die Sehweite des Ergreifenden hin, das Bild wird daher dann wieder undeutlicher; bis endlich Bild und Gegenſtand, Object und Subject ineinanderfallen, und nun das Selbſtbewußtſeyn gleichſam in zu groſſer Rigidität erſtarrt.

Und ſo auch wieder mit der Wahrnehmung der äußern objectiven Welt. Eine ſkyptiſche Kraft zieht die Erſcheinungen in ihr zuſammen; das Nahe drängt ſich immer feſter aufeinander, und ſeine Individualität geht im Compacten unter; die fernſte Ferne von dem Wirbel ergriffen, ſtürzt auf das Centrum ein, um gleichfals dort Gediegenheit zu erlangen; das vorhin Allgemeinſte wird dann zum Individuellen, das Fernſte nahe, das Längſtverfloſſene gegenwärtig, das Künftige als exiſtirend erkannt.

So zeige ſich alſo in den untern Graden der Hyperſtheniſirung Rauſch, wie in denen der Aſtheniſirung Schlaf, in den Höhern Manie, Tollheit, Raſerey, wie dort Idiotism, Stumpfſinn.

In der Manie ſind alle innern, thätigen Kräfte bis zur höchſten Wirkſamkeit hinaufgeſteigert; die innere Sonne glüht heller auf, und ſtrahlt blendend am Himmel in der Tiefe, durch die Zwiſchenräume

in die ſich die Ungewitter öffnen, die ſchwarz und furchtbar, Blitze ſchleudernd, Feuerballen wälzend in der Phantaſie aufſteigen, und durch die Rauchwolken hindurch die der mächtig verſtärkten Combuſtion im organiſchen Prozeß entſteigen, und die wirbelnd in die höhern Regionen ſich erheben.

Daher ſchweben, wenn ſich die Sinne dem gewöhnlichen Eindruck ſchließen, Phantaſmen im Raum und in der Zeit, Geſpenſter der geſehenen Dinge, der gehörten Begebenheiten um den berauſchten Raſenden her, die gleichſam durch Exploſionen der innern Kraft aus der innern Natur in die Aeußere geſchleudert werden, und nun in ihr wie Wirkliche verweilen. Daher Divinationsgabe, Sehergeiſt, Offenbarung für die Productionen in der Zeit, und Erſcheinungen producirt im Raume.

„ Daher die unruhige und unbändige Beweglichkeit, ſchnelle und gleichſam augenblickliche Folge von Ideen, welche im Vorſtellungsvermögen zu entſtehen und aufzukeimen ſcheinen, ohne daß irgend ein Eindruck auf die Sinneswerkzeuge geſchah; immerwährende und lächerliche Ebbe und Fluth von abentheuerlichen Vorſtellungen, die einander begegnen, miteinander wechſeln, ſich wechſelſeitig ohne Unterlaß und ohne irgend eine Aehnlichkeit unter ſich zu haben, zerſtören; das nämliche tumultuariſche

Zuſammentreffen der Gemüthsregungen und moraliſchen Gefühle, die ſo wie ſie zufälligerweiſe entſtehen auch eben ſo zufällig wieder verſchwinden, ohne irgend eine Spur zu hinterlaßen, und ohne in irgend einer Verbindung mit den äußern Gegenſtänden zu ſtehen." (Pinel.)

Daher hebt der Muth des Wahnſinnigen bis zum höchſten Heroismus ſich, das innige Gefühl der Uebermacht ſeiner Kräfte ſetzt ihn über alle Gefahr und alle Beſorgniße hinaus, und die feſte Ueberzeugung daß nichts ſeinem höchſten Willen widerſtehen kann, macht ihn mit Entſchloſſenheit jedem Hinderniße trotzen. Daher die unerſchrockne Kühnheit, mit welcher er ſeine ausſchweifenden Einfälle auszuführen ſucht, die nur durch die drohendſten Zurüſtungen, die noch ſtärkere Compreſſion von außen her gebändigt werden kann."

Der Stolz ſteigt bis zum höchſten Uebermuth hinauf, alles außer ſich glaubt der Tolle in Staub zu treten, eine ungemeßne Eitelkeit bezeichnet ſeine Handlungen; chimäriſche Vorſtellungen von Beſitz unermeßlicher Reichthümer, oder einer unbegränzten Macht, ſind bei ihm herrſchend, und füllen ihn mit der hochmüthigſten Selbſtzufriedenheit.

Blitzſchnell wie die Ideen einander folgen, folgen die Entſchlüſſe ſich, die durchaus den Character der

Gewaltthätigkeit haben, und die durchaus von dem gewöhnlichen Gange der Natur abweichend ſind. Daher die auffallende Veränderung im moraliſchen Character des Wahnſinnigen, die Verkehrtheit in ſeinen Willensäußerungen; daher der unwiderſtehliche Hang zum Stehlen, zur Ausübung von allerhand Bübereyen, die immerwährende Thätigkeit Böſes zu thun; daher die Mordſucht bei Andern, der blinde inſtinctartige Antrieb zu blutdürſtiger Wuth, und die unwiderſtehliche Neigung die Hände in Blut zu tauchen. Daher das hartnäckige Beharren auf den einmal gefaßten Entſchlüßen.

Daher die vermehrte Stärke in der Aeußerung der übrigen Leidenſchaften, der Uebergang der Freude in muthwillige Ausgelaſſenheit, des Zornes in die höchſte Wuth; daher die öftere Aufwallungen ohne beſtimmte Veranlaßung; daher die Heftigkeit des Geſchlechtstriebs, der mit brennender Begierde Befriedigung ſucht. Daher die hohe Verſtärkung des Nahrungs und in ihm des Lebenstriebs, die verzehrende raubthierartige Gefräßigkeit, daher endlich die hartnäckige Schlafloſigkeit.

Dieſelbe hohe Excitation zeigt ſich durchs ganze Bewegungsorgan hindurch: daher die hohe Spannung der Muskelkraft die oft an's Wunderbare gränzt; daher die Energie mit der jede Contraction

geſchieht; daher die immerwährende Unruhe, das raſende Toben im Gefühle der überlegnen gefeſſelten und gebundenen Kraft. Lebhaft zieht der ſtarke Affect die Geſichtsmuskeln zuſammen: daher das belebte Mienenſpiel, die ungewöhnliche Geberden, die ſonderbare Haltungen und Bewegungen des Körpers die endlich in krampfhafte Verzerrung übergehen.

So zeigt ſich zuletzt auch das arterielle Syſtem der Körperoberfläche excitirt: daher der ſtarke, volle, harte Puls; daher ſtarke Wärmeen:bindung und mithin Ertragen der größten Kälte ohne nachtheilige Folgen; daher endlich der lebhafte, feurige, glühende Blick, und das glänzende Auge.

Unterdeſſen wird die Negativität durch alle Stufen deprimirt ſich zeigen: für die Sinnorgane ziehen die Gegenſtände immer mehr verkleinernd ſich zuſammen und verhüllen ſich, im höchſten Grade der Raſerey ſind ſie ſelbſt für die ſtärkſten Eindrücke verſchloſſen; in den Anfällen der Wuth hat keine mitleidige Empfindung Raum, die Eitelkeit vermag keine demüthigende Erfahrung zu beſchämen, der tolle Uebermuth läßt ſich durch das Gewöhnliche auf keine Weiſe ſchrecken, der raſende Zorn durch keinen Zuſprach entwaffnen. Zu oberſt endlich im Geiſte wird die Negativität im Verſtande immer mehr in Poſitivität übergehen, und dieſe endlich im

Compacten ſich verlieren, und mit ihr Perceptionsfähigkeit in Raum und Zeit, Urtheilskraft, u. ſ. w. untergehen.

Das Verhältniß, in dem die verſchiednen Factoren bei der Aſtheniſirung gegeneinander ſich verändern, iſt daher: daß der poſitive Factor in der Negativität immer mehr in den Negativen übergeht, und dieſer dagegen noch negativer wird, während auf gleiche Weiſe in der Poſitivität der Poſitive zum Negativen herniederſteigt, und dieſer dem poſitiven Factor der Negativität ſich mehr annähert.

Daher werden auf der tiefern Stufe die untern Sinnorgane den Höhern näher geſtimmt, und die poſitiven Erregungsnerven den Negativen und dieſe zuſammen Jenen. Es gehen daher gleichſam neue Sinne im Innern des Organismus auf; was ſonſt unwahrgenommen in die Erregung ſich verlor, das wird itzt zart vom zarten Nerven aufgefaßt, und als Wahrnehmung der Seele zugeführt.

So zeigt ſich daher z. B. der Witterungsſinn, der das Nervenſyſtem gleichſam mit dem Monde in Communication verſetzt, inſofern dieſer auf die athmoſphäriſchen Veränderungen Einfluß hat; ein Verkehr der am deutlichſten bei ſtarken organiſchen Störungen, bei Fiebern, Manie, bei Bruſtkrankheiten u. ſ. w., die alle beſtimmte den lunariſchen

parallel laufende Theile haben, erscheint. So fühlen Nachtwandler das Blut heiß durch alle Adern rinnen, weil die Wurzeln, die vom Rückenmark zum sympathischen Nerven gehen, in ihrer Absonderung freier entschlossen, und daher lichte Wahrnehmungen geben.

Daher zeigt sich im Somnambulismus jene hohe Erregbarkeit des ganzen Nervensystems, daß schon die bloße einfache Berührung mit Metallen oder ein Streichen mit der Hand unerträgliche, brennende Empfindungen erregt; daher die hohe Verfeinerung des Gehörs in diesem Zustande, so daß die unmerklichsten von keinem andern wahrgenommenen Töne mit Deutlichkeit vernommen werden; daher die Schreckhaftigkeit und Empfindlichkeit für jedes Geräusch in diesem Zustand; daher bei verschlossenen Augen, vor denen beständig ein heller Schein und lichtweißen schweben, doch das feinere und deutlichere Erkennen von Personen und Gegenständen auf eine andere als die gewöhnliche dunkle und unbegreifliche Weise; daher endlich das lebhafte Verweilen des Kranken von seiner Lage, die Selbstanschauung in seinem Innersten, die ihn so ausschließend beschäftigt, daß er auf alles Andere wenig oder gar nicht achtet.

Daher wenn der gewöhnliche Somnambulismus sich noch einmal zu verschiedenen Augenblicken im Tage-

[illegible] die heiligen Verrichtungen und Gebräuche gegen sich zu Chemosch; daher sich [illegible] Thränen in Furcht, sich Trübsal und Angst, die Bedrängnisse, sich [illegible] Wüstenei, sich an Hilfsmittel reiche, sich grünende Gärten sich [illegible] Gebräuche mit Thränen seine Reinigung und andere abergläubische Verrichtungen.

Daher die mannichfache Meinung in Egyptenland, wo sie Egypter sich selbst reinigen, sich ganz rein sein, mit Thränen und Tod mannichfache Verrichtungen gegen einander; sich Egypten ohne Verwüstung, sich Bedrängnisse ohne Niederstimmung in Gemeinschaften mit seinen Hilfsmitteln Verwandtschaft. Die drey Verrichtungen sich eben so verschiedentlich wie sich Hilfsmittel; gegen sie Gebräuche Weg mangle sich Begräbnisse Orgien ohne [illegible] sich Wüstenei, wie sie [illegible] und sie Weg in sie Gebräuche sich, sich gegen sie Gebräuche, sie grünenden Gebräuche grünenmangle.

Sie sie Begräbnisse sich Gebräuchen sich mangle in sie Begräbnisse sie negative Furcht sie sich Gebräuche nicht wenn, weshalb gebräuchen werde auch in sie Gebräuche sie Begräbnisse in sie Gebräuche übergehe, und sie sich sich grünen Gebräuche nicht.

Daher wenn sie ohne Chemosch sie Seine

näher; selbst das Auge wird von den Objecten nur schwach gerührt, nur trübe, dunkle Bilder von den Gegenständen werden der Seele zugeführt; die ganze äußere Welt liegt da von Nebeln zugehüllt, nur der fortgesetzte eigne Organismus, und alle Einwirkungen von ihr in die äußeren Sinne lösen sich in dumpfe Rührungen dämmernde Empfindungen auf, weil die Seele bei ihrer starken innern Kontraction nur dem stärksten Eindrucke zugänglich ist.

Dagegen nähern sich die negativen Muskeln mehr den Reinwillkührlichen, Positiven: im Verhältniß wie die Kraft des Willens über sie mehr Raum gewinnt, nimmt die Einwirkung des Aeußern auf sie ab; sie werden minder bestimmbar für die erregende Potenz, und scheinen sich vom subjectiven Object ab dem reinen Willen zu.

Das ganze obere Gehirnsystem ist daher gleichsam positives Centralorgan geworden; die innere Energie ist aus ihren Ufern aufgetreten, und hat bis in die untersten Regionen desselben sich ergossen; die Passivität in ihm ist durch die innere Thätigkeit in ihrem Uebermaaß verdrängt; die äußere Natur mit ihrem Gefolge erregender Potenzen ist in die Ferne weggeschleudert, und mit wildem Uebermuthe übt die Energie die Oberherrschaft aus, und ir-

multuarisch treiben die losgebundnen Kräfte durcheinander, und branden mit Ungestümm an die Korallenriese der fernen Ufer an.

Die nämliche Stufenfolge in den Uebergängen, die wir bisher für die untern Regionen des Organismus, in denen die höhern Facultäten gleichsam in Materie plastisch abgeformt erscheinen, nachwiesen, wird auch für diese höhern Facultäten selbst an einem andern Orte ausgemittelt werden.

Durch alle drei Potenzen der Persönlichkeit hindurch sind die homologen Factoren wechselseitig durcheinander bedingt, und so auch in der äußern Natur. Die innere Energie, die sich nach einer Richtung evolvirt, zeigt sich in der Vernunft; in der Phantasie, wie sie nach zweyen thätig wirkt; endlich in der Muskelbewegung wird sie sich nach dreyen expandiren, wie die Aeußere im comburirenden Körper nach dreyen, in der Electricität nach zweyen, im Lichte nach einer Dimension zu Tage tritt. Die innere Feder durch alle drei Actionen ist eine und dieselbe Kraft; wenn sie versiegt, sind alle drei gelähmt, wie sie alle drei gesteigert werden, wenn das Urthätige in ihnen an Energie gewinnt.

Das obere Gehirnsistem, — das eigentliche Gehirn und Rückenmark, die Sinnorgane und das Bewegungsorgan — kömmt in der Gegenwirkung des innern

Factoren mit den Aeußern zu Stande, auch für dies Syſtem wird daher das nämliche Geſetz Geltung haben, und die homologen Organe werden durch alle Potenzen hindurch in harmoniſchem Zuſammenhange ſtehen.

Die Sinnorgane und die feſte Maſſe des Gehirns ſind die Träger der negativen Factoren der Perſönlichkeit, es folgt alſo das erſte Lebensgeſetz für dies Syſtem:

Es iſt durchgängiger Conſenſus zwiſchen allen Theilen der feſten Maſſe des Gehirns und den Sinnorganen; was die Eine excitirt, wird auch die andern erheben, was Jene deprimirt, wird auch Depreſſion in Dieſe bringen.

Der Dunſt in den Höhlen des Gehirns iſt ein gasförmiger Muskel, in dem die Seele denkt und phantaſirt und Bewegung wirkt, wenn ſie nach einer, zweien oder dreien Dimenſionen Zerſetzung in ihn bringt, wie die Natur durch den gasförmigen Muskel der Athmoſphäre die Arterien pulſiren macht: die feſte Maſſe des Gehirns iſt als Nerve dieſem Muskel zugegeben.

Die Fläche, wo dieſer Nerve in ſeinen Muskel ſich inſerirt, iſt die innere Fläche der Höhlen des Gehirns; von dieſer Ebne aus ziehen nun die Hinhügel an die Gewölbe des Schädels ſich hinauf,

von ihr laufen die Sinnorgane gegen die äußere Natur hinaus, und dieſe regt nun in der Wahrnehmung und Empfindung den Seelenmuskel zur Contraction und Expanſion, wie ſie durch die einſaugenden Gefäße hindurch in ihren negativen Stoffen das Herz zur Zuſammenziehung beſtimmt.

Es iſt eine und dieſelbe Kraft, die in der höchſten Sphäre beim Denken im Dunſte thätig wirkt; Jene die im Affecte gleichſam in ihm Fläche gewinnt; endlich die im Spiel der Muskeln, die dem Willen und dem Affect gehorchen, an der äußern Oberfläche nach allen Dimenſionen ſichtbar wird, und dort Wellen ſchläge und in Zügen ſich verkettet. Es iſt daher durchgängiger Zuſammenhang zwiſchen dem dunſtförmigen Seelenmuskel und dem äußern feſten Muskelſyſtem, dem willkührlichen Bewegungsorgane nämlich, in dem die innere Freiheit ſich ausſpriche; das Letzte iſt nur das Erſte in feſter Materie wiederhohlt: was in Jenem chemiſch als Zerſetzung erſcheint, wird im Andern mechaniſch als Formwechſel räumliche Bewegung wecken, oder auch wie das Sprachorgan ein anderes äußeres Gas wieder mechaniſch in Strömungen und Wellenringen regen.

Es iſt alſo zweites Lokalgeſetz für das Syſtem:

Es iſt durchgängiger Conſenſus

zwiſchen dem expanſibeln Dunſt in den Höhlen des Gehirns, und dem ganzen äußern Muskelſyſtem, das der Wille beherrſcht. Was den Einen excitirt, wird auch die Andern erheben; was Dieſe deprimirt, wird auch Depreſſion in Jenen bringen.

Wenn irgend eine erregende innere oder äußere Potenz in einen Theil des Syſtems einwirkt, dann wird dieſer Theil zum Pol, in dem die Erregung ein Größtes iſt; von dieſem Pole an wird die Wirkung abſteigend ſich immer mehr verlieren, bis ſie endlich gegen die äußerſten Extreme des Syſtems von jenem Punkte an gerechnet, im Aequator, völlig in einem Minimum verſchwindet.

Im Verhältniß wie die Potenz nun ſchwächer wirkt, wird der Aequator dem Pole näher rücken; er wird in eine Zone von immer größerer Breite ſich verwandeln, in der keine merkliche Veränderung in den Functionen in die Sinne fällt, die allein auf die nächſten Regionen um den Pol ſich beſchränkt. Im Verhältniß wie die erregende Potenz aber anhaltender und ſtärker wirkſam iſt, wird der Pol auseinanderlaufend dem Aequator näher rücken, die verſtärkte Erregung wird mehr gegen die Extreme hin ſich verbreiten, die Functionen in einer immer

gröſsern Sphäre werden Veränderungen erfahren, bis endlich Pol und Aequator ineinanderfallen und nun die Erregung über das ganze Syſtem gleichmäſsig ſich verbreitet.

So iſt z. B. bei der Amaurosis encephalica der Pol für die Aſthenie des Syſtems die Gegend um die Sehhügel; in ihr iſt der Punkt der höchſten Schwäche, von dem an dieſelbe abſtufend gegen die übrigen entlegenern Theile ſich immer mehr verliert. Die übrigen Sinne auſser dem des Geſichts ſind daher weniger angegriffen; der Begriff des Lichtes hat gänzlich ſich verloren, zugleich mit den Zunächſtverwandten; die Entferntern erfahren ſtufenweiſe um ſo weniger Veränderung, je entlegener ſie ſind. Mit der Zunahme der Aſthenie gewinnt die Schwäche nach allen Dimenſionen immer mehr Raum, verbreitet ſich durch die fernern Organe, bis endlich im Sopor die ganze Totalität Pol geworden iſt, und Dunkel alle Sinne umhüllt, und alle Facultäten in gleicher Ohnmacht befangen hält.'

So zeigt bei den fixen Ideen nur eine Action der Vernunft, bei den verkehrten Neigungen nur eine Function der Phantaſie ſich angegriffen und abnorm; der ganze Kreis der übrigen Ideen und Affecte erſcheint in dem Maaſse weniger affizirt, wie er ſich von jenen fixen Puncten an weiter öffnet, und das

Nämliche wird ſich dann auch in den enſprechenden Organen wieder zeigen. Mit dem Fortgange der krankhaften Störung wird die Abſtraction immer mehr erſtarren; der fixen Ideen und Affecte werden immer mehr aufglühen; bis endlich in der Manie eine gleiche Gluth das ganze Syſtem ergriffen hat, und ein allgemeiner Orkan das ganze Muskelgeflechte convulſiviſch ſchüttelt.

Wenn poſitive Potenzen die feſte Maſſe des Gehirns in ihrer Receptivität deprimiren, dann wird das arterielle Syſtem in ihr in ſeiner Activität erhöht; die Secretion in ihm wird geſteigert; der Dunſt, den dieſe Arterien in die Höhlen ausſcheiden, nimmt zu an Quantität; ſeine Elaſticität wird verſtärkt, er wird ſeiner Qualität nach kräftiger, und ſeine innere Contractilität nimmt zu. Es geht daher in ihm die nämliche Veränderung vor, wie in jedem äußern Bewegungsmuskel, wenn dieſelbe Potenzen ihn excitiren; die Contraction, die die Seele in ihm ſetzt, wird kräftiger und energiſcher, während er dem Aeußern ſich ſchließt.

Wenn negative Potenzen die feſte Maſſe des Gehirns in ihrer Receptivität erhöhen, dann wird das arterielle Syſtem in ihr in ſeiner Energie deprimirt; die Secretion in ihm nimmt daher ab; der geſchiedne Dunſt vermindert ſich in ſeiner Quantität; ſeine

Elaſticität erſchlafft; er wird ſeiner Qualität nach minder kräftig, und ſeine Contractilität ſinkt daher eben wie die des feſten Bewegungsmuskels, wenn die nämliche Potenzen ihn aſtheniſiren. Der Seelenmuskel wird daher welk und ſchlaff; die Contractionen, die die Seele in ihm ſetzt, ſind kraftlos und ſchwach, während das Aeußere in der Wahrnehmung ihn in Zuckungen regt.

Wie zwiſchen jedem Nerven und ſeinem Muskel ſo iſt daher auch Gegenſatz zwiſchen dem Seelennerven-, und dem Seelenmuskelſyſtem, und ſo muß es ſeyn, wenn das Eine die Träger aller negativen Facultäten in ſich vereinigt, während das Andere die poſitiven Kräfte repräſentirt. Wie das Repräſentirte in Antagonism ſteht, ſo werden auch die Repräſentanten antagoniſiren müſſen, wenn in ihnen das Höhere ſich ganz ausſprechen ſoll.

Es iſt daher drittes Lokalgeſetz für das Syſtem:

Es iſt Antagonism zwiſchen der feſten Maſſe des Gehirns und den Sinnorganen einerſeits und dem Dunſt in ſeinen Höhlen und dem ganzen äußern willkührlichen Muskelſyſtem andrerſeits: was die Einen in ihrer Receptivität deprimirt, wird die Andern in ihrer Energie erheben; was

Jene in ihrer Empfänglichkeit erhöht, wird dieſe in ihrer innern Kraft erſchlaffen.

Das zweite große Syſtem, das wir im Organismus finden, iſt das der Verdauungsorgane, durch die die Nahrungsſtoffe in den Körper treten.

Muskeln, die der Intercoſtalnerve verſorgt, ſchlingen cirkelförmig ſich zuſammen, und verweben zu einem Canale ſich, der ununterbrochen ſich vom Munde bis zum After zieht, und in dem die Beziehungsfläche liegt, der alle andere Theile des Syſtems zugeordnet ſind.

Eine Schleimmembran überzieht die innere Fläche der Gedärme, eine Seröſe die Aeußere; Arterien, die in beide ſich verbreiten, ſondern dort den Schleim ab in die innere Höhlung, hier einen eigenen Dunſt in den Raum zwiſchen ihnen und dem Bauchfell; Jenen ſaugen dann die Milchgefäße, dieſen die Lymphatiſchen wieder auf, während die Pfortader das Blut nach geſchehener Secretion der Galle zurück zum Herzen führt.

Die Muskeln des Darmcanals, indem sie sich erweitern, und zu einem dichten Gewebe verschlungen einen Behälter mit starken muskulösen Wänden bilden, formen den Magen, in dem daher der Pol des innern Muskelsystems sich findet.

Die Schleimmembran, indem sie sich zusammendrängt, und zu einer zusammengesetzten Drüse ineinandergewickelt ein eignes Secretionsorgan bildet, giebt die Pancreas, in der daher der Pol der innern Darmsecretion liegt.

Die Pfortader, indem sie sich mannigfaltig mit Arterien verschlungen in ein Organ zusammendrängt, giebt die Milz, in der daher der Pol des innern venösen Systemes liegt.

Die Milchgefäße, die mit Arterien und Venen durchflochten, in dichte Convolute sich zusammenballen, bilden die Gekrösdrüsen, die alle in den Milchbrustgang endigen, in ihrer Gesammtheit liegt daher der Pol des absorbirenden Systems.

An der innern Fläche der Leber, da wo die Gallengänge sich an die Arterien und die Gefäße der Pfortader legen, die sich in sie verbreiten, erfolgt die Secretion der Galle, die sich in der Gallenblase häuft, in der Leber liegt daher der Pol des Gallensystems.

Alle diese Organe umfängt das Bauchfell

und ſchließt das Verdauungsſyſtem vom ganzen übrigen Organismus ab; im Bezirke dieſer Gruppe liegen daher die Eingeweide, und die obern und die untern Gekrösarterien, ferner das ganze Syſtem der Pfortader, von der nicht der kleinſte Zweig auſſerhalb des Bauchfells liegt, das ganze Syſtem des Eingeweidenerven, endlich alle Milchgefäße bis zum Milchbruſtgang hin.

Durch den Mund werden die Speiſen dem Magen zugeführt, nachdem die Zunge ſie vorher koſtend prüfte; das Zerriebne, Aufgelößte wird dann den Milchgefäßen dargeboten, die den flüſſigen Chylus daraus ſaugen. Geſchmack iſt daher als Sinn dieſem Syſteme zugegeben, Flüſſigkeit die Form in der die Stoffe ihm geboten werden müſſen.

Wie vom Herzen aus die Aorte in alle Theile des Organismus ſich hinverbreitet; ſo verbreitet vom Magen aus ſich der Darmcanal in vielen Windungen durch den ganzen Raum innerhalb des Bauchfells hin. Wie cirkelförmig geflochtene Muskeln das Herz umgeben, ſo umwinden auf gleiche Weiſe verſchlungene Muskeln den Magen; wie kreisförmige Muskeln die Wände der Arterien umfangen, ſo umziehen ähnliche Fibern auch den Darmcanal bis zu dem After hin.

Wie in den Arterien ſich das Blut bewegt, und vom Herzen aus durch alle Pulſe ſtrömt, ſo bewegt

ſich der Speiſenbrey vom Magen durch den Darmcanal gegen den Maſtdarm zu.

Wie das Blut die Arterien pulſiren macht, indem es ihre Wände abwechſelnd zur Zuſammenziehung ſtimulirt, und dann wieder durch ſeine Maſſe expandirt, und ſo durch dieſe undulirende Bewegung immer vorwärts getrieben wird, weil das Herz an Muskelkraft die Arterien übertrifft, und jede neue von ihm ausgeſtoßene Welle die Vorhergehende verdrängt:

So macht auf gleiche Weiſe der Chymus den Darmcanal pulſiren, indem er die cirkelförmigen Fibern ſeiner Wände durch ſeine Qualität zur Contraction beſtimmt, und dann wieder durch ſeine Quantität ſie expandirt, und ſo durch dieſe undulirende Bewegung der mindern Ueberlegenheit des Magens wegen bald vor bald rückwärts, im Ganzen aber doch abwärts zum Maſtdarm getrieben wird.

Wie die Bewegung des Bluts in den Arterien unwillkührlich vor ſich geht, und ſie nur der Affect beherrſcht, weil der an Ganglien geknüpfte ſympathiſche Nerve ſie regulirt; ſo fällt die Bewegung des Speiſenbreys gleichfalls außer die Sphäre des Willens und in die des Affects, weil der negative Sympathiſche Nerve den Darmcanal verſorgt.

Wie an die Arterien die Venen ſich legen, und

aus ihnen das aussaugen, was nach geschehener Secretion noch übrig bleibt; so legen sich an den Darmcanal die Milchgefäße, und saugen aus dem Chymus den Chylus auf, worauf dann der Rest durch den Mastdarm sich excernirt.

Der Magen ist daher das Herz, der Darmcanal die Arterie der Verdauung; der Chymus ist das arterielle Blut, das die Arterie in der peristaltischen Bewegung pulsiren macht; die Milchgefäße werden die Venen seyn, die den Chylus, das venöse Blut, aussaugen.

Was daher vom Pulse in den Arterien gilt, wird auch vom Pulse im Darmcanale gelten; was Jene excitirend oder deprimirend affizirt, wird auch diesen erhehen oder schwächen.

Bei starker Contractilität des Magens und Darmcanals, bei starker Sollicitation zur Zusammenziehung erfolgt der harte, starke peristaltische Puls; beim Gegentheil der Schwache und Weiche.

Wenn bei steigender Contractilität zugleich auch die Sollicitation zur Zusammenziehung sich verstärkt, dann erfolgen in derselben Zeit stärkere und öftere Zusammenziehungen, und dann zeigt sich der starke, harte, häufige Puls: wenn bei sinkender Contractilität sich die Sollicitation verstärkt, dann erfolgen die schwachen Contractionen in demselben Zeitraum

in gröſserer Anzahl, und der weiche, ſchwache, häufige Puls tritt ein.

Wenn hingegen bei bleibender oder ſinkender Contractilität des Darmcanals die Sollicitation ſich mindert, dann erfolgen die kraftloſen Contractionen mit geringerer Häufigkeit, und ſo entſteht der ſchwache, weiche, ſeltene Puls; der Harte, Starke, Seltene hingegen, wenn bei bleibender oder ſinkender Sollicatıon die Contractilität ſich verſtärkt.

Was die Arterien zu ſtärkern Contractionen ſollizitirt, poſitive Potenzen, wird auch in den Darmcanal gebracht, dort die Sollicitation zur Zuſammenziehung verſtärken; was dort die Inzitation ſchwächt, negative Potenzen, wird auch hier ſchwächend wirken.

Wenn man daher poſitiv erregende Potenzen in den Darmcanal bringt, dann erfolgt harter, ſtarker, häufiger Puls in ihm; die Gedärme ziehen mit Kraft und Stärke ſich zuſammen; die wurmförmige Bewegung wird lebhafter, die Contractionen erfolgen öfter; der Speiſenbrey bewegt ſich daher ſchneller durch den Darmcanal und erreicht den Maſtdarm früher.

Zugleich erfolgt Excitation in den arteriellen Haargefäſſen der Schleimmembran, es wird mehr Schleim abgeſondert, der bei der verſtärkten Wärme an der

ganzen innern Fläche anfangs verdunſtet und ſich vergast, und in den Borborygmen und Blähungen ſich zeigt; dann aber wenn bei ſtarker Reizung ſeine Quantität ſich noch mehr verſtärkt, den Chymus und die Excremente verdünnt, und mit dieſen bei der verſtärkten wurmförmigen Bewegung durch den After im Durchfall ſich ſchnell entleert.

An der äußern Fläche des Darmcanals werden die arteriellen Haargefäße in der ſerösen Membran auf gleiche Weiſe zu verſtärkter Action incitirt; es wird daher mehr von jenem ſerösen Dunſte abgeſchieden, der bei verminderter Action der einſaugenden Gefäße in dem Raum zwiſchen den Gedärmen und dem Bauchfell ſich anhäuft, und den aufgetriebnen Leib bewirkt.

Wenn die Härte der Pulſirung des Canals einen gewiſſen Grad überſteigt, dann erregt ſie Schmerz; die höchſt verſtärkte Erregung wird zur Wahrnehmung gelangen, und dann entſteht die Kolik. Wenn die Abſonderung des Dunſtes in die Bauchhöhle ſich gleichfals über die Gebühr verſtärkt, dann zeigt ſich Meteorismus und Tympanitis. Wenn alle innern Secretionen ſich vergasen und verdampfen, dann entſteht der trockne Durchfall. Wenn endlich die verſtärkte Secretion des flüſſigen Darm-

ſchleims über die ganze Fläche des Canals ſich verbreitet, und mit Heftigkeit vor ſich geht, dann wird die Diärrhoe zur Cholera.

Bei noch höherem Grade der Excitation des Darmcanals entſteht Darmentzündung; die Schleimmembran hört abzuſondern auf; die Secretionen in der Serösen modifiziren ſich in ihrer Qualität zur Eiterbildung; der Darmcanal zieht krampfhaft ſich zuſammen, die Excremente werden unbeweglich und der Leib verſtopft.

Wenn man eine poſitive Potenz, die vorzüglich ſpezifiſch die Magennerven inzitirt, in den Magen bringt, dann werden die Contractionen deſſelben nach allen Richtungen verſtärkt; es entſteht Congeſtion des Bluts in ſeinen Haargefäßen, und verſtärkte Secretion des Magenſafts. Dieſe Affection giebt ſich durch Ekel und Uebelkeit zu erkennen.

Bei verſtärkter Inzitation verſchließt der Pylorus, als der am ſtärkſten inzitirte Theil ſich krampfhaft; der Inhalt des Magens wird mit vermehrter Stärke auf und nieder bewegt; er weicht endlich dem allerwärts auf ihn einwirkenden Druck nach der Richtung des geringſten Widerſtandes aus, die periſtaltiſche Bewegung wird verkehrt, und ſo erfolgt erſt Aufſtoßen und dann Erbrechen.

Wenn die Potenz nicht den Pylorus, ſondern

irgend einen tiefer liegenden Theil des Darmcanals krampfhaft zusammenzieht, dann wird dies Segment zum Pylorus, der Darmcanal über ihm zum Magen, und das Erbrechen leert den ganzen Inhalt im Ileus aus; aus demselben Grunde, warum der höchste Grad von Excitation die arteriellen Haargefäße entleert, und Bläße durch krampfhafte Zusammenziehung bewirkt. Liegt der affizirte Ort über dem Magen im Schlunde, dann erfolgt Schluchzen, das im Mastdarm als Stuhlzwang erscheint.

Wenn bei schwacher Contractilität des Darmcanals eine positive Potenz in denselben wirkt, dann entstehen häufige aber matte und schwache Contractionen; der Speisenbrey wird daher wenig nur durchgearbeitet, und bewegt sich der Schnelligkeit in der Folge der Zusammenziehungen wegen geschwind bis zum Mastdarm hin, ehe die Milchgefäße den Chylus daraus eingesogen haben: so erfolgt Lienterie.

Wenn man hingegen negative, äußere Potenzen in die ersten Wege bringt, dann vermindern sich die Contractionen an Häufigkeit, und schwächen sich an Stärke; die Gedärme ziehen sich mit geringerer Kraft zusammen; die wurmförmige Bewegung wird träger; der schwache, kleine, seltne peristaltische

Puls entſteht, der Schlag des innern Herzens wird ſchwach und intermittirend.

Zugleich erfolgt Depreſſion in den arteriellen Haargefäßen der Schleimmembran; es wird weniger Schleim abgeſondert, und das Abgeſonderte wird nicht zu Blähungen vergast, ſondern ſchnell von den einſaugenden Gefäßen wieder weggeſogen. Daſſelbe geſchieht mit dem Dunſt in der ſeröſen Membran, der Drang der Säfte in die arteriellen Haargefäße wird gebrochen.

Daher heben Opium und mehr oder weniger alle combuſtibeln Körper ſchnell Uebelkeit, Erbrechen und den Durchfall und Meteorism, den poſitive Jnzitamente bewirkten; im geſunden Zuſtand in den Darmcanal gebracht veranlaßen ſie aus demſelben Grunde verſtopften Leib, unbewegliche, feſte, harte, Excremente. Daher hebt häufig verſchlucktes Eis oft den hartnäckigſten Jleus (Brandes) und Eisklyſtire zeigen ſich in der Darmentzündung und Ruhr aus demſelben Grunde wirkſam, warum aufgelegtes Eis die Entzündung nach Verbrennung hebt.

Der Darmcanal hat einen poſitiven Factor, das ſind die Muskeln die ſich in ihn verweben, und die Arterien die ſich aller Orten in ihn verflechten: er hat einen negativen Theil; das ſind die Geflechte des Eingeweidenerven, die ſich von den Ganglien

aus an ihn verbreiten, dann die Venen die sich in die Pfortader sammeln, endlich die lymphatischen und die Milchgefäße die sich in ihn öffnen, und in den Milchbrustgang endigen.

Alle Muskeln und Arterien sind durch den ganzen Canal hin mit Nerven versorgt, die durch die Cöliacischen Knoten miteinander kommuniziren; wie sie daher durch Vermittlung derselben wechselweise untereinander in durchgängigem Zusammenhange stehen, so werden auch die homologen Theile der Totalität des Gewebes untereinander consoniren: was einen Theil desselben inzitirt, wird durchgängig alle übrigen mit erregen.

Ein Brechmittel in den Magen gebracht bewirkt vermehrte Absonderung des Speichels, Erbrechen, verstärkte peristaltische Bewegung, Blähungen durch alle Gedärme und Aufgetriebenheit des Leibs. Eine Purganz bewirkt Ausstoßen, Eckel, Uebelkeit, verstärkte peristaltische Bewegung, vermehrte Secretion und dadurch Durchfall.

Es ist daher erstes Localgesetz für das System:

Es ist Consensus in dem ganzen muskulösen Theil des Darmcanals von seinem Pole dem Magen an, der ganzen Schleimmembran von ihrem Pole der Pancreas aus, der ganzen Seró-

sen bis zum Mastdarm hin, sie alle concordiren daher in ihrer ganzen Verbreitung in sich selber: was auf den einen Theil des Systems erhebend wirkt, wird sich auch auf alle andere, wenn es kräftig genug ist, auf sie seine Wirksamkeit zu verbreiten, excitirend zeigen; was ein Glied der Verkettung deprimirt, wird auch Depression in alle andern setzen.

Was dem Muskel und der Arterie der Nerve, das dem einsaugenden Gefäße die Arterie; wenn also der Eingeweidenerve unmittelbar in den Ganglien in seinen fernsten Verbreitungen sich verkettet, dann knüpft er mittelbar durch die Arterien, die in ihm gegen den nämlichen Beziehungspunct hinneigen auch alle einsaugenden Gefäße im Darmcanal zusammen.

So stillt Opium z. B. Erbrechen und verstopft zu gleicher Zeit den untern Darmcanal, aus demselben Grunde warum ein Tropfen kaltes Wasser irgendwo auf die Oberfläche des Körpers getröpfelt, die ganze Haut an ihr zusammenzieht.

Es ist daher zweites Localgesetz für das System:

Es ist Consensus in dem ganzen nervösen Theil des Darmcanals, in den

lymphatiſchen und Milchgefäßen, ſo weit ſie innerhalb des Bauchfells liegen, in der Pfortader in ihrer ganzen Verbreitung, endlich in der Leber als Abſonderungsorgan der Galle und der Milz, inſofern ſie ein Convolut von Venen iſt: ſie alle concordiren in ihrem ganzen Umfang in ſich ſelber; was auf ein Glied der Verkettung erhebend wirkt, wird auch das Andere excitiren, und ſo hinwiedrum bei der Depreſſion.

Wenn irgend eine kräftig erregende Potenz in einen Theil des Syſtems einwirkt, dann wird dieſer Theil zum Pole, in dem die Erregung ein Größtes iſt; von dieſem Pole an wird die Wirkung abſteigend ſich immer mehr verlieren, bis ſie endlich gegen den Aequator des Syſtems von jenem Puncte an gerechnet völlig in einem Minimum verſchwindet. Nur wenn die ſchwächer thätige Potenz auf eines der äußerſten Extreme wirkt, dann geht der entgegengeſetzte Pol im Andern Entgegengeſetzten auf, und je weniger kräftig die Potenz dabei in ihrer Wirkung iſt, um ſo mehr beſchränkt ſich die directe Erregung auf die Nähe des Punctes der unmittelbaren Affection, während beim ſtärkern Incitament

dieſelbe hohe Excitation gleichförmig das ganze Syſtem ergreift und Aequator und Pol zuſammenfallen.

Wenn poſitive Potenzen die Muskeln des Darmcanals und ſeine Arterien excitiren, dann deprimiren ſie zugleich die einſaugenden Gefäße; langſamer bewegt daher durch die Pfortader ſich das Blut, die Milz ſchwillt an, die Abſonderung der Galle wird vermindert, die Milchgefäße ſaugen weniger weg. Wenn hingegen negative Potenzen den muskulöſen Theil deprimiren und die Secretion in den arteriellen Haargefäßen ſchwächen, dann wird jene in den Venöſen der Leber vermehrt, es wird mehr Galle abgeſondert, und die Einſaugung durch die Milchgefäße geht lebhafter von ſtatten.

Es iſt daher drittes Localgeſetz für das Syſtem: Es iſt Antagonismus zwiſchen dem poſitiven und dem negativen Factor des Verdauungsſyſtems; was den Einen deprimirt, wird erhebend in den Andern wirken, was dort excitirt wird hier deprimirend ſich verhalten.

Der Magen iſt das negative Herz im Organism, und in ihm die Aortenkammer, der Darmcanal die ihm zugehörige Aorte, ihre Muskeln verſorgt der Stimmnerve, indem er mit

dem Eingeweidenerven zu einem positiv negativen Geflechte sich verbindet: die Totalität der Arterien die sich in den Darmcanal verbreiten, und die einerseits die Pancreas zum Pole haben, wird die Venenkammer im negativen Herzen repräsentiren, weil der eigentliche Eingeweidenerve, der aus dem sympathischen Nerven eben so entsteht, wie das positive Magengeflechte aus dem Stimmnerven, also den negativen Factor in der Negativität darstellt, sie versorgt.

Wie die innern Arterien, mit dem muskulösen Darmcanal im Gegensatze sind, so bilden die innern Venen, indem sie in der Pforte sich zusammenziehen und durch die Leber sich verzweigen, das negative innere Venensystem; das Positive hingegen werden die Lebervenen repräsentiren, die in die Hohlader übergehen. Das venöse Blut wird durch die Leber durchgetrieben, wie das Aeußere durch die Lungen; aus ihm wird dort das geflickstoffte Blut in den Darmcanal abgesondert, wie hier das Oxidirte in die rechte Herzkammer.

Es ist daher Lokalgesetz für das System:

Es ist Gegensatz im positiven Factor des Verdauungssystems zwischen dem muskulösen Darmcanal und den Arterien, die in ihn münden, und im Re-

gativen zwiſchen der Pfortader und den Lebervenen ſo wie zwiſchen Jenen und den Milchgefäßen, in Bezug auf ihre Lebensaction und ihr Reſultat die Secretion und Reſorption.

Die Leber bildet daher in Rückſicht auf die Rezeptivität die ſie im Verdauungsſyſtem repräſentirt, den Kohlenſtoff- und Waſſerſtoffpol; die Aeſte der Pfortader die ſich in ſie verflechten müſſen alſo — eben wie die Arterien, die ſich aus der rechten Herzkammer in die Lungen ziehen, eine negative Energie beſitzen —, ſo gleichfalls eine negative Receptivität zeigen, die ſich durch die dunkle Farbe ihres Bluts verräth.

Die Venen, die das Blut nach geſchehener Secretion aus ihr zurück zum Herzen führen, müſſen eine poſitive Erregbarkeit beſitzen, alſo vorzüglich den Waſſerſtoff wegſaugen, und der überflüſſige Kohlenſtoff daher mit dem vorherrſchenden Stickſtoff ſich abſondern und die Galle bilden.

Der Darmcanal und ſeine Arterien werden hingegen einerſeits den Sauerſtoffpol und andrerſeits den Stickſtoffpol im Verdauungsſyſtem darſtellen; der poſitive Factor im Eingeweidenerven wird ſich

an den Einen ziehen, in seinen Contractionen daher die Positivität vorherrschen; der negative Eingeweidenerven, der sich an die Andern zieht, wird sie dagegen zur Negativität stimmen. Daher sind die Speichelsäfte des Darmcanals wässerigt und zunächst stickstoffhaltig, während die Galle concentrirt und scharf gestickstoffter alcalisirter Kohlenstoff ist.

Und das Verdauungssystem, das der mittlern Region des Lebens angehört, und den negativen Theil derselben bildet, wird sich noch einmal in der Untersten, das die Totalität der einsaugenden Gefäße begreift, wiederhohlen, und dies zweite Assimilationssystem wird dann gleichfalls in dieser Totalität den negativen Factor bilden.

Die Positivität in dieser Potenz beschränkt sich auf die Arterien, die die Wände der einsaugenden Gefäße und des Zellgewebes durchziehen; in den Organen die sich in dieser Region zusammensetzen, muß sich daher der Muskel gleichfalls in diese Arterien verlieren, und sonst Passivität rein hervortretend sich zeigen.

Das ist aber nun der Fall mit dem Milchgefäße. Der Schlund dieses Verdauungssystems der zweiten Ordnung ist der Hals in der Totalität der einsaugenden Gefäße: wie der Darmcanal in vielen Windungen den Unterleib durch-

zieht, ſo convolvirt ſich dies einſaugende Gefäße gleichfals mannichfaltig in den Drüſen des Gekröſes. Aber in dieſem Darmcanal verſchwindet der Muskelbau, mit ihm der Magen und der periſtaltiſche Puls, mit dieſem fällt als unnüz die Leber weg, die Bewegung des Eingeſogenen geſchieht durch bloße Contractilität. Nur die negative, arterielle Energie reicht bis in dieſe Potenz hinunter, und die Schleimmembran und die Pancreas findet ſich in den mannichfaltig verflochtnen Adernnezen wieder, die ihre Secretionen in die Drüſen ergießen.

Die Totalität der Milchgefäße iſt daher ein zweites, unteres Verdauungsſyſtem, das durch die Arterien mit dem Obern conſonirt *); in ihm erfolgt die zweite Aſſimilation, die den Chymus in Chylus verwandelt; dann tritt der Chylus als Blut der zweiten Ordnung in den Milchbruſtgang ein, von wo es dann ins Herz und die Lungen ſich ergießt,

* Vorzüglich beim Wallfiſch tritt dieſe Analogie deutlich hervor. Die Gekröſedrüſen bei ihm ſind groſſe Säcke, auf deren innere Fläche außer den Arterien, die dort Schleim ausſondern, und Venen die das Blut zurückführen, auch Milchgefäße mit offnen Mündungen endigen, die den durch die Secretion aſſimilirten Milchſaft wegſaugen und ihn dann aus den Gekröſemägen in den Milchbruſtgang führen. (Abekuehy.)

und dort die letzten Aſſimilation erfährt, die es in arterielles Blut der dritten Ordnung verwandelt.

Und ſo wird die äußere Natur durch Aſſimilation organiſch conſtruirt. Von den Milchgefäßen an durch die Drüßen, den Milchbruſtgang und dann das ganze arterielle und venöſe Syſtem zieht ſich ein zweiter flüſſiger Organismus hindurch, der dem erſten Feſten geometriſch völlig congruirt, ihm in alle ſeine Formen folgt, aber organiſch dem Grade nach ſich von ihm unterſcheidet.

Der flüſſige Organism gränzt im Darmcanal mit der äußern Natur zuſammen; von da an durch die verſchiednen Ramificationen, in die er ſich ergießt, bis in die feinſten Haargefäße hin, gewinnt er immer mehr an organiſcher Formation, bis er endlich im arteriellen Blut, und beſonders dem der Zeugungstheile ſein Höchſtes erreicht.

Da wo der flüſſige Organism in ſeinem maximum endigt, da beginnt der Feſte in ſeinem minimum; der Saamen die höchſte Blüthe des Flüſſigen weckt im Weibe den erſten Keim der Feſten in der Gallerte des Embryo. Was daher im Zeugungsact, in einem Zeitmoment, in einem Mittelpunkt, zu einem Schlage zuſammengedrängt vorgeht; das geht durch die ganze Lebenszeit, durch den ganzen Organismus, beim Uebergang des Flüſſigen in das

Feste vor: das Leben im Einzelnen ist daher ein fortgesetzter Selbstzeugungsact, in dem das Flüssige das Zeugende, das Feste das Empfangende ist; bei jeder Störung der Functionen durch topische Krankheit sind also beide Factoren gleich sehr afficirt, und nimmer die Krankheit blos im Festen, oder blos auf's Flüssige beschränkt.

Eine ähnliche Gradation wie im Flüssigen wird sich daher auch im festen Organism finden: von der Oberhaut, Zellgewebe, Muskel durch den Nerven zum Gehirn, wo er in der höchsten Potenz in unmittelbare Gegenwirkung mit der Intelligenz geräth und gleichsam in ihr wurzelt, wie der Flüssige durch die Milchgefäße in der äußeren Natur.

Vom Gehirne, das sich der Seele öffnet, geht daher als von einem Pole das Organische in uns aus; steigt dann hinab durch Nerven, Muskel, Zellgewebe, arterielles, venöses Blut durch den Chylus bis zum Chymus, wo es im entgegengesetzten Pole endigt, und der unorganischen Natur aufgeschlossen steht.

* * *

Die zweite Gruppe von Organen, auf die wir im Organism treffen, ist die des Lungensys-

tems, in dem der Sauerſtoff zum Blute tritt, und daſſelbe zum poſitiven Inzitamente für die Arterien macht.

Ein hohler eyförmiger Muskel aus zwei diſtincten übereinandergeſchichteten Sätzen von Faſern gewebt, bildet den linken Ventrikel des Herzens, an den ſich unmittelbar der Rechte ſchließt. Zuführende Gefäße erheben ſich von Dieſem, Ableitende von Jenem, und beide verflechten mit den haarförmigen Verzweigungen der Luftröhre ſich zu den Lungenblättern.

Damit das Blut in den Lungen ſich bewegen, damit die Athmoſphäre in ſie treten könne, ſind dieſem Syſtem das Zwergfell, die Bruſt und die Bauchmuskeln zugeordnet; Blut und Sauerſtoff regen ihre Nerven, und indem ſie ſich zuſammenziehen, ergießen Blut und Lebensluft in ihren Strömen einander ſich entgegen.

Eine Schleimmembran zieht ſich aus der Naſe, durch den Kehlkopf, die Luftröhre bis in die feinſten Luftwege hinein, und bekleidet aller Orten die äußere der Athmoſphäre zugekehrte Fläche des Syſtems; eine Seröſe bekleidet gleicherweiſe die Innere dem Syſteme Zugekehrte, und ſcheidet ſie im Bruſtfell und Herzbeutel von den übrigen Organen.

Durch die Naſe wird die Luft den Lungen zugeführt, nachdem vorher das Geruchorgan ſie prüfte,

um das Schädliche vor dem Heilsamen zu erkennen; als expansible Materie kann der Nahrungsstoff nur in sie treten, nur in dieser Form kann er mit dem Blute in Berührung kommen: Geruch ist daher als Sinn diesem Systeme zugegeben; Gas ist die Form, in der die Stoffe ihm geboten werden müssen.

Wie der Nahrungsstoff in den Darmcanal eintritt, und indem er längst den Wänden desselben hinuntergleitet, von den Netzen der Milchgefäße eingesogen wird, die das Gesogene dem rechten Ventrikel zuführen; so tritt die Athmosphäre in die Lungen ein, und indem sie die Zellen derselben schwellt, tritt sie in den Netzen, die ihre Wände umziehen, an's Blut, und mit diesem in den linken Ventrikel. Allein der Sauerstoff bedarf keiner nähern Assimilation, ehe er mit dem Organism sich verbindet: die Drüsen der Lunge sind daher die Luftzellen; die einsaugenden Gefäße die Aderngeflechte, die ihre Wände durchziehen; der Chylus ist der Sauerstoff, der mit dem Blute wirklich sich verbindet, die Excremente Stickgas und kohlensaures Gas, die wieder ausgeathmet werden.

Wie der Chymus in der peristaltischen Bewegung den Darmcanal pulsiren macht, so macht die Athmosphäre die Brust sich pulsirend auf und abbewegen; der Athemzug ist daher der Puls der

Lungen, und was von der peristaltischen Bewegung des Darmcanales gilt, wird auch für den Lungenpuls geltend seyn; was jene excitirend oder deprimirend afficirt, das wird bei Abwesenheit mechanischer Störungen in den Bewegungsmuskeln auch diesen auf gleiche Weise erheben oder schwächen.

Höchste Positivität und höchste Inzitation im Lungensystem giebt daher den harten, kurzen, häufigen, ängstlichen, engbrüstigen, keuchenden, heißen, bei etwas geringerem Grade den vollen, tiefen, häufigen, warmen Athemzug. Negativität in dem System bei negativer Inzitation wird hingegen durch den schwachen, seichten, kleinen, seltnen, kalten, beklommenen, seufzenden Athemzug sich äußern, der nach wiederhohlten Anstrengungen der Angst häufiger und kürzer wird, bis er endlich beim Erliegen der innern Energie allmählig immer schwächer und schwächer wird, bald intermittirt, und endlich gänzlich stockt.

Nur in Gasform können äußere Potenzen in die Lungen treten, nur Gase oder Dämpfe können also Excitation oder Depression dort setzen.

Daher beschleunigen Sauerstoffgas und oxidirtes Stickstoffgas eingeathmet den Athemzug, machen ihn wärmer und häufiger und stärker; dagegen schwächen denselben Wasserstoff, kohlenstoffsaures

Bad, Aetherdämpfe u. ſ. w.; ſie deprimiren die Lungen in immer zunehmender Progreſſion, bis ſie endlich gänzlich erlahmen, und nun der Tod durch Aſphyxie den Kreislauf völlig unterbricht.

Daher macht ein kaltes Bad den Athem ängſtlich und beklommen, und kalt und ſchwach, während ein Heiſſes ihn erhebt, ihn häufiger, voller, ſtärker und wärmer macht.

Wenn poſitive Potenzen verſtärkte Action in die Lungen ſetzen, dann wird die Secretion in der Schleimmembran vermehrt; die Inzitation der Muskeln wird immer mehr verſtärkt, bis ſie endlich convulſiviſch ſich zuſammenziehen, und mit Heftigkeit Schleim und Luft ausſtoßen: ſo entſteht der Huſten, für die Lungen was das Erbrechen für den Magen. Bei verſtärkter Action verſchließen die Haargefäße der Schleimmembran ſich krampfhaft, die Secretion ſtockt gänzlich, und der Huſten wird nun beim Einathmen von kochſalzſaurem Gaſe trocken.

Die Lungen ſind nichts als eine Effloreszenz des Herzens: aus der rechten Herzkammer ſteigt das venöſe Blut durch zuführende Gefäße in die Lungen; dieſe zuführende Gefäße ſind Arterien, weil die rechte Herzkammer durch Stöße ſich in ſie entleert, und ihre Wände nun, wenn ſie nicht wie todte

Schläuche sich verhalten sollen, pulsirend reagiren müssen, was nur durch einen muskulösen Bau begreiflich wird. Aus den Lungen steigt das arterielle Blut durch ableitende Gefäße zur linken Herzkammer zurück: diese ableitende Gefäße müssen wieder Arterien seyn, weil Venen dem arteriellen Blut geschlossen sind, und dasselbe um so schlechter leiten, je größer die Oxidation desselben ist, so daß mithin vor jedem Athemzug das Blut schnell durch die Lunge strömen, nach demselben aber sich anhaltend in ihr häufen müßte.

Das Blut, das aus der Hohlvene in die rechte Herzkammer sich ergießt, wird gleich vor seinem Eintritt durch den Chylus aus dem Milchbrustgang geschlagstoffet, also zur alcalisch inzitirenden Potenz. Die Erregbarkeit, die dieser negativen Thätigkeit in den Wänden der rechten Herzkammer entspricht, muß daher gleichfals eine Negative, und die Energie, mit der diese Contraction geschieht, eine Passive seyn. Das Blut hingegen, das aus der Lunge in die linke Herzkammer tritt, wird vorher an der Athmosphäre oxidirt, also zur positiv initirenden Potenz und die Erregbarkeit, die dieser Thätigkeit in der Aortenkammer entspricht, muß daher eben so wie die Energie in der Zusammenziehung eine Positive seyn.

Die reine Luftsäure ist leicht zu erhalten, da sie sich in Stickstoff- und Wasserstoffgas zersetzt; die reine Kohlensäure wird dagegen die Wärme frey, und das Stickstoff- und Kohlenstoffgas verbindet sich mit einander, während die Luft bei diesem Verfahren nur einen Theil, eine gewisse Höhe, hat. Diese Luftsäure ist Säure, die schon für sich Säure genannt wird und Säuregestalt hat, und sie ist eine Art der Kohlensäure, und hat einen Theil der Eigenschaften, die zum negativen Gegensatze in der elektrischen Säure mit dem Sauerstoffgas sich verbinden; während bei einer Säure, bei der Kohlensäure gehört, vermöge durch Wärme und dem gebrannten Sauerstoffgas Säure entstehen ohne Säure sich gleichzusetzen.

Bei weit aus die Säure, die bei weitem Säuregestalten hatte, bei vergleicht der gebrannten der Säure vergleicht, so wie sie für die Säure gleichzeitig mit dem Sauerstoffgas Säure; während bei Säure, bei vergleicht der elektrischen Säure mit der Elektrizitätsart gegangen ist, und Säure bei jeder Säuregestalten Säure sich gleichzusetzen. So wurde die gebrannten Säure zu der Säure sich verhalten, wie die reine Säure zu Säure

denn das obere Herzgeflechte ein Fragment ist, ist die Nervenkammer in directem Consensus mit allen Arterien, die im rein willkührlichen Bewegungsorgane liegen, versieht; ihre Contraction pflanzt sich zu ihnen bis ins Feld fort, das ganze Hautsystem steht daher zunächst mit ihr im directen Verkehr.

Daher werden nicht bloß die Lungen und das Herz von der unmittelbaren Einwirkung positiver oder negativer Potenzen afficirt, auf alle Arterien verbreitet sich die Wirkung, die der positive Lungenthätige Reiz erzeugt. Oxydirtes Stickstoffgas eingeathmet beschleunigt zugleich mit dem Athemzuge mit der Pulsation des Herzens auch die Pulsation aller äußeren Arterien, das Blut häuft sich in den Hautgefäßen, die Haut wird geröthet, die ganze Oberfläche erhitzt, alle Secretionen werden verstärkt. Kohlendampf hingegen macht die Oberfläche blau und kalt, und hemmt alle Secretionen in der Ohnmacht und Betäubung die erfolgt.

Auch müssen nicht unmittelbar in die Lungen diese äußere Potenzen wirken, sie können jeden andern äußern Punkt zum Ziele wählen, und doch pflanzt sich Expansion und Depression bis zu ihnen fort. Ein kaltes Bad, wenn man in dasselbe steigt, verengert die ganze äußere Körperfläche und mit ihr zugleich die Lungen; das Blut eilt zurück und ihr

nen, wie es vom ganzen übrigen äußern Körper weiche; der Athem wird langsam und beklemmen und kalt, während ein warmes Bad zugleich mit dem Zellgewebe auch die Lungen umgeschirt. Kalte Aufschläge, die den Athemzug beklemmen, machen zugleich die monatliche Reinigung stocken. Eine allgemeine, starke, anstrengende Bewegung, die das Bewegungsorgan beim Gehen oder Arbeiten macht, röthet zugleich die Haut, vermehrt die Secretion und beschleunigt und verstärkt mit der Wärme Puls und Athemzug.

Es ist daher Consensus zwischen dem positiven Factor des Lungensystems und dem ganzen äußern arteriellen System, das der positive sympathische Nerve versorgt.

Nur in den äußersten Extremen der Kettenreihe wird im Consensus ein gleichsam mechanischer Gegensatz sich zeigen. So fällt z. B. in Bezug auf das Circulationssystem bei gestörtem Gleichgewicht die Positivität in die Lungen, die Negativität in die Füße; dann zeigt sich Congestion des Blutes nach Innen hin, während die Extremitäten erkältet sind.

Und wie die linke Herzkammer durch den positiven sympathiſchen Nerven mit allen Arterien im äuſſern Syſteme in Conſenſus ſteht, ſo wird die Rechte durch den negativen Sympathiſchen mit dem Verdauungsſyſteme in Zuſammenhang verſetzt. Der Stimmnerve, nachdem er die Geflechte für den negativen Ventrikel des poſitiven Herzens im Lungenſyſteme gebildet hat, tritt durch den Zwergmuskel in den Unterleib und bildet die Geflechte für den poſitiven Ventrikel des negativen Herzens im Verdauungsſyſtem, indem er ſeine Zweige vorzüglich nach den Muskeln des Magens und Zwölffingerdarmes ſendet; dann kömmt er in den cöliaciſchen Knoten unmittelbar mit dem Eingeweidenerven in Verbindung und ſetzt durch ihn auch den negativen Factor, das arterielle Syſtem der Verdauungsorgane mit der Venenkammer in Verkehr.

Wenn daher die Poſitivität im Darmcanal die Oberhand gewinnt, dann wird die Negativität in der rechten Herzkammer, den zuleitenden Gefäſſen und der Luftröhre ſich zugleich mit erhöhen und die Poſitivität in der Arterienkammer und den ableitenden Gefäſſen in demſelben Maaſſe fallen. So entſteht beim Hunger Gähnen, und beim Erbrechen Zufälle die Erſtickung drohen und Engbrüſtigkeit bei Unverdaulichkeit. Wenn hingegen die Negativität im

Darmcanale ſich erhöht, dann wird die im rechten Ventrikel fallen, und die Poſitivität in der Aortenkammer ſteigen, und daher nach berauſchenden Getränken ſtarkes Pochen des Herzens und verſtärkte Contraction in den äußern Arterien erfolgen. Und hinwiederum wird Durſt bei ſtarker Excitation des äußern arteriellen Syſtems ſich zeigen.

Es iſt daher organiſches Geſetz:

Es iſt Conſenſus zwiſchen der rechten Herzkammer, den zuleitenden Gefäßen der Lungen, und der Luftröhre einerſeits, und dem Darmcanal und ſeinen Arterien andrerſeits.

* * *

Die Nervengeflechte, die an die Nieren gehen, ziehen ihre Wurzeln aus den Oberbauchknoten; ſie ſind alſo Fortſetzungen des Eingeweidenerven; die Arterien, die ſie umflechten, daher mit dem Verdauungsſyſteme im Verkehr, und die Secretion des Harnes, die in ihnen vor ſich geht, geſchieht daher conſenſuel mit der Abſonderung in der Schleimmembran des Darmcanals. Unmittelbar aus dem Nierengeflechte entſteht das Schaamgeflechte, deſſen Nerven die Saamenarterien bis in die Hoden

und Trompeten begleiten und die Secretion des Saamens regeln. Auch dieſe Secretien wird daher durch den negativen ſympathiſchen Nerven beſtimmt, und iſt eine Function die dem Verdauungsſyſteme und zwar dem negativen Factor in ihm zugeordnet iſt.

Außer den willkührlichen Nerven, die an die äußern Harn und Zeugungsorgane gehen, iſt ihnen noch insbeſondere das Beckengeflechte beſtimmt, das ſeine Wurzeln theils vom ſympathiſchen Nerven theils und hauptſäglich von den Kreuzbeinnerven erhält, die in mehrere Knoten ſich zuſammenziehen und daher eben ſo eine Fortſetzung des ſympathiſchen Nerven, wie die Nieren und Saamengeflechte Eine des Eingeweidenerven bilden, weswegen ſie dann auch die Schenkel- Becken- und Darmbeinarterien umziehen. Das Geflechte verbreitet ſich an die Harnleiter, die Harnblaſe, die Scheide und den Uterus. Alle dieſe Organe ſind daher dem Lungenſyſteme, und zwar dem poſitiven Factor in ihm zugeordnet. Es folgt daher als organiſches Geſetz.

Es iſt Conſenſus zwiſchen der rechten Herzkammer und den Nieren und Saamenſecretionsorganen; es iſt Conſenſus zwiſchen der linken Herzkammer und den Excretionsorganen des Harnes und des Saamens.

Daher zeigt ſich verſtärkte Action in allen äußern Arterien beim Reiz der äußern Zeugungsorgane, ſtarker Puls, Herzpochen, beſchleunigter Athemzug, verſtärkte Transpiration, vermehrte Abſonderung in der Schleimmembran, der Scheide und der Harnröhre und in der Vorſteherdrüſe. Daher verſtärken draſtiſche Arzneyen vom Stickſtoffpole, wie z. B. Canthariden, wenn ſie ſpezifiſch auf die Abſonderung des Harnes wirken, zugleich mit ihr auch die Secretion des Saamens in hohem Grade; Nierenentzündungen wirken hinwiedrum auf den Darmcanal poſitiv, indem ſie die Muskelaction in ihm verſtärken, und daher Erbrechen zur Folge haben.

* * *

Das höchſte, reinſte, poſitivſte Urprodukt, zu dem es im Geiſte kömmt, iſt die Zeit: die Vernunft, indem ſie ſich in freier Poſitivität als Intelligenz evolvirt, und der Verſtand, indem er in gleicher Poſitivität das Evolvirte kräftig nach allen Richtungen begränzt, geben in ihrer Wechſelwirkung Zukunft und Vergangenheit, die nach entgegengeſetzten Richtungen von der Gegenwart ſich reißen. So entſteht auf gleiche Weiſe in der äußeren Natur das Licht, wenn an der Sonne, die am poſitiven Pol in der negativen Planetenreihe

ſteht, poſitive Attractivität in Gegenwirkung kömmt mit gleicher poſitiver Expanſivität, und im Evolute nun die höchſte poſitive Kraft ſich nach einer Dimenſion ergießt.

Das höchſte, reinſte, negativſte Ureduct, zu dem es im Geiſte kömmt, iſt der Raum: die Vernunft, indem ſie in paſſiver Energie die Natur in ſich evolviren läßt, und der Verſtand, indem er in gleicher Negativität das Evolvirte begränzt, geben in dieſem Wechſelverkehr ein Evolut, das ſich als Aeußeres um uns nach dreien Dimenſionen legt, weil die producirende Thätigkeit eine Negative iſt, und die Begränzende in höchſter Dilatation zerfließt. So wird auf gleiche Weiſe in eben dieſer äußeren Natur die Materie da entſtehen, wo die expanſive Kraft und die Attractive beide in Negativität erſcheinen, was am negativen Pole der Planetenreihe, den Cometen beginnt, und dann durch die ganze Folge bis zur Sonne in den Planeten fortſchreitet.

Wie Analyſis und Geometrie, die den beiden Evoluten entſprechen, in Mechanik ſich durchdringen, ſo gehen Raum und Zeit in die Bewegung dem höchſten Geiſtesideal zuſammen, wie bildende und redende Kunſt, in denen jene Evolute im Gemüthe ſich wiederhohlen, ſich im Kunſtideal durchdringen. Und ſo wird denn

auch die Sonne, die im Licht die Zeit bezeichnet und selber mißt, mit den Planeten in das cosmische Ideal das Sonnensystem zusammengehen, wie Electricität und Magnetism in Galvanism, wie comburirender Stoff und combustibler in der Combustion dem höchsten mechanischen Ideal in der äußeren Natur.

In der höchsten Potenz im Organism wird das Organ, das die Zeit repräsentirt, auf jenen Theil des Gehirnes treffen, von wo aus die höchste und positivste organische Evolution geschieht; wo der Träger des associirenden Verstandes den höchsten Grad von compacter Dichtigkeit erreicht, und dadurch das Vorherrschen der Attractivität und das Zurückweichen der Rezeptivität bezeichnet; während zugleich der expansible Dunst in ihm in dem Verhältniß wie die Compactität der absondernden Wände steigt, an innerer Expansivität und Energie gewinnt. Das ist aber nun das große Gehirn, und vorzüglich in ihm die Gegend um die erste zweihörnigte Hirnhöhle, wo in dem gestreiften Körper, den Sehhügeln, der Zirbeldrüse, dem Bogen und den Vierhügeln die Dichtigkeit ihr Höchstes erreicht und bis zur Bildung einer fast hornartig aussehenden Substanz, die die Sehhügel umschließt, und sogar

bis zur Erzeugung ſteinigter Concremente um die Zirbeldrüſe ſteigt.

Auf das große Gehirn wird daher die höchſte Poſitivität beider Factoren im ganzen Organiſm treffen; die Energie in ihm wird auf dem Maximum, die Erregbarkeit auf dem Minimum ſtehen. Das Aeußere das daher dies Organ in Wahrnehmungen erregen ſoll, muß als Factor in der äußern Natur auf derſelben Höhe ſtehen, auch in ihm muß die höchſte Poſitivität in höchſter Expanſivität erſcheinen. Das iſt aber nur das Licht, daher iſt das Geſichtsorgan dem großen Gehirne zugegeben, und die Sehnerven nehmen ihren Urſprung aus dieſer Region, während es von der andern Seite nur mit der höchſten Poſitivität im gaſförmigen Muskel im Verkehre ſteht.

Das Organ hingegen, das dem Raum entſpriche, wird auf den Theil der Gehirnmaſſe treffen, wo der Träger der aſſociirenden Kraft einen mindern Grad von Dichtigkeit gewinnt, und der expanſible Dunſt in ſeiner Poſitivität zurückweichend erſcheint. Das iſt aber nun das kleine Gehirn. Die feſte Compactität des großen Gehirns zerrinnt in ihm in die Mannigfaltigkeit in den Verzweigungen des Lebensbaumes, in dem die Markſubſtanz in eine weiche, gelbliche übergeht, und die Graue dabei an

Menge verhältnißmäsig sich vermehrt; die Sphäre des expansibeln Dunstes ist einzig auf die vierte Hirnhöhle beschränkt, und er wird dort aus einem eignen Adernnetze abgeschieden.

Wie daher das große Gehirn die Intelligenz repräsentirt, so wird das Kleine die Natur darstellen; in ihm wird die höchste Negativität in beiden Factoren der Seele hervortretend erscheinen. Im Verhältniß wie daher die expansive Kraft in ihm zerfließt, wird es dem Aeußern sich weiter öffnen, die Negativität im Aeußern wird es daher führen. Die höchste Negativität im Aeußern ist die schallende Materie: der Schall ist weibliches Licht, Thätigkeit der negativen Energie in der Materie, wie das Licht die der Positiven in der Sonne ist; im Schalle strahlt der feste Körper, in ihm wirkt die innere Cohäsion thätig in der wellenschlagenden Athmosphäre um sich her, wie sie in der allgemeinen Schwere durch den leeren Raum in dem fernen gezogenen Körper thätig wirkt; im Tone und seinen Consonanzen und Dissonanzen zeigt sich die Polarität des Magnetisms, und das Reigen der Planeten gegen einander ist hinwiederum die höchste Consonanz in der allgemeinen Schwere. Daher ist das Gehör als Simorgan dem kleinen Gehirne zugegeben; der Gehörnerve entsteht in der vierten Höhle.

Der Indifferenzpunct in dem Poſitivität und Negativität, Intelligenz und Natur, Zeit und Raum in Anſchauung ſich durchdringen, wird in die Gegend der dritten Hirnhöhle, um die Klappe die das Mark des großen Gehirnes mit dem Kleinen, und über den Markknoten der beide mit dem Rückenmark vereinigt, fallen. Von dieſem Indifferenzpunkt an wird nach einer Seite das große Gehirn mit dem Sehorgan in Bezug auf Energie den Sauerſtoffpol, in Rückſicht auf Rezeptivität den Kohlenſtoffpol; das Kleine hingegen mit dem Gehörorgan, den Stickſtoff und Waſſerſtoffpol in der höchſten organiſchen Region darſtellen.

Das große Gehirn verhält ſich daher zum Kleinen wie die linke Herzkammer zur Rechten; die Schallwelle tritt durch das Ohr in die vierte Hirnhöhle ein, wie das ſtickſtoffreiche Blut durch die Hohlvene in die rechte Herzkammer: das Licht ergießt ſich durch das Auge in die vordere zweitheiligte Höhle wie der Sauerſtoff durch die Luftröhre in die beiden Lungenblätter und durch ſie in die linke Kammer. Die Wände des Herzens werden dabei den Höhlungen des Gehirns und hinwiedrum die Kammern dort den feſten Configurationen hier entſprechen.

Das Mark des großen Gehirnes, indem es mit dem des Kleinen ſich verbindet, bildet Hirnkno-

ten und Rückenmark, die ſich vom Schädel abwärts in den Organism ziehen und ein Gehirnſyſtem der untern Ordnung, und in ihm den negativen Factor bilden. Die Poſitivität in dieſem Factor wird auf die Markbündel treffen, die vom großen Gehirn aus ſich in ihn ziehen, und die vorzüglich im Markknoten noch vorherrſchen, und in den Pyramidalkörpern zu Tage treten; die Negativität wird in den Fortſätzen des kleinen Gehirnes liegen, die ſich in das Rückenmark verflechten, und am obern Theile in den ovalen Körpern, in denen eine baumartige Verzweigung wie im kleinen Gehirn erſcheint, hervortretend ſich zeigen.

Als poſitiver Factor iſt dieſem Syſteme, wie dem Obern der expanſible Dunſt, ſo die Totalität der willkührlichen Muskeln zugegeben, die alle ohne Ausnahme durch ihre Nerven mit der Brücke oder dem Rückenmark verkehren. Die Poſitivität in dieſem Factor wird dann auf die reinwillkührlichen Muskeln treffen, und zwar in ihrer größten Höhe auf die des dritten und vierten Nervenpaars die am Uebergang des Knoten in das große Gehirn liegen und in ihren fernſten Wurzeln bis zur dritten Höhle dringen; die Negativität wird auf die Gemiſchten treffen, die der obere

Gasmuskel und zugleich auch die äußere Natur beherrscht. Das sind nun auf der höchsten Höhe, am positiven Pole in der Negativität, das Zwergfell, das der positive Sauerstoff zur Contraction bestimmt; dann die Muskeln, die der obere Stimmnerve, der Beinerve, und der Zungenschlundnerve versorgt, die aus den Marksortsätzen des kleinen Gehirns entspringen, und bis zur vierten Höhle sich verfolgen lassen; dann endlich am negativen Pole die Muskeln der Zeugungs- und Harnorgane, die vorzüglich der negative Stickstoff zur Contraction bestimmt, und deren Nerven mit dem Eingeweidenerven in Verbindung stehen.

Als Sinne sind diesem Systeme zu unterst der des Gemeingefühles zugeordnet, den alle Körper selbst die Wärme rühren; höher der des Geschmacks, den nur das Flüssige affizirt; zu oberst als der Positive des Vorigen der des Geruchs, dessen Nerve unmittelbar mit dem Marke des großen Gehirns in Verbindung steht.

Der positive Factor in diesem System ist daher einerseits mit dem expansibeln Dunst im großen Gehirn, andrerseits mit seiner festen Substanz in Verkehr, so wie expansibler Dunst und feste Masse im kleinen Gehirn mit den negativen Muskeln und den correspondirenden Theilen des Rückenmarks in

Conſenſus ſtehen. Wie hingegen Antagonism iſt zwiſchen dem großen und dem kleinen Gehirn, ſo wird auch Antagonism im poſitiven und negativen Factor dieſes Syſtemes ſeyn.

Unmittelbar an das Gehirnſyſtem der zweiten Ordnung wird ſich das der Dritten legen. Die Cöliaciſchen Knoten ſind in dieſem Syſteme das Kleine, die Aeußern das große Gehirn; als poſitiver Factor ſind ihm die runden Muskeln zugegeben, in denen die Poſitivität auf Jene triſt, die der Sauerſtoff erregt, alſo die äußern Arterien; die Negativität auf Die die ſich dem Stickſtoff öffnen, alſo innere Arterien, Darmcanal, Luftröhre u. ſ. w. Der negative Factor wird in ſeiner Poſitivität in den ſympathiſchen Nerven ſich verlängern, der durch ſeine Wurzeln mit dem Rückenmarke und dem großen Gehirne ſich verbindet; in ſeiner Negativität hingegen in den Stimmnerven und ſeinen Verlauf, der durch die Splanchniſchen mit dem Vorigen durch ſeine Wurzel mit dem kleinen Gehirne ſich verbindet.

Auch dies Syſtem wird daher in ſeinen homologen Factoren mit den Obern im Conſenſus ſtehen, und in ſich ſelber antagoniſiren, und es folgt als organiſches Geſetz:

Es iſt Antagonismus zwiſchen dem großen Gehirn, dem poſitiven Factor im Rückenmark und willkührlichen Bewegungsorgan und den runden Muskeln, die der poſitive ſympathiſche Nerve verſorgt, einerſeits, und dem kleinen Gehirn, dem negativen Factor im Rückenmark und willkührlichen Bewegungsorgan und den runden Muskeln, die der negative ſympathiſche Nerve der Stimmnerve und ſeine Fortſetzung der Eingeweidenerve verſorgt, andrerſeits.

Die Carotis, die beim Schlafbein in den Schädel dringt, verſorgt mit ihren Zweigen vorzüglich das große Gehirn, und das Sehorgan; die Wirbelarterien, die durch die große Oeffnung des Hinterhaupts in den Schädel treten, und in ihm zur Baſilararterie ſich vereinigen, ſind hauptſächlich dem kleinen Gehirn und dem Gehörorgan beſtimmt. Die weichen Nerven, die aus dem Halsknoten des Intercoſtalnerven entſtehen, umflechten die Carotis und machen ſie zur poſitiven Arterie des poſitiven Theiles im Gehirn; die Wirbelarterien hingegen werden wahrſcheinlich durch den

Stimmnerven verſorgt und dadurch zur negativen Arterie des negativen Gehirns.

An der Baſis des Gehirns unter der dritten Höhle gleich beim Trichter und den Markkügelchen verbindet die Baſilararterie mit der Carotis ſich zum Adernkranze; beide vermiſchen ihr Blut, verflechten ihre Nerven, und aus dem Kranze entſteht die tiefe Hirnarterie, die ſelber indifferent den indifferenten Theil des Gehirns verſorgt.

Dieſelbe Wirbelarterie verſorgt auch das Rückenmark, und zwar wahrſcheinlich ſeinen negativen Factor, indem ſie ſeine ganze Länge ſich hinunterzieht; während andere Aeſte der Aorte, die dem poſitiven Factor dienen, mit den Nerven durch die Wirbel dringen, und mit ihr anaſtomoſiren.

Und weil der poſitive ſympathiſche Nerve die dem großen Gehirne beſtimmte Carotis verſorgt, und über die Aorta und ihre Zweige, die an den poſitiven Theil des Rückenmarkes gehen, ſich verbreitet, ſo ſind dieſe Arterien Verlängerungen der linken Herzkammer, alſo mit ihr in unmittelbaren Verkehr verſetzt. Und wenn der Stimmnerve die dem kleinen Gehirn und dem negativen Factor im Rückenmark beſtimmten Wirbelarterien umflicht, ſo ſind dieſe Gefäße nur Fortſetzungen der rechten Herzkammer, und mit ihr in directem Zuſammenhang.

Das groſse Gehirn verhalt ſich daher zum Kleinen, wie die linke Herzkammer zur Rechten, und die homologen Glieder ſind mit einander in Conſens verſetzt. Aber der nämliche Conſenſus verbreitet ſich auch abwärts auf die poſitiven und negativen Factoren im mittlern und untern Gehirnſyſtem. Daraus folgt alſo das erſte und höchſte Lebensgeſetz das alle vorhergehenden in ſich begreift:

Es iſt Conſenſus zwiſchen dem groſsen Gehirn, dem poſitiven Factor im Rückenmarkſyſtem und der Sphäre des poſitiven ſympathiſchen Nerven im Syſtem der Ganglien; ſie zuſammen bilden die äußere, männliche Hemisphäre. Es iſt Conſenſus zwiſchen dem kleinen Gehirn, dem negativen Factor im Rückenmarkſyſtem und der Sphäre des negativen, ſympathiſchen Nerven im Syſtem der Ganglien: ſie zuſammen bilden die innere, weibliche Hemisphäre. Es iſt endlich Antagonism zwiſchen jener Aeuſsern und dieſer innern Sphäre.

Und ſomit iſt die Conſtruction des Organism von unſerm Geſichtspunct aus vollendet. In zwei Geſchlechter hat ſich uns ſeine Totalität geſchieden,

dem Einen iſt das groſse Gehirn, Seh- und Geruchorgan und der poſitive Factor in dem des Gemeingefühls und im Rückenmark, dann die poſitiven willkührlichen Bewegungsmuskeln, die linke Herzkammer, alle poſitiven Arterien, die der ſympathiſche Nerve verſorgt, die ableitenden Gefäſse der Lunge, die Schleimmembran in ihr und den Harn und Zeugungsorganen, ſo wie der ganze übrige poſitive Factor, Gebärmutter, Harnröhre, Scheide, Harnblaſe u. ſ. w. in dieſen Organen zugeordnet: die Sphäre der Andern iſt aufs kleine Gehirn, Gehör und Geſchmackorgan, den negativen Factor in dem des Gemeingefühls und im Rückenmark, die negativen Willensmuskeln, das Zwergfell, z. B. die rechte Herzkammer, alle negativen Arterien, die der Stimmeingeweidenerve verſorgt, die zuleitenden Gefäſse der Lunge, die Luftröhre, Schlund, Magen und Darmcanal, endlich Nieren, Hoden und Trompeten und die äuſsern Muskeln dieſer Organe beſchränkt. In den Indifferenzen durchdringen ſich Männlichkeit und Weiblichkeit in ſich ſelber, und in fortdauernder Zeugung kömmt es zur Aſſimilation, Secretion, Erregung, Bewegung, Gefühl und Anſchauung.

Die allmählige Abſtufung im Organism iſt dann Folgende. Durch die höchſte Indifferenz geht der-

poſitive Factor im Gehirn in den Negativen über, dieſer in den poſitiven Factor und durch ihn in den Negativen im Rückenmark, der durch den Stimmnerven in die Venenkammer übertritt, die durch die dritte Indifferenz in den Lungen in die Aortenkammer und aus dieſer durch den poſitiven ſympathiſchen Nerven in die äußern Arterien übergeht, die durch die vierte Indifferenz im Adernkranze und in den Ganglien mit den Negativen und durch ſie in den Haargefäßen mit der Pfortader ſich verbindet, die dann in der Leber in die poſitiven Venen münden, die im Zellgewebe in die lymphatiſchen Gefäße übergehen, welche ihrerſeits durch die Drüſen in die Milchgefäße leiten, die endlich auf der tiefſten Stufe in's Zellgewebe ſich verlieren.

* * *

Als Corollarium aus dem vorhin entwickelten Fundamentalgeſetze folgt unmittelbar: das Verdauungsſyſtem mit ſeinem Geſchmacksorgan verhält ſich zum Lungenſyſtem mit dem Geruchorgan, wie das kleine Gehirn zum Großen; und hinwiederum wird das kleine Gehirn mit dem Hörorgan das Verdauungsſyſtem, das Große mit dem Geſichtsorgan das Lungenſyſtem der oberſten Region repräſentiren. In der tiefſten Potenz iſt daher das Verdauungs-

ſyſtem Natur, das Lungenſyſtem Intelligenz; der Raum wird dort in dem Dunkel dargeſtellt, die Zeit die ſich höher evolvirt, wird ſich hier im Puls verkörpern; der Stoff des Organismus wird in Jenem educirt, und die unterſte Plaſtik in der Aſſimilation vollendet, während in Dieſem die organiſche Form ſich producirt und in Contraction und Expanſion der Rhythmus des Lebens, die Arithmetik des Geiſtes ſich evolvirt.

Der Darmcanal mit den ihm beigegebenen Organen iſt daher Weiblichkeit gegen die Männlichkeit im Lungenſyſtem; die Energie in ihm iſt eine Negative, während die des Andern die Poſitive iſt; die Eine wird vom Stickſtoff in der Galle geregt, während der Sauerſtoff in der Atmoſphäre die Andere in Thätigkeit verſetzt. Die periſtaltiſche Bewegung iſt daher negativer Puls, der ſich zum Poſitiven wie Schall zu Licht verhält; daher herrſchen in allen Secretionen des Verdauungsſyſtems Stickſtoff und Waſſerſtoff vor: die Galle enthält Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, mit Stickſtoff verbunden; die Speichelſäfte im Darmcanal vorzüglich Stickſtoff, Kohlenſtoff und Waſſerſtoff; der Urin enthält vorzüglich den Harnſtoff, der beinahe blos aus Stickſtoff beſteht, im Saamen iſt auf gleiche Weiſe der Schleim und mithin ſind jene Stoffe in ihm vorherrſchend.

In den Secretionen des Lungenſyſtems wird hingegen Kohlenſtoff und Sauerſtoff hervortretend ſeyn: aus den Lungen athmen wir kohlenſtoffſaures Gas aus; ein ähnliches Gas entwickelt ſich bei der unmerklichen Transpiration über die ganze Oberfläche; das ganze Knochengerüſt mit ſeiner Phosphorſäure iſt ihr beigeordnet.

Die Receptivität im Darmcanal und der ganzen innern Hemiſphäre iſt daher gleichfals eine Negative, die im Lungenſyſtem und der Äuſſern eine Poſitive. Die ſchwächſte äußere Potenz vermag daher durch den Darmcanal den Organism zu erregen, während ſtärkere Potenzen in die Haut eingerieben das Syſtem kaum excitiren. Daher ſind die Milchgefäße dem Aeußern geöffnet, während die lymphatiſchen im natürlichen Zuſtand auf den Kreis des Organisms ſich beſchränken.

Daſſelbe was wir ſchon früher für die höchſte Region abgeleitet haben, wird nun auch in der Mittlern im Rückenmarkſyſteme gelten; in den negativen Bewegungsmuskeln iſt's der Raum, den für die Lunge die Athmoſphäre repräſentirt, der Bewegung weckt, in den Poſitiven iſt's die Zeit, die im Willen Contraction und Expanſion bewirkt; das Ideal in dieſer Sphäre wird die Stimme ſeyn, in der Zeit und Raum in Mechanik zuſammengehen,

und der Wille Strömungen in der Athmosphäre regt.

Durch die ganze innere Hemisphäre hindurch iſt daher die Energie eine Negative; ſie wird ſich zur Poſitiven in der Aeußern verhalten, wie Stickſtoff zum Sauerſtoff, wie negative Electricität zu Poſitiver: die Receptivität in Jener wird hingegen zu der in Dieſer wie Waſſerſtoff zum Kohlenſtoffe, wie negativer Magnetism zu Poſitivem ſich verhalten. Wie nun im electriſchen Körper, wenn durch äußere Einwirkung in ihn die Poſitivität ſteigt, die Negativität alsdann in demſelben Verhältniß fällt, das heißt negativer, paſſiver wird, weil beide als Gegenſätze ſich ausſchließen, ſo wird auch wenn durch äußere Einwirkung in dem Organism in der innern Hemisphäre die Negativität in der Energie ſteigt, d. i. größere Activität gewinnt, die Poſitivität in der Aeußern fallen, und wenn jene fällt, d. i. paſſiver wird, Dieſe ſteigen, und hinwiederum wenn die Einwirkung in die äußere Hemisphäre geſchieht. Und wie im Magneten, wenn der poſitive Magnetism ſteigt, d. h. ſeine paſſive Thätigkeit ſich erhöht, der Negative alsdann fällt, oder in ſeiner Erregbarkeit ſich erhöht und hinwiedrum, ſo wird auch im Organism, wenn eine äußere Potenz in eine ſeiner Hemisphäre tritt, und in ihr die poſitive Erregbarkeit deprimirt,

alsdann die Negative in der Entgegengeſetzten ſich erhöhen und dieſe Sphäre an Regſamkeit gewinnen.

Wenn daher irgend eine innere oder äußere Potenz in den Organiſm wirkt, dann wird ſie Dualiſm in ihn ſetzen, indem ſie das wechſelſeitige Gleichgewicht beider Hemiſphären durch Vertheilung hebt; im Verhältniß wie die Männlichkeit in der Aeußern an Energie gewinnt, wird die Weiblichkeit in der Innern ſich in ihrer Regſamkeit erhöhen; was Dieſe an poſitiver Energie gewinnt, wird der Andern entzogen; und wenn an der einen Oberfläche Negativität ſich häuft, dann wird ſie durch alle Syſteme der Hemiſphäre bis zu den Indifferenzpunkten ſich hinverbreiten, und von dieſen an durch die entgegengeſetzten Syſteme Poſitivität erſcheinen, und ſich auf der äußern Oberfläche häufen. Es iſt daher organiſches Geſetz:

Wenn äußere oder innere Potenzen in ein organiſches Syſtem einwirken, dann verbreitet ſich ihre directe Wirkung auf alle übrigen Syſteme der Hemiſphäre, der das Geregte angehört, und in allen Syſtemen der Andern Hälfte tritt alsdann die verkehrte Action im Gegenſatz hervor: in dem Maaße wie die Aſthenie in der Einen

ſich entwickelt, geht Hyperſthenie in der Andern hervor und hinwiedrum.

Poſitive Potenzen vom Sauerſtoffpol in den Darmcanal gebracht, werden daher in die ganze innere Hemiſphäre poſitive Hyperſthenie, in die ganze äußere negative Aſthenie ſetzen; poſitive Potenzen vom Stickſtofpol hingegen in die Innere negative Hyperſthenie, in die Aeußere poſitive Aſthenie. Hingegen negative Potenzen vom Waſſerſtoffpol werden negative Aſthenie in die innere Hemiſphäre poſitive Hyperſthenie in die Aeußere bringen; während negative Inzitamente vom Kohlenſtoffpol dort poſitive Aſthenie hier negative Hyperſthenie regen. Unterſuchen wir, inwiefern die Erfahrung mit dieſen Reſultaten zuſammentrifft.

Der poſitive Factor in der Poſitivität des Verdauungsſyſtems trift auf die Muskeln, die ſich im Darmcanal zuſammenſchlingen, der Pol dieſes Muskelſyſtems wird im Magen liegen. Der Magen iſt beinahe reiner Muskel, dem die Arterie ſich unterordnet, in den Geflechten des Stimmnervens tritt die höhere Erregbarkeit am beſtimmteſten hervor, während die Tiefere im einſaugenden Gefäß ſich beinahe ganz verliert. Poſitive Potenzen vom Sauerſtoffpol, die man daher in's Verdauungsſyſtem

bringt, werden vorzüglich den Magen zum Pole ihrer Wirkung machen, von dem aus ihre Thätigkeit auf die übrigen Syſteme ſich verbreitet.

Wenn man daher ſolche Potenzen z. B. weinſteinſaures Spießglanzoxid, ſchwefelſaures Zinkoxid u. ſ. w. in den Magen bringt, dann verſtärken ſie zunächſt und vorzüglich die Contraction der Muskeln, dieſe ziehen ſich mit größerer Kraft und häufiger zuſammen, was bei kleinen Doſen als verſtärkter Appetit erſcheint, bei Größern durch Uebelkeit, Eckel, Abneigung gegen Speiſen ſich zu erkennen giebt. Der Darmcanal wird gleichſam Aortenkammer und Aorte, dieſe dagegen Darmcanal, der Puls dort ſtetig hier intermittirend. Die Arterien im Magen und obern Darmcanal werden gleichfals aber nur durch Nebenwirkung der erregenden Potenz excitirt, und im Verhältniß wie ſich ihre Poſitivität erhöht, ſinken ſie in ihrer Negativität, die ſie im natürlichen Zuſtand beſitzen; ihre Secretionen werden daher poſitiver, Stickſtoff und Waſſerſtoff in ihnen tritt zurück, und Sauerſtoff und Kohlenſtoff dafür hervor, ſie werden wäſſerigter, und indem ſie ſich vergasen, erregen ſie Aufſtoßen und kohlenſaure Blähungen. Dagegen ſtockt die Bewegung des Bluts in der Pfortader, die Milz ſchwillt an, während die Lebervenen ſtärker

fangen, ſo daß der Gallenſtoff in's Blut übergeht, und vorübergehende Gelbſucht erregt.

Zugleich mit dem Magen iſt auch die rechte Herzkammer in ihrer Action, und mit ihr der ganze negative Factor im Lungenſyſteme, und die negativen Bewegungsmuskeln excitirt; daher zeigt ſich Scheuren in der Luftröhre, Beklommenheit der Bruſt, Aengſtlichkeit, der Athem iſt klein und ſchwach und beſchwert, von öfterem Gähnen und Seufzen unterbrochen. Am Ende wenn die verſtärkte Action in den verbundnen Muskeln ihr Höchſtes erreicht, wenn Magen und Schlund und Zwölffingerdarm, Zwergfell und Luftröhre ſich kräftig zuſammenziehn, dann wird der ganze Inhalt nach auswärts ausgeworfen und es zeigt ſich convulſiviſches Erbrechen mit convulſiviſchem Huſten begleitet.

Während aber ſo poſitive Hyperſthenie, vorherrſchendes Muskelvermögen ſich in die innere Hemiſphäre ſetzt, zeigt ſich in der ganzen äußern Hemiſphäre, negative Aſthenie, d. i. vorherrſchende Nervenerregbarkeit.

Das ganze poſitive Bewegungsorgan zeigt ſich daher deprimirt, und dieſe Depreſſion äußert ſich durch Schwächung in allen Muskeln, die die Gliedmaßen, den Rumpf und den Kopf bewegen; daher

Mattigkeit, Müdigkeit, allgemeine Zerſchlagenheit; Zittern in den Gliedern, das ſogar in Zuckungen und Krämpfe, vorzüglich in den Schenkeln und Füßen übergeht. Dagegen zeigt ſich die Regſamkeit des Gemeingefühls in dem nämlichen Verhältniß erhöht, was ſich durch Schmerzen in den Muskeln z. B. am Rückgrathe, durch häufiges Zuſammenfahren, das der leiſeſte Eindruck bewirkt, zu erkennen giebt.

Dieſelbe Negativität verbreitet ſich auch, aber nur als ſecondaire Wirkung der erregenden Potenz, auf die linke Herzkammer und die Arterien des poſitiven ſympathiſchen Nerven, daher unordentlicher, ſchwacher, weicher, kleiner, häufiger Puls. Dafür zeigt ſich die Einſaugung durch die äußern Venen und lympathiſchen Gefäße in demſelben Maaße verſtärkt, daher Entleerung der Haargefäße, Bläſſe, Kälte, Frieren; daher ſchrumpft das Zellgewebe zuſammen, und es entſteht eingefallenes Geſicht, Welkheit, Schlappheit, trockne Haut oder örtlicher kalter Schweiß, ſelbſt alte, ſteinharte Gichtknoten hat man durch anhaltendes Erbrechen wegſaugen ſehen.

Auch im obern Gehirnſyſtem erſcheint die Poſitivität im großen Gehirne in demſelben Grade deprimirt, wie die Negativität des Kleinen ſich erhöht,

wie das matte, glanzlose Auge und dagegen das gespannte Ohr verräth. Die innere evolvirende Energie erlischt, daher Gleichgültigkeit gegen die Fortdauer des Lebens, und Lebensüberdruß. Alle positiven Leidenschaften werden geschwächt, die Negativen dafür erhöht. Daher die scheue Aengstlichkeit, die Aergerlichkeit, die Empfindlichkeit in diesem Zustand.

Potenzen vom Stickstoffpol in den Darmcanal gebracht, werden in der innern Hemisphäre die Negativität exzitiren, und dafür die Positivität in demselben Verhältniß deprimiren. Die Erregung des Muskelsystems in dieser Sphäre wird daher zurücktretend erscheinen. Dagegen aber wird das arterielle System an der innern Oberfläche in seiner Wirksamkeit gesteigert werden; seine Energie ist eine Negative, ein negatives Inzitament daher mit ihm harmonisch. Wie die Potenzen vom Sauerstoffpol daher das Muskelsystem vorzüglich erregen, so werden die vom Stickstoffpole vorzüglich auf das Cirkulationssystem ihre Wirksamkeit verbreiten, und wie Jene vorzüglich Hunger und im Uebermaaße Erbrechen bewirken, so werden Diese Durst, und in den Extremen Entzündung in den Eingeweiden hervorbringen.

Der Pol der Negativität im poſitiven Factor des Verdauungsſyſtems trifft auf die Nieren und die Hoden, ſie ſind rein arterielles und venöſes Convolut, und die ihnen zugegebnen Muskeln und Erregungsnerven ſind iſolirt für ſich dargeſtellt. Potenzen vom Stickſtoffpol werden daher zunächſt auf dieſen Pol ihre Wirkſamkeit fixiren, und von ihm an ſich über die übrigen Organe verbreiten. Daher treiben alle Alcalien, Weinſteinſalz, Ammoniak, Kalkwaſſer, Minderers Geiſt u. ſ. w. vorzüglich den Harn; daher vermehren Canthariden, die von außen die Haut röthen und Blaſen ziehen, weil ſie die Haargefäße inzitiren, mit der Abſonderung des Urins auch die des Saamens; daſſelbe thun alle andern ſtickſtoffreichen Körper, Eyer und alle Pflanzen und Wurzeln, die viel Eyweißſtoff enthalten. Der Harn wird dabei reicher an Stickſtoff, was ſein Geruch nach Katzenurin verräth.

Wenn man Digitalis purpurea in den Magen bringt, dann zeigen ſich dem Vorhergehenden gemäß folgende Phänomene.

Die Abſonderung des Harnes in den Nieren wird im hohen Grad vermehrt; es ſcheint, als ob alle Flüſſigkeiten von der ganzen Oberfläche weg ihnen zuſtrömten, um durch die Harnblaſe dann entleert zu werden. Häufige Bläſungen, Druck und Span-

nung in der Magengegend verrathen die gleichmäßig erhöhte Action der Arterien des Darmcanals. Dafür zeigen sich die linke Herzkammer und die äußern Arterien in dem nämlichen Verhältniß deprimirt; der Puls nimmt ab an Schnelligkeit und Stärke, er läßt sich von 120 Schlägen auf 40 hinunterbringen, und sich auf jedem beliebigen Punct erhalten. Es zeigt sich dabei die größte Regellosigkeit, und am Ende wird er sogar intermittirend. Im Verhältniß wie die Resorption sich in der innern Hemisphäre schwächt, vermehrt sie sich in der Aeußern; die Venen werden zur Pfortader, während diese zur positiven Vene wird, und führen ein dunkleres Blut; die lymphatischen Gefäße werden zu Milchgefäßen, wenige Grane der Potenz entleeren in Wassersuchten Lunge und Zellgewebe von der Flüssigkeit, die sich in sie ergossen hat, und führen sie durch die Nieren ab.

Wie vorhin bei der Einwirkung positiver Potenzen vom Sauerstoffpol die Einwirkung auf's Circulationssystem eine secondaire ist, so ordnet sich hier die auf's Muskelsystem Jener unter. Daher erscheint hier Eckel, Abneigung gegen Speisen durch erhöhte Action der Magenmuskeln, Schwere, Mattigkeit, Schwäche, Trägheit, Schläfrigkeit, allgemeine Kälte gleichsam als Nebenwirkung. Die

kränkliche Empfindlichkeit gegen äußere Eindrücke nimmt in dem Verhältniß zu, wie das Gefühl von innerer Energie ſich ſchwächt, eine allgemeine Entkräftung tritt ein, und ein Hinſinken, als ob das Leben erlöſchen wollte. Im Geſichtsorgan erſcheint Schwindel, die Gegenſtände ſcheinen in einen Nebel aufgelößt, und kleine Flocken ſchweben durch die Luft. (Maclean.)

Der Theil im Verdauungsſyſtem, in dem Poſitivität und Negativität ſich gleichſam in Indifferenz verſchlingen, iſt der eigentliche Darmcanal. Muskeln und Arterien, Nerven und einſaugende Gefäße durchflechten ſich in ihm ohne Ueberwucht des Einen über den Andern. Inzitamente in denen daher Potenzen vom Stickſtoffpol wie z. B. Erden und Alcalien mit Potenzen vom Sauerſtoffpole z. B. Säuren zur Indifferenz im Mittelſalz zuſammentreten, werden vorzüglich auf den Darmcanal ihre Wirkſamkeit verbreiten.

Wenn man daher ſolche Mittelſalze in den Magen bringt, dann iſt Durchfall die nächſte Erſcheinung, die ſie bewirken. Sie inzitiren einerſeits die Muskeln des Darmcanals zu verſtärkter Contraction, und affiziren ihre Nerven ſchmerzlich in der Kolick, dem Leibſchneiden und dem Stuhlzwang. Andrerſeits werden die Arterien des Darm-

canals zu verstärkten, wenn der Sauerstoff in der Purganz vorherrscht, wässerigten, dem Schweiße ähnlichen, wenn aber der Stickstoff überwiegt, dichtern, gerinnbaren Secretionen erregt; der Harn wird im ersten Falle gleichfals wässerigt, und reicher an Säure aber stickstoffärmer. Die Einsaugung wird in demselben Verhältniß geschwächt, es zeigen sich Meteorism und Vorborigmen, das Blut bewegt sich langsam durch Pfortader und Milz, die Galle wird weniger und unkräftiger; daher erregt der Misbrauch, von Purganzen so häufig Hämorhoiden. Fernerhin zeigt sich in der äußern Hemisphäre allmählige Abnahme in der Frequenz des Pulses, verstärkte Resorption durch die Venen, daher Stocken der Blutflüsse in den Lungen und der Gebärmutter (durch Kochsalz, Salpeter u. s. w.), Kühlung auf der Oberfläche, Zittern und bei stärkern Dosen Convulsionen und Ohnmacht.

Potenzen vom Sauerstoffpol, und noch mehr Welche vom Stickstoffpol, deren Energie nur mäßig ist, wie z. B. adstringirende Substanzen, die bittern Mittel, die China u. s. w. werden daher in die Eingeweide gebracht, die Energie dort auch nur mäßig verstärken, und diese Verstärkung wird durch Erh bung des Appetits, größere Lebhaftigkeit der Contractionen, gelinde Vermehrung der Secretionen

ſich äußern. Dieſe Mittel werden daher reinigend ſtärkend auf den Darmcanal einwirken, und befördern die Verdauung.

Wie poſitive Potenzen vom Sauerſtoff und Stickſtoffpol Poſitivität in die Innere, Negativität in die äußere Hemiſphäre ſetzen, ſo werden umgekehrt Negative vom Waſſerſtoff und Kohlenſtoffpol hier Poſitivität dort Negativität bewirken. Wie dabei der Stickſtoff als negative Thätigkeit vorzüglich den negativen Factor in beiden Hemiſphären, das Circulationsſyſtem, beſtimmt, und daſſelbe nach innen excitirt, nach außen deprimirt; ſo wird auch der Waſſerſtoff als negative Paſſivität gleichfalls vorzüglich den negativen Factor beſtimmen, und das arterielle Syſtem in der innern Hemiſphäre deprimiren, das in der Aeußern excitiren, das poſitive Muskelſyſtem aber nur freudenlos affiziren. Wenn man daher Opium in den Magen bringt, dann zeigen ſich die folgende Phänomene.

Die arterielle Secretionen im Darmcanal werden in ihrer Quantität vermindert und ihrer Qualität nach ſchwächer und verdünnt; die Bewegung des Blutes durch die Pfortader dagegen wird mächtig beſchleunigt, daher mehr Blut der Leber zugeführt, und da die Lebervenen, die der äußern Hemiſphäre angehören, ſchwächer ſaugen, ſo entſteht Congeſtion,

[illegible]

sonders wenn es kunstmäßig wie beim Kneten im Morgenlande betrieben wird. Wenn die nämliche mechanische Reibung im Darmcanal eintritt, dadurch daß man z. B. Sand in nicht zu großer Quantität in ihn bringt, dann zeigt sich Durchfall; bei stärker wirkenden scharfen Körpern, mechanischen Gesten, Darmentzündung und Blutabgang. Aus demselben Grunde verursachen Spulwürmer weit geöffnete Pupillen, Jucken in der Nase, Convulsionen, Zuckungen und Uebelkeit, und machen den Puls intermittirend.

Die höchste Positivität durch die höchste Negativität zur negativen Positivität gebunden, wird Wärme, das Wasser der höchsten Potenz, das Ideal der obern Region, die Indifferenz zwischen den entgegengesetzten Polen. Die Wärme wird strahlend, wenn das Licht in ihr vorherrscht, sie wird latent und Kälte tritt hervor, wenn die negative Schwere überwiegt. Strahlende Wärme in ihrer Einwirkung auf den Organism wird daher wie eine Potenz vom Stickstoffpole sich verhalten, Kälte wie eine Solche vom Wasserstoffpole.

Wenn man in ein kaltes Bad steigt, dann zeigen sich folgende Phänomene. Die Kraft der Contractionen der linken Herzkammer und der Arterien wird geschwächt, der Puls seltner, kleiner, der Athem

ſchwer, beklommen, kurz und kalt und klein, die Haargefäße in den Lungen werden torpide. Dafür verſtärkt ſich in demſelben Verhältniß die Abſorption, es entſteht daher allgemeine Bläſſe, Welkheit, Kälte, Zuſammenſchrumpfen der Haut und des Hodenſacks. Die durchſichtigern Theile werden blaubraun, die Adern an der Oberfläche kleiner und verſchwinden endlich völlig, der ganze Umfang des Körpers nimmt ab. Alle Secretionen werden vermindert, die Tranſpiration ſtockt, die Hautausſchläge, wenn ſie ſich ausgebildet haben, werden zurückgetrieben, in ihrer Ausbildung verſpätet oder ganz unterdrückt; durch den ganzen Darmcanal werden dafür die Abſonderungen der ſeröſen und Schleimmembran verſtärkt, es entſteht daher aufgetriebener Leib, Blähungen tief in den langen Därmen, bei Schwächern Kolik und Diarrhoe. Daher heben kalte Aufſchläge auf den Leib ſchnell die innere Verſtopfung, und ein kaltes Bad bewirkt Oeffnung bei Stuhlverhaltung.

Das ganze äußere Muskelſyſtem zeigt ſich deprimirt, daher Schauder, ein Gefühl von Schwere durch den ganzen Körper, Krämpfe in einzelnen Muskeln, bei Schwächern Convulſionen ſelbſt Lähmung der Harnblaſe bei Manchen. Das innere Muskelſyſtem iſt dafür in demſelben Verhältniß

excitirt, die periſtaltiſche Bewegung des Magens und des Darmcanals zeigt ſich verſtärkt; daher erhöhter Appetit, bei Schwächern oder bei verſtärkter Einwirkung, Unverdaulichkeit, Sodbrennen, Uebelkeit.

Bei anhaltendem übermäßigem Gebrauch des kalten Bades ſchwächt ſich daher die Energie in der äußern Hemiſphäre immer mehr, die der Innern nimmt in demſelben Maaße zu, der Körper magert ab, wird blaß, erſchöpft und bleich, die Muskeln werden träge, das ganze Hautſyſtem wird geſchwächt, bei geringen Veranlaſſungen zeigt ſich Erguß von lymphatiſcher Feuchtigkeit in's Zellgewebe, Neſſelausſchlag u. ſ. w.

Uebermäßige Kälte, die auf den unthätigen Organism einwirkt, erregt convulſiviſches Zittern, Steifigkeit, die Gelenke beugen ſich nur mit Mühe, jede Muskelbewegung wird erſchwert; das Zellgewebe und die Muskelfiber ſelbſt, die durch die höchſte Depreſſion zu Zellgewebe geworden iſt, ſind ſtarr; das Blut ſtockt in den Haargefäßen, und färbt ſie bey gänzlicher Lähmung der Venen dunkel violett; alle Glieder werden unempfindlich, indem der Nerve gleichfals zu bloßem Zellgewebe ſich deprimirt; der Athem ſtockt, die Cirkulation des Blutes wird immer mehr beſchränkt, der Puls

unfühlbar; die Aſthenie verbreitet ſich von der Peripherie der äußern Hemiſphäre immer mehr gegen den Indifferenzpunkt hin, und das Individuum erfriert.

Und während ſo die Kälte negative Aſthenie, das iſt vorherrſchende Reſorption im Cirkulationsſyſtem der äußern Hemiſphäre ſetzt, wird die Wärme umgekehrt negative Hyperſthenie d. i. vorherrſchende Secretion in dieſe Hemiſphäre und dagegen negative Aſthenie in die Innere bringen. Begiebt man ſich daher in ein warmes oder vielmehr heiſſes Bad, dann erſcheinen folgende Veränderungen.

Der Puls erhebt ſich, wird ſtark und groß und voll, nimmt zu an Geſchwindigkeit oder wird ſeltner, wenn er vorher aus Schwäche häufig war. Es zeigt ſich ſchneller Athemzug, Aengſtlichkeit, Klopfen der Carotis, Betäubung und beim höchſten Grade ſogar Schlagfluß. (Fourcroy.) Alle äußern Secretionen zeigen ſich verſtärkt, daher vermehrte Transpiration, urinös riechender alſo ſtickſtoffreicher Schweiß bis zu 22 Unzen in 8 Minuten bei 40 R. nach Monier. Dafür wird die Reſorption durch die poſitiven Venen und lymphatiſchen Gefäße vermindert. Jene laufen daher auf, es entſteht Congeſtion des Blutes in den arteriellen Haargefäßen, und als Folge davon Röthe, Klopfen,

verſtärkte Wärme; es entſteht Congeſtion der Lympbe im Zellgewebe, und daher Turgescenz und Aufgedunſenheit. In demſelben Verhältniß aber wird dafür die arterielle Energie der innern Hemiſphäre deprimirt; die Secretion des Darmſchleims wird gemindert, während die Einſaugung durch die Milchgefäße ſich verſtärke, Diarrhoen werden daher aus demſelben Grunde geſtopft, warum ſie einem auf den Unterleib gelegten Fliegenpflaſter weichen. Selbſt Darmentzündungen werden ſchnell gehoben, wenn man den Kranken in warme Bäder bringt. (Abilgard.) Die Secretion des Harnes wird vermindert, er ſondert ſich nur ſparſam ab, während er im kalten Bade in verſtärkter Menge ſich ſecernirt.

Bei anhaltender Einwirkung der Wärme wird daher das arterielle Syſtem der äußern Hemiſphäre mächtig inzitirt; es entſteht verſtärkter Drang der Säfte nach der Oberfläche, daher häufige, ſehr ſtickſtoffreiche Secretion; daher die warme, höchſt erhitzte gleichſam öligte Haut, der lebhafte Puls, der ſtarke und unangenehm riechende Schweiß, und die die Wäſche ſchwärzende Ausdünſtung der Neger. Die innere Hemiſphäre zeigt ſich dafür negativ aſthenisch, geringere Eßluſt tritt ein; daher Nüchternheit und Mäßigkeit aus Temperament, dafür

um ſo ſtärkerer aſthenischer Durſt durch Erhöhung der Einſaugung, mit ihr Hang zu geiſtigen Getränken; nur die Abſonderung der Galle iſt verſtärkt, und die Geſchiedene äußerſt ſcharf und bitter, daher Gallenkrankheiten ſo häufig in den tropiſchen Gegenden. Das äußere Muskelſyſtem negativ inzitirt wird dadurch in ſeiner Poſitivität deprimirt, daher die Trägheit, die Unthätigkeit und der Hang zum Farniente bei großer Hitze. In nördlichen Gegenden wird dagegen die Kälte die entgegengeſetzten Phänomene bewirken; die Secretion an der äußern Oberfläche wird gemindert, ihrer Qualität nach ſchwächer und wäſſerigter, das Blut heller geröthet, die äußere Haut kälter, der Puls ſchwächer und minder groß, dafür größere Eßluſt, mindere Schärfe der Galle, daher durchgängige Dispoſition zu negativ hyperſthenischen Krankheiten in der innern Hemiſphäre, bei negativer Aſthenie der Aeußern. Blaue Augen, lichte Haut, geöffnete Pupillen, blonde Haare bezeichnen den einen Menſchenſchlag; während die tiefgefärbte Haut, das dunkle Auge, das krauſe ſchwarze Haar den Andern charakteriſirt.

Was von äußern Potenzen gilt, das dehnt ſich auch auf die Wirkung der Innern aus, wenn daher der Affect der Furcht in den Organism wirkt, dann treten folgende Erſcheinungen hervor.

Die linke Herzkammer und alle poſitiven Arterien zeigen ſich in ihrer Action geſchwächt, ihre Contractionen ſind klein und krampfhaft, der Puls daher weich, ſchnell und häufig; der Athem wird ängſtlich und beklommen, eine groſſe, ſchwere Maſſe ſcheint auf die Bruſt gewälzt, und dieſe unter dem Drucke zu erliegen. Alle Secretionen an der äußern Oberfläche werden deprimirt, es entſteht daher zuerſt trockne Haut, und in der Folge bei eintretender Lähmung kalter Schweiß. Das Steigen der Säfte in die Haare ſtockt, dieſe verdorren daher; eine Nacht des Schreckens macht oft den ganzen Kopf ergrauen. Die Einſaugung durch die Venen wird verſtärkt, es entſteht daher allgemeine Bläſſe, Bleichheit des Geſichts, Froſt, Schauer durchrieſeln die Gebeine, die Haut zieht ſich zuſammen und das Haar ſträubt ſich empor. Die heftigſten Blutflüſſe hören plözlich auf, das Blut ſtockt in der geöffneten Ader, bei Schwangern wird der Mutterkuchen auf gleiche Weiſe vom Blut geleert, die feſten Theile weggeſogen, und es entſteht zu frühzeitige Niederkunft. Auch die Einſaugung durch die lymphatiſchen Gefäße nimmt zu, daher Eingefallenheit, Welkheit, Abmagerung, Entſtellung der Geſichtszüge. Ringe die nicht vom Finger gehen, laſſen ſich nach einem Schrecken leicht abſtreifen.

Die Secretionen in der innern Hemisphäre werden dafür verſtärkt, während die Einſaugung ſich vermindert. Daher Aufgedrungenheit des Leibes, Blähungen und Diarrhoe, die ſo häufig die Anfälle von Schrecken und Furcht begleiten. Der Urin wird häufiger und ſchneller abgeſondert, und geht in verſtärkter Menge ab.

Das poſitive willkührliche Muskelſyſtem wird zugleich mit dem Arteriellen deprimirt. Die Muskeln löſen ſich gleichſam auf, und gehorchen nicht mehr dem Willen, Füße und Arme ſcheinen gelähmt; Unbeholfenheit, allgemeines Zittern, Zähnklappern, Zuckungen und Convulſionen treten dadurch ein, daß ihre Poſitivität ſich zur Negativität deprimirt. Die abgeſpannten Geſichtsmuskeln drücken Grauſen aus. Dafür erſcheint das negative Muskelſyſtem in ſeiner Action excitirt, der Puls des Magens wird verſtärkt, daher beſonders bei Schwächern Magenbeſchwerden, Cardialgie, Uebelkeit oder auch Erbrechen; daher durch Umkehrung der periſtaltiſchen Bewegung des Darmcanals der Paroxismus der Hyſterie nach einem vorhergegangenen Schrecken.

Die Energie im poſitiven Factor des obern Gehirnſyſtems zeigt auf gleiche Weiſe ſich geſchwächt, der Geiſt wird durch den Eindruck des Augenblicks beherrſcht, die Idee von der Empfindung über-

wältigt, der Wille und die Freiheit sind an die Natur verloren, die wie ein kalter Winter vor uns steht. Beim höchsten Grade des Schreckens gestört der Athem völlig, der Puls intermittirt, Schwindel und Ohrensausen zeigen sich, die objective Welt gesteht, es erfolgt Ohnmacht die mit dem Tode endet.

Expansive Leidenschaften werden hingegen Positivität in die Aeußere, Negativität in die innere Hemisphäre setzen. Daher verstärkt der Zorn die Energie im Bewegungsorgan auf's Höchste, die Contractionen geschehen in ihm mit Kraft, die Muskeln ziehen convulsivisch sich zusammen, das Gesicht wird verzerrt, die Züge werden wild und hart und stark, die Augen furchtbar gerollt, und glühen funkensprühend. Die Abspannung des Muskelsystems durch Ermüdung wird vom Zorne aufgehoben, und bei Asthenien in ihm zeigt er sich heilsam. (Darwin.) Der Athem wird stark und schnell und tief und schnaubend; die Contractionen der Aortenkammer geschehen mit erhöhter Kraft, der Puls ist voll und stark und hart, die äußern Haargefäße strotzen bei der Verminderung der venösen Resorption von Blut, allgemeine Röthe und Wärme an der Oberfläche, Turgescenz im Zellgewebe. Alle Secretionen in der äußern Sphäre sind verstärkt; die Haut

iſt daher feucht, die Transpiration vermehrt, wenn nicht die zu ſtarke Action der Gefäße ſie gänzlich hemmt, die Abſonderung des Speichels, der als Schaum vor den Mund tritt, iſt vermehrt, und in ſeiner Qualität ſo modifizirt, daß er zum Gifte wird. Dafür zeigt ſich Depreſſion der Energie in der innern Hemiſphäre, die arteriellen Secretionen zeigen ſich vermindert, während die Einſaugung ſich verſtärkt; die Bewegung des Blutes in der Pfortader und den zuleitenden Gefäßen der Leber wird beſchleunigt, in den Ableitenden den Lebervenen hingegen verzögert, die Secretion der Galle daher vermehrt. Darum wirkt der Zorn ſo ſtark auf das Gallenſyſtem, und macht die abgeſonderte Galle ſo ſcharf und ätzend, wie negative Potenzen vom Waſſerſtoffpol, wenn man ſie ins Verdauungsſyſtem bringt.

Und ſomit iſt denn der durchgängige Gegenſatz der äußern und innern Hemiſphäre für äußere und innere Potenzen, den wir oben deduzirten, auch in der Erfahrung nachgewieſen, und durch alle Inſtanzen durchgeführt.

Eine Triglyphe iſt daher der Organism. Zwei Atmoſphären greifen ein in ihn: die Innere in der die Intelligenz thätig wirkt, und den Witterungswechſel bedingt; die Aeußere in der das thätige Princip die Sonne iſt, und durch die ſie in den meteoriſchen Veränderungen in das Leben hinüberwirkt. Ein flüſſiger Strom, der Speiſenbrey, rinnt in ſeinem Innern; auf ihm ſchwimmen, wie auf dem Meere der Tang, die Wurzeln der Thierpflanze, die als Piedeſtal den höhern Organism trägt. Nach dreien Richtungen gehen daher die Strahlen des Wirkens in den Organism ein; in den Ganglien durchkreuzen ſich dieſe Strahlen, von ihnen ſcheinen ſie für die untern Syſteme auszugeben, wie die Lichtſtrahlen vom negativen Brennpunkt der concaven Linſe.

Eine belegte Scheibe mit Leben angeladen, die nach außen mit zwei Welten in leitender Verbindung ſteht, das iſt die Conſtruction des Organisms in der untern Region. Die leitende Belegung iſt das Nervenſyſtem, der nichtleitende Körper das Syſtem der Muskeln; poſitives Leben äußert ſich in ihm nicht durch Attraction nach außen hin, ſondern nur durch Innere, die in der energiſchen Contraction erſcheint; negatives Leben verkündigt ſich durch das Sinken dieſer innern Schwere, wodurch ſie ſich

gegen außen hin in ihrer Poſitivität erhöht und nun dort als geſteigerte Erregbarkeit ſich äußert. Die innere Fläche der belegten Scheibe liegt durch die ganze Länge des Darmcanals hin; die Aeußere in den Lungen und dem Hautſyſtem, beide verlaufen durch Mund und Maſtdarm ineinander.)

Die Scheibe wird durch's Verdauungsſyſtem geladen, dann bringen combuſtible Stoffe negatives Leben in ihre innere Fläche, Poſitives in ihre Aeußere; Sauerſtoff und comburirte Körper werden hingegen Poſitivität an ihrer Innern häufen, Negativität dafür in die äußere Belegung ſetzen. Wird die Scheibe hingegen durch's Lungenſyſtem geladen, dann ſetzen combuſtible Stoffe in ſie von außen — von innen +, poſitive hingegen nach außen + gegen innen hingegen —. Bei der Ladung durch's Gehirnſyſtem endlich werden erhebende Leidenſchaften in die äußere Hemiſphäre Poſitivität in die innere Negativität, ſo wie die Deprimirende beider in umgekehrter Ordnung bringen.

Wie daher bei der Reibung negativer Stoffe mit Poſitiven unter übrigens gleichen Verhältniſſen der Combuſtible jedesmal die negative Electricität erhält, der Comburirte hingegen die Poſitive; ſo wird auch in der Gegenwirkung negativer Potenzen im Darmcanal mit poſitiven in den Lungen, negatives

Leben ſich an der innern Fläche zeigen, während Poſitives an der Aeußern erſcheint, das von ihr in Muskelcontractionen und Secretionen in die äußere Natur abgeleitet wird. Nur im höchſten Grade der Hyperſthenie, wo die Secretionsgefäße krampfhaft ſich verſchließen, und die willkührliche Muskeln gelähmt erſcheinen, iſt dieſe Ableitung unterbrochen und der Organism gleichſam iſolirt.

Im erhebenden Affecte regt die Seele ihren Gasmuskel zu verſtärkter Poſitivität, die durch die Ganglien in der poſitiven Leidenſchaft in den tiefern Organism tritt, und ihn in $\frac{+}{-}$ regt. So wird auf dieſelbe Weiſe die Sonne, wenn ſie ihren Gasmuskel die Athmoſphäre zu verſtärkter Poſitivität beſtimmt, das heißt in der unterſten Potenz den Sauerſtoff vorherrſchend in ihr macht, verſtärkte Poſitivität in die Männlichkeit im Gehirne, dem Herzen und dem Bewegungsorgane ſetzen, die ſich durch vermehrte Heiterkeit, größere Leichtigkeit, verſtärkte Zirkulation und erhöhte Spannkraft in den Muskeln im Frühlinge verkündigt.

Und wiederum wie wenn die Athmoſphäre in ſumpfigten Gegenden z. B. verſtärkte Negativität erhält, und reicher an combuſtibeln Stoffen, vorzüglich dem gekohlten Waſſerſtoffgaſe wird, wie dann die allgemeine Depreſſion durch Mattigkeit,

Zerſchlagenheit, Bleichheit, Bläſſe ſich zeigt, und endlich zu einem Wechſelfieber ſich ausbildet; ſo äußert die Seele durch die innere Athmosphäre gleichen Einfluß auf den Organism in der deprimirenden Leidenſchaft: ſie aſthenisirt das Lungenſyſtem, excitirt aber dafür die innere Oberfläche.

Es iſt alſo nimmer blos directe Aſthenie oder Hyperſthenie durch den ganzen Organism herrſchend, immer beide zugleich vorhanden, beide zur Indifferenz in den Ganglien verbunden; ſo wie auch nie reine Speculation oder reine Empirie, Vernunft oder Verſtand ausſchließend herrſcht, ſondern immer beide in ihren Actionen in der Anſchauung ſich durchdringen, die die Indifferenz im Gehirne repräſentirt. Der Satz der brownischen Schule die Erregbarkeit iſt eins und unzertheilt durch den ganzen Organism, ſie wird durch ſeine ganze Totalität geſteigert oder deprimirt, hat nur für eine organiſche Atomiſtik Geltung, nur in der Monas iſt reine, durchgängige Aſthenie oder Hyperſthenie.

* * *

Wenn eine Weile hindurch negative äußere oder innere Potenzen in ein organiſches Syſtem einwirken

dann erfolgt Dilatation in allen Gebilden des Syſtems, und wenn nun die Einwirkung der negativen Potenz ſich verliert, und die Natur in ihrer ganzen comprimirenden Kraft von neuem auf das Organ eindringt, dann wird die wachſende Energie der innern Thätigkeit in ihm eine Stimmung treffen, die noch der Verminderten angehört; die Arterien zur höchſten Beweglichkeit deprimirt, werden bei der eintretenden Excitation in Orgasmus kommen, ſie werden ſich in ſchnellen Schlägen contrahiren, das Blut wird ſich in den Häuten der einſaugenden Gefäße häufen, dieſe werden weniger ſaugen, es wird daher Congeſtion des Blutes und der Lymphe erfolgen. Die poſitiven willkührlichen Bewegungsmuskeln, wenn ſie während der Einwirkung der Potenz zu Negativen ſich deprimirten, werden in der Gegenwirkung ſo lange in Zuckungen bewegt, bis dieſe erhöhte Action ſie wieder zur Poſitivität excitirt. So entſteht indirecte Hyperſthenie.

Wenn im Gegentheil anhaltend poſitive äußere oder innere Potenzen in ein organiſches Syſtem einwirken, dann erfolgt Contraction in allen organiſchen Gebilden des Syſtems, und wenn nun die Einwirkung der poſitiven Potenz ſich verliert, und die Natur der entfeſſelten innern Expanſivität ſich von neuem öffnet, dann wird die im Erguß abnehmende

Energie auf Organe treffen, die der durch Compreſſion Erhöhten in ihrer Stimmung angehören; die Arterien zur energiſchen Action excitirt, werden beim Nachlaſſe der Sollicitation ihrer geringen Erregbarkeit wegen mit weniger als der gewöhnlichen Kraft ſich zuſammenziehen; das Blut wird daher mit verminderter Schnelle ſich bewegen, die Haargefäße werden ſtärker ſaugen, es erfolgt daher Revulſion des Blutes und der Lymphe von dem geregten Organe. Die willkührlichen Muskeln, wenn ſie während der Action der Potenz zu erhöhter Energie ſich excitirten, werden in der Reaction deprimirt, und die Erregbarkeit tritt dafür in den Sinnnerven um ſo bedeutender hervor. So entſteht indirecte Aſthenie.

Eine Hand in kaltes Waſſer eingetaucht, erwärmt ſich daher bald, wenn die Kälte nicht zu ſtark einwirkt, und raucht herausgezogen ſtark; hat man die Hände mit Schnee gerieben, dann werden ſie roth und glühend, wenn man ſie aus der Kälte bringt. Taucht man einen verbrannten Theil in kaltes Waſſer ein, dann hört Schmerz und Entzündung auf; beide kehren bald zurück, wenn das Waſſer entweder nicht Kälte genug beſitzt, oder wenn der Arm aus ihm herausgezogen wird; aus demſelben Grunde warum Naphta auf eine roſenartige Entzündung getröpfelt,

Röthe und Hitze mindert, die aber verſtärkt ſich wieder zeigen, wenn ſie nicht anhaltend genug angewendet worden iſt; oder warum dieſelbe Subſtanz in den Magen gebracht, Blähungen, Aufſtoßen und Uebelkeit hebt, und dann in der Reaction das alles ſelbſt bewirkt.

Opium in das entzündete Auge im höchſten Stadium der Ophthalmie eingerieben vermehrt daher durch die ſchnell eintretende Reaction die Entzündung; ſpäter wenn ſie ſchon im Fallen iſt, oder wenn man es in ſtärkerer Doſe braucht, vermindert es ſie und hebt ſie ſchnell. In der Magenentzündung vermehrt dieſelbe Potenz in kleiner Doſe noch den Brand, und bewirkt Erbrechen; eben wie Opiate in kleinen Doſen in den Maſtdarm eingebracht Stuhlzwang und Entzündung in der Ruhr vermehren. Eiſen das bei ſeiner direkten Action den Darmcanal deprimirt, bewirkt in der Reaction heftigen Magenſchmerz, Erbrechen, Zuſammenſchnüren der Gedärme und Kolik.

Bei kaltem Bade erfolgt bei Manchen noch im Waſſer, bei Allen, wenn die Dauer deſſelben nicht übermäßig groß war, nach dem Austritt aus demſelben, die Reaction durch verſtärkte Wärme, Röthe der ganzen Oberfläche, Wohlbehagen und Aufgelegtheit zu Muskelbewegungen.

Daher reagiren wir endlich gegen die Furcht durch Zuſammenfahren, daher bricht beym Schrecken der Angſtſchweiß aus, gegen den Kummer erfolgt die Reaction im Weinen.

So zeigt auf gleiche Weiſſe uns die Erfahrung, daß erhöhte Poſitivität in einem organiſchen Syſtem verſtärkte Negativität zur Folge hat. Brechmittel ſind nur in Zwiſchenräumen wirkſam; Purganzen vermehren erſt den Orgasmus im Darmcanal, verſtärken die Secretion in ihm; in der Gegenwirkung erfolgt Trägheit in den Eingeweiden und Verſtopfung. Reizende Clyſtiere in Verſtopfungen angewendet, verſtärken dieſe noch, wenn ſie keinen Durchfall erregen.

Auf den Reiz des Zeugungstriebes erfolgt zuerſt ſtarke Contraction aller zugehörigen Muskeln mit höchſter Depreſſion der Erregbarkeit; allein bald tritt Reaction ein, die Muskeln werden ſchnell entſpannt, und nun erfolgt verſtärkte Reſorption, höchſte Regſamkeit der Nerven, die ſich durch die Empfindlichkeit der geſpannt geweſenen Theile verräth. So erfolgt auf jede ſtarke Anſtrengung des Bewegungsorgans vorzüglich bei ſtarker Hitze in der Gegenwirkung die Ermüdung, in der das angeſtrengte Syſtem erſchlafft, und die Erregbarkeit bis zu dem Grade ſich erhöht, daß nun die ſteifen Muskeln ſchmerz-

en, ein Schmerz der während der Bewegung nicht eingetreten wäre, wenn sie auch ſtundenlang noch fortgedauert hätte. So erfolgt Ohnmacht auf die Anfälle der Apoplexie oder der epileptiſchen Convulſionen; ſo verwandelt ſich beim Zorn das allgemeine Glühen und die Röthe in Bläße und Zittern der Lippen.

Und was von einzelnen Organen gilt, das wird auch von ganzen Syſtemen, in die dieſe Organe zuſammen ſich gruppiren, gelten; auch beide Hemiſphären werden in der Reaction die Pole wechſeln, die ſich in der Action in ſie ſetzen.

Wenn man daher Opium in mäßiger Quantität in den Magen bringt, dann zeigt ſich zunächſt in der Action Excitation der äußern Hemiſphäre; Depreſſion in der Innern; bald aber ſetzt ſich in der Reaction Poſitivität nach Innen, Negativität nach außen hin: der Puls wird ſelten, weich, ſchwach und klein und zwar in dem Verhältniß mehr, wie er vorher voller und größer war; mit ihm wird der Athem langſam, ſchnarchend und beſchwerlich; die Turgescenz an der Oberfläche verliert ſich ſchnell, es zeigt ſich Bläße, Welkheit, Abgefallenheit; die äußere Wärme vermindert ſich und Fröſteln tritt ein. Immer zunehmende Mattigkeit, ſtumpfes Kopfweh, Zittern der Hände, Schwere im Kör-

per, allgemeine Trägheit und Unempfindlichkeit gegen gewohnte Eindrücke gehen hervor; weiter hinaus völlige Unfähigkeit zur Bewegung und Convulsionen. Der Geiſt wird allmählig ſtumpf und ſchwach, es zeigt ſich Betäubung, Schwindel, Schläfrigkeit und Stupor.

In der innern Hemisphäre tritt dafür Poſitivität hervor, im Magen erſcheint Uebelkeit, Eckel, Aufſtoßen, das endlich in Erbrechen übergeht; im Darmcanale Bläbungen und Durchfall, die Abſonderung der Galle wird vermindert, und die Abgeſonderte in der Blaſe angehäuft.

Bei der Vergiftung durch groſe Quantitäten von Opium wird in der Reaction der Athem laut, ſchwer, raſelnd wie bei einem Apoplectiſchen; die Pupille zeigt ſich beträchtlich erweitert; der Puls iſt ſchnell, alle Muskeln gerathen in einen Zuſtand von Erſchlaffung, es tritt völlige Bewuſt- und Empfindungsloſigkeit ein, höchſter Stupor, Schlaf und endlich Tod. Bei der Oeffnung findet ſich die ganze innere Oberfläche des Magens und der dünnen Därme entzündet, ohne Spur von Eroſion, aber Blind- und Leerdarm ſind von Bläbungen aufgetrieben. (Fourcroy und Laſſus.)

Eben ſo folgt auf die Wirkung von Purganzen die in der Action + nach Innen — nach auſen ſetzt

en, Umkehrung dieſer Pole, das — erſcheint nach innen das + tritt nach außen hin. Mit dem Nachlaße des Durchfalls zeigt ſich daher eine Weile hindurch Verſtopfung im Darmcanale, dagegen tritt nach außen ſtärkere Action hervor, was ſich durch den ſtärkern vollern Puls, die Röthe und die Hitze vorzüglich bei Kindern verräth.

Und ſo iſt es mit der Wirkung jeder erregenden Potenz, ſie zerfällt jedesmal in Action und Reaction, wie das Jahr in Sommer und in Winter; im Verhältniß wie Jene größer war, tritt auch Dieſe bedeutender hervor; da wo die Eine minder kräftig iſt, verliert ſich auch die Andere, es iſt daher organiſches Geſetz:

Wenn äußere oder innere Potenzen direct in eine Hemiſphäre poſitive oder negative Hyperſthenie und mit ihr in die Andere negative oder poſitive Aſthenie ſetzen, dann tritt in der Gegenwirkung negative oder poſitive Aſthenie in Jener, poſitive oder negative Hyperſthenie in Dieſer indirect hervor.

Dies Geſetz wird auch für die Einwirkung ſolcher Schädlichkeiten gelten, die eigentliche Krankheit in den Organism ſetzen; in ihm liegt daher die Con-

ſtruction des Wechſelfiebers, das als Typus aller Fieberkrankheiten gelten kann. Im Froſtanfall erſcheint Negativität durch alle Potenzen der äußern Hemisphäre, Poſitivität durch die ganze Innere; beim Hitzeanfall haben die Pole ſich umgekehrt, der Poſitive tritt nach außen hin, und der Negative birgt ſich dafür in's Innere. Bringt man daher mit dem Eintritt der Kälte eine ſolche Quantität einer negativen Potenz z. B. Opium in den Magen, die der fieberhaften Action im Circulationsſyſtem das Gleichgewicht hält, dann wird dieſe Potenz als Gegenreiz gegen die krankhafte Action wirken; das + das das Opium nach außen ſetzt, wird das krankhafte — dort aufheben; das — welches das Opium in die innere Hemisphäre bringt, wird gegen das krankhafte + in ihr ankämpfen, und die Gegenſätze werden ſich aufheben. Es kommt alſo nicht zum Froſtanfall, und auch der Hitzeanfall unterbleibt, weil in der Reaction gegend ie Einwirkung des Opiums eben ſo, nur umgekehrt, die Pole ſich verwechſeln, wie das Fieber ſie verwechſelt, ſo daß alſo auch hier das Entgegengeſetzte ſich elidirt, und das Fieber nach wenigen Anfällen ſich verliert. Daſſelbe Reſultat würde auch dann erfolgen, wenn man eine poſitive Potenz z. B. exidirtes Stickſtoffgas in die äußere Hemisphäre einwirken ließe.

Fieber ſind chemiſche Krankheiten, die dritte organiſche Potenz iſt ihre Sphäre, auf das Syſtem der Ganglien und die beiden ſympathiſchen Nerven ſind ſie vorzüglich beſchränkt, und daher iſt das Cirkulationsſyſtem hauptſächlich durch ſie afſizirt, ſie weichen chemiſchen Inzitamenten am geſchwindeſten. Die Fieber der zweiten phyſiſchen Potenz ſind die convulſiviſchen Krankheiten, ſie ſind vorzüglich auf das Rückenmarkſyſtem beſchränkt, die willkührlichen Muskeln werden hauptſächlich durch ſie afſizirt, die Verkehrung der Pole tritt bei ihnen eben ſo in der abwechſelnden krampfhaften Erſchütterung und der gänzlichen Entſpannung des Muskelſyſtems wie beim Wechſelfieber hervor, und ſie weichen am ſchnellſten phyſiſchen Inzitamenten, der Electricität und dem Magnetism. Die Fieber der dritten cosmiſchen Potenz ſind die Seelenkrankheiten, deren Sphäre in das obere Gehirnſyſtem fällt, die vorzüglich die höhern Funktionen des Geiſtes und des Gemüthes ergreifen, und gleichfals die Umkehrung der Polarität in den abwechſelnden Anfällen von Manie und Stupor zeigen. Chemiſche Krankheiten ſind daher auch hauptſächlich durch chemiſche Aenderungen in der äuſſern Natur bedingt; ſo entſtehen Wechſel- und Nervenfieber, z. B. durch Ausdünſtungen von Sümpfen und faul-

enden Körpern; die phyſiſchen Krankheiten werden vorzüglich durch phyſiſchen Einfluß geweckt, ihr Genius, ihr periodiſches Verſchwinden und Erſcheinen im Laufe von Jahrhunderten hängt wahrſcheinlich mit der großen magnetiſchen Naturepoche zuſammen; endlich die cosmiſchen Krankheiten werden in die Totalität des Univerſums hinübergreifen, und daher der auffallende Zuſammenhang dieſer Krankheiten mit der Sonne und dem Monde paralel mit Ebbe und Fluth.

Auf der niedrigſten Stufe zeigt das Geſetz der Reaction ſich in der Reproduction; der Polyp ergänzt durch innere Gegenwirkung den abgeſchnittnen Theil aus ſeiner übrigen Maſſe, und ſtellt die zerſtörte Form aus ſich ſelber wieder her. Auf der höchſten Stufe aber tritt es in dem Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen hervor.

Wie das Leben in den verſchiednen Altern von der Erzeugung bis zum Tode eine ſynodiſche, umlaufende Kreisbewegung hat; ſo hat es in dem Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen eine Tägliche, Rotirende: die Erſte wird der Nacht die Andere dem Tag entſprechen. Im Schlafe tritt daher die Negativität in den beiden Factoren der Perſönlichkeit durch alle drei Potenzen hervor; die ganze, innere Hemiſphäre in der die Träger dieſer

Negativität ſich vereinigen, erſcheint excitirt, die Aeußere in ihrer Poſitivität dagegen deprimirt.

Eine Natur geht uns im Schlafe auf, die in ihren Zauberkreiſen die ſchlummernde Willkühr gefangen hält; aus unſeres Weſens Mitte wird die Freiheit in die unendliche Peripherie der Perſönlichkeit entrückt, und eine negative weibliche Intelligenz nimmt ſie in ihre Tiefen auf. Furchtbar geht die geſtorbene Natur aus ihrem Grab hervor, und ſchwebt vor der ſchwindelnden Anſchauung zum ungeheuren Geſpenſte auseinander; das Unermeßliche nimmt ſie in ſeine Hallen auf; ihr Tempel iſt die Unendlichkeit, die ihre Pfeiler auf den bodenloſen Abgrund lehnt, und ihre Bögen über die Gränzen des Raumes ſchlägt; und da ſchwebt ſie ein furchtbarer Schatten in dem ungeheuern Dom, in dem ſchauerliche Stille herrſcht, die der dumpfe Wiederhall des fernen Stroms der Zeit nur unterbricht; und die Dunkel der Catacomben durchzuckt ſchwach aufſchaudernd, zum Lichtatom verglimmend, das Ich, das vom kalten Hauche der Vernichtung angeweht, erſtarrt.

Im tiefſten Schlafe nimmt daher das Abſolute uns in ſeine Schauer auf, an das Gränzenloſe, Gräßliche ſind wir verloren, das als ein leeres All, ein hohles unendliches Nichts unſere Perſön-

lichkeit einbaut, mit ſeinen ſchweren Schatten auf ihr laſtet, und ſchwarze, dunkle Maſſen auf ſie wälzt, die ſie im Alpe drücken; die Materie hat ſich zum Phantom hinauf geſteigert, wie ein Geiſterchaos liegt die Welt um uns, unter dem weſenloſen Leben iſt das Ich verſchüttet, vom Ungeheuren geängſtigt in einen bodenloſen Abgrund hinabgeſtürzt, bis es die aufgelößte Kraft zuſammennimmt, und beim Erwachen die Schattenwelt mit ihren Gnomen flieht.

Im minder tiefen, weniger narcotiſchen Schlafe tritt die eigne aus ſich heraus ſelbſtthätige, poſitive Vernunft nicht ganz zurück gegen die Negative, Reflectirende; die Ewigkeit im Produciren, wird nicht ganz von der Unendlichkeit im Producte verſchlungen; die Männlichkeit im Untergehen ſpiegelt ſich in der reflectirenden Weiblichkeit; die glühende Mitte des Urthätigſchaffenden iſt hinabgeſunken, aber aus der Fülle des Geſchaffenen ſtrahlt ſie uns aufdämmernd in den Träumen wieder.

Eine Perſönlichkeit tritt daher beim Träumen auf, und ſieht ihrem durch ſich ſelbſt geſetzten Treiben an einem andern Ich zu. Bewußtlos thätig iſt im Traume die Vernunft; ihr Handeln nicht, ihre Handlung nur wird ſie gewahr, nur das umgekehrte Luftbild ihres eignen Spiegels; ſchaffend ſchwebt ſie

über ihrer Schöpfung, ohne ſich als ihren Schöpfer zu erkennen.

Daher iſt das Band des Geſetzes für die Phantaſie gelöſt; die Einheit iſt aus ihr gewichen und eine bunte Mannichfaltigkeit rückt an ihre Stelle ein. Die ſchöpferiſche Kraft erblickt ſich nur im Evolut, und eine Fülle von Geſtalten tritt hervor, in die ſich jede einzelne Kraft evolvirt, die in ihrem Verkehr gleichſam nur einer chemiſchen Verwandſchaft zu gehorchen ſcheinen. Daher die ſeltſamen Bilder, in denen die Träume ſpielen; die ſonderbaren Formen, die in ihnen uns umgaukeln; die wunderbaren abentheuerlichen Gruppen, in die ſie ſich aneinanderfügen, wie der Zufall ſie zuſammenwürfelt; die Arabeskenwelt die ſich uns in ihnen öffnet.

Und weil im Traume die Kräfte in energiſcher Freiheit gegeneinandertreiben, ſo producirt jede für ſich in dem kurzen Momente ihrer Herrſchaft das Höchſte was ſie zu produciren nur vermag; und weil die innere Thätigkeit ſich in ihrem Wirken ſelbſt verliert, weil ſie in der Plaſtik der Träume ihr Innerſtes nach Außen dem eigenen Blick zukehrt, ſo wird dieſer Blick ſie auch in ihrer ganzen Unendlichkeit ergreifen, ihre Tiefen werden ihm ſich öffnen. Daher die lebhaften Anſchauungen, die wir im

Schlafe haben, die hohen Conceptionen, die uns im Traume in Erſtaunen ſetzen, die idealiſch ſchönen Bilder, die wir hell und ſcharf erfaſſen, die lichten Empfindungen die uns in Bewegung bringen.

In dem Maaße wie die Energie in ihrem Produkte ſich verliert, geht die Zeit, die dieſe Evolution bezeichnet, im Innern wie das Licht im Aeußern unter, und verliert ſich in den Raum, der das Evolut dort wie die Schwere hier bezeichnet. Im tiefſten Schlafe wo daher die Unendlichkeit des Raumes uns umgiebt, verliert ſich das Bewußtſeyn der Zeit, wie das Bild den Ton im Traum verdrängt; die fernſten Begebenheiten in der Zeit werden in einem Gemählde ſich nebeneinanderordnen, und die Ereigniſſe eines Jahrhunderts drängen ſich in einen Moment zuſammen.

Wie in der Vernunft und Phantaſie die Negativität vorherrſchend iſt, ſo wird ſie es auch in der Region des Willens, dem Muskelſyſteme ſeyn. Auch in ihm wird ein Zwingendes erſcheinen, das wir ohne Bewußtſeyn ſetzen; ein Geſetz das blind beherrſcht, ohne daß wir es uns ſelber hörbar ausgeſprochen hätten, und das uns doch von keiner äußern Macht aufgedrungen wird, ſondern aus uns ſelber quille. So iſt was beim Nachtwandler die Bewegungen regelt, nicht ein äußeres Zwingendes,

wie ein Solches ihm beim Athmen den Zwergmuskel regt, die Sinne durch die es auf ihn wirken könnte, sind ihm fest geschlossen; aber es ist auch nicht der positive Wille, der sie vollbringt, sie treten bewußtlos ein; es ist ein Gewolltes das den Willen, ein Gesetz das den Gesetzgeber repräsentirt, der sie beherrscht.

Und wie der positive Factor vom Sauerstoffpole im großen Gehirn und im Rückenmarksystem in seiner Positivität deprimirt erscheint, und dafür der vom Stickstoffpole im kleinen Gehirn und dem negativen Rückenmarksystem in seiner Negativität hervortretend sich zeigt; so wird die Positivität im negativen Factor, der Kohlenstoffpol, dort in erhöhter Erregbarkeit vorherrschen, während die Negativität in ihm, der Wasserstoffpol, in seiner Associationskraft sich hier erhöht. Daher schwächt sich zuoberst die Cohärenz der Begebenheiten in der Zeit; das Band das im Gedächtniß die Vergangenheit zusammenhält, löst sich in Erschlaffung auf, und Erinnerung und Bewußtseyn der Gegenwart zerfließen ineinander; dagegen nimmt die Cohäsionskraft, die die Bilder im Raume zusammengreift, an innerer Stärke zu, und bildet eben in der Gegenwirkung mit der negativen Energie die Mannigfaltigkeit der Träume, in denen ein weiblicher Sinn

mit einer weiblichen Phantaſie ſich paart, und die zu den Producten des freien Phantaſirens ſich wie die Tonwelt zur Licht- und Farbenwelt verhalten.

Daher kehrt ſich auch hier das Innere gleichſam nach auſſen hin, der poſitive Verſtand tritt in Negativität, der Negative in Poſitivität hervor; die Schranke hat ſich von der Selbſtheit weggezogen, und ſtrebt das Grenzenloſe zu umgreifen und dann von ihm das zerfließende Begränzte zu reflectiren. Wir ſehen daher im Schlafe unſere eigene Perſönlichkeit an einem andern Ich in Bilder ſich evolviren, während das Bildende z. B. bei der Reflection ob wir auch träumen, das erwachende Selbſt zu hören, und vor ihm zuſammenzufahren ſcheint. Dieſelbe Umkehrung wird ſich auch in den äuſſern Sinnen zeigen, das Auge wird die Erregbarkeit des Ohrs erhalten, es wird für Töne rührbar werden, aber es wird ſie nicht zu Gebilden zu aſſociiren vermögen; das Ohr wird die aſſociirende Kraft des Auges erlangen, es wird den Lichtſtrahl binden können, aber ihn nicht aufzufaſſen im Stande ſeyn. Daher ſind die Sinne geſchloſſen und im tiefen Schlaf dem Aeuſſern völlig unzugänglich.

Dieſelbe Umkehrung wird ſich denn endlich auch in der unterſten Region dem Syſtem der Ganglien wiederfinden. Der Stickſtoffpol wird in der innern

Hemisphäre im energischen Factor energisch herrschen, der Wasserstoffpol in der Erregbarkeit dagegen deprimirt sich zeigen. In der äußern Hemisphäre wird dafür der Sauerstoffpol in seiner Energie Depression erfahren, wie der Kohlenstoffpol in seiner Erregbarkeit sich erhöht.

Die erhöhte Energie wird sich daher im Verdauungssystem vorzüglich in den Nieren äußern; daher der rothe, gesäuigte, stickstoffreiche Harn, der während dem Schlafe eben so wie der Saamen in verstärkter Menge abgesondert wird. So vermehren sich auf gleiche Weise die Secretionen durch den ganzen Darmcanal, und werden stickstoffreicher und gerinnbarer. Der peristaltische Puls wird gleicherweise verstärkt und nimmt zu an Frequenz, daher die Beförderung der Verdauung und die Ausleerung mäßig harter Excremente aus dem Darmcanale beim Erwachen. Das Zwergfell befindet sich in derselben Stimmung, daher der freiere, häufigere Athemzug. Die Nervenerregbarkeit zeigt sich dagegen deprimirt; daher drastisch abführende Arzneien die am Abend eingenommen werden, erst am andern Morgen ihre Wirkung hervor. Die Resorption durch die Milchgefäße ist in demselben Maaß vermindert, wie die Erhöhung ihres Assimilationsvermögens sie den Lymphatischen näher bringt.

Die Depression der Energie in der äußern Hemisphäre wird sich vorzüglich durch die Schwächung der Contractionen der Nortenkammer und der äußern Arterien verrathen; der Puls nimmt ab an Frequenz und wird langsamer, vorzüglich bei Thieren im Winterschlaf; ein Frösteln verbreitet sich über den ganzen Körper und ein Gefühl von Kälte selbst bei denselben Bedeckungen, die uns im wachen Zustand hinreichend warm erhalten. Daher schlafen wir bei zu großer Erhitzung nicht eher ein, bis wir uns abgekühlt haben; daher ist bei großer Kälte Einschlafen so gefährlich; daher endlich die vermehrte Transpiration bei der Einwirkung positiv erregender Potenzen, z. B. der Wärme unter warmen Decken. Die erhöhte Erregbarkeit wird sich vorzüglich durch die vermehrte Einsaugung verrathen. Daher wird der Schleim in der Luftröhre, der Nase, der Harn in der Urinblase verdickt, das Eiter in Wunden und Geschwüren wird zäher, das Blut fließt mit Schwierigkeit aus der geöffneten Vene, und Thiere die fett und wohl gemäßer sich zum Winterschlafe niederlegten, sind beim Erwachen abgemagert und höchst erregbar.

Im Schlafe ist daher die Negativität in der Energie durch die ganze innere Hemisphäre erhöht; die in der Erregbarkeit in demselben Verhältniß be-

[illegible] ergibt; die positive Energie, die an Kraft der begangenen Missethat im Gleichen gleichkommt, und eigentlich die Schmach tragen, soll die Pharisäer an Kummer übergehen, sagt an mehreren Stellen als sonst die Sünde, die sie [illegible], und in vielen Fällen sieht die Reue an meisten über Schmach, so soll es in vielen Verurtheilung zu dieser Heilsamen kommen.

Indem wir in Bälde die neunte Pforte des Lebens, von diesem Punkte an soll diese höchste Vollendung in der Kunst, in der Fülle die stille Harmonie; in Chemnitz liegt der negative Pol, an Dresden der Polarer, und zwischen beiden Magnetpolen schalten sich jetzt die und der, wie die dritte Kraft gewisse Linien und Dimensionen bis auf [illegible]. Bei einer von Morgen bis auf den Mond bis der positive Pol einen Kreis durchgemessen ist, kann gibt es auch mit nach einer Schwingungsdauer da in den ausgeprägtesten Zeichen, auch seine Bahnen erfolgt der Übergang zum Schluß; der nach mit nach durch die Dämmerung der Nacht [illegible] neuen sieht mit, durch einen gewissen Schwingungsdauer gibt, durch eine gleiche Dauer [illegible], die Frauen mit in den Zeitpunkt gemäß übergeht mit dem der positive Pol nun [illegible] angekommt. Dadurch ergeben sich,

das beim Wechselfieber die Polarität umkehrt, waltet auch bei dieser Reaction, und führt um so schneller und um so stärker die Negativität zurück, je geschwinder die Positivität den Culminationspunkt erreicht, und je kräftiger sie in ihrer Polarität durch berauschende Getränke, Leidenschaften, Krankheit, gesteigert wird.

Im tiefsten Schlafe sind wir an die Natur verloren, die unendliche Entfernung hat sich uns angenähert, die Theorie des Schlafes ist daher die Theorie des Realismus; im höchsten Rausche ist die Natur an die Individualität verloren, die eigene unendliche Production hat das Producirte überwältigt, die Theorie des Rausches ist daher die des Idealismus. Die des Wachens wird die ideale Philosophie uns geben müssen.

Im Schlaf und Wachen kreist die Persönlichkeit um ihre Mitte, in Nacht und Tag die Erde um die Achse; in den verschiedenen Jahreszeiten wird der Planet durch seine Phasen laufen, wie das Leben in den Menschenaltern durch die Stufen. Im Frühling tritt die Erregbarkeit der Erde in höchster Negativität hervor, das Erwachen des Schlummernden und der positiven Energie bezeichnen die Stürme, die um das Aequinoctium herrschen; das Pflanzenreich der organischen Gegen-

genden tritt aus seinen Ufern aus, und woogt in lebendigen Wellen dem Pole zu; die untern Thierclassen erwachen aus ihrem Winterschlafe, in den Höhern regt sich mit Macht der Zeugungstrieb, die organische Fluth, von der Sonne hervorgerufen, wie die Andere vom Mond, beginnt. So auch in der Jugend, in ihrem Fortgang zeigt sich immer zunehmende positive Energie mit immer sinkender Erregbarkeit.

Die erregende Potenz rückt weiter dem Pole zu, sie erreicht den höchsten Punkt die Sommersonnenwende, das Energische ist zur höchsten Positivität gelangt, und kömmt in Gegenwirkung mit einem kräftig Bindenden; in großen Massen hemmt das Licht zur Wärme sich, die überschwenglich kräftige Natur schlägt in Gewittern, und entlädt sich in Blitzen; die Ufer des Meeres, das in Moossen und Flechten versiegt, sind hin bis zum Polarkreis vorgedrungen; ein plastischer Hauch weht in der Befruchtung durch die ganze Hemisphäre hin, warm glüht an ihr das Leben, die Cirkulation des Sauerstoffs von der Pflanzen- zur Thierwelt und zurück geschieht mit höchster Lebhaftigkeit; die organische Fluth tritt ein, und die Dynastie des Sauerstoffs wird herrschend. — So auch im Leben vom Jünglings- durch das Mannesalter, wo Positivität in Energie und Erregbarkeit erscheint.

Die erregende Potenz rückt wieder dem Aequator zu, die Energie geht in eine Negative über, die Erregbarkeit beginnt von neuem in Passivität hervorzutreten; den Eintritt des Rigiden bezeichnen die Nebel, die um die Herbstnachtgleiche herrschen; die Fluthen verlaufen sich allmählig wieder, in schwachern Pulsen fängt das organische Leben an zu schlagen, die Irritabilität in der obern Hemisphäre nimmt ab; die Secretion der plastischen Lymphe, die im Zellgewebe der Pflanzen steigt, fängt zu versiegen an, ihr höchstes Gebilde war die Frucht, in ihr hat die bildende Sonne sich erschöpft, und die Ebbe des organischen Meers beginnt. Die Dynastie des Stickstoffwasserstoffs fängt, wie im spätern Mannesalter zu herrschen an.

Endlich erreicht die Sonne den zweiten Scheitel, und eine zweite Vegetation, die sich um den Nordpol lagert, und in Schnee und Eiskrystallen efflorescirt, bricht aus ihren Hirn aus, und ergießt sich über den Süden hin; Fieberfrost ergreift dann das System, die Stürme durchschaudern die Atmosphäre; klein, schwach, kaum fühlbar schlagen die Pulse der organischen Natur; welk und eingeschrumpft und bleich und blaß erscheint die Oberfläche; die Herbstnebel verlieren sich im Reife, bis endlich alles Flüssige in todter Erstarrung gesteht, und die organische Ebbe eingetreten ist, in der wie im Greisenalter die höchste Rigidität erscheint.

Darſtellung

der ſpaniſchen Literatur

im Mittelalter

von

Ludwig Clarus.

Mit einer Vorrede

von

Joſeph v. Görres.

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann.

1842.

Quis tandem me reprehendat, si quantum alii tempestivis convivis, quantum aleae quantum pilae, tantum mihi egomet ad haec studia recolenda sumpsero.

Cicero.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort.

Dies Buch hat ſich vorgeſetzt, die Geſchichte der ſpaniſchen Literatur im Mittelalter zu behandeln. Die Geneſis der Geſchichte des ganzen Geſchlechtes und jedes in ihm begriffenen Volkes erfolgt in allen Gebieten nach beſtimmten Geſetzen, die dem Geiſte eingeſchaffen, früher geſetzt ſind als ſeine Willkühr; die ſie alſo ſchon vorfindet und mit ihnen ſich auszugleichen hat. Er mag ſich auf ſeine Gefahr losſagen von ihnen, und findet dann mit der Naturordnung ſich in Kampf verwickelt, die nun ſeiner Freiheit als eine Schranke entgegentritt. Oder er mag, nachdem er ihre heilſame Zweckmäßigkeit erkannt, ſie frei übernehmen und einſtimmend ſie ſich ſelbſt auflegen; dann werden ſie ihm Bundesgenoſſen und helfen ihm vollbringen, was er ſich vorgenommen. In dieſem Falle erfolgt die ganze hiſtoriſche Entwicklung in regelmäßigem Ablaufe, wie eine Himmelsbewegung; im Andern treten Störungen ein, die, indem ſie wieder ausgeglichen werden müſſen, den Fortgang durch ſcheinbare Rückläufe und zufällige Unregelmäßigkeiten unterbrechen und aufhalten; ſo jedoch, daß die Regel ſich leicht hinter den Ausnahmen verbirgt. Die regelrechte Folge aber muß überall das Abſehen jeder Geſchichte ſeyn, und ſie muß dieſelbe aus der eckig gebrochenen, aus- und rückſpringenden Linie ausnahmeweiſer Regelloſigkeit herauszufinden wiſſen.

Die Geſchichte des Fortſchrittes in der allmählichen Entwicklung der Kunſt bei einem Volke, ſollte vor Allem dies Volk ſelber ſchreiben. Derſelbe Grundſtock geiſtigen Vermögens, mit dem dies Volk zu hauſen angefangen, bleibt ihm unverkürzt auf alle Zeit; wie ein Erbleben geht der Beſitz von Geſchlecht zu Geſchlechte über, und nur die Art es anzulegen und nutzbar zu machen, wechſelt. Mit dem ungeſchwächten Leben und dem ungeſchmälerten Selbſtgefühl der Vermögenheit, in dem jede folgende Generation der vorherge-

gangenen anſteht, hat ſie auch, wie eine Art von Hausſage, ein Gedächtniß des Früheren überkommen; wie die, welche zuvor geweſen, mit dem Pfund gewuchert; wie ſie es gut oder übel angelegt; worin ſie es verſehen, oder wo ſie die rechten Wege eingeſchlagen. Ein ſolches Hausgedächtniß, wie ein Inſtinct durch alle Geſchlechter gehend, wird dann zum Bande, das ſie untereinander eint; ſo daß dem Letztgekommenen das Bewußtſeyn des Erſtberausgetretenen allgegenwärtig einwohnt, und Alle wie in ein kunſtreiches Individuum zuſammengehen; das, wie es allmählich durch ſein Stufenalter in den verſchiedenen Generationen heranwächst, volles Bewußtſeyn der durchlaufenen Lebensalter beſitzt, und alſo ſeine Kunſtgeſchichte in dieſem einwohnenden Gefühle trägt. Um dies Gefühl aus ſeiner Dunkelheit an das Licht des Tages zu bringen, werden einem ſolchen Volke, das ſich alſo auf ſich ſelbſt beſinnen will, auch alle nöthigen äuſſern Mittel hilfreich entgegenkommen; Alles, was die Vorfahren in irgend einem Kunſtgebiete geleiſtet, wird ihm am zugänglichſten erſcheinen; ſo Vieles, was gar nicht zum Auslande vorgedrungen, wird im Inlande zu finden ſeyn; Richtungen, die nur ſchwebend im Leben ſich ausgeſchwungen, und gar nicht in der Schrift ſich conſolidirt, werden noch irgendwo ſich erhalten haben: Eines wird das Andere deuten und erläutern, und ſo wird auch jedes Volk die eigene Geſchichte am Beſten deuten und erläutern mögen.

Das alſo wäre das Beſte und das Angemeſſene, wollten die Völker ſelber ihres Geſchichtlichen, insbeſondere ihrer Kunſtgeſchichte, wahrnehmen. Das Beſte aber ſchließt nicht das Gute, noch weniger das Beſſere aus. Die Völker ſind aufeinander angewieſen, und ſo mag auch der Angehörige eines fremden Volkes, im Berichte über die Leiſtungen des Andern, beſitzen. Aber wie Unparteilichkeit und Unbefangenheit die unerläßliche Forderung iſt, die vor allem an jeden geſtellt werden muß, der richterliche Verrichtungen übt; ſo hat ein Solcher auch vor Allem dieſem Anſpruche ſich gerecht zu machen. Die Befangenheit des Stammes wird ſchon von vornherein die Erſte ſeyn, die er abzulegen hat. Die germaniſchen und die romaniſchen Völker erſcheinen in ihren Anlagen und Talenten ſo verſchieden bedacht, daß daraus eine wechſelſeitige Eingenommenheit hervorgegangen; und man weiß, wie lange es gedauert, bis die Erſteren darüber theilweiſe Meiſter geworden, während die Andern

ſich nur erſt ſeit Kurzem um eine ſolche Selbſtbeherrſchung bemüht. Der Grund dieſer Selbſtbethörung hat eben in jenem eben berührten Aufſtand des Eigenwillens gegen die eingeſchaffene Willensordnung, deren Geſetz für alle Völker gilt, gelegen; und dieſer Aufſtand, der die Kunſt geirrt, hat auch das Kunſturtheil verwirrt. Alle anderen Befangenheiten haben ihre Urſprünge aus derſelben Quelle abgeleitet. Die Religion vor Allem befolgt in ihrem irdiſchen Entwicklungsgange eine ſtreng gehaltene Regel, und die Kirche ſchreitet fort in einer Reihe, deren Glieder durch das Erſte bedingt, nach einem unwandelbaren Geſetze ſich aus und neben ihm entwickeln. Aber auch hier behauptet der Eigenwille gegen den Geſammtwillen ſein Recht, und ſtört den naturgemäßen Fortſchritt der Functionen durch andere Reihen, die er, von ſeiner Cauſalität ausgehend, an ſie angeknüpft. Stellt das hiſtoriſche Urtheil ſich nun auf dieſen Grund, dann verwirrt es ſich durch die gleiche confeſſionelle Befangenheit, die auch die Harmonie der Kirche geſtört, und ſelbſt die Kunſtgeſchichte wird häretiſch verzerrt. Niemand kann unbekannt geblieben ſeyn, wie viel die confeſſionelle Beſchränktheit des Nordens ſich an Spanien verſündigt hat. Das politiſche und das philoſophiſche Vorurtheil leiten ſich von dem gleichen Urſprung ab; im Aeſthetiſchen aber iſt allerwärts und in allen Gebieten, das academiſch Schulgerechte in ſeiner Entartung, dem angeſchaffen Genie wächſigen feindlich entgegengetreten, hat es practiſch gemeiſtert und gehudelt, und auch im Urtheile oft dauernd unter die Füße getreten.

Alle dieſe eigenliebigen, dünkelhaften Einbildungen haben keinem Volke ſo arg mitgeſpielt, als dem ſpaniſchen; und während es poetiſch, wie kaum ein Anderes, die Poeſie nicht etwa aus dem Leben abgezogen, ſondern in reger Lebensluſt ſie in ihm ſelber durchgelebt; während der Sang ſeiner Singvögel die warmen Nächte ſeiner Halbinſel durchklang, hat man ſeinen früheren Jahrhunderten alle Poeſie abgeſprochen; und das roſenrothe Kakerlaksauge nördlicher Kritik hat ſeine eigene Tagesblindheit auch in das ſpaniſche Mittelalter eintragend, in ihm nur Stille und Finſterniß geſehen. Das ſcheint nun überſtanden, und die tragiſche Bewegung der Zeiten, die wir erlebt, hat ihre reinigende Wirkung wenigſtens in dieſem Gebiete ausgeübt; ein beſſerer Geiſt beginnt die Miſſethat, die der Norden an dem Süden geübt, zu ſühnen, und man muß beiden Glück wünſchen: dem, der die Genugthuung gewinnt, und dem An-

dern, der sie anbietet. Dem zum Zeugniß stehen zwei Bücher da, die beinahe gleichzeitig erschienen: zuerst das Gegenwärtige, das uns jetzt zunächst beschäftigt, und dann die Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien von A. F. von Schack, in Berlin von Duncker und Humblot verlegt. Beide, Protestanten von Confession, haben alle jene Befangenheiten in ihrer religiösen Wurzel so vollkommen überwunden, daß kaum eine Spur von ihnen in ihren Werken sichtbar geblieben. Beide haben zugleich eine große, nachhaltige Liebe für den Gegenstand ihres Interesse's; und diese hat es erwirkt, daß sie ihm die nöthige Zeit zum Studium zugewendet und keine Mühe gescheut, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihnen in den Weg getreten; so daß ihr löblicher Eifer für den Mangel der Nationalität eingestanden, und was noch etwa gefehlt, sich wieder theilweise durch die Entfernung des Augenpunctes ausgeglichen. Der Eine hat von dem, was in seinem Gebiete noch theilweise besteht, von der einheimischen Bühne, wie von den Sammlungen selbst durch den Augenschein Kenntniß genommen; während der Andere keine Gelegenheit versäumt, um alles ihm Zugängliche sich zu verschaffen. So haben sie einen Apparat zusammengebracht, den man nicht blos als zureichend, sondern beim Drama als reich und überreich erkennen muß. Sie haben überdem dieses Materials sich vollkommen zu bemeistern verstanden, seine Fülle hat sie nicht gebunden; sondern sie haben sich frei schwebend über ihr gehalten, und ihr Blick durchschaut und beherrscht die Masse nun mit voller Freiheit. Denn sie haben den rechten Kunstsinn sich bewahrt und ausgebildet, der nicht an den Dingen vorübergleitet, sondern in sie eindringend bis zur Tiefe untertaucht; jedes nach Verdienst und Würde zu schätzen weiß, und nun alles nach seinen Affonanzen ordnend und zusammenfassend, im rechten Rhythmus zum Ganzen zusammengliedert. Sie ergänzen sich dabei wechselseitig; indem der Erste zwar intensiv sein Werk mit einem weiteren Kreis umschrieben, aber diesen dagegen extensiv enger begränzt, indem er die wuchernde Ueberfülle der späteren Zeit ausgeschlossen; der Andere aber, der zwar enger aufs Drama sich beschränkt, diesen beschränkteren Gegenstand dagegen durch die Fülle der Zeit bis zur Gegenwart hingeführt. So hat jeder Raum gewonnen, um in hinlänglicher Ausführlichkeit seinem Gegenstand gerecht zu werden.

Die uns vorliegenden Betrachtungen über die spanische Literatur

und Kunſt knüpfen ſich, wie es in der Ordnung iſt, an Land und Leute an. Die Spindel der Pyrenäen zieht ſich von Oſten nach Weſten, von Cap Creus bis Landesende; an ſie legen ſich dann die Hochebenen Spaniens an, die weſtlich und ſüdlich in Terraſſen abfallen. So iſt die Halbinſel ins atlantiſche Meer hinausgebaut; nach drei Seiten von den Wellen umgürtet, nach der vierten durch die öſtliche Hälfte jenes Pyrenäenwalles von Frankreich abgeſchloſſen. Am Ende der Wanderungslinie der europäiſchen Völker liegend, war, ſo ſollte es ſcheinen, dem iberiſchen Völkerſtamme in dieſem Lande, abſeits vom Gedränge, eine ruhige, allerwärts in ſeiner Umfriedigung geſicherte Stätte bereitet; in der er ſeine ſcharf markirte, kernhafte und charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit, ohne Störung und fremde Einſprache, in allen Richtungen entfalten konnte. Allein eine ſolche ſcharf abgeſchnittene, theilnahmloſe, blos auf ſich gewieſene Entwicklung irgend eines Völkerelementes liegt nicht im Fortſchritt der Geſchichte; nur das in ſich gerundete Ganze iſt in der Raumeswüſte abgeſchloſſen; innerhalb dieſes Abſchluſſes aber ſoll, wie in einem lebendigen Organism, wo alles in der Einheit und Dieſe in Allem iſt, auch Eines in dem Andern ſeyn, und ihm willfährig helfen; damit das gemeinſame Leben gleichmäßig in allen fortſchreite. Die Natur hat darum zwar vorgeſorgt, daß jedes Volk innerhalb ſeiner Gränzen eingefriedigt, durch ſie einer gewiſſen Sicherheit genieße; andererſeits aber hat ſie doch auch wieder ſelbſt die Wege angebahnt, auf denen der Verkehr des diesſeits mit dem jenſeits ſich vermittelt findet. Und ſo auch hat ſie dem Triebe jedes Volkes in ſich ſelbſt zu ſeyn, und um ſeinen geiſtigen Schwerpunkt ſich zuſammen zu halten, den Gegentrieb, aus ſich herauszugehen und in der Umgebung des Andern zu ſeyn, entgegengeſetzt; und alſo erſcheinen die Geiſter und die Völker getrennt von einander, und doch wieder verflochten mit einander. So hat denn auch das ſpaniſche Volk, in all ſeinem Thun und Weſen, einen ſpezifiſchen, eigenthümlichen Character, ſeinen eigenen Erdgeſchmack erlangt; zugleich aber auch einen cosmiſch europäiſchen und africaniſchen, orientalen und occidentalen, nordiſchen und ſüdlichen angenommen. Wie alſo der brennende Solano und der rauhe Galego, die geſchmeidigen Seewinde und die trocknen Bergwinde ſeine Hochebenen durchwehen; ſo haben auch die Geiſter aller umwohnenden Völker den ſpaniſchen Geiſt durchzogen;

und dieſer hat ſich wieder in ſie ergoſſen; und ſo iſt in Mitte des Gemeinſamen doch Jedem ein Beſonderes zurückgeblieben. Es iſt ein Verdienſt vorzüglich dieſer Schrift, aber auch der Andern, die wir ihr an die Seite geſtellt, darauf aufmerkſam gemacht und die Sache im Einzelnen nachgewieſen zu haben.

Gehen wir nach ihrer Anleitung näher auf's Einzelne ein, dann ſehen wir die urſprünglich iberiſchen Völker, auf den von der Natur gebahnten Wegen, von allen umwohnenden Völkern überzogen, und an ihnen ſich auszugleichen genöthigt. Africa, durch den Meeresarm von ihnen geſchieden und doch an ſie angewieſen, hat in früheſter Zeit den Verkehr zwiſchen den beiden großen Stammeswurzeln der Chamiten und der Japhetiten vermittelt. — Wie die letztere, nach den Andeutungen der Mythe, über die Meerenge gewandert, und auch den Atlas zum Theil mit iberiſchen Stammſproſſen beſetzt; ſo haben im neunten Jahrhundert vor der gewöhnlichen Zeitrechnung die Phönizier in Spanien Wurzel gefaßt; ihnen ſind dann die Carthaginenſer gefolgt; und beide haben von Süden und den Uferländern des mittelländiſchen Meeres her im Innern ſich ausgebreitet. Von den europäiſchen Völkern gehören die germaniſchen dem Norden, Römer und Hellenen dem Süden an, während die celtiſchen die Mitte halten. Von den Letzteren erzählt der, wie es ſcheint jetzt verloren gegangene Diacon Julianus: „als bei der großen Dürre der früheſten Zeit in Spanien viele der Einheimiſchen ſich nach Aquitanien und in die ſpätere römiſche Provinz geflüchtet, hatten ſie dort beinahe ein Menſchenalter verweilend, mit den Gälen in Freundſchaft lebend, Heirathen geſchloſſen, und der Bund zwiſchen beiden Völkern hat auch nach der Rückkehr noch fortbeſtanden. Die Celten ſind daher, der Schätze des Landes wegen, häufig nach Spanien hinübergekommen; zuletzt hatten ganze Haufen ſich entſchloſſen, dort ſich anzuſiedeln; und ſie haben ohne Widerſpruch unter den Einheimiſchen gewohnt, die hauptſächlich in den Idubedabergen an den Quellen des Ebro ihre Sitze gehabt. Iberier und Gälen hatten alſo zu den Celtiberiern ſich verbunden. Dieſe mehrten ſich aber bald ſo ſehr, daß jene Berge ſie nicht länger zu faſſen vermocht; und ſo waren ſie weſtwärts gegen Aragonien und Moncayo gewandert, und hatten Segobri gaim eigentlichen Celtiberien gegründet. Später ſind ſie noch weiter nordwärts und ſüdwärts gezogen, in Clane getheilt, deren Einer der der Arevaces geweſen, die nordwärts

von Moncayo bis zum Duero gezogen, um Agreda und Montagudo her. So waren auch die Berones, Pelendones, Duraci oder Uraci in Rioja um Calçada, Briones, Haro, Logronno, Varea, Priadelle, Balbaneda, zwiſchen Oca und Arungar her, von gleicher Wurzel. Eben ſo: die Nerias oder die Neriten, die Preſamauci, die Cyleni, die alle von den Idubedabergen ausgezogen. Alle dieſe Gebiete liegen nordwärts in der aragoniſchen Terraſſe; von da aber ſind ſie, nachdem ſie abermal ſich gemehrt, in das Land zwiſchen der Guadiana und dem Guadalquivir eingedrungen, und haben in der ſpaniſchen Bätica Städte und Orte erbaut. Weiter ſind ſie, mit den Turdulern verbunden, über den Guadiana gegangen; haben das ſüdliche Luſitanien bis zum Tajo mit ihren Stämmen erfüllt, dann über dieſen Fluß geſetzt und ganz Galizien gälisirt; ſind weiterhin wieder nach Oſten dem Meere entlang gezogen; und haben in Asturien und Cantabrien unter den Einheimiſchen ſich angeſiedelt, auch ſüdlich der Berge Wurzel gefaßt; und während ein Theil des Stammes, über Meere gehend, die Celten in Irland angepflanzt, hat ihrer ein anderer bis auf die Arevacen im Stammland Celtiberien ſich wieder zurückgewendet." Zum Theil gleichzeitig mit den Africanern und den Celten haben auch die Hellenen ihre Colonien bis nach der Halbinſel vorgetrieben; ſpäter dann ſind die Römer gegen ſie vorgedrungen, und von Süden aus ſie überziehend, das Land ſechshundert Jahre hindurch zur Provinz gemacht. Darauf ſind die Germanen dann an ihrer Stelle eingetreten; und nachdem die Gothen das Reich durch Jahrhunderte beſeſſen, haben die Africaner es ihnen wieder abgewonnen; worauf dann nach ſiebenhundertjähriger Dienſtbarkeit endlich die Einheimiſchen im eigenen Lande Herr geworden. Nun erſt hat der Stamm, austretend aus ſeinen Gränzen, über Meer nach Weſt- und Oſtindien ſich ergoſſen, und die Inſeln und einen Theil der Continente coloniſirt.

So alſo hat das ſpaniſche Volksblut mit dem Blute vieler andern Völker ſich gemiſcht. Am reichlichſten iſt celtiſches Blut in dieſe Miſchung eingegangen. Dieſer überaus fruchtbare Stamm hat nämlich Spanien am nächſten geſeſſen und alle Straßen der Einwanderung beherrſcht; und der Name der Celtiberier deutet an, daß hier eine Durchdringung der beiden Stämme vorgegangen. Schon die Uferländer Südgalliens bis zum Rhodanus waren von ſolchen gemiſchten Celtiberiern bewohnt; weiter weſtlich hat dann dies Land des Ueberganges in's

Flußgebiet des Ebro, die öſtlichen Propyläen der Halbinſel, ſich ausgedehnt. Aragonien und ſeine Berggehänge ſind alſo der Mittelpunkt dieſes Landes der Einigung geweſen; und ſo ſehen wir denn auch ſpäter noch unter den Gothen, den Franken und ſo bis ins Mittelalter hinein, das Ebregebiet mit der ganzen römiſchen Provinz in Languedok und der Provence politiſch verbunden. Von den aragoniſchen Bergen hat ſich dann dieſer Blutſtrom zwiſchen dem Ana und dem Bätis bis zum Meer ergoſſen; ſich dann gegen den Tagus hingewendet; nachdem er Portugal celtiſirt, auch Galizien vorzugsweiſe zur Mitte einer hiſpaniſchen Gallia erhoben; und iſt von da aus, am Terraſſenabfall des cantabriſchen Gebirges, nordwärts und ſüdwärts hingelaufen, und durch Aſturien und Vasconien bis zu ſeinem Ausgang im Idubeda zurückgefloſſen. Auf dieſem ſeinem Wege, die ganze Halbinſel umkreiſend, hat das leichte celtiſche Blut überall ſein Gepräge und ſeine Tinctur zurückgelaſſen. Die zweimalige Herrſchaft der Africaner, die nahe eine ganze Phönirperiode erfüllt, hat nach dieſen die größere Maſſe fremden Blutes zugeführt. Das Gebiet aller der Flüſſe, die ſüdwärts münden, Andaluſia, Granada, Murcia mit allen Hafenorten waren die Mitte, von der aus, excentriſch gegen den Norden, ihre Einſtrömung geſchah; und dieſe Ader wäre noch reichlicher gefloſſen, hätte beim zweiten Ueberzug die Religion, eine undurchdringliche Scheidewand bildend, ſich nicht zwiſchen die Stämme gelegt und ſie auseinander gehalten. In dritter Ordnung iſt dann das römiſche Weſen hinzugetreten, das aber mehr auf das Leben in den höheren Kräften als auf das im Blute eingewirkt; während das griechiſche eine vergleichungsweiſe nur ſchwache Wirkung in der Ferne ausgeübt; darin von den Germanen übertroffen, deren Einwirkung noch tiefer eingegangen ſeyn würde, wären ſie hinreichend zahlreich geweſen; und hätten ſie lange genug in der Halbinſel geherrſcht, um eine eindringliche und nachhaltige Metamorphoſe des Blutes zu erwirken. So iſt alſo durch dieſe Transfuſion eine Verſippung des iberiſchen Stammes mit allen den genannten Völkern eingetreten; und nach Maaßgabe, wie jedes Einzelne dauernder und kräftiger, und mit einem größeren Moment maſſenhaften Lebens eingewirkt, iſt dieſe Verſippung enger oder weiter geworden, und die Einimpfung des Einen in den Andern geſchloſſener oder loſer ausgefallen. Zu drei wiederholten Malen iſt in alter und neuer Zeit eine ſolche Transfuſion des africaniſchen Blutes im früh-

eren Turdetanien, dem neueren Andaluſien, in die Adern des Landes geſchehen; das Land, Cordova in ſeiner Mitte, iſt nun das hispaniſche Chämia oder Africa geworden, wohin neben Phöniziern und Mauren die Sage auch Aethiopen, Aegyptier und Chaldäer führt. Durch die Vorhalle Hispaniens, das Ebrogebiet zwiſchen den mittleren Hochländern und der weſtlichen Hälfte der Pyrenäen, iſt das celtiſche Blut eingeſtrömt; und zwar im erſten Erguſſe durch die Celtiberier in Aragonien, und tiefer in den Catalonen; im zweiten Austritt aber über Turdetanien nach Alemtejo und Eſtremadura in Portugal; dann, nachdem es Galizien durchſtrömt, rückläufig werdend in Aſturien. Alle dieſe den Meeren zugekehrten Terraſſenländer ſind alſo die hispaniſche Celtica, mehr oder weniger mit celtiſchem Blut tingirt. So bleiben mithin die mittleren Hochländer, von der Mancha über Neucaſtilien bis nach Altcaſtilien und Leon hinauf, als das eigentliche hispaniſche Kernland übrig, in dem der einheimiſche Stamm am reinſten von aller Beimiſchung ſich erhalten, und mitten in Iberien die engere Iberia bildet.

Was nun das Blut und ſein abgezogenſter Aether, der Nervengeiſt, der im Ganglienſyſteme kreiſt, für das Leibliche iſt, das iſt die Sprache für das Geiſtige. Aus dem flüſſigen Blute erbaut ſich der Leib in Fleiſch und Nerv; darin wird die perſönliche Beſonderheit des Menſchen abgegränzt, und die Leben erhält ſich in der Wechſelwirkung beider Momente in einem ſtetigen Selbſterhaltungsprozeß; in ihm vermittelt ſich nach außen dies Leben mit dem fremden Leben, und mehrt ſich dadurch in der Zeugung, aus ſeinen leiblichen Schranken übertretend. So auch iſt die Sprache, die in der elaſtiſchen Beweglichkeit des Luftigflüſſigen geregte Bewegung, in die der Gedanke des geiſtigen Lebens ſich kleidet. Indem dies Leben aus der allgemeinen Unbeſtimmtheit das Wort figurirt, erbaut es aus ihm ſich ſeine fließende Hülle, in der es der Zeitlichkeit einwohnt; bedingt alſo dadurch den Umriß des Geiſtes in der bewegten Zeit, und gibt ihm ſelbſt ſeine im Fluſſe beharrliche Geſtalt und ſeine beſondere Phyſiognomie. Das raſtlos Bewegende formt alſo, gegen ſich gewendet, im Hauche ſeinen beweglichen Leib; und das Kunſtwerk, das ſich alſo zum Ebenbilde der eigenen Geiſtigkeit gefügt, beſteht fort in einem ſtetigen Selbſterhaltungsprozeſſe; und indem das Leben, das ſich alſo in ihm geſtaltet, ſich fremdem Leben zuwendet, vermittelt auch dieſelbe Sprache den Verkehr mit ihm, und

in ihm mehrt ſich die kunſtreiche Geſtalt in äußeren Spiegelbildern. Wie alſo das in den Leibesadern der Völker kreiſende Blut ſich gemiſcht; ſo auch hat das geiſtige Blut, die Sprache, das in den ſozialen Verbindungen der Stämme ſich bewegte, eine gleichmäßige Miſchung erfahren, und ſich mit Zuſätzen legirt. Hier nun iſt die conſequent fortgeſetzte Einwirkung der Römer entſcheidend in ihrem Bereich geweſen. Man hat die ſabiniſch-latiniſche Sprache des Stammes, aus dem ſie hervorgegangen, zur Staatsſprache ihres weiten Reiches erhoben. Im Oſten hat eine frühere Staatsſprache, die griechiſche, der Ausbreitung der ſeinigen Grenzen geſetzt; im Weſten aber, ſo nordwärts wie ſüdwärts des mittelländiſchen Meeres, haben die noch unfixirten Idieme dem Römiſchen weichen müſſen. Seine Colonialſtädte ſind ihm allerwärts Seminarien geweſen; in ſeinen Gerichtshöfen, Adminiſtrativbehörden und in ſeinen Heeren hat die Propaganda die Werkzeuge für ihre Miſſion gefunden; ſo hat ſie allmählig von den Diöceſen in die Gaue ihren Weg gefunden, und zuletzt die Stammesſprache verdrängt. Nicht in gleicher Weiſe aber haben die verſchiedenen Völker die neue Sprache eingelernt; im Eingange hat jede ihr ſeine eigene Form und Färbung aufgedrückt; und ſo ſind die verſchiedenen ſtammeigenen Dialecte gemeiner latiniſcher Rede entſtanden, die eine gemeinſame kaiſerliche Schriftſprache zuſammenhielt. Schon in Italien hat dieſe Schattirung der Spracheinheit durch die Mannigfaltigkeit der Dialecte ſich gezeigt. Die cisalpiniſche Gallia mußte der herrſchend gewordenen eine celtiſche Färbung geben, während die osciſche im Süden der Halbinſel und auf Trinacria eine griechiſche angenommen. So iſt denn die eigentliche Mitte Italiens für den Rerndialect übrig geblieben. Desgleichen hat auch die Sprache Galliens ſich in drei ſolche Dialecte gelöst. In der ſüdlichen Provinz, wo die Römer am längſten geweilt, hat die Grundlage des Provencaliſchen oder des Occitaniſchen ſich gebildet, der über ganz Aquitanien ſich ausbreitend, daher auch der Limoſiniſche genannt wird; während im belgiſchen Gallien, von Helvetien bis zum Meere, das germaniſirte Welſche ſich gebildet. So iſt dem dritten Centraldialecte, dem Franzöſiſchen, das celtiſche Gallien in Mitte des Landes dann geblieben.

Wie nun von den illyriſchen Dialecten der römiſchen Sprache nur das Wallachiſche noch übrig geblieben; ſo hat ſie auch in der

weſtlichen Halbinſel die ſpaniſchen Formen hervorgerufen. Von Süden hat ſie ausſtrahlend das Land mit den Maſchen ihres Netzwerkes überworfen; und die ältere Sprache, mit allen den Legirungen, mit der Celten und Africaner ſie ſchon verſetzt, iſt vor ihr zurückgewichen, und hat dafür die ſich ausbreitende in ihrem Geiſte ſich angeeignet. So hat die Entweichende Schritt vor Schritt ſich in den nordöſtlichen cantabriſchen Winkel zurückgezogen, und von den Römern unbeachtet, im Baskiſchen ſich bis in unſere Zeit erhalten. Die Einwohner des Baskenlandes, die ſie reden, haben von der Beſchaffenheit ihres Landes ihren Namen erhalten; denn Baſo heißt in dieſer Sprache Berg, woven Baſico, zuſammengezogen Baſco, die vom Berge bedeutet; ſo daß alſo die Basconen Bergmänner in ihrer Sprache ſind, wie die Navareſen Flachländer, von Nava Ebene oder Thal und Beri Land. Berge, Flüſſe, Städte durch ganz Spanien haben in gleicher Weiſe baskiſche Namen; die baskiſche Sprache wurde alſo vor der Ueberziehung der Römer in der ganzen Halbinſel verſtanden und geredet. Das Latein, im übrigen Lande geſprochen, wurde ſo lange in einem gewiſſen inneren Gleichgewicht erhalten, als die Schriftſprache das Aufkommen örtlicher Eigenthümlichkeit noch niederhielt. Als die Einheit aber im Sturze des Reiches zerriſſen war und die Germanen eingewandert, da begann die niedergehaltene Volksſprache über die künſtliche Regel vorzubrechen; die Germanen kamen dazu, und auch ihr Idiom fing an dem Einheimiſchen ſich beizumiſchen.. Nun tritt der Einbruch der Sarazenen ein; die, welche der neuen Herrſchaft ſich nicht fügen wollten, wurden von Süden nach Norden aufgerollt, und nur die Bergthäler des geſammten Pyrenäenzuges geben den in ihnen ſich Bergenden Schutz. Die merkwürdige Urkunde, die der Maurenfürſt Alboacen der Stadt Coimbra im Jahr der Hedſchra 147, oder 772 der g. Z. in lateiniſcher Sprache ausgeſtellt, zeigt durch ihre grammatiſchen Formen und die vielen eingemiſchten Worte: Peeten, peſantes, Juzgo, esforzianerit, matent, bispide, Acothenza, Forcia, Pecho, Aparazmo, Auere u. ſ. w. ſchon entſchieden den Character der ſpaniſchen Sprache, wie die zurückgebliebenen Chriſten damals ſie geredet. Die ausgewanderten Mittelſpanier hatten ſich in die aſturiſchen Bergthäler gezogen; die weſtlichen nach Galizien hinauf, die öſtlichen in die Idubeda und Occaberge an den Quellen des Ebro; Pelayo und Pedro waren ihre Führer. Beide Geſchlechter einten ſich und ihre Gebiete in

dem Enkel Alonzo dem Katholiſchen; und nun gingen von da die Gebergenen wieder aus; gewannen Galizien bis zur Sierra Eſtrella, Leon und die alte Vardulia bis zur Serra Guadarama, und nannten das Land Altcaſtilien. So geſchah es auch im Oſten im oberen Ebrogebiet und im Terraſſenland bis Catalonien hinunter, und ſie nannten es Aragonien. Das war das Reich des Pelayo, aus dem ſich Neuſpanien wieder in den drei Wurzeln: Der caſtiliſchen in der Mitte, der galiziſchen im Weſten und der aragoniſchen im Oſten hergeſtellt. Die Galiziſche ſich ſüdwärts erweiternd, breitete ſich in der dortigen celtiſirten Bevölkerung aus, und davon iſt die portugieſiſche Mundart ausgegangen. Die aragoniſche, mit der von Navarra und der vasconiſchen ſich verbindend, iſt mit der cataloniſchen zuſammengefloſſen, auf ihrem Wege überall celtiberiſche Elemente vorfindend. Die zweite Mundart, die ſich dabei gebildet, iſt die Fortſetzung des galliſch-occitaniſchen oder die provencaliſche geweſen; die neben Südfrankreich über Mallorca, Catalonien, Valencia bis Murcia geredet worden, und alſo das ganze Gebiet des Ebro und der nahen Küſtenfläche erfüllte. So blieb alſo das Caſtiliſche als die Kernmundart zurück; im Innern in allen Hochlanden, das am meiſten africaniſirte Andaluſien mit eingeſchloſſen, geredet. Als mit dem Untergang der Ommajaden die Einheit des Maurenreiches zerfiel, und dagegen das Kaiſerthum Alfonſo's VII. mit Eroberung Granada's durch Ferdinand ſich ergänzte; da wurde auch dieſe Mundart, die anderen verdrängend, Staatsſprache und Schriftſprache, in der das Volk in Spanien durchgängig redete, und in der ſich ſeine Literatur entwickelte. Was unſer Verfaſſer über die Urſprünge dieſer Sprache beigebracht, deren weitere innere Ausbildung er mit Geiſt und Methode verfolgt, hat durch das hier Geſagte ſeine ethnographiſche Begründung und Erläuterung gefunden.

Im Lichte drücken ſich ausſtrahlend und einſtrahlend die Dinge je nach ihrer Körperlichkeit wechſelſeitig in einander ab; der Menſch nach ſeiner Leiblichkeit wird mit dem Menſchen und der Natur durch dies Medium vermittelt; im Lichtbilde drückt alſo der äußere Menſch und aller Wechſel in ihm ſich aus, und dies Bild mit kunſtreicher Abſicht reproduzirt, wird dann zum Werke der bildenden Kunſt. Im Tone drückt in gleicher Weiſe austönend und eintönend das Leben in den Dingen ſich einander gegenſeitig ein; die

Seele im Menſchen verkehrt in dieſem Mittel mit der fremden Seele; und indem das Geiſtige ſich dem Klange incarnirt, und alſo an der Natur in vollkommener Conſonanz einen gleichlautenden Widerhall hervorgerufen, wird auch dieſer, kunſtreich dem inneren Wechſel der Gemüthbebewegungen nachgebildet, gleichfalls zu einem Werk der redenden Kunſt; und Lichtbild und Tonhall werde zu Kunſtwerken, im Bild und Gleichniß des ſich ſpiegelnden Gegenſtandes, gefügt. Sprache und Schrift ſind alſo auch Ausdruck der Völker, ſie ballen in ihnen ihr Innerliches nach Außen aus; verkehren dadurch gebend und empfangend mit einander; und die Kunſt, die jedes übt, wird in ihrem Grundelemente ſchon durch den eigenthümlichen Charakter ſeiner Sprache ausgedrückt, ſubſidiariſch aber auch durch den der andern Sprachen, die in dieſelbe eingegangen. So wird daher auch die ſpaniſche Kunſt und Literatur, weſenhaft aus dem Gemüthe des ſpaniſchen Volkes quellend, den Charakter ſeiner Sprache nur poetiſch ausführen; ſo zwar, daß in ihr als herrſchend das ſpezifiſch Eigenthümliche erſcheint, als Zuthat aber dann das Fremde deſſen Anregung durch die andern Sprachen hinzugekommen; alles vereinigt durch das Gemeinmenſchliche, das jedem Volke zu Grunde liegt. So unterlegt ſich alſo dieſer Literatur als herrſchendes Element das Romaniſche; inwiefern die ſpaniſche Nation das Claſſiſche der alten Zeit und das Kirchliche der neuen in Sprache und Geſinnung aufgenommen, und es in die Romantik umgebildet wieder ausgelaſſen. Dazu aber ſind die fremden Eindrücke und Anregungen hinzugekommen. Die Mauren, als ſie herübergebrochen, haben im Conflicte des Glaubens, der Sitte, des Blutes, der Sprachrichtung geſtritten, und der Kampf der Winde von Norden mit denen von Süden, auf den mittleren Hochländern der Halbinſel ausgekämpft, hat die heroiſche Poeſie in ihnen und im Gegner zuerſt erweckt; und ein Austauſch war dadurch in den Zwiſchenräumen des Gefechtes, und ſtärker noch nach der Beendigung des Kampfes herbeigeführt. So war nach der Transfuſion der claſſiſchen Poeſie, auch eine neue der mauriſch-arabiſchen eingeleitet. Aber auch die provencaliſche iſt hinzugetreten. Dieſelben Mauren waren auch über das Gebirg gegangen, und hatten das Land jenſeits der Loire und die Provinz überzogen. Dieſe Züge hatten eben ſo auch in dieſen galliſchen Stämmen die Poeſie geweckt; und die Begeiſterung der Kreuzzüge,

nachdem dieſe Gefahr vorübergegangen, hatte das angefangene Werk fortgeſetzt. So war ſchon frühe die Poeſie der Troubadoure in der dortigen Gegend hervorgegangen. Als der Erſte in dieſer Kunſt wird zwar Wilhelm, Graf von Poitou und Herzog in Aquitanien, der Kreuzfahrer, am Ende des eilften Jahrhunderts blühend, angegeben; aber ein Jahrhundert früher begleiteten ſchon Troubadoure die Brautfahrt der Conſtantia zu König Robert nach Paris. Ein Jahrhundert nach Wilhelm wird von Paire Dalvergne in ſeiner kurzen Biographie erzählt: Geſcheidt und dabei einnehmend von Geſtalt, habe er gut gedichtet und geſungen; er ſey der erſte gute Troubadour in der Welt geweſen, der die beſten Töne machte, die damals waren, und allen guten Damen werth; und wurde gehalten für den beſten Troubadour der Welt in dieſer Zeit, bis Giraut de Borneill aufkam, der wieder alle übertreffend, die vor ihm waren oder nach ihm kamen, darum gleichfalls Meiſter der Troubadoure genannt wurde. Unter ihren Händen war nun der Dichtergarten der Lyrik aufgeblüht, die aus Blumenaugen ohne Zahl die Welt angelacht. Aber auch die epiſche Poeſie hatte ihre Pflege dort gefunden. Als Werk des Chin de Barzols, geſtorben 1180, wird die Guerra dels Baussencs genannt; der Ritter Peter, Herr von Vernegues, hatte die Wegnahme Jeruſalems durch Saladin beſungen; den Krieg des Sarazenenemirs Treſſin gegen die Könige von Arles hatte Bertrand d'Allamanon ſchon vor 1189. poetiſch ausgeführt. Die Anfänge der dramatiſchen Kunſt, die unter ihnen geblüht, hat Herr v. Schack I. 85—91. ſehr gut nachgewieſen. So hatte alſo dieſe Mundart ſich in allen Gebieten der Kunſt ſchon in den erſten Zeiten verſucht.

Wie alſo das dem iberiſchen aufgeſetzte Idiom, eine mauriſche Einſtrömung vom Süden herauf und eine provencaliſche von Oſten herein aufgenommen; ſo war auch neben der ſpaniſchen keimenden Kunſt zugleich eine mauriſche und eine provencaliſche aufgekeimt, und Winde hatten den Samenſtaub der Blüthen, in die ſie ſich alle erſchloſſen, gegenſeitig ſich zugewebt; und wie die Mundarten ſich gemiſcht, hatten auch die natürlich getrennten Beſonderheiten zu Gemiſchten ſich verbunden; und geſchäckte Spielarten, um das charakteriſtiſch Eigenthümliche der aufſproßend, hatten den Uebergang aus einer in die andere vermittelt. Das Mauriſche hatte Einſtrahlungen aus dem fernſten Oſten aufgenommen; das Provencale hatte durch den

Verkehr mit Byzanz und Syrien in den Kreuzzügen, aus derſelben Quelle geſchöpft: denn Sizilien war in früheſter Zeit durch die Siculer und Sicanen auch ein Celtiberien geweſen; durch die ganze Geſchichte ſehen wir daher auch, im geheimen Zug des Blutes, Celten und Iberier um den Beſitz der Inſel ringen. Das celtiberiſche Provinciale hat daher dort nicht minder Wurzeln geſchlagen; ſeine Poeſie hat dort geblüht, und ſelbſt Friedrich II. war zum Troubadour geworden. Sizilien iſt ſo zu aller Zeit die Brücke geweſen, über die der romaniſche Süden gegen den Oſten vorgegangen. In beiden Richtungen hat alſo Spanien poetiſche Anregung mitgetheilt, und ſo auch Anregung empfangen. Dem zum Zeichen ſteht in der Kunſtgeſchichte der Titurel noch als Denkmal da; denn eben er iſt aus einer ſolchen Miſchung der drei Ströme hervorgegangen. Flegetanis der Heide, der den Graal in den Sternen geſehen, bezeichnet das mauriſche Element; Kyot aus Provence das provencaliſche, das aus eigenem Brunnen in ſüdfranzöſiſcher und aus nordfranzöſiſcher Ader, in Anjou und anderwärts geſchöpft; während die ganze Geſchichte in Aragonien, dem Kernlande Celtiberiens ſpielend, durch die heidniſchen Bücher das iberiſche Element, zugleich aber auch die Miſchung mit den andern verräth. Die Geſchichte dieſes Werkes iſt alſo die Geſchichte der Nation in ihrer doppelten Ueberziehung; und zugleich die Geſchichte ihrer Kunſt, wie ſie ſich aus dem Durcheinanderſpielen ſo verſchiedener Elemente entwickelt hat. So wird es begreiflich, warum die ſpaniſchen lyriſchen Dichter der früheren Zeit, vorzüglich die galiziſch portugieſiſche Mundart, — die am meiſten vom celtiſchen Elemente in ſich hat, und darin der provenzalen Mundart am nächſten verwandt erſcheint, — am liebſten ſich zum Mittel gewählt, in dem ſie ihre Empfindungen ausgedrückt. Denn eben dies celtiſche Element hat, nachdem das Italiſche die Herrſchaft im romaniſchen Süden verloren, wie ſpäter im germaniſchen Norden, hat dort an die Stelle des einheimiſchen einzutreten verſucht; und wie weit es ihr damit im Kunſtgebiet gelungen, beweiſt die Macht, die ſie in den Volkspoeſieen von Galizien, nördlich bis nach England, ſüdlich bis Sizilien ausgeübt; wo ſie durch den provencalen Dialect die ganze Lyrik beherrſcht. Wie alle romaniſchen Dialecte, durch den gemeinſamen lateiniſchen Grund ſchon mit einander verwachſen, als dieſer ſich gelöst, nochmals durch den celtiſchen einigenden Kitt unter ſich geeint, zu Formen einer und derſelben Grundſprache

geworden; ſo iſt auch die Poeſie aller ſüdeuropäiſchen Völker aufs engſte mit einander verſippt, und wieder in ſich je in Mundarten von einander geſchieden. Dies breſchenartige Vorkommen der Bildungen in dieſer Literatur wird äußerlich durch den Sang jenes früheren Dichters ausgedrückt, der den Mißklang, welcher den einigen Grund ſeiner Liebe geſchieden, ausdrückt durch die Scheidung, die in die eine Grundſprache durch den Dialect gekommen; indem er die fünf Strophen eines Liedes in der provencalen, italiſchen, franzöſiſchen, gaſconiſchen und ſpaniſchen Mundart ausgeſungen.

Wenn aber der ſpaniſche Geiſt den großen Völkerſtrömungen, die ihn umwogt, ſich nicht hat entziehen können, ſo hat er doch von ihnen ſich nicht hinreißen und wegſchwemmen laſſen; er hat vielmehr mit ſeiner Eigenthümlichkeit ihnen mannhaft widerſtanden. Nachdem ſie an ihn herangekommen, hat er ſich zuerſt mit ihnen vermittelt, und dann ſie in ihrem Andrang wieder abgeſtoßen; erſt nachdem er ſie ſich angeeignet, hat er ſich von ihnen auf ſeine Bedingung wieder aneignen laſſen. Darum, obgleich Romane, Italiote und Celte geworden nach einer Seite, Maur nach der andern, iſt er doch vor Allem Iberier geblieben; der eigene Hausgott hat den Vorſitz in ſeinem Panthéon, und auch ſeiner Poeſie hat er ſeinen vorherrſchend ſpaniſchen Character aufgeprägt. Die Kunſt überhaupt und die Poeſie eines Volkes insbeſondere, ſteht mit der Flora ſeines Landes in einem beſtimmten Bezug. Die klimatiſche Stellung dieſes Landes, die äußere Figurirung und die innere Elementenmiſchung ſeines Bodens und die Weiſe, wie ſein Bezug zur Sonne ſich geordnet, ſind entſcheidend für die Vegetation, die es anfangs hervorgetrieben. Denn das Pflanzenleben hat ſich urſprünglich je nach dieſen Verhältniſſen unter die verſchiedenen Oerter auf Erden vertheilt; und wie es alſo im Keime ſchon, je nach Erdlage und Sonneneinfluß ſich abgemeſſen, ſo hat die Entfaltung dieſer Keime unter der Einwirkung derſelben Verhältniſſe Statt gefunden. Die Menſchen haben nun gleichfalls über alle dieſe Oertlichkeiten ſich zerſtreut; auch das Leben in ihnen, in ſeiner gegen die Natur gekehrten Seite aufs engſte mit dem nach abwärts gewendeten Gemüthe zuſammenhängend, hat die gleichen Einwirkungen erfahren; und indem es ſeinen Schooß der Einſtrömung des höheren Lichtes eröffnet, hat es ſich in Aſterien bewegt, und ſo nach außen mit Kunſtwerken ſich bekleidet. Die Blüthenpoeſie der Natur und

die geiſtige Blüthenpoeſie, die in ihr heimiſch iſt, ſtehen daher in einem geheimnißvollen Verbande mit einander; ſie rufen einander zu und winken ſich in einem inneren Verſtändniß; Eine aſſonirt der Anderen, und auf dieſen Grund eben hat ſich der Glauben aller Völker gebaut: die Poeſie vermöge ſelbſt die Naturmächte aufzurufen, und ſie in einem, wenn auch dunkeln Affecte zu bewegen. So ſehen wir alſo allerwärts die Poeſie im Ruche der Blüthenfülle ihrer Heimath duften; dieſer iſt in ſie hineingezogen und ruft die gleiche Geſtalt, die nach außen ſein Träger geweſen, im höheren Mittel in geſteigerter Form hervor. So iſt die indiſche Poeſie bis in die Sprache hinein ein Spiegelbild des indiſchen Blumendickichts geworden, das in ſeinen Wäldern aus der Knospe vorgebrochen. Das Licht, das von dem ungetrübten Himmel der perſiſchen Hochebenen aus bis in ſeine Bergterraſſen ſich ergoſſen, leuchtet gleichfalls aus der ſchieranni Poeſie hervor. Die maßhaltende Fülle und Wärme des joniſchen Himmels, die die anatoliſche Flora hervorgerufen, hat auch die homeriſche Poeſie getrieben. Wie die nordiſche Tanne, mit ihren wie kryſtalliſirten Nadeln der Kälte trotzend, ihr Grün gegen die Einwirkung des Winters ſchützt; ſo hat auch die Scaldenpoeſie ſich mit dem Schuppenpanzer der Alliterationen geharniſcht, hinter dem dann die muthig vertrauende Kraft, durch innere Bewegung ſich ſelbſt erwärmend, jeglicher Gefährde ſich erwehrt. Im Lande, wo, wie in den ſüdlichen und weſtlichen Terraſſen Spaniens, die Granate und die Myrthe blühen, und die Agrumis immer grünen, wird auch die Poeſie dieſer Naturbeſchaffenheit nacharten. Die Einbildungskraft wird im Feuer der Granate glühen; der Wuchs der Kunſtwerke, die ſie hervorgetrieben, wird zierlich wie Wuchs und Form der Myrthe ſich geſtalten; gleich den Agrumis wird ſie nie entblättert ſtehen und Blüthen und Früchte werden immer mit einander ſich im dunkeln Laube bergen. Die nördlichen Abhänge ſeiner Berge ſind mit reichen Laubwäldern bedeckt, theilweiſe von Nadelwäldern überragt. So wird alſo hier in nächſter Nähe, ſo in der Natur wie in der Kunſt, Spanien mit der ſüdlichen Richtung die nordiſche einigen; und Reichthum, Fülle, Kraftwärme und Fruchtbarkeit werden alſo ganz beſonders ſeine Poeſie bezeichnen und ſie zur reichſten unter den neueren Völkern machen.

Dieſer Kunſt hat nun unſer Verfaſſer ſeine Liebe zugewendet, und ihren Anfängen und ihrem weiteren Verſchritte bis auf eine

gewiſſe Höhe nachgeforſcht; während der Urheber des Buches über Dramatik, den enger gefaßten Gegenſtand, durch alle ſeine Perioden bis zur Gegenwart verfolgt. Die Entwicklung der Kunſt in jedem Volke iſt aber nicht dem Zufalle und der Willkür preisgegeben; ſondern der Stufengang ihrer Entfaltung und das ganze Nacheinander, wie es ſich in ihrer Geſchichte auseinanderlegt, iſt zum voraus gegeben und geordnet. Wie nämlich der logiſche Verſtand auf gewieſenem Weg ein ſeiner Gedankenbewegung, nach dem ihm zugemeſſenen Stufengange, vorſchreiten muß; ſo iſt nicht minder auch die Phantaſie, die im Gemüthe wirkſam iſt, in gewiſſe Geleiſe eingewieſen, auf denen ſie vorangehen muß, wenn ſie ſich nicht überſtürzen ſoll. Denn es beſteht eine gewiſſe Ordnung, in der die hervorbringenden Kräfte aus der concret keimhaften Einheit im Keime ſich entwickeln; die Folge der Werke, in welche die Entwickelten ſich ſofort entfalten, erſcheint dann gleichfalls nach äſthetiſchen Stadien abgetheilt, die in ihren Gegenſätzen aufſteigend durchlaufen werden; und ſo bilden die Kräfte und die Kunſtwerke und die aufeinanderfolgenden Stufen allmählicher Entwickelung parallelliegende Reihen, in denen der Vorſchritt geſchieht, und von denen kein Glied überſprungen wird. Im erſten keimhaften Rudimente aller Kunſt liegen daher alle ihre Richtungen und alle die Veräſtlungen, die ſich aus ihm entfalten werden, noch ununterſcheidbar beieinander; nur ein Drang, ſich zu entwickeln und aufzuſchließen, iſt wie eine lebendige Gährung in ihm gekommen. In ihm löst ſich das erſte Siegel; der Keim theilt ſich, in einer aufſtrebenden, über die Erde hinausſteigenden, gegen das Licht anſtrebenden Richtung in die Höhe rankend, und in einer abſteigenden, gegen die Erde und ihr Elementariſches gewendeten Richtung, in der Tiefe Wurzel ſchlagend. Alle alten heiligen Bücher ſind keimhaft; ſie reden von Himmliſchem, als wäre es Geſchichte, und vom Hiſtoriſchen, als habe es am Himmel ſich begeben; erſt allmählich löſen ſich beide Strebungen von einander, ſo im Thun wie in der gleichfalls von ihm allmählich ſich ablöſenden, ſpielenden Kunſt. Wie im Praktiſchen aus der altpatriarchaliſchen Ordnung die kirchliche von der bürgerlichen ſich geſchieden; die Naturmyſterien des Heidenthumes, ſymboliſch durch die Rebe und den Weizen ausgedrückt, aber in die bachiſchen und eleuſiniſchen Myſterien zurückgegangen; während im Anbau der beiden Centralgewächſe, die dort nach einwärts und aufwärts gerichteten Kräfte

nach auswärts gegen das Irdiſche ſich hinabgewendet: ſo hat auch im Judenthum die anfängliche Theocrazie im Tempeldienſt, in ſeinen Orakeln und ſeinen Propheten ſich offenbart; gleichwie der Königsdienſt in ſeiner Ordnung, ſeinem Geſetz, ſeinen Kämpfen und ſeinen Kriegen, Eines hat überall im Andern ſich geſpiegelt. Das Gleiche hat in der chriſtlichen Zeit ſich zugetragen. Das Samenhafte, das der Erlöſer ausgeſtreut, hat ſich nach ſeinen zwei Naturen, in ſeiner Einheit geſpalten: Das Kirchliche hat gegen das Ueberirdiſche geneigt, und ſich nach dieſer Seite hin entwickelt; die unteren Kräfte aber, die innerlich ſich mit ſeiner Signatur bezeichnet, haben äußerlich ins irdiſche Leben ſich ergoſſen, und in ihm ihre Wirthſchaft durch alle Gebiete aufgerichtet. Im Kirchlichen liegt nun die religiöſe Mittelpunktsgleichung im unblutigen Opfer von Wein und Brod, um in ihm die Heiligung zu finden; im Irdiſchen fällt ſie auf das blutige Opfer, in dem Völker auf den Schlachtfeldern das Recht ſich weiſen laſſen. Die Kunſt, die es ſpielend dem Ernſte nachthut, hat nun gleichfalls in erſter Theilung ſich in eine religiöſe und eine profane getheilt. In dieſer erſten Spaltung fallen daher auch die keimhaften Mimen mit Acten zuſammen; ſie ſind mithin dramatiſch, und ſo liegen im religiöſen und im profanen Drama die uranfänglichen Keime der zweiten Ordnung aller Kunſtentwicklung. Dieſe Keime ſind wieder knospenartige Verfüllungen von Gegenſätzen, die abermal ſich entfalten: innerlich in das epiſche und das lyriſche Moment, die aus ihnen als eigene Dichtungsarten hervorbrechen, und äußerlich in Comödie und Tragödie, je nachdem Scherz und Luſt rückwirken gegen den Eindruck, und der Humor von oben oder der Witz von unten ihn abweiſet; oder die Trauer ihm entweder zur Begeiſterung oder Theilnahme nie die Stätte bereitet. Dieſe Gegenſätze werden in beiden Gebieten vielfach verbunden eintreten, und mit einander ſich verzweigend, die verſchiedenen Kunſtformen geſtalten. Während aber alſo die Poeſie innerlich ſich gegliedert, hat ſie auch nach abwärts wieder im Keime von dem Kern der darſtellenden Künſte ſich geſondert; dieſer Keim wird nun gleichfalls die Natur eines Actes haben, und alſo die Schauſpielkunſt in ſich befaſſen. Hier ſehen wir in demſelben Grade, das bei der Untergliederung der Poeſie gewaltet, auch wieder die Muſik ſich auf die Seite der Lyrik ordnen; die bildenden Künſte, Malerei und Plaſtik aber auf die

der Epik, und auch die Unterabtheilung der drei Gebiete wird das gleiche Gesetz befolgen. Die Geschichte der allmähligen Entwicklung der Kunst bei jedem Volke wird also einen geordneten und geregelten Gang befolgen; wie die Blumen auf der Aue und die Kehlen der Vögel in jedem Jahre in regelrechter Folge aufgehen, und sich in Duft und Gesang ergießen.

Die Natur folgt in ihren Bewegungen der mathematischen Formel, ohne sich ihrer bewußt zu seyn, was allein Sache des Geistes ist. Wie das Knochengerüst im Muskel sich verhüllt, so der Schematism, den wir eben in seinen allgemeinsten Umrissen gegeben, in den Hervorbringungen der Phantasie. In einem Buche, das nur naturgetreu das allmähliche historische Hervortreten dieser Gebilde behandelt, wird diese einwohnende Regel sich als allen Umrissen maaßgebend erweisen; ohne daß sein Verfasser irgend sich davon mit Bewußtseyn hat beherrschen lassen. Das bewährt sich an dem Werke unseres Verfassers so gut, wie an dem des Gefährten, den wir zuvor ihm beigesellt. Der Letztere geht, seinem Zwecke gemäß, von der keimhaften Mitte im Drama aus und behandelt das Uebrige, in wiefern es darauf bezüglich ist. Der Erste aber hat seinen Ausgang von dem einen Gliede des Gegensatzes, der Epik nämlich, genommen, und verbreitet sich von da aus über die übrigen Glieder. Als das Kennzeichen der epischen Anfänge spanischer Poesie gibt dieser die geschichtliche klare Gediegenheit an, in der sie sich frei von jedem Nimbus des Mythischen gehalten; sie ist ihm ein objectiver Reflex derjenigen Außenwelt, welche die dichterische Vorstellung umgeben. Mit ihrer Vergangenheit hatten die Spanier, als sie in die Gebirge aufgerollt worden, gänzlich gebrochen; von da an mußten sie sich aus dem geretteten Kerne neu gebähren, indem sie den eingedrungenen Feind ins Meer zurückwarfen; in den Hochländern zwischen dem Meere und dem Gebirge stritt der Kampf sich aus, seine Thaten mußten der nächste Vorwurf der sich mit ihnen wiedergebährenden Dichtkunst seyn.

So entsprang die Romanze, auf frischester That aus dem Siegreise gedichtet; und wie die Kriege in Spanien nach der Beschaffenheit des Landes und seines Volkes durchgängig Guerillaskriege gewesen, so sind auch die ältesten Cancioneros Bilder solcher Kriege. Aber die Einheit der Intention, zunächst im Maurenkriege, mit dem die Kreuzzüge begonnen, hat doch wieder Einheit in diese

bunte Mannigfaltigkeit gebracht; und so konnte unter Andern der Cid entstehen. Drei große Einbrüche hatte der Mohamedanism in die Halbinsel gemacht; den der Ommaiaden zuerst; der Mittlere sodann jener der Morabithen, als das Reich sich aufgelöst, und die von den Christen gedrängten Emire die Marocaner aus Africa zu Hülfe gerufen, und diese nun ein neues Maurenreich dort aufgebaut; endlich sind die Mowahedin gekommen, die, nachdem sie die Morabithen in Marocco selbst geschlagen, auch nach Spanien übergingen, und dort dem Reich die dritte Form gegeben. In die Zeiten, die dem zweiten Einbruch vorangegangen, und ihm zunächst sich angeschlossen, fiel nun das Leben des Ruy Diaz von Bivar, Campeador von den Seinen genannt, bei den Arabern aber Cid gegrüßt, vom arabischen Seyd, Herr oder Fürst bezeichnend, wie Seydah, Herrin oder Fürstin, ein Wort, mit dem die Spieler auch die Herrscher Sambogo begrüßt: eine Frau, die, hätte sie in einem Amazonenvolk gelebt, mehr als hinreichende Kraft zu einer Marpesia, und schon zu einem weiblichen Cid, besessen. Huber hat die Geschichte des Campeador geschrieben, so weit sie in den ihm zugänglichen Urkunden ihm vorgelegen. Aus ihnen geht hervor, welchen Antheil er an der Einigung und Stärkung der Christenmacht in seiner Zeit genommen; und wie siegreich er sie geführt, daß die bedrängten Emire eben die Morabithen zu Hülfe angerufen. Als diese afrikanische Genossenschaft neuerdings in der Lehre des Koran sich begründet und veranlaßt, und die Africaner unter ihrem Jusuf die entscheidende Schlacht bei Zalaca über die Castilier 1086. gewonnen; da schienen die Tage wieder zurückgekehrt, wo zum erstenmale das Reich der Westgothen vor den Moslim gefallen, und Sorgenschwüle lastete schwer auf allen Gemüthern in Spanien. Da war es der Cid, der, aller Unbill vergessend, die sein großdenkender Lehnsherr ihm angethan, als Vorkämpfer sich dem Feinde entgegenwarf, und nachdem er, ein guter Streiter, ihnen beim Vordringen in ihre Flanken fallend, Valencia mit seinem Paradiese abgenommen, seine Eroberung gegen ein ganzes neu eindringendes africanisches Heer, das vor ihm erlag, zu sichern wußte. Er war aus einem Geschlechte im christlichen Berglande vom Ocagebirge bei Burgos her, und dem das heutige Volk, wie die Araber im Orient, sich den Richter gewählt, damit er das Recht ihm weise. Ganz vollständig bedurfte nun auch dies Volk dieses Richters zu seinem Vorkämpfer, indem seine ganze junge Poesie sich an ihn hing.

[illegible] beizubringen, dagegen bemüht gewesen bin, ihn durch Rat-
[illegible], Analysen und Proben in den Stand zu setzen, eigene An-
schauungen zu gewinnen und sich ein selbständiges Urtheil zu bilden.
Da was habe ich es aber allerdings in der Entäußerung der Selbstig-
keit nicht gebracht, daß ich bei der Wanderung durch den Dom
der spanischen Literatur auf die Jahrerschaft hätte verzichten mögen.
Wer durch meine Pforte eingehet, mag sich auch von mir führen
lassen. Nur zu leicht wird eine historische Arbeit, wie die vor-
liegende, über dem Genugen der verschiedenen Quellen eine Art
musivischen Werkes, wie sie von dem bienenmäßigen Zusammen-
tragen der erfahrlichen Notizen bedingt erscheint. Diesem objectiven
Mangel kann nur eine subjective Abhilfe gewährt werden, indem
der Praktiker sich bemüht, durch umschaffende und verbindende
Einwirkung die Einheit und Gleichmäßigkeit der Darstellung sich
zu erhalten.

Einleitung.

In die blauen Räume des Atlantischen und Mittel-Meeres hinein ragt der Jungfrau Europa gewaltiges Haupt. Durch Anlegung des [illegible] der Pyrenäenkette hat die Natur demselben eine ausschließende Absonderung von den übrigen Gliedern des mächtigen Leibes gewährt. Achtzig Meilen der Länge bedeckt dieses [illegible]. Mit dem verschwisterten Portugal umfaßt die Pyrenäische Halbinsel über 10,000 Quadratmeilen. Von dem Worte Saphan (Kaninchen) nannten die Phöniker dieses Land Spanijah¹). Die zuerst bekannten Bewohner nannten sich Iberer und ihr Land Iberien. Dem ältesten cultivirten Volke Europens, den Hellenen, war das Land Hesperien. Dem Volke, welches sich [illegible] von einem [illegible] geschaffen, entsprach und entspricht ein großer Theil des Pyrenäenlandes. Von hohen [illegible] durchzogen, nach dem Meeresufer bald in Stufen, bald in sanfter Neigung abfallend, bilden die Oberfläche der Halbinsel eine dreifache Region: die Bergregion, die Mittelregion und das Land der Ebenen. Die Bergregionen bieten [illegible] Thäler dem [illegible] entgegen. Die [illegible] des Mittelmeeres [illegible] in südlicher Richtung [illegible] die Uebe[illegible] von [illegible] nach Europa. [illegible] Mais und Palmen, [illegible] und Bananen. Die [illegible] sich dem [illegible]. [illegible] ganze Länder und [illegible] Thäler mit dem [illegible]. [illegible] Alle Gestalten des [illegible] und der Welt [illegible]. Die [illegible] und die be-

¹) [illegible]

über Nizza gerathen in Erstaunen. Unser Blick umgreift den ganzen Golf von Genua, dessen Küsten sich bis Genua hin verfolgen lassen. Die gebirgige und wilde Küste mit ihren Vorsprüngen bis Nizza hin, die Küste von Nizza mit den Seealpen, Monte Rosa und Montblanc. Alles zusammen bietet eine Mannigfaltigkeit, Pracht und Großartigkeit dar, wie sie nur selten gefunden wird. Ueber Monaco, Bordighera, Sanremo und Neapel hinaus liegt ein duftiger Frühling. Eine breite Waldstraße auf hohem Berge von Nizza her überschreitet, führt der Corniche [illegible] und lange mit befruchtender Wärme in diese paradiesischen Gegenden an, von denen Malaga's Umgebung ja nur Vorposten der Küsten von Spanien sind. Da ist Klima's wegen, lediglich Klima zu suchen. Nur die höheren Berge mögen hier Schnee und Eis erblicken. Nachts sinkt die Luft selbstverständlich Alles der Abkühlung nahen, welches die Wärme näher macht. Ein Weg von Tagen liegt ab über dem ganzen Norden, dessen eigenthümliche Beschaffenheit es ist, in seinen Lüften eigenartige Luftmischungen und unvorhergesehene Temperaturschwankungen erfindlich macht und das aufmerksame Publikum bald, wo es möglich gemacht, sich vor den Launen unbefangener Natur der dreifachen Bevölkerung ab Jahrhunderten lang gegen feindliche Witterungen bauen und von welchen Schutz die Häuser hier so für weiteren gegangen Terrain weiter rechnen können. Jenseits und weiter, bringt hier im Norden das Klima es von schwächlichen Zonen als Protektor der innern Europa hervor. Die mittlere Temperatur beträgt acht Grad Wärme, wenn nicht Ausnahmen hinzu kommen, ungeheuere Kälte treten. Von den Alpen eingeschlossen liegt der ganze Norden Europa's in Mitteleuropa hinein, welche auch vom Januar bis Dezember nicht weiter hinausfällt, sondern es werden, von Theil fallen Städten ab hinterlassen. Zwölf über Zwölf Monate weiter Winter liegt jenes Land und über dem Winterschnee. Frost schließt man so wieder, mit tödtlicher Gewaltsamkeit Brücken und Kommerz. Handel von Lebellen, Wunden und Schmerzen, welche in die Tiefe mit Eisgewalten Chaos ab verlassen. Wasser auf trockenen schafft sich so Bahn und schwale Bergfluß zwischen Felsblöcken und Eis, welche im Winter so Fingerdicke sind Sommer wilderste Felsen Seite und im Sommer so Wasser zu schaffen, wenn so Zeiten des abschmelzenden Schneeeises im Juni also so wohlthätigen Ufern so Wasser den schönsten Kraft schaffen, gegen den Abzug so Mühlen wirkt. Die höchsten Ge-

ren, Pyrenäen, ꝛc., unfruchtbar, von Gebirgen durchrissen, verbinden die verschiedenen Mittellagen der Gebirge mit einander, welche in sechs Systemen die pyrenäische Halbinsel in bunter Mannichfaltigkeit durchziehen. Sie bieten alle Schrecken und majestätischen Wunder der großartigsten Gebirgswelt, so wie die idyllischen Bilder lieblicher Berggegenden dar. Die zwischen diesen Bergreihen, welche nach allen Seiten kleinere Arme ausstrecken, sich hinziehenden Thäler bilden die Gebiete der spanischen Flüsse, deren Ursprung zum Theil zwischen wilden Felsengebieten der höchsten Gebirge versteckt liegt. Die zahlreichen Sierras (eigentlich Sägen) umgürten jene Mittellagen mit starken Bollwerken und trennen die Bewohner der verschiedenen Landestheile. Sie bilden eine Menge verschlossener Länder und machen das lange Nebeneinanderbestehen so vieler kleiner Staaten im Mittelalter erklärlich. Uebrigens galt Hispanien schon von alten Zeiten her für ein köstliches Land und war von je her gesegnet durch reiche Gaben der Natur. Claudian nennt es:

Dives equis, frugum facilis, pretiosa metallis

(Reich begabt, gewöhnlich der Saat, köstlich an Metallen.)

In diesen [illegible] Gegenden wurden die Römer, welche darüber die erste historische Mittheilung geben, zuerst nach dem ersten Punischen Kriege bekannt. Das Land bewohnten damals die Iberer, mit denen die Celten als eindringendes Volk sich vermengt hatten. Diesen älteren einheimischen Nationalelementen hatten sich karthagische und griechische beigemischt, deren man auch das ehemalige [illegible]. Die Bewohner Spaniens lebten in verschiedenen Stämmen, unter denen die Turdetaner, welche sich bis gegen die südwestliche Küste des Atlantischen Meeres erstreckten, die namhaftesten gewesen sind. Strabo nennt dieselben die gebildetsten aller Einwohner Spaniens und rühmt ihnen nach, daß sie bereits die Kunst der Grammatik geübt und schriftliche Nachrichten über ihre alten Geschichten besäßen. Ja, er will in Erfahrung gebracht haben, daß ihre alten, in metrischer Form verfaßten Gesetze ein sechstausendjähriges Alter hätten, wenn nicht etwa statt des im Texte befindlichen Wortes *ἐτῶν* (Jahre) das Wort *ἐπῶν* zu substituiren und alsdann von 6000 Versen die Rede ist. Auch den übrigen Völkern Spaniens war, wie Strabo bezeugt, der Gebrauch der Schrift nicht unbekannt. Doch hatten sie, wie er hinzufügt, nicht einerlei Buchstaben und Sprache. Es geht daraus hervor, daß sich aus der Vielheit kleinerer Staa-

ten erklärt, mehre Sprachen. Der Grund der Zerspaltung der Sprachherrschaft in viele kleine Herrschaften mag bei Strabo nachgelesen werden. Am rohesten unter allen spanischen Bevölkerungen scheinen die Cantabrer (im jetzigen Guipuzcoa und Biscaya) gewesen zu sein. Die von Josephus und Strabo auf das Zeugniß eines gewissen Megasthenes mitgetheilte Nachricht, daß Nebucadnezar mit einer Schaar Juden nach Spanien gekommen sei¹), muß vorerst ins Gebiet der Sagen gestellt bleiben, würde aber das Vorhandensein mehrer hebräischen Worte in der Spanischen Sprache mit erklären helfen können. Den Verkehr der Griechen mit Spanien (angeblich schon in der mythischen Zeit), so wie den damit erfolgten Uebergang Griechischer Sprache nach Spanien hat Aldrete S. 265 ff. ausführlich nachgewiesen. Den Zeitpunkt des Einflusses der Gothen genau zu ermitteln, wird nach so langem Zeitverlaufe und beim Mangel gründlicher Schriften, eine schwierige, wenn nicht eben so unauflösliche Aufgabe sein als die Frage: welche und wie verschiedene Sprachen zu diesen älteren Völkern gesprochen und geschrieben worden sind²). Nach Martials Aeußerung (im 125. Epigramme) zu schließen, muß diese alte Sprache sehr rauh gewesen sein. Er sagt, seine Zuhörer hätten Scheu nicht ab, Namen, härter als ihre Erde, in Verse zu nennen. Mela, selber ein Spanier, aber ein Betischer, versichert, daß die Römer die Namen der cantabrischen Ortschaften und Flüsse nicht auszusprechen vermöchten und Strabo bemerkt, d. i., wenn die Römer den Menschen einen Begriff zeigen, von welchem diese keinen Begriff hätten, daß eben so sein würde, als wenn ein Westfaner oder Hispanier im Senate ohne Dolmetscher sprechen wollten³). Pelagius nennt

1) [illegible] Mariana historia general de España lib. I c. 17. Aldrete S. 305—308., [illegible] die ganze Erzählung, [illegible] Nebucadnezar [illegible] Aldrete [illegible] der Juden, um [illegible] in Spanien [illegible] zu machen. Nach [illegible] kamen [illegible] Juden nach Spanien. Die [illegible] hält er [illegible] Ursprungs.

2) Die Sammlungen der [illegible] Inschriften [illegible] s. bei Aldrete S. 227 u. 230.

3) [illegible]

geworden unter den alten Völkern Spaniens sind die Bewohner Galiciens, welche nach Silius Italicus Kriegsgesänge hatten.

> — Misit dives Callaecia pubem
> Barbara nunc patriis ululantem carmina linguis
> Nunc, pedis alterno percussa verbere terra
> Ad numerum resonas gaudentem plaudere caetras.

Die Turdetaner waren die ersten, welche nach Ueberkunft und Ansiedelung der Römer nach Spanien, das Livius „die erste Gegend des Continents, so unsere Waffen betraten und die letzte nennt, welche sie sich unterwarfen" Sitte und Sprache von diesen Ankömmlingen schnell annahmen und ihre Nationalität bald vergaßen, so daß sie, wie Strabo sagt, beinahe völlige Römer wurden. Der Römer, welcher sich nach Senecas Ausdrucke überall niederließ, wo er gesiegt, führte, nachdem Viriath und Numantia die letzten Anstrengungen der alten Nationalität gemacht hatten, um den nach den Punischen Kriegen immer dreister gewordenen Fremdling zurückzuweisen, seine Sitten und [illegible] auch im übrigen Spanien ein und verwirklichte so in diesem Lande seine weltliche Aufgabe der Begründung einer Universalmonarchie, deren falsches Princip in der Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten der ihr einverleibten einzelnen Völkerstämme bestand. Vollendet ward Roms Sieg über keltiberische Sprache und Sitte, als der große Sertorius, da er im Widerstande gegen Sullas usurpirte Dictatur die Provinz Spanien, der er als Prätor vorstand, gegen den stolzen Eroberer insurgirte und durch Feldherrnruhm und Seelenadel die Herzen und die Achtung der Eingeborenen gewann. Er organisirte im Westen Europas gleichsam ein neues Rom und vollendete die Umwandlung der Einwohner Hispaniens durch Einführung der bürgerlichen und militärischen Einrichtungen seiner Vaterstadt so wie durch Anlegung von Schulen. Die römische Politik setzte nach Sertorius Untergange diese friedliche Unterjochung Spaniens fort. Fünfundzwanzig Militärcolonien (Aldrete I. 21.) hielten die etwaige Lust der alten Einwohner, sich dem römischen Joche zu entziehen, im Zaume. Die-

---

Siebzehnten Capitel des B. Aldrete seiner Schrift Del origen y principio de la lengua Castellana. Ich bemerke, daß bei den häufigen Citaten dieses Buches (welches übrigens nur zum kleinsten Theile von [illegible] handelt und [illegible]: Spanische [illegible]) immer die erste 1606 zu Rom gedruckte Ausgabe zu verstehen ist.

bei ward die Vorsicht beobachtet, daß die römischen Legionen nach Spanien und dagegen die Cohorten, in welche die Eingebornen dieses Landes die Ersatzmannschaften lieferten, in die entferntesten Gegenden des Reiches verpflanzt wurden. Die Bewilligung im Innern ganz freier municipalistischer Einrichtungen, welche eine sanfte, den Ueberwundenen bequeme Regierung vermittelten, machte diesen Zaum allmählich unnöthig, weil ein leichtes Joch den Besiegten zum Aufstande nicht anreizt. Außerdem aber wurden die römischen Colonien und Municipien aus Kriegern gebildet, denen man eine Belohnung gewähren wollte. Die Städte, welche auf diese Art entstanden, waren alle von vorn herein durchaus römisch. Solche Einrichtungen waren wohl geeignet, den Weg zu dem Ziele anzubahnen, das sich die Römer gesteckt: den Sitten und Einrichtungen der Spanier ihr eigenes römisches Gepräge aufzudrücken. Die einheimischen Sprachen verschwanden immer mehr vor der Herrschaft der Römischen. Von den Turdetanern meldet Strabo insbesondere, daß sie ihre ursprüngliche Landessprache völlig vergessen. Nur wenige Ueberreste des Einheimischen erhielten sich. Diese Ueberbleibsel alter iberischer und celtischer Unbeugsamkeit gegen das römische Ueberwindungssystem zogen sich nach dem Norden der Halbinsel zurück und retteten zu den Cantabern das uralte Heiligthum vaterländischer Sprache und Sitte. Aber auch diese unzugänglichen und wilden, durch Kaiser Augustus Feldherrn unterworfenen Cantabern verweichlichten sich unter dem sanften Joche und der süßen Einwirkung der mächtigen römischen Cultur, so daß Juvenal (Sat. XV. v. 108) sich schon über cantabrische Bildung wundern durfte. Doch blieb im cantabrischen Volke ein patriotisches Reactionsbestreben, befördert durch die Abneigung desselben gegen den Verkehr mit andern gebildeteren Nationen. So ward es möglich, daß sich Reste jener alten Sprache bis zur Gegenwart herab im Baskischen erhalten, welches jedoch auch, wie noch heute ersichtlich, römischer Eindringlinge sich nicht völlig hatte erwehren können. Die gelehrten Forschungen, welche über jene Reste altspanischer Sprachen neuerlich (von Humboldt) angestellt sind, können, als dem Zwecke dieses Buches fremd, nicht ausführlicher in demselben besprochen werden, so wenig als die Frage: ob die Gothen und nachmals auch die Franken die cantabrischen Provinzen unterjocht gehabt. Näher geschildert sind die oben eben berührten

und die weiter zu erwähnenden Verhältnisse von Aldrete (libr. I. c. 4—10 und 14—15.). Den wirksamsten Einfluß auf die Romanisirung Hispaniens übten jedoch die Römer durch die Vervielfältigung der Schulen und Akademieen, in denen ihre Sprache und Wissenschaften gelehrt und die hispanischen Jünglinge schon von früh auf an römische Sinnes- und Denkweise gewöhnt wurden. Die Ueberreste des alten Patriotismus, welcher noch hin und wieder im romanisirten Lande spuken mochten, fanden allmählich immer mindern Anklang, als das römische Bürgerrecht unter den Kaisern auf alle Provinzen des Reiches ausgedehnt worden war, alle Nationen im Reiche ohne Unterschied den Namen: römische Bürger erhielten und die Nationaltracht für die ehrenvollere Toga aufgegeben ward, welche zugleich das äußere Symbol der Fähigkeit zur Erwerbung hoher Magistraturen war. Nachdem die Zulassung der Fremden zu Staatsämtern einmal sanctionirt worden, gelang den Fremdlingen selbst die Besteigung des Stuhles der Imperatoren. Am glücklichsten waren im Staatsdienste unter allen Auswärtigen die Hispanier. Nachdem die beiden Balbus aus Gades, die ersten aller Ausländer, zu consularischen und triumphatorischen Ehren gelangt waren, glänzte auch bald das kaiserliche Diadem um Trajans Stirne. Er war ein Hispanier und der erste Fremde auf dem Throne der Welt gebietenden Roma, deren Ruhm er auf die edelste Weise vermehrte. Die glänzenden Herrscher Hadrian, Marc Aurel und der große Theodosius (große Namen in der Kaisergeschichte!) waren geborene Spanier. Wie in politischen Ehren, so warben auch Hispanier mit den eigenen Söhnen der stolzen Roma wetteifernd um die Palme in Kunst und Wissenschaft. Diese ehemaligen Barbaren von Iberiens Gestaden wußten sich reißend schnell ihren Meistern in allen Geisteswerken gleich zu stellen, bald bedurfte es nicht mehr der Entsendung der jungen Spanier nach Rom, wenn sie Ausgezeichnetes im Felde des Geistes darstellen wollten. Die berühmten Schulen von Gades thaten es denen in der Hauptstadt gleich. Spanien lieferte der römischen Literatur die Senecas, den Lucan, Martial, Silius Italicus, Avienus, Sertilius, Ena, Prudentius (am römischen Parnasse geachtete Namen!) den Pontius Ladro, Hyginus, Quintilian, Columella, Pomponius Mela, Paulus Orosius. Aldrete hat der Nachweisung berühmter Namen, mit denen römische Geschichte und Literatur aus Spanien

sich bereicherten, mehre besondere Capitel (das 16., 18. und 19. im I. Buche) gewidmet. Vierhundert Jahre fast ununterbrochenen Friedens hindurch wurzelten, nach vorherigen zweihundert Jahren fortgesetzten heftigen Widerstrebens, römische Sprache und Sitte in den spanischen Provinzen. Besonders gründlich weiset Aldrete nach (cap. 14. 15. 20 und 22 lib. I. und cap. 14 des II. libr.), wie allgemein und ausschließlich der Gebrauch des lateinischen Idioms in Spanien selbst unter dem Landvolke geworden war; wobei es freilich einen provincialistischen Beigeschmack erhielt (Aldrete II. 1.). Römer und Hispanier waren inzwischen dergestalt zu einer Nation verschmolzen, daß zur Zeit des Einfalles germanischer Völker in die pyrenäische Halbinsel die Einwohner Spaniens bis auf die Reste der alten Einwohnerschaft am Fuße der Pyrenäen allgemein sich nur Römer nannten (Aldrete I. 5.) und in den Gesetzen und andern Schriften damaliger Zeitgenossen ebenfalls nur diesen Namen führen. Ist die fromme Ueberlieferung, daß der Apostel Jakobus der Größere das Christenthum nach Hispanien gebracht, wie kaum zu bezweifeln, eine historische Wahrheit, so mögen im Abglanze des beseligenden Lichtes, welches der Heilige angezündet, Sitte und Erkenntniß, die Trägerinnen der Sprachen, schon früh einen Einfluß empfunden haben, welcher belebend auch sie durchdrang. Als mächtig sich erhebende, das Heidenthum siegreich bestreitende Kirche erwies sich auch in Spanien bereits im vierten Jahrhunderte das Christenthum. Dasselbe gestaltete sich eine Hierarchie aus, die den Bestand der kirchlichen Formen, welche den Geist tragen, sicherte und den Zusammenhang mit den Kirchen der morgenwärts gelegenen Länder unterhielt, so wie die Geltung des päpstlichen Ansehens auch in Spanien vermittelte. —

Mit der Völkerwanderung nahm der Verfall des römischen Reiches reißenden Schrittes zu. Provinz nach Provinz, des Schutzes der Heere beraubt, fiel in die Hände der von Morgen hereindringenden Horden. Weder ihre Entlegenheit noch ihre natürlichen Wälle vermochten die schöne Halbinsel gegen das eindringende Verderben und die allgemeine Knechtschaft zu schützen. Alanen, Vandalen, Silingier, Sueven und Westgothen stürzten sich fast zugleich auf dieses Land und überschwemmten seine fruchtbaren Ebenen, die sie zur Niederlassung reizten. Das heutige Galicien, Asturien, Leon und einen Theil von Portugal besetzten die Sueven,

einen Theil des Südens die Vandalen (Vandalicien — Andalusien) und den Nordosten nahmen die Westgothen ein. Um den Besitz dieser Errungenschaften lieferten die Eindringlinge einander blutige Kämpfe, bis die Westgothen, die gebildetesten und edelsten der eingedrungenen Barbaren, ihre Mitbewerber unterjochten oder verjagten und dem römischen Thun und Treiben in Spanien ein Ende machten. Nur im Norden erhielten sich in den galicischen Gauen suevische Stämme, deren Bezwingung den Gothen erst 585. gelang. Das von Wallia gegründete (419.) und von dem großen Eurich erweiterte und befestigte Gothenreich erreichte während des sechsten Jahrhunderts seine glänzendste Höhe und umfaßte die Provence, Languedoc und Catalonien mit der Hauptstadt Toulouse (Septimanien) nebst dem ganzen übrigen Spanien. Die Geschichte veranschaulicht öfter den Triumph der Bildung und Wissenschaft dadurch, daß siegreiche Barbaren von den gebildetern Besiegten Sprache, Cultur und Sitte annahmen. Dasselbe geschah in Spanien, als sich die Westgothen, obwohl sie von den eroberten Ländereien ⅔ für sich genommen und den Ueberwundenen nur ⅓ gelassen, sich zur Annahme der Sprache der letztern bequemten. Die Einwohner nannten ihre Ueberwinder nach altem Brauche barbari und sie selbst wurden mit dem eben so allgemeinen Namen Romani belegt. Alle Schriftsteller, welche bis zum Einfalle der Araber auf der Halbinsel lebten, gleichviel ob römischer oder gothischer Abkunft, bedienten sich daher in ihren Schriften der lateinischen Sprache und es ist keine Spur vorhanden, daß man jemals in Spanien Gothisch geschrieben hätte, so empfänglich für Ausbildung und geschickt für den Ausdruck aller Gedanken diese Sprache (wie sie durch Ulfilas Bibelübersetzung dargethan) auch seyn mochte. Die Sprache der Gesetze mußte schon deßhalb lateinisch seyn, weil die zahlreichen Ueberwundenen außerdem den erforderlichen Gehorsam nicht hätten leisten können. Die deutschen Volksrechte wurden also lateinisch abgefaßt. So gewann die Latinität auf weltlichem Gebiete wieder, was sie auf geistlichem eine Zeit lang einbüßte. Im Sturme der Verheerungen, welche die Völkerwanderung zur Folge hatte, ward die Verbindung mit den auswärtigen, unter eifrig rechtgläubigen Kaisern aufblühenden Kirchen unterbrochen und es stellte sich der katholischen Lehre allmälig die ketzerische des Arius gegenüber und zur Seite. Doch ragten die Bischöfe der rechtgläubigen Kirche

durch den Glanz ihrer geistigen Bildung weit über die arianische Geistlichkeit hervor. Die katholische Kirche blühete trotz des von Uebertreibern einzelner Uebelstände in der Zucht ihr angedichteten Verfalles und löste siegreich ihre hohe Aufgabe der allgemeinen Völkererziehung auch in Spanien. So lange die Gothen Arianer waren, herrschte ihre Sprache in der Kirche und dem öffentlichen Leben vor. Der Gebrauch des Lateinischen fand hier seine Gränze, welche aber immer ungewisser wurde, weil die Latinität, wie sehr inzwischen auch verdorben, mit nicht vergangener Lebenskraft sich muthig aufrichtete. Völlig sanctionirt ward sie aber erst wieder, als unter Reccared im Jahre 586. die Gothen den Irrthümern des Arianismus entsagten und allgemein den katholischen Glauben der römischen Kirche annahmen. Von nun an fand sich die Einheit der spanischen Völker unter den Katholicismus und den Einfluß der katholischen Geistlichkeit gestellt. Diese ist auch in sprachlicher und wissenschaftlicher Hinsicht nicht gering anzuschlagen und deshalb ein wenig näher zu betrachten, wobei ich den vom Jahre 500 bis 1110 obwaltenden Zustand im allgemeinen Umrisse gebe. Die Kirche hatte sich, was hier nicht näher erörtert werden kann, bei den Westgothen, wie kaum bei einem andern gleichzeitigen Volke nach Unterdrückung des Arianismus als ein vollkommenes Ganzes gestaltet. Sie stand fast unabhängig vom Einflusse des Staates da, welcher vielmehr selbst ihrer Lenkung unterworfen war. So war es unausbleiblich, nachdem das heidnische römische Staatsgebäude, in welchem es der christlichen Kirche niemals recht wohnlich werden konnte, weil in jedem Augenblicke die wesentlichsten Bestimmungen ihrer Ordnung mit den ganz heidnischen Staatseinrichtungen in Conflict und somit in Gefährde geriethen, zerfallen war. Erst in den neuen Reichen der Germanen, welche sich eben ganz aus dem Christenthume herausbildeten und in denen Alles vom Geiste des Christenthumes durchwebet war, konnte die Kirche sich frei in ihrem Kreise bewegen. Das ist die christliche Bedeutung der Völkerwanderung. Sie schwemmte das heidnische Leben hinweg und schuf Raum zur Einsetzung des christlichen, welches nun erst den Staat zu durchdringen vermochte, der willig dem Einflusse der Geistlichkeit seine Institutionen eröffnete. So ward denn auch der Betrieb und die Pflege der Wissenschaften, so weit sich solchen durch die Unbilden der Zeit hindurch zu retten vermochte, ein ausschließliches Be-

ſchäft und Eigenthum des geiſtlichen Standes. In den ſchützenden Mauern der Klöſter geborgen, wurden aller widrigen Einflüſſe ungeachtet viele Schätze der älteren Literatur erhalten, an denen der Sinn hervorragender Geiſter für Forſchung ſich erhielt und bildete, wenn gleich die Frucht weniger reichlich ausfiel, da den Mönchen, wie noch näher zu erwähnen, zu Zeiten das Leſen der Werke heidniſcher Schriftſteller verboten ward. Bei den Hauptkirchen und in den Klöſtern wurden Schulen angelegt zur Erziehung der für den geiſtlichen Stand beſtimmten Knaben. Doch war dies wohl vor dem Ende des ſechsten Jahrhunderts nicht der Fall. Man nahm die ſogenannten ſieben freien Künſte in dieſe Schulen auf. Jedoch geſchah dieß, wie leicht zu begreifen, weder im ganzen Umfange derſelben, noch zur vollkommenen Entwickelung und Bildung des Geiſtes oder wegen des Nutzens, den ſie dem civiliſirten Leben überhaupt brachten, ſodann einzig und allein um Theologie zu ſtudiren. Rhabanus Maurus gibt (De instit. Cleric. libro III. cap. 18—21.) hierüber folgenden Aufſchluß: „Die lateiniſche Grammatik lernt man nur für nöthig, um die lateiniſche Sprache als Kirchenſprache fertig reden und ſchreiben zu lernen und die Tropen und vorzüglichen Redensarten der heiligen Schrift, und dadurch den Sinn des göttlichen Wortes richtig zu faſſen; die Proſodie lernt man wegen der verſchiedenen Versarten in den Pſalmen; die Dialektik wegen der Polemik mit den Ketzern; die Arithmetik wegen der in den Zahlen enthaltenen Geheimniſſe und der in der heiligen Schrift vorkommenden Maaße und Zahlen; die Geometrie wegen der Einſicht die in den Nachrichten von der Arche Noah und dem Salomoniſchen Tempel vorkommen; die Aſtronomie wegen der Kirchenzeitrechnung und die Muſik wegen des Anſtandes und der Würde, den der Geſang von ihr borgt.“ Nach dem Geſichtspunkte des Zuſammenhanges mit der Theologie betrachtet man alſo jedes freien Künſte und beſtimmt danach Werth, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer jeden ſo wie den Umfang der Vorleſungen, welche man in den Vortrag einer jeden aufnahm. Eben deßhalb wurde die Rhetorik am wenigſten geſchätzt, „denn ſie lehrt nur die verſchiedenen Gattungen und Hauptſätze der Rede nebſt der dazu gehörenden Regeln angeben und iſt daher nur ſolchen Jünglingen nützlich, die nicht Lehrer zu werden wünſchen.“ Ueberhaupt mußte bei einer ſolchen

Bestimmung der weltlichen Encyklopädie eine bloß oberflächliche Kenntniß derselben schon für jeden Geistlichen hinreichend erscheinen. Diese Angaben sind in einer Literaturgeschichte deßhalb von Werth, weil sie erklären helfen, auf wie dürftige intellectuelle Weide zum Besten höherer Zwecke der Geist im Mittelalter geführt wurde und wie daher diejenige Beschränkung der Ansicht über Alles was weltliche d. h. heidnische Kunst und Wissenschaft hieß, entstehen konnte, welche wir in den literarischen Erzeugnissen noch späterer glücklicherer Zeiten nicht überwunden erblicken. Auch die späterhin noch mannichfach zu berührende Erscheinung, daß man, nachdem die Fesseln erweitert oder gesprengt waren, jeden gelehrten Brocken als ein Moment hoher Bildung auffaßte und nach dem Ruhme der Gelehrsamkeit auch da rang, wohin dieselbe nicht gehörte, wird durch jene Betrachtung begreiflich. Dem Unterrichte analog war auch die Benutzung der literarischen Mittel zur Bildung der jungen Leute. Der ganze Bücherreichthum der Klöster und Schulen war selten etwas werth für die Ausbildung des Verstandes und eine literarische Erziehung, welche auch in weltlichen Dingen und Wissen es zu Etwas bringen wollte. Alles war auf geistliche Zwecke berechnet. Die Bücherei enthielt meist nur Psalter, Liturgieen, ascetische Schriften, Lebensgeschichten der Heiligen und Märtyrer, Baptisterien, Pönitentialien, Sacramentarien, Missalien und andere ähnliche, freilich oft geist- und geschmacklos geschriebene Werke, so wie Streitschriften über die Anbetung der Heiligen, die Osterfeier und schwierige Religionsgeheimnisse, welche häufig an dürrer Spitzfindigkeit litten u. s. w. Seltener schon war eine vollständige Bibel, am allerseltensten eine Reihe von Schriften des classischen griechischen und römischen Alterthums; diese gehörten auch in Spanien, obwohl es ehedem der Sitz einer wissenschaftlichen und schönen Literatur gewesen war, allmälig zu den großen Seltenheiten, so stark riehen neben dem Antagonismus wider alles Heidnische die vielen Unfälle bei und nach der Völkerwanderung dieselben auf. Mit jedem Jahrhunderte wurden sie durch die schrecklichen Brände seltener, welche die Kirchen und Klöster in den Kriegen mit der Arabern verzehrten. So gingen auch noch die Exemplare von geistreichen Schriften des Alterthumes unter, welche ein Zufall und die Liebhaberei eines Abtes oder Bischofes bisher gerettet hatte. Wie selten diese Waare gewesen, kann man an der Notiz ermessen,

daß in der berühmten Pariser Bibliothek um 1360, noch Cicero, Lucan, Ovid und Boethius die einzigen Classiker waren. Alles übrige waren Kirchenväter und Andachtsbücher, Abhandlungen über Astrologie, Chiromantie und Medicin, Chroniken und Romane. Wären aber auch die Werke der alten Classiker häufiger verbreitet gewesen, so hätte doch kaum ein Geschichtschreiber aus Livius und Tacitus, ein Redner aus Cicero und Quintilian, kaum ein Dichter aus Virgil und Horaz, oder ein wissenschaftlicher Kopf aus heidnischen Mathematikern und Philosophen sich bilden können. Strenggläubigkeit, widrige Erfahrungen, welche das Studium des classischen Heidenthums in der Kirche zurückgelassen und selbst Aberglaube hatten schon vor dem Einbruche der Barbaren den Christen allgemein eine Abneigung gegen alle heidnische Gelehrsamkeit, namentlich in der schönen Literatur, beigebracht und schon Cassiodor fand sich (534.) zu dem Beweise veranlaßt, daß das Lesen der heidnischen Schriftsteller zum bessern Verständnisse der heiligen Schrift vieles beitrage, weßhalb er sich auch ein Geschäft daraus machte, das Vorurtheil gegen sie durch die Aussprüche der berühmtesten Kirchenlehrer über heidnische Literatur und den Gebrauch den sie von derselben machten, zu bestreiten. Cassiodor aber fand mit seiner Meinung so wenig Anklang, daß sich die Abneigung und das Vorurtheil bis zu einem förmlichen Abscheu vor der heidnischen Gelehrsamkeit verstärkte, woran Benedict v. Nursia († 544.) und Gregor der Große († 604.) vorzüglichen Antheil haben, welche durch ihre Aeußerungen und Veranstaltungen den Widerwille gegen alle heidnische Literatur und überhaupt alle gelehrten Beschäftigungen, die sich nicht unmittelbar auf die Religion bezogen, zu erregen und zu unterhalten verstanden. Um das Triumvirat der großen Männer in der Kirche zur Zerstörung der heidnischen Gelehrsamkeit in einem Jahrhunderte voll zu machen, machte auch noch der berühmte Erzbischof von Sevilla, St. Isidor, in seiner Regel für die Mönche mit einem Verbote aller von Heiden und Ketzern geschriebenen Bücher auftreten, welches um so giltiger erschien, weil es von einem Bischofe kam, der selbst in seinen frühern Jahren, in seiner Encyklopädie bewies, die alle Literatur umfaßt hatte, und er, so schien es, aus einer leidigen Erfahrung sprach¹) Um an seiner

1) Gentilium libros, sagt Isidor, vel haereticorum volumina monachus legere caveat; melius est enim eorum perniciosa dogmata ignorare quam per experimentum in aliquem laqueum erroris incurrere. Dieses Zeugniß ...

Sünde durch das Lesen heidnischer Schriftsteller zu begeben, blieb man bei den dürftigen Encyklopädien eines Capella, Cassiodor und Isidor stehen, ohne aus den reichern und bessern Quellen der schönen und der ernsthaften Wissenschaften, die noch aus dem griechischen und römischen Heidenthume übrig waren, zu schöpfen. Nun darf zwar die unter dem Namen Origines oder Etymologiae bekannte Darstellung der sieben freien Künste als die reichhaltigste der drei genannten betrachtet werden, denn sie verbreitet sich außer dem Grundrisse der sieben freien Künste auch noch über alle übrigen damals vorhandenen Kenntnisse und bringt den ganzen Umfang des damaligen menschlichen Wissens in ein Realwörterbuch, das in einer leichten und deutlichen, wenn gleich weder in reiner, beredter, noch geschmackvoller Schreibart abgefaßt ist, und wegen seines reichen Inhalts, wie doch nicht geschehen, vor den andern beiden Encyklopädien hätte sollen gebraucht werden. Allein der treffliche Isidor vermittelte doch nie ein gründliches Studium der Wissenschaften, sondern bot nur eine Quelle zum Schöpfen der historischen Kenntniß derselben. Denn er selber verstand keine einzige als Kenner und wußte daher auch keine durch originelle Behandlung und Gedanken weiter zu bringen. Er mußte sich begnügen, aus den wenigen Schriftstellern, welche ihm zu Gebote standen, dasjenige, welches er für wichtig und brauchbar hielt, zusammenzutragen. Hierzu besaß er aber mehr guten Willen als Geschick, denn zu einer richtigen Auswahl war sein Urtheil nicht tiefdringend und umfassend genug; die Erklärungen der Wörter scheiterten an der Unrichtigkeit seiner Grundsätze in der Etymologie und zu einer guten Darstellung konnte der Sprachbarbarismus des Zeitalters, dem ein reiner und männlicher Styl eine Unmöglichkeit geworden war, sich nicht erheben. Der verdienstliche Isidor war daher keiner der eigenthümlichen Geister, welche in der Literatur eine wirkliche Epoche durch Anstoß kräftigen und ursprünglichen Lebens herbeizuführen und zu machen wissen. Er trägt sogar mit andern Epitomatoren die Schuld, daß die vortrefflichsten Werke und Kenntnisse vom Alter-

welchen viele Warnung hat erfahren müssen, darf man sich doch nicht verhehlen, daß sie eine große, und noch heute trefflich [illegible] Wahrheit enthält. So [illegible] sich auch der berühmte Alcuin der Einführung des Virgil als Schulbuch in die kirchlichen Schulen. Zu dem Mönche [illegible] sprach er: „[illegible] Virgilius [illegible], wo der Herr [illegible] lehre, nicht von Maro!“

thum, weil man nun Alles in den Encyklopädieen zusammen zu haben meinte, sich allmählich verloren und die mittelalterliche Literatur verschrumpfte. Allein von einer andern Seite, die gar nicht übersehen werden darf, betrachtet, war das Epitomiren größerer Werke eine Wohlthat für die Literatur. Man las wenigstens etwas, weil die Auszüge keinen großen Umfang hatten und in der halbbarbarischen Sprache, die man noch verstand, (während die epitomirten Classiker theilweis unverständlich geworden) abgefaßt waren, und es blieben noch manche nützliche Kenntnisse im Umlauf, welche in die ausführlichen classischen Werke eingeschlossen, gänzlich unbekannt geworden sein dürften. So konnten denn die Dom- und Stiftsschulen, wie groß ihre Zahl auch sein mochte, auch wenn sie dahin gestrebt hätten, keine Wiederherstellung der verfallenen Gelehrsamkeit bewirken. Dazu kam, daß die Blüthe solcher Schulen so sehr von der Persönlichkeit des Bischofes abhängig war. Hatte dieser für ein solches von ihm vorgefundenes Institut keinen Sinn, so war es um dessen Blüthe geschehen und es gingen auf diese Art viele solcher Cathedralschulen gänzlich ein. Könige und Concilien mußten daher den Bischöfen empfehlen, ihre eingegangenen Schulen wieder herzustellen oder den gesunkenen wieder aufzuhelfen. Aehnlich war es mit den Klosterschulen bestellt. Denn wie viel oder wenig darin für die Wissenschaften und die gelehrte Bildung der Zöglinge geschehen und wie eifrig oder nachlässig der Unterricht darin betrieben werden sollte, hing jedesmal von dem Abte oder dem sonstigen Vorgesetzten des Klosters ab. Uebrigens waren auch Laien den Klöstern als Schüler willkommen und diese besuchten ihre Schulen schon in den frühern Zeiten einzeln; im Fortgang der Zeit häufiger. Die Laien wurden vom Unterrichte in der Theologie und Kirchendisciplin ausgeschlossen und nur in den Vorbereitungswissenschaften, den sieben freien Künsten und dem christlichen Glauben unterwiesen, um sie geschickt zu machen, Gott zu dienen und den weltlichen Geschäften vorzustehen. Ungeachtet des Sieges, welchen die Latinität und deren Bildung über das gothische Sprachelement davon getragen und der damit geschehenen Rettung der Ueberreste alter Geistescultur und ungeachtet der Anlage von Schulen bei den Hauptkirchen und Klöstern ward es in der Zeit als die neuen christlichen Staaten den Beruf, die Träger des Christenthums in der Kirche zu werden, der Hauptsache nach erfüllt hatten, zwischen dem

fünften und eilften Jahrhundert in Spanien zu Zeiten und an einigen Orten weit finsterer als kaum in irgend einem andern Theile des westlichen Europa. Die Unwissenheit der spanischen Geistlichkeit nach dem Untergange der von den Römern unterhaltenen Bildungsanstalten im sechsten Jahrhundert hat man unter Anderm auch daraus gefolgert, daß Licinian, Bischof von Cartagena, an Gregor den Großen schreiben konnte: Jubes ut non ordinetur imperitus. Sed pertractet prudentia tua ne forte ad peritiam non sufficiat scire Jesum Christum et hunc crucifixum. Si autem non sufficit, nemo erit in hoc loco, qui peritus esse dicatur. Allein es ist nicht zu übersehen, daß hier nicht von Geistlichen, sondern von Candidaten die Rede ist, und das scire Jesum Christum etc. hat sicherlich auch wohl einen andern Sinn als den gewöhnlich der Anfrage untergelegten, daß Licinian gefragt: ob es nicht erlaubt wäre, Männer, die sonst weiter nichts wüßten, als daß Jesus Christus gekreuzigt worden, zu Priestern zu weihen. Denn die Stelle verträgt auch die Auslegung, daß es an wahrhaft Gläubigen unter den Gebildeten gefehlt und Licinian die Anfrage gestellt habe, ob von der wissenschaftlichen Bildung nicht zu dispensiren und lieber ein Mann zur Weihe zuzulassen, der nur den aufrichtigen Glauben an Christum den Gekreuzigten habe. Allein wenn man auch dieses zweideutige Allegat außer Acht läßt, so fehlt es doch an andern Nachrichten nicht, welche die Geringfügigkeit der wissenschaftlichen Bildung eines Theiles des spanischen Clerus außer Zweifel stellen. Man muß jedoch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und sich verhalten, daß eine Geistlichkeit, aus welcher ein Isidor (bei aller wissenschaftlichen Beschränktheit, welche wir in seinen Schriften finden, zu seiner Zeit ein großer Mann auch auf literarischem Gebiete), aus welcher ein St. Ildefons und Braulio hervorgingen, die auch noch im siebenten, achten und neunten Jahrhundert Männer aufzuweisen hatte, welche in jener dunkeln Zeit wissenschaftliche Leuchten waren[1]), doch wohl nicht durchgängig so in Barbarei und Unwissenheit versunken sein konnte, als man gewöhnlich

1) Julianus v. Toledo, Martin v. Braga (von dem Gregor v. Tours sagt: [illegible]), Johann v. Biclar, [illegible] v. [illegible], der [illegible], [illegible] v. Valencia, Julian v. Toledo, [illegible] v. Saragossa, Eugenius v. Toledo, [illegible] v. [illegible], Cixila v. Toledo, [illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible], [illegible] v. [illegible] und [illegible], welche ihre Bildung in Spanien empfangen hatten.

vorstellen will. Nimmt man nun hinzu, daß die Gesetzgebung der Gothen Epoche macht, daß sie auch namhafte Historiker aufzuweisen vermögen, daß die Bildung des Geistes durch Forschung in den Wissenschaften, von andern germanischen Völkern als zur Weichlichkeit und Vernachlässigung körperlicher Uebungen führend, vernachlässigt, von mehrern westgothischen Königen hochgeschätzt und befördert ward, so erhält man, wie trübe Ansichten auch einzelne Parthieen im Gemälde der westgothischen Periode zeigen, doch im Allgemeinen kein ungünstiges Bild von der Bildung jener Zeit. Der unbefangene Forscher wird zwar nicht verkennen, daß der durch die, vorzugsweise Beschäftigung mit theologischen Studien und den Werken der Kirchenlehrer in andere geistige Richtungen geleitete Sinn der Westgothen für den Geist des Alterthums, dem in ihren Augen die religiöse Erhabenheit fehlte, nicht empfänglich war, das aber wissenschaftliche Bestrebungen unter ihnen zur Ehre gereichten und bei ihnen zahlreicher gefunden werden, als bei irgend einem andern Volke germanischer Abkunft der damaligen Zeit. Das wissenschaftliche-, literarische- und Cultur-Bedürfniß der Gegenwart kann freilich aus den Denkmalen der geistigen Bestrebungen im Westgothenreiche keine erklecklichen Vortheile ziehen, allein sie darf doch auch das Anerkenntniß nicht zurückhalten, daß die Westgothen in einem Zeitalter, worin die Spuren echter Bildung so selten waren, den Sinn für bessere Gesetzgebung, für Forschung in der Schrift und selbst für Aufbewahrung gleichzeitiger Begebenheiten sich bewahrt und wenigstens wacker gestrebt haben.

Bei der ganzen vorhergehenden Betrachtung, welche sich, die leisen, oft nur in einem einzelnen Worte gegebenen Andeutungen abgerechnet, mehr den üblichen natürlichen und weltlichen Gesichtspunkt der Literaturgeschichte wählte, darf man nicht vergessen, daß der höhere christliche, den ich bereits bei Angabe der historischen Bedeutung der Völkerwanderung ins Auge faßte, noch ganz andere Ansichten gewähren kann. Es ist mehr das Gefühl des Unvermögens, als ein Mangel an Einsicht der Nothwendigkeit: daß nur von diesem Standpunkte aus alle Dinge im rechten Lichte der Wahrheit erscheinen, welches mir die consequente Durchführung des Betrachtens in dieser Richtung erschwert und mich so häufig hinabziehet in die untergeordnete Betrachtungsweise der Gewöhnlichkeit, in welcher ich meine Bildung empfing und so lange Zeit fortführte.

Jenen Gesichtspunkt aber wenigstens anzudeuten, so oft sich dazu Gelegenheit bietet, halte ich für Christenpflicht. Von hier aus betrachtet erhalten wir folgendes Resultat: „Hätten die germanischen Völker, Heiden, als sie das römische Reich betraten, all das verführerische heidnische Wesen vor Augen behalten, hätten sie es lieb gewonnen, so hätten sie niemals vollkommene Christen werden können, so wären sie immer wieder von einer Seite ins Heidenthum gezogen worden. So aber geschah es, daß Alles das, was die Alten, was das griechische und römische Heidenthum Großes und Erhabenes, obwohl meisten theils immer Heidnisches, hervorgebracht — daß sie dieß vor ihren eigenen Augen verbargen, gleichsam aus Instinkt von sich entfernten, um von demselben nicht verführt zu werden. Erst wenn der christliche Geist sich erstarkt haben, wenn ein festes, gediegenes, eigentliches christliches Leben sich gebildet haben würde, dann sollte das Alte wieder aus dem Schutte hervorgesucht, und wenn Gott es wollte, auch zum Besten der Menschen wieder verwendet werden" (Möhler). Fassen wir auf eine solche Anschauungsweise uns ein, so wird es uns nicht nur begreiflich, sondern wir können uns sogar mit der äußerlich betrübenden Erscheinung befreunden, daß von den germanischen Völkern alle alte Bildung zerstört wurde, daß Alles, was Kunst und Wissenschaft in den alten Zeiten hervorgebracht, in Schutt geworfen ward und daß Jahrhunderte darüber hinweggingen, ehe man die geretteten Trümmer auch nur des Ansehens würdigte. Denn so mußte es kommen, wenn die Geschichte eine christliche werden sollte, wie die göttliche Vorsehung angeordnet hatte und wenn, was hierzu Bedingung war, Sitten, Künste, Wissenschaften neu werden sollten und zwar aus dem Christenthume, aus dem christlichen Geiste heraus, was auf dem vom Heidenthume gebrochenen Boden der Antike nicht möglich war.

Was wurde nun aus der Latinität unter solchen Umständen und Einflüssen? — In Folge des Zusammenwirkens vieler und wirksamer Ursachen, zu deren Erörterung hier nicht die geeignete Stelle ist, war der edle, männliche Geschmack, mit welchem der echt römische Geist der reinen Latinität zusammenhängt, bereits in den nächsten Jahrhunderten nach Christus, wo die Literatur sich noch in den Händen des Heidenthumes befand, eine ganz unbekannte Empfindungsform geworden und schon so gänzlich entwichen, als das

Christenthum zum Anerkenntnisse seiner Herrschaft im römischen Reiche gelangte. Die Anstrengungen der neuern römischen Schriftsteller, es den Classikern nachzuthun, hatten je jünger, desto krüppelhaftere Erfolge und die Unabwendbarkeit des Absterbens der in der Literatur noch fort erhaltenen Antike ward immer einleuchtender. Als aber die politischen Stützen sanken, welche wenigstens noch der römischen Literatur Einheit und Organismus erhalten hatten, als mit der Völkerwanderung eine regellose Verwilderung über den römischen Erdkreis hereinbrach und derselbe in viele Theile auseinanderfiel oder zerrissen ward, da war es um den sichern Bestand der allgemeinen Schriftsprache geschehen und das Todesurtheil der nationalen Latinität gesprochen, aus welcher namentlich der bis dahin bewahrte Schimmer der Correktheit sofort verschwand.

Fassen wir die Momente ins Auge, welche das Absterben der classischen Latinität herbeiführten, ihre Sprache zu einer todten machten und in ihren Reliquien den Keim zum Emporwachsen neuer Idiome vorbereiteten. Im lateinischen Sprachgebiete gab es, wie in allen Ländern, welche eine gebildete Literatur haben, von Anfange an, neben einer höhern gebildeten Rede auch eine niedere Volksmundart. Die Schriftsprache, als das edlere und gebildete Element, beherrschte die Sprache des gemeinen Lebens. Jene war streng und förmlich und hatte eine vorherrschende Neigung, die verschiedenen Begriffsverhältnisse mittelst der Flexion zu bezeichnen. Die Volksmundart der Römer war hingegen bequem und nachlässig, verschmähete den Vorzug der Energie und Zierlichkeit, welche die Durchführung der Flexion der Sprache gewährt und trachtete nur, sich in weiten und behaglichen Formen zu bewegen, in welche sie die gebildetere Sprache beim mündlichen Verkehre hinabzuziehen beflissen war, was ihr durch die besser in die Sinne fallende Art, wie sie den Abgang der Flexion durch eigene Verhältnißwörter ersetzte, vielfach gelang. So viel uns bekannt, fing man im Volksidiome der Römer damit an, unrichtig und mit Hülfe der Präpositionen zu declinieren, bediente sich häufig der Verben eine und habere zur Umschreibung der Tempora, laß in der Mitte eines Wortes gar oft Buchstaben oder ganze Sylben hinweg, sprach einsilbig nevan, novin, meun, deus etc. und gebrauchte endlich Worte, welche die Schriftsprache nicht anerkannte, so wie andere moderne Sprechmittel, wodurch eine Neigung der niedern lateinischen Mundart zur neuern Grammatik

sich unzweifelhaft zu Tage legt. Wie selbst gebildete und vornehmere Römer der Versuchung unterlagen, in die weit anschaulicher bezeichnende Volkssprache zu verfallen, zeigen die Bemerkungen Sueton's (Augustus Cap. 87.) über den Kaiser Augustus, der sich verschiedener, ganz gemeiner Redensarten bediente. Das Wiederfinden solcher Eigenthümlichkeiten in den neuern romanischen Sprachen darf also gar nicht, wie so oft (z. B. von Aldrete*) in Bezug auf das spanische Idiom) geschehen, auf Rechnung des unmittelbaren Einflusses der germanischen Sprachen gesetzt werden, der hiermit übrigens nichts weniger als geläugnet werden soll, wie ich dieß weiter zu bemerken mir vorbehalte. — Wie aber überall die höhere Redeweise der gemeinen eine Gränze zieht und dem Eindringen mehrerer Idiotismen in den geweihten Hain der Büchersprache und Literatur wehrt, so war dieses auch ganz besonders mit der gebildeten Latinität der Fall, so lange dieselbe sich in der Schriftsprache Geltung zu verschaffen wußte und ihrer ehedem [illegible] Richtung treu blieb. Als ein Vermächtniß aus edler, weiter Vergangenheit, als ein von den höheren Ständen und den Schriftstellern gepflegtes und [illegible] ausgebildetes Erzeugniß [illegible] sich gerade die höhere und gebildete Rede der Römer vorzugsweise mit Unzugänglichkeit für fremde Sprachelemente und Bildungsgesetze bewahrt. Sie überwachte daher auch mit römischer Strenge das [illegible] von Vulgarismen, welche von den [illegible] und leichtfertigern Volksmundart gebracht wurden. Letztere sucht den Trieb zur Entwicklung im Leben und Fortgange des Volkes selbst [illegible]. Es ward ihr hierin aber durch die vornehme Schriftsprache und deren conventionellen Ansehen eine Schranke gesetzt. Allein es wußten sich doch, und zwar schon in den besten Zeiten der römischen Literatur, solche Idiotismen auch in die Büchersprache einzuschleichen. Quintilian z. B. citirt als Beispiel eines alten lateinischen Idiotismus caput de capite statt capitis caput. Spuren solcher niedern Rede finden sich besonders in denjenigen Schriften, deren Gegenstände aus dem Kreise des gemeinen Lebens entlehnt waren und die vom gemeinen Leben sprechen sollten. Selbst in den Werken der größten Meister der römischen Sprache: eines Terenz, Cicero und Virgil finden sich Ausdrücke wie folgende:

---

*) Del origen y principios de la lengua Castellana im 10. Kapitel.

fulgere ab auro statt auri fulgore — Satis dictum habeo de Carnaro für dixi — idque se jam effectum habere statt effecisse — Compertum habeo für comperi ist sogar zum Latein geworden. Vopiscus sagt an einer Stelle: tantum de chartis statt chartae etc. Quintilian warnt vor dem Idiome der Ausländer und vor Barbarismen, wie Catull und Persius sich erlaubt. Wenn solches, so kann man fragen, am grünen Holze geschiehet, was mag erst am dürren sich ereignen? Wenn die ersten Schriftsteller in unbewachter Stunde die synthetische Methode der Sprachformirung für eine analytische zuweilen aufgaben, wenn sogar sie zuweilen statt die Conjugationen und Declinationen durch Flexion bilden und den umschreibenden Präpositionen und Hülfsverben weichen ließen, auch zusammengesetzte Tempora gebrauchten, so darf man mit Zuversicht voraussetzen, daß sich der gemeine Mann das complicirte System der in der flüchtigen Rede so leicht überhörbaren und Mißverstand veranlassenden grammatischen Endungen, das ihm die Mittheilung so sehr erschwerte, durch Zerlegung und Paraphrase aufhöbe, so wie durch Abstumpfung jener Endungen zu helfen suchte. Der Formenreichthum und die kunstvolle Structur der lateinischen Sprache machen dem Ungebildeten deren Gebrauch ungemein schwer und er mußte in die Versuchung fallen, dieselbe sich durch jene Verstümmelungen mundgerecht zu machen. Die später unter den lateinisch redenden Völkern sich niederlassenden Barbaren, deren Bedürfniß einer solchen Selbsthülfe, wie der gemeine Lateiner sich verschafft hatte, noch größer war, fanden daher, daß ihnen die plebejische Diction schon bedeutend vorgearbeitet und den Weg, wie weiter zu verfahren, gewiesen hatte. Daß neben der römischen Schriftsprache noch eine niederere Sprachform, eine plebeje Mundart wirklich vorhanden war, ist nach dem Bisherigen wohl als eine erwiesene Thatsache anzunehmen. Jedem, der nur einiges Nachdenken mit behutsamer Kritik über den Ursprung der Sprachen philosophirt, ist diese Thatsache eine nothwendige Voraussetzung, welche als in der Natur der Sache begründet, eigentlich nicht erwiesen zu werden brauchte, und zwar so wenig, daß man, wie Diez in seiner Grammatik der romanischen Sprachen treffend sagt, vielmehr für das Gegentheil als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel Beweise zu verlangen berechtigt sein würde. Wie sehr denn die Schriftsprache auch von den Vulgarmundarten, welche in den verschiedenen Provinzen

lateinischen herbeiführten. Diese Meinung, welche im Grunde nicht weniger besagt, als daß die Grammatik der romanischen Sprachen im Wesentlichen zu Cicero's Zeiten eigentlich schon fertig gewesen, ist durch Leonardo Bruni von Arezzo zu Gunsten eines hohen Alterthums der italienischen Sprache aufgebracht und von mehreren italienischen Literatoren vertheidigt. Bewiesen werden kann sie nicht. Selbst die gemäßigtere Ansicht des Maffei, daß die Volks- und Schriftsprache der Römer nur verwandte, also doch zwei besondere Sprachen, im Uebrigen sehr abweichende Idiome gewesen, ist durch die noch erkennbaren Spuren nicht berechtigt. Diese drängen zur Zurückweisung der Annahme, daß diese Vulgarsprache etwas Mehreres, als ein gröberer Ausdruck, ein gemeinerer Sprachgebrauch einer und der nämlichen Sprache und eine Vernachlässigung der Regeln und Formen derselben, so wie ein Mangel an gewählter und zierlicher Redeweise und der in der Literatur üblichen Eleganz gewesen oder deutlicher ausgedrückt: eine hinter der Sprache der Gebildeten zurückgebliebene Mundart, welcher die durch reinere und feste Formen, durch grammatische Richtigkeit und durch Wahl und feineren Wohllaut gewonnene eigenthümliche Gestaltung, das Eigenthum der cultivirten Latinität fehlte, die eben darum auch das Volk verstand, ohne selbst von den Gebildeten verstanden zu werden. Diese Volksmundart (sermo plebejus) ging in gleichartiger Gestalt mit Sache des Römers durch alle Provinzen des Reiches, kam aber wohl in jeder derselben, mithin auch in Spanien, etwas Eigenthümliches nach Maßgabe der unterworfenen Nationalität, welche in den Provinzen die Grundlage des römischen Elementes bildete. Konnte ja doch selbst die gebildete Latinität in den Provinzen die städtische Sprache nie erreichen, so daß Cicero selbst den gebildetsten Italiener noch entfernt von römischer Feinheit fand und in den vorzüglichsten Rednern der Provinz die Färbung der Stadtsprache vermißte, auch außer Rom in der gebildeten Sprache ein pingue et peregrinum bemerkte, das jeder echte Römer leicht herausfühlte.

Die römischen Schriftsteller haben auch der Volksmundartung [illegible] die verachtende Stand gelebt. Das Sprachverhältniß zu Rom hatte erhellet. Die Schriftsprache, welche eine höhere gebildete Sprache von der Volkssprache trennte, war gebildet. Die nationalen Eigenthümlichkeiten, in Denken und Sprache treten, zumal Ausländern

die Folge einiger Mischehen mit Fremden gewesen, entgegnen dieses. Das edle Römische aber, das sich den Provinzialen eingeprägt hatte, machte sich in Sprache und Schrift die nationalen Provinzialismen, welche ihr Recht gelernt zu machen suchten, gründlich Lügen. Als in größeren Übervölkerungen einer Nation oder Provinz der Unterschied sich gelegt hatte und in Städten über ursprünglicher Würde die aufgetragenen Orte entgegen gewirkt war, hatte mehr entfernter wurde für den städtischen und bevölkerten sich verschiedenen Elemente. Den den verbreiteten Völkern aber gingen, bei allen Mischung der den gebildeten Provinzen, eine Unzahl fremdartiger Provinzen in die Provinzialsprache, welche in den Provinzen hielt mehr, hielt mehrere sich verwandelten sich. So entstand, indem die germanischen Völker mit den besiegten Römern völlige Sprachgemeinschaft mit verschmolzen waren, eine neue lingua vulgaris oder Romana, die Provinzialsprache, welche den städtischen Mischmasch als ein mehr mündiges Kapital über mannte, aber doch den wesentlichen Kern der folgenden romanischen Sprachen bildete, in welcher sich jene Volkssprache im Fortgange der Sprachentwicklungen bildete, gestaltete und individualisirte, wie sich heute zeigen wird. Man erkennt aus in den Provinzen, in denen sich die eingewanderten Germanen mit den romanischen Landeseingeborenen vermischt hatten, welche alle auch in Spanien im gemeinen Leben einen völlig neuen Dialekt, den neuen Provenzalisch und Römisch war. Einer Menge germanischer Wörter mit lateinischen Endungen und Biegungen wurde einer die edlen lateinischen Wörter gewenge; die lateinischen behielten häufig eine neue Bildung, neue Bedeutung und Betonungen, die eine vollständige Analogie der gemeinen Römersprache einführten und allgemeinere Anerkennung und Würde, die Bildung der Wörter sich mehr germanisch und lateinisch, indem man neue Sprachen gleichmäßig mit ganz neue heidnisch völlig neu und fremd bauen. Einer sich lang ladern sich die Schriftgelehrten den Gebrauch lateinischen Sprache in die Volkssprache mit dem ganzen Reich eingegrenzten und romanischen Sprachen völlig jetzt gemeiner aber neu gebildete Wörter. Aber den, über den Namen der Gleichheit verbreiteten neuen Charakter der lateinischen Sprache, der mit dem Zusammenfließen der germanischen Sprache mit dem Gesetz der Lautverschiebungsweisen hervorging, konnten sie doch nicht verwischen und sie erscheint bei den besten lateinischen Schrift-

[illegible]

[illegible]

[illegible]*). [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ſpaniſche Wort über; nur ſeltene Ausnahme iſt die Verwandlung in e, z. B. in pega Elſter (pica), esteva Pflugſterze (stiva). — Das kurze i vor einfachen Conſonanten dagegen verwandelte ſich leicht in e[1]), z. B. bebo (bibo), dedo (digitus), menos (minus). — In der Poſition ging das e gleichfalls in e um, z. B. letra (littera), lengua (lingua). Das lange o hat ſich ziemlich in allen aus dem Lateiniſchen in das Spaniſche herübergenommenen Worten behauptet und iſt ſelten, wie es mit dem kurzen o gar häufig geſchah, diphtongirt, wie in cuelo (culo), consuelo (consolor) etc. (Aldrete S. 208.) oder gar in ein u umgewandelt worden wie in: octubre (october). — Das kurze o iſt dagegen in der Regel zum ue geworden, bueno (bonus), fuego (fogus), nueve (novem), ruego (rogo), suelo (solum). Auch in der Poſition liebte man namentlich vor l, m, n, r, s die Annahme des Diphtongs, z. B. cuello (collum), luengo (longus), nuestro (noster). Das lange u der Lateiner blieb faſt überall in den vom Spaniſchen aufgenommenen Wörtern unverändert, wogegen das kurze u in der Regel ſich in o umwandelte[2]), z. B. in codo (cubitus), gola (gula), joven (juvenis), lobo (lupus), pozo (putens) etc. — In der Poſition wurde das u nur ſelten in o umgewandelt und am liebſten beibehalten. — Die lateiniſchen Diphthongen ae und oe gingen gern in ie über, z. B. cielo (caelum), ciego (caecus), griego (graecus); das oe auch zuweilen in e, pena (poena), cena (coena) etc. Dem au ſubſtituirt der Spanier meiſtens, wie auch ſchon der alte Lateiner gern gethan, ein o, z. B. tesoro (thesaurus), toro (taurus), oro (aurum), cosa (causa) etc. (cf. Aldrete S. 205.). Seltener war die Aufhebung des u in dieſem Diphthong in einen Conſonanten, z. B. Pablo (Paulus), abze (auceis). — Alles Bisherige bezog ſich auf die betonten Vocale. Die Behandlung der tonloſen läßt ſich unter ähnliche Regeln nicht faſſen. Ueber dieſe ſcheint der Zufall geherrſcht zu haben, in welchen irgend eine Maaßgabe nicht aufgefunden werden kann. Die Umwandlungen der tonloſen Vocale mögen daher ganz willkürlich erfolgt ſeyn. Dagegen ſcheint ein beharrlicher Inſtinct dem Zuſammentreffen zweier Vocale ſich immer widerſetzt und auf Beſeitigung des einen hingewirkt zu haben. Dieſe Entfernung iſt nun bewirkt theils

1) Dazu war ſchon in der alten lateiniſchen lingua rustica eine Neigung vorhanden geweſen, wie Cicero und Varro melden. Aldrete S. 207.

1) Gerade wie ſchon die alte Sprache gethan hatte cf. Aldrete S. 207.

durch Ausſtoßung des einen Vocales, z. B. oygo (audio), llover (pluere), pared (paries), theils durch Zuſammenziehung beider Vocale in eine Sylbe, rojo (rubeus), baño (balneum), granja (granea), brazo (bracchium), haz (facies), endlich aber durch Einſchub eines Conſonanten zwiſchen beide Vocale, z. B. escarabajo (scarabaeus), tujo (tuus). Soviel über die Vocale. — Für die Conſonanten haben ſich als Hauptregeln des die Umwandelung ins Spaniſche leitenden Sprachgeſetzes ergeben, 1) daß beim Zuſammentreffen zweier verſchiedener Conſonanten der zweite in der Regel ſtehen blieb, der erſte aber hinwegfiel, in einen andern überging, ſeine Stelle wechſelte oder einem dritten Conſonanten die Mitte zwiſchen ſich und ſeinem Nachbar einräumte; 2) wogegen, wenn durch Ausfall eines lateiniſchen Vocales drei verſchiedene Conſonanten neben einander geriethen, der mittlere ausgeſtoßen wurde. — In Bezug auf die einzelnen lateiniſchen Conſonanten trat bei der Bildung der ſpaniſchen Sprache folgende Behandlung ein: das B (Aldrete S. 209.) ging zuweilen in v über, welches im Spaniſchen auch gewöhnlich noch b geſchrieben wird, z. B. varon von baron — maravilla (mirabile), bever (bibere). Meiſtens aber ward das b in den ſpaniſchen Wörtern beibehalten. — Auch in andere Lipperlaute ging es über, z. B. in f: befre Biber (hebrus), escofina Raſpel (scobina), oder in m: cañamo Hanf (cannabis), Jayme (Jacobo). — Zuweilen ward es gar hinweggeworfen (Aldrete S. 210.): codo, Ellenbogen (cubitus), namentlich vor t: z. B. sutil (subtilis), und vor s: z. B. oscuro (obscurus) und hinter m: z. B. amos (ambo), atamor (atambor).

Das C mußte ſich, wie auch ſchon im alten Latein vorkam (Aldrete S. 210.), nicht ſelten die Umwandelung in g gefallen laſſen: amigo (amicus), gato (cattus), gavia (cavea) Loch, graso (crassus), fuego (focus), higo (ficus). — Wenn es im Lateiniſchen am Ende des Wortes ſtand, ließ man es im Spaniſchen wohl gänzlich ausfallen: si (sic) — di (dic) — pero (per hoc). — Dies geſchah auch ſonſt nicht ſelten vor e und i: z. B. pleito (placitum), ſo wie vor t: efeto (effectus), fruto (fructus), wenn es ſich nicht zum u erweichte: z. B. auto (actus), oder, was ſehr häufig geſchah, in ch überging: ocho (octo), pecho (pectus), derecho (rectus), lecho (lectus) (Aldrete S. 211.). — Seltener fand man es für gut, demſelben ein h beizugeſellen wie in bachiller (bacca (laureus), chantre (cantor), piche (piceus), chico (cicuum). — Dagegen warf man das h aus andern Wörtern, die

es im Lateiniſchen hatten, hinaus: brazo (brachium), arcipreste (archipresbyter). Das lateiniſche Doppel-c ward zu einem einfachen vermindert in: suceso (successus), aceptar (acceptar), baca (bacca). Das cl ward in der Regel in ein Doppel-l verwandelt: llamar (clamare), llave (clavis).

Das D wurde, wie gleichfalls im Lateiniſchen ſelbſt ſchon nicht ungewöhnlich geweſen (Aldrete S. 212), beim Uebergange der lateiniſchen Wörter ins ſpaniſche Idiom häufig zurückgewieſen: oir (audire), hastio (fastidium), desco (desiderium), juizio (judicium), comer (comedere), cruël (crudelis). — Das dj ſchlug wohl in z um: gozo (gaudium), orzuelo (hordeum).

Das F erfuhr als Anlaut vor Vocalen in der Regel eine Umwandelung in h (Aldrete S. 213.): haba (faba), hablar (fabulari), hacer (facere), haz (facies), hambre (fames), herir (ferire), hondo (fundus), horma (forma), huir (fugere), hurtar (furtum). Dieſe Umwandelung iſt aber erſt im vierzehnten Jahrhunderte vor ſich gegangen. Denn im poema del Cid iſt überall noch das lateiniſche f abzutreffen, wie denn auch im neueren Spaniſch immer noch viele Wörter das lateiniſche f beibehalten haben, obwohl der Grund nicht anzuſehen iſt, weßhalb ſie nicht, wie ſo viele andere, dafür das h angenommen haben. So z. B. ſchreiben die Spanier fortwährend facil, falso, favor, feliz, fiero, fiesta, firme, fuente etc. — Die Umwandelung des f in andere Lippenlaute, z. B. in b und v (abrego von africus, Christoval von Christophorus iſt ſelten, eben ſo die Vertauſchung mit p in: soplar (sufflare), solpre (sulphur).

Das g hat vor a, o, u in der Regel ſeine Stelle zu behaupten gewußt, indem Fälle wie leal (legalis) doch nur ſelten vorkommen, wogegen die Syncope vor e und i nichts Ungewöhnliches iſt, z. B. cuidar (cogitare), dedo (digitus), frio (frigidum), leer (legere), mas (magis), maestro (magister). — Einigemale wird das g auch in h umgewandelt: hermano (germanus Bruder), hinojo (geniculum), oder erweicht ſich zu j, z. B. reyno (regnum) (Aldrete S. 213. und 214.). Auch vor einigen Conſonanten hat man gern das g entfernt (Aldrete S. 214.): aumentar (augment), Madalene (Magdalene). Zuweilen ward ein g eingeſchoben, wo es im Lateiniſchen ſich nicht befand, z. B. amargo von amarus. Wie in den andern romaniſchen Sprachen erging es dem von den Römern tief aspirirten H, auch im Spaniſchen ſehr übel. Es verſtummte faſt gänzlich, da es kaum

hörbar im Munde bleibt, der Feder dagegen faſt niemals erlaſſen wurde, indem die Spanier das h in der Schrift ſorgfältig bewahrt und es nur ſelten ausgeſtoßen haben, wie invierno (hibernus).

Das L hat ſich den Uebertritt in andere Zungenlaute gefallen laſſen müſſen, z. B. in r: lirio (lilium), mespera Mispel (mespilus), oder in d, z. B. in amidon Kraftmehl (amylum), oder auch in Doppel-l, z. B. llevar (levare), llodo (lutum), oder endlich in j und y, wie in consejo (consilium), hija (filia), hoja (folium), oreja (auricula) (Aldrete S. 215.) Nicht ſelten hat es ſich auf den Transport von einer Stelle im Worte auf eine andere begeben müſſen, z. B. blago ſtatt baculo (baculus, olvidar (oblivisci), milagro (miraculum), peligro (periculum). — Das lateiniſche Doppel-l nahm im Spaniſchen gerne den Jodlaut an, welchem zufolge es wie lj ausgeſprochen wird wie in bello, caballo, silla, estrella u. ſ. w.

Das M verwandelte man nicht ſelten in n, z. B. nespera (neben mespera) von mespilum ſ. oben, tan (tam), conde (comite), senda (semita), namentlich wenn es im Lateiniſchen ein n hinter ſich hatte, otoño (autumnus), daño (damnum), donna (domina), sueño (somnium). mn — ml — mr nahmen ſtatt des dabei in der Regel ausfallenden Vocales gewöhnlich ein b in die Mitte: cumbre (von culmen), hembra (femina), hombre (hominem), lumbre (lumen), sembrar (seminare), semblar (simulare), temblar (tremulari), cambra (camera), hombro (humerus) (Aldrete S. 210.). —

Das N beſtand häufig eine Umwandelung in l oder r: z. B. alma (anima), sangre (sanguine), hombre (hominem). — Dem lateiniſchen Doppel-n ward wie beim ll gern der Jodlaut angehängt: año (annus), caña (canna). — Häufig wurde das n auch ganz hinweggeworfen (Aldrete S. 216.): mes (mensis), mesa (mensa), coser (consuere), seso (sensus).

Das P (Aldrete S. 216.) erfuhr wohl die Umwandelung in b oder v, z. B.: sobre (supra), pueblo (populus), cabeza (caput), obispo (episcopus), lobo (lupus), robar (rapere), saber (sapere), verdolaca (portulaca). — Aus den Anlauten Pt, Ps ſtieß man das p wohl hinaus, z. B. tisana (ptisana), salmo (psalmus). — Auch beim In- und Auslaut wieß man beim pt oder pl das p hinweg: atar (aptar), siete (septem), codicia (cupiditas). — In einigen Fällen erweichte ſich das lateiniſche p im Spaniſchen zum n, z. B. candal (captalis), cautivo (captivus). — Das pl hat gleich dem cl ſich in

ll umwandeln müſſen: llaga (plaga), llano (planus), lleno (plenus), llorar (plorar), lluvia (pluvia).

Dem Q ward in vielen Wörtern ein g untergeſchoben (Aldrete S. 217.): igual (aequalis), agua (agua), antiguo (antiquus), seguir (sequi). — In andern erhielt es ein c zum Stellvertreter: casi (quasi), cotidiano (quotidianus), cinco (quinque), cocer (coquere), torcer (torquere).

R machte gewöhnlich den Uebergang in l (Aldrete S. 215.): arbol (arbor), carcel (carcer), almario (armarium), catalina (Catharina), roble (robur). — Nicht ungewöhnlich war auch eine Verſetzung dieſes Buchſtabens: preguntar (percontari), gerno (gener), quebrar (crepare).

Das S, welches im Römiſchen ſcharf hervorgetönt ward, nahm in der Regel eine weichere Ausſprache an. Doch ſchlug es auch wohl in den groben eigenthümlich ſpaniſchen Hauchlaut um, wie xabon (sapo), xeme (semis), xugo (sucus) (Aldrete S. 217.). Erklärlicher iſt aber der Uebergang in den verwandten Saufelaut z, z. B. zafir (sapphirus), zandalo (sandalum), zufre (sulphur), zucco (soccus). — Die Härten des sp, sc und st milderte man durch Vorſetzung eines e, z. B. espiritu (spiritus), escritor (scriptor), estrepito (strepitus).

Das T wurde ſeiner Härte entkleidet, in d gemildert (Aldrete S. 217.): agudo (acutus), amado (amatus), lodo (lutum), mudar (mutare), vida (vita), verdad (veritas). — st wandelte ſich zuweilen inlautend in x, z. B. angoxa (angustia), quexar (questus).

Das V wurde im Spaniſchen meiſt v, aber faſt nur für's Auge in der Schrift, weniger im Klange, barrer, fegen (verrere), buitre (vultur). Auch in gu oder g ging das v über, z. B. aguelo für abuelo (avulus).

Das X verlor ſeinen harten Laut durch Aſſimilation, z. B. ansia (anxietas), estremo (extremus), tasar (taxari), oder es nahm den analogen Hauchlaut an: z. B. coxo lahm von coxa (Hüfte), dixo (dixit).

Nicht allein durch die bisher beſchriebene Behandlung der einzelnen Buchſtaben erlitten die lateiniſchen Wörter bei ihrem Uebergange ins ſpaniſche Idiom Veränderungen, ſondern auch durch An- und Einſchub fremder Elemente, wodurch eine Erweiterung der urſprünglichen Wortform herbeigeführt ward. — Wenn mehre

Wörter, wie z. B. acipres (cypressus), acitron (citrus), arruga (ruga), ein a vor ſich genommen haben, ſo verbirgt ſich darunter vielleicht der arabiſche Artikel. — Wie e zur Erleichterung und Milderung der Ausſprache dem sc, sp, st vorgeſetzt worden, iſt bereits oben erwähnt. Einſchiebungen von Vocalen zur Erweichung der Härte in der Ausſprache mitten im Worte wie choronica (cronica), soberbia (superbus) ſind im Ganzen ſelten. — Vorſetzungen von Conſonanten wie esfuerzo hat man ſelten vorgenommen. Einſchiebungen dagegen ſind ſchon häufiger, weil ſie die Euphonie, zu welcher die romaniſchen Sprachen überhaupt neigen, mehr befördern helfen. So machte man embriaco aus ebriacus, humilde aus humilis, rebelde aus rebellis, mensage von missus, estrella für stella (cf. Aldrete S. 219.). — Nicht minder beliebt als der An- und Einſchub fremder Elemente in die lateiniſchen Wörter war bei Bildung der ſpaniſchen Sprache das Zuſammenziehen und Entfernen einzelner Buchſtaben, z. B. admirable — noble — abrir — labrar — letra — siglo (Aldrete S. 220.). Im Einzelnen komme ich auf dieſe Zuſammenziehungen noch öfter zurück.

Ueber die Behandlung der deutſchen Buchſtaben im Spaniſchen muß ich mich kürzer faſſen. Das gothiſche a mußte ſich öfters eine Umwandelung in e gefallen laſſen: recar, vom gothiſchen rakjan ausſtrecken — espeque Stütze, von spacha Holz, Scheit. Das ei der Gothen ging in langes i über, z. B. lista von leiſte, rima von Reim, ricco von reich. — Aus dem kurzen i ging wohl ein e hervor, z. B. fresco von friſch, listo gewandt, gothiſch listeigs. — Das kurze gothiſche u verwandelte der Spanier wohl in o, z. B. Alfonso (gothiſch ad alfuns), mofar ſpotten von mupfen. — Das gothiſche ai ließ in der Regel nur den Tonvocal im Spaniſchen hören: asco Ekel (gothiſch aiviski), falagar ſchmeicheln, gothiſch thlaihan, gala Pracht von gail, Caſtar bezahlen von laistan, gnaldo Maid. — Aus dem gothiſchen au machte man ein ſpaniſches o, z. B. robar von rauben, galopar vom gothiſchen klaupan ſpringen, laufen, sopa Suppe von saup Brühe — lozano munter vom gothiſchen lans. — Das b ging in einzelnen Wörtern in f über, z. B. estufa von Stube — rifa Streit von reiben. — Man erſetzte aber auch das gothiſche b durch ein p, z. B. palco Gerüſt von Balken. — D erhärtete ſich wohl zum t, wie norte von Norden. — Das g erweicht ſich im Spa-

niſchen mitunter zum i, z. B. laya Art, Beſchaffenheit von lag Zuſtand, Lage — desmayar in Ohnmacht fallen von magan vermögen. — Dem h der gothiſchen Wörter erging es nicht beſſer als dem h in den lateiniſchen Wörtern, denn es verlor ſeinen Hauch auch, wo das Auge den Buchſtaben noch in der Schrift zu ſehen verlangte, was keineswegs immer der Fall war, z. B. abra (Hafer) — halar ziehen (von holen), elmo Helm, arenque Häring. — Das lateiniſche f ward, wie ich oben zeigte, in der Regel zum h im Spaniſchen. Das gothiſche h dagegen hat ſich öfter in ein f umwandeln laſſen müſſen, z. B. falde Halde, d. h. Abhang am Berge — farante Herold, fardido kühn von hart heldenmäßig — flanco die Seite (hlanoha Lende).

Das gothiſche k wird vor a, o, u ein c und vor e, o, i in der Regel qu, z. B. bloquear einſchließen von blok (ich erinnere an Blockhaus) — Marca (Marke), estoque Stock — ascona Speer vom gothiſchen asko. — Das P erweichte ſich zuweilen zum f, z. B. esquife Kahn von skip — estofar füttern von stopfor — zufla Rauferei von zupfan. — Vor das deutſche sl, sc, sm und st ſetzte man wie vor das Lateiniſche gern ein e, z. B. eslinga Seil (Schlinge), esclavo Sclav — esmalte Schmalz — estala Stall. Das gothiſche th wurde gern durch die media d vertreten: danzar tanzen — dardo Speer, deutſch daroth — bordo Rand von borto Saum. — Das altdeutſche w oder gothiſche v wurde durch gu erſetzt, z. B. guante Handſchuh (wantus), guarir heilen, goth. varjan — guerra (Wehren) — guindar weiden. — Merkwürdig iſt, daß die ſpaniſchen und überhaupt romaniſchen Abweichungen von der gothiſchen Regel insgemein mit den Abweichungen zuſammenfallen, welche das Gothiſche im Hochdeutſchen erfuhr. — Im Allgemeinen haben ſich in den Wörtern, welche aus dem Deutſchen in das Spaniſche übergegangen ſind, die Vocale mit einer größeren Reinheit behauptet, als in den aus dem Lateiniſchen herüber genommenen Worten, natürlich! denn die Gothen machten den Hauptkern der Bevölkerung aus und nahmen die lingua Romana von den Spaniern erſt an, welche daher in ihrem Munde größeren Veränderungen ausgeſetzt war, als die ihren Sprachorganen bereits geläufige Nationalſprache. Die meiſten Abänderungen der lateiniſchen Worte ſind auch wohl dem Umſtande zuzuſchreiben, daß dem gothiſchen Munde die accurate Ausſprache des Lateiniſchen nicht

ganz bequem werden wollte und der Sprechende daher häufig in der Schnelligkeit der Rede Sylben und Buchstaben verschluckte oder einen Buchstaben für den andern nahm, kurze Sylben lang, gedehnte aber kurz aussprach, sowie denn auch die überwiegende Neigung zu einsylbigen Wörtern viele der mit den lateinischen Wörtern vorgenommenen Veränderungen erklärbar macht. Der angestammten Natur entgegen nahmen die Gothen sich mit ihren eigenen Wörtern nicht unbedeutende Freiheiten, wie schon aus Obigem erhellt. Dazu kamen noch die nicht seltenen Einschiebungen von Consonanten, z. B. d nach l: atildar schmücken, gothisch andilon — oder n: afincar dringen (fiokas) — pinza Zange von pfelzen; oder l, z. B. floresta Forst — sowie die Behandlung der griechischen Buchstaben in der dieser Sprache entlehnten spanischen Wörter große Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche über die lateinischen Wörter ergangen ist, so hat die Behandlung der arabischen Sprachelemente mit der Handhabung der germanischen viel Aehnliches, nur daß hier das fremde Element mit minderm Wandel beibehalten ist und unvollkommene Assimilation erfahren hat. Erklärbar wird diese Erscheinung durch den Umstand, daß sich die ganze Zeit über, in welche die Bildung der spanischen Sprache fällt, neben derselben das Arabische als lebende Sprache erhielt und durch ihre Gegenwart gegen willkürliche Umwandelungen Einspruch that. Man hat die dem Castilianischen eigenen harten Hauchlaute für ein Vermächtniß des Arabischen an jene Sprache ausgeben wollen. Diese Behauptung wird jedoch durch die ganz verschiedene Uebertragung arabischer Hauche, wenigstens in der Allgemeinheit, worin sie hat aufgestellt werden wollen, widerlegt. Am bemerkenswerthesten sind folgende Nachbildungen arabischer Consonanten: Das v wird wie das deutsche w im Spanischen durch gu gegeben, z. B. alguazil aus vazir — guadiana aus vadiana — guadalaviar (vadelabias) — k, f, Q und g behalten vor den dünnen Vocalen ihre gutturale Aussprache, z. B. guadalquivir von vadalkevir — Quelfes (ein Ortsname) von kelfes. — Für die arabischen Hauchlaute ch und h trat gewöhnlich die Lippenaspirata ein, die später in k verfiel und wenigstens in der Schrift, wenn auch nicht für das Ohr, in seine ursprünglichen Rechte zurücktrat, z. B. alfange Säbel von alchangar — almofalla (Heer) von alma challah — almohaza Striegel

(almo chassah), horro für al chorriah — reben Geiſel von rahan. — Das dem Spaniſchen j ähnliche ch ward auch durch die tenuis wiedergegeben: fasquia leiſten (faschia). — Der arabiſche Ziſchlaut gim wird durch ein hauchendes j ausgedrückt: jaez Pferdezeug von gehaze — javali wildes Schwein von gabali. Schwankend iſt die Darſtellung des schin, das ſich häufig in s verfeinert, ſonſt aber als x und ch erſcheint, z. B. acicate von aschakate — oxala von ensche Allah — achaques Krankheit (aschaki). — So viel von den Wortlauten.

Es ſind nun die Veränderungen zu betrachten, welche die ſpaniſchen Wörter um der Begriffsbeziehungen willen erfahren, d. h. die Regeln, welche die Wortbiegung durch die ſpaniſche Conjugation und Declination erfährt. Die regulären Biegungsformen der alten Latinität hatten, wie eben bereits angedeutet worden, ſchon in der Nachläſſigkeit der römiſchen Volksſprache einen Theil ihrer Geltung eingebüßt. Die dadurch verloren gehenden Formen ergänzte ſchon dieſe Sprache durch Präpoſitionen und Hülfsverba. Was nun die Declination betrifft, ſo ging zunächſt das genus neutrum verloren und die demſelben zugehörigen Begriffe wurden ohne Unterſchied dem männlichen Geſchlechte zugewieſen. Doch treten überall, wo ſonſt das genus ziemlich getreu beibehalten wurde, mancherlei Veränderungen im genus einzelner Wörterkategorien ein, welche hier nicht weiter angeführt werden können. Sodann verſchwanden die Flexionen, welche die Unterſcheidungen der casus im Lateiniſchen ausdrückten, ſo daß für alle casus nur einerlei Wortform übrig blieb. Dieß war meiſtens der Accuſativ und nicht der Ablativ, wie die meiſten ſpaniſchen Literatoren (z. B. Mayans y Siscar, Orígenes I. S. 163.) annehmen. Bei dieſer Annahme werden cuerpo, lado, pecho, tiempo ſich nicht erklären laſſen, da die Ablative corpore, latere, pectore, tempore jener Bildung nicht entſprechen, ſo wie ebenfalls unerklärt bleiben würde, a) weßhalb man zur Bezeichnung des Ablativs auch noch die Präpoſition hätte nöthig finden können, und b) weßhalb man in der Nachbildung deutſcher Wörter ſchwacher Declination den Accuſativ zur Norm nahm. Man hat ſich durch den wenig entſcheidenden Endvocal des Ablatives zu jener Hypotheſe verſuchen laſſen. Wenn man den Nominativ als die übrig gebliebene Form der declinirbaren Wörter bezeichnet, ſo vergißt man, daß auch dieſer nicht alles

erſchöpft, indem z. B. senior, rex, bos, imago nicht zu den Wörtern: sennor, rey, buey, imagen hinführen. Der Accuſativ dagegen paßt auf alle Bildungen. — Bildungen, welche ſich wirklich auf einen andern lateiniſchen casus gründen, kommen höchſt ſelten vor und beſtätigen als Ausnahme die Regel, daß der alte Accuſativ in dem Spaniſchen wie in andern romaniſchen Sprachen der Normalcaſus geblieben iſt. Bei der Bildung der ſpaniſchen Wörter aus dieſen Accuſativen ward die Regel befolgt, daß am in a, um in o und em in e verwandelt wurde. Hiebei iſt mit Bezug auf die ſchon früher gemachte Bemerkung, daß auch die alte Volksſprache der Römer ihr Contingent zur Bildung des Romance geſtellt, der Umſtand höchſt merkwürdig, a) daß man das m am Ende der Worte häufig hinwegließ, wie man auf den älteſten Denkmalen Corsica, viro, urbe ſtatt Corsicam, virum, urbem leſen kann; b) daß im ältern volksmäßigen Latein in den Endungen us und um gern ein o dem u ſubſtituirt wurde, wie aus dem Plautus jeder ſich erinnern wird. Für die Einbuße der die Caſusverſchiedenheit bezeichnenden Biegung mußte ein Surrogat angenommen werden. Schon aber ſind einige Fälle erwähnt, wie bereits in den Zeiten des ältern Latein die Präpoſition dieſem Mangel abhelfen mußte. Wenn man es als eine Unwiſſenheit getadelt hat, daß die Präpoſitionen mit dem unrichtigen casus im Gefolge erſchienen, z. B. a latus, ob aedem ꝛc., ſo hat man nicht beachtet, daß der Accuſativ, welcher als unbeugſame Form des ehemals declinabeln Wortes beibehalten worden, damals ſchon ſeine Fleribilität eingebüßt hatte, ſo daß bei weitem nicht alle Fälle auf die Unwiſſenheit geſchoben werden können, ſondern vielen derſelben ein gefliſſentliches Verfahren zum Grunde liegen mag. Die Präpoſitionen, womit man die ausgeſtoßene Flexion zu erſetzen ſuchte, waren ſchon im Lateiniſchen für den Genitiv de und ad für den Dativ, was auch die ſpaniſche Sprache annahm. Die Einführung des Artikels in das Romance war auch gerade keine unerhörte Neuerung, weil ſchon die neuere Latinität, um das Einzelne von der Gattung beſtimmter zu unterſcheiden, für das beſtimmte Einzelne das Wort: ille und für das unbeſtimmte Einzelne das Wort: unus den Subſtantiven vorgeſetzt hatte. Der beſtimmte Artikel ward im Genitiv und Dativ mit den genannten Präpoſitionen im Spaniſchen zuſammengezogen und eine neutrale Form davon hinzugefügt, auch der Plural durch den

Zuſatz eines s bezeichnet, welches in der Regel auch den Subſtantivis [1]) zuwuchs, ſo daß ſich die Caſuspartikeln alſo geſtalteten:

Masculin.	Feminin.	Neutrum.
el	la	lo
del	de la	de lo
al	à la	à lo
el	la	lo
	Plural.	
los	las	—
de los	de las	—
à los	à las	—
los	las	—

Der neutrale Artikel diente vornämlich dazu, die rein abſtracte Bedeutung des zum Subſtantiv erhobenen Adjectivs zu bezeichnen, weßhalb ſeine neutrale Bedeutung wenig beſagen will. Eine Apoſtrophirung des weiblichen Artikels, wie die italieniſche und franzöſiſche Sprache annahmen, führte die ſpaniſche nicht ein und man begnügte ſich zur Tilgung des Hiatus la vor einem a mit el zu vertauſchen, z. B. el agua. — Den Uebergang aus dem ille und illa der Lateiner in das el und la bezeichnet noch die in ältern Sprachdenkmalen übliche Artikelform des ello und ella. Da der genus neutrius hinwegfiel, ſo verloren auch die Adjectiva ihre beſondern das neutrum bezeichnende Flexion und es trat eine beſondere Vorliebe für die das Genus ſcharf ſondernde Adjectivclaſſe in us (d. h. o) und a hervor. Die auf e, i und einen Conſonanten ausgehenden Adjective blieben geſchlechtlos. Bei der Comparation der Adjective wurden die deßfallſigen Formen der lateiniſchen Sprache meiſt aufgegeben und die Comparation durch Umſchreibung mittelſt mas (magis) bezeichnet, wie auch ſchon die Römer gethan, wenn der Stamm des Poſitivs auf einen Vocal ausging, z. B. in magis idoneus und magis perspicuus. — Der Superlativ dagegen ward nicht mittelſt des maxime, wie die Lateiner in dem eben erwähnten Falle gethan, ſondern durch den dem Comparativ vorgeſetzten beſtimmten Artikel gebildet. Doch nahmen die Spanier ſpäterhin (ſ. Aldrete S. 184.) neben den in ihrer lateiniſchen Form gebliebenen unregelmäßigen Comparationen der vier Adjective bueno,

1) Das z ging im plural in ces über: perdiz — perdices.

male, grande, pequeño auch nach lateiniſcher Art gebildete Superlative an, z. B. doctisimo, utilisimo, wie ſie auch einige Comparative und Superlative einzelner Wörter, z. B. interior, intimo — superior supremo u. ſ. w. aus dem Lateiniſchen beibehielten. — Die Flexion der lateiniſchen Zahlwörter hat beim Uebergange in das Spaniſche wenig gelitten. Unter den Zahlen ſind nur un (o), una, ambos, ambas, im ältern Spaniſch auch duas für dos, ſo wie die hunderte flexibel, mil dagegen hat ſo wenig eine Form für den Plurial als ciento. — Der Hauptreſt der Flexibilität der Worte erhielt ſich bei den Pronominibus, wo die Biegung nicht wie bei den nominibus in der Form des Accuſativs unterging; denn nicht allein der Nominativ behielt größtentheils ſein Recht, ſondern auch Genitiv und Dativ wurden in einigen Fällen benutzt, um die Caſus beſſer zu ſondern und einen beweglichern Ausdruck zu gewinnen. Näheres darüber beizubringen, möchte zu weit führen. Die Zuſammenfügungen: mecum, tecum, secum u. ſ. w. haben im Spaniſchen als conmigo, consigo etc. ebenfalls Eingang gefunden. Eigenthümlich erweiterte dieſe Sprache nos und vos durch den Zuſatz von otros. Die Abſicht, einen Wohllaut herbeizuführen, liegt der Regel zum Grunde, daß le, lo, la, les, los, las vor einer zweiten mit l anhebenden enklitiſchen Form mit se vertauſcht werden, z. B. sela für lela — selas für leslas. — Die Spanier bildeten ſich ein doppeltes Poſſeſſivum mio, tuyo, suyo und mi, tu, su etc. Das erſtere ſtehet hinter dem Subſtantiv zio tuyo und kann ſelbſtſtändig gebraucht werden (z. B. lo suyo). Das zweite wird dem Subſtantiv ohne Artikel vorgeſetzt: mi padre. — Mannichfaltiger als die bisherigen Veränderungen ſind die Geſtaltungen, welche die Flexion der Zeitwörter im Spaniſchen erfuhr. Von den Zeiten des Indicativ haben ſich beim Activo nur Präſens, Perfect und Imperfect und Futurum (letzteres aber in ganz veränderter Form) erhalten, gewiſſermaßen auch das Plusquamperfectum im ſ. g. condicional. Die verlorenen Zeiten werden durch Umſchreibung mit dem Hilfsverbis habere und tener gebildet [1]). Im Conjunc-

1) Die ſpaniſche Sprache kann das haber überall mit tener vertauſchen. Dieſe Eigenthümlichkeit ſcheint ſie aber erſt im vierzehnten Jahrhundert angenommen zu haben. Die ſchriftlichen Denkmale vor dem Erzprieſter von Hita haben nur das Hilfsverbum haber. Die Umſchreibung mit tener hat zuerſt Juan Ruiz aber dann auch ganz gewöhnlich. Es findet aber

tivo haben ſich Präſens, Perfectum und Plusquamperfectum erhalten. Vom Imperativ blieb nur die erſte Stufe, vom Infinitiv nur das Präſens. Die Supina gingen unter. Um die Tempora der Vergangenheit auszudrücken, ward habere mit dem der ſpaniſchen Sprache verbliebenen Perfect des paſſiven Participii, deren mehre Verba ein doppeltes, ein ſchwaches und ein ſcharfes haben, verbunden, was, wie bereits angedeutet worden, auch im claſſiſchen Latein keine ungewöhnliche Operation war, denn auch Cicero ſagt unbedenklich satis dictum habeo, cognitum habeo etc. Dem habere ward auch tenere ſubſtituirt und dieſem verbo ſind demnach alle Functionen übertragen, welche dem habere bei der Conjugation als Hilfsverbum zugefallen waren. — Ob auch das Futurum, wie Einige wollen, nur aus einem als Anwuchs zum Infinitiv des zu conjugirenden Zeitworts herangezogenen haber — he — zu erklären und alſo amare nichts anders iſt, als amar-he, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen, eben ſo, ob das zweite Imperfectum ſich als ein dem Verbo ſuffigirtes habebamavia (alſo amaria für amarhavia) erklären läßt. Dem alten Gerundium ward die Bedeutung des Particips im Präſens zugewieſen. Bei der Flexion der Perſonen in den einzelnen Temporibus iſt zu beachten, daß das is, ſofern es nicht ausfällt, in e übergehet, namentlich in der Endung is. U trat nach der bei der Lautlehre angegebenen Regel in o über. — So weit vom Activum. Die paſſiviſche Flexion des Lateiniſchen iſt im Spaniſchen gänzlich erloſchen. Nur das Particip des Perfectum hat ſich erhalten und wird mit dem Hilfszeitworte esse (ser auch: estar) gebildet, ein Verfahren, wozu die lateiniſche Sprache ſelbſt ſchon Anleitung gab, indem ſie die paſſiven Tempora der Vergangenheit auf die nämliche Art bildete. Während alſo das Participium des Zeitwortes den Inhalt liefert, hat das Hilfsverbum die formelle Beſtimmung, Perſon, Numerus, Tempus und Modus darzuſtellen. Der Begriff der Zeit iſt aus jenem Particip, wenn es an und für ſich ſtehet, ganz gewichen. Denn amado heißt nun nicht mehr einer der geliebt iſt, ſondern der Gegenſtand einer Liebe iſt, war und ſeyn wird. Die Deponentia der lateini-

---

der Unterſchied Statt, daß das Participium mit haber unwandelbar iſt, während es mit tener einen Wandel erleidet, z. B. he escrito una carta — aber: tengo escrita una carta.

ſchen Sprache wurden meiſtens zu Activis, z. B.: consolar aus consolari — luchar aus luctari — nacer aus nasci. — Dabei kam es nur darauf an, dieſen Verbis ein neues Participium zu ſchaffen (für secutus iſt seguido — für natus nacido etc. eingetreten). — Auch für das reflexive und intranſitive Verbum hat die ſpaniſche Sprache nur die Form des Activi, wobei zur Umſchreibung der Temporum das Wort habere gebraucht ward. — Aus den vier Conjugationsformen [1]) der lateiniſchen Sprache wurden im Spaniſchen drei, indem die ſogenannte zweite und dritte zuſammenfielen, wobei Infinitive mit kurzem e eine ſtarke Zuſammenziehung erfuhren, z. B.: caer aus cadere — leer aus legere — roer aus rodere; viele Verba traten in die nunmehrige dritte Conjugation über: concebir von concipere — vivir von vivere. — In den Perfectis ward der Vorſchlag, den die Verdoppelung der erſten Sylbe hervorbrachte, abgelegt. — Von den anomalen Verbis beſitzt die ſpaniſche Sprache esse (ser), posse (poder), ferre (doch nur im Compoſitus: conferir, ofrecer,) ire, welches ſeiner meiſten Temporum verluſtig ging, die aus dem verbo vadere ergänzt wurden. — Außerdem treten noch folgende eigenthümliche Züge der ſpaniſchen Conjugation hervor: Das Präſens liebt in ſeiner Flexion die Diphtongen. Das kurze e und o des Stammes verwandelten ſich in ie und ue, z. B. siento von sentir — confiero von conferir — hiero von herir (ferire) — ingiero von ingerir; in einigen Fällen iſt dieß auch urſprünglich langen Vocalen begegnet, z. B. consuelo von consolar — ruego von rogar. — Im Imperfecto hat ſich b nur nach a erhalten: amava. — Ebam und ibam ward ia. — Um der gutturalen Ausſprache willen verwandelten ſich c und g vor den dünnen Vocalen in qu und gu, z. B. toco, toque etc. Der Aſpiration wegen ging g vor den ſtarken Vocalen in j über, ſo cojo von coger etc. — z ward vor e und i in c verwandelt, fuerzo = fuerce. — Zwiſchen zwei Vocalen ging i allgemein in y über, caer = cayeron etc. ' Das r des Infinitivs aſſimilirte ſich mit dem folgenden l zu einem ll: amallo für amarlo. Im Plural des Imperativs fiel d vor os hinweg: alegraos für alegrad — os mit angefügtem l wechſelte es ſeine Stelle amaldo

1) Um die Aehnlichkeiten nachzuweiſen ſtellt Albrecht S. 255. die caſtilianiſche, italieniſche und lateiniſche erſte Conjugation neben einander.

für amad-lo. — Es ließen ſich über die Behandlung der lateiniſchen Formen des Conjungirens beim Uebertragen in das ſpaniſche Idiom noch zahlloſe Bemerkungen machen, wozu aber hier bei der Abſicht nur hiſtoriſche Andeutungen über die Sprachbildung zu geben, der Ort nicht iſt. Es bleibt nun noch über die Wortbildung in der ſpaniſchen Sprache Einiges zu berichten. Dieſe erfolgte theils dadurch, daß der Wurzel oder dem Stamme Buchſtaben angefügt wurden, welche dem Begriffe eine weitere Beſtimmung gaben (Derivazion), oder ſo, daß mehre Wörter zur Bezeichnung eines einzelnen Begriffes zuſammengefügt wurden (Compoſition). Die ſpaniſche Sprache beſitzt einen größern Reichthum an abgeleiteten Wörtern als ihre Quelle, die lateiniſche. Geboten war die Bildung neuer Wörter auf dieſem Wege durch das Ausgehen einer Menge einfacher Wörter. Die neuen Formen aus dem Gebiete der Ableitung hatten ihren Anfangspunkt in irgend einer lateiniſchen und entſtanden meiſtens durch Abänderung eines Vocales, wodurch eine Abſtufung des Begriffes erzielt ward. So ſchuf man, wie hier vorweg bemerkt wird und unten näher ſich zeigt, mit Anlehnung an aceus und icius die Ableitungen acho, icho, ocho und ucho, reihete an ano und ino eine dritte Form und gewann, auf iscus geſtützt, die Reihe esco, asco, isco und usco. — Nicht ungewöhnlich war es, Subſtantiven ohne Formveränderung aus Adjectiven hervorgehen zu laſſen, z. B. alba Morgenröthe aus albus — tarde der Abend von tardus. Dieſes Mittel gewährte einen beträchtlichen Reichthum neuer Subſtantiven für perſönliche, ſachliche und abſtracte Begriffe. — Umgekehrt (aber weit ſeltener) wurden auch Adjectiva durch bloße Anfügung ihrer Geſchlechtsformen aus Subſtantiven genommen, z. B. puerco ſchweiniſch von porcus — chico klein von cicum (Kleinigkeit, Bagatelle), bermejo roth von vermiculus etc. — Auf ähnliche Weiſe entſtanden neue Subſtantiva durch bloße Verbindung der Geſchlechtsendung mit dem Stamme der Verba adorno von adornare — castigo von castigare — duda von dubitare. Merkwürdig iſt, daß dergleichen Ableitungen vorzugsweiſe aus Verbis der auf ar ausgehenden Conjugation genommen, aus den Verbis auf ir und er aber höchſt ſelten ſind. Die eigentliche Ableitung des Subſtantivs geſchah aus allen Wortarten, höchſt ſelten freilich aber aus pronominibus (wie identidad von idem), oder Partikeln (wie demasia von mas). Eben ſo ging

die eigentliche Ableitung des Adjectivs aus allen Wortarten vor ſich. Ungewöhnlich groß iſt der Vorrath von Ableitungen, welche eine Vergrößerung oder Verkleinerung der Begriffe darſtellen, wobei nicht ſelten die Verkleinerung abermals verkleinert, die Vergrößerung abermals vergrößert wird. Verkleinerungsformen ſind im Spaniſchen: illo (lobillo kleiner Wolf) und cillo (montecillo kleiner Berg), uelo und zuelo (hijuelo Söhnchen, cornezuelo Hörnchen), ejo (caudalejo Capitälchen), ino (palomino Täublein), ezno (lobezno Wölflein), ato (chibato Böcklein), ete (calvete halbkahl, mozalvete ein junges geputztes Herrchen), ito (chiquito ganz klein), ote (hidalgote ein geringer Edelmann), ico (hombrecico Menſchlein). Nicht ſelten erleidet einerlei Wort mehr dergleichen Verkleinerungsformen. So hat man von hombre: hombrecico, hombrecillo, hombrezito, hombrezuelo — von chico: chiquillo, chiquito, chiquitico, chicuelo — von hidalgo: hidalgote, hidalquejo, hidalquete, hidalquillo. Die hauptſächlichſten Verkleinerungsformen bleiben aber: ico, illo, ito und uelo, welche auch den Adjectivis gewidmet ſind. — Für die Vergrößerung ſind azo, on und ote die gebräuchlichſten: (hombrazo, hombron, angelote). Doch kamen auch vor: acho (hombracho), uco (paxaruco großer Vogel), asco (nevasca großes Schneegeſtöber). Auch zur Vergrößerung nimmt ein Wort mehre Formen an. Die genannten Endungen der Verkleinerungs- und Vergrößerungswörter kommen, wie oben gezeigt, auch mit weiblicher Biegung vor. Beide Formen ſollen zuweilen die Nebenbegriffe des Gefälligen und Mißfälligen ausdrücken.

Zur Unterſcheidung des Geſchlechtes dienten beſonders drei Mittel: 1) Bezeichnung jedes Geſchlechtes durch ein beſonderes Wort, z. B. varon und muger, toro und vaca; 2) häufiger die Verwandlung der Masculinenform in die des Femininum, meiſt durch bloße Umſetzung der Genusform wie beim Adjectivo; 3) durch Vergrößerungs- und Verkleinerungsform, indem jene für das männliche, dieſe für das weibliche Geſchlecht angewendet ward. — Da hier keine hiſtoriſche Grammatik geliefert wird, ſo kann auch kein Verzeichniß (auch nur der wichtigern) Ableitungsformen der Subſtantiven und Adjectiven gegeben werden. Dieſe ſind ohnehin faſt zahllos. Wer ſich näher darüber zu unterrichten wünſcht, wird in Diez's Grammatik der romaniſchen Sprachen II. S. 243 sq.

näbern Aufſchluß finden, wo nicht allein die Ableitungen aus der lateiniſchen, ſondern auch die aus den andern Sprachen vollſtändig angegeben ſind. — Was nun die Ableitung der Zeitwörter betrifft, ſo geſchah dieſelbe entweder durch Anfügung der Flexionszeichen an den Stamm irgend einer Wortart (meiſt eines Subſtantivs oder Adjectivs, z. B. penar (von poena), forzar (von fortis), colorir (von color) (Aldrete S. 221.), oder durch eigene Ableitungsformen, welche ſehr verſchieden ſind. Beiſpiele dieſer Ableitung aus einfachen Namen ſind: arbolar (in die Höhe richten) von arbor — fadar (hadar wahrſagen) von fatum, limpiar reinigen von limpidus. Die Neigung, jedes beliebige Subſtantiv in ein Verbum umzuwandeln, iſt aber bei den abgeleiteten Nominibus noch größer: envidiar (von invidia), viajar (viaticum), ocasionar. — Zur Ableitung der Verben bediente man ſich meiſtens der ſchon in der alten Sprache hiezu üblich geweſenen Formen, z. B. — *icare*, welches ſpaniſch in car, gar, ear, ejar umlautete: fabricar, masticar, albergar — vengar, verdear — otorgar (auctoricare), cabalgar — alborear (Tag werden), velejar (ſegeln); ferner: *ulare* wird olar, z. B. tremolar, — *tare*, z. B. despertar aus dem Neulateiniſchen experrestare — *sare*, osar aus dem neugebildeten ausare von adjuvare — *itare*, balitar, — *izare*, z. B. poetizar — *scere*, clarecer — magrecer — *ntare*, calentar wärmen von calere. — So viel von der Derivation, welche durch angefügte Buchſtaben oder Sylben dem Begriffe eine weitere Beſtimmung gibt. Es bleibt noch Einiges über Wortbildung mittelſt Zuſammenſetzung ganzer Wörter zu reden. Die der lateiniſchen Sprache hiezu beiwohnende Fähigkeit iſt auch der ſpaniſchen Tochterſprache verblieben. Meiſt geſchieht dieſe Zuſammenſetzung durch Partikeln. Allein auch nomina und verba werden dazu verwendet. Dieſe letztern Zuſammenſetzungen ſind aber weniger volksthümlich und mehr freie Bildungen der Schriftſteller. Bei der Zuſammenſetzung der flectirbaren Wörter iſt der Bindevocal vorzüglich im Gebrauche, wenn es ſich um Zuſammenſetzung von nominibus und verbis handelt, z. B. arquimesa (Schrank mit Schubfächern, Ladentiſch), dulci-ficar — manio-brar — novilunio. — Verbalzuſammenſetzungen, welche im Deutſchen ſo häufig ſind, kommen faſt gar nicht vor. Vorherrſchend ward vielmehr Nominal- und Partikelzuſammenſetzung. Subſtantiv mit Subſtantiv fand ſich gar häufig zuſammen: artimaña

Kunſtgriff — gallí-puente Hühnerbrücke (Steg) — cera-pez Salbe von Wachs und Pech, maestre-sala Speiſemeiſter, öfter auch mittelſt der Präpoſitionen de und ad verbunden: hijodalgo — Val-depeñas — agn-a-manos. Beiſpiele der Zuſammenſetzung des Subſtantivs mit Adjectiv und umgekehrt: campani-forme — barbiroxo rothbärtig, caboz — baxo kopfgebückt, — fe-meutido treuvergeſſen — gentilombre — primavera — bonaventura. — Subſtantiva mit Verbis zuſammengeſetzt: perniquebrar Bein brechen — maniobrar. — Adjectiv mit Adjectiv: curvilineo. — Die Partikeln, welche mit Subſtantiven, Adjectiven und Verben zuſammengeſetzt wurden, ſind 1) hauptſächlich Raumpartikeln, welche aber auch auf Zeitbegriffe angewendet wurden, und wobei man ſich der hiezu ſchon im Lateiniſchen gebräuchlichen [1]) bediente, von denen man nur ab, ob, subter bei neuen Zuſammenſetzungen nicht anwendete, dafür aber extra, foras, infra, supra, ultra, die im Lateiniſchen hiezu faſt gar nicht gebräuchlich waren, in Gebrauch nahm. Hiezu ſchuf man ſich neue: dentro — (aus de-intro) — und häufte auch wohl die Präfixa, z. B. des-concordia — reconduccion — nahm auch neben dem lateiniſchen das ſpaniſche Präfix promiscuo an, wie in intermiter neben entremeter. — Die Verknüpfung der Vorſatzpartikel verſchmelz häufig dergeſtalt mit der Wurzel, daß beide verdunkelt erſcheinen, wie in cusir oder coser, näher von consuere — dexar (von de und situs), oder verband ſich mittelſt Annahme alter grammatiſchen Attribute faſt mit denſelben, z. B. sin razon tritt in la sinrazon und las sinrazones — sin sabor in el sinsabor u. ſ. w. aufs Engſte zuſammen. Ein beiſpielweiſes Verzeichniß dieſer Raumpartikelzuſammenſetzungen kann ich mir erſparen, weil jedes Wörterbuch unter den oben bezeichneten Präpoſitionen darüber Auskunft gibt. Die hauptſächlichſten Nominaladverbien, welche mit Verben oder Nominibus zuſammengepaart wurden, waren: *bene* (bien-aventurar — bienandanza), *male* (mal-baratar — mal-contento), *longi* (long-animo), *minus* (menos-preciar), *bis* [2]) (vis-lumbre), *archi*, im Deutſchen erz: (arciprete). Als Zuſammenſetzungen mittelſt Numeraladver-

1) ad, ante, circum, cum, de, ex, in, inter, intro, per, post, prae, praeter, pro, retro, sub, super, trans, dis — re. —

2) Nicht zu verwechſeln mit dem Numeraladverbium. — Hier bedeutet es das Verkehrte, Ungehörige, Schlimme.

bien ſind zu bemerken: *uni*-sono — *bis*abuelo — *tricolor* — *ciento* pes — *milgrano* — *semi*-dormido etc. — Zu den Zuſammenſetzungen mittelſt Negationspartikeln gebrauchte man die Formen: *in* (in-fiel) und *non* (non-nato). Noch bleiben einige Andeutungen über die Bildung einzelner Wortarten zu machen. Bei den Zahlwörtern ward von 1—10. die lateiniſche Einrichtung mit biſpaniſirender Umlautung beibehalten. Von 11 — 19. kam die Abweichung zum Vorſchein, daß man von 16. an die Einer nachſetzte (diez y seis) und die Subtraction bei 18. und 19. aufhob. Von 20—90. und 200—900. folgt die ſpaniſche Sprache wiederum der lateiniſchen. — Daſſelbe thun die Ordinalzahlen, wobei die öfter erfolgende Anfügung der Diſtributivform (*enus*) an die Cardinalzahl (*seteno* etc.) merkwürdig iſt. Die lateiniſchen Diſtributive verſchwanden dem Begriffe nach; die beibehaltenen Formen wurden zu Ordinalien und Subſtantiven benutzt (*terno*-docena etc.). Mit den Multiplicativis blieb es ziemlich auf dem lateiniſchen Fuße. In Pronominalbildungen war das ſpaniſche Idiom ſehr fruchtbar, wobei die neuen Subſtantivbildungen perſönlicher und ſachlicher Bedeutung eine weſentliche Bereicherung wurden. Bei den perſönlichen Pronominibus iſt zunächſt die ſchon erwähnte Verbindung mit andern Pronominibus auffallend (vos-ostros). Unter den Demonſtrativis ſind aquel und aquello, aquesto, aquese, mismo und unter den Relativis cuyo — neue Formen. — Die Verbalſuffixe zu den unbeſtimmten Pronominibus libet und vis wurden durch quiera wiedergegeben. Quidam ward durch cierto erſetzt, aliquis mit unus verbunden (alg-uno), aber auch in alquien beibehalten, wogegen qual-que eine neue Form abgab. Gleich dem deutſchen man war in den Anfängen des caſtilianiſchen Idioms homo als Pronomen angewendet (las cosas que omne tiene). Später gab man dieſe Form auf und bediente ſich dafür des so: Aliquid ward algo. — Statt nullus ward unus mit verneinendem Vorſatzworte gebräuchlich (ninguno). Für nemo wurde nadie geſetzt, was mit nada für nihil zuſammenhängt und dunkler Abkunft iſt; für quisque ward cada-uno beliebt, für quilibet quienquiera. — Neue Bildung iſt otro tanto (eben ſo viel), welches im alterum tantum ſein Vorbild hatte, weniger als atanto und otro-tale. Der Verluſt vieler lateiniſcher Partikeln ward durch Compoſitionen aus faſt allen Wortarten und Umſchreibungen erſetzt. Die bei

weitem meiſten Adverbialbegriffe wurden durch nomina ausgedrückt, am häufigſten durch den Ablativ des Nomens, z. B. alto — baxo — junto etc. — subito. — Eine wichtige Adverbialbildung erfolgte durch den Ablativ des Subſtantivs: mens, welcher als Suffixum den Adjectiven angehangen ward (devotamente). Beiſpiele von präpoſitionalen Caſusadverbien ſind: de contado, à menudo, embalde, à la Española (auch mit dem Plural): à ciegas, a solas etc, de otra parte, de manera, encima, en frente, cara à cara. — Auch durch Phraſen wurden Adverbialbegriffe ausgedrückt, z. B. qui-za für quien sabe. Nach Art des lateiniſchen desuper, inante, perinde etc. waren componirt: dedonde. — Ubi ward durch donde — ibi durch ahi — hic durch aqui — illic durch alli — inde durch dende, hinc durch de aqui — illinc durch de alli — usquam durch en ningun lugar, — intra durch dentro, — supra durch arriba und encima — citra durch aquende — ultra durch allende — ante durch delante — pone durch atras — prope durch junto — simul durch juntamente gegeben. — Von den Zeitadverbiis ſind hauptſächlich zu erwähnen antes für antea — despues (de-ex-post) für postea — entretanto für interea — entonces für tunc — ya für jam — aun für adhuc — nuevamente für nuper — luego, incontinente, al instante für mox, statim, illico, hoy für hodie — ayer für heri — mañana für mane; — eine neue Bildung iſt antaño — nunca für unquam, — siempre und todavia für semper — talvez für interdum — una vez für semel. Als Adverbia des Grades führe ich an: mucho, muy, bien für valde — demasiado für nimis — assaz, harto für satis — solo für tantum, solum — àpenas für vix — a lo menos für saltem, — del todo für omnino. Als Vergleichungsadverbia: tan für tam, otrosi für aeque, perinde — como für ut (wie) — quan für quam — Verneinungspartikeln: no — nulamente, — Bejahungspartikeln: si und sic. — Von den lateiniſchen Präpoſitionen haben ſich die meiſten behauptet mit Ausnahme der oben genannten Raumpartikeln, denen noch hinzutreten: cis, ex, erga, ob, prae, propter, tenus [1]). Dazu gekommen ſind eine Menge neuer Präpoſitionen, unter denen die aus Nominibus gebildeten bemerkenswerth ſind: cabo (nahe), baxo, junto — mediante — no obstante. Von den latei-

1) Nur in zuſammengeſetzten Wörtern trifft man dieſe noch an.

niſchen Conjunctionen haben ſich nur unbedeutende Reſte erhalten, z. B. y aus e für et — ni für nec — si für sic. — Die meiſten werden auf andere Weiſe gegeben, wie tambien für etiam — aunque für etsi — todavia für tamen — porque für quia. — An Interjectionen iſt die ſpaniſche Sprache ungemein reich; anrufende: o, olà, ha, ce; — klagend: ah, ay, ayme, o, guay; — verwundernd: ah, ay, o, caspita, caramba; — ermunternd: ea — ea pues; betheuernd: por Dios, cuerpo de dios eos etc. —

Ich habe bisher anzugeben verſucht, aus welchen ſprachlichen Stoffen und Elementen das ſpaniſche Idiom hervorgegangen iſt und welche Veränderungen dieſe Beſtandtheile, wenn ſie Einwanderer von Außen geweſen, ſich haben gefallen laſſen müſſen, um das Bürgerrecht in Spanien zu erlangen, wobei ich die Regeln anzudeuten befliſſen war, nach denen dieſe Veränderungen vor ſich gegangen. Sodann habe ich eine Auseinanderſetzung gegeben, wie die Form der Sprache in Beziehung auf Buchſtaben, Wortgebilde und Wortbiegung ſich feſtgeſtellt. Nachdem dieſen leichter erfaßbaren, weil äußerlichen, Momenten eine wohl mehr als hinreichende Aufmerkſamkeit geſchenkt worden, würde, um die hiſtoriſch-grammatiſche Unterſuchung zu beendigen, übrig bleiben, die Grundſätze darzulegen, wonach im Spaniſchen die Verbindung der bisher nur ihrer äußern Form nach angeſehenen Redetheile zum Ausdrucke von Gedanken in ganzen Sätzen und Perioden erfolgt. Auch dürfte der Wandel des Begriffes noch einige Aufmerkſamkeit verdienen, wenn dieſe grammatiſche Abhandlung zum vollſtändigen innerlichen Abſchluſſe gebracht werden ſollte. Dieſen in die innern Einrichtungen des Sprachorganismus einführenden Auslauf darf ich mir aber nicht verſtatten. Denn einmal habe ich ein ſehr wichtiges Stück der Syntax: die Betrachtung der Hülfswörter, welche an die Stelle der alten verloren gegangenen Biegungsformen der Latinität in die ſpaniſche Sprache eingeführt ſind, bei der Rückſicht, welche ich der Wortbiegung zugeſtanden, mit vorgenommen, ſodann aber muß ich auf Beſchränkung meines Stoffes zu Gunſten meiner Leſer billigen Bedacht nehmen. Die wenigſten derſelben werden ſich an dem linguiſtiſchen Theile dieſer Schrift erfreuet haben, da ohne Zweifel die größere Zahl darin nur Aufſchluß über die Literatur des ſpaniſchen Mittelalters ſuchen wird. So lange ich äußere, ich möchte ſagen, palpable Momente vorlegte, ſchenkte mir

auch wohl Mancher Aufmerkſamkeit, welchem ich nicht zumuthen dürfte, mir in das ſyntaktiſche Labyrinth zu folgen, um das Getriebe kennen zu lernen, durch welches die eigenthümliche Geſtaltung des Gedankenausdruckes, den die ſpaniſche Nationalität für ihre geiſtigen Erzeugniſſe ſuchte und fand, zu Stande gebracht wird. Ich laſſe daher dieſe Betrachtung bei Seite und begnüge mich mit der Bemerkung, daß die ſpaniſche Sprache hierin keine erheblichen Beſonderheiten gegen die übrigen romaniſchen Sprachen zeigt und daher ſchon deßhalb, für ſich allein betrachtet, nur eine auf ſpaniſchen Zuſchnitt gebrachte Individualiſirung deſſen zeigen müßte, was im Allgemeinen von allen ſechs romaniſchen Sprachen gilt. Dieſer, allen romaniſchen Schweſtern gemeinſame, Sprachgebrauch in der Satzbildung erſcheint übrigens bereits im ſechsten Jahrhundert in ſeinen Grundzügen vollkommen ausgebildet. Die überall in den romaniſchen Ländern herrſchende lingua Romana hatte, wie ich bereits gehörigen Ortes angedeutet, hierin der volksmäßigen Weiſe nachgegeben. Dieſe erfoderten, ihrem Weſen nach, daß die Verbindung der Wörter zum Satze der natürlichen Ordnung folge, wonach dasjenige Wort, welches ein anderes regiert, der Regel nach demjenigen vorausgehet, welches von ihm regiert wird. Die Veränderungen und Abweichungen in und von jenem Brauche, welche ſpätere Schriftdenkmale offenbaren und welche zum Theil die Unterſcheidungsmerkmale der romaniſchen Sprachen bilden, ſind erſt nach jenem Jahrhundert eingetreten und geben nach der Zeitfolge ihres Erſcheinens und Entwickelns geordnet die Geſchichte des Syntaxes dieſer Sprachen.

Indem ich das Erforderliche über die metriſchen Formen und Combinationen, welche der ſpaniſchen Nationalpoeſie charakteriſtiſch eignen, der gelegentlichen Erwähnung vorbehalte, verſtatte ich mir hier nur noch einige Aeußerungen über die Einführung und den Gebrauch des Reimes im caſtilianiſchen Romance. Meines Erachtens haben die Spanier dieſen Tonſchmuck ihrer poetiſchen Rede weder den Provençalen [1]), noch den Arabern, wie man gewollt, urſprünglich entlehnt, wiewohl die Reimbehandlung beider Nationen mannigfach auf das Reimweſen der ſpaniſchen Poeſie eingewirkt haben

1) So wollen Sanchez coleccion I. 30. Velasquez III. 3. Sarmiento §. 224. — Doch läßt der letztere auch andere Ableitungen zu.

mag. Daß wir in den beiden gebildeten Sprachen des claſſiſchen Alterthums dieſes Sylbenecho, deſſen poetiſche Kraft ſich überall durch ſich ſelbſt gegen alle beſchränkten Einwendungen pedantiſcher Theorie ſiegreich behauptet hat, nicht zu gleichem Behufe als in den modernen Sprachen angewendet finden, hat ſeinen guten Grund. In der griechiſchen und lateiniſchen Sprache herrſchte eine ſichere Proſodie; jede Sylbe hatte ihre beſtimmte Länge oder Kürze. Dieſem Vorzuge trat noch eine beſondere Accentuation hinzu. Hiedurch erhielten die Verſe jener Sprachen eine metriſche Harmonie, von welcher wir uns in den neuern Sprachen kaum einen Begriff zu machen wiſſen. Trat dieſer metriſchen Vollkommenheit nun auch noch vermöge der eigenthümlichen Abwechslung der Vocale und Conſonanten ein Reiz der Sprachtöne, ähnlich der Melodie in der Muſik, hinzu, ſo war die Vollkommenheit des antiken Verſes dergeſtalt entſchieden und genügend, daß eine weitere Ausſchmückung deſſelben durch den Reim nicht allein überflüſſig ſchien, ſondern auch dem claſſiſchen Ohre als eine geſchmackloſe Zuthat ſich bemerklich machen konnte. Darum mieden die Alten den Reim und ihre Poetiker warnten vor denſelben. Finden ſich hin und wieder, z. B. bei Homer und Horaz, dennoch Reime, ſo ſind dieſelben nur zufällig oder in ſcherzhafter Abſicht angewendet. Als der Geſchmack raffinirter ward und der claſſiſchen Einfachheit ſich entfremdete, verirrte er ſich zu dem Wohlgefallen am Reimſpiele und ſo ſind ohne Zweifel ſchon die häufigen Reime beim Ovid ein ernſtlich gemeinter Redeſchmuck. Als in der Regelloſigkeit der Zeiten die claſſiſche Latinität ihr Grab fand, ging auch die wahre Proſodie des Latinismus verloren. Die Länge und Kürze der lateiniſchen Sylben ward unbeſtimmt; ſie verloren ihre metriſche Quantität. Der ſchon öfter genannte Alvaro von Cordova (im neunten Jahrhundert) verſichert, daß die gelehrten Männer Spaniens zu ſeiner Zeit die Regeln und die Kunſt, lateiniſche Verſe nach den gehörigen Sylbenmaßen zu verfertigen, gar nicht mehr verſtänden. Dieſe Unvollkommenheit ging in die romaniſchen Sprachen über, unter denen ſie bei der Franzöſiſchen in einen beinahe gänzlichen Mangel an Proſodie ausartete, indem in dieſer Sprache faſt keine einzige Sylbe eine ſichere metriſche Quantität hat und die Verſe eigentlich in nichts anderem beſtehen, als in Maſſen von abgezählten Sylben, welche nur auf proſaiſche Art in einen Rhythmus gebracht

ſind. Den Verluſt der Proſodie ſuchten die romaniſchen Sprachen gleich der corrumpirten lateiniſchen Dichtkunſt durch Anwendung des Reimes zu erſetzen, welcher nicht nur die Aufmerkſamkeit ſpannt, ſondern mit dem Klangreize auch eine Gedankenharmonie verbindet, die höher liegt als die blos metriſche Harmonie, indem der Wortzuſammenklang auch einen Gedankenzuſammenklang vermittelt, welcher das Ohr zu einer Seelenpforte in geiſtigerer Bedeutung machte. Die ſpaniſche Sprache, welche ſo klangreich und harmoniſch iſt, Wörter von allen Längen, meiſt aber von mittlerer zählt, welche ihr freie Bewegung geſtatten und an Wohllaut nur der Italieniſchen nachſteht, bedurfte freilich des Reimes nicht ſo ſehr als die Franzöſiſche, deren Verſe faſt nur mit Hilfe des Reimes ſich von der proſaiſchen Rede unterſcheiden. Allein ſie durfte dieſen Schmuck doch nicht verſchmähen, weil ihre mangelhafte Proſodie der Anwendung der antiken Versarten und Versmaaße widerſtand, wie auch die im ſechzehnten Jahrhunderte und ſpäter damit gemachten, aber mißlungenen Verſuche [1]) ſattſam beweiſen. Doch mag der verso suelto oder libre, welchen einige ſpaniſche Dichter mit groſſem Glücke behandelt haben, immerhin den Beweis liefern, mit welchen muſikaliſchen Mitteln die ſpaniſche Sprache ausgeſtattet iſt, da man bei jenen Verſen kaum das Bedürfniß des Reimes empfindet und eine gewiſſe Befriedigung an dem innern Klange des Metrums und der lieblichen Tonſtellung in den Worten fühlt. Nicht alle neuromaniſchen Sprachen haben Cadenz und Harmonie genug, um mit ſolchem Erfolge als die Spaniſche den verso suelto mit Verläugnung des Reimbedürfniſſes hindurch führen zu können. Die Unterſuchungen der ſpaniſchen Literatoren, z. B. des Paters Sarmiento über den Urſprung und die Herkunft des caſtilianiſchen Reimes haben, wie ſehr auch einige den arabiſchen, andere den Reim der Nordländer oder der verdorbenen Latinität zum Vater des Spaniſchen

1) Die Hexameter und Pentameter, welche Villegas verſuchte, z. B.:

Como el monte sigues a Diana, diva Cytherea,
Dictyna hermosa, siendo la cosa fea

fielen, obgleich am gelungenſten, übel genug aus. Die Sapphiſchen und Anakreontiſchen Versmaaße, welche derſelbe Dichter anſcheinend mit Glück verſuchte, verdanken ihren Ruhm mehr dem Abglanze, welcher von der lieblichen Diction und der reizenden Behandlung der poetiſchen Gedanken auf ſie zurückfiel und dürften wohl ſelbſtſtändige Vorzüge nicht anſprechen.

machen wollen, doch zur Zeit kein anderes Ergebniß geliefert, als daß eine ſolche hiſtoriſche Ableitung nicht zu erweiſen iſt. Wenigſtens ſtehet derſelben die Vermuthung, daß die Spanier und die übrigen Völker des romaniſchen Sprachengebietes durch das Bedürfniß einer muſikaliſchen Befriedigung, welches nach Verluſt der Sylbenquantitäten in der ſpaniſchen Sprache keine Nahrung fand, ohne hiezu fremde Anweiſung und Mittheilung zu bedürfen, ganz von ſelbſt auf die Anwendung des Reimes verfallen, mit gleicher Berechtigung gegenüber. Eine Einwirkung der arabiſchen Dichtkunſt ſo wie anderer fremder Poeſieen auf die Behandlung des caſtilianiſchen Reimes wird damit natürlich nicht geläugnet. Die älteſte Gattung poetiſcher Erzeugniſſe ſind, wie ich unten zeige, die Romanzen. Die früheſte Auskunft über deren metriſche Beſchaffenheit gibt Juan de la Encina (blühet um 1500.) in ſeiner arte poetica. Die Angabe iſt aber ſo unbeſtimmt, daß man nicht daraus erſehen kann, ob die älteſten Romanzen durchweg reimfrei geweſen. Daß ſie keine regelmäßig wiederkehrenden Reime hatten und theilweis reimloſe Verſe enthielten, gehet aber mit Beſtimmtheit daraus hervor. Dagegen laſſen einige noch vorhandene Romanzen, welche alle Spuren des hohen Alters tragen, vermuthen, daß derſelbe Reim alle Verſe verbunden habe. Encina hat vielleicht gemeint, daß die Schwierigkeit des Durchführens von einerlei Reim öfters Gelegenheit gegeben haben mag, Verſe mit durchſchlüpfen zu laſſen, welche dazu nicht reimten. In den älteſten Schriftdenkmalen der caſtilianiſchen Poeſie, dem Gedichte vom Cid, den Poeſieen des Gonzalo Bureno ꝛc. findet ſich dieſelbe (wohl arabiſche) Eigenthümlichkeit, daß der nämliche Reim durch ganze Strophen ſich wiederholt, wobei der Dichter, wenn er eben das rechte Reimwort nicht findet, eine reimloſe Verszeile einzuſchieben ſich verſtattet [1]). Später und namentlich, ſeitdem auf die Versfunſt (arte de trobar) eine gröſsere Sorgfalt verwendet wurde, herrſchte über der Anwendung des Reimes eine beſtimmte Regel und die Romanzen reimten regelmäßig ihre zweite und vierte Verszeile. Künſtlichere Reime wurden allmählig mit der Ausbreitung der arte de trobar immer mehre erfunden. Sicherlich wurden die Spanier des eintönigen Reimes, welcher ſich durch ganze Gedichte zog, ſchon

1) Von der völligen Regelloſigkeit des Reimweſens im poema del Cid wird noch beſonders die Rede ſeyn.

aus dem Grunde allmählich überdrüſſig, weil die Beobachtung deſſelben alle Leichtigkeit des Verſificirens, welche dem ſpaniſchen Romance einwohnt, wieder aufhebt. Hatte auf der andern Seite der reimfreie Vers für ſie zu wenig muſikaliſchen Reiz, ſo fand ſich aus beiden Verlegenheiten ein Mittelweg, welcher nachher in dem Grade eine Eigenthümlichkeit der ſpaniſchen Nation geworden iſt, daß es noch keiner andern gelungen iſt, deſſen Gebrauch bei ſich heimiſch und natürlich zu machen. Ich meine die Anwendung der Aſſonanzen, welche mit Verzichtung auf den vollen Reim ſich damit begnügen, nur die Vocale der Endſylbe oder der Endſylben in den Verſen gleich lauten zu laſſen. Der Klang der Vocale iſt im Caſtilianiſchen ſo hell und deutlich, daß wenn zwei Verſe auf einerlei Vocal ausgehen, die Verſchiedenheit der Conſonanten die Reimkraft nur wenig ſchwächt. Dieſe Art zu reimen gibt den Verſen eine groſſe Harmonie und Wohllaut, ohne ſie dem Zwange der wirklichen Reime zu unterwerfen. Sie hat beim ſpaniſchen Volke entſchiedenes Glück gemacht, ſo daß ſie die volksthümliche Weiſe in den Liedern der Nation geworden iſt. Die Wiederkehr der nämlichen Vocale an einerlei Verſsſtelle iſt eine groſſe Hilfe für das Gedächtniß, deßhalb lieben die ſpaniſchen Schauſpieler vor allen die aſſonirenden Verſe, welche ihnen das Auswendiglernen und Behalten ſo ſehr erleichtern und ſind gegen reimfrei geſchriebene Dramen eingenommen. Noch weniger aber erbauet ſich das Publikum am Vortrage der letztern, weil ihm der reimfreie Vers nicht die nöthige poetiſche Vergnügung gewährt. Die unumſchränkte Bühnenherrſchaft, welche die Aſſonanz in Spanien übt, iſt der ſicherſte Beweis ihrer Popularität. Wie ſehr mit der Sprache verwachſen der Gebrauch der Aſſonanz im Spaniſchen ſeyn mag, ergeben die Sammlungen der alten Sprüchwörter, welche nun ſchon vor länger als 400 Jahren veranſtaltet worden. Die Sprüchwörter galten ſchon damals für die älteſten Sprachdenkmale. Bereits in dieſen iſt der Gebrauch der Aſſonanz in hohem Grade vorherrſchend, mithin zu einer Zeit, wo die Poeſie noch nicht daran denken mochte, die Aſſonanz an Kindes Statt anzunehmen, was zuerſt wohl nur in den Fällen als Nothbehelf geſchah, wo der Dichter den vollſtändigen Reim, welchen die Oekonomie ſeines Verſes erfoderte, nicht zu finden vermochte. Da die Erfahrung zeigte, daß hiermit das auf Gleichklang lauſchende Ohr vollkommen zufrieden geſtellt war, ſo machte man ohne Zweifel immer ausgedehntern Gebrauch

von dieſem Gleichlaute der Vocale und ging in demſelben Maaße von der Anwendung des vollſtändigen Reimes ab, namentlich der nämlichen durch das ganze Gedicht forttönenden Reimſylbe. — In dem Bisherigen habe ich das Hauptſächlichſte, was ich über die hiſtoriſche Geſtaltung des ſpaniſchen Sprachapparates beizubringen gedachte, erſchöpft. An ſich freilich iſt der Gegenſtand nichts weniger als vollſtändig behandelt. Ich durfte demſelben aber in Betracht der Länge des noch vor mir liegenden Weges keine größere Ausführlichkeit widmen. Deßhalb habe ich mich auch z. B. nicht bei der anziehenden Ermittelung aufgehalten, welche Wörter der ſpaniſchen Sprache im Laufe des Mittelalters wieder abhanden gekommen ſind. Aldrete hat S. 178. einen guten Vorrath wieder verloren gegangener Wörter zuſammengeſtellt. Man wird mir vorwerfen, daß ich mich in der vorſtehenden Darſtellung zu allgemein gehalten, ohne die chronologiſche Aufeinanderfolge der Veränderungen in der ſpaniſchen Sprache hervortreten zu laſſen. Allein dieſe Sprache auf jedes Stadium ihrer Entwickelung zu begleiten und die Geneſis ihrer Wortformen, Biegungen und Wortſtellungen durch ihre verſchiedenen Phaſen zu verfolgen, lag nicht in meinem Zwecke. Es bedurfte meines Erachtens nur einer Ueberſchau Deſſen, wie und was die ſpaniſche Sprache etwa am Ende des Zeitraumes, welcher die chronologiſche Gränze meiner Betrachtungen bildet, geworden war. Zu einem umfaſſendern und in die Einzelheiten näher eindringenden Blicke fehlte es mir, wie ich offen bekenne, an der erforderlichen Kenntniß ſo wie dem Beſitze der literariſchen Hülfsmittel, um dieſelbe zu erwerben.

Aus der bisherigen Darſtellung hat ſich ergeben, wie der bei weitem überwiegende Einfluß bei Bildung des Romance von der lateiniſchen Sprache ausgeübt worden, welche ihre Tochter nicht allein mit den reichlichſten Wortbeiträgen ausſtattete, ſondern auch bei der neu geſtalteten, nachdem ihr eigenes Leben erſtorben war, die ihr entwichene Lebenskraft in neuen Gebilden fortzeugend wirken ließ.

Uebrigens iſt die ſpaniſche Sprache ein reiner Abglanz der hiſtoriſchen und topographiſchen Beſonderheiten, welche charakteriſtiſch auf die Hervorbringung des Geſammtbildes einwirkten, das die Anſchauung der edlen ſpaniſchen Nation uns gewährt. Wer für Spracheigenthümlichkeiten und -Nüancirungen feinern Sinn hat, wird dem caſtilianiſchen Idiome die Majeſtät und rauhe Schönheit

der Sierras, welche ſeine Wiege umſtanden, den Heldenmuth und Thatendurſt der Männer, welche es zuerſt ſprachen, den hohen, einſamen, durch arabiſchen Anflug phantaſiereichen Charakter des Spaniers und die ſiegende Kraft, welche die chriſtlichen Königreiche allmählich hervorrief und vereinigte, wieder erkennen und wie auf ſüdlichem Grunde nordiſcher Ernſt und Würde ſich niedergelaſſen haben. Er wird inne werden, wie hier römiſches und germaniſches Weſen in einen edeln, einander zur Einheit durchdringenden, Bund traten, wie ſich arabiſcher Orientalismus jenen Elementen beſcheidentlich zugeſellte und die von ihnen erhaltene Erlaubniß folgſamer Koexiſtenz zu verſchönernder Eintracht gedeihen ließ. Bedeutungsvoll iſt es, daß die Art der Ausſprache und die Umformung des Lautes der lateiniſchen Wörter doch der Einrichtung des deutſchen Mundes und der deutſchen Zunge ſich fügten, ſo daß deutſches flüſſiges Leben ſich der lateiniſchen, faſt todt gewordenen Schätze annahm und ſie zu neuer Herrlichkeit entwickelte. Auf der andern Seite iſt die Sprache des Spaniers von hoher kirchlicher Würde. Bekannt, und in einem gewiſſen Sinne ſehr richtig, iſt Kaiſer Karls V. Ausſpruch, daß keine Sprache beſſer als das Spaniſche ſich zur Unterhaltung mit Gott ſchicke. Ein erhabeneres Gewand leihet dem Worte Gottes wohl kaum ein anderes Idiom. Dieß Wort zeigt ſich hier gewiſſermaßen im Feierkleide. Der mächtige Ernſt tiefer, ſonorer Vocale und der männliche markige Bau der allen Illuſionen abholden Worte ſpiegeln die Unwandelbarkeit des katholiſchen Glaubens auf eine ſprechende Art ab. Dabei iſt die Sprache keineswegs ungefügig. Ihre Fülle, ihre Idealität, ihr Reichthum leihen zu koſenden Tändeleien ſo gut als zu ſchwungreichem Gedankenfluge erfolgreich ihre Mittel. „Bei dem größten Ueberfluſſe der reinſten, vollſt tönenden Vocale," ſagt Meißner, „iſt faſt jede Rede in dieſer Sprache voll Aſſonanzen und der Reim ihrer Poeſie iſt der natürlichſte, vollkommenſte wie kunſtreichſte, den eine der neuern Sprachen aufzuweiſen hat. Die ſtete Begleitung mit der Guitarre hat ihre Verſe ſo geſchmeidig und fließend gemacht, daß ſie in dem einfachen aber häufig wechſelnden Bette der Redendilien, wie ſchlüpfrige Schmerlen ſanft dahin gleiten." Eine anziehende geiſtige Färbung erhält das Spaniſche noch durch weichen, üppigen Bilderſchmuck mit glühendem, feuerbeſtändigen Farbenſchmelze der zum Familiengliede angenommenen orientaliſchen Art und Rede. Mit ſolchen Mitteln hat ſich denn die ſpaniſche Sprache

brauchbar erwieſen, den höchſten und tiefſten myſtiſchen Gefühlen und Gedanken zum Ausdrucke zu verhelfen (eine Fähigkeit, welche von verſchrobenen Genies bekanntlich ſehr gemißbraucht worden) und hat eben ſo ausdrucksvoll die nüchternen Denkgebilde der franzöſirenden Aufklärung des vorigen Jahrhunderts dargeſtellt. Jeder Kundige wird ſich deßhalb nur einverſtanden erklären mit dem warmen Lobe, womit Aldrete ſein Buch ſchließt. Der feine Kenner ſeiner Mutterſprache, Martinez de la Roſa, äußert ſich (Obras literarias I. S. 131.) mit Bezug auf die Brauchbarkeit derſelben zu poetiſchen Zwecken alſo: „Ich weiß nicht, ob die Vorliebe mich täuſcht; allein ich glaube, daß ſie in dieſer Beziehung allen neuern Sprachen vorgezogen werden muß [1]). Mag ſie zuweilen in Süße und Lieblichkeit es nicht mit andern neuern Sprachen aufnehmen können, andern an Kühnheit und Freiheit nachſtehen, andern aber in andern Stücken den Vorzug einräumen müſſen. Allein mir iſt keine bekannt, welche in ſo reichem Maaße alle weſentlich poetiſchen Eigenſchaften vereinigt, die zugleich reich und wohllautend, ſanft und kräftig, nervigt und leicht iſt; dabei einfach in ihren Conſtructionen, frei in der Wortſtellung, mannichfaltig im Accente und Laute, kurz geſchickt, jede Art von Inhalt vom zarteſten und feinſten bis zum erhabenſten darzuſtellen. Sie iſt bei weitem noch nicht ſo ausgebildet, als ſie ſeyn könnte, ſondern erſcheint vielmehr als eine reiche, nur kärglich ausgebeutete Mine."

Dieſes Weſen der ſpaniſchen Sprache offenbaret ſich in ſeinen Anfängen ſchon ſehr vernehmlich in den älteſten Denkmalen ihrer Literatur, zu deren Betrachtung ich hiemit übergehe.

---

1) Von der cataloniſchen und portugieſiſchen (ſagt Brinkmeier in ſeinem Abriſſe der ſpaniſchen Nationalliteratur S. 4.) unterſcheidet ſie ſich hauptſächlich durch ihre ſonoren Vocale, ihre rein und ſauber articulirten Sylben und das Vermeiden der Naſenlaute, ſo wie der entſtellenden Abkürzung lateiniſcher Wörter, wodurch ſie der italieniſchen Sprache viel ähnlicher wurde, als die übrigen romaniſchen Idiome; nur iſt ſie weit ſchöner und impoſanter.

Geſchichte der ſpaniſchen Literatur von den älteſten Zeiten bis auf König Johann II.

Romanzen-Poeſie.

Wie bei den übrigen Völkern, welche aus der Unbehülfenheit des kindlichen Alters herausgetreten, ihren Genius die Schwingen ſich entfalten laſſen, die Kunſt des Gedankens in ihrem Aeußerungsdrange zunächſt zur poetiſchen Form greift, alſo geſchah es auch in der ſpaniſchen Nation. Bleiben wir beim Bilde des Flüggewerdens, ſo bietet daſſelbe noch eine zweite Aehnlichkeit. Der erſte Flug trägt immer nur auf nahe liegende Gegenſtände. Zu weitern Schweifen gehören erprobte und ſtärkere Schwingen. Alſo auch die ſpaniſche Poeſie, welche mit derjenigen anderer Völker auch das gemein hat, daß ſie ſich anfänglich in der epiſchen Richtung bewegte, indem ſie bei glücklicher Entbehrung eines ungeſchichtlichen Mythus, von den geſchichtlichen Vorgängen, unter denen ſie ihren Anfang nahm, angeregt und hervorgetrieben, ſich die Außenwelt mit ihrem Sein und Werden zum Vorwurf der dichteriſchen Behandlung machte. Weſentlich unterſchieden ſich aber die epiſchen Anfänge der ſpaniſchen Poeſie von denen der meiſten übrigen Nationen dadurch, daß ſie, wie bereits angedeutet, frei von jeglichem Nimbus des Mythiſchen in geſchichtlicher klarer Gediegenheit auftreten. Daher zu jener Zeit ein entſchiedenes Zurückhalten aller bildlichen Darſtellung höherer Wahrheiten durch Handlungen, welche ſich im Kreiſe des übernatürlichen Lebens bewegen, oder ſich die Geſchichte zur Baſis nehmen und mit derſelben verſchmelzen. So wenig die natürliche d. h. weltliche Geſchichte durch Beimiſchung des Wunderbaren ſich in einen hiſtoriſchen Mythus umſetzte, ſo wenig weilt die caſtilianiſche Epik auch auf dem bloßen Gebiete der Sage, ſofern darunter begriffen iſt, was bloß geſagt, traditionell verbreitet wird und in einer völligen hiſtoriſchen Unſicherheit ſich befindet. Auch alles Mährchenhafte, bei welchem das Ueberſinnliche und Wunderbare gleichfalls die Hauptrolle ſpielt, und ungefüg und ſpröde die Verknüpfung mit geſchichtlichen Thatſachen ablehnt, liegt jener

alten caſtilianiſchen Epik durchaus fern. Dieſelbe ſtellt ſich vielmehr dar als einen objectiven Reflex derjenigen Außenwelt, welche die dichteriſche Vorſtellung umgab. Sehr erklärlich wird dieſe Erſcheinung durch den Hinweis auf die Geſchichte der ſpaniſchen Staaten, deren Abriß weiter oben auch zu dem Ende gegeben iſt, um dieſe Erkenntniß zu beglaubigen. Den Nationen, welche auf dem ſpaniſchen Boden ihre Heimath fanden und nahmen, hatten die Völkerwogen, deren unwiderſtehlicher Drang ſie in die pyrenäiſche Halbinſel geführt, ihre ganze Vergangenheit ſammt Götter- und Heldenſagen hinweggefluthet. Durch ihre Heereszüge, auf denen ſie Alles einbüßten, was auf der Localität und der Geſchichte ihrer urſprünglichen Wohnſitze geruhet, hatten ſie mit dem alten Sonſt völlig gebrochen. Vom Boden ihres alten Glaubens durchaus losgeriſſen, hatten ſie ſich dem chriſtlichen, der ihnen freundlich zum Empfange entgegengekommen, in die Arme geworfen. Fortan verſchwand von der Kirche, welcher ſie ſich eifrigſt ergeben, ſtreng verworfen, alle mythiſche Anſchauung, die ihnen in etwanigen Ueberreſten des alten Cultus und Glaubens vielleicht noch verblieben ſeyn mochte, nachdem ſie bereits durch die Entfernung von ihrer Quelle vermuthlich ſchon ſchon genugſam verzerrt und verblaßt war. Die dichteriſche Vergangenheit, welche der Geſchichte anderer Völker vorausliegt und deren Geſtaltung mit der Geſchichte in ſchlechterdings irrationalen Verhältniſſen ſtehet, fehlet hier ganz und auch von dem Mittlern, Gemiſchten, das anderwärts zwitterhaft die Brücke von dem dichteriſchen Boden auf den ächten hiſtoriſchen Grund darſtellt und mit unentſchiedenen Gränzen in beide Gebiete hineingreift, werden wir hier nichts gewahr. Aller Denkmale ihrer frühern Vergangenheit verluſtig, außer Verkehr mit ältern Thaten, Anſchauungen und Zuſtänden, ſahen die ſpaniſchen Völker, nachdem ſie kaum ihre Selbſtſtändigkeit gegründet, dieſelbe ſchon wieder gefährdet. Bis auf geringe Reſte büßten ſie dieſelbe ein. Dieſe wurden aber deſto treuer und ſorgfältiger in den nordiſchen Gebirgen gehegt und gepflegt und geſtalteten ſich zu dem Kerne, aus welchen die neuere chriſtliche Zeit Spaniens unter fortwährenden Kämpfen um ihre Exiſtenzberechtigung allmählich hervorwuchs. Auch unter einander ſahen ſich die chriſtlichen Staaten, welche ſich allmählich aus jenen Kämpfen entwickelt hatten, in mannichfache Verwickelungen verſtrickt, die nicht ſelten zu gegenſeitiger Befehdung hinführten. Durchaus von der

Gegenwart in Anſpruch genommen, welche den immer von Neuem zu begründenden und wieder zu feſtenden Rechtsbeſtand alle Augenblicke abermals in Frage ſtellte, konnten die chriſtlichen Völker in den verſchiedenen Reichen Spaniens ſich neue Sagen nicht bilden. Beſtändig von einer recht ſcharf in ihrem Weſen aufzufaſſenden Wirklichkeit umgeben, brachten ſie es nie mehr zu jener Wunderanſchauung der hinter ihnen liegenden Zeiten, auf welche Mythus und Sage ihr Neſtlein bauen. Als der poetiſche Geiſt ſeine erſten Blüthen trieb und in den Stamm emporwuchs, nahm er alſo die Wirklichkeit zur Grundlage ſeiner Schöpfungen und ſein nächſter Hervortrieb, das Epiſche, ging wie von ſelbſt in die Darſtellung der eigenen Geſchichte aus, aus welcher er ſich vorzugsweiſe die Gegenwart oder nähere Vergangenheit aneignete. Die Friſche der Wirklichkeit lag daher als duftender Thau auf dieſen Hervorbringungen, welche den poetiſchen Abglanz des heroiſchen Lebens der Gegenwart reflectirten. Aus dieſem Grunde iſt füglich gegen Sarmiento (§. 548.) und Maury (Espagne poetique II. S. 10.) die Vorausſetzung zu rechtfertigen, daß diejenigen frühern Dichtungen in erzählender oder Romanzenform, welche ältere, d. h. vor den Zeiten der Literatur liegende, und ſagenhafte Stoffe beſingen, z. B. die zwölf Paladine, Rodrigo und Bernardo del Carpio, oder gar Gegenſtände der alten Mythologie, ſpäter in das Reich der caſtilianiſchen Poeſie hineingezogen ſeyn mögen, nachdem dieſe den dichteriſchen Stoff der Gegenwart und nähern Vorzeit ausgebeutet hatte. Abweichend von den epiſchen Anfängen anderer Nationen, welche längere Heldendichtungen aufzuweiſen haben, tritt uns die Kürze der älteſten epiſchen Poeſieen Caſtiliens entgegen. Aber auch dieſe Eigenſchaft beweiſ't das Wurzeln der epiſchen Elemente in der geſchichtlichen Gegenwart der Sänger. Die erſte Geſtaltung des Epiſchen in Spanien darf man ſich ohne Zweifel auf folgende Art vorſtellen: Die Bedrängniß der Zeiten, welchen der Inhalt der älteſten Lieder entnommen war, die Unbeſtändigkeit der Gegenwart, deren Momente unaufhörlich neue Thätigkeiten in Bewegung ſetzten, ließ vorerſt wohl zu langen Erzählungen keinen Athem. Die zum Hinausgeſtalten herangereifte Betriebſamkeit des epiſchen Geiſtes ergriff daher jedes nahe liegende bedeutende Faktum, welches er in das Gewand unbewußter Poeſie eingehüllt, den empfänglichen Landsleuten vorlegte. So ſind uns eine zahlloſe Menge kleiner hiſtoriſcher Züge durch die alte Epik aufbewahrt. Es gibt keine merk-

würdige Thatsache der ältern Geschichte Spaniens, welche nicht auf diese Weise in einer Romanze behandelt worden wäre. Einem kritischen Sammler von chronologischem Tacte sollte es wohl nicht schwer fallen, eine romanzisirte Geschichte Spaniens vom zehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert in schöner poetischer Mussivarbeit zusammenzustellen. Deßhalb sagt Corneille in der Vorrede zu seinem Cid wahr und witzig: Ces poëmes sont comme les Originaux decousus de leurs histoires. So erwuchsen als erste Früchte des epischen Strebens jene zahllosen historischen Romanzen. „Ihre Kraft, sagt Rosenkranz, lag darin, aus der Wirklichkeit das Element herauszuheben, in welchem sich die geistige Bedeutung des Gegenstandes concentrirte, weil dieses ohne Reflexion geschah, so übte eine solche unbefangene Skizzirung den höchsten Reiz." Sie spiegeln das Wesen ihrer Zeit treffender und genauer ab, als die weitläuftigste Chronik, wodurch Sarmiento's Klagen, daß sie der Geschichte einen großen Eintrag gethan (§. 543.) ihre Erledigung findet. Einen äußern Anlaß zur Hervorbringung solcher Romanzen darf man in einer Sitte finden, von welcher Saavedra in seiner Corona Gothica Kunde gibt. Derselbe meldet, wie beim Leichenbegängnisse König Theodorichs Trauergesänge angestimmt worden, in welchen die Thaten des verstorbenen Königs verherrlicht wurden. Er nennt dieß eine bei Gastmälern, Hochzeiten und Leichenbegängnissen eingeführte gothische Gewohnheit, aus deren Veranlassung in Spanien die historischen Romanzen entstanden wären. Es ist zwar keine Frage, daß die Mittheilung über geschichtliche Vorgänge einer Zeit, in welcher man sich noch nicht aus gedruckten oder auch nur geschriebenen Aufzeichnungen Belehrung schaffen konnte, und die weniger auf Papier sich abdruckte als die unsrige, statt dessen aber mit dem Griffel des Patriotismus auf die Herzenstafeln schrieb, eine viel lebendigere seyn mußte, auch das Bedürfniß einer solchen Mittheilung bei der Schwäche anderer Interesse ein sehr lebhaftes gewesen seyn mag, und es könnte hieraus die Folgerung gerechtfertigt erscheinen, daß bei der Nachhaltigkeit der patriotischen Vorliebe für die Thatsachen der Volksgeschichte dieselben erst längere Zeit nach ihrer Erscheinung zum Inhalte der Volkslieder gemacht worden. Allein dem widerspricht die nähere Betrachtung der besungenen Gegenstände und Thatsachen, denn diese sind meistens gerade so geartet, daß der Reiz, dieselben poetisch für das Gedächtniß in das Wort zu fesseln nur eben im Momente ihres Vorhanden-

seyns und des gegenwärtigen Interesses daran, mächtig seyn und die Hervorbringung des Gedichtes vermitteln konnte. Hieraus folgt, daß die Entstehung eines solchen Liedes der Erscheinung der Thatsache, der Begebenheit, dem Auftreten der besungenen Person ganz nahe stehen mußte, indem der Productionsreiz weit eher durch das Neue als vom Reflectiren über das Alte seine Impulse empfängt. Die schlichte Darstellung irgend eines bedeutsamen Factums, welche diese alte epische Poesie der Spanier sich zur unwillkürlichen Aufgabe gemacht, und welche jeden der Wirklichkeit angehörenden Gegenstand, der eine poetische Seite bot, in ihr Bereich zog, macht es begreiflich, daß jeder Held, gleichviel ob Maure oder Christ, jeder Kampf, jedes Abenteuer, ja selbst unerhebliche Ereignisse und oft nur anziehende Situationen, wenn ein poetischer Reiz hineingelegt oder herausgezogen werden mochte, Gegenstand des Gesanges werden konnte. Oft vielleicht auf frischester That aus dem Siegreife componirt, unter dem Geräusche der Waffen entsprungen, in den Feldlagern und am Friedensheerde hinterher ausgeschmückt, wurden die wenigsten dieser Gesänge aufgezeichnet, sondern gingen, wenn sie das poetische Gemüth rührten und Interesse erweckten, von Mund zu Munde. Aus dem Volke hervorgegangen, erhielt sich das Lied ungeschrieben im Volke mit Hilfe des Gedächtnisses als lebendiger Volksgesang, freilich mit der dadurch gegebenen Möglichkeit der beständigen Schwankung und Modulation, je nach der Sinnesart des Recitirenden, wodurch die Form in einem immerwährenden Flusse erhalten wurde. Der Herausgeber des 1508. zu Antwerpen erschienenen Cancionero de Romances klagt, daß er die von ihm mitgetheilten Romanzen zum Theil aus dem Munde vieler Leute habe sammeln müssen, die sich nicht mehr recht darauf hätten besinnen können. Hieraus ergibt sich, daß diese Romanzen noch bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hinein nur durch mündliche Tradition sich fort erhielten, nachdem die Buchdruckerkunst schon über hundert Jahre lang erfunden und wirksam gewesen war. Noch zu Sarmientos Zeit (§. 341.) gingen unter dem Landvolke Romanzen von Carl dem Großen und seinen Paladinen, von Bernardo del Carpio und Andern von Mund zu Munde. Bedingt wurde durch die mündliche Ueberlieferung der Romanzen auch die Erscheinung, daß ein und derselbe Gegenstand die Dichterlust Mehrer reizte und zu den vorhandenen Gesängen sich Varianten nicht allein in der Form, sondern

auch in Auffassung und Wiedergabe fanden. Jeder hob an der wiederbesungenen Thatsache einen, ihm besonders merkwürdigen Zug hervor und so waren die Lieder, wenn auch der Kern der nämliche blieb, immer andere und unterschieden sich wesentlich von einander. Der Knochenbau der Thatsache blieb unverletzt, während die Hullen und Bekleidungen willkürlich wechselten, oder, wie Rosenkranz sich ausdrückt: „gewisse Grundanschauungen blieben als unverwüstliche Elemente stehen, etwa, wie ein und derselbe Baum alljährlich denselben Schmuck von Blättern und Blüthen bald so, bald so formirt." Die Unbildsamkeit und Scharfsichtigkeit der neuern Zeit, welche durch die Kühnheit neuer Ansichten den Glauben aller Jahrhunderte widerlegen zu können vermeinen, indem sie den kritischen Zweifel zum Bundesgenossen annahmen, welcher am Homer, wie am Evangelio seine Sporen zu verdienen sich bereits bemühete, wurden in den angedeuteten Abweichungen einen reichen Apparat finden, um gegen das Geschichtliche, welches in diesen Urgesängen der castilianischen Nation uns aufbewahrt werden, einen glücklichen Vernichtungsproceß zu beginnen. Wirklich hat die böse Lust, den Menschen alles Verehrte zu nehmen, alles gemein, alles trüglich und untergeschoben zu nennen, auch bereits auf das Gebiet der alten castilianischen Heldenlieder sich verirrt. Ich will nicht den trefflichen Huber, welcher die Geschichte des Cid aus dem Folioformate der Begeisterung zu dem bescheidenen taschengerechten Volumen der historischen Nüchternheit verschnitten hat, der Abneigung für das Positive, das Vollere und der Vorliebe einer negirenden Kritik bezüchtigen, obgleich er sich nicht gehütet hat, der Gelegenheit zu dergleichen Anschuldigungen aus dem Wege zu gehen. Aber der übeln Lust kann ich nicht widerstehen, einige Schläge des Unmuthes auf den gelehrten Masden fallen zu lassen, welcher, wie ich bereits eben bei dem kurzen Inbegriffe der Geschichte der spanischen Reiche im Mittelalter erwähnte, die ganze Geschichte des Cid als eine Fabel darzustellen sich bemühete. Eine solche Absicht hatte schon der edle Augustinermönch Joseph de Canal, welcher eine köstliche Sammlung Briefe geschrieben, in denen er die vernichtende Kritik Masdens wieder vernichtete. Er ging eben damit um, diese Briefe zu veröffentlichen, als er den Tod seines Gegners erfuhr. Nun verurtheilte er sein Werk selbst zur Vergessenheit, weil der Gegner auf den Angriff sich nicht mehr vertheidigen konnte.

Ich bedauere, daß bei Gelegenheit der Glauben vernichtenden

Beſtrebungen des weiland tübinger Strauß in Angelegenheiten der hiſtoriſchen Vernichtung Chriſti, welche er ſeltſamer Weiſe das Leben Chriſti genannt, nach Analogie des lucus a non lucendo, nicht dieſes Mannes Geburtsgedächtniß mitgefeiert worden. Statt aus den Andeutungen über die ächte Geſchichtlichkeit der Grundlagen der ſpaniſchen Heldenzeit, von denen ich einige hervorzuheben mich bemühet, zu der Befeſtigung dieſer Grundlagen zu gelangen, macht er ſich die grauſame Luſt der Mühe, die künftige Welt um die Freude an der Heldengeſtalt des Cid zu betrügen, woran ſchon viele Jahrhunderte ſich begeiſterten. Ein ſolches Beginnen kann ich, abgeſehen von dem Mißlingen, wodurch es ſich ſelbſt genugſam gerichtet hat, nicht beſſer qualificiren als mit folgender, uns von Eckermann (I. 224.) aufbewahrten Aeußerung Göthes [1]: „beſonders in der Kritik zeigt dieſer Mangel ſich zum Nachtheile der Welt, indem er entweder Falſches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahres uns um ein Großes bringt, das uns beſſer wäre. Bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fictionen und Fabeln anzuſehen ſind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſtens groß genug ſeyn, daran zu glauben. So hatte ich bisher meine Freude an einem großen Factum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Friedrich II. mit dem Papſte zu thun hatte und das nördliche Deutſchland allen feindlichen Einfällen offen ſtand. Aſiatiſche Horden kamen auch wirklich herein und waren ſchon bis Schleſien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz ſetzte ſie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten ſie ſich nach Mähren, aber hier wurden ſie vom Grafen Sternberg geſchlagen. Dieſe Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutſchen Nation. Nun aber kömmt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Helden ſich ganz unnütz geopfert hätten, indem das aſiatiſche Heer bereits zu-

1) Welcher ſich ſelbſt damit richtet, wenn man erwägt, welche Anſicht von der Würde und Geſchichte Jeſu das verrufene Diſtichon im Hintergrunde hat:

Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir ans Kreuz im dreißigſten Jahre,
Kennt er die Welt erſt ganz, wird der Betrogene — der Schelm.

rückgerufen gewesen und von selbst zurückgegangen seyn würde. Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Factum gelähmt und zernichtet und es wird einem ganz abscheulich zu Muthe." — Ich will damit, daß ich so unwirsch über denjenigen mich hinwerfe, welcher die Verwegenheit hatte, den Cid in die Kategorie der fabelhaften Halbgötter [1]) zu stellen, keineswegs bestreiten, daß der Irrthum, selbst wenn die Welt zeitweisen Glanz und Leben daraus gezogen hätte, gestürzt werden müsse und derjenige Preis verdiene, dem solch ein Sturz gelingt. Allein das verlange ich, daß er so ein schimmerndes Wagniß nicht eher unternimmt, als bis er alle Gründe, welche die gestürzte Meinung getragen haben, einer gründlichen Revision und untadelhaften Widerlegung unterworfen, was man indeß dem guten Abaten Masden eben so wenig nachrühmen kann als unserm Landsmanne Strauß. Doch es ist Zeit zur Sache zurückzukommen.

Begreiflicher Weise war die alte erzählende Nationalpoesie der Castilianer durchaus volksmäßig. Es deuten Spuren genug darauf hin, daß sich bald ein besonderer Stand fahrender Sänger erhoben und dieser Volkspoesie bemächtigt hat, deren Lieder sie mit musikalischer Begleitung vertrugen. Diese Dichtungen waren der ganzen Nation ohne Unterschied der Stände verständlich. Die Spielleute ließen sich daher vor Hohen und Geringen vernehmen. Daß ihr Gesang mit der Zeit in rohe Bänkelsängerei ausartete und sie sich zu gemeinen Possenreißern erniedrigten, wird späterhin näher erörtet werden.

Der ganze epische Apparat, welcher die Anfänge der castilianischen Poesie begreift, ist nicht in der angestammten Form auf die Nachwelt gekommen und niemals ein Stück der spanischen Literatur geworden. Wenn auch die ältesten Romanzen (cf. Sarmiento § 550.) bereits dem zwölften Jahrhundert angehören mögen, so sind doch erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, also ganz zu Ende des Zeitraumes, dessen Gränze das Ziel der gegenwärtigen Geschichte ist, diese ungebunden und wohlgemuth mit der Volkstradition im Zeitenstrome hinfluthenden kleinen epischen Gesänge gesammelt und zu sogenannten Romanceros vereinigt. Diese Benennung war insofern ganz passend, als die gesammelten

---

1) Ganz anders Philipp II, welcher durch den berühmten Mendoza bei der römischen Curie die Heiligsprechung des Cid beantragen ließ. Der Proceß war schon eingeleitet, blieb aber liegen, als Mendoza abberufen ward.

lieder längſt Romanzen hießen, ein Wort, das man nicht treffender als durch Volkspoeſieen überſetzen kann. In der oben vorgetragenen Geſchichte der ſpaniſchen Sprache iſt bereits bemerkt, daß mit dem Worte Romance die Volksſprache der gelehrten und lateiniſchen Sprache gegenüber benannt worden. Wenn nun vorzugsweiſe die Erzählungen von Rittern, Kämpfen u. ſ. w. jenen Namen für ſich immer mehr allein in Anſpruch nahmen, ſo liegt darin die Allgemeinheit dieſer Mittheilungen ausgeſprochen und der Beruf eines Jeden, der ſich dazu im Stande fühlte, ſolche Sachen, wenn nicht ſelbſt zu erfinden (denn das hatte die Geſchichte bereits gethan), doch auf angemeſſene Weiſe zu erzählen. Da der Gebrauch der alten Metra und Wortquantitäten im neuen Romance verloren gegangen war, ſo konnte dieſe Vulgarpoeſie nur eine etwa höchſtens gereimte, cadenzirte ſchöne Proſa ſeyn. Sie ging von der Converſation aus und führte zu derſelben zurück. Doch hießen die Caſtilianer dergleichen Gedichte auch ſchlechtweg Decires. Da dieſelben aber zugleich von den Spielmännern (Joglares) muſikaliſch behandelt wurden, ſo wurden ſie auch bloß cantares genannt. Die ſpaniſche Poetik beſtand nur erſt aus wenigen Regeln; es gehörte daher nicht viel dazu, ein Dichter zu werden. So wird es erklärlich, wie dieſe Lieder ſich ins Zahlloſe vermehrten und es kein Ruhm, ſondern ein Gewerbe ward, Romanzen zu verfertigen. Deßhalb iſt auch kein Name der Verfaſſer der alten Romanzen bekannt, an denen die weitern Bearbeiter oft eben ſo viel gethan haben als die erſten Finder (trobadores.) „Es iſt nicht, ſagt Viardot, ein Dichter, nicht eine Familie, eine Geſellſchaft oder Generation von Dichtern, welche dieſe Menge von einzelnen Stücken, die in den Romanceros aufgeführt ſind, verfaßt haben, es iſt die ganze Nation, es iſt alle Welt.“ So iſt die Romanze in der That die Nationalpoeſie des Spaniers. Gegenſtand, Gedanken, Bilder, Versbau, Alles iſt original, Alles eigenthümlich, nichts entlehnt weder von Alten, noch von Neuern. Darum iſt der Vorrath auch ſo unerſchöpflich, daß alle bisher veranſtalteten Sammlungen [1]) doch weit entfernt ſind, uns den Schatz in ſeiner Vollſtändigkeit ſehen zu laſſen. Die auf die Nachwelt gekommenen Romanzen müſſen natürlich von denen, welche urſprünglich geſungen waren, ſehr abweichend ſeyn. Dann ein ſo lebendiges

1) Eine Ueberſicht derſelben gibt Ebert in ſeinem bibliographiſchen Lexicon Nr. 19324 – 19349.

und treues Archiv das poetiſche Gedächtniß eines Volkes und ſeiner Sänger auch für die Nationalpoeſieen iſt, ſo wenig kann es dafür einſtehen, daß die von Geſchlecht auf Geſchlecht übergegangenen Geſänge, welche erſt ſpät aufgeſchrieben wurden, noch in ihrer anfänglichen Tracht ſich zeigen. Bei dieſen mündlichen Ueberlieferungen mußte natürlich der Text der Lieder höchſt bedeutende Veränderungen ausbalten; pues siendo este genero de poesia enteramente popular, ſagen die Ueberſetzer des Bouterweckiſchen Werkes S. 111., no es estraño que el lenguage de los Romances se acomodase en cada epoca al del pueblo, que los cantaba. (Cf. auch Sarmiento §. 548.). Der Eine ließ hinweg, der Andere ſetzte hinzu, der Dritte warf die Ordnung der Verſe und Strophen um; noch ein Anderer ſuchte Ausdrücke, die ſeinem Gedächtniſſe entfallen waren, durch neue zu erſetzen, oder gab ſogar, wie ſchon gedacht, dem Inhalte des Gedichtes eine andere Wendung, ſo daß einerlei Lied auf zehen und mehr verſchiedene Weiſen geſungen wurde. So glichen ſie den Rhapſodieen der Griechen, welche gleich denen des Homer geſprochen und geſungen wurden. Der große Lope de Vega nennt die Romanzen geradezu Iliaden ohne Homer. Vielleicht hätte es, ſagt Viardot, nur eines Piſiſtratus bedurft, um durch eine verſtändige Vereinigung dieſer Volksgeſänge eine ſpaniſche Iliade zu bilden. Zu dem ordnenden Verſtande und der wählenden Einſicht des Atheners brachten es aber die ſpaniſchen Romanzenſammler nicht, welche compilirten, was ihnen unter die Hände gerieth, ſo daß jetzt der Literator große Mühe hat, das Zuſammengehörige [1]) aus den Romanceros zuſammenzuleſen. Bringen dieſe auch die Romanzen nur in der Form, wie ſie zur Zeit der Sammler im Umlaufe waren, und geben Sprache und Rhythmus der älteſten Romanzen zu erkennen, daß ſie in ihrem jetzigen Zuſtande weit jünger ſind als die übrigen erweislich älteſten Denkmäler der caſtilianiſchen Nationalpoeſie, ſo ſcheint die Abhandlung über die Romanzen, in welcher ich eben begriffen bin, ſich hier an der unrichtigen Stelle zu befinden. Allein da es nach dem oben Angeführten einem erheblichen Zweifel nicht unterliegt, daß das Epiſche in der Form der Romanze die erſten Anfänge der caſtilianiſchen Poeſie darſtellt, ſo war von der Ausführung dieſer Thatſache hier kein Umgang zu nehmen. Wenn

1) Nur die vom Cid waren in einer dem Pater Sarmiento §. 546. zu Geſicht gekommenen Sammlung chronologiſch geordnet.

ich nun sogleich folgen lasse, was in dieser Geschichte über die spanischen Romanzen sonst noch zu sagen ist, so leitet mich außer dem Gesetze der historischen Diathese (d. h. einer derartigen künstlerischen Anordnung des Stoffes, daß Zusammengehöriges auch zusammengestellt und so behandelt wird), die Rücksicht, daß für das zu Meldende, wenn man nicht die zufällige Zeit des Erscheinens der verschiedenen Romanzensammlungen entscheiden lässet, in der Geschichte keine passendere Stelle aufzufinden ist als gerade diese, indem von dem Erscheinen der einzelnen Romanzen eben so wenig die Zeit angegeben, oder von andern behauptet werden kann, daß sie Epoche machend gewesen seyen. Höchstens ließe sich das den zahlreichen Romanzen vom Cid nachsagen. Diese sind aber in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie aus den oben angeführten Gründen erhellet, fast gleichzeitig mit dem Helden, mithin die ältesten Gedichte und würden dann als solche doch hier ihre Besprechung finden müssen. Daß bei dieser von mir gewählten Behandlungsweise dem Faden der Betrachtung sich Manches einwebt, was erst einer Zeit angehört, die über den Zeitraum hinausliegt, auf welchen diese Geschichte sich beschränken soll, ist ein unvermeidliches Uebel der Vollständigkeit. Der Charakter der ältesten Volkspoesie ist überall Einfachheit der Darstellung wie der metrischen Form. Darum hatten die Romanzen ohne Zweifel sogleich bei ihrer Entstehung den ganzen Zuschnitt so wie die Versart der Redondillen, welche sie auch in der auf uns gekommenen Gestalt zeigen, oder derjenigen metrischen Wortfügung, aus welcher sich die Redondillen entwickelten. Redondillo hieß anfangs jede Gattung von Versen. Es sind aber in engerer Bedeutung alle Gattungen trochäischer Verse mit 8, 6, 12 (d. h. zweimal 6) Sylben, welche in dieser Art die Nationalform und die Grundlage fast aller castilianischen Metra bilden, so genannt. Dergleichen Verse konnte vermöge des Organismus der an zwei- und dreisylbigen Wörtern überreichen castilischen Sprache, die sich jenem Zwange mit Bereitwilligkeit füget, leicht ein Jeder aus dem Stegreife machen, zumal man es mit der Sylbenmessung nicht zu genau nahm. Sie empfahlen sich durch ihre Simplicität, welche der Rede des gemeinen Lebens so nahe stand, eben sowohl als durch ihre sonore Anmuth. Fast alle Sprichwörter, deren Alter bekanntlich hoch hinauf reicht, sind in diesem Versmaaße und Sarmiento hat viele Stellen alter prosaischer Stücke angeführt, welche in acht Sylben abgetheilt, unge-

zwungen als Redondilien ſich leſen laſſen. Ohne die Leichtigkeit dieſer Versart wäre auch Lope de Vega weniger fruchtbar geweſen. War nun dieſe metriſche Form eine ſehr leicht zu behandelnde und lud ſie dadurch zum Romanciren ein, ſo war die Gelegenheit und Aufforderung hiezu auch dadurch gegeben, daß das günſtige Klima und die Fruchtbarkeit des Landes, welche die Beſchaffung der perſönlichen Bedürfniſſe ſo ſehr erleichterte und viele Mußeſtunden möglich machte, zu geiſtigen Beſchäftigungen hindrängten. Ob die Versart der Redondilie der Ueberreſt irgend eines römiſchen Metrums iſt, wird ſich wohl, wenn gleich es von mancher Seite hat behauptet werden wollen, niemals ganz genau feſtſtellen laſſen. Die Herleitung aus einem halbirten Herameter ſcheint nur dann eine unhaltbare Vorausſetzung zu ſeyn, wenn man bei der Halbirung eines Herameters in je acht Sylben zugleich auch immer vier Trochäen verlangt, die im Lateiniſchen ſich nicht wohl ergeben, für die romaniſchen Sprachen aber ſchon abfallen können. Beiſpiele ächter Redondilien ſind uns übrigens aus der alten Literatur und dem neuern Latein wohl aufbewahrt; es fehlt aber am Erweiſe, daß hiernach die Spaniſchen gebildet ſind. Die Behandlung dieſer Versart iſt bei den Spaniern ſo eigenthümlich und national, daß man ſie in der ihnen zu Theil gewordenen Ausbildung der nachweislichen Vorgänge ungeachtet wohl für ein wahres, eigenes Gewächs ſpaniſchen Bodens anſehen darf. Die Verſe, welche Spartianus im Leben Hadrians anführt, ſind ganz reine Redondilien. Florus, der Dichter, hatte geſagt:

Ego nolo Caesar esse,
Volitare per Sicambros,
Ambulare per Britannos,
Scythicas pati pruinas.

Hadrian antwortete:

Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas,
Latitare per propinas,
Cullices pati rotundos.

Gleiches Vermaaß zeigt das von Sueton aufbewahrte Spottlied, welches Cäſars Krieger demſelben bei ſeinem Triumphzuge ſangen:

Caesar Gallias subegit,
Nicomedes Caesarem,
Ecce Caesar nunc triumphat,

Qui subegit Gallias;
Nicomedes non triumphat,
Qui subegit Caesarem.

Selbst Anakreon kennt diese Versart, z. B. in dem Liede von Eros:

Μεσονυκτίοις ποθ' ὥραις
Στρέφεται ὅτ' Ἄρκτος ἤδη
Κατὰ χεῖρα τὴν Βοώτου.

Auch in den Skolien findet sie sich:

Ὤφελες γ' ὦ τυφλὲ Πλοῦτε
Μητεγῇ, μητ' ἐν θαλάττῃ etc.

Der Spanier Prudentius, ein christlicher Poet, sang schon folgendes in der Versart seiner spätern Landsleute:

Corporis formam caduci
Membra morti obnoxia
Induit ne gens periret
Primo plasti ex germine
Merserat quem Lex profundo etc.

Oder:

Pange lingua gloriosi
Praelium certaminis.

Dieselbe Versart haben auch die bekannten Hymnen:

Dies irae, dies illa etc.
Lauda Sion salvatorem etc.

und das berühmte:

Stabat mater dolorosa.

Dieser Vorgänge ungeachtet könnte man den Redondilien der spanischen Sprache mit eben so gutem Fug eine arabische als eine antike Abkunft unterlegen. Denn auch in der arabischen Sprache, welche den Castilianern wohl eben so nahe lag als die alte lateinische, findet sich diese Form vor. Dafür, daß die Castilianer sie aus dem Arabischen entlehnt, ließe sich noch anführen, daß die ältesten Romanzen, so weit man dieselben ermitteln können, nur einen einzigen vom Anfange bis zum Ende durchtönenden Reim hatten, eine ganz arabische Manier. Uebrigens verzieh man es sich leicht, nach so lange fortgesetztem Reime auch einmal einige reimlose Verse folgen zu lassen. Vier Verse gaben gewöhnlich eine Strophe (copla). Allein die Zahl war nicht so unumstößlich, daß nicht auch Strophen von sechs Zeilen mit untergelaufen wären. Die letzten beiden

Verſe wurden beim Vortrage unter den Schlußaccorden der begleitenden Guitarre oder dem Geklapper der Caſtagnetten ſchnell abgeſungen und halb verſchluckt. Bei längern Gedichten fügte man, wie hier vorläufig mit bemerkt wird, zwei Redondilienverſe an einander und erhielt dadurch den langen Vers, welcher als ein Zeichen abſichtlicherer Poeſie, ſchlechthin Vers der größern Kunſt de arte mayor genannt ward. Hiernach iſt der verso de arte mayor ein ſpäteres Erzeugniß der caſtilianiſchen Metrik als die Redondilien, wie überhaupt aus dem Einfachen das Zuſammengeſetzte hervorgehet und nicht umgekehrt, und die Volkspoeſie, welche in Spanien zuerſt Blätter und Früchte trieb, ſich überall lieber der kürzern als der langen Versart bedient. Der verdienſtvolle Grimm ſcheint daher im Irrthume, wenn er in ſeiner Romanzenſammlung die kurzen Strophen vertilgt und immer zwei Redondilienverſe in eine Verszeile vereinigt, wie er meint: «reduciendo el verso asonantado a su verdadera y pristina liberdad.» Sein Grund, daß die epiſche Gattung einen langen und umſtändlichen Vers erfodere, das Kurze und Zerhackte derſelben widerſpreche und ſie aus ihrem Gleichgewichte und ihrer Ruhe bringen, ſcheint nicht durchgreifend, indem die unbekannten Romanzenſänger ſich ſchwerlich von dem metriſchen Bedürfniſſe der epiſchen Gattung Begriffe gemacht und darnach ihre Versarten gemodelt haben dürften.

Schon die noch vorhandenen Romanzen ſind nicht zu zählen. Ungleich größer darf aber die Anzahl derer geſchätzt werden, welche verloren gegangen und allmählich aus dem Gedächtniſſe des Volkes, in welchem ſie ſich lange Zeit erhalten, verſchwunden ſind, ohne daß es zur Aufzeichnung derſelben gekommen iſt. Die vorhandenen chronologiſch zu claſſificiren iſt eine Unmöglichkeit. Denn abgeſehen davon, daß die Verfaſſer der allermeiſten gänzlich unbekannt ſind, haben ſie ſich, wie gedacht, in der Sprache, worin ſie urſprünglich gedichtet waren, nicht erhalten. Unmöglich iſt es ferner, wegen des durchgängig ernationalen Charakters der alten Romanzen, zu beſtimmen, oder auch nur zwei errathen zu wollen, welche einen gemeinſchaftlichen Verfaſſer haben. Die Individualität des Dichters tritt ſo vor dem nationalen Elemente zurück, daß von ihr zum Aufſpüren des Verfaſſers auch kein Fünkchen übrig bleibt. Dieß iſt das echte Merkmal, daß ſie durchaus der Volkspoeſie angehören. Man hat ſich in Deutſchland lange Zeit eingebildet, einen deutlichen

und wackern Begriff von dieſen Volksliedern zu haben, weil die gefeierte Sammlung der Romanzen vom Cid, welche uns Herder in deutſcher Bearbeitung geſchenkt hatte, ſich in Jedermanns Händen und Gedächtniſſe befand. Dieſer Wahn dauert vielfach noch fort. Allein ſo ſüß er auch ſeyn und ſo übel vergolten es von Herders Verehrern werden mag, darf doch nicht Anſtand genommen werden, den Schleier der Täuſchung zu zerreißen und die Wahrheit hervortreten zu laſſen, daß die Herderſchen Compoſitionen das nationale Coſtüm meiſtens ganz verläugnen und ſich in bequemen deutſchen Hauskleidern vor uns zeigen. Um das Gehäſſige dieſer Anſicht nicht auf mich zu nehmen, ſtelle ich in der Perſon des geiſtreichen Villemain einen Vertreter, den ich als Sündenbock für meinen eigenen Frevel an Herders Ruhm Preis gebe. „Ich bedaure, ſagt dieſer, daß der berühmte Herder in ſeiner Ueberſetzung durchgehends die kunſtloſe Einfachheit dieſer Lieder hinweggearbeitet hat. Allerdings darf man in unſerer gelehrten, geläufigen, allezeit etwas nach Syſtem ſchmeckenden Literatur die gothiſche Einfachheit nicht nachbilden; man darf in einer modernen Compoſition nicht mittelalterlich ſchreiben. Aber ein noch weit größerer Fehler iſt es, beim Ueberſetzen unſer Jahrhundert der Vergangenheit unterzuſchieben. Unſere Erfindungen in das Alterthum kleiden, indem man ſie mit einer falſchen Einfachheit bekleidet, die alten und rohen Erfindungen des Mittelalters erneuern, indem man ihnen durch empfindſame Färbung Leben anzukünſteln ſucht, iſt in der modernen Zeit eine doppelte Lüge, welche der gute Geſchmack gleichmäßig von ſich weiſen muß. Ueberſetzet das Mittelalter, aber erfindet es nicht. Allein Herder hat den Charakter der Cid-Romanzen gänzlich zerſtört. Eine deutſche Eleganz aus dem achtzehnten Jahrhundert, ein gemachtes phantaſtiſches Weſen hat er der Rohheit dieſer Geſänge, ihrer Wiederholungen und ihrer oft proſaiſchen Nachläſſigkeit beigemiſcht, wogegen im Original der Ausdruck niemals Anſtrengung gekoſtet hat; wenn er ganz poetiſch wird, gefällt ſich der Dichter darin und wiederholt denſelben oft, und fehlt er, ſo reden die Thaten. Man leſe z. B. in Herders Bearbeitung die Romanze, welche den Cid in ſeinem Alter darſtellt, umgeben von ſeinen Töchtern, wie er die Geſandtſchaft und Geſchenke des Königs von Perſien empfängt. Herder hat Alles verändert, Alles verſchönert, Alles verdorben. Er ſtellt den Cid dar:

Eingeſchlummert, matt vor Alter [1]),
Saß auf ſeinem hölzern Stuhle
Cid, der Feldherr; neben ihm
Saß Ximene mit den Töchtern,
Stickend eine feine Leinwand,
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters ſüßen Schlummer
Nicht zu ſtören; Alles ſchwieg.

Das ſind die kleinen Züge bürgerlicher Sentimentalität, in deren Ausmalen ſich die deutſchen Dichter gefallen. Das ſtimmt aber übel mit der feurigen Thätigkeit des Cid. Der große Feldherr hielt niemals Mittagsſchlaf [2]). Im ſpaniſchen Original iſt von alledem nichts. Hier ſiehet man keinen Cid im Lehnſtuhle, der ſich nicht rühren kann. Er zeigt vielmehr ſeine Frau und Kinder, wie Vermögensſtücke, ganz in der Rohheit des Mittelalters. Mit der angeblichen Rohheit macht es der feine Franzoſe ein wenig zu ſchlimm. Wenn es aber vom Zwecke nicht zu weit abführte, würde ich die Herderſche und eine wörtliche Ueberſetzung dieſer von ihm bearbeiteten Romanze hier neben einander ſtellen. Da man aber jetzt die ausgezeichnete treue Ueberſetzung der Cid-Romanzen von Regis beſitzt, ſo iſt der Vergleich der Herderſchen Romanzen mit den getreuen Nachbildungen der Originale ſehr leicht anzuſtellen und zu finden, wie Herder befliſſen geweſen, das Gepräge des weiter oben geſchilderten caſtilianiſchen Nationalcharakters ſchöner zu verwiſchen, um der Betrachtungs- und Empfindungsweiſe ein deutſches Colorit aufzulegen.

Gerade dieſe getreue Abſpiegelung der Nationalität, die ſie zu einem wichtigen Beitrage zur Cultur- und Sittengeſchichte ihrer Zeit macht, hat den ſpaniſchen Romanzen zu allen Zeiten den Beifall des ganzen Volkes zugewendet und erhalten, auch als die gelehrt gewordene Poetik franzöſirender Geſchmacksrichter, welche die ſpaniſche Literatur meiſterten, mit vornehmer Pedanterie dieſe Ueberreſte

1) Die Schwächen des Alters, ſagt Huber S. 90., ſollten dem Cid erſpart werden. Er ſtarb im Jahr 1099. im reifen kräftigen Mannesalter im ruhigen Genuß der reichen Früchte ſeiner Siege.

2) Hierin gehet der ehemalige Herr Unterrichtsminiſter zu weit. Unten wird ſich zeigen, wie dem alten Gedichte vom Cid zufolge der Held im Lehnſtuhle allerdings zu ſchlafen pflegte.

älterer Volkspoesie gänzlich ignorirte. Die Romanzenpoesie war mit dem poetischen Leben und Schaffen der Nation so verwachsen, daß ihre Form, nachdem der ursprünglich volksthümliche Romanzengesang längst verklungen war, auch den Kunstpoeten das beliebteste Mittel blieb, ihren Gesängen einen allgemeinern Zugang zu dem Herzen ihrer Leser zu gewinnen. So folgte die Bildsamkeit der poetischen Schönheit der Romanze den wirklichen und vermeintlichen Fortschritten der Bildung und des guten Geschmackes in der spanischen Literatur. Ja die Romanzen haben selbst im Zeitpunkte des tiefsten Verfalles der Poesie Schönheiten bewährt, welche man in den meisten Dichtungen jener Zeit vermißt und man kann behaupten, daß die spätern Geschmacksverderber (die Conceptisten und Culteranisten) sich nicht getrauten, in den Romanzen mit ihrem entarteten Style zu prunken, eine Versuchung, der sie sonst überall erlagen. Wie wäre es sonst möglich, daß aus der Feder des nämlichen Gongora, der die Einsamkeiten und den Polyphem dichtete, die unnachahmliche Romanze: Angelica und Medor hätte hervorgehen können? So lieferte, von dem allgemeinen Geschmacke und der durchgängigen Vorliebe für die Romanzen fortgezogen, die entartete Kunstpoesie wider Willen eine Fortsetzung der alten Volkspoesie. Die meisten Romanciſten dichteten mehr aus Instinct, als mit Kunstbewußtseyn, unbekümmert um den Flug, welchen der dichterische Geist in der Kunstpoesie nahm, deren Gewaltsamkeiten und Künsteleien sie von sich fern hielten. Die Romanzen wurden somit die Form der lyrischen Ergüsse kunstloser poetischer Begeisterung, wie sie dem Sinne der Nation eigen war. Zu den Romanzen stimmte die Musik ihre Accente. Der Gedanke irgend einer That, sagt Häring, irgend ein Bild, ein lebendiges Gefühl reizt den Spanier, die Guitarre zu ergreifen und aus der That dem Bilde, dem Gefühle wird die Romanze. Man hörte dieselben daher schon in den frühesten Zeiten nächtlich in den Straßen und vor den Fenstern der Damen, begleitet von den Klängen musikalischer Instrumente. Sie mußten ihren Dienst zu allem Möglichen hergeben. Dem Einen boten sie sich als Reiz- und Förderungsmittel der Liebe, dem Andern als Handhabe der Satyre, dem Dritten als Pfeile der Rache dar und noch Anderen zu anderem Gebrauch. Wie sie das Andenken an die Großthaten Cids und anderer nationaler Kampfhelden erhielten, schildern sie auf eine glückliche Art auch Sitten und Zustände

der Mauren und Hirten. Kurz, schmiegsamer und mannichfaltiger als irgend eine der übrigen poetischen Gattungen fügten sie sich Stoffen jeglicher Art. So treten sie auf je mit einer reichen und einer natürlichen Sprache. Sie kleiden sich in eine Mittelfarbe von Liebenswürdigkeit und süßer Anmuth, stellen aber überall jene Leichtigkeit und jene Frische dar, welche nur einem ursprünglichen Charakter eigenthümlich sind, der ohne Gewalt und studirte Absicht auftritt. Deßhalb haben sich auch die Kunstdichter, welche zur Abwechslung Romanzen gedichtet, vor allem Zwange und aller Künstelei frei zu halten gesucht und den Schein jedes Vorbildes so verbannt, als ob sie mit den Volkssängern mehr aus innerm Drange dichteten, denn um den Regeln der Kunst ein Genüge zu leisten. In den Romanzen findet man einen größern Reichthum schöner und energischer Ausdrücke, eine reichlichere Fülle zarter und geistreicher Züge als in der ganzen übrigen Poesie der Spanier.

Um sich in dem ungeheuern Stoffe des Romanzenvorrathes wenigstens einigermaßen zu orientiren, haben die Literatoren denselben in Gruppen geschieden. Wie aber alle Sonderungen organischer Erzeugnisse der werdenden und gebärenden Zeit, welche dem Verstande die Uebersicht erleichtern sollen, aus einer andern Grundlage hervorgehen, als die Hervorbringungen, welche man zu ordnen verhat und die Natur durch den hinterher gebornen Verstand sich nicht meistern läßt, so ist es mit diesen Sonderungen alleweg übel abgelaufen, indem das Theilungsprincip nie durchgreifend gewesen, noch überall zugetroffen ist. Gleichwohl bedarf es in diesem Labyrinthe durchaus eines leitenden Fadens. Diesen gewährt am sichersten die Festhaltung des historischen Gesichtspunktes, von welchem herab die historischen Romanzen, wie sich übrigens schon aus der Anfänglichkeit der Epik, die ich eben dargelegt, ergeben muß, als die älteste Art sich darstellen. Ihr schliessen die Ritterromanzen sich an. Als die Chevallerie mit ihren galanten Empfindungen die erste derbe Heldenzeit verdrängt hatte, wurden die maurischen Romanzen beliebt und häufig hervorgebracht. Nachdem auch die maurische Weichheit und Höflichkeit der zärtlicher gewordenen Dichtkunst noch zu rauh und ritterlich für ihre Aeußerungen wurde, zog die Romanze das Hirtengewand an und es erschien eine Unzahl Schäferromanzen. Wenn auch nebenher und zwischen dieser Aufeinanderfolge hindurch die Romanze zur dichterischen Behandlung anderer

Gegenſtände ſich hatte hergeben müſſen, ſo trat doch ihre Anwendbarkeit und Geläufigkeit für andere Gattungen als die genannten, namentlich ihr Gebrauch zu ſcherzhaften Compoſitionen erſt recht hervor, nachdem ſie die angegebenen Stadien hinter ſich hatte und es bietet ſich demnächſt, um den übrigen Vorrath an Romanzen unterzubringen, den die genannten Fächer nicht aufnehmen wollen, nur eine Rubrik „Vermiſchtes" dar.

1) An Liedern, welche geſchichtliche Züge darſtellen, iſt Spanien überreich. Der größte Theil ſeiner Romanzen gehört dieſer Claſſe an. Je geringer darin die Kunſt, deſto höher hinauf reicht ihr Alter. Durch Natürlichkeit und Ungezwungenheit erſetzen ſie den Abgang jener. Bei hoher Einfalt der Conception und Ausführung iſt die ſcharfe Präciſion des Ausdruckes zu bewundern, wenn auch nicht gerade in denjenigen Romanzen, welche in zwanzig bis vierzig Verſen ganz dürre den Verlauf der ganzen Regierungsgeſchichte eines Königs vorlegen. Die Reflexion, welche ſich über eine mitgetheilte Handlung legt, iſt immer der Abdruck edelſter Geſinnung, welche nicht ſelten zur Erhabenheit emporſteigt. Wohlthuend iſt der heroiſche Patriotismus, welcher ſich mit einer geſunden Liebe zu bürgerlicher Freiheit kräftig ausſpricht und neben einer gewinnenden Achtung für alles Gute einen ungeheuchelten Abſcheu gegen moraliſche Verwerflichkeiten an den Tag legt. Wie einfach ſo manche hiſtoriſche Züge, welche in dieſen Romanzen ſich darlegen, auch ſeyn mögen, ſo wichtige Beiträge liefern dieſelben zur Volks-, Sitten- und Culturgeſchichte des ſpaniſchen Mittelalters. Das weitere Ausmalen ſolcher Züge in Nebendingen beweiſt für eine jüngere Abfaſſung der Romanze oder das ſpätere Darüberkommen einer beſſernden Hand. Die ältere Romanze entrathet hierin ſo gern alles Schmuckes und aller Fülle, daß ſie ohne alle Einleitung den Hörer ſogleich mitten auf den Schauplatz der Handlung hinſtellt. — Ohne Ankündigung oder pomphaften Wortbegleit treten die Helden auf die Bühne und vollbringen mit dramatiſcher Lebendigkeit ihre Aufgabe, worauf ſie eben ſo ohne alle Umſtände, als ſie gekommen waren, wieder abtreten. Mit der Handlung ſtellt der Dichter ſeinen Geſang ein. Es fällt ihm nicht bei, irgend einen ſubjectiven Reflexionsſchweif anzuheften. Alle dieſe Züge des höhern Alterthumes treten uns hauptſächlich an den Romanzen vom Cid entgegen, welche ich, wie bereits bemerkt, für die älteſten halte. Bei dem Intereſſe, das dieſer Wackere ſchon

ſeinen Zeitgenoſſen einflößte und der Steigerung deſſelben in ſeinem Nachruhme kann es nicht verwundern, wenn beinahe unter jedem Schritt in ſeinem Leben eine Romanze hervorſprießt. Schwert und Roß, ſeine rühmlichen Begleiter, werden gewiſſenhaft mit gefeiert. Bei der Bekanntſchaft des deutſchen Publikums mit einem großen Theile dieſer Cid-Romanzen darf ich weitere Meldung von demſelben wohl unterlaſſen. Diejenigen, welche völlig unhiſtoriſche Züge ſchildern, z. B. wie Cid in der Peterskirche zu Rom bei einem Concile den Stuhl des Königs von Frankreich deßhalb umwirft, weil derſelbe höher ſtand als der Seſſel ſeines Herrn von Caſtilien, oder wie Cid frecher Weiſe verweigert, ſeinem Könige Alfonſo die Hand zu küſſen, weil ſein Vater dieſelbe geküßt, oder die oben erwähnte, wie der König von Perſien Geſandte mit Geſchenken [1]) an den Cid ſchickt, gehören ohne Zweifel einer weit ſpätern Zeit an als die erſten Romanzen, welche vom Cid ſangen, oder ſie enthalten wirklich hiſtoriſche Züge entſtellt oder verſtümmelt. Die legendenartigen Romanzen, zu denen auch eine vom Cid gehört, deſſen letzte Heldenthat ein Hieb iſt, den er nach ſeinem Tode, da ein frecher Jude den Leichnam am Barte zupfen will, dem Hebräer verſetzt, worauf dieſer ſich bekehrt, dürften wohl den ältern beizurechnen ſeyn. Die Romanze vom Erzbiſchof Adolph, den König Bermudo, bei dem der Fromme verläumdet war, einem wüthenden Stiere vorwerfen läßt, der ſeiner ehrerbietig ſchont, möchte aber in der vorliegenden Geſtalt wohl nicht zu den älteſten dieſer Art gehören, weil ſie mit umſtändlicher Ausführung die Reden des Königs und des Heiligen meldet. Daſſelbe gilt von den Romanzen, welche hiſtoriſche Stoffe des Heidenthumes beſingen z. B. die Zerſtörung von Numantia oder Troja, weil dieſe Stoffe wohl erſt ſpät in das Bewußtſeyn der Volkspoeſie aufgenommen wurden. Die Umſtändlichkeit mehrer, obgleich ſehr ſchöner Romanzen aus der Geſchichte des letzten Gothenkönigs Roderich [2]) gibt zu erkennen, daß die Romanzen wenigſtens in der Faſſung, worin dieſelben auf uns gekommen ſind,

1) In San Pedro de Cardeña wird freilich (S. Huber's Cid S. 209.) noch eine ſilberne Kapſel gezeigt, worin der Sultan von Perſien dem Cid Balſam und Myrrhen geſchickt haben ſoll. — Allein Huber (S. 205. ſeiner Geſchichte des Cid) verwirft dieſe Geſandſchaft gänzlich.

2) Dieſe Roderichs-Romanzen hat Abel Hugo geſammelt und 1821. zu Paris herausgegeben.

den ältern nicht beigezählt werden dürfen. Die übrigens sehr schöne Romanze: Quando las pintadas aves, z. B. welche die Flucht Roderichs und dessen Klagen nach der Schlacht von Xerez vortrefflich schildert, ist viel zu reich an ausgeführten Einzelheiten, um ihre Fassung so weit zurück datiren zu dürfen, als es mit den meisten Romanzen vom Cid geschehen muß. Von diesem kunstreichern Gesange und dessen Einwirkung ist auch schon bei weitem mehr in den Romanzen von Bernardo del Carpio zu verspüren, obwohl dieser Held gerade der rechte Mann für die Romanze ist und einen der schönsten Charaktere der frühern Ritterzeit darstellt. Rauh, aufrichtig, tapfer, edel und einfach wie er ist, bedarf es nur einiger poetischen Striche, um diese Gestalt vor uns erstehen zu lassen. Bernardo war der Sohn des Grafen Sancho von Saldaña und der Infantin Ximena, in verborgener Liebe gezeugt. Eine heimliche Ehe sollte diese Liebe wieder zu Ehren bringen. Aber König Alfonso, Ximenens Bruder, der Keusche zubenannt, konnte dem Grafen die in das Königshaus gebrachte Schmach nicht vergeben. Die Infantin ward in ein Kloster eingesperrt und ihr Geliebter im Schlosse Luna eingekerkert. Bernardo del Carpio aber ward in Asturien auferzogen. Seine Großmutter entdeckt ihm das Geheimniß seiner Geburt. Durch Heldenthaten und Eroberungen sucht er sich seinen König und Ohm zu verpflichten, um zu Gunsten seines Vaters zu wirken. Er bittet den König um die Freilassung desselben; „mein Vater sitzt im Gefängnisse und ich habe Euch im Kriege gedient.“ Der König verspricht, den Grafen frei zu lassen, thut es aber nur, nachdem er demselben die Augen hat ausstechen lassen. Bernardo, als getreuer Vasall, läßt es bei Klagen und dem Vorwurfe der Verrätherei bewenden; der König aber, nachdem er sich alle Eroberungen Bernardos als Lösegeld für den Gefangenen hat herausgeben lassen, befiehlt denselben zu erdrosseln und der klagende Sohn erhält nur des Vaters Leichnam. Nun überwiegt das Gefühl der Rache die Unterthanentreue und Bernardo schließt gegen seinen König einen Rachebund mit den Mauren. Noch erfolgreicher aber ist sein zweites Bündniß mit diesen Ungläubigen zur Vertheidigung der Unabhängigkeit Spaniens wider den Einfall Carls des Großen, welcher bei Ronceval geschlagen, seinen Neffen und Feldherrn einbüßt, den der mächtige Bernardo erdrückt. Man sieht dem Romanhaften im Leben dieses Lieblingshelden der Castilianer

ſchon an, wie es größtentheils dem Gebiete der poetiſchen Sage zufallen mag. Allein ein deſto ergiebigerer Quell war es für die Romanzenſänger, welche einzelne Parthien deſſelben auf das Trefflichſte auszubeuten verſtanden. Bald waren es die rührenden Klagen, welche der gefangene Graf im Gefängniſſe darüber ertönen ließ, daß ſein zum Helden ausgebildeter Sohn gleichgültig und unempfindlich ſeiner fernern Haft zuſehen könne, bald waren es die an ſeine Tapfern gehaltenen Reden Bernardos, oder deſſen Verſuche beim Könige, die Freiheit ſeines Vaters zu erwirken, bald deſſen Klagen am Grabe ſeines Vaters u. ſ. w., welche dem Volksſänger als Vorwurf ſeines Liedes ſich darboten. Eine der trefflichſten dieſer Romanzen iſt diejenige, welche anfängt: Consolos dies do sus suyos, worin erzählt wird, wie ſich Bernardo mit zehn ſeiner Waffenfreunde in den Palaſt des Königs begibt und demſelben in einer unverholenen Rede den an ſeinem Vater geübten Verrath vorwirft. Der König, über eine ſolche Verwegenheit entrüſtet, gebietet ſeinen Mannen, den Kühnen, der ſich, ihn zur Rede zu ſtellen unterfange, zu fahen. Allein der Held ſchlägt ruhig und ſtolz auf ſein Schwert und ſpricht: Niemand rühre ſich, ich bin Bernardo, mein Schwert unterwirft ſich auch Königen nicht; wie gut es ſchneidet, wiſſet ihr aus Erfahrung. Auf ein gegebenes Zeichen dringen die vor der Burg gebliebenen Freunde des Helden ein und rufen: es lebe Bernardo und es komme um, wer ihn beleidigte. Der König wird plötzlich zur Sanftmuth bekehrt und ſagt: er habe nur ſcherzen wollen. Bernardo geht zürnend aus dem Königsſaale. Die Seinigen folgen; unter ihren Mänteln hervor werden glänzende Waffen ſichtbar. Dieſe Romanze iſt ein kleines Drama zu nennen. — Echt ſpaniſch iſt eine Rede, welche Bernardo zwei Meilen von Leon an Alfonſos Krieger hält, mit denen er auszuziehen im Begriffe iſt, um den Franken das Eindringen zu verwehren. Aus Furcht vor einem Tage ſollen ſie das Reich, welches ihre Vorfahren während einer ſo langen Zeit an ſich brachten, nicht Fremdlingen überlaſſen. Wer es nicht mit den Fränkiſchen in der Feldſchlacht aufnehmen wolle, möge daheim bleiben. Er und die Seinen, welche ihm folgen, wollen je Einer für Viere ſtehen. Nach beendigter Rede ſtürmt er auf ſeinem Renner davon mit dem Zurufe: Alle wahren Hidalgen werden mir bis Frankreich folgen. Nicht minder mannhaft ſprechen ſich in einer andern Romanze (con

tres mil y mas Leoneses) die Leoneſer, welche Feld und Pflug verlaſſen haben, um Iberien zu ſchirmen, gegen ihren Heerführer aus, indem ſie jedes fremde Joch entſchieden von ſich weiſen, ihrem erhabenen Landesherrn nach göttlicher Vorſchrift folgſam ſeyn, ſich aber auch nichts gefallen laſſen wollen, von dieſem an fremde Herrſchaft überlaſſen zu werden. — Ziemlich alt muß, nach ihrem einfachen Tone zu ſchließen, die Romanze: no tiene heredero ſeyn, in welcher der Feldzug Carls des Großen gegen Spanien und Rolands Tod geſchildert werden. Viel ſpäter dagegen eine andere: un gallardo Paladin, worin ein Paladin Carls den Verluſt bei Ronceval bejammert, denn hier wird dem Klagenden der Titel Delphin beigelegt, der erſt im vierzehnten Jahrhundert aufkam. Auch bei den Romanzen von Bernardo del Carpio dürfte das Criterium gelten, daß die geſchwätzigern, wortſpielenden immer die neuern oder umgearbeiteten ſind. — Rührend und erhebend ſind die Klagen Bernardos beim Begräbniſſe ſeines Vaters in der ſchönen Romanze: al pie de un tumulo negro. Im Trauergewande erſcheint er beim Seelenamte Don Sancho's; das Murmeln zwiſchen den Zähnen ſteigert ſich zur grimmigen Klage über die Wortbrüchigkeit des Königs; gegen den Leichnam ſich wendend, ergreift er mit der einen Hand ſeinen Bart, ſchlägt mit der andern an ſeinen Degengriff und gelobt der Seele des Gemordeten, der er das Paradies wünſchet, Rache. Eine Fiction ſpäterer Zeit iſt offenbar die Romanze, in welcher Bernardos Reiſe nach Granada zum tapfern Muza geſchildert wird; denn die feine Sitte, welche hier auftritt, iſt erſt ein Erzeugniß des ſpätern Ritteralters. — Die Romanzen, welche die Heldenthaten des Grafen Fernan Gonzalez, des Gründers der caſtiliſchen Herrſchaft feiern, ſind ohne Zweifel ebenfalls weit ſpätern Urſprunges als aus der Zeit des Helden, da in denſelben offenbar eine Menge hinterher erdichteter Züge zum Vorſchein kommen. So z. B. gehört ganz ſicherlich die ſchöne Romanze preso esta Fernan Gonzalez einer viel ſpätern Periode an. Sie iſt ein kleiner Roman. Der Graf Fernan ſchmachtet als Gefangener des Königs von Navarra im Kerker. Ein Graf aus der Normandie erfährt auf einer Pilgerfahrt von den Leiden des Grafen. Er weiß ſich zu des Königs Tochter einzuſchleichen und dieſelbe für den Gefangenen ſo einzunehmen, daß ſie ſich ungeſehener Weiſe in ihn verliebt und ſeine Rettung beſchließt. Sie folgt dem Normannen, um den Grafen

zu befreien. Im Walde erlauscht sie ein Erzpriester, welcher sie zu verrathen drohet, wenn sie ihm nicht zu Willen seyn werde. Aus Noth verspricht sie's; als aber der Priester am Ziele seiner Wünsche zu seyn glaubt, ruft die Infantin den Normanen und ein Messer verschließt dem Schwätzer für immer den Mund. Fernan Gonzalez wird frei und die Infantin zieht mit ihm nach Castilien. — Trefflich durch einfachen Vortrag ist eine andere Romanze Juramento llevan hecho, worin erzählt wird, wie der aus seiner Gefangenschaft heimkehrende Graf seinen Castilianern, welche unter Nuño Laynez ausgezogen sind, ihn zu befreien, unterwegs begegnet.

Einen anderen von den Romanciſten reichlich ausgebeuteten, ohne Zweifel historischen Stoff bot die Geschichte der sieben Infanten von Lara, mit denen es sich also verhielt: Ein castilianischer Edler, Gonzalo Bustos von Salas de Lara, welcher im Jahrhundert des Cid lebte, hatte sieben Söhne. Auf der Hochzeit des Ruy Velasquez, eines Schwagers, bekam eines der jungen Leute Streit mit einem Verwandten der neuen Schwägerin Doña Lambra. Es wird eine Schlägerei daraus und der jugendliche Gonzalo tödtet hinter der jungen Frau einen Knecht. Diese reizt ihren Gatten zur Rache auf. Ruy weiß zu veranstalten, daß Lara, der Vater, dem Könige von Cordova in die Hände fällt und von diesem gefangen gehalten wird. Die sieben Söhne werden in einer Gebirgsschlucht überfallen und ermordet. Gonzalo Bustos gewinnt die Liebe der Schwester von Cordovas Könige und zeugt mit ihr einen Sohn: Mudarra. Nach mehreren Jahren entlassen, kehrt er nach Salas de Lara zurück. Mudarra bleibt bei seiner Mutter. Als er fünfzehn Jahr alt geworden, sucht er seinen Vater auf, der ihn gern aufnimmt und an dem treulosen Schwager Velasquez sich rächt. Mudarra wird nun als Sohn und Erbe von Lara anerkannt. Unter den Romanzen, welche diesen Stoff behandeln, sind besonders auszuzeichnen: a Calatrava la vieja, worin der Streit auf der Hochzeit geschildert wird; Acabadas son las bodas, worin erzählt wird, wie Gonzalo der jüngere einen Falken der Tante Lambra liebkoſete, was derselben so mißfällig war, daß sie einen ihrer Leute anstiftet, den Jüngling zum Zeichen der Verachtung mit einer in Blut getauchten Gurke zu werfen. Die Brüder tödten den Menschen vor ihren Augen. In der Romanze Ruy Velasquez el de

Lara und Quien es aquel cavallero wird erzählt, wie der treulose Ruy die Infanten mit deren Erzieher Nuño Salido wider die Mauren führt, den Feinden bloßstellt und sie beim Kampfe mit denselben im Stiche läßt. Cansados de combatir. Nach tapferer Vertheidigung werden die sieben Brüder gefangen genommen und vor den maurischen Anführer gebracht, vor dem sie sich vertheidigen. — Die Romanze No se puede llamar Rey ist sehr gelungen. Lara, der Vater, wirft dem Maurenkönige die Ermordung der Infanten vor und erhält seine Befreiung. Die Romanze Sentados à un axedrez erzählt, wie Almanzor mit dem Könige Aliatar und dem „großen Bastard" Mudarra im Spiele begriffen ist. Almanzor thut, weil er seine Geliebte anblickt, einen falschen Griff im Spiele. Mudarra hält das für einen absichtlichen Hohn und wirft den Spieltisch um, worauf Almanzor ihm seine unedle Geburt vorwirft. Mudarra dringt in seine Mutter, ihm das Geheimniß zu offenbaren. Sie thut es und er beschließt, seine Brüder zu rächen. Sehr zugesagt hat mir auch die Romanze: Despues que Gonzalo Bustos, worin der alte Lara in seinem Schlosse die kinderlose Einsamkeit beweint und beim Hinausblick ins Freie einen zierlichen Maurenritter herbeireiten siehet, welcher bei ihm einkehrt und sich als seinen Sohn Mudarra, den Rächer seiner Brüder, zu erkennen gibt. Neben diesen größern Cyklen von historischen Romanzen laufen eine Menge anderer, welche nur in vereinzelten Liedern Zeitereignisse oder Personen besingen, z. B. wie die Navarresen und Aragonier den Mönch Ramiro aus dem Kloster auf den Thron erheben, nachdem sein Bruder, König Alfonso, kinderlos gestorben, oder wie der Almirante von Catalonien bei einer Landung zu Almeria von den Mauren gefangen wird, und ihm ein Wunder wiederum zur Freiheit verhilft. Man sieht, daß die Castilianer nicht bei einheimischen Stoffen stehen blieben. Auch die Erhebung des Alfonso Henriquez gibt ihnen zu Romanzen Anlaß. Der tapfere Garcia Perez de Vargas, welcher sich 1247. bei der Belagerung von Sevilla auszeichnete, ist durch mehrere Romanzen verherrlicht. Diese so wie die Romanzen, in denen Alfonso der Weise auftritt, oder Pedro der Grausame erscheint, sind schon ihrem Gegenstande nach nicht zu den ältern zu zählen. Vortrefflich ist die Romanze, welche die Verwirrung nach der Ermordung Pe-

dro des Grauſamen und die Erhebung ſeines Bruders auf den Thron ſchildert. Johann I., Heinrich III., Alvaro de Luna, die Kämpfe der Zegris und Abencerragen und der Abzug der Mauren nach Africa, welche zum Theil auch den Stoff zu mauriſchen Romanzen geben, gehören ſchon noch weit neuern Zeiten an. Die letzten bedeutendern hiſtoriſchen Romanzen ſind dem unglücklichen Zuge Königs Sebaſtian nach Portugal gewidmet und ans Ende des ſechzehnten oder in den Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu ſetzen. Dieſe ſind aber nachgewachſene Spätlinge, da der eigentliche hiſtoriſche Romanzengeſang mit der Eroberung von Granada (1492.) aufhörte und die Gattung vielfach ausgeartet in andere Weiſen überging. Dieſe, vom alten geſunden Nationalgeſchmacke abgeartete Zeit verſündigte ſich auch in der Art an den, wenn auch mit mancherlei Veränderungen und Umgeſtaltungen doch noch geſund auf die Nachwelt gekommenen Romanzen des Blüthenalters dieſer Gattung, indem man es ſich erlaubte, der gar zu ſchlichten Einfalt der alten Geſänge dadurch abzuhelfen, daß man künſtliche Einſchiebſel und geſchwätzige Zuſätze damit vereinigte, welche wohl dem verdorbenen Geſchmacke der flickenden Poeten nicht aber dem Guſſe entſprachen, in welchem die alte gute Romanze enthalten war, und deſſen eigenthümliche Wirkſamkeit nur ganz verſtümmelt ſich darſtellt. Im Gehalt und Vortrag reihen ſich den hiſtoriſchen Romanzen die Ritterromanzen an, welche zum Theil auch hiſtoriſchen Anlaß haben, deren Stoff aber nicht unmittelbar aus der Geſchichte, ſondern auf dem Umwege durch die Ritterromane in das Bewußtſeyn des Dichters gekommen iſt [1]). Von den Ritterromanen wird unten ausführlicher die Rede ſeyn. Der dort näher charakteriſirte Geiſt dieſer Dichtungsart, namentlich das ideale und über die Natürlichkeit hinausliegende Weſen mit ſeinen Feen und Zauberern u. ſ. w. unterſcheiden die Ritterromanze auf eine ſehr kenntliche Weiſe von der hiſtoriſchen. Am häufigſten führen dieſe Romanzen in den Schauplatz der Sagenkreiſe von Carl dem Großen mit ſeinen ſpaniſchen Be-

1) Brinkmeier meint, daß aus den Romanzen erſt die Romane entſtanden. Das bezweifle ich namentlich rückſichtlich der Romanzen vom Amadis, welcher gewiß erſt ein in dieſem Romane erfundener Held iſt.

reicherungen und von der Tafelrunde. Die bedeutendern dieſer Romanzen machen den Hauptbeſtandtheil von Grimm's Silva de romances viejos (Berlin 1815.) aus. Brinkmeier hat dieſelben 1843. in Ueberſetzungen herausgegeben. Auch diejenigen Romanzen darf man hieher rechnen, welche die Helden des claſſiſchen Alterthumes ins Chevalereske traveſtiren. Manche dieſer Dichtungen überſchreiten das gewöhnliche Maaß der Romanzen bei weitem, dehnen ſich zu längern epiſchen Erzählungen aus und werden kleine Ritterromane in Redondilien. Wenn das lauſchende Ohr bei andern Romanzen nach einer gewiſſen Zeit den Schluß erwartete, ſo hörte es bei den in den Ritterromanzen behandelten Lieblingsſtoffen ununterbrochen aufmerkſam den gedehnteſten Abenteuern zu, deren Ende wohl weit hinausgewünſcht wurde. Einige dieſer Geſänge wurden Lieblingslieder des Volkes und ertönten auf allen Gaſſen. Die Romanze auf Calaynos namentlich war auf dieſe Art ſo gemein geworden, daß man mit dem Ausdrucke: coplas de Calaynos eben einen Gaſſenhauer zu bezeichnen pflegte und die Romanze vom Calaynos als den Werthausdruck von etwas höchſt Geringfügigem und lächerlich Schlechtem zu gebrauchen pflegte. Der Inhalt hat nichts auffallend Beſonderes, was gerade dieſe Romanze in einen ſolchen Ruf hätte bringen müſſen. Ein arabiſcher Ritter, Namens Calaynos, ein Feldherr Almanzors, war nach Spanien gekommen und verliebte ſich in die Tochter dieſes Almanzors, der König von Sevilla war. Die Infantin verſprach die Seinige zu werden, wenn er nach Paris gehen und den drei berühmteſten Paladinen: Roland, Olivier und Rinald die Köpfe abſchlagen würde. Calaynos ging nach Paris und forderte die Helden zum Kampfe heraus. Balduin erſchien und ward von dem Araber beſiegt. Roland aber, der nach ihm auftrat, beſiegte den Calaynos, ſchnitt ihm den Kopf ab und überreichte denſelben Carl dem Großen. Dieſe Romanze fängt an: Ya cavalga Calainos. Gleich den hiſtoriſchen ſtellen die meiſten Ritterromanzen einzelne Handlungen vor, in welche ſie ohne Einleitung und ohne weitere Vorſtellung der handelnden Perſonen hineinführen. Andere ſind freilich (ein Zeichen ihrer ſpätern Abfaſſung) mit großer Ausführlichkeit vorgetragen. Ein Lieblingsſtoff iſt die Geſchichte Don Gayferos, eines Neffen und Eidams

Carls des Großen, welcher es sich an des Oheims Hofe bei Spielen und Banketten wohl seyn läßt, obwohl seine Gemahlin Melisendra in maurischer Gefangenschaft seit Jahren schmachtet. Er hat sie angeblich unter den größten Entbehrungen und Fährlichkeiten mehrere Jahre lang aufgesucht, scheint aber sich von den Strapatzen, auch nachdem er erfahren, daß Melisendra sich in der Gewalt des maurischen Königs von Saragossa befindet, gehörig ausruhen zu wollen. Beim Spielbrett macht ihm sein Schwiegervater über seine Unempfindlichkeit und seine träge Lebensweise Vorwürfe. Gayferos springt zürnend auf, borgt, da er seine eigene Rüstung und sein Streitroß an Montesinos verliehen, der damit gen Ungarn gezogen, Rüstung und Roß von andern Paladinen, reitet nach Saragossa und befreiet Melisendra, die er hinter sich auf den Sattel nimmt und nach Paris heimführt. Die Romanzen von Gayferos sind zum Theil ziemlich alt, aber auch von spätern Einschiebseln und Ummodelungen nicht frei. Der Admiral Guarinos, Montesinos (ein an Carls Hofe zu Paris erzogener, getaufter Maure), die Liebesgeschichten Bravonels von Saragossa mit Guadalara, einer Kammerfrau am Hofe Königs Marsilio und Bravonels Zug nach Frankreich, die nachher im rasenden Roland berühmt gewordenen Helden Rüdiger, Agrican ꝛc. treten nebst den Hauptfiguren der spätern einheimischen Ritterromane, namentlich dem Amadis, in diesen spanischen Ritterromanzen mit mehrerm oder mindern Ruhme auf. Die längern Romanzen gehen über den Rahmen kleiner Situationsgemälde hinaus und stellen verwickeltere Handlungen dar, z. B. die aus Bouterweck, Sismondi und durch Friedrich Schlegels Bearbeitung zum Trauerspiele hinlänglich bekannte Romanze vom Grafen Alarcos. Ein großer Theil der kleinern Romanzen ist anziehend durch die naive Unbefangenheit, womit die größten Sonderbarkeiten als Etwas, das nicht anders seyn könne, dargestellt werden. Die Romanze vom Virgilius z. B. meldet mit dürren Worten: Der König ließ den Virgilius fahnden und in sichere Haft bringen, eines Verrathes halber, welchen er im Palaste begangen hatte. Denn er hatte einer Dame, Namens Isabella Liebeszwang anthun wollen. Sieben Jahre lang hielt er ihn gefangen, ohne sich seiner zu erinnern. Eines Sonntags, als er der Messe beiwohnte, fielen seine Gedanken auf

Virgilius. „Meine Ritter, was iſt denn aus Virgilius geworden?“ Ein Ritter, welcher den Virgilius lieb hatte, ſprach: Deine Hoheit hält denſelben in Ihrem eigenen Kerker gefangen. Zu Tiſche meine Ritter, Ritter, zu Tiſche! Nach dem Eſſen wollen wir dem Virgilius einen Beſuch abſtatten! Da ſprach die Königin: „Nicht ſpeiſen werde ich ohne ihn.“ Man gehet zu dem Kerker, worin Virgilius ſich befindet. „Was thut ihr hier, Virgilius? Virgilius, was thut ihr hier?“ „Herr, ich kämme mir die Haare und meinen Bart gleichfalls; hier ſind ſie mir gewachſen; hier ſollen ſie mir grau werden; denn heute ſind es ſieben Jahre, ſeit Ihr mich gefangen ſetzen lieſſet.“ „Schweige, ſchweig Virgilius; an den zehen fehlen noch drei.“ „Herr, wenn Deine Hoheit befiehlt, währt's mein ganzes Leben lang.“ „Virgilius, deiner Geduld wegen ſollſt du mich zur Mahlzeit begleiten.“ „Meine Kleider ſind zerriſſen, ich kann mich vor Niemand ſehen laſſen.“ Ich ſchenke dir welche, Virgilius, und werde ſie dir ſchicken.“ Den Rittern und Damen gefiel es. Am meiſten aber gefiel es einer Dame Donna Iſabelle. Und man rief einen Erzbiſchof und traucte ſie Jenem an. Er nahm ſie bei der Hand und geleitete ſie in einen Garten. — Man muß geſtehen, die Naivität im Vortrage dieſes Ereigniſſes iſt ſehr beſonderer Art. Weniger anziehend ſind die heroiſchen Romanzen, welche mythiſche Perſonen des Alterthumes feiern.

2) Als der epiſche Sinn, welcher die ächten hiſtoriſchen Romanzen getrieben, in der Chevalerie und Galanterie aufgegangen war und dieſe nach pikanten Aeußerungsweiſen ſuchten, mochten die Volksſänger wohl ihre Rechnung dabei zu finden hoffen, wenn ſie von den ſeltſam abgeweideten poetiſchen Gauen des Nordens zu den zauberiſchen Gefilden im Süden ihr Augenmerk wendeten, wo ein neuer Vorrath dichteriſchen Stoffes auf den mauriſchen Gefilden ſeine Spende bot. Ich habe weiter oben des ſocialen edlen Einvernehmens gedacht, zu welchen Maure und Chriſt nach Beendigung der anfänglichen Kämpfe, in denen der raubere Geiſt des frühern Rittertumes ſich ausgetobt, zuſammentraten. Nachdem der ſtrenge Spanier den zierlichen Maurenhelden in der Galanterie ſich zum Vorbilde genommen, war der Geſchmack für die mauriſche Romanze entſchieden und der Caſtilier fand ein Vergnügen darin, das Gebiet ſeiner Poeſie mit jener Romanze zu vermehren. Was dieſe dabei an Nerv und Kraft einbüßte, gewann ſie an Geſchmeidigkeit

und Zierde. Dem würdevollen Ernſte, welchen die hiſtoriſche Romanze repräſentirt, ſtellt ſich zu holder Geſellſchaft das weiche, zärtliche Gefühl der mauriſchen Romanze an die Seite, in welcher leicht die größere Erregbarkeit und Süße des Südens ſich zu erkennen gibt. Wolf nennt in ſeiner Anzeige von Maurys Espagne poetique die mauriſchen Romanzen herrliche Blüthen des Südens, die urſprünglich nur auf der zauberiſchen Vega und Granada in den Feengärten von Alhambra und Generalif wuchſen. Eine neue Welt enthüllten dieſe feurigzarten Kinder den durch Spaniens Himmel gemilderten orientaliſchen Phantaſie der erſtaunten Blicken des ſtolzen Caſtiliers, bald prieſen ſie den behenden Sieger im Cañasſpiele auf dem Vivarramblaplatze, bald ſchilderten ſie die blutigen Kämpfe der Zegris und Abencerragen, oder erzählten, wie Gazul beim verführeriſchen Zambra ſeiner Zaida den verhängnißvollen Kuß raubte; mit ſtolzer Wehmuth beſangen ſie die Thaten des letzten mauriſchen Helden, des tapfern Cidi-Muza oder klagten verzweiflungsvoll um den Verluſt von Alhama. Der tapfere und doch ſo zärtliche Maure, das ſchöne köſtliche Land, die wohlthuenden ſüßen Namen waren Süjets voll Neuheit und poetiſchen Reizes. Da konnte der chriſtliche Gegner ſich wohl überwinden, mit theilnehmendem Intereſſe dem tapfern Alcalden von Molina zuzuhören, welcher die Mauren wider die chriſtlichen Verheerer ſeines Gebietes zum Kampfe aufreizt. Da ward die Zähre der Wehmuth im Auge des chriſtlichen Hörers nicht zurückgehalten, wenn die Romanze ihm ſang, wie der verunglückte Aliatar durch das nämliche Thor, aus welchem man ihn Tages zuvor lebensfroh hinausziehen ſah, im prachtvollen Leichenzuge blutig, todt wieder hereingebracht wird. Trat Alles dieſes dem edeln Caſtilier in den lebensvollen Zügen einer tapfern Zierlichkeit entgegen, wie konnte er, ſelbſt für Geſang, zärtliche und kriegeriſche Abenteuer begeiſtert, ſo vielem Reize widerſtehen? Mit ſüßer Spannung lauſchte er ſolchem Geſange, übertrug denſelben in ſeine Sprache, ahmte nach, dichtete ſelbſt Neues dergleichen im mauriſchen Geiſte und brachte ſo jene Verſchmelzung von Morgen- und Abendland zu Stande, welche die herrlichſten Blüthen der Romanzenpoeſie hervortrieb. Die Sprache war inzwiſchen nach harten epiſchen Anfängen zu weichern Formen durchgebildet, auch für die Mannichfaltigkeit empfänglich und äußerungsfähig, welche in der mauriſchen Galanterie ſich ihr darboten. Schon

die ſanften, volltönenden Namen Arabiens, welche in caſtilianiſchen Verſen anklangen, waren eine Aufforderung, das eigene Idiom mit entſprechender Anmuth auftreten zu laſſen. Der Strophenbau und Ausdruck der ſ. g. mauriſchen Romanzen zeigen deßhalb auch eine weit größere Ausbildung und Vollendung; Styl und Compoſition laſſen eine auffallende Einwirkung der Kunſtpoeſie erkennen und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß mancher Kunſt- und Hofdichter ſeinen beſcheidenen Beitrag zu dem Vorrathe der mauriſchen Romanzen geliefert haben mag. Auf der andern Seite ſind dieſe mauriſchen Romanzen in Nichts von den hiſtoriſchen unterſchieden als durch die hineinſtreifende orientaliſche Färbung und können nicht ſelten nach Maaßgabe der Einnahme des Standpunktes eben ſo wohl den hiſtoriſchen als den Ritterromanzen beigezählt werden, von denen ſie dann nur das mauriſche Süjet ſcheidet, welches auch das hauptſächliche Merkmal dieſer Romanzengattung iſt. Im eben gedachten Falle ſind höchſt einfache Gegenſtände Vorwurf der Dichtung, z. B. Beſchreibung einer mauriſchen Rüſtung, Geſpräch zweier mauriſchen Damen auf ihrem Zimmer, Klagen Verliebter. Die kurzen Thatſachen, welche die Romanze meldet, werden, wie in den hiſtoriſchen Romanzen, öfters nicht einmal vollſtändig gemeldet. Die Handlung bricht plötzlich ab und der Sänger macht ſich einen beliebigen Ruhepunkt. Wie unbedeutend aber auch die Gegenſtände ſeyn mögen, welche die mauriſchen Romanzen beſingen, ſo ſind ſie durch Lokalfarbe, genaue Schilderung der Sitten, Gebräuche, Geſinnung, Vergnügungen, Lebensart, ſelbſt Trachten der Mauren für die Culturgeſchichte ſehr wichtig. Das mauriſche Colorit war dem caſtiliſchen Sänger ſo wichtig, daß es ſelbſt aufs Aengſtlichſte da gewahrt wurde, wo der Dichter ſich ſelbſt, ſeine Zuſtände und Verhältniſſe in dem mauriſchen Bilde darſtellen wollte und poetiſche Mummerei trieb. Gewiſſenhaft ſchwur er dann bei Mahomet und ſeufzte und girrte mauriſch um eine Zelima oder Zelindara, welche eine gute chriſtliche Roſaura, Iſabella oder Eſtrella ſeyn mochte, ſo wie auch manche anſcheinend hiſtoriſche Thatſachen nur Erzeugniſſe der dichteriſchen Phantaſie ſeyn mögen, welche einen thatſächlichen Hintergrund zur Empfehlung ihres Gedichtes nothwendig hielt. Der mauriſchen Romanzen ſind ſo viele, daß im ſechzehnten Jahrhundert eine völlige Fluth derſelben im Wogen begriffen war. Dieſe Menge erregte den kritiſchen Unmuth dichtender Patrioten,

welche nicht ſelten in zürnender Rede der Mauromanie ihrer Romanzenſänger Einhalt zu thun ſuchten. Einer wünſcht ganz ernſthaft den tapfern Gazul und die ſchöne Zelindara zum Teufel ſammt allen dem geliebenen Plunder, er wünſcht von Maria und Juana, von Pedro und Rodrigo zu hören und frägt ſtrafend, ob man denn ganz vergeſſen, daß in Spanien auch Chriſten leben? Ein Anderer macht den Apoll darauf aufmerkſam, wie ſeine Sänger arabiſiren:

Ihren Glauben abgeſchworen
Haben Spaniens Romanciſten,
Und Mahoma angeboten,
Ihrer Muſe erſte Gaben;
Sie verſchmäh'n die edlen Thaten,
Des ſiegreichen Vaterlandes,
Und erbetteln bei der Fremde,
Die Erfindungen und Thaten.

Zürnend frägt der Poet, was aus den Ordoños, Bermudos, dem Cid u. ſ. w. geworden, deren Thun mit Vergeſſenheit überwuchert, da keine Feder ſie erwähnen, keine Muſe ſie feiere. Er fordert von Apollo Gerechtigkeit, und daß er wider die mauriſchen Dichter, welche ſeine Gottheit entweihen, die rächeriſchen Strahlen ſchleudern und den elenden Reimern ſtatt der Lorbeern Stecken reiche. Gegen ſolche Anfechtungen nahmen ſich aber andere Dichter der mauriſchen Romanzen an. Einer derſelben weiſet billiger Weiſe darauf hin, daß eben ſo gut als Rodrigo auch Abdallah ein Spanier ſey und daß, je höher die mauriſche Tapferkeit gefeiert werde, um ſo heller die Caſtiliſche glänze, welcher jene unterlegen. Er macht darauf aufmerkſam, daß es den Nationalhelden: Cid, Bernardo und Anderen, deren Tagewerk die Wartung des Kampfes ſey, nicht wohl anſtehe, zierliche Tänze aufführen zu helfen und ihre Zeit zwiſchen Liebe und Damen zu theilen, wie die mauriſchen Ritter, welche der Tapferkeit auch die Zärtlichkeit zugeſellten, deren Verherrlichung ſich die Romanze mit zur Aufgabe gemacht. So fanden die mauriſchen Romanzen ihren Widerſachern zum Trotz doch ein ſehr verbreitetes Publikum und eine liebevolle Pflege, ſo daß der Vorrath nie ausging. Dieſelben gaben ſogar Anlaß zu der romantiſch erzählten Geſchichte der bürgerlichen Kriege Granadas, welche dem Falle dieſer letzten mauriſchen Reſidenz in Spanien vorausgingen. Dieſes Werk gehört einer weit ſpätern Zeit

an als die in den Kreis unſerer Betrachtung gezogenen. Allein die Romanzen, worauf ſich der Geſchichtſchreiber zu berufen und die er als Belege anzuführen pflegt, ſind ohne Zweifel meiſtens aus der hier in Beſchauung genommenen Periode. Am höchſten verherrlicht erſcheint in den mauriſchen Romanzen die Liebe des tapfern Abindarraez und der holden Xarifa, welche bei den Mauren vor Allem berühmt war. Die ſpaniſchen Romaniſten haben deßhalb auch dieſes Liebespaar fleißig gefeiert. Eine ganz beſondere Beachtung verdienen unter den mauriſchen Romanzen ihrer Eigenthümlichkeit wegen diejenigen, welche die Kampf- und Steckenſpiele beſchreiben, von denen man aus der „Geſchichte der bürgerlichen Kriege Granadas" eine recht anſchauliche Vorſtellung gewinnen kann. Auch von Stiergefechten findet man treffliche Schilderungen in dieſen Romanzen, namentlich in der, welche anfängt: Estando toda la corte, und worin beſonders die Beſchreibung des Stieres gelungen iſt. Sehr anziehend ſind auch mehre Geſpräche in Romanzenform, zu denen dieſe Turnſpiele Anlaß gegeben, z. B. dasjenige, welches die beiden Jungfrauen Zara und Zafira über ihre Geliebten, die dem Turniere beiwohnen, führen. Ein anderer in den mauriſchen Romanzen gar hoch gefeierter Gegenſtand iſt die Liebe des edeln Ganzul zu den Damen Celinde und Zayde. Die Romanzen, in denen die Klagen liebender Mauren ertönen, treten rückſichtlich ihrer elegiſchen Wirkung bei aller Wärme und Wirkſamkeit der wahren Empfindung doch in den Hintergrund gegen diejenigen Romanzen, in denen uns die melancholiſche Klage eines untergehenden Volksſtammes entgegentritt, welche mit dem lebensluſtigen Colorit und Tone, der in den mauriſchen Romanzen ſonſt vorherrſcht, einen wehmüthigen Gegenſatz bildet. Beſonders ergreifend iſt in dieſer Hinſicht die Romanze von der Einnahme Alhamas, mit dem Refrain: „Weh' um mein Alhama," worin der König den Fall ſeiner Veſte beklagt. Die friſche Urſprünglichkeit der Empfindung fühlt ſich auch durch alle poetiſche Tändelei hindurch, welche in den der Zärtlichkeit gewidmeten Romanzen von den verliebten Mauren und Maurinnen getrieben wird. Die ſüdliche Atmoſphäre Spaniens, von Jasmin und Roſen durchwürzt, ſtrömt uns daraus auf ihren Duftwellen entgegen.

3) Allein eine gewiſſe, von der anfänglichen Kraft, welche in den frühern Romanzen ſich ausgeſungen, abirrende Weichlichkeit

macht ſich auf dem Grunde einer Menge dieſer Lieder bemerkbar. Alle mauriſche Zierlichkeit und Verliebtheit war dieſer weichlichen Richtung noch zu ſtreng; denn Waffenrock, Rüſtung und Waffen drohten und raſſelten in der Nähe dieſer ſüßen Empfindungen und forderten zu ihrer Zeit gleiche Berückſichtigung. Man entkleidete alſo die girrenden Ritter dieſer furchtbaren Attribute und machte ſie auch äußerlich zu dem, was ſie innerlich bereits waren: zu verliebten Schäfern. So entſtanden noch neben den neuern mauriſchen Romanzen in den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts die Schäferromanzen, in welchen die Urſprünglichkeit und Kraft der Romanzenpoeſie dem Erlöſchen nahe kam. Halten ſie ſich auch von dem raffinirten, ſüßlichen Schäfergewinſel wenigſtens theilweis entfernt, welches die bukoliſche Poeſie des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts italieniſchen Muſtern nachleierte, ſo iſt doch der Ertrag einer Lectüre, welche uns ein immerwährendes Jammern verliebter Schäfer und Schäferinnen vor Augen bringt, nur lange Weile oder unfruchtbares Verwundern darüber, daß dieſe vor Liebe dem Sterben ſo nahe gebrachten Klagliederer immer noch eine ſo zähe Kraft entwickeln, um ſeitenlange Lamentos in zierlichen Redensarten zu Gähnen erregendem Ueberdruſſe auszuſpinnen. Dergleichen Schäferlieder haben uns die Romanzenbücher eine ſattſame Menge aufbewahrt, hinreichend, den ſtärkſten Appetit nach ſolcherlei poetiſcher Speiſe zu befriedigen. Allerdings gibt es unter den Schäferromanzen auch Stücke, welche Zierden der caſtilianiſchen Poeſie ſind, und Züge ſehr zarter Art in hoher Simplicität dichteriſch veranſchaulichen, z. B. wenn die Noth eines ſchönen Kindes dargeſtellt wird, das die Ohrringe, welche der Geliebte ihr ſchenkte, verlor und ſich über die vielleichtigen Vorwürfe ängſtigt, welche ſie vom Geſchenkgeber wird hören müſſen, oder wenn ein Schäfer vorgeführt wird, welcher im einſamen Unmuthe über den Anblick eines Turteltaubenpaares, das auf einer Pappel ſich ſchnäbelt, neidiſch mit Steinen nach den Vögeln wirft, um ſchadenfroh ſie zu erſchrekken. Allein der poetiſchen Spreu iſt doch in dieſer Gattung mehr vorhanden als ſolider Weizen. Sie iſt ohnehin mehr in einer ſpätern Zeit gepflegt, zu welcher unſere Betrachtung nicht hinanreicht. Mit den Schäferliedern der Provenzalen, von denen weiter unten Erwähnung geſchieht, ſcheinen dieſe Schäferromanzen in ihrem Urſprunge nichts gemein zu haben. Erweislich ſchon aus dem vier-

zehnten Jahrhundert herrührende Hirtengedichte finden sich, wie gehörigen Ortes gemeldet werden wird, unter den Poesieen des Erzpriesters von Hita. So volksmäßig dieselben auch in Form und Ton sich darstellen, so wahrscheinlich ist der Einfluß der provenzalischen Bukolik auf deren Abfassung, da eine Menge anderer Merkmale deutlich verrathen, daß der Erzpriester mit den Dichtungen der Provenzalen genau genug bekannt war. Nicht zu übersehen ist jedoch die allgemeiner verbreitete Vorliebe für die bukolische Poesie im Mittelalter, welche vielleicht die gemeinschaftliche Hervorbringerin und Pflegerin derselben bei allen romanischen Nationen ward. Die lieblichen Hirtenlieder, welche die nordfranzösische Poesie aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte aufzuweisen hat, waren wohl nicht eine einseitige Abspiegelung und Einkleidung nationaler poetischer Empfindung. Hier ist aber der Hervorgang aus der Chevalerie noch bemerkbarer als in den spanischen Hirtengedichten. Denn fast überall tritt in diesen Pastourelles ein verliebter Ritter auf, welcher sich im blühenden Frühlinge träumend ergebet. Derselbe muß allemal eine reizende Schäferin antreffen, welche ihre Heerde weidet oder während dieselbe ruhet, sich mit Kränzeflechten die Zeit vertreibt. Der Ritter wird natürlich bei solchem Anblicke zu lichter Liebesglut begeistert und macht unter Anbietung bedeutender Gaben dem schönen Kinde einen zärtlichen Liebesantrag, auch wohl, wenn er ihrer Sprödigkeit nicht Meister werden kann, Versuche zu einer Entführung. Gefällt es dem Dichter, den Charakter der Sprödigkeit der Schäferin durchzuführen, so läßt er sie um Hilfe rufen. Herbeieilende Hirten verjagen dann den werbenden Ritter. Weit öfter aber gelingt es diesem, den meist nur scheinbaren Widerwillen der niedlichen Kokette zu bemeistern und der Dichter gefällt sich dann in ausführlicher Schilderung des Glückes der Liebenden. So ist denn diese Hirtenpoesie im Grunde nichts anderes, als eine arkadische Umkleidung des Ritterthumes mit seiner Schwärmerei und seiner Galanterie und so wenig als das Ritterthum selbst wesentliches und ausschließliches Eigenthum einer einzelnen Nation. An dem Hervorgange, den die bukolische Poesie des romantischen Mittelalters aus dem Ritterthume nahm, zeigt sich wiederum wie die idyllische Poesie, welche anscheinend der ältesten Zeit eignen müßte, erst zur Erscheinung gelangt, wenn das bürgerliche und sociale Leben eine Last geworden ist, die bisherigen

Zuſtände deſſelben nicht mehr genügen und ein Hinausſehnen aus der Noth und Sorge der in der Wirklichkeit eingeführten Conventionen in eine ideale Ländlichkeit eintritt, wo der Menſch im Schooße der freien Natur aller Lebensbeſchränkungen ledig nur darauf ſinnt, durch ſorgloſe Freuden ſein Daſeyn zu erheitern. Dieſe wahrſcheinliche Geneſis des Hirtengedichtes berechtigt übrigens zu der Vermuthung, daß die Schäferromanzen, wenigſtens die größere Anzahl, weniger in ächten Liedern des Volkes als in Erzeugniſſen der vornehmern Kunſtpoeſie beſtehen, welche nur die Form des Volksliedes entlehnte, um unter der Maske eines wenig cultivirten Naturkindes das Hinausweh aus den drückenden Zuſtänden der höhern Geſelligkeit zu verhüllen. Auf eine eigenthümliche Art veranſchaulicht ſich der Zuſammenhang des Ritterthumes mit der Bukolik in der Romanze Liſardo und Alcida, welche anfängt: Apolo con su laurel. In derſelben iſt das Heroiſche mit dem Paſtoralen auf eine ſo eigenthümliche Weiſe verbunden, daß ich den Inhalt als Beleg des Geſagten wohl näher angeben darf. Der Hirte Liſardo ſchläft ſüß auf dem Raſen im Waldesgrün. Apollo, Mars, die Erinnerung an ſeine erlauchte Abkunft und Ruhmbegierde gaukelten ihm Traumbilder vor, welche die Kriegsluſt in ihm erregen. „Krieg" rauſcht der Strom zu ſeinen Füßen, „Krieg" tönen die Vögel auf den Zweigen ringsumher und die Heerden auf den Bergen rufen „Krieg." „In den Krieg, edler Jüngling!" Die Hand zur Seite bewegend ruft er im Erwachen: „ich komme, ich komme!" als er bemerkt, daß das vermeintliche Schwert, nach dem er griff, nur ſein Schäferſtab iſt. Er tröſtet ſich mit dem Hinblick auf ſeinen Schäferpelz, aus dem ſich ſchon ein Schwert erwerben laſſen werde. Einer hallenden Stimme folgend, hört er ſich beim Namen gerufen. Zürnende Blicke umherwerfend, gewahrt er Alciden, welche ihm treuloſen Verrath vorwirft, daß er ohne ſie dahin gehe. Liſardo ſucht ſie mit der Verſicherung zu beruhigen, daß er einem Reiher nachgehe, welcher im Vorüberfliegen ihn im Schlafe geſtört. Alcida bittet mitgenommen zu werden, um dem Geliebten den Pfeil zu halten, während dieſer den Bogen ſpannt, damit der Vogel zum Entfliehen nicht Zeit gewinne. Der Schäfer entgegnet, die Sonne werde das Mädchen bräunen aus Rache an ihren beiden Sonnen, auch würden die Dornen, um ſie aufzuhalten, die Füße verwunden, wenn ſie liefe. Thut nichts, erwidert Alcida, denn der Sonne bin

ich ſchon bekannt und Du ſagſt ja, wenn ſie mich ſchauet, verberge ſie ſich. Und ein anderes mal, als ich vor Dir flohe, verſicherteſt Du, daß die Dornen, welche mein Tritt berühre, ſich in Blumen verwandelten. Nun bricht Liſardo in den Ruf aus, daß Apollo, Mars, der Ruhm und die Liebe, wie ſie wohl höre, ihn in den Kampf riefen. Beſtürzt von jähem Schmerze rauft Alcida ſich das goldene Haar und ruft: Hinweg mein Feind, geh hin und kehre nicht wieder! — Einen durchaus andern Geiſt, aber doch immer den der romantiſchen Liebe, finden wir in dem Klageliede des Gänſehirten Cimoche: Valame Dios que los ansares vuelan! der unſern ſeines Dorfes die Gänſe und die Sorgen hütete, welche Liebesnoth ihm machte, ohne daran zu denken, daß erſtere ihm entfliegen könnten. Er läßt ſie deßhalb unbeſorgt in einem Weiher baden, „deſſen Fluthen ſeine Thränen hoch ans Geſtade ſchwellen.“ Die Gänſe, welche ſich fühlen, entfalten die Schwingen und ſuchen das Weite, worauf der Hirte als Refrain die Anfangsworte der Romanze ausruft: Hilf Himmel, wie die Gänſe fliegen, hilf Himmel, wie ſie fliegen! Er beklagt ſich, daß ſeine bangen Liebesſorgen ſich nicht in gleicher Weiſe entfernen und wünſcht, daß ſich an ihnen ein ähnliches Wunder begeben möge, ſo wie er ſich vorſtellt, wie ſeine treuloſe Bertola ſich ſchadenfroh ſeines Mißgeſchickes freuen werde. Als er, wieder aufblickend, die Gänſe entſchwunden ſiehet, ruft er aufs Neue: Hilf Himmel ꝛc. Mein grauſames Verhängniß hat euch beflügelt und mir geraubt, was mich ſo beglückte, indem es Bertola mir raubte, welche mich verlaſſen hat und um mich zu meiden, zu einem andern Hirten fliehet. Dieß hab' ich wohl geſehen, doch daß ihr fliegen würdet, das hätt' ich nie geglaubt. Hilf Himmel, wie die Gänſe fliegen; hilf Himmel, wie ſie fliegen. — Die verliebten Klagen, welche in andern paſtoralen Romanzen laut werden, unterſcheiden ſich häufig von denen in den mauriſchen Romanzen durch nichts anderes als das Coſtum, weil ſie in der That nur der allgemeine Ausdruck einer Leidenſchaft ſind, welche bei Hohen und Niedern, wie in jedwedem Stande auf einerlei Grad getrieben auch einerlei Sprache zu reden weiß. Es befinden ſich daher unter den Hirtengedichten in Romanzenform auch ſehr ſchöne erotiſche Stücke. Ich zeichne aus die Klagen eines Ziegenhirten über die Undankbarkeit einer geliebten Silvia, welcher ſich vornimmt, ſeine Trauer nur mit ſeinem Leben aufhören zu laſſen (Al duleo y sabroso canto).

Eine Auswahl dieſer Romances pastoriles liefert Quintana in ſeinen poesias selectas, deren zweiter Band ein ausgeſuchtes Romancero enthält. Noch reichlicher iſt die Ausbeute geworden, welche (wahrſcheinlich) derſelbe Quintana in dem von ihm bevorworteten ſechszehnten Bande der Sammlung caſtiliſcher Poeſieen von Ramon Fernandez an romances pastoriles zuſammengeleſen hat. So ſchwer es iſt, der Verſuchung, noch Einiges daraus mitzutheilen, Widerſtand zu leiſten, ſo dringend nöthigt mich die Rückſicht auf die meiner Betrachtung geſteckten Gränzen zu einer ſolchen Einſchränkung. Daß es nicht eben Hirten ſeyn müſſen, welche uns die Idee eines idylliſchen Lebens anſchaulich machen, hatten auch die ſpaniſchen Romanzenſänger bald entdeckt, indem ihnen klar wurde, daß die poetiſche Idee, von welcher das eigentliche Hirtengedicht getragen wird, ſich in allem ländlichen, von der ſocialen Convenienz (der Städter zumal) mehr oder minder entfernten Lebensverhältniſſen darſtellen und zur Anſchauung bringen läßt. Daher entſtanden in Spanien ſo gut als anderwärts, ohne daß man dabei auf ein fremdes Muſter hinblickte, Fiſcheridyllen in Romanzenform. Keine der übelſten iſt diejenige, welche anfängt: En tanto que la tormenta, welche ſich in beiden genannten Sammlungen von Hirtenromanzen abgedruckt findet. Der Fiſcher Albano läßt während eines das Meer aufwühlenden Sturmes ſeine Barke feiern und ſeine Netze trocknen. Die dadurch gewonnene Muße benutzt er im Angeſicht der ſchönen beſprützten Felſen eine Kunde zu geben von ſeinem beklagenswerthen Leben, an welchem die eben ſo ſtolze als ſchöne Blanca Schuld iſt, welche eben mit den Freundinnen an den Netzen ſitzend ſich über die verliebten Fiſcher luſtig macht. Er ruft ſie aus der Ferne an, ihm huldreich zu ſeyn, da er, ſeit ſeine Zunge ſich bewegte, dieſelbe nur zu ihrem Lobe gebraucht. Durch eine Reihe anderer eben ſolcher Aeußerungen der Innigkeit und Herzlichkeit veranſchaulicht der Klagende die Tiefe und Lebendigkeit ſeines Liebesgefühles und bittet die Harte, daß ſie zu ſeiner Leichenfeier, wozu ſie nur allzubald Anlaß geben werde, ſich einfinden und wenn auch nur mit einem ſtummen Seufzer und einer falſchen Thräne auf den kalten Leichenſtein die erſtorbene Aſche ehren möge.

4) Einer Ergänzungsclaſſe bedarf die Ueberſchau, welche hier dem ſpaniſchen Romanzenvorrathe gewidmet worden, ſchon aus Gründen der Billigkeit, auch wenn man ſich nicht mit dem von den

ſpaniſchen Literatoren und Romanzenſammlern beobachteten Herkommen, wie doch geſchehen muß, ausgleichen will. Unter dieſe Verlegenheitsrubrik gehören eine Menge gar nicht verwerflicher Poeſieen, welche leer ausgehen würden, wenn ich die ſpaniſchen Romanzen nur nach den drei genannten Claſſen, welche ohnehin ebenfalls durchaus nicht ſcharf geſchieden ſind, in Betracht ziehen wollte. Der überreichliche Vorrath, welcher in dieſer Rubrik untergebracht werden muß, gehört meiſtentheils einer neuern Zeit an, welche von gegenwärtiger Schau ausgeſchloſſen iſt. Beſonders ſind hier einzureihen die Dichtungen namhaft gemachter Poeten, welche das Romanzencapitalvermögen der Nation vermehrten und der namen- und zahlloſen Schaar der Sänger unter dem Volke gegenüberſtehen, deren Dichtungen die Romanceros uns bringen [1]). Es kann meine Abſicht nicht ſein, alles hier aufgeſpeicherte Mittelgut und die Fehlgebilde, welche die verkünſtelte Volkspoeſie in dieſer Gattung lieferte, zu durchmuſtern, doch iſt die Bemerkung nicht zurückzuhalten, daß es eine Zeit des verderbenen Geſchmackes gab, in welchen dieſe Mißgeburten für vollendete Muſter poetiſcher Geſtaltung galten. Die Romanzen, welche mythologiſche Stoffe behandelten, alte griechiſche Helden feierten, oder gar ihren Inhalt der Bibel entlehnten, ſind je neuer deſto ungenießbarer, wenn ſie ſich gefallen, durch unnatürliche Gedanken ihren Inhalt mit der Kunſtloſigkeit der Form in Zwieſpalt zu bringen, wobei ſie nur den Zweck erreichen, die Monſtroſität dieſer Verbrüderung der Volks- und Kunſtpoeſie zu veranſchaulichen. Es iſt kaum glaublich, welche Dichtungen auf den Namen: Romanze in die poetiſchen Geburtsregiſter am ſpaniſchen Parnaſſe eingetragen worden. Polonius wirft dem Prinzen Hamlet irgend einmal vor, daß er ein armes Wort noch gar zu Tode hetze. Im Spaniſchen iſt dieſes Wort offenbar Romance, welches aber weniger arm als reich genannt werden darf, wenn man die Menge und Verſchiedenartigkeit der

1) Seltſamer Weiſe hat man von den angeblich älteſten Romanzenſängern die Namen, aber keine Romanzen. Unter Ferdinand dem Heiligen (1230—1252) ſollen nämlich gelebt haben Nicolas de los Romances und der Abt Domingo de los Romances, welche als Verfaſſer der älteſten Romanzen genannt werden. Argote de Molina, welcher vom letztern eine liebliche Serranica beibringt, die eine ziemlich moderne Sprache führt, verſichert, daß Domingo das älteſte Caſtilianiſch geſchrieben, welches ihm zu Geſicht gekommen.

Poesieen überſiehet, denen es auf die Stirn geſetzt iſt. In dieſer Beziehung erweckt es für letztere nicht gerade ein günſtiges Vorurtheil, daß man vielleicht des ſteten Romancirens zuletzt müde, in Spanien endlich mit dem Ausdrucke: Romances leeres Geſchwätz und Gewäſche zu bezeichnen, ſich veranlaßt gefunden. In den Berliner Intelligenzblättern bieten ſich Mägde für Alles an. Ein ſolches dienſtfertiges Subject iſt auch die Romanze den ſpaniſchen Dichtern geworden. Die heterogenſten Compoſitionen ſtehen unter der Brigade: Romances bei den Spaniern in Reih und Glied. Fromme Reimer und andächtige wahre Dichter haben Romanzen auf das heilige Altarsſacrament geſungen; poetiſche Spaßvögel und humoriſtiſche Sänger haben Spitzbuben- und Zigeunerromanzen gezwitſchert. Scherz und Ernſt, Spaß und Schrecken, Freude und Angſt haben ſich abwechſelnd dieſem kunſtloſen Gefäße eingegoſſen, deſſen Werth, Dauerbarkeit und Gehalt alle dieſe Verſuche überſtanden und ſich aufs Glänzendſte bewährt haben. Doch genug zur Rechtfertigung der Annahme einer Ergänzungsclaſſe. Es iſt ſchwer darin zu ſondern, was aus dem eigenthümlichen Leben des Volkes hervorging und was der Kunſtpoeſie zufällt, weil auch die großen Geſchmacksverderber, wie ich weiter oben bemerkte, zu Zeiten Romanzen hervorbrachten, die dem Schönſten, was dieſe Gattung bietet, zur Seite geſetzt werden können. Ich begnüge mich, einige dieſer Romanzen, welche mir wahre Volkslieder ſcheinen, zu bezeichnen. Zunächſt dürften hieher zu rechnen ſeyn von den unten überſetzt mitgetheilten: die Romanze von der friſchen Roſe, der Sproſſer und die Turteltaube, die Romanze vom fremden Ritter, von Roſenblüthe, Jeſus im Schiff. Ein Lieblingsthema für die Romancisten ſcheint die Klage eines Gefangenen geweſen zu ſeyn. Ich habe mehrere ſehr anſprechende Lieder dieſes Inhalts gefunden. In der Romanze: Por el mes era de Mayo trauert der Gefangene vom blühenden, linden Mai und dem Liebesgezwitſcher der Waldſänger, das in ſeinen Kerker nicht hineintönt, umgeben, über ſein ödes Daſeyn, in welchem er nicht wüßte, ob Nacht iſt oder Tag, wenn ein Vöglein ihm nicht die Ankunft der Morgenröthe verkündete. Ein Armbruſtſchütze hat es getödtet und er flucht dieſem Mörder ſeiner Freude. Sein Haupthaar iſt bis auf die Knöchel hinabgewachſen; das Haar ſeines Bartes kann ihm als Tiſchdecke dienen; ſeine Nägel haben die Ausdehnung eines ſchneidenden Meſſers ge-

wennen. Er ſehnt ſich nach einem abgerichteten Vogel, der im Stande ſey, Botſchaften zu befördern. Er will denſelben an ſeine Gattin Eleonora ſchicken mit dem Erſuchen, ihm eine Paſete zu ſenden, worin nicht etwa Kartelle oder Lachs, ſondern eine Feile und ein Hammer, um Ketten und Kerkermauer zu lüften. Der König vernahm dieſe Klage und entließ den Gefangenen. In der Romanze: Dezi me vos pensamento redet ein Gefangener ſeinen Gefangenwärter an, und frägt ihn, welche Freudentöne den Kerker umklingen? Ob man einen Gefangenen frei gebe oder von ſeiner Qual erlöſe? Ob ein Mittel ſich nahe, des Fragenden eignen Kummer zu mildern? Kein Gefangener wird frei gegeben, alſo lautet die Antwort, oder von ſeiner Qual erlöſet, kein Mittel nahet, deinen Kummer zu mildern, ſondern der Tag St. Johanns iſt erſchienen, an welchem die, ſo zufrieden ſind, mit Freuden ihr Brod eſſen, während die Unglücklichen ſich um ſo unglücklicher fühlen; daran knüpfen ſich Aufforderungen, feſt auszuharren. — In einer dritten Romanze erzählt eine von den Mauren gefangen gehaltene Chriſtin ihre Herkunft und Gefangennahme und wie ſie an einen Maurenbund verkauft worden, der ſie an eine Kette geſchloſſen. Am Tage muß ſie Binſen bereiten und während der Nacht Getreide mahlen. Dabei hat er ihr, damit ſie nichts genieße, den Mund verbunden. Ein Troſt des Himmels iſt es für die Gefangene, daß des Mauren Frau barmherzig iſt. Denn wenn jener zur Jagd ſich entfernt, löst die Maurin ſie von der Kette und reinigt ihr das Haar. Endlich aber vergalt die Maurin dem Sklavenmädchen einen ihr geleiſteten Dienſt überreichlich. „Denn ſie gab mir hundert Goldſtücke, ſandte dann mich in die Heimath; und ſo ſeh' ich, Dank dem Himmel, mich nun wieder frei und froh. Eine Freilaſſung anderer Art, welche einem Spanier, der in der Sklaverei als Gärtner angeſtellt war, begegnete und deſſen Rückkehr zu ſeinem Weibe, ohne Zweifel eine wahre Geſchichte, iſt in mehreren Romanzen anmuthig beſungen. — Höchſt einfach und deßhalb wohl ſchon alt, iſt die Romanze von der armen Gräfin. Ihr Vater, in Betrübniß ganz verſunken, gehet auf und nieder und betet den Roſenkranz. Trauern und Gram erfüllt, äußert er ſich gegen die Tochter, daß ſie nun erwachſen ſey und ſich vermählen müſſe, daß ihn aber nichts ſo ſehr ſchmerze, als daß er keine Mitgift für ſie beſitze. Schweigt davon, erwidert die edle Tochter, laſſet das

seinen Anlaß seyn, Euch zu härmen. Wer eine gute Tochter hat, kann sich begütert nennen und wer eine arge hat, mag sie lebendig begraben, denn statt dem Stamme Ehre zu bringen, schändet sie denselben. Findet sich kein Gemahl für mich, so bleibt mir das Kloster. — Durch anmuthige Einfalt und Innigkeit des poetischen Gefühls ausgezeichnet ist die Romanze vom Grafen Arnaldos, welcher am St. Johannismorgen mit seinem Falken auf der Hand am Meeresstrande jagen gehet. Er siehet ein dem Lande zusteuerndes Ruderschiff kommen, dessen Segel seines Linnen, dessen Taue seidne Schnüre sind. Der Schiffer läßt einen Zaubergesang vernehmen, der das Meer in Ruhe wiegt, die Winde sanft säuseln machte und dem die Fische aus der Tiefe des Meeres an dessen Oberfläche entgegenkommen, so wie er die Vögel aus den Lüften anlockt, daß sie auf dem Mast sich niederlassen. Der Gesang besagt, daß der Herr das Schiff vor Unheil behüten wolle, wobei die gefährlichsten Stellen der damals befahrenen Meere namhaft gemacht werden. Graf Arnaldos, von der Süße des Zaubergesanges hingerissen, beschwört den Schiffer, ihn seinen Gesang zu lehren. Dieser entgegnet, er lehre sein Lied nur den, der mit ihm fahren wolle. — Allerliebst und ihrem vielleicht historischen Gehalte nach, etwa auch zu der I. Classe der Romanzen gehörig, ist eine Romanze, worin eine schöne Jungfrau auf der Heimkehr nach Paris im Walde verirrt aufgeführt wird. Es kommt ein Ritter herangesprengt, den sie bald anspricht um Geleit nach Paris. Er nimmt die Schöne auf den Sattel zu sich und beginnt unterwegs ihr von Liebe zu sprechen. Sie heißet ihn schweigen, weil eine Krankheit ihr anhänge, welche gleich der Pest sich demjenigen mittheile, der sich ihr allzusehr nahe. Der Ritter verstummt vor Schrecken und bringt die Jungfrau nach Paris. Schalkhaft lächelt sie ihn dort an und erwiedert auf sein verwundernd Fragen: wie sie des zaghaften Ritters lachen müsse, welcher auf freiem Felde ein Mägdlein in seiner Gewalt habe und dasselbe nicht zu berühren wage. Beschämt bittet der Ritter das Mädchen, mit ihm zurückzukehren, da er etwas vergessen. Entschieden verweigert sie's mit dem Bemerken, daß, wenn sie auch mit ihm zurückkehren wollte, doch Niemand sie berühren dürfe, weil sie des Frankenkönigs Tochter sey und es dem, der sich an ihr vergreifen sollte, übel würde gelohnt werden. — Eine glückliche Conception und gelungene Ausführung zeigt die wie

eine Fabel erzählte Romanze: topparonse en una venta, worin die Liebe und der Tod zufällig in einem Wirthshause zum Uebernachten zusammentreffen. Jene wollte nach Sevilla, der Tod nach Madrid. Die lieblichen Gespräche beider sind unübersetzlich, weil der Tod im Spanischen weiblichen und die Liebe männlichen Geschlechtes ist und die Anspielungen sich hierauf beziehen. Beide übergeben vor dem Schlafengehen dem Wirthe ihre Waffen. Der Wirth verwechselt dieselben und gibt am folgenden Morgen dem Tode die Liebespfeile und der Liebe die Pfeile des Todes. Seitdem verwundet der Tod junge Leute und die Liebe bringt dem Alter schmerzliche Wunden bei. Die Liebe tödtet, um Leben zu geben, der Tod gibt Leben, um zu tödten. — Tief ergreifendes Liebesgefühl drücken die Romanzen: La bella mal maridada und en los tiempos que me vi aus. In erster sehen wir einen Liebhaber bei einer unglücklich Verheiratheten Liebeswerbungen halten, die er mit der Bemerkung verstärkt, daß er den ungetreuen Gatten der Geliebten andere Frauen habe koſen und küssen sehen. Die Angeredete verspricht dem Werber, ihn über Land und Meer zu begleiten und unterwegs auf seine Pflege und Bequemlichkeit Bedacht zu nehmen. Bei diesem Gespräche überrascht sie der Gatte und drohet ihr den Tod. Sie betheuert, daß nicht sie den fremden Mann, sondern er sie geküßt. Doch bittet sie, daß er die Strafen, welcher jener verdient, auf sie häufen möge; sie verlangt mit den Zügeln seines Pferdes gezüchtigt zu werden. Er soll sie erwürgen und ihr ein Grab zu Theil werden lassen im Orangengarten und ihr ein Marmordenkmal setzen, auf welchem zu lesen: hier liegt die Blume der Blumen; um der Liebe willen liegt sie hier, jeder, der für die Liebe stirbt, lasse sich hier bestatten, so that ich Arme, die ich aus Liebe zu Grunde ging. — In der andern Romanze befindet sich der Sänger heiter und wohlgemuth auf der Reise von Burgos nach Valladolid. Er begegnet einem Pilgrim, welcher ihn anredet: Wohin? du Unglücklicher, wohin des Weges du Trauriger? Unseliger, zu schlimmer Stunde erkannte ich dich, deine Geliebte ist todt! Todt! ich habe sie gesehen; über die Bahre, auf welcher man sie trägt, ist eine schwarze Decke geschlagen; die Todtengebete, welche für sie abgehalten werden, habe ich mit angestimmt; sieben Grafen klagten um sie und mehr als tausend Ritter; ihre Mädchen klagten und sprachen jammernd also: Weh um den

Ritter, den ein ſolcher Verluſt betroffen! — Als der Sänger dieſes vernahm, ſank er wie ein Todter zu Boden, und kam vor zwölf Stunden über die Trauer nicht zur Beſinnung. Als er ſich erholt, eilt' er zum Grabe und ſprach unter Thränen alſo: Nimm mich auf bei dir, o Geliebte, nimm mich bei dir auf. Vom Hauptende des Grabes vernahm er eine Stimme: lebe, lebe, Liebender, lebe, denn an meinem Tode iſt es genug. Gott gebe dir Glück im Kampfe und in der Liebe zugleich, meinen Leib verzehrt die Erde und meine Seele iſt im Leide um Dich. — Unvergleichlich ſchön iſt in der Romanze: En tanto que el Abril dura die Lehre: „Genieße Mädchen des Lenzes; es kömmt nur ein Mai im Jahre" ausgedrückt: Freue dich, o Mädchen (beginnt ſie), ſo lange der Mai währet, deiner Schönheit; genieße des Lenzes Mägdlein, ehe die ſpätere Jahreszeit dich übereilt; entrichte der Liebe deine Schuld und bringe ihr froh deinen Tribut; denn billig bricht man die Frucht, welche auf die Blume folgt. Schabe dich nicht mit Strenge und verkaufe deine Huld nicht theuer; haſt du Liebhaber ſo lege ihrer Thorheit keinen Zügel an. Bediene dich der Gelegenheit, denn unausbleiblich nahet die Enttäuſchung. Nur einmal maiet es im Jahre, alles Uebrige iſt Erdichtung ꝛc. Merkwürdig iſt die Romanze: Triste estava el Padre santo. Der heilige Vater ſiehet auf einer Zinne ſeiner Engelsburg, iſt voll Leid und Trauer. Sein Haupt, ohne Tiara, iſt von Staube und Schweiß beſudelt; er ſiehet die Königin der Welt in den Händen fremden Volkes. Joch und Zugſtrang iſt den tapfern Römern angelegt. Die Cardinäle ſind gebunden und die Biſchöfe in Feſſeln. Die Reliquien der Heiligen ſind über den Sand hin zerſtreuet, die Kirche geplündert; das Jammern der Frauen tönet auf den ſieben Hügeln, denn ihre Söhne ſind verkauft und ihre Töchter Sklavinnen geworden. Conſule und Senatoren regen ſich nicht, es fehlt ihnen ein Horatius Cocles. Roms großer Uebermuth wird nun von Spanien gezügelt. Aus Schuld des Hirten wird die Heerde verdammt. Jetzt werden Venedigs und Carthagenas Triumphe quitt, da St. Peters Schiff mit zertrümmertem Segelwerk fährt. Das Steuerruder iſt ihm entriſſen, die Magnetnadel verſagt ihm den Dienſt, die Pumpe weiß des Waſſers nicht Meiſterin zu werden, der Kiel iſt ſchadhaft worden aus Schuld des Piloten, welcher denſelben lenken und leiten ſoll. — — Unter den ſcherzhaften Roman-

zen in der Ergänzungsklaſſe befindet ſich viel Treffliches. Manches iſt aber ſo derb muthwillig, und zwar in der Regel das Beſte, daß ich Bedenken trage, davon Mittheilung zu machen. Sonſt würde ich z. B. nähere Angabe über den Inhalt der Romanze: En la aposentos solo machen, worin die Liebeswerbung des Don Bunſo bei der Doña Nuſta gemeldet wird, welche damit endet, daß dem eifrigen Liebhaber beim Niederfallen hinten die Hoſen platzen und die Sonne hinſcheint, wo ſie nie bis dahin Zugang gehabt hatte. — In der Romanze von Catharina erzählt der Dichter, wie ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht worden. Er liebt eine ſchöne Maid, ſo recht von Herzensgrunde. Ihr Name iſt Catharina; nimmer kann er ſie vergeſſen; ſie bat ihn, daß er ſie mit nach Aragon nehmen möge. Du biſt noch jung, Catharina, erwiedert er, kannſt das Reiſen nicht vertragen. Doch Ritter, iſt ihre Antwort, ich werde reiſen und kann es ſo gut, als ihr; kömmt es auch auf Geld an, ſo nehm' ichs mit für uns Beide; Ducaten für Caſtilien, Gülden für Aragon. Als ſich Beide ſo beſprachen, trat die Policei hinzu. — Neuern Urſprunges iſt die Romanze: en aquel siglo dorado, welche das Lob der guten alten Zeit enthält, denn es werden darin nicht allein ſchon Macias der Verliebte (ſ. unten), ſondern auch die Minen von Potoſi erwähnt. Sonſt iſt dieſes Stück ein reizender Scherz. — Ungemein niedlich iſt die: beſtändige Antwort Juanas. Je trauriger ich bin, deſto ſeltſamere Launen zeigt Juana. Seufze ich und ſpreche ich: Ach, ſo antwortet ſie: Morgen! Freue ich mich, ſo wird ſie traurig; ſiehet ſie, daß ich weine, ſo ſingt ſie. Sage ich ihr, daß ich ſie anbete, ſo verſichert ſie mir, ſie verabſcheue mich; wenn ich je ſo unbarmherzig ſehe, leuchtet mir die Nothwendigkeit ein, zu ſterben. Erhebe ich meine Augen ſie anzublicken, ſo ſenkt ſie die ihrigen zu Boden und hebt ſie alsbald zum Himmel auf, wenn ich ſie gleich ihr ſenke; nenne ich ſie einen Engel, ſchilt ſie mich einen Teufel. Seufze ich und ſage: Ach, ſo antwortet ſie: Morgen. Sie erklärt mich für beſiegt, wenn ich den Sieg erfaßt zu haben meine; bitte ich den Himmel um Sieg, ſo verſpricht ſie mir Hölle und Qual. So grauſam und tyranniſch iſt ſie, daß wenn ſie mich dem Tode entgegen gehen ſieht, und ich ſeufzend ſpreche: Ach, ſie nur entgegnet: Morgen. — Ergötzlich beſingt die Romanze: libre del fuego de amor, wie der Dichter auf abſonderliche Weiſe von der Liebe curirt iſt. Alles Liebesgrames ledig, gehet er in einer ſternenhellen Sommernacht,

der Kühlung zu genießen, durch den grünen Prado. In leichter Kleidung, die er zierlich beſchreibt, ſchreitet er dahin. Dieſer verwahrloſte Zuſtand ſchien Amorn eine ſchickliche Gelegenheit, ſeinem Wohlſeyn ein Ende zu machen. Er weiß den Dichter in eine Magd verliebt zu machen, welche im Erdgeſchoſſe einer Limonadenſchenke beim Scheuern beſchäftigt war. Als der Dichter ſie alſo mit Schüſſeln und Pfannen handthieren ſah, beſann er ſich auf etwas recht Schönes, das er ihr ſagen möchte. Er glaubte ſeine Sache überaus gut gemacht zu haben, als er ihr am Ende ſagte: Schönes Kind, wollt Ihr mir wohl eine Schüſſel putzen? Bei dieſen Worten hob das Mädchen ihr Geſicht zu dem Fragenden auf, was ihn vollends dergeſtalt verliebt machte, daß er ihr gerne, wenn ſie es nur gewollt, bei ihrer Arbeit geholfen hätte. Er würde vor Freuden das Herz ſich erweitern gefühlt haben, wäre ihm verſtattet worden, dem Mädchen Handwaſſer zu reichen. Er bietet ihr nochmals ſeine Dienſte an, worauf ſie frägt: Ei, du gewaltiger Lumpenkerl, willſt wohl gar mit mir ſpaſſen? Auf ſolche Foppereien ſind wir bereits gefaßt; Freund, nimm den Weg unter die Füße, ſonſt ſind hundert Prügel Dir gewiß. Mit der Geduld eines über die Ohren Verliebten frägt er: warum Fräulein Maria ihn ſo übel behandle; ſie möge bedenken, wie ſehr er ſie liebe und wie reich er ſie beſchenken wolle. Sie fragt: wer ihm denn ihren Namen verrathen? Er antwortet: ſein Herz, das ſie anbete. Sie begehrt ſeiner Liebe nicht, gebietet „dem Lumpenkerl" zu gehen und verheißt dem etwa Bleibenden Seitens des Herrn Grafen eine tüchtige Tracht Schläge. Er erwiedert: wir Alle ſind doch Chriſten und bin ich auch kein Graf, ſo bin ich doch ein Freiherr. Die Schöne ſtellt ſich erweicht und verbeißt ein wenig mit dem neuen Liebhaber zu koſen, wenn ſie zuvor ſich die Geſchirre zurecht geſetzt. Wohlgefällig ſchreitet der Verliebte inzwiſchen auf und ab, rückt ſich die Mütze zurecht und faßt ſtolz an den Degengriff. Mariens Ausbleiben währt ihm unendlich lange, doch faßt er ſich in Geduld. Da hört er über ſich ein Fenſter öffnen und eine Stimme bitten, näher zu treten. Er läßt ſich das nicht zwei Mal ſagen und nähert ſich ſeinem Sterne. Nachdem er ein wenig mit ihr geredet, verſichert ſie ihm, verteufelt in ihn verliebt zu ſeyn, gießt aber mit einem Male einen tüchtigen Waſſerſturz auf ihn herab, wobei ſie äußert, daß es, wenn auch etwas warm, ihn doch genugſam abkühlen werde. Die Scheuerlauge

ſtrömte ihm übers ganze Geſicht, den Bart, Hals und Hände; es war auch ein Stück Waſchlappen dabei. Er verſichert eidlich, daß ihn dieſe Begegnung bei weitem nicht ſo geſchmerzt habe, als die Lache, welche das Mädchen aufſchlug, als ſie ihren Liebhaber ſo benetzt ſah. Er ging mit der Erfahrung bereichert, daß dergleichen Scheuerwaſſer ſelbſt den ſtärkſten Liebesflecken aus Liebe entflammten Herzen hinwegnimmt. — Von humoriſtiſchem Muthwillen ſprudelt die Romanze: Si yo gobernara el mundo, worin der Dichter verheißt, wie es in der Welt, wenn er dieſelbe (was Gott verhüten möge!) regieren ſollte, hergehen würde. — Ein heiterer Faſtnachtsſcherz mit einem Stückchen Beſchreibung eines Madrider Carnevals belebt die Romanze: Martes de Carnostolendas, welche mit der naiven Entſchuldigung endet, man möge nicht übel nehmen, daß der Poet ſeine Romanze ſchon beendige. — Die Romanze: a reñir salen furiosos ſchildert ein Zweikampfsunternehmen zweier abgemüdeter escuderos, welche durch die Ränke einer Dirne, die beide liebten, verneint mit prahleriſchem Großthun ihre Klingen wetzen, um einander auf Tod und Leben zu Leibe zu gehen. Zwei Zechbrüder erſcheinen, mit denen die Kämpfer eine entſetzliche, ihren Beſtandtheilen nach komiſch genug geſchilderte Mahlzeit einnehmen. Wohl gefüllt ziehen die Liebesritter aus dem Thore, ihren Strauß zu beſtehen. Nach Ablegung der Oberkleider ſtehen ſie bereits mit gezückten Schwertern einander gegenüber, als ſie gewahr werden, wie zwei eiferſüchtige Schaafböcke in ihrer Nähe um eine alte, jammervolle Schnucke mit den Hörnern ſich, allen Bemühungen der Hirten ungeachtet, dergeſtalt zerſtoßen, daß ihnen die Schädel platzen und beide todt niederfallen. Das Heldenpaar läßt ſich den Vorgang zur Warnung dienen. Was dünket Euch, ſprach der Eine, um dergleichen Liebeszwiſte; geben wir, entgegnet der Andere, unſern erſten Vorſatz auf; denn was Thiere thun, dürfen Ritter nicht vollbringen. — Von einer gar zu freien Seite und bis zur Unart geſteigert zeigt ſich die in den Schmutz verblümter Sinnlichkeit hinabgeſtiegene Ausgelaſſenheit des Spaſſes in den beiden nicht gerade züchtig verhüllenden Romanzen: caracoles me pide la niña und Soy toquera y vendo tocas, in welcher das üppige Verlangen und die feile Jedermannsliebe zweier Mädchen ſo geſchickt dargeſtellt wird, daß man, wenn der moraliſche Ekel an ſolchen Gedanken überwunden worden, nicht anders als dieſe Romanzen ungemein gelungen nennen kann. — Als ſpaßhafte Allegorie wird in

der Romanze: En tiempo que el Rey Theseo die Liebschaft Jupiters und Danaens behandelt. Zur Zeit, heißt es da, als König Theseus zu Badajoz regierte und Maricastaña in Kastilien herrschte, als die Thiere redeten, was sie noch heute thun, wenn sie satt sind, als Esel und Nachtigall um die Wette sangen; in jenem blühenden Zeitalter, dessen wir uns nicht mehr erfreuen, weil die Zeit das Gold verbrachte und die Entdeckung des Kupfers gemacht ist, begab es sich, daß ein Herr über Achaja regierte, welcher Akrisius hieß und aus Antenors Geschlechte war. Derselbe hatte eine Tochter, in welche der Himmel seine höchste Schönheit und die Blüthe seiner Anmuth niederlegte. Der Glanz ihrer Haare überstrahlte den Schimmer des Goldes. Das Leuchten ihres Antlitzes entfärbte den Strahl der Sonne. Ihre Wangen, Lippen, Zähne waren Scharlach, Korallen, Perlen; ihre Stirn glich dem geglätteten Silber, ihre Augenbraunen Amors Bogen. Den Vater wandelte Furcht an, als er so große Schönheit an seiner Tochter wahrnahm. Er beschloß sie der Gefahr zu entziehen und ihre Ehre sicher zu stellen. In einen Thurm schloß er sie ein, den Ehre und Furcht bewohnten und wo die schöne Danae frei lebte, wie es in einem Gefängnisse möglich. Allein der kleine, blinde Spitzbube wußte mittelst seiner Ränke den Gott der Götter in sie verliebt zu machen. Denselben gelüstete, sie zu schauen; er sah die Prinzessin und war sofort in sie verliebt; sein Verlangen zu befriedigen, schritt er sofort zur Ausführung. Er verwandelte sich in goldenen Regen und fiel ihr auf den Unterrock; dieß ist die beste Manier Spröde zu erweichen. Er nahm seine ursprüngliche Gestalt wieder an und trug sein Gewerbe vor. Böse Zungen wollen wissen, daß er bei ihr geschlafen. Ich will mich in die Frage: ob es also gewesen, nicht einmischen. Naso erzählt es so, der mit seiner großen Nase alles witterte und roch. Ich weiß nur, daß eine Bauchgeschwulst erfolgte. Einige erklären es für eine Schwangerschaft, doch konnte es auch Verstopfung seyn. Hervor ging das Interesse, nach welchen die Schiffe als Compas und Laterne sich richten, welche das Meer der Liebe durchfahren. Nach diesem Winde richten sie ihre Fahrt, es ist ihr Ruder und Mast; überall, wo es fehlt, leidet der arme Liebhaber Schiffbruch. Es ist das non plus ultra, und wenn Ihr es endlich hinter Euch habt, wird man Euch, bevor die Traube sich färbt, nach Borer schicken. — Der Schlußvers ist mir unverständlich. — Ich habe unwillkürlich doch in die Zeiten

der nach Regeln geübten Dichtkunſt, welche uns hier noch nicht beſchäftigen ſoll, übergegriffen und ſchon einige jener verkleinerten Romanzen mit erwähnt, welchen wir in dieſer Geſchichte noch einmal unter dem Namen Letrillas begegnen werden. Manche der hier gedachten Romanzen gehören wohl in das Gebiet der Kunſtpoeſie. Dieſes wird von nun an von dem der Volkspoeſie immer ſchwerer zu trennen, welche, ohne ſich in geſchichtliche Epochen, wie die Kunſtpoeſie, ſondern zu laſſen, ihren Grundcharakter, mit Ausnahme einiger Formerweiterungen, meiſt unverändert beibehielt. Ich nehme daher von der Volkspoeſie, mit dem Vorbehalte, ihrer nur noch beiläufig zu erwähnen, Abſchied, nachdem ich meinen Leſern einige Proben von ältern Romanzen in eigener Ueberſetzung vorgelegt haben werde. Vorher kann ich mich jedoch nicht enthalten, Lope de Vegas Aeußerungen über die Romanzenform mitzutheilen. „Einige wollen, ſo ſagt er, daß die Romanzen die Elementarübungen der Dichter ſeyen; ich bin jedoch nicht dieſer Meinung; denn ich finde die Romanze nicht allein geeignet, jeden Gedanken mit ſüßer Leichtigkeit auszudrücken und deutlich zu machen, ſondern im wohllautenden Gedichte auch jede bedeutende Handlung vorzutragen; auch bin ich ſo aufrichtig Spanier, daß ich, weil dieſe Dichtungsart in unſerer Sprache einheimiſch iſt, ich es mir nicht ausreden laſſe, ſie ſey jeglicher Schätzung werth. Die reimfreien italieniſchen Verſe ahmten den heroiſchen Vers der Römer nach; die Spanier thaten es in Romanzen, denen ſie durch die Aſſonanzen mittelſt Wohlklang und Süße noch mehr Anmuth gaben.“

Don Pedro von Cardeña (ſehr alt).

In San Pedro von Cardeña
Liegt der Cid in ſeinem Grabe,
Neben ihm ſein Weib Ximene,
Mögen gute Ruh' ſie haben!
Und es liegen dort viel Kön'ge
Und viel Herren von dem Adel,
Die berühmt einſt ſind geworden
Durch erhabne Heldenthaten.
Unter vielen Wunderdingen
Iſt doch eines ſo geſtalten,
Daß Erſtaunen ſelbſt im Himmel
Dort ſich mag verlautbart haben.
Denn es ſind zweihundert Mönche,
Die Sanct Benedict entſprachen
In dem Leben wie im Kleide,
Dort als Martyrer erſchlagen.
Andre heilge Orden zeigen
Einen Heilgen dann und wannen;
Du für einen gar zweihundert,
Darum biſt du hoch geachtet.
O Cardenna, du Beglückte,
Auf der Erde zwar gelagert,
Biſt du doch vom Blut der Söhne
Himmelwärts empor getragen.

All dein Volk beſteht aus Kriegern;
Denn wenn auch im heißen Kampfe
Einige ſiegreich ſind gefallen,
Haben ſiegreich Ander' erſchlagen,
Wenn die glaubenloſen Mauren
Deinem heilgen Hauſe nahen;
Einſt in Furcht vor einem Cid
Sind zweihundert nun zu ſchlagen.

Du glorreicher Benedictus
Magſt dich unbeſorgt gehaben,
Wenn du ſo gar tapfre Krieger
Siehſt in deiner Leute Schaaren.

Romanze vom Grafen Claros.

Graf, es faßt um euch mich Trauern,
Daß man ſo euch tödten will;
Denn die That, ſo ihr verbrochen,
Iſt ſo ſchwer zu ahnden nicht,
Da Verſündigung aus Liebe
Würdig der Verzeihung iſt.
Drum hab' ich erſucht den König,
Daß er frei euch wieder ließ'.
Doch der König, heftig zürnend,
Wollte gar nicht hören mich,
Da ein Urtheil, das geſprochen,
Niemals er zurücke nimmt.
Denn ihr ſchlieft bei der Infantinn,
Statt zu wachen über ihr;
Beſſer war es, wenn ihr Vetter
Auf die Damen achtlos blieb.
Wer ſich emſig um ſie kümmert
Hoffet vielen Glücks Gewinn;
Doch dem Tode, dem Verderben
Mag wohl Niemand leicht entflieh'n.
Denn die Feſtigkeit der Weiber
Dauert langen Zeitraum nie;
Solche Worte, o mein Oheim,
Kann ich ſchier ertragen nicht.

Lieber will ich um ſie ſterben,
Als ich meide ihren Blick.

Romanze von der friſchen Roſe.

Friſche Roſe, friſche Roſe,
Reizend, ſchön und minniglich;
Als ich euch umarmt gehalten,
Wußt' ich euch zu dienen nicht.
Nun ich jetzt euch dienen möchte,
Habe ich euch nicht bei mir.
Freund, die Schuld iſt einzig euer,
Euer, meine war es nie;
Denn durch einen eurer Diener
Schicktet ihr mir einen Brief;
Zum Vergelt des Botenlohnes
Gab er anderen Bericht:
Daß im Land Leon ihr wäret
Schon vermählt zu dieſer Friſt;
Daß ein ſchönes Weib ihr hättet,
Kinder, wie die Blumen friſch.
Wer euch ſolches ſagte, Herrinn,
Sprach zu euch die Wahrheit nicht.
Niemals ging ich nach Caſtilien
Und war in Leon noch nie,
Einmal nur als kleiner Bube,
Der auf Liebe noch nicht ſinnt.

Der Sproſſer und die Turteltaube.

Friſche Quelle, friſche Quelle,
Quelle friſch, dabei ſo lieb;
Bei dir ſuchen alle Vöglein
Süßen Troſt und Labung ſich.
Aber nicht das Turteltäubchen,
Es iſt Wittw' und Schmerz erfüllt.
Deßhalb hatte ſich ein Sproſſer
Hergemacht verrätheriſch.
Und Verrath war alle Rede,
Die er zärtlich zu ihr ſpricht;
Wär' es dir gefällig, Herrin,
Gäb' ich mich in deinen Dienſt.
Heb' hinweg dich, falſcher Träger,
Heb' hinweg dich, Böſewicht;
Nicht ruh' ich auf grünem Zweige,
Nicht auf blumenreicher Trift.
Finde ich ein klares Waſſer,
Trübe wird es, trinke ich;
Keinen Gatten will ich haben,
Denn auch Kinder mag ich nicht.
Ich will nicht mit ihnen koſen,
Tröſten ſollen ſie mich nicht;
Drum verlaß mich, du Verräther,
Ärger, falſcher Böſewicht.
Nicht kann ich dein Weibchen werden,
Mich mit dir vermählen nie.

Romanze vom fremden Ritter.

Rittersmann aus fremden Landen,
Reitet her und haltet an;
Stoßt die Lanze in die Erde,
Bindet euer Roß daran;
Denn nach Kunde muß ich fragen,
Ob ihr kennet mein Gemahl.
Eur Gemahl, ihr holde Dame,
Welche Zeichen führt er, ſagt.
Mein Gemahl iſt jung und blendend,
Edelmann und frei von Art;
Er freut ſich am Damenbrette,
Freut nicht minder ſich am Schach.
Auf dem Schwertknopf ſteht ſein Wappen,
Das er führt als ſpan'ſcher Graf;
Und ſein Kleid ziert außen Goldſtoff,
Innen Carmoſinenfarb.
Und ein portugieſiſch Zähnlein
An des Sperres Eiſen prangt,
Das er einem tapfern Franken
Beim Turnieren abgewann.
Nach den Zeichen, meine Herrin,
Iſt geſtorben eur Gemahl;
In dem Haus des Genueſers
Fiel er zu Valencia,
Als beim Spiel im Damenbrette
Ein Mailänder ihn erſtach.
Ihn beweinten viele Damen,
Ritter auch im Waffenglanz;
Doch des Genueſers Tochter
Hob vor Allen Klagen an.
All' aus einem Munde ſagen,
Daß ſie ſeine Liebſte war;
Wollt ihr eurer Liebe pflegen,
Setzt mich keinem Andern nach.
Herr, verlanget nicht dergleichen,
Ritter, nicht verlanget das;
Denn bevor ich ſolches thäte,
Würd' ich eine Nonne gar.
Werdet keine Nonne, Herrinn,
Das zu thun, habt ihr nicht Macht;
Denn eur vielgeliebter Gatte
Stehet wieder vor euch da. —

Romanze von Roſenblüte.

Ein Caſtell ſteht in Caſtilien,
Friſchenfeld iſt es genannt;
Das Caſtell heißt man den Felſen,
Friſch die Quelle nebenan.
Seinen Fuß hat es von Golde,
Silbern iſt der Zinnen Glanz;
Zwiſchen Zinn' und Zinne ſtehet
Ein Sapphirſtein jedesmal,
Der bei Nacht ſo helle glänzet,
Wie die Sonn' am hellen Tag.
Darin wohnt ein junges Fräulein,
Roſenblüte zubenannt.
Um ſie werben ſieben Grafen,
Drei Herzög' aus Welſchenland;
Alle hat ſie keck verſchmähet,
Uebermuth iſt ihre Art.
Denn ſie liebt den Monteſinos
Nach Gehör, den nie ſie ſah.
Einſtmals ſchreiet Roſenblüte
Gar gewaltig auf bei Nacht.
Und es ſchlief ein Kammerdiener
In dem Zimmer, der vernahm's.
Was war das, o meine Herrin?
Roſenblüte, was war das?
Seyd ihr etwa krank vor Liebe,
Oder ſeyd ihr raſend gar?
Raſend bin ich nicht geworden,
Doch vor Liebe bin ich krank;
Dieſes Brieflein mußt du bringen
In das ſchöne Frankenland;
Gib es ab an Monteſinos,
Für den ich in Lieb' entbrannt.
Sag' ihm, daß er mich beſuche
Auf den Blütenoſtertag;
Meinen Leib woll' ich ihm ſchenken,
Der, der ſchönſt' im ganzen Land,
Den der Schweſter ausgenommen,
Der im Feuer ſey verbrannt.
Doch ging' ſein Begehr noch weiter,
Brächt' ich noch weit mehr ihm dar.
Wollt' ihm geben ſieben Schlöſſer,
Die beſten hier im Land.

Jeſus im Schiff.

Schlafumfangen fuhr der Heiland
In dem Schiffe übers Meer,
Bei ihm waren ſeine Jünger,
Haben, ſehen, ihn nicht erweckt.
Da begann mit einem Sturme
Stracks das Waſſer hohl zu gehn.
Durch die Wogen, die's verſchlingen
Wellen, wird das Schiff bedeckt.
Von der Furcht ergriffen fangen,
Nun die Jünger an, zu flehn:
Meiſter, rufen ſie, o Meiſter
Eile ſchnell, uns beizuſtehn!
Und es wandte ſeine Rede
Jeſus an ſie, aufgeweckt:
Männer mit geringem Glauben
Was ihr doch befürchtet, denkt!
Gottes Allmacht zu bezweifeln
Iſt ein ruchlos arg Vergehn.
Er erhebt ſich und gebietet
Ruh dem Winde und dem Meer.
Große Furcht ergriff die Jünger,
Die voll Staunen an ſich ſehn;
Und ſie ſprechen: Wer iſt Jener,
Daß der Sturm vor ihm ſich legt?

Die Eroberung von Alhama.

Langſam ritt der Maurenkönig
Durch die Straßen von Granada;
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Vivarambla.

Es war ihm ein Brief gekommen,
Daß erobert sei Alhama;
Jenen Brief warf er zu Boden.
Schlimm erging's dem Abgesandten.
Von dem Maulthier stieg er nieder
Und schwang sich auf einen Rappen;
Ueber den Zacatin eilt er
Schnell hinauf zu der Alhambra.
Angekommen in Alhambra,
Hat er schnell Befehl erlassen,
Daß die Silberzinken tönen
Und daß die Drommeten schallen.
Und die dumpfe Kriegestrommel
Eiligst rufe zu den Waffen,
Daß es hören seine Mauren
Von der Vega und Granada.

Da den Schall die Mauren hören,
Der sie ruft zu blutgem Kampfe,
Schaart sich einer zu dem andern,
Daß erwächst ein groß Geschwader.
Da hub an ein alter Maure
Und auf diese Weise sprach er:
Wozu rufst du uns, o König,
Weshalb dieser Ruf zum Kampfe?
Hören sollt ihr, meine Freunde,
Eine höchst betrübte Nachricht,
Daß die Christen kühnen Muthes
Abgenommen uns Alhama.
Hierauf tritt ein Alfaqui,
Grau, mit lang gewachsenem Barte:
Recht geschieht dir, wackrer König,
Recht geschieht dir, König wacker!
Du erschlugst die Vencerragen,
Einst die Blüte von Granada;
Nahmst die Abgefallnen auf
Von Cordova der nambaften.
Drum verdienest du, o König,
Eine doppelt schwere Strafe:
Daß dein Reich mit dir verderbe,
Daß verderbe auch Granada!

Der Alkalde von Alhama.

Maurenhauptmann, Maurenhauptmann,
Mit dem schönen Lockenbarte,
Dich zu fahn gebeut der König,
Weil verloren ging Alhama,
Und das Haupt dir abzuschlagen,
Es zu pflanzen auf Alhambra
Dir zur Strafe; und zittern sollen,
Die es ansehn, alle andern.
Warum hast du nehmen lassen
Eine Stadt so hoch gehalten?
Drauf erwiedernd hat gesprochen
Diese Worte der Alkalde:
Ritter und ihr wackern Männer,
Die ihr herrschet in Granada,
Saget meinerseits dem König,
Daß ich nichts verschuldet habe.
Ich war grad' in Antequera,
Half der Schwester Hochzeit halten;
Feuer mag dies Fest vertilgen,
Den auch, der dazu gerathen;
Urlaub gab der König selber,
Nicht ja ging ich ungefraget;
Er bewilligte drei Wochen,
Und ich bat nur vierzehn Tage.
Daß verloren ging Alhama,
Das gereicht mir selbst zum Grame;
Denn verlor sein Land der König,
So verlor ich Ehr und Adel.
Meine Tochter ging verloren,
Einst die Blume von Granada;
Den Tarif nennt er sich Markgraf,

Der ſie jetzo hält gefangen;
Hundert Goldſtück' wollt' ich geben,
Und für nichts die Gabe achten.
Chriſtinn ſey die Tochter worden,
Ließen ſie zur Antwort ſagen;
Und als Namen war gegeben
Ihr: Maria von Alhama —
Doch vorher war ſie geheißen:
Maurinn Fatima mit Namen.

Als der Hauptmann ſo geſprochen,
Brachte man ihn nach Granada,
Stellte dort ihn vor den König
Und das Urtheil kam zu Tage,
Daß das Haupt ihm abzuſchlagen
Und zu pflanzen auf Alhambra.
Dieſes Urtheil ward vollzogen,
Wie's der König wollte haben [1])

---

1) In der guerras civiles de Granada befindet ſich noch eine andere Behandlung vorſtehender beider Romanzen, die auch zuweilen als *eine* erſcheinen. In der guerras (S. 81. Band III. der Gothaer Ausgabe de 1805.) heißt es, daß die erſtere urſprünglich arabiſch gerichtet ſey, und ſo traurig und ſchmerzhaft geklungen habe, daß in Granada verboten werden mußte, ſie zu ſingen.

Das Gedicht vom Cid.

Wenn wir auch, durch vernünftige Analogieen geleitet, nicht daran zweifeln dürfen, daß das erste Wallen und Fluthen des epischen Geistes mit dessen Regen jede Nationalpoesie beginnt, sich in Spanien um die Heldengestalt des Cid her erhoben und an diesem festen Horte im nebulosen Wirwarr sich in historischen Liedern abgesetzt hat, aus denen die Romanzen, wie wir sie kennen, sich herausgestaltet haben, so ist doch, wie gedacht, keins dieser und anderer Lieder in Romanzenform in der ursprünglichen Gestalt vorhanden und als ältestes Denkmal der castilianischen Poesie nachweisbar. Der Fülle des Ruhmes, den die Größe des Helden ausgegossen, genügte aber schon frühe das geringe Gefäß der Romanze nicht und sie suchte zur Aufnahme und Fassung desselben weitere Formen mit künstlicher getriebener Arbeit. So entstand, wohl kaum 50 Jahre nach Cids Tode, die epische Composition, welche unter dem Namen des poema del Cid von Sanchez 1779. zuerst bekannt gemacht [2]) wurde, nachdem Sarmiento (§. 551. seiner Memorias) für die Liebhaber der Poesie eine ganz unbedeutende, nur sprachliche Notiz darüber hingeworfen hatte. In Sandovals Nachrichten über die Stiftungen für den heiligen Benedict und in Berganza's Schrift über Spaniens Alterthümer, worin man freilich über Nationalpoesie keine Auskunft sucht, war das Gedicht aber schon früher mit Ausziehung einiger Verse erwähnt und dadurch Sanchez auf dasselbe aufmerksam geworden. Das Manuscript wird in der Vaterstadt des Cid, zu Vivar, mit großer Sorgfalt aufbewahrt. Als Sanchez dasselbe zu sehen bekam, enthielt es noch 74. Blätter. Im Anfange fehlten einige und in der Mitte eins. Diese schienen alles Fleißes mit der Scheere herausgeschnitten. Die Verstümmelung der Handschrift muß schon alt seyn. Denn in der 1596. durch Ulibarri da-

2) Auch in Deutschland ist das Gedicht gedruckt. Es stehet im ersten Bande von unseres trefflichen Schubert Biblioteca Castellana, portuguez y provenzal. 2. Auflage. 1800.

von genommenen Abschrift befinden sich bereits jene Lücken. Schuberts Vermuthung, daß man die Blätter herausgeschnitten, weil dieselben etwa Schmähungen wider die Gegner und die schlimmen Schwiegersöhne Cids enthalten, finde ich weit hergeholt. Mit den schlimmen Schwiegersöhnen sollen doch wohl die Infanten von Carrion gemeint seyn. Diese sind im vorhandenen Theile des Gedichts oft genug geschmähet, ohne daß man die Stellen, worin dieß geschieht, ausgemerzt hat. Auch ist mehr als unwahrscheinlich, daß das Gedicht sogleich mit dergleichen Schmähungen begonnen haben sollte. Jede der vorhandenen 148 Seiten enthält ungefähr 25 Verse. Die ganze Handschrift wird also etwa 4000 Verse enthalten haben. Die Vermuthungen über Verfasser und Abfassungszeit haben noch kein bestimmtes Resultat an den Tag gebracht. Daß der am Ende erwähnte Abt Peter nur Abschreiber und nicht der Dichter war, ist das Wahrscheinlichere. Ueber das Alter entscheidet sicherer die Sprache als die in jenem Schlusse verzeichnete Jahreszahl. Außer der großen Einfalt, dem Merkmale ältester epischer Zeit und der ungemeinen Kunstlosigkeit der Erzählung tragen die erst wenig gebildeten Wörter, welche unverkennbar den nähern Hervergang aus der lingua vulgaris erkennen lassen, die sich noch nicht völlig ins moderne Romance hat überformen können, was bei dem spätern Verceo mehr der Fall ist, Spuren des höchsten Alterthumes. Die Orthographie ist noch wenig gebildet und mittelst Versetzung der Buchstaben höchst schwankend. Nach allen Seiten hin zeigt sich die Sprache als eine noch sehr flüssige und im gährenden Zustande des jungen Bildungstriebes begriffene. Die organischen Gelenke haben kaum angesetzt. Die Versart darf nur hin und wieder metrisch genannt werden, obwohl sie auf dem Wege zu den versos de arte begriffen erscheint. Ochoa nennt diese metrische Unvollkommenheit eine barbarische Zügellosigkeit. Ein großer Irrthum ist es, die Verse, wie mehre Literatoren gethan, für Alexandriner zu erklären. Ihre Sylbenzahl ist vielmehr ganz unbestimmt (10, 15, 20 wechseln miteinander). Assonanz und Consonanz gehorchen noch durchaus keiner sichern Regel. Zuweilen läuft, bis sich der Dichter endlich selber daran ermüdet, eine einzige Assonanz durch mehr als 100 Verse ohne Abwechslung mit Consonanzen und nicht selten trifft man auch Verse, welche weder assoniren noch consoniren. Oefter scheint der Dichter eines Assonanten sehr bald

überdrüſſig und gibt denſelben bald für einen andern auf. Mit einem Worte: die ſprachliche und metriſche Form des Gedichtes berechtigen die Entſtehung deſſelben mindeſtens zur erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hinauf zu ſetzen. Im Vergleich mit den Verſen dieſes Gedichtes ſind diejenigen, worin Berceo um 1200 ſeine Dichtungen kleidete, in dem Grade vollendeter und regelmäßiger, daß eine bedeutende Sprach- und Verscultur in der Zwiſchenzeit beider Gedichte als nothwendige Annahme erſcheint, deren Dauer man kaum lang genug denken kann. Im Gedichte ſelbſt iſt außer der Bemerkung: daß die Könige Spaniens jetzt[1]) des Cid Verwandten ſeyen, welche ſehr vieldeutig iſt, nur die Angabe zur Beſtimmung der Abfaſſungszeit brauchbar, daß unter den Großen in den Cortes zu Toledo auch die Schwiegerſöhne des Königs Alfonſo erſchienen:

Der Graf Don Heinrich und der Graf Don Raymund,
Letzterer war der Vater des guten Kaiſers.

Don Raymund ſtarb 1106. (cf. Ferreras Geſchichte von Spanien, deutſche Ueberſetzung S. 363. §. 416.). Sein Sohn Alfonſo VII. von Leon ließ ſich 1135. zum Kaiſer ausrufen (Ferreras S. 451. §. 623.). Das poema muß alſo nach dieſer Zeit gedichtet ſeyn. Aus dem Umſtande, daß der Dichter Alfonſo VII. ſchlechtweg den guten Kaiſer nennt, mithin eine allgemeine Bekanntſchaft vorausſetzt, dürfte gefolgert werden können, daß derſelbe noch lebte. Das Epos müßte daher vor dem Jahre 1157., worin Alfonſos VII. Tod erfolgte, gedichtet ſeyn. Daß die Vermählung einer der weiblichen Nachkömmlinge Cids Gelegenheit hiezu gegeben, wie Wolf will, bezweifle ich aus dem Grunde, weil ein ſolcher Anlaß gar nicht angedeutet iſt, andererſeits Haltung und Ton zu erkennen geben, daß es dem Dichter perſönliches Bedürfniß war, den Helden zu verherrlichen; ſeine ſchöne Begeiſterung für denſelben (um ſo ſchöner als ſie ſich, obwohl überall fühlbar, kaum durch ein einzelnes lebendes Epitheton darlegt und nicht in Worten, ſondern in Aufführung von Thaten ſich ausprägt), quillt in den alterthüm-

1) Hier mag die Bemerkung Platz finden, daß Kaiſer Carl V. in dem Decrete, worin er die Särge Cids und ſeiner Gemahlin an ihre alte Stelle zurückzuſchaffen befahl, ſich rühmt, ſelber vom Cid abzuſtammen. Er wirft dem Abte von Cardeña vor, daß er deſſen uneingedenk geworden.

lichen Verſen viel zu ſehr aus dem Vollen, als daß die Meinung feſtzuhalten ſtünde, das Werk ſey nur ein Gelegenheitsgedicht.

Sanchez vermuthet, daß die am Anfange der von ihm herausgegebenen Handſchrift fehlenden Blätter das Titelblatt und irgend eine Anrufung enthalten haben mögen. Das Gedicht beginnt daher geradezu mit dem Abzuge des Helden in die ihm von ſeinem Könige auferlegte Verbannung. Er verläßt ſein Stammſchloß Bivar, wo Alles die Merkmale der Verödung zeigt. Weinend läßt der Cid den Blick auf der geliebten Stätte ruhen, „er ſah offene Thore, Pforten ohne Schlöſſer, Falkenſtangen ohne Leder und Kappe und ohne Falken.“ „Mein Cid erſeufzte dann; es lagen ſchwere Sorgen auf ihm; es redete mein Cid trefflich und geſetzt: Ich danke Dir Herr und Vater, der Du droben biſt; dieſes haben mir meine böſen Feinde angerichtet.“ Statt der böſen Zeichen, unter welchen er Bivar verließ, empfing er zu Burgos, wo er mit ſechzig treu gebliebenen Rittern einzog, gute Vorbedeutungen. Unter Wehmuthsthränen ſchauen die Männer und Frauen aus den Fenſtern ſeinem Einritte zu und rufen: „O Gott, hätte der gute Lehnsmann auch einen guten Herrn!“ Doch wagt aus Furcht vor König Alfonſos Zorn ihn Niemand in ſein Haus zu laden. Denn am Tage zuvor war ein Schreiben mit königlichem Siegel eingelaufen des Inhalts: „daß Niemand meinem Cid Ruy Diaz Herberge gewähre, denn jedem, der es thut, ſey das wahre Wort gegeben, daß er Hab und Gut und die Augen aus dem Kopfe, ſo wie Leib und Seele verlieren ſoll! „Sein eignes Haus findet der Cid auf Befehl des Königs verſchloſſen. Vergeblich iſt ſein Rufen und Klopfen. Die drinnen wagen ihm nicht einmal zu antworten. Nur ein Kind von neun Jahren, das ſich ihm, „da er zu guter Stunde ſein Schwerdt angelegt,“ darſtellt, wagt von dem Befehle des Königs ihn zu unterrichten und verſchwindet, nachdem es gewünſcht, daß „der Schöpfer mit allen ſeinen heiligen Tugenden den Helden ſchützen möge,“ in ſein Haus. Der Geächtete ritt daher zum andern Thore von Burgos wieder hinaus und ſtieg bei Santa Maria ab, beugte die Knice und verrichtete ſeine Andacht. Eine neue Noth erwächst ihm dadurch, daß der König verboten, dem Cid Lebensmittel zu verabfolgen. Der vollkommene Burgaleſe Martin Antolinez erquickt jedoch den Verbannten und ſeine Schaar mit Brod und Wein. „Martin Antolinez ſprach, was ihr hören ſollet: Wohlan Cam-

prador, in guter Stunde seyd Ihr geboren; lasset uns in dieser Nacht abziehen und bis zur Morgenfrühe wallen; denn weil ich Euch gedient, werde ich angeklagt werden und dem Zorne des Königs Alfonso anheim fallen; allein wenn ich mit Euch lebend und gesund entkomme, werde ich mir früh oder spat den König wiederum zum Freunde machen, wo nicht, so achte ich Das, was ich dahinten lasse, nicht eine Feige werth." Mein Cid, welcher zu guter Stunde das Schwerdt anlegte, erwiderte: Martin Antolinez, Ihr seyd ein kühner Speer, lebe ich, so sollet Ihr doppelten Sold haben; verspendet ist all' mein Gold und Silber; Ihr sehet wohl, daß ich keine Habe mit mir führe; doch bin ich für meine ganze Schaar des Geldes bedürftig; gewaltsam muß ich mirs schaffen, denn in Güte erhalte ich nichts. Auf Euern Rath will ich zwei Kisten fertigen; wir wollen dieselben mit Sande füllen und sie werden recht schwer werden. Man bedeckt sie mit Teppichen und verschliesset sie wohl. Die Teppiche seyen von Purpur, die Schlüssel gut vergoldet." Diese Kisten sollen den Juden verpfändet werden. „Bei Nacht bringe man dieselben nach Burgos, so daß die Christen es nicht inne werden; der Schöpfer mit allen seinen Heiligen mag es sehen." Martin Antolinez übernimmt den Auftrag: „Gegrüßet seyd mir Rachel und Vidas, Ihr meine werthen Freunde. Insgeheim möchte ich mit Euch reden." Sie gehen beiseite. „Rachel und Vidas gebt beide mir die Hände darauf, daß Ihr mich weder Mauren noch Christen entdecken wollet; für immer reich will ich Euch machen, daß es Euch an nichts mangele ꝛc." Er läßt sich versprechen, die Kisten binnen Jahresfrist nicht zu öffnen. Sie geben die geforderten 600 Mark dafür. Der weiter ausgesponnene Dialog zwischen Antolinez und den Juden, woran nachher der Cid selber Theil nimmt, ist voll dramatischen Geschickes und Leben, zumal ihnen Antolinez in Betracht seiner Bemühungen, einen vermeintlichen großen Gewinn zuzuwenden, noch ein bedeutendes Geschenk für sich abzuschwatzen weiß, was er dem Cid freimüthig bekennt. Nachdem dieser das verlangte Geld erhalten, bricht die Schaar auf, welche inzwischen bivouaquirt hatte. „Das Haupt des Rosses wendete er gen Santa Maria; er erhob die Rechte und bekreuzte sich vor dem Gesicht: Dir danke ich für dieses, o Gott, der Du Himmel und Erde lenkest; Deine Tugenden mögen mir helfen, glorreiche, heilige Maria; hier verlasse ich Castilien, denn

der König zürnt mir; ich weiß nicht, ob ich all' mein Tage dahin wieder heimkehren werde; Deine Tugend helfe mir, Glorreiche, zu meinem Ausgange und schütze mich; sie möge meine Zuflucht werden bei Tage und bei Nacht; wenn Du es also fügest und das Glück mir vollendet würde, will ich Deinem Altare gute und reiche Gaben senden; ich bin in Schuld und will tausend Messen lesen lassen." Nachdem Antolinez noch einmal nach Burgos heimgekehrt, um sein Weib zu sehen, reitet Cid gen Pedro von Cardeña, wo das seinige mit den Töchtern weilt. Sie hatte sich eben ins Gebet für den Gemahl begeben, als die Kunde seiner Ankunft erscholl. Mit Lichtern eilten alle in den Hof des Klosters und empfingen freudevoll „den zu guter Stunde Gebornen." Der Cid schlägt die vom Abte ausgegangene Einladung, hier liegen zu bleiben, aus, vertrauet demselben aber Frau und Tochter auf ein Jahr an unter dem Versprechen, jede für dieselben ausgegebene Mark durch vier ersetzen zu wollen. Donna Ximene weint, als sie den Entschluß des Gemahles vernimmt, ferner getrennt von ihm bleiben zu sollen. „Vor dem Compeador wirft sie sich auf beide Knie, die Thränen rinnen ihr aus den Augen; seine Hände will sie küssen. Erbarmen, tapferer Held, in guter Stunde wurdet Ihr geboren; durch böse Plauderer seyd Ihr aus dem Lande vertrieben. Erbarmen, o Cid, Du so vollkommener Bart; sehet mich vor Euch und Eure Töchter; sie sind Kinder und von jungen Tagen; mit meinen Damen, die mich bedienen, sehe ich wohl, daß ihr aufbrechen wollet und wir haben uns von Euch im Leben zu trennen, ertheilt uns Rath um der Liebe der heiligen Maria Willen. Da legte der Cid die Hände an seinen struppigen Bart und nahm seine Töchter in die Arme; an das Herz drückte er sie, denn er liebte sie sehr; heftig weint' er aus den Augen, während er laut seufzet. Wohlan, Donna Ximene, mein so vollkommenes Weib, wie meine eigene Seele liebe ich Euch; Ihr sehet ja, wir müssen uns im Leben trennen; ich werde gehen und Ihr bleibet daheim. Möge es Gott gefallen und der heiligen Maria, daß ich noch mit eigenen Händen diese meine Töchter vermähle und daß mir noch Glück und einige Tage zu Theil werden. Für Euch aber, ehrenwerthes Weib, soll von mir gesorgt werden." — Große Festlichkeiten sind nun zu Pedro de Cardeña, selbst die Glocken werden geläutet aus Freuden über die Ankunft des Cid. Als inzwischen die Verbannung des Cid in Castilien bekannt wird, sam-

meln ſich groſſe Schaaren Ritter, welche ihn zu San Pedro de Cardeña aufſuchen und freundlich von ihm angenommen werden. „Ich bitte Gott und den geiſtigen Vater, daß ich für Euch, die Ihr meinetwegen Haus und Erbe verlaſſen, vor meinem Ende etwas Gutes ausrichten möge, um Euch dasjenige, was Ihr verloren, doppelt wieder zu erſetzen.“ Die vom Könige geſetzte Friſt zur Räumung des Landes war verſtrichen. Am Abende des letzten Tages ſprach Cid zu ſeinen Rittern: Höret Ihr Herrn, laſſet es Euch nicht verdrießen, meine Habe iſt gering; Euer Theil möcht' ich Euch gewähren; überlegt, wie es geſchehen mag; morgen, wenn die Hähne krähen, ſäumet nicht, ſattelt auf, zu San Pedro wird der gute Abt Amt halten; er wird die Meſſe leſen; es wird die der heiligen Dreifaltigkeit ſeyn; nach Beendigung der Meſſe gedenken wir zu reiten. Die Friſt nahet ihrem Ende und wir haben zu eilen, um hinwegzukommen.“ Bei dem Gottesdienſte warf ſich Donna Ximene auf die Stufen des Altares und betete ſo gut ſie konnte zum Schöpfer, daß meinen Cid, den Kampfhelden, Gott vor Uebel bewahren möge: „Wohlan Herr der Glorien, Vater im Himmel, Himmel und Erde haſt Du erſchaffen und zum Dritten das Meer; Mond und Sterne haſt Du geſchaffen und die Sonne zum Wärmen, das Fleiſch nahmeſt Du an in der heiligen Mutter; in Bethlehem erſchieneſt Du wie es Dein Wille war; Hirten verkündeten Deinen Ruhm und mußten Dich preiſen; drei Könige aus Arabien kamen Dich anzubeten; Melchior, Caspar und Balthaſer, ſie opferten Dir Gold, Weihrauch und Myrrhen, alſo war es Dein Wille; den Jonas retteteſt Du, als er ins Meer fiel. Du retteteſt Daniel aus der Löwengrube, Du retteteſt zu Rom den Herrn San Sebaſtian, Du retteteſt die keuſche Suſanna vom ungerechten Gerichte. Auf Erden wandelteſt Du zwei und dreißig Jahre, geiſtiger Herr, und zeigteſt die Wunder, von denen wir zu reden haben; aus Waſſer machteſt Du Wein und aus dem Steine Brod; den Lazarus erweckteſt Du; alſo war es Dein Wille; von den Juden ließeſt Du Dich faben und Dein Kreuz ſetzten ſie Dir am Calvarienberge, wo die Stätte Golgatha heißet. Zwei Schächer mit Dir und zu beiden Seiten; der eine iſt im Paradieſe, der andere gelangte nicht dahin; am Kreuze hängend verrichteteſt Du ein groſſes Wunder; Longinus war blind und ſah nie; er rannte Dir den Speer in die Seite, aus welcher das Blut hervorging; das Blut lief den Schaft ab-

wärts und benetzte ihm die Hände; er hob dieſelben auf und berührte damit das Geſicht; ſeine Augen eröffnete er und ſahe nach allen Seiten; an Dich glaubte er und war fortan von dem Uebel befreiet; im Grabmale erſtandeſt Du und fuhreſt zur Hölle, alſo war es Dein Wille; Du erbracheſt ihre Pforten und befreieteſt die heiligen Erzväter. Der Könige König biſt Du und Vater der ganzen Welt; Dich bete ich an und glaube an Dich von ganzem Herzen; Sanct Peter bitte ich, daß er mir helfe in meinen Bitten, für meinen Cid, den Kampfhelden, daß Gott vor Uebel ihn bewahre; wenn wir heute uns getrennt haben, mag er im Leben uns vereinigen." Nach beendigtem Gottesdienſt nehmen die Gatten von einander Abſchied. „Sie ſcheiden von einander wie der Nagel vom Fleiſche." — Der Weg, den Cid mit ſeinen Rittern nimmt, wird beſchrieben, ſo wie eine ihm im Schlafe gewordene Erſcheinung des Erzengels Michael, welcher ihm ſich zeigte, da er zu Figuerela raſtete. Die altväteriſche Trockenheit in der Erzählung des Zuges und die langweilige Genauigkeit in Angabe der Nachtquartiere geben wohl entſchiedenes Zeugniß, daß es dem Dichter um Erzählung des wirklichen Herganges zu thun geweſen, indem er hier allen Schmuck der Erzählung bei Seite läßt. Maleriſch dagegen iſt die Beſchreibung der Einnahme der Maurenſtadt Caſtejon und edel das Benehmen bei der reichen Beute, welche anderwärts gemacht wird in Folge der Thaten des „kühnen Speers" Alvar Senez. Der König iſt im Anzuge, dem Cid ſeine Eroberungen zu nehmen. Allein „mit Alfonſo, meinem Herrn, wollte ich nicht ſtreiten" ſagt dieſer und ziehet weiter. Anziehend iſt die Schilderung des Lagers am Salon (v. 562.), wo Cid längern Aufenthalt nahm, um einige benachbarte Städte der Araber an ſich zu bringen. Das lange widerſtehende Alcocer nimmt er durch eine Liſt ein (v. 583 — 620.), indem er einen Scheinabzug anordnet und die Bewohner ſicher macht, deren verlaſſene Wehren er überrumpelt. Die geängſteten Mauren wenden ſich nach Valencia (635.) und bitten deſſen König Tanic um Hilfe unter Vorſtellung der Gefahr des Verluſtes mehrer feſter Plätze. Dieſer ſendet drei Maurenkönige mit anſehnlicher Mannſchaft und dem Befehle ab, den Cid lebend zu fahen und vor ihn zu bringen (649.). Dieſer wird von den Königen mehre Wochen belagert. Brod und Waſſer gehen ihm aus. Er hält Kriegsrath. Seiner Mannen ſind 600. Es wird

ein Ausfall mit Allen beliebt. Cid übergibt ſein Banner in die Hand des tapfern Pero Bermuez. Anſchauliche Schilderung des Treffens (700 sq.). Cid befeuert die Seinen durch den alleinigen Hinweis auf ſich: „Ich bin Ruy Diaz der Cid, Kampfheld von Vivar.“ Drei tauſend Mauren bleiben auf dem Platze (740.). Cids tapfere, namhaft gemachte Helden verrichteten gewaltige Thaten. Die dazwiſchen gemeldeten kurzen Reden der Helden beleben die Schilderung anmuthigſt. Cid ſiegt aufs Vollſtändigſte, zwei der mauriſchen Könige werden verwundet. Koſtbare Beute. „Höret Minaya, Ihr ſeyd mein rechter Arm, von dem Reichthume, den uns der Schöpfer verliehen hat, nehmet nach Belieben mit Eurer Hand; ich will Euch mit der Botſchaft von der Schlacht, welche wir gewonnen haben, an den König Alfonſo, der mich erzürnet hat, nach Caſtilien ſenden; zum Geſchenke will ich ihm dreißig Roſſe überſchicken; alle ſind wohl geſattelt und gut aufgezäumt.“ Auch an ſeine Gemahlin und Töchter ſendet er einen Theil der Beute, nachdem er davon den Betrag für tauſend Meſſen geſondert, die zu Burgos geleſen werden ſollen. Indeß die Botſchaft ausgerichtet wird, leben die Mannen Cids herrlich und in Freuden. „Wer einem guten Herrn dient, lebt immer in Luſt.“ Cid verkauft die Feſtung Alcocer an die Mauren von Calatayud. Als die von Alcocer ihn abziehen ſahen, klagten ſie ihm nach: Ziehe hin, mein Cid, Dir voran gehen unſere Gebete: wir ſind mit Wohlthaten von Dir überhäuft, o Herr. Alvar Fanez Minayas Botſchaft an den König wird gemeldet (880.). Der König nimmt das Geſchenk an, weil es den Mauren abgenommen iſt; „auch gefällt es mir, daß mein Cid eine ſolche Beute gewann.“ „Aber von Cid Campeador ſage ich Euch nichts.“ Doch geſtattet er Ausbebungen für denſelben. Mit der öfter gebrauchten Redensart, „ich will euch erzählen von dem, der zu guter Stunde geboren war, und ſich das Schwert anlegte“ kommt der Dichter auf ſeinen Helden zurück, der ſich an einem gewiſſen Orte gelagert hat, und von da aus das Land durchziehet. „Als mein Cid den Minaya erſcheinen ſiehet, reitet er eilends auf ihn zu, um ihn ohne Verzug zu umarmen; er küßte ihm den Mund und die Augen ſeines Antlitzes; jener meldete ihm Alles und verſchwieg ihm nichts. Der ſchöne Kampfheld lächelte freundlich. Dank ſey Gott und ſeinen heiligen Mächten! Gott! wie froh war das ganze Heer, daß Minaya alſo wiederge-

kehrt war und ihm von Vettern und Basen Grüße überbrachte und von den daheim gelassenen Gattinnen. Gott, wie fröhlich ist der schöne Bart! Denn Alvar Fanez hatte die tausend Messen bezahlt und ihm Grüße von Weib und Töchtern gebracht. Gott, wie vergnügte sich der Cid und legte seine große Freude an den Tag." — Die Streifzüge, welche der Cid im Gebiete der Mauren unternahm, verdrossen den Grafen Raimund Berengar von Barcelona, welcher im Schutzbündnisse mit den Mauren stand und er zog ihm bei Tabar el Pinar entgegen. Cids Verhandlungen zur Abwendung einer Schlacht sind vergeblich (978.). Cid gewinnt dieselbe und das Schwert Colada, das mehr als tausend Mark Silbers werth[1]), nimmt den Grafen gefangen, welcher drei Tage lang alle Speisen von sich weist aus Verdruß, von solchen „Lumpenkerlen" besiegt zu seyn und ißt erst, als ihm der Cid seine Freiheit zugesichert hatte. „Gott und wie gern!" — „seit dem Tage, an dem ich Graf wurde, speiste ich nicht mit solchem Appetite." — Der Graf wurde freigelassen und der Edelmuth des Cid erhoben. Dieser wendet sich nun erobernd gegen Süden und gegen das Meer und macht viele Eroberungen im Laufe dreier Jahre, während dem jedem er den Valencianern ihr Brod nimmt. Die Valencianer rüsten sich wider Cid. Dieser bietet in Aragon, Navarra und Castilien Mannschaften auf und belagert die Stadt neun Monate lang, worauf sie sich mit ihren Reichthümern ergibt. „Dem Geringsten fielen hundert Mark zu." Er zählte seine Mannen und fand 3600. (v. 1274.), „mit weit wenigern rückten wir von Vivar aus." Er sendet den Alvar Fanez abermals nach Castilien mit Handkuß und hundert Pferden für den König, „seinen angeborenen Herrn" und läßt ihn bitten, ihm Weib und Kind zu verabfolgen (1285.). Dem Abte von Cardena sendet er tausend Mark Silbers und setzt zu Valencia einen Bischof Hieronymus ein, „wohl bewandert in den Wissenschaften und sehr klug, mächtig zu Fuß und Pferd. Gott, wie freh war die ganze Christenheit, daß es im Lande Valencia einen Herrn Bischof gab! „Der König nahm Alvar Fanez Botschaft und Geschenke gütig auf und verwies dem

1) Dieses Schwert befindet sich nebst der Tizona noch in der Rüstkammer zu Madrid. Huber hatte sie selbst in Händen und beschreibt sie Seite 112 seiner Geschichte des Cid.

mächtigen Grafen Garci-Ordoñez, welcher den Cid verkleinern wollte, mit den Worten: „in alle Weiſe dient jener mir beſſer als Ihr.“ Er erlaubte, daß die Gemahlin und Töchter Cids ſich zu ihm nach Valencia begaben, gewährte ihnen ein anſtändiges Geleit und verſicherte unter Aufhebung der frühern Mißgunſt dem Cid und deſſen Anhängern von Neuem ſeine Gnade. Nun faſſen, vorerſt noch insgeheim, die Infanten von Carrion den Plan, ſich mit den Töchtern des mächtigen Cid zu eigenem Vortheile zu vermählen. Alvar Fanez holt aus Cardena die Gemahlin und Töchter des Cid ab, den er (1414.) vom Ausfalle ſeiner Botſchaft hat unterrichten laſſen. Die Juden Rachel und Vidas bitten Alvar Fanez, daß der Cid, welcher ſie hintergangen, ihnen gerecht werden möge. Der feſtliche Einzug von Cids Gemahlin und Töchtern, denen der Held auf ſeinem Roſſe Babieça entgegengezogen, wird ausführlich beſchrieben. „Höret, was da ſprach, der in guter Stunde geboren ward: Du geliebtes und geehrtes Weib und geliebte Töchter, mein Herz und meine Seele, tretet mit mir ein in Euer Haus zu Valencia, in das Erbe, ſo ich Euch gewonnen habe.“ Er führt ſie darin umher. Die Ausſicht wird beſchrieben. — Der König Juſſuf von Marocco landet bald nachher mit 50,000 Mann, um den Cid aufzuſuchen (1636.). Den Damen wird bange, „ſeit ſie geboren, hatten ſie noch nicht ſolche Angſt beſtanden. Der gute Cid Campeador griff an ſeinen Bart und ſprach: habt keine Furcht; Alles geſchiehet Euch zum Frommen; vor vierzehn Tagen wird man, gefällt es Gott, jene Trommeln Euch zu Füßen legen.“ Wie er geſagt, geſchah es; es werden ſiegreiche Ausfälle gemacht; der Biſchof Hieronymus iſt mit geiſtlichem Beiſtande zur Hand. „Cid tödtete ſo viele Mauren, daß ſie nicht gezählt werden konnten; von 50,000 entkamen nur 104.“ Als er wieder einziehet in Valencia, empfingen ihn Damen. „Mein Cid kniete vor ihnen und hielt ſein Pferd am Zügel; vor Euch neige ich mich, Damen, großen Preis habe ich für Euch gewonnen.“ Die Damen laſſen es an Entgegnung dieſer Höflichkeiten nicht fehlen und der Cid beſtimmt ſie ſeinen Rittern zu Gattinnen; „groß war die Freude im ganzen Palaſt; wie Cid es geſagt, ward es vollführt.“ — Die gemachte Beute iſt unermeßlich; dem Cid allein fallen 1500 Pferde zu. Juſſufs prachtvolles Zelt beſtimmt er dem Könige Alfonſo zum Geſchenke. Dem tapfern Minaya gibt er noch von ſeinem Theile ab, ſo viel derſelbe wünſchen

mag. Die Botſchaft an Alfonſo wird dieſem Ritter und dem Pero Bermuez aufgetragen, welche dem Könige zugleich 200 Pferde überbringen. Der König läßt den Botſchaftern alle ſeine Edelleute entgegen reiten, darunter die Infanten von Carrion und Cids „böſen Feind," den Grafen Don Garcia. Jene eröffnen ihr Gewerbe mit dem Verſichern, daß der Kampfheld den König für ſeinen Herrn und ſich ſelbſt für deſſen Lehenmann anerkenne. Die huldvolle Freundlichkeit des Königs ärgert den Grafen Garcia, welcher mit ſeinen Verwandten Ingrimm gegen den glücklichen Helden brütet. Die Infanten von Carrion ziehen es vor, dieſe glückliche Lage für ſich auszubeuten und bitten den König um die Erlaubniß, die Töchter des Cid zu Gemahlinnen zu begehren. „Eine lange Weile ſann und überlegte der König: ich verjagte den guten Kampfhelden aus dem Lande; während ich ihm Uebles that, ſchaffte er mir großen Nutzen; ob er Luſt zu einer ſolchen Vermählung hat, weiß ich nicht; allein da Ihr es wollet, ſo treten wir in Unterhandlung." Er läßt dem Cid, dem er völlige Wiederkehr ſeiner Gnade zuſichert, durch deſſen Geſandten die angetragene Ehe als eine vortheilhafte und ehrenvolle empfehlen, ſtellt ihm aber anheim, zu thun was ihm beliebt. „Als mein Cid, der gute Kampfheld, dieß vernahm, ſann und rathſchlagte er eine gute Weile. Dafür danke ich Chriſtus unſerm Herrn; aus dem Lande ward ich vertrieben und die Ehre mir genommen; unter großem Leide gewann ich, was ich beſitze. Gott danke ich, daß ich des Königs Gnade habe; er warb um meine Töchter für die Infanten von Carrion; ſie ſind ſehr mächtig und gelten viel am Hofe; dieſe Heirath gefällt mir nicht; da ſie aber der anräth, welcher mehr gilt, als wir .... ſo wollen wir, was er will." Es wird eine Zuſammenkunft zur nähern Beſprechung mit dem Könige verabredet. Der königliche Zug, in welchem ſich die freienden Infanten befinden, wird als gar prächtig beſchrieben, eben ſo der Ritterzug des Cid. Der König war einen Tag früher am Zuſammenkunftsorte eingetroffen. „Als ſie ſahen, daß der gute Kampfheld nahete, rückten ſie aus, denſelben mit hoher Ehre zu empfangen. Da ſolches der zu guter Stunde Geborene vernahm, befahl er ſeinen Rittern Allen entgegenzugehen. Mit andern fünfzehn warf er ſich zu Boden, wie der es ausgeſonnen, der zu guter Stunde geboren ward. Hände und Kniee ſenkte er zur Erde und das Gras des Bodens berührte er mit den Zähnen;

Thränen entfielen den Augen, so große Freude empfand er. Also wollte er Alfonso seinem Herrn Demuth erzeigen. Auf diese Art fiel er demselben zu Füßen. Großes Leid hatte König Alfonso darob. Erhebt Euch auf die Füße, Cid Campeador; küsset die Hände, aber nicht die Füße; thut Ihr nicht also, so werdet Ihr meine Liebe nicht haben; sich aufrichtend blieb der Kampfheld kniend. Um Gnade bitte ich Euch, meinen angeborenen Herrn. In dieser Stellung möget Ihr mir Eure Liebe gewähren, daß Alle es vernehmen, welche da sind. Der König sprach, herzlich gern will ich das thun. Ich verzeihe Euch und gebe Euch von heute an meine Liebe überall in meinem Reiche. Mein Cid redete und sprach: Gnade empfange ich, mein Herr Alfonso; ich danke dafür Gott im Himmel und hiernächst Euch, so wie den Schaaren, welche ringsum stehen. Kniend küßte er ihm die Hände, erhob sich auf die Füße und begrüßte ihn mit dem Munde; alle Uebrigen freueten sich dessen. Alvar Diaz und Garci-Ordoñez verdroß es. Mein Cid sprach und redete also: Dafür danke ich dem Schöpfer, wenn ich die Gnade meines Herrn Don Alfonso besitze. Gott mag Tag und Nacht mir helfen. Möge es Euch gefallen, Herr, mein Gast zu seyn. Der König sprach: Also geziemt sichs heute nicht. Ihr kommt eben und wir langten gestern an. Ihr sollet mein Gast seyn, Cid Campeador, und morgen thun wir, was Euch gefällt." Auch die Prinzen von Carrion verbeugen sich demüthig vor Cid. — Am folgenden Tage hält der König auf eine für den Cid sehr verbindliche Weise um dessen Töchter für die Infanten von Carrion an. Der Cid gibt sie in seine Hände und überläßt ihm, über sie nach seinem Befinden zu verfügen, nachdem er leise darauf hingedeutet, daß sie wohl nicht für die Infanten sich eigneten. Der König aber verlobt sie den Infanten und gibt einen Beitrag zur Aussteuer, deren Angabe erfolgt. Cid und der König trennen sich. Die Infanten ziehen mit dem Cid nach Valencia, der sie daselbst königlich bewirthet und ihren Bräuten vorstellt, nachdem er denselben angekündigt, daß der König die Verlobung gestiftet und nicht er dieselbe auf die Bahn gebracht. Der König, sagt er, ist es, nicht ich bin es, der Euch verlobte. Alvar Fanez muß seine jungen Muhmen ihren Freiern zuführen; so hatte es der König geboten. Man gehet zur Messe und dann zur Rennbahn, wo die Infanten sich als gute Reiter zeigen. Die Hochzeit währet fünfzehn Tage,

wobei es an kostbaren Geschenken an die Gäste nicht fehlt; „reich kehren nach Castilien zurück, die zur Hochzeit gekommen waren.“ Die Infanten Diego und Fernando bleiben vergnügt in Valencia zwei Jahre zurück, während die übrigen Gäste nach Castilien heimkehren. „Die Liebe, welche sie ihren Gemahlinnen erweisen, ist sehr groß. Froh waren Cid und alle seine Mannen. Der heiligen Maria und dem heiligen Vater wolle es gefallen, daß Cid und diejenigen, welche etwas auf denselben halten, ihre Freude an dieser Vermählung haben mögen. Die Verse dieses Gesanges gehen hier zu Ende. Der Schöpfer mit allen seinen Heiligen möge Euch helfen.“ — Hiemit endigt die erste Hauptabtheilung des Gedichtes und es folgt die zweite, welche sich fast ausschließend mit Cids Töchtern beschäftigt. Dieselbe beginnt mit einer artigen Scene. „In seinem Sessel saß und schlief der Kampfheld. Ein übler Vorfall, wisset, begab sich da. Aus seinem Käfich ging der Löwe hervor und machte sich bandenlos. Am Hofe befand man sich in großer Angst. Des Kampfheldes Genossen greifen zu den Mänteln, umgeben den Sessel und knieen um ihren Herrn. Ferran Gonzalez sah keinen Ort, wohin er entweichen konnte, kein Gemach, kein Thurm that sich ihm auf. Aus Furcht kroch er unter den Sessel. Diego Gonzalez entwich durch die Thür und sprach mit seinem Munde: Carrion werde ich nie wieder sehen. Hinter einer Weinpresse versteckte er sich in großer Angst. Wamms und Mantel beschmutzte er sich gar sehr. Jetzt erwachte der zur guten Stunde Geborene; von seinen guten Baronen sah er seinen Sitz umgeben; „was gibt es Genossen, was ist Euer Begehr?“ „Ei, geehrter Herr, der Löwe hat uns in jähen Schreck gesetzt. Mein Cid stützte die Elnbogen und erhob sich auf die Füße; den Mantel zum Halse hinaufgezogen, schreitet er gegen den Löwen zu. Als dieser ihn sah, schämte er sich gar sehr; vor meinem Cid neigte er den Kopf und legte das Gesicht auf den Boden, mein Cid Rodrigo faßte ihn am Halse, führte ihn fort und steckte ihn wieder in den Käfich, zum Erstaunen Aller, die anwesend waren und kehrte über den Hof zum Palaste zurück. Mein Cid fragte nach seinen Schwiegersöhnen und fand sie nicht. Obgleich man sie rief, antwortete keiner; als man sie fand, kamen sie, allein sie kamen ganz ohne Farbe. Nie sahet ihr solchen Spott als der am Hofe umging; mein Cid ließ denselbigen verbieten. Die Infanten hielten sich aber für sehr beleidigt.“ Inzwischen erscheint

König Bucar mit 15,000 Zelten. Die Infanten fürchten mit in den Kampf ziehen zu müſſen und zu bleiben. Cid, der es erfährt, bietet ihnen an, in Valencia zu bleiben. „Helf Euch Gott, Schwiegersöhne, Infanten von Carrion, in Euern Armen habt ihr meine Töchter, wie die Sonne ſo weiß; mich verlangt nach Schlachten, Euch nach Carrion; in Valencia erluſtigt Euch nach Euerm Gefallen, und ich erluſtige mich inzwiſchen mit jenen Mauren.“ Das in der Handſchrift fehlende Blatt hat wahrſcheinlich die Angabe enthalten, daß die Infanten doch Ehren halber mit ausgezogen ſind, denn wir finden ſie in den Reihen der Feldordnung, „mit ihrem Willen waren ſie nicht dabei.“ Aber Cid empfiehlt ſie für die bevorſtehende Schlacht der Fürſorge ſeines Neffen Pero Bermuez, der es ablehnt, weil er ſich ſehnt, mit den Mauren ſich zu meſſen. Auch der kriegeriſche Biſchof Hieronymus läßt ſich vernehmen wie ein tapferer Degen: „Die Dreifaltigkeitsmeſſe habe ich Euch heute geleſen, deßhalb erhob ich mich aus meinem Lande und kam hieher, wegen eines Gelüſtens, das ich hatte, einen Mauren zu tödten; meinen Orden und meine Hände wollte ich ehren, und bei dieſem Strauße will ich vorangehen.“ Den Cid freuet des Biſchofs Kampfluſt: er zeigt ihm einen Haufen Mauren, auf welchen der geiſtliche Herr ſogleich einrennt. Er erſchlägt viele Mauren und hält die andern auf. „Gott wie ſchön er da ſtritt.“ Der zur guten Stunde Geborene hatte ſeine Augen auf ihn gerichtet. „Auch er bricht in die feindlichen Schaaren ein und verrichtet Heldenthaten. Die Chriſten ſiegen.“ So manchen Arm mit dem Panzer hättet ihr da ſehen können zur Seite fallen, ſo manches Haupt mit dem Helme auf den Plan rollen ſehen. Roſſe ohne Reiter laufen allenthalben umher. Sieben volle Meilen währte das Verfolgen. Mein Cid erreicht' und traf den König Bucar. Hier herum wende Dich Bucar, Du kamſt über das Meer, den Cid ſollſt Du jetzt ſehen mit dem langen Barte; wollen uns beide begrüßen und Freundſchaft ſtiften. Bucar antwortete dem Cid: Gott verkehre eine ſolche Freundſchaft; das entblößte Schwert haſt Du in der Hand und ich ſehe Dich heraneilten, wie es mir ſcheint, willſt Du es an mir verſuchen; allein wenn mein Roß nicht ſtrauchelt und nicht mit mir ſtürzet, ſollſt Du mich nicht eher erreichen als mitten im Meere. Da antwortete Cid: das ſoll nimmer wahr werden; ein gutes Roß hat Bucar und große Sprünge macht es, aber

meines Cids Babieca holt es dennoch ein. Cid erreichte den Bucar an die drei Ellen vom Meere; er erhebt die Colada und führt einen mächtigen Hieb auf ihn; die Helmbuckeln zerhauet er ihm alle; er zerhauet den Helm und entledigt ihn desſelben gänzlich; bis an den Gürtel iſt das Schwert niedergefahren; er erlegte Bucar den König von jenſeits des Meeres. Und er gewann Tizon, hundert Mark Geldes an Werth, die Schlacht gewann er wunderbar und groß; ſolche Ehren gewann der Cid und ſo viele mit ihm waren." Nach der Schlacht freuet ſich Cid mit dem tapfern Alvar Fanez, an deſſen Ellbogen das Blut von zwanzig erlegten Mauren hinabrinnt. Nicht ohne Ironie bemerkt Alvar Fanez, des Cid Schwiegerſöhne hätten gelernt mächtig mit den Mauren im Felde zu kämpfen. Cid macht eine Bemerkung dazu, welche die Infanten übel nehmen (v. 2473.), obgleich ſie einen guten Theil der Beute zugetheilt erhalten, was Fernan Gonzalez (2535.) ſelbſt zugeſtehet, da er verſichert, ſie hätten ſo viel erhalten, daß ſie es nicht zu zählen vermöchten. Die Anſpielungen Cids auf ihre Tapferkeit ſind auch wohl ſatyriſch; wenigſtens werden die Infanten bei den aus Freude über den Sieg angeſtellten Kampfſpielen gefliſſentlich von ihren Kampfgenoſſen vernachläſſigt; ſo daß ſie mißvergnügt nach Carrion abzuziehen beſchließen, wobei ſie ſich vernehmen, durch ſchändliche und höhnende Behandlung ihrer Weiber unterwegs ſich wegen des Vorfalles mit dem Löwen zu rächen. „Wir werden uns mit Töchtern von Königen und Kaiſern vermählen können." Unter dem Vorwande, ihren Gemahlinnen das heimiſche Erbe zeigen zu wollen, bitten ſie dieſelben aus Valencia hinwegführen zu dürfen. Cid willigt ein und gibt ſeinen Schwiegerſöhnen außer der Colada und Tizon reiche Geſchenke, „auf daß man in Gallicien, Caſtilien und Leon erfahre, mit welchen Reichthümern ich meine beiden Schwiegerſöhne entlaſſen." Der Abſchied der Töchter von den Eltern wird beſchrieben; Cid begleitet heiter den Zug, weil ſeine frühern übeln Ahnungen vom unglücklichen Ausgange dieſer Vermählungen ſich als unbegründet erwieſen haben (2625.). Doch gibt er den Töchtern ihren Vetter Felez Muñoz zum Begleiter mit, um ſich in Carrion das Erbe ſeiner Schwiegerſöhne anzuſehen und ihm darüber Kunde beimzubringen; er trägt ihm auf, den Mauren Abengalvon, Cids Freund, zu begrüßen und ihn um Bewirthung der Reiſenden unter-

wegs anzusprechen. „Wie der Nagel vom Fleische trennen sie sich.“ Die Reise gehet vor sich. Der Maure Abengalvon empfängt die Empfohlenen mit großen Freuden, bewirthet sie trefflich und beschenkt sie reichlich. Seine Reichthümer verleiten die Prinzen auf Mordanschläge wider den Gastfreund und dessen Beraubung zu sinnen, „alle seine Schätze würden unser seyn; so sicher hätten wir sie als die zu Carrion.“ Ein des Spanischen kundiger Maure (ein Moro latinizado) verstand, was sie insgeheim sprachen und überbrachte es dem Abengalvon (2675.). Der Maure hält ihnen den beabsichtigten Verrath vor und wie er sie nur aus Rücksicht auf seinen Freund Cid ungefährdet ziehen lasse, „ließ ichs nicht um meinen Cid von Vivar, so würde ich an Euch etwas thun, das die Welt durchtönen sollte und würde dem treuen Kampfhelden seine Töchter beimbringen. Ihr solltet nimmer Carrion betreten; hier trenne ich mich von Euch, den Böswichtern und Verräthern; mit Eurer Gunst Donna Elvira und Donna Sol gehe ich; wenig Gutes weiß ich von denen von Carrion, Gott der Herr aller Welt wolle und füge es, daß diese Heirath dem Kampfhelden ferner gefallen möge.“ Die Infanten setzen ihre Reise fort (2697.). Sie erreichen den Wald von Corpes. „Hoch sind die Berge, die Aeste streiten mit den Wolken und die wilden Thiere wandeln rings umher.“ Die Infanten lagern an einem Wiesenquell, „mit ihren Weibern in den Armen pflegen sie der Liebe, schlecht vergalten sie das, als die Sonne aufstieg.“ Sie lassen alle Begleitung mit den Schätzen vorausziehen und bleiben allein zurück mit ihren Weibern, unter dem Vorgeben: „vergnügen wollen sie sich mit ihnen ganz nach ihrem Wunsche.“ Allein als der Zug sich entfernt, lautet die Rede anders: „Glaubet nur, Donna Elvira und Donna Sol, hier sollet Ihr verhöhnet werden in diesen wilden Gebirgen; heute werden wir abziehen und Ihr werdet verlassen werden von uns; keinen Theil sollet Ihr haben an den Landen von Carrion; solche Botschaft soll geben an Cid Campeador; dießmal werden wir uns rächen wegen des Löwen.“ Die Verräther ziehen ihre Frauen bis aufs Hemd aus und wollen sie mit Riemen geißeln. Da sprach Donna Sol: „Um Gott bitten wir Euch Don Diego und Don Ferrando; zwei Schwerdter führt Ihr mächtig und scharf; das eine heißt Colada, das andere Tizon; schlagt uns die Häupter ab und wir werden Märtyrer seyn; Mauren und Christen werden es also

befunden, daß uns um das, was wir verdienten, solches nicht widerfahren iſt; ſo übeles Beiſpiel vollſtrecket nicht an uns; werden wir geſchlagen, ſo erniedrigt Euch das. Vorwerfen wird mans Euch allerwegen." Vergeblich bitten die Frauen. Mit Riemen und Sporen zerreißen ſie ihnen Haut und Fleiſch, daß das klare Blut niederrann und den Geſchlagenen die Sinne ſchwanden. Die Infanten ließen ihre Frauen für todt im Walde von Corpes. Höhnend zieben jene ab: Wegen unſerer Vermählungen ſind wir jetzt gerächt; zu Beiſchläferinnen würden wir ſie nicht genommen haben, wenn wir nicht dringend gebeten wären; denn nicht waren ſie unſeres Gleichen in unſern Armen. Alſo ward die Schmach mit dem Löwen gerächt." Der wackere Felez Muñoz war nicht vorausgezogen mit der Schaar. „Auf dem Wege ward das Herz ihm wehe." Er trennte ſich im Zuge und wartete im Walde verſteckt der Nachkommenden, aus deren Rede er ahnte, was geſchehen. Unbemerkt kehrte er auf den Lagerplatz zurück und fand ſeine Baſen ſterbend. „Baſen, meine Baſen, Donna Elvira und Donna Sol; übel haben ſich verſucht die Infanten von Carrien; Gott und der heiligen Maria gefalle es, ihnen das übel zu lohnen." Er wendet ſie mehrmals beide um; ſie ſind ſo von Sinnen, daß ſie nicht ſprechen können. Das Gewebe des Herzens riß ihm innen von einander. Er rief: Baſen, Baſen Donna Elvira und Donna Sol, erwachet Baſen um des Schöpfers Liebe; denn es iſt noch Zeit vom Tage ehe die Nacht kömmt. Auf daß das wilde Gethier uns im Gebirge nicht freſſe. Die Frauen kommen zu ſich und ſtärken ſich an dem ihnen dargereichten Waſſer, das jener in einem Hute verſetzte, den „er friſch und neu aus Valencia ſich mitgebracht." Er ſetzt ſie auf ſein Roß, bedeckt ſie mit ſeinem Mantel und gelangt mit ihnen gegen Abend aus dem Walde. Er brachte ſie in den Thurm der Donna Urraca und ſorgte für ihr weiteres Fortkommen. Als die Kunde nach Valencia kam an den Cid, „dachte und ſann er eine groſſe Weile, erhob die Hand und faßte an ſeinen Bart: Dank ſey Chriſtus dem Herrn der Welt, da ſolche Ehre die Infanten von Carrien mir angethan haben, ſo ſollen bei dieſem Barte, den noch Niemand ausriß, die Infanten von Carrion ſich deſſen nicht freuen; denn meine Töchter will ich wohl verheirathen." Cid läßt ſeine Töchter durch zweihundert Ritter von Santeſteban, wo ſie weilten, einholen. Als ſie ihren Vetter Alvar Fanez ſehen,

ſind die Frauen vergnügt. „Wir ſind Euch ſo dankbar, als ob wir den Schöpfer ſähen und Ihr könnet ihm danken, daß wir lebendig ſind.“ — Alvar Fanez und Pero Bermuez tröſten ihre Baſen über die verlornen Vermählungen, wofür ſie beſſere wieder erhalten würden. Cid iſt den Heimkehrenden insgeheim entgegengekommen. Auch er verheißet ihnen eine noch beſſere Heirath. Den Pero Bermuez ſendet er an den König Alfonſo, um die Infanten ihrer That wegen anzuklagen und eine Reichsverſammlung zur Aburtelung dieſes Falles zu beantragen. Dieſe Sendung wird dem Muno Guſtioz übertragen. Der König hört ihn gnädig an, bedauert, daß er die Urſache dieſer unglücklichen Vermählung geweſen und wünſcht, daß ſie nicht Statt gefunden haben möge. Er verheißet Boten im ganzen Lande umherzuſenden, um die Stände nach Toledo zu berufen, die Sache Cids mit den Infanten zu ſchlichten. Dieß geſchiehet mit dem Verwarnen, daß, wer binnen ſieben Wochen ſich nicht am Hoflager eingefunden, des Rechtes, ſich einen Lehensmann des Königs zu nennen, verluſtig geben werde. Die Infanten ſuchen Erlaß vom perſönlichen Erſcheinen zu erlangen. Der König gibt es nicht zu (3003.), weil ſie dem Cid Rede zu ſtehen haben und drohet ihnen beim Ausbleiben Verbannung aus dem Königreiche. Der Graf Garcia, „Feind des Cid, der ihm immer zu ſchaden ſuchte,“ trat auf die Seite der Infanten. Beſchreibung der heranziehenden Cortes. Am fünften Tage erſcheint der Cid, dem der König mit vielen Großen entgegen gezogen. Cid wirft ſich aus Ehrerbietung ſeinem Herrn zu Füßen, der ihm ſein Bedauern über den verdrießlichen Handel zu erkennen gibt. Ehe er nach Toledo kömmt, hält Cid zu St. Servan über Nacht ſeine Andacht. „Wachslichter ließ er da anſchaffen und auf den Altar ſtellen; ſein Wunſch iſt, in dieſem Heiligthume zu wachen, zum Schöpfer betend und in der Einſamkeit anrufend.“ Dann gebietet er, daß die Beſten ihm folgen, hundert an der Zahl. „Unterkleider ſollen ſie anlegen, um die Panzerſchienen zu ertragen, darüber die Harniſche ſchimmernd wie die Sonne, über den Harniſchen Hermelin und Pelzwerk und damit die Waffen nicht ſichtbar werden, wohl angezogen die Schnüre; unter den Mänteln die ſüßen, ſchneidenden Schwerdter. Alſo will ich zu Hofe gehen, mein Recht zu verlangen und meine Sache zu führen. Suchen die Infanten von Carrion Hintertücke, werde ich, von hundert Solchen bedeckt, ohne

Vergnüß ſeyn." — Alle geloben ihm Beiſtand. „Hoſen von ſeinem Tuche legte er um die Beine an, darüber ein Paar Schuhe von ſorgfältiger Arbeit. Ein Hemd von Leinen zog er an ſo weiß als die Sonne; von Golde oder Silber ſind daran alle Neſteln; an den Knöchcln liegt es eng an, alſo hat ers beſtellt. Darüber einen weiten Rock, lang bis zum Boden; mit Golde iſt er durchwirkt, das ſchimmerte überall; hierüber einen rothen Pelz, deſſen Zugſchnüre von Gold ſind; immer trägt dieſen mein Cid der Kampfheld; eine Haube über die Haare von trefflichem Scharlach mit Golde angearbeitet und aus dem Grunde gefertigt, damit dem guten Cid Campeador die Haare nicht abgeſchnitten werden; lang trägt er den Bart, der mit Schnur geflochten iſt; alſo hat ers gethan, weil er Alles was an ihm iſt ſchmücket; darüber legt er den Mantel, der iſt von großem Werthe; daran werden genug zu ſchauen haben die da ſind. „Alſo reitet er inmitten der Seinen in Toledo ein. Der König und die Großen, mit Ausnahme derer von Carrion und ihres Anhanges, empfangen ihn mit großen Ehren. Der König behandelt ihn wie ſeines Gleichen. Vor Schaam können ihn die Infanten von Carrion nicht anſchauen. Der König erhebt ſich und redet die Großen an. Er bemerkt, daß er erſt zwei mal Cortes verſammelt und dieſes dritte mal geſchähe es ſeinem Cid zu Gefallen, um ihm zu ſeinem Rechte wider die Infanten zu verhelfen, welche ihn, wie männiglich bekannt iſt, über die Maaßen beleidigt. Er fordert die Verſammelten auf, gerecht über den Handel zu richten. Cid dankt dem Könige und ſagt, wegen ſeiner Töchter habe er keine Unehre, denn der König ſelbſt habe ſie verheirathet und wiſſe, was ſich zieme. Zunächſt fordert er die von ihm ehrenvoll gewonnenen und den Infanten gegebenen Schwerdter zurück." Meine Schwerdter will ich wieder, da ſie nicht mehr meine Söhne ſind. Die Richter erkannten auf Rückgabe. Die Infanten treten mit den Übrigen zuſammen. „Noch große Liebe thut uns der Cid Campeador, da er uns heute nicht wegen der Verunehrung ſeiner Töchter zur Rede ſtellt." Sie entſchließen ſich zur Rückgabe der Schwerter, die ſie in des Königs Hand überantworten: „er ziehet die Schwerter heraus; es glänzet der ganze Hof; die Gefäße und Griffe ſind ganz von Golde; über dieſelben ſtaunen alle wackern Männer am Hofe." Der Cid nimmt die Schwerter aus des Königs Hand; er ſchaut ſie an: „vertauſchen konnte man ſie

nicht; denn gar wohl kennet sie der Cid." Die Tizon reicht er seinem Neffen. „Nehmet es Vetter, so kommt's an einen bessern Herrn." Dem Martin Antolinez gab er die Colada. Die zweite Klage erhebt Cid über die nicht erfolgte Rückgabe der drei tausend Mark Silber und Gold, welche er seinen Töchtern mit gegeben und die er nun verlangt, da ihre Männer seine Eidame nicht mehr sind. Die Infanten traten wieder zum Berathschlagen zusammen. Sie haben das Geld verthan. Die zweihundert Mark, welche sie dem Könige davon verehrt haben, gibt dieser heraus. Das Uebrige bringen die Infanten auf und befriedigen den Forderer. Nun tritt der Cid mit seiner Hauptbeschwerde vor: „höret mich an, ganzer Hof und nehmt Euch mein Leid zu Herzen. Von den Infanten von Carrion, welche mich so übel verunehret haben, kann ich ohne eine Herausforderung nicht lassen. Sagt an, was verdiente ich an Euch Infanten im Scherz oder im Ernste oder auf irgend eine Art? Hier will ich es wieder gut machen, nach dem Urtheile des Hofes; wann habt ihr des Herzens Gewebe aufgerissen? Beim Abzuge aus Valencia gab ich Euch meine Töchter mit gar großer Ehre und namhaftem Gute; wenn Ihr dieselben nicht mochtet, verrätherische Hunde, warum führtet Ihr sie aus Valencia hinweg und nahmt ihnen ihre Ehre; warum brachtet Ihr ihnen Wunden bei mit Riemen und Sporen? Allein überließet ihr sie im Walde von Corpes den wilden Thieren und den Vögeln des Gebirges; um Alles, was Ihr ihnen thatet, seyd Ihr weniger werth; wenn Ihr nicht genugthut, mag der Hof entscheiden." Graf Garia entgegnete: „Gnade, König, in Spanien der Beste. Schauet doch den Cid vor dem versammelten Hofe; lang wachsen ließ er den Bart und trägt denselben so; den Einen erregt er Furcht, Schrecken den Andern; die Carrion sind solcher Abkunft, daß sie seine Töchter nicht zu Nebeweibern haben mögen; wer hätte sie ihnen zu Bräuten oder Frauen geben wollen! Recht thaten sie, daß sie dieselben verließen, denn sie können sich mit Töchtern von Königen oder Kaisern vermählen, was er sagt, dessen achten wir nicht." Da griff der Kampfheld an seinen Bart. Dank Gotte, der Himmel und Erde gebietet; darum ist er so lang, weil er zu meiner Lust gepflegt ward. Was habt Ihr Graf wider meinen Bart einzuwenden; seit er hervorwuchs, hab' ich denselben zu meiner Lust gepflegt; denn kein vom Weibe Geborner hat mir denselben berührt, noch hat ein Christen- oder Maurensohn denselben geschoren, so wie ich Euch Graf, in dem Schlosse zu Cabra, da ich

Cabra nahm und euch beim Barte; da war kein Bube, der nicht seine Handvoll ausrauste. Was ich ausreiß, iſt noch nicht wieder gewachſen." Ferrando Gonzalez ſprang auf und verbat ſich ſolche Reden und bat bei der Sache zu bleiben. Sie ſeyen vom Geſchlechte der Grafen von Carrion; „Töchter von Kaiſern oder Königen müſſen unſere Weiber ſeyn; Töchter von Junkherren paſſen für uns nicht." Cid wendet ſich an ſeinen Neffen. „Sprich Pero Mudo, Mann da Du ſo viel ſchweigſt, meine Töchter ſind ja Deine Baſen; was jene ſprechen, trifft Deine Ohren; wenn ich antworte, darfſt Du nicht die Waffen ergreifen. Pero Bermuez begann zu reden: er ſtößt mit der Zunge an, er kann nicht geläufig reden; allein wenn er anzefangen, wiſſet, ſo gebet es von Statten (3320.). Ich muß Euch ſagen, Cid, es iſt nun einmal Eure Art, immer nennt Ihr mich am Hofe Peter den Stummen; wohl wiſſet Ihr, daß ich nicht beſſer kann; indeſſen fehlt es an mir nimmer, wo es zu handeln gilt." Nun gehet der tapfere Bermudez gegen den Grafen ins Geſchirr, den er gerettet, als ein Maure, vor dem er flehe, ihn verfolgte, was er bis heute keinem erzählt, damit der Graf ſich rühmen konnte, den Mauren erlegt zu haben. „Schön biſt Du aber ein ſchlechter Krieger. Junge ohne Hände, wie wagſt Du zu reden?" Nun hält er dem Ferrando vor, wie er beim Erſcheinen des Löwen ſich hinter dem Seſſel des Cid verkrochen. „Deinen Leib fordere ich als den eines ſchlechten Geſellen und Verräthers; hier vor König Alfenſo will ich kämpfen für Cids Töchter, Donna Elvira und Donna Sol; je mehr Ihr dieſelben verlaſſen, deſto weniger ſeyd Ihr werth." Diego Gonzalez erhob ſich und widerbelt, daß ſie ſchlecht berathen werden, als ſie um die Töchter des Cid gefreiet; die Carrion würden um ſo mehr geehrt, daß ſie die Mißberathen aufgegeben. Ihm entgegnet Martin Antolinez. „Schweig, Verräther, Mund ohne Wahrheit!" Er wirft ihm ſein ſchmähliches Verbrechen hinter der Weinpreſſe vor, als er vor dem Löwen flüchtete; „ehe ich vom Kampfe ablaſſe, ſollſt Du mit eigenem Munde bekennen, daß Du ein Verräther biſt und Alles erlogſt, was Du geſprochen." Nun Gonzalez trat in den Saal, einen Hermelinmantel und einen Rock ſchleifend; roth kommt er; er hatte eben gefrühſtückt; in dem, was er ſprach, zeigte er wenig Sorgfalt: Ha, Ihr Männer! Wer ſah jemals ſo Arges? Wer bringt uns Neuigkeiten von meinem Cid von Bivar? Er ging nach

Nicdovir, um die Mühlen zu beſchicken und das Mahlgeld zu erheben, wie er es gewohnt iſt. Wer hieß ihn ſich mit denen von Carrion zu verſchwägern? „Gegen Aiur trat Munio Guſtioz auf und forderte ihn mit edeln Worten zum Kampf. Der König ſprach: „Es ſey der Rede genug; die ſich gefordert haben, ſollen kämpfen.“ Es treten zwei Ritter, Diarra und Benego Simenez in die Verſammlung, Abgeordnete der Infanten von Navarra und Aragonien, welche die Töchter Cids zu Gemahlinnen für ihre Herrn erbitten. Cid überläßt die Beſtimmung ſeinem Könige und Herrn, ohne deſſen Befehl er in der Sache nichts entſcheiden will. Der König gibt auf der Stelle ſeine Genehmigung. Den Infanten von Carrion gefällt ein ſolcher Ausgang gar übel. Nachdem dieſes Zwiſchengeſchäft erledigt, erhebt ſich der tapfere Alvar Fanez und fordert die Infanten ebenfalls als Schurken und Verräther, weil ſie ſeine Vaſen verlaſſen. „Ich danke dem Schöpfer, daß die Infanten von Navarra und Aragon dieſelben zu Gemahlinnen begehren, ſonſt hattet Ihr ſie als Eures Gleichen in den Armen; jetzt müſſet Ihr ihnen die Hände küſſen und ſie Gebieterinnen heißen; dienen müſſet Ihr ihnen, ſo ſchwer es Euch ankommt.“ Gomez Pelagez erhebt ſich gegen Alvar Fanez und ſagt ihm ſtrafende Worte. Der König gebietet Aufhören des Wortwechſels und beſtimmt den Kampf derer, die ſich gefordert haben, auf den andern Tag. Die Infanten bitten um Aufſchub, weil ſie keine Waffen und Pferde bei ſich haben, wie die Ritter des Cid. Der Cid beurlaubt ſich. Der König behält ſeine Ritter in Schutz und Pflege. Der Kampf wird nach Carrion verlegt. Der Abſchied des Cid und ſeine Abreiſe nach Valencia werden geſchildert, ſo wie ſeine Ermahnungen an die zurückbleibenden Kämpfen. Der König ſchlägt großmüthig den ihm zum Geſchenke angebotenen Babieca aus und gehet einſtweilen nach Carrion. Nach Ablauf von drei Wochen und zwei Tagen erſcheinen die Infanten mit Pferden und Waffen reichlich verſehen und in der Abſicht, wo möglich die Kämpen des Cid verrätheriſch zu beſeitigen. „Die Nacht hielten ſie Waffenwacht und beteten zum Schöpfer. Verzogen iſt die Nacht, es bricht die Morgenröthe hindurch; viele vornehme Männer kamen zuſammen, um dem Kampfe beizuwohnen und hatten daran ihre Luſt.“ Die Anhänger der Infanten verbaten ſich den Gebrauch der „ſcharfen Schwerter“ Tizon und Colada, welche wieder heraus-

gegeben zu haben, den Infanten ſehr leid iſt. Der König aber ſtellt Jedem frei, das Schwert zu gebrauchen, das ihm beliebt. Die Infanten von Carrion gereuet ſchon, was ſie gethan haben und ſie wären gern frei. Die Kämpfer des Cid machen den König darauf aufmerkſam, daß die Gegner ihre Helfer hätten, während ihrer nur drei ſeyen; ſie bitten den König, ihr Recht zu bewahren. Der König ordnet den Kampf an und gebietet, die mitgebrachten Mannen nicht unrecht zu gebrauchen. Die Kampfgeſetze wurden verkündigt. Das Volk ſchloß einen Kreis. Die Bahn ward angewieſen. Die Streiter rennen gegen einander an; jeder ſucht ſich ſeinen Gegner; „feſt halten ſie die Schilde vor dem Herzen; ſie ſenken die Lanzen, von denen die Fähnlein herabhängen; das Geſicht beugen ſie nieder gegen den Sattel; ihre Sporne drücken ſie den Roſſen in die Seite.“ Ferran Gonzalez ſtieß dem Pero Bermuez durch den Schild. „Fleiſch faßte er nicht,“ ſondern ſtieß vorbei, die Lanze zerbrach an zwei Stellen; der Angegriffene ſaß feſt. „Einen Stoß hat er empfangen, den andern hat er geführt.“ Den Schildbuckel zertrümmert er ſeinem Gegner, durch den Bruſtharniſch fuhr dieſem die Lanze, welche erſt an der dritten untergelegten Platte ihre Kraft verlor, doch rannte er ihm eine Hand breit ins Fleiſch. Das Blut ſchoß dem Getroffenen aus dem Munde. Er ſtürzte vom Pferde. Man hielt ihn für tödtlich verwundet. Bermuez griff zum Schwerte, als Gonzalez die Tizon erkannte, rief er: ich bin beſiegt! Pero Bermuez ließ ihn liegen, nachdem die Kampfrichter für ihn entſchieden. Martin Antolinez und Diego Gonzalez zerbrachen beide ihre Lanzen und mußten zum Schwerte greifen. Antolinez führte mit der Colada einen guten Hieb auf des Gegners Haupt, dem noch einige andere folgten. Aus Furcht vor der Colada ſtürzt Diego über die Schranken, womit er als beſiegt nach den Kampfgeſetzen angeſehen werden mußte. Nur Gonzalez führte einen mächtigen Lanzenſtich gegen Muño Guſtioz. Dieſer aber rannte ſeinem Gegner mit dem Speer ſo durch den Leib, daß dieſer mit dem Fähnlein auf der entgegengeſetzten Seite weit hervordrang. Mit der Lanze hob er ihn aus dem Sattel und zog ſeine Lanze heraus, welche mit Schaft und Fähnlein roth war. Als ſich Muño Guſtioz über Nur Gonzalez mit der Lanze ſtellte, rief letzterer: „Um Gottes Willen ſtoßet nicht zu; da es ſich alſo gewendet, iſt der Sieg Euer.“ — Die Kämpen des guten Cid kamen mit Ehre aus

dem Kampfe. In den Landen Carrion war die Trauer groß. Der König ließ die Ritter des Cid, um sie gegen Gefahr zu schützen, Nachts abziehen. „Als Ehrlose ließen sie die Infanten von Carrion zurück.“ Groß ist die Schmach der Infanten von Carrion; wer eine treffliche Dame höhnt und dieselbe nachher verläßt, dem mag es also ergehen und vielleicht noch schlimmer. Cids Freude war groß. „Dank dem König des Himmels, meine Töchter sind gerächt! Nun mögen sie des Erbes von Carrion entbehren. Ohne Schande will ich sie nun vermählen; es mag verdrießen, wen es will.“ Die Hochzeiten mit denen zu Navarra und Aragon kommen zu Stande durch Vermittelung Alfonsos von Leon. „Die ersten Hochzeiten waren großartig; aber diese sind besser; zu größerer Ehre vermählt er sie, als das erstemal. Sehet, wie er zunimmt, der zu guter Stunde Geborene, da seine Töchter von Navarra und Aragon Gebieterinnen sind. Heute sind die Könige von Spanien seine Verwandten. Allen wird Ehre zu Theil durch den, der zu guter Stunde geboren ward. Am Pfingsttage ist er aus diesem Leben geschieden. Durch Christus mag er Vergebung empfahen. Also geschehe auch uns, Gerechten wie Sündern. Das ist die Meldung von meinem Cid, dem Kampfhelden. An dieser Stelle endigt sich diese Rede. Dem, der dieses Buch schrieb, möge Gott das Paradies bescheeren. Abt Peter schrieb dasselbe im Monat Mai Eintausend zweihundert und fünf und vierzig.“

Sch. dieser nüchterne Auszug aus dem poema del Cid wird jeden Unbefangenen überführen können, daß der verdiente Bouterwek bedeutend irre ging, wenn er es unter der Rubrik: „alte castilianische Reimwerke“ aufführte, es eine gereimte Chronik nannte, die wohl kein Gedicht heißen könne, weßhalb er es dann weiterhin auch nur das sogenannte Gedicht nennt, dem er bloß als einer philologischen Seltenheit eine Aufmerksamkeit schenken zu dürfen glaubt. „Was sie von Poesie enthält, sagt er, ist natürliche Folge theils der poetischen Sinnesart der Nation, zu welcher der Reimer gehörte, theils des innern Interesses des Gegenstandes. Die Begebenheiten hat der Erzähler aneinander gereihet, wie sie aufeinander folgten. Von Erfindung enthält das Werk keine Spur. Was der Erzählung hier und da poetisches Colorit gibt, ist die ritterliche Treuherzigkeit des Tones und zuweilen einige glückliche Züge in der Anomalung der Situationen.“ Indem er hiermit

dem Gedichte vom Cid von Seiten der Poetik den kritiſchen Garaus zu machen vermeint, ertheilt Bouterwek demſelben unbewußt das größte Lob und ſtellt dieſe epiſche Compoſitionen den beſten gleich, welche uns überhaupt aufbewahrt ſind. Denn iſt die epiſche Poeſie urſprünglich reine, aus dem unmittelbaren Leben entquellende Anſchauung, gehet ſie als ſolche vom urſprünglichen Momente deſſelben, dem Geiſte des Volkes aus und ſtellt ſie ſich dar als poetiſcher Nachhall der Wirklichkeit, ſo leiſtet das Gedicht vom Cid nach Bouterweks Angaben in epiſcher Hinſicht Alles, was man von demſelben nur verlangen kann. Das Gedicht iſt ein Nationalepos im reinſten Sinne des Wortes. Das Selbſtbewußtſeyn des Dichters hat ſich durchaus der Aufnahme und Wiedergabe des Beſteres der hiſtoriſchen Außenwelt untergeordnet. Deßhalb durfte und konnte er auch nicht erfinden, was allererſt beim Verſchwinden des wahren epiſchen Triebes aus der Nation zu erfolgen pflegt. Dieſer Erfindungsmangel iſt nur willkommen zu heißen, weil er die Möglichkeit gewährte, mit lebendiger Anſchaulichkeit, nie alternder Friſche und unbefangener, ſeelenvoller Natürlichkeit die Wirklichkeit poetiſch abzuſpiegeln. Jedes Bemühen, zu erfinden, iſt auf einem ſolchen Spiegel eine anſchlagender Hauch, welcher die reine Anſicht trübt. Richtiger empfand Johannes von Muller, welcher in der Enthaltſamkeit vom Erdichten in des Alterthums ehrwürdigen Reſte und gewiſſen kleinen Umſtändlichkeiten eine beſondere Anziehungskraft dieſes Gedichtes ſetzte. Treffender noch ſagt Sismondi: „Der Dichter iſt ohne Anſpruch, ohne Kunſt, aber ganz voll von einer höhern Natur; er charakteriſirt vollkommen die Menſchen dieſer von der unſrigen ſo verſchiedenen Zeit. Er läßt uns mit ihnen leben und ziehet uns um ſo mehr an, als der Verfaſſer ſich keineswegs vornimmt, ſie zu ſchildern. Sie ſtehen da und ſo läſſet der Dichter ſie uns ſehen; aber er zeigt ſie uns nicht; er iſt von den Umſtänden nicht ergriffen, die uns ergreifen. Er ſetzt nicht voraus, daß die Sitten ſeiner Perſonen von den Sitten der Leſer verſchieden ſind und die Naivität der Darſtellung, welche das Talent der Darſtellung ergänzt, macht weit mehr Wirkung als er.“ — Bei dieſer Treue des uns vorgehaltenen Spiegelbildes erkennen wir das Urweſen des altcaſtiliſchen Nationalcharakters im klarſten Umriſſe und intenſiver Gediegenheit. Der Held iſt, was er im Leben erſtrebte und wofür

er acht Jahrhunderte hindurch nun von ſeinem Volke anerkannt worden, die vollendetſte Verleiblichung des Nationaltypus, in welchen die charakteriſtiſchen Richtungen des Germanenthumes in durchgreifender Thätigkeit die Verhältniſſe und den Fortſchritt der Handlung beſtimmen. Ich habe mich bemühet, in meinem Auszuge dieſe Grundrichtungen: Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, wie ſie mit der Einheit des Stammes nach zuſammenfällt, Liebe der Familie und Treue des Vaſallen gegen ſeinen Lehensherrn eben ſo hervortreten zu laſſen, als die Thätigkeit des Geiſtes der Kirche in allen dieſen Momenten. In letzterer Beziehung bieten die Nenn- und Beiwörter, welche der Dichter zur Bezeichnung der Gottheit gebraucht, eine höchſt merkwürdige Wahrnehmung dar. Es iſt darin eine Art philoſophiſcher Anſtrich bemerkbar, welcher, wie Sismondi richtig gefühlt, für damalige Zeit mehr dem Geiſte des Islam als dem des Chriſtenthumes entſpricht. Mich wenigſtens mahnt es ſtärker an die nüchterne Betrachtungsweiſe des Arabers als an die myſtiſche Tiefe des Chriſten, wenn ſo oft die Rede iſt vom: geiſtigen Vater (v. 1111. — 1641. — 1659. u. ſ. w.), vom Schöpfer (v. 683. — 714. — 819. u. ſ. w.), vom Herrn und Schöpfer im Himmel, vom Könige des Himmels, vom Gotte des Himmels (v. 1951. — 2866.); lauter Bezeichnungen, welche dem Chriſtenthume als der Religion des allerperſönlichſten Gottes entfernter liegen, zumal in einer Zeit, wo noch Alles ſolche Naivität athmet, als dies Gedicht zur Schau trägt. Das Nationalcaſtilianiſche, welches jeder Leſer leicht als die Modification des pyrenäiſchen Germanenthumes erkennen wird, breitet ſich mit edler Grandezza über das Ganze aus. Deßhalb treten ſchon hier jene bekannte tapfre Großmuth, jener aus edelm Selbſtgefühle hervorgehende Stolz und die Eiferſucht auf unbefleckt erhaltenen Ritteradel und ritterliche Ehre, welche noch heute am Spanier ſich zeigen, überall mit ſcharfem Gepräge uns entgegen. Das männliche Selbſtbewußtſeyn des Helden, ſeine beſonnene und immer getreue Haltung, ſein beſtändiges Erſcheinen und Auftreten im Rechte, das ſtete Meiden ungerechter Angriffe geben auf der einen Seite der Geſtalt einen Ausdruck von Adel und kraftvoller Hoheit. Sein unerſchütterlicher Gehorſam gegen den wunderlichen Herrn und ſeine fromme Hingabe in die Fügungen des Himmels, wie ſeine andächtige Verehrung der Kirche Chriſti auf der andern Seite

ſind wunderbar ſchöne Züge bewußten Chriſtenthumes und zeigen den Starken in lieblicher Demuthsgeſtalt. — Bei aller Natur im Abſpiegeln der Wirklichkeit gehört das Gedicht, wie Bouterwek gänzlich läugnen zu wollen ſcheint, doch der Kunſtpoeſie an, wie allenfalls ſchon die Compoſition der Verſe, welche ſich in der Entwickelung zu denen einer Art von arte, wenn auch nicht gerade, mayor befinden, darthun dürfte [1]), denn der Stoff, den die hiſtoriſche Wirklichkeit bot, iſt keineswegs ganz ausgebeutet, auch nicht willkürlich an einem zufälligen Anfangspunkte aufgenommen und mit einem chronologiſch eben ſo zufälligen Endpunkte geſchloſſen, wie es in der Volkspoeſie der Fall iſt, welche den Cid in ihren Romanzen feiert. Der Stoff iſt vielmehr unter einem beſondern Geſichtspunkte aufgefaßt und geleitet von der Abſicht:

> aufzuzeigen, zu wie erhabenen Ehren das Geſchlecht des Helden durch ſeines Ahnherrn Großthaten verherrlicht worden

zu einer dichteriſchen Einheit mit befliſſentlicher Kunſt verarbeitet. „Daher iſt, wie Wolf ſagt, die Darſtellung des ganzen frühern Heldenlebens des Cid vor ſeiner letzten Verbannung bis zur Eroberung von Valencia, der Verſöhnung mit dem Könige und der, nur auf deſſen Gebot geſchloſſenen Verbindung von Cids Töchtern mit den Infanten von Carrion, welche die erſte Abtheilung enthält, eigentlich nur als Einleitung zur zweiten anzuſehen. In dieſer entwickelt der Dichter erſt ſeine Hauptabſicht mit ſteigender, faſt dramatiſcher Wirkung, wie aus der anfänglichen, von Cids Feinden und Neidern beabſichtigten Demüthigung deſſelben gerade ſein Ruhm und die Ehre ſeines Geſchlechtes am Ende nur um ſo glänzender hervorging, indem ſelbſt Königsſöhne ſich durch eine Verbindung mit dem unerſchütterlich treuen Vaſallen und unbezwingbaren Kampfhelden geehrt fanden und ſo, was der Dichter als das Hauptziel des Strebens

---

1) Die Metrik des Poema del Cid iſt auch abgeſehen davon, daß wir jetzt die Ausſprache des zwölften Jahrhunderts nicht mehr kennen und dergleichen Verſe nicht mehr zu leſen verſtehen, doch ſo roh, daß wir auch mit Anwendung der von Sanchez vorgeſchlagenen Art, wie man Berceos Verſe leſen ſoll, von der ich unten reden werde, kein Maaß finden, dem ſie ſich fügen möchten, ſo daß man die caſtilianiſche Metrik hier in ihrem früheſten Kindheitsſtadium vor ſich haben dürfte. Wie der Reim in dieſem Gedichte behandelt worden, habe ich bereits anderwärts angedeutet.

seines Helden darstellt, durch dessen eigenes Verdienst über alle Erwartung glücklich erreicht ward." Wenn sich um diese Haupttendenz die Vordergrunds- und Nebenfiguren kunstlos gruppiren und ihr, wie natürlich gezogen, folgen, wenn die Absicht auch in den Seitenpartieen immer wieder zu Tage kömmt, wie der silbern blinkende Bach durch das Ufergebüsch den ganzen Lauf entlang stets von Neuem emporglänzt, so kann man den, einem so verständigen und überdachten Plane untergeordneten Gang der Handlungen und Begebenheiten wohl ohne die härteste Ungerechtigkeit nicht ein chronikenartiges Erzählen nennen. Schon die lebendige Dramatik, welche in häufigen Reden und Wechselreden die Eintönigkeit des epischen Ganges hebende und kräftig unterbricht, unterscheidet den Dichter des poema del Cid vom reimenden Chronisten, wofür denselben schon vor Bouterwek einige spanische Literatoren zu ihrer eigenen Schande erklärt haben. Wie möchte es wohl ein Chronikenschreiber zu Schilderungen bringen, wie z. B. die sogleich am Anfange uns begegnende, die den rührenden Abschied des Helden von seinem öden Geburtsschlosse darstellt und dann von seiner Familie, ferner wie die anschaulichen Beschreibungen seiner Kämpfe und die zahllose Menge kleiner malerischer Züge und das anziehende Gemälde der Cortes von Toledo? Einem Chronisten begegnet es auch wohl schwerlich, eine in so scharfen Umrissen ausgeprägte Heldengestalt hinzustellen, welche, wie man gewissen Bildern nachzurühmen pflegt, lebend und leibend aus dem Rahmen des Gedichtes auf den Leser zuschreitet. Eben so wenig pflegt es gerade einem Chronisten eigen zu seyn, daß ein einziger, dem Leben abgelauschter Zug, weitläufige Beschreibungen ersetzt, ein einziger körniger Ausdruck reiche Schätze von Vorstellungen entwickelt. Ein solcher Berichterstatter verstehet es sonst wohl auch nicht, vortreffliche Situationsgemälde mit einigen, gleichsam nur hingeworfenen Zeilen zu lebendigster Anschaulichkeit hervorzurufen, wie es hier fast auf jedem Blatte geschiehet. Es ist charakteristisch, diesem Befunde gegenüber die Urtheile der verschiedenen Literatoren über das alte Gedicht vom Cid zu vernehmen. Mit Ausnahme von Sanchez und Quintana, welche diesem Werke doch einige Vorzüge zugestehen, haben alle mir bekannten spanischen Kritiker: Capmany, die Uebersetzer des Bouterwekischen Werkes, Mendibil und Silvela dieß Gedicht ganz unverdienter Weise herabgesetzt und demselben Dinge nachgesagt, welche fast bezweifeln lassen, ob ihnen für poe-

tische Schönheit ein unbefangenes Auffassungsvermögen verliehen ist. Ochoa [1]) umgehet das poema del Cid gänzlich mit der seltsamen Wendung: „Da der Verfasser nicht bekannt ist, und sich selbst die Zeit der Abfassung nur durch Conjectur bestimmen lässet, so stehet Gonzalvo de Berceo an der Spitze der spanischen Dichter." Der feine Martinez de la Rosa heißt das Gedicht nun gar einen mißgestalteten Embryo, an welchem Alles bis zur Sprache herab die Wiege verräth. Solche Urtheile hat ein englischer Kritiker vor Augen, wenn er die freilich etwas übertrieben klingende Bemerkung macht: „Die Spanier haben den hohen Werth ihrer poetischen Geschichte des Cid als Gedicht noch gar nicht erkannt. Man darf, ohne Furcht widerlegt zu werden, behaupten, daß unter allen Gedichten, welche seit der Iliade verfasset sind, dieses dem Geiste nach das Homerischste ist." Auch andere Deutsche haben nach Bouterwek nicht minder unvortheilhaft als dieser über dieses Werk geurtheilt. Der sonst so umsichtige Eichhorn nennt es in seiner Literargeschichte ein noch sehr rohes historisches Gedicht. Am meisten befremdet aber, wie der neueste Geschichtschreiber der spanischen Literatur unter uns [2]) zur Besprechung dieses wichtigen Werkes nur folgende fünf Zeilen bringt: „Als das älteste castilianische Reimwerk, das noch über die Zeit aller bekannten Romanzen und Volkslieder hinaufreichen soll, bezeichnen die Spanier die allerdings alte, gereimte Chronik, welche unter dem Titel: Poema del Cid bekannt ist. Man findet dasselbe in: Coleccion etc. Ein höchst mageres Machwerk, aber als philologische Seltenheit wichtig." Um so anziehender und unerwarteter ist es, daß vier Franzosen, deren Nation das Unzierliche und Altfränkische doch sonst so ungenießbar zu finden pflegt, dem Werthe dieses Nationalepos eine vollere und freiere Anerkennung gezollt haben: Sismondi, Lecouteulx de Canteleu et Malmentais, Villemain und Viardot. Der Erste, dessen Urtheil ich bereits oben anführte, hat das Gedicht wenigstens ganz gelesen und dadurch einige der wenigen Partheien seines Wer-

1) In einem vom Magazin der Literatur des Auslandes im Jahre 1841. gelieferten Aufsatze über die Literatur des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts.

2) Dr. Brinckmeier in seinem 1844. zu Leipzig erschienenen Abrisse einer documentirten Geschichte der spanischen Nationalliteratur.

les gewonnen, worin er von Bouterwek ganz unabhängig iſt. Der zweite nennt es (im Essay sur la litterature Espagnole) ſogar ein poëme étonnant pour le tems ou il a paru. Villemains Lob iſt ſchon weit eingeſchränkter; denn das Gedicht ſagt ſeinem Geſchmacke nicht zu. Er nennt den Dichter nur den Chroniqueur, wirft ihm vor, daß er ſey peu capable d'inventer avec genie. Gleichwohl iſt ihm das Gedicht un des monumens les plus curieux du moyen age. Er ſagt zwar: tout y est simple et grossier, allein nicht ohne hinzuzufügen: mais il y regne une veritable originalité de moeurs et de langage. — Viardot endlich nennt das poema ein Gedicht, in deſſen Einzelheiten man eine ſehr vorgeſchrittene Sprachbildung und in deſſen Ganzen man etwas Homeriſches, nicht in der Größe der Ausführung, denn es iſt doch eigentlich nur eine gereimte Chronik, ſondern in den Verhältniſſen des Werkes und der Wahl des Gegenſtandes erblickt. Wie beim griechiſchen Dichter iſt es auch hier ein Nationalepos, iſt ein Sieg des Kreuzes über den Halbmond, iſt das chriſtliche Spanien in der Geſtalt ſeines berühmteſten und volksthümlichſten Kriegers perſonificirt." Viel geleſen ſcheint aber auch Viardot von dem Gedichte nicht zu haben. Ein nie genug zu ſchätzendes Verdienſt hat Ferdinand Wolf (ohne Zweifel der gelehrteſte und geſchmackvollſte Kenner, deſſen die ſpaniſche Literatur bisher in Deutſchland ſich erfreuete) dadurch erworben, daß er auf eine ausführliche und durchaus gelungene Weiſe das poema del Cid in die Rechte einſetzte, welche demſelben eine unbeſtochene Poetik und hiſtoriſche Gerechtigkeit um ſeines innern poetiſchen Werthes und der bedeutenden äußern Erſcheinung wegen zugeſtehen müſſen. Dieſes Verdienſt hat Roſenkranz in ſeiner ganz vortrefflichen Geſchichte der Poeſie gebürend dadurch anerkannt, daß er mit Enthaltung aller eigenen Zuthat Wolfs Aeußerungen über das poema wörtlich wiedergegeben hat. Nicht minder allen Dankes werth iſt Huber, welcher anhangsweiſe zu ſeiner Biographie des Cid aus der zweiten Hälfte des Gedichtes große Bruchſtücke überſetzt hat. Wolf irrt, wenn er die ganze zweite Hälfte und zwar metriſch durch Huber überſetzt werden läſſet, während dieſer doch ſelbſt ausdrücklich bemerkt, daß er, ſo viel als möglich, ganz wörtlich überſetze, ohne ſich durch Versmaaß, Reim oder Aſſonanz zu binden. Nach allen dieſem würde ich denn getroſt Bouterweks Verdicte entgegen die Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie mit dieſem Gedichte haben

beginnen können, wenn ich aus bewegenden Gründen nicht zur Voranstellung des Romanzenwesens mich veranlaßt gesehen. Jedenfalls ist dieses Werk das älteste Denkmal castilianischer Schriftpoesie.

Weit jünger (aber der Verwandtschaft des Inhalts wegen schon hier erwähnt), ist die prosaische Chronik vom Cid, deren Handschrift im Kloster San Pedro de Cardeña, wo auch der Cid begraben liegt, aufbewahrt wurde und mehrmals: 1511. 1552. (auf Veranstaltung des nachmaligen Kaisers Ferdinand I.) [1]) und 1593. gedruckt ist. Sanchez hat aus innern Gründen dargethan, daß diese Chronik erst im dreizehnten oder im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben seyn kann. Es sind darin der Erzbischof Rodrigo Ximenez von Toledo und Lucas de Tuy, zwei Schriftsteller aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, citirt. Auch geschieht Alfonso des Weisen Erwähnung, der erst 1252. den Thron bestieg. Die Sage, daß ein bekehrter Maure und sein Sohn, ehemalige Dienstmannen des Cid, diese Chronik verfaßt, welche Sanchez weder bestreiten noch bestätigen will und der zufolge die Chronik anfänglich Arabisch geschrieben und nachmals ins Castilianische übersetzt worden, mag ihrem Werthe nach auf sich beruhen. Vielleicht hat eine mißverstandene Stelle in der Chronik jene Sage veranlaßt. Sie erwähnt nämlich eben so, wie die vermuthlich gleichzeitige Chronica general des Königs Alfonso X., einer in arabischer Sprache geschriebenen Geschichte des Königs Bucar, des Cid und des Reiches Valencia, welche angeblich Gil Diaz, den getauften Mauren Abenalfange, einen Haushofmeister des Cid, zum Verfasser haben soll. Diese Chronik hatte übrigens das Poema beständig vor Augen und folgte demselben beinahe Schritt für Schritt, wobei nicht selten die eigenthümlichen Ausdrücke des Gedichtes und selbst dessen Assonanzen beibehalten sind. Dagegen hat die Chronik durch erdichtete Zusätze und Einführung des Wunderbaren die Einfalt des Gedichtes vielfach vernichtet und die Treue der Zeitschilderung geschwächt.

---

1) Nach Huber ist die Ausgabe von 1511. auf Befehl des Infanten Fernando, Bruder Philipps I., also eines Oheims des Kaisers Ferdinand herausgegeben. Obiges fand ich bei Sarmiento §. 344. Ich selbst sah keine dieser Ausgaben. Während des Druckes gehet mir die splendide, gar treffliche von Huber veranstaltete neue Ausgabe dieser Chronik zu.

Einen hiſtoriſchen Werth hat ſie gar nicht. Sie ſtehet da als eine kritikloſe Zuſammenſtellung von Nachrichten aus ältern Chroniken. Allein die Lebendigkeit und Treuherzigkeit ihrer Darſtellungen ſichern ihr die Beachtung als merkwürdiges Erzeugniß ihres Zeitalters. — Ein Auszug aus dieſer Chronik, welcher ſich ſelbſt einen breve tratado nennt, iſt in zweiundſechzig Capiteln vorhanden und bereits 1498. unter dem Titel Coronica del Cid Ruy Diaz zu Sevilla gedruckt, aber, wie Wolf bemerkt, nur als typographiſche Seltenheit nicht aber ihres Inhaltes wegen, der durchaus nichts Neues enthält, merkwürdig.

Gedicht vom Grafen Fernan Gonzalez und andere epiſche Verſuche.

Nach dem Urtheile der Kenner, mindeſtens aus dem vierzehnten Jahrhundert, iſt eine im Escorial aufbewahrte Handſchrift, welche ſich in dem Coder der Poeſieen des Juden Rabi Don Santo de Carrion befindet und eine Geſchichte des Grafen Fernan Gonzalez in Verſen enthält, deren Metrum und Sprache nach dem Urtheile Sarmientos (§. 554.) dem Ausgange des zwölften oder Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehören. Dieſe Geſchichte, deren Verfaſſer übrigens noch nicht ermittelt worden, beginnt mit dem Einbruche der Gothen in Spanien bringt es aber nur bis zum Kriege des Grafen mit Don Garcia von Navarra in den Jahren 956—967. Sie endet mit der Schlacht, welche beide Herrſcher einander bei Aronia am Fluſſe Oja lieferten und durch welche der Graf in die Hände ſeines Gegners fiel. Offenbar iſt das Gedicht in der Handſchrift nicht vollſtändig. Dieß berechtigt zu der Vermuthung, daß dieſelbe nur eine verſtümmelte Copie ſeyn mag. Die Verſe, aus denen das Gedicht beſtehet, ſind vierzeilige durch einerlei Reim verbundene Alexandrinerſtrophen von 15., 14., 13., 12. und 11 Sylben; den Inhalt bilden die Thaten und fabelhaften Erlebniſſe des ſchon oben näher erwähnten Grafen Fernan Gonzalez. Es beginnt, wie alle Gedichte damaliger Zeit, mit einer Anrufung: „Im Namen des Vaters, welcher Alles erſchuf" u. ſ. w. Der erſte gothiſche König, welcher eingeführt wird, iſt ohne Zweifel Chindeswind (den der Dichter Çidus nennt); denn kein anderer kann als Zeitgenoſſe der Heiligen: Eugenius und Iſidor genannt, auch von keinem andern geſagt werden, er ſey vom Volke zum Könige erhoben worden. („Die Väter, welche geblieben waren, erhoben einen König, der Cidus hieß. Als Cidus regierte, ein tapferer Krieger, war St. Eugenius Hirte über die Spanier; in Toledo hatte der heilige Bekenner ſeinen Wohnſitz. Iſidor war zu Sevilla Biſchof und Herr). Weiterhin iſt von Wamba, Egica und Roderich die Rede, wobei die Könige Erwig und Witiza aus-

gelaſſen werden. Dann gehet der Dichter über zu dem vermeintlichen Verrathe des Grafen Julian, den er alſo meldet: „Als der Graf Julian, wie ihr vernommen, des Tributes wegen nach Marocco ſich gewendet, hatte er in der Zwiſchenzeit eine ſolche Veranſtaltung getroffen, durch welche das Reich gänzlich zerſtört werden mußte. Sein heftiger Zorn bewog ihn Verrath zu ſinnen; er redete mit dem Herrſcher, welcher große Macht beſaß und ſagte ihm, wie er die Chriſten demüthigen und man Spanien auf keinerlei Art vertheidigen könne. Damals ſprach Graf Julian: Ich ſage die Wahrheit, mein Freund, wenn du nicht Spanien erhältſt, will ich fürder kein Brod eſſen und du ſollſt mich nicht beſſer behandeln als einen Hund. Morgen werde ich ſchleunigſt heimkehren; den König Rodrigo will ich bereden ſeine Mannen zu verſtümmeln; ſie ſollen Alle ihre Waffen in das Feuer werfen, daß ſie verbrennen, damit ſie nachher nichts haben, womit ſie ſich vertheidigen. Iſt ſolches geſchehen, ſo wirſt du von mir aufgefordert werden, mit deinem Heere über das Meer zu ſetzen. Da das Volk ganz ſicher ſeyn wird, wirſt du ohne Mühe das Königreich erobern können. Er beurlaubte ſich von den Mauren und überſchritt alsbald das Meer, der Unglückliche, welcher ſich hätte mit eigenen Händen erwürgen ſollen, da ihn das wüthende Meer nicht erſtickte. Sobald er hinüber gelangt war, begab er ſich zum Könige und ſprach: ich neige mich in Demuth, mein geehrter Herr; ich erfüllte deine Sendung und vollzog deinen Auftrag; hier iſt der Tribut, wonach du geſendet haſt. Gern nahm den Tribut der wackere König entgegen; Jenen faßte er bei der Hand und ließ ihn neben ſich ſitzen. Herr, wenn Ihr meinen Rath annehmen wollet und es dem Gotte des Himmels, der dich herrſchen läſſet, gefällt, ſo wird weder Mauc noch Chriſt es mit dir aufnehmen können. Die Waffen fordere ein, denn es gibt jetzt nichts zu kriegen. Laß im Königreiche umher die Waffen aufbringen und Spaten daraus anfertigen, um die Weinberge zu bearbeiten; aus andern fertige man Pflugſchaaren, um die Länderei mit Getreide zu beſtellen; Roſſe und Pferde müſſen alle an den Pflug; beim Kornbau mögen Alle, Reiter und Fußvölker, beſchäftigt werden; Halden, Thäler und Hügel müſſen beſtellt werden, auf daß das Land ſich mit Korn und Gelde bereichere ꝛc.“ In dieſem Style etwa läuft ſo ziemlich die ganze Geſchichte ab. Vergeblich ſucht man darin wahrhaft poetiſche Erfindung und Situationen. Doch

kommen einzelne Züge vor, welche darthun, was der Dichter unter Umſtänden hätte leiſten können, z. B. in der Beſchreibung vom Tode des Grafen von Toulouſe: „Alle waren über ein großes Gebirge entfloben; eine geringe Mannſchaft war beim Grafen geblieben. Niemals befand ſich der Graf von Toulouſe in ſo kläglicher Lage; denn der Graf von Caſtilien war heftig wider ihn ergrimmt. Sehr erſchrocken war der Graf von Toulouſe; denn er ſah Don Fernando ganz wüthend auf ſich loskommen; da er keine Leute hatte, war er ſchutzlos und trat mit ſeinen Waffen ſogleich auf den Kampfplatz. Graf Fernando, ein Mann ohne Grauſamkeit, vergaß mit dem Zorne Maaß und Güte und trachtete mit Grimm und übelm Willen den Grafen zu treffen; ohne Mitleid wollte er ihn unbedenklich treffen; der caſtilianiſche Graf, ein geborner Krieger, traf den toulouſer Graf mit tödtlicher Wunde. Tief betrübt ob der Wunde ward der Gascognier: laut rief er: Heilige Gebieterin, Maria, hilf! So übel verwundet war der toulouſer Graf, daß er alsbald vom Roſſe zur Erde niederſtürzte; nichts vermochte er zu ſprechen, denn bald war er verblichen. Sobald er todt war, wurden auch ſeine Mannen beſiegt. Dreihundert toulouſer Ritter nahm man da gefangen, viele andere blieben und die Caſtilianer machten ſich einen großen Ruhm daraus. Ihr ſollet nun hören, wie der caſtilianer Graf im kräftigen Siegesmuthe dem toulouſer Grafen that; mit eigener Hand entkleidete er den Leichnam und that demſelben nicht anders, als wäre es ſein eigener Bruder; als er ihn ausgezogen und von Allem entkleidet hatte, ſchmückte und bekleidete er ihn mit einem wollenen Gewande und legte ihn auf eine ſchön gearbeitete Bank; er hatte dieſelbe in der Schlacht von Almanzor erbeutet. Der caſtilianer Graf ſammt ſeinem ganzen Rathe ließen ihm einen überaus ſchönen Sarg anfertigen, der mit rothem Tuche reich bekleidet war und mit ſtark vergoldeten Nägeln, welche wie ein Spiegel glänzen. Er entließ ſeine Mannen der Haft und gebot ihnen, bei ihrem Herrn Wache zu halten; Große und Geringe, Alle ließ er ſchwören, ſich von ihm nicht zu trennen bis an ſeinem Orte. Sie bekleideten den Leichnam, wie es üblich war, mit einigen reichen koſtbaren Decken; er gab ihnen Reiſegeld zu den Ausgaben auf der ganzen Reiſe. Als der Graf den Leichnam bekleidet hatte, wurde der mit Nägeln gut verſchloſſene Sarg auf ein wohl gerüſtetes Maulthier gehoben und er gebot, daß ſie denſelben in ſeine Grafſchaft

führen ſollten. Die armen Touloufer beweinten ihr Mißgeſchick; mit abgemagertem Antlitz kam die aller Ehren entäußerte Mannſchaft mit dem Leichnam zu Toulouſe, der Hauptſtadt in der Grafſchaft an; die Klagen erneuerten ſich, als wären ſie zum erſten Male." Auch folgender Traum mag eine Probe von des Verfaſſers Manier geben: „Als er während ſeiner Abendandacht ſich mit Gott unterredete, ergriff ein ſehr geſunder Schlaf den Grafen; mit ſeinen Waffen gerüſtet, ſank er nieder; das eingeſchlafene Fleiſch liegt träumend da. Kaum konnte der Graf gut eingeſchlafen ſeyn, als der heilige Mönch Pelagius aus der Höhe herabkam, in einem Gewand gekleidet wie die Sonne; ein geborener Menſch hat etwas Schöneres nie geſehen. Er rief den Grafen Fernando bei Namen und ſprach: wie biſt du, ſchlafend oder wachend ſo ſchweigſam. Wache auf und gehe deines Weges; denn heute wächſt dir ein groſſer Vortheil zu; eile zu deinem Volke, das deiner harret. Der Schöpfer bewilligt dir, warum du gebeten haſt; gewaltigen Tod wirſt du unter den Heiden verbreiten; von deinen wackern Gefährten wirſt du zwar auch viele verlieren; bei allem Verluſte aber wirſt du im Felde ſiegen. Weiter ſagt dir der hohe Schöpfer, daß du ſein Lehnsmann biſt und er dein Herr iſt; mit den heidniſchen Schaaren wirſt du kämpfen in der Liebe zu ihm; er gebietet dir mit Almanzor zu kämpfen; ich werde dann bei dir ſeyn, denn ſolches iſt mir zugeſtanden; auch der Apoſtel, namens der heilige Jakob, wird zugegen ſeyn, Jeſus Chriſtus wird ihn ſenden, um uns ſeines Dieners zu bedienen. Mit dieſer Hilfe wird Almanzor unterdrückt werden. Noch viele andere werden erſcheinen wie in einem Geſichte, Engel Gottes in weißen Rüſtungen; ein jeder wird das Kreuz in ſeinem Fähnlein führen. Die Mauren würden, wenn ſie uns ſehen, das Herz verlieren. Ich habe dir, mein Freund, gemeldet, was mir aufgetragen worden; ich gehe zu denen zurück, welche mich hieher geſendet haben. Zwei ſchöne Engel enthoben ihn der Erde und trugen ihn unter groſſen Freudenbezeugungen gen Himmel empor. Don Fernando erwachte wie entſetzt. Hilf Schöpfer, was kann das ſeyn; iſt es eine Sünde, welche mich in einen Irrthum ſtürzen will. Jeſus Chriſtus, dein allein bin ich; ſchütze mich, Herr." Voll anſchaulicher Beſchreibung iſt folgender Kampf des Grafen mit einem Maurenkönige: „Als der Graf ihn ſo grimmig heranſprengen ſah, ſpornte er ſein Roß und machte

ſich zum Empfange bereit; ſie neigten die Speere und ſtießen auf einander ein; die Stöße hätten einen Thurm von einander ſpalten können; beiden wurde es aber herzlich ſchwer; übel verwundet waren ſie im Kampfe ſehr behindert; es läßt ſich nicht erzählen, wie übel ſie zugerichtet waren. Mächtige Hiebe hatten beiden Wunden beigebracht. Der Graf Don Fernando, obwohl ſchlimm verwundet, ehe der König ſeinen ganzen Zorn wider ihn losließ, verwundete doch den König zum andern Male ſo arg, daß derſelbe vom Roſſe zur Erde ſtürzte. Als die Mannen des Mauren ſolches ſahen, umzingelten ſie den wackern Grafen und brachten ihn ſtark in das Gedränge; allein die Caſtilianer ließen ihn auch nicht im Stiche und eilten, ſtarke Hiebe austheilend, ihrem Herrn zu Hilfe. Der caſtilianiſche Graf und ſeine furchtloſen Leute wurden in dieſen Stunden heftig gedrangſalt; dem Roſſe des Grafen, welches viele Wunden empfangen, hingen die Eingeweide bis auf die Füſte hinab; das gute Roß des Grafen mußte ſterben; in ungelegenerer Zeit konnte er daſſelbe nicht verlieren. Er konnte weder ſich umwenden noch fliehen; die Drangſale, welche er erlitt, vermag kein Menſch zu beſchreiben. Er war abgeſtiegen, umgeben von ſeiner wackern Genoſſenſchaft, den Schild vor der Bruſt, hielt er mit den Händen ſein Schwert; hilf mir Chriſtus mit deiner heiligen Kraft; möge Caſtilien heute nicht von dir verlaſſen werden. Die Mauren hatten ihn in großer Anzahl eng umzingelt; obwohl der tapfere Graf abgeſeſſen war, theilte er er nach allen Seiten hin mächtige Hiebe aus; ſeine guten Mannen halfen ihm wacker; ſie gaben ihm ein tüchtiges Pferd, deſſen er ſehr bedurfte; er dankte Gott und freute ſich ſehr." Auch als ein unterrichteter Mann zeigt ſich der Poet: „Herr, der du Daniel von dem Löwen errettet, der du den mächtigen Philiſter erſchlugſt, der du die Juden heimgeführt aus der babyloniſchen Gefangenſchaft, erlöſe und befreie uns aus ſo grauſamer Gefangenſchaft ꝛc." „Man erzählt nicht von Alexander, Tag und Nacht erzählen ſie ſeine tapfern Thaten und Ritterſtücke, vom König David, der den Goliath erlegte, erzählen ſie, von Judas Maccabäus, dem Sohne des Mathathias." Auch die Paladine Carls des Großen kennt der Poet. Die einfachen Epitheta, deren er ſich bedient (z. B. der Graf Fernan Gonzalez

mit den ſprießenden Thaten — oder: es begann der wackere Graf, der feſte Mann: der caſtilianer Graf, ein geborner Krieger — der Graf Fernan Gonzalez ein Leib voll Tüchtigkeit) und die oft kindiſchen Vergleiche (z. B. bei der Schilderung einer Beute: Sie fanden dort viele Felleiſen und Mantelſäcke, angefüllt mit Gold und Silber, aber nicht mit Tannzapfenkörnern) deuten auf ein hohes Alter dieſes Gedichtes, aus deſſen metriſcher Beſchaffenheit Sarmiento (§. 554.) einen an das Ende des zwölften Jahrhunderts hinaufreichenden Urſprung folgert, weßhalb ich denn auch nicht Anſtand genommen habe, es hinter dem Gedichte vom Cid folgen zu laſſen, dem es übrigens, wie ſchon die mitgetheilten Proben beweiſen, in jedem Betrachte nachzuſtehen ſcheint. Scheint, ſage ich, weil ich nur die Proben vor mir habe, welche Bouterweks Ueberſetzer liefern, außer denen noch kein anderer größere Mittheilungen daraus gemacht hat. Deßhalb kann ich mich auch nicht unbedingt entſchließen, Wolfs Urtheil, welcher das Gedicht in eine weit ſpätere Zeit ſetzet als Sarmiento, zu unterſchreiben, zumal er auch von demſelben nichts weiter kennt, als was jene Ueberſetzer mittheilen. Er ſagt: „man ſiehet, daß es in einer Zeit verfaßt wurde, in welcher die urſprüngliche unnachahmliche epiſche Auffaſſungs- und Reproductionskraft, die zugleich mit dem Jugendleben der Nationen ſich einfindet und verſchwindet, bereits durch andere Richtungen und geiſtige Evolutionen verdrängt und erſtorben war; in einer Zeit, in welcher weniger die Phantaſie den unmittelbar empfangenen Eindruck rein objectiv wiederzugeben thätig war, als der Verſtand, der vom Standpunkte der ſubjectiven Reflexion des Ueberlieferten und Selbſtbeobachteten darzuſtellen und die Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen ſtrebte. Da wurde natürlich folgerecht über die Sache die Form als unweſentlich vernachläßigt und das Epos ſank zur Reimchronik herab, ja ganz ſachgemäß wurde auch dieſe letzte, nun unnütz gewordene Feſſel abgeworfen und ihr die bequemere, ungebundene Rede, in der Proſa, vorgezogen.“ Meines Bedünkens iſt aus der Geſchichte des Grafen Fernan Gonzalez noch nicht genug mitgetheilt, um bereits ſo beſtimmt aus dem Inhalte und der Form ſich über den Zeitpunkt der Entſtehung auszuſprechen. Jedenfalls ſcheint der vierfach wiederholte Reim nicht darauf hinzudeuten, daß es ſich der Dichter habe leicht machen wollen und um dieſes Strebens willen ſich auf dem Wege zur Proſa befun-

den habe. Sodann ſcheint mir die metriſche Behandlung weniger von einem Verfalle der Form als einer Unvollkommenheit im Fortſchritte zu zeugen. Auch ſchließt die Herrſchaft eines epiſchen Geiſtes zu einer gewiſſen Zeit gar nicht die Möglichkeit aus, daß neben der allgemeinen epiſchen Begeiſterung trockene Geiſter herwandeln, deren Productionsvermögen von dem epiſchen Samen ihrer Zeit nicht befruchtet iſt und die ſich lieber zum Schreiben gereimter Chroniken hergeben; ſo wie es auch beſſer zu machen vermeinen, wenn ſie dem ſchlichten Erzählungstone, welcher an ſich übrigens gar kein Zeichen einer neuern Zeit iſt, treu bleiben. Damit ſoll natürlich nicht geläugnet werden, daß in den Zeiten epiſchen Verfalles die erzählende Dichtkunſt, aus dem von Wolf angegebenen Grunde, eine Tendenz nach dem Chronikenartigen anzunehmen pflegt. Es wird nur beſtritten, daß umgekehrt aus dem Daſeyn des chronikenartigen Habitus auf den Urſprung aus Zeiten des epiſchen Verfalles nothwendig geſchloſſen werden durfte. Dagegen finde ich es nicht bedenklich, das Gedicht der anſcheinend didaktiſchen Haltung wegen dem Gebiete der Kunſtpoeſie zuzueignen, da ich allerdings der Meinung bin, daß die Volkspoeſie unbewußt das epiſche Element und die epiſche Färbung beſſer getroffen haben würde, als die bekannt gewordenen Proben der Geſchichte des Grafen Fernan Gonzalez erkennen laſſen, welche überall den Ausdruck eines erfundenen Gedichtes zur Schau tragen.

Nach Wolfs Vorgange erwähne ich vor dem Uebergange zu den erweislich dem dreizehnten Jahrhunderte angehörigen Productionen im caſtilianiſchen Idiom noch einiger poetiſchen Hervorbringungen, welche wir nur aus einigen von de Caſtro in ſeiner biblioteca Española mitgetheilten Bruchſtücken kennen. Er hat ſie aus einer Handſchrift im Escorial entnommen, deren Schriftzüge, wie er glaubt, dem dreizehnten Jahrhunderte angehören. Dieſe Gedichte haben die gemeinſchaftliche von jüngerer Hand gefertigte Ueberſchrift: „Lebensbeſchreibungen des Königs Apollonius, der Maria Egyptiaca und die Anbetung der heiligen drei Könige in alten Verſen.“ Obgleich Caſtro von jedem der drei Gedichte den Anfang mittheilt, bleibt ſein Verfahren doch ziemlich kopflos, indem er außerdem nur noch das Ende gibt, ſo daß man nur höchſt mangelhaft über die Form, über den Inhalt aber gar nicht zu urtheilen

vermag. Die Wundergeſchichte des Königs Apollonius von Tyrus war eine im Mittelalter ſehr beliebte Erzählung und daher das ſpaniſche Gedicht wohl keine Originalerfindung. Der mitgetheilte Eingang verkündet, daß der Dichter den guten König Apollonius und ſeine Artigkeit beſingen wolle, auch wie derſelbe in einem großen Sturm Weib und Tochter verlor und dieſelben nachher wieder fand. Mit dem Könige Antiochus verheißt er anzufangen. Der mitgetheilte Schluß beſtehet in einem Gebete. Die Verſe (13, 14ſylbige vierzeilige, durch einerlei Reim verbundene Alexandrinerſtrophen) ſind beſtimmter gebildet und genauer gemeſſen, als die Verſe im poema del Cid. Vielleicht war dieſe Gattung von Verſen damals noch nicht geläufig; der Dichter bezeichnet dieſelbe als eine nueva maestria, woraus hervorgehet, daß ſie bis dahin noch nicht häufig angewendet worden. Die Versbehandlung in der Maria Egypciaca und den heiligen drei Königen dagegen iſt ganz anders. Dieſe Gedichte beſtehen aus 8—10ſylbigen paarweiſe gereimten Verſen, jedoch im letztern, welches auch Aſſonanzen hat, minder regelmäßig, als im erſten. In der Einleitungsſtanze zur Maria Egypciaca fordert der Dichter die Leute auf, ihm von Herzen zuzuhören; Alles ſey wahr, nichts falſch; Alle, die Gott lieben, würden ihn hören, wogegen denen, die ſich um Gott nicht kümmern, das Wort hart fallen werde. Der Schluß iſt ein Gebet um Mariens Fürbitten bei Gott. — Das Gedicht von den heiligen drei Königen beſchreibt auch die Hinrichtung der unſchuldigen Kinder, die Flucht nach Egypten und die Kreuzigung Chriſti. Der Eingang meldet nichts Merkwürdiges als die Ankündigung des Stoffes. Der Schluß enthält die Unterredung der Schächer, welche Dimas (der Gute) und Geſtas (der Böſe) genannt ſind, mit Chriſtus am Kreuze, und daß Dimas erlöſet, Geſtas aber verdammt worden. Allem Anſcheine nach iſt dieſen drei epiſchen Dichtungen eine weit ſtärkere Doſis von Lyrik beigemiſcht als im poema vom Cid angetroffen wird. Höchſt wahrſcheinlich wird ſich, wenn die beiden letzten Gedichte vollſtändig zum Vorſchein kommen, aus denſelben nachweiſen laſſen, wie die epiſche Poeſie der Caſtilianer, welche im Gedichte vom Cid, ſo wie überhaupt anfänglich aus der Auffaſſung der eigenen Geſchichte hervorging, zur Idee des kirchlichen Epos hinüberſchlug und durch ihre Darſtellungen das ganze Leben oder einzelne Züge aus dem Leben kirchlicher Hel-

den in ähnlicher Art zu verherrlichen ſich angelegen ſeyn ließ, als ſie es in den hiſtoriſchen Romanzen, im Gedichte vom Cid und von Fernan Gonzalez mit den Heroen der Profangeſchichte verſucht hätte. Das Epos des Volkes war ſo zu ſagen aus dem epiſchen Tumulte der Geſchichte hervorgewachſen und dem nationalen Leben ſelber entkeimt.

Dieſem von innen heraus arbeitenden Geiſte zur Seite und gegenüber ſtand ein anderer von Außen, aber Oben her dem Volke erſt zugekommener, nicht minder thätiger Geiſt, welcher ſich aber, den höchſten Intereſſen des Einzelnen und des Ganzen einmal eingeſchlagen, auf dem Wege einer langen Vermittelung mit dem Geſammtleben verwebt und verſchmolzen hatte. Dieſer Geiſt iſt der Geiſt der Kirche [1]). Er war dem ſpaniſchen Volke in der reichen Fülle des Katholicismus zugeſtrömt. Seiner Natur nach war er auch auf dem poetiſchen Gebiete im Widerſtreite mit dem Geiſte des Volkes. Wie dieſer darauf ausgehet, menſchliches Streben zu verherrlichen und das Göttliche nur hineinleuchtet in den Schauplatz der Dichtung, um die irdiſche Verklärung des Helden und der Seinen herbeizuführen, ſo zeigt ſich in den Poeſieen, welche der Geiſt der Kirche hervortrieb, ein aufrichtiges Ringen des Menſchlichen nach dem Göttlichen und die menſchlichen Verhältniſſe erſcheinen hier als der Rahmen, in dem die Gebilde der Ewigkeit, ſo wie die Herrlichkeit Gottes und ſeiner Kirche den Menſchen zur Schau dargeſtellt werden zum Vorbilde überirdiſcher Hoheit und menſchlicher Demuth gegen den Willen Gottes. Wenn nun dieſer Geiſt der Kirche von dem epiſchen Schwunge des caſtilianiſchen Mittelalters ergriffen, zur poetiſchen Ausgeſtaltung den Trieb empfing, ſo war ihm ein reichlicher Stoff geboten, ein weites Gebiet angewieſen, womit und worin die epiſchen Gebilde, welche er hervorbringen ſollte, Inhalt und Umfang gewinnen konnten. Der Erde eingeſäet, nährte der poetiſche Sinn, von dem Geiſte der Kirche geleitet, ſich mit Früchten, welche ein höheres Gebiet hervorgebracht hatte. Im myſtiſchen Grunde deſſelben ſtand das unerforſchliche, dem in die Gottesferne hinausgewieſenen Menſchen völlig unbegreifliche Geheimniß der Dreifaltigkeit. Vermittelnd zwiſchen ſie und die Ohnmacht des Creatürlichen, welche jene zu faſſen außer Stand gekom-

1) Wenn Freunde eines verehrten Mannes hier Anklängen deſſelben begegnen, gereicht mirs zur Freude!

men, trat ein zweites Myſterium, welches die Kluft jener Gottesferne ausfüllte, die Verſchuldung des Riſſes auf einen Bürgen übertrug, der dafür einzuſtehen, durch die feierlichſten Gelübde zugeſagt und die Einigung des Göttlichen mit dem Menſchlichen, welche der Sündenfall unterbrochen von Neuem möglich machte und den von oben Heil bringenden Gott mit den unten Heil gewinnenden Menſchen wieder verknüpfte. Mittelſt dieſes Myſteriums erfolgte die Niederkunft des ungeſchaffenen Elementes und die Vereinigung beider in der durch die Fleiſchwerdung ausgeführten Verbindung der zwei Naturen. Die ſubſtantiale Einung der Gottheit mit der Creatur ging vor ſich in der jungfräulichen Mutter, der Perſonification der geſammten erlöſungsfähigen und bedürftigen Creatur. Ihre Beſtimmung, das Niedergeſtiegene ans Licht und in die Geſchichte einzugebären, ward erfüllt. Hierdurch trat ſie in den Stand einer Heiligkeit, deren Verehrung für die Poeſie einen unerſchöpflichen Stoff bieten mußte, wie unten noch näher angedeutet werden wird. Das der Höhe Entſtammte, Lichtgeborene wandelte auf Erden, Weg, Wahrheit, Leben für die Sterblichen, wie es im Beginne der Zeiten vorausverkündigt und verheißen worden war. Wie ſeine Geburt ein Vorbild iſt der myſtiſchen Wiedergeburt, die jedes einzelne Glied der gefallenen Menſchheit an ſich vollziehen muß, wenn es das Heil ergreifen und genießen will, welches die Incarnation anbietet und bringt; ſo gehet auch ſein Leben als Vorbild und Muſter allem heiligen Leben voran. Die göttlichen Gaben, mit welchen er ſeine Abkunft beglaubigte und ſegnend wirkte, hatte er nicht zum Vorzeigen bloß mitgebracht, ſondern als Vermächtniß auf Erden zurückgelaſſen jedem Leben, das ſich der Nachahmung des ſeinigen befliß, zum Preiſe. Als Vorbild hat er ſich alſo hingeſtellt in der Armuth und hingebenden liebevollen Thätigkeit, in der Enthaltſamkeit beſonders den Anläufen des Verſuchers gegenüber, in der ſteten Einigung mit Gott, in der Frömmigkeit des Wandels und in heiterer Duldſamkeit von Schmerz und Leiden, in opfernder Hingebung bis zum Tode. Mittelſt eines feierlichen Uebertrages legte Chriſtus, was er vom Vater empfangen, auf das Haupt derjenigen, die er zu dem Werke ſich auserſehen und theilte ihnen ſeine Gaben mit zur weitern Ueberlieferung von Hand zu Hand. So gingen die Gaben des Geiſtes von ihren erſten Nutznießern auf die übrigen Begnadigten des Geſchlechtes. Wie die Evangelien die Darſtellung der Thaten Chriſti, die Apo-

ſtelgeſchichte die Handlungen der heiligen Sendboten des Herrn in hoher Simplicität dem Andenken der Nachwelt gegenwärtig zu erhalten ſuchten, ſo erwuchſen, von der einkleidenden Sage gepflegt und verbreitet, auch Darſtellungen des Lebens der zahlloſen Märtyrer und heiligen Menſchen, welche von dem Erlöſer das thatenreiche Bürgerrecht im Reiche Gottes und ihr Leben dem Dienſte ſeiner Kirche widmeten. Wohl waren es tapfere, ruhmgekrönte Streiter, die Chriſtum vor Augen und in ſeinem Geiſte thätig in der Welt ſich übten. Muthig fromm und enthaltſam mochten ſie unſchwer das Höchſte erringen; allein ihnen blieb doch zugetheilt, mit weltlichen Dingen ſich vielfach zu ſchleppen und hart zu bekümmern und ſo in Anſpruch genommen und geplagt, konnten ſie nur ſchwer und beharrlich dem Höhern ſich zuwenden. Solcher Erwägung bot die Einöde ſich dar, um ungetheilt und ungeſtört dem beſchaulichen Leben ſich ganz hinzugeben. Wer dieſen Theil erwählte, wandelte, wie allgemein geglaubt wurde, mit Gott, erhob ſich zu demſelben und pries ihn durch all ſein Trachten und Thun. In dieſem Sinne hatten die Einſiedler und nochmals andere heilige Männer, welche auf andere Weiſe von dem Weltgetriebe ſich ſchieden, jeder epiſchen Wirkſamkeit und Einmiſchung in die Angelegenheiten der äußern Welt entſagt. Unter der Zucht und Disciplin ſtrenger Regeln wurden ſie ihres aufrühreriſchen Naturells Meiſter und ſtanden da als Muſter deſſen, was die Begeiſterung der Lehre Chriſti Wunderſames vermöge, den Heiden ein Gegenſtand der Achtung und des Erſtaunens, den Chriſten der Nacheiferung und Verehrung, der Welt ein Vorbild im Kleinen deſſen, was ihr im Großen, innerhalb der Bedingungen ihres Daſeyns durch Selbſtbeherrſchung erreichbar ſey. Ueberall nahm das Weſen dieſer geiſtlichen Helden, wo die Umſtände es irgend geſtatteten, einen religiös-idylliſchen Charakter an. Auf der andern Seite aber rief der Enthuſiasmus für die Religion in Naturen, deren Strebſamkeit mit ſo engen Kreiſen ſich nicht begnügte, Wirkungen hervor, deren Möglichkeit jetzt kaum noch begriffen wird. Sahen wir dort Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen in der kräftigſten Lebensblüthe in finſtere Mauern ſich einſchließen oder in wilde Einöden ſich zurückziehen, um ihre Lebenszeit unter Gebet und Kaſteiung zu verbringen, ſo ſahen wir andererſeits jährlich Tauſende barfuß und faſtend viele hundert Meilen über Land und Meer pilgern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen. Wir ſahen Hundert-

tauſende mit Schwert und Kreuz eben dahin wallen, um mit Todesgefahr die heiligen Stätten von den ſie verunreinigenden Ungläubigen zu ſäubern, oder die letzteren anderwärts zu bekämpfen und das Kreuz an die Stelle des Halbmondes aufzurichten, anderer religiöſer Ritterthaten nicht zu gedenken, welche aus dem oben charakteriſirten Geiſte der Chevalerie begreiflich werden. Solche Erſcheinungen werfen einen hinlänglichen Reichthum an höherm epiſchen Stoff ab. Alles mußte ſich in den Hervorbringungen der frei bildenden poetiſchen Kraft, in religiöſer Weiſe gefaßt, vielfach ſpiegeln, ein Gegenbild zu den Erzeugniſſen, welche dieſelbe Kraft auf weltlichem Boden hervorgetrieben hatte. Die Bilder heiliger Perſonen und ihrer Erlebniſſe malten ſich unter frommen Genoſſen immer weiter aus und fanden endlich, nachdem ſie lange in mündlicher Mittheilung zur Erbauung geiſtlicher Genoſſenſchaften gedient, ſolche, die ſie niederſchrieben und zu einem Gemeingute machten. Dieſe ſubjectiven Umbildungen, meiſtens lateiniſch verfaßte Legenden waren es, welche ſich dem erwachenden epiſchen Geiſte in der caſtilianiſchen Poeſie zur Behandlung in der Volksſprache darboten und das myſtiſch religiöſe Epos hervortrieben. Das Wunderbare und Myſtiſche dieſer Richtung entwickelte ſich aus localen Gründen, namentlich durch den ſcharfen Gegenſatz des Chriſtlichen mit dem Arabiſchen zur begeiſternden Vollendung im ſpätern geiſtlichen Drama der Spanier. Schon früh trat die eigenthümliche Richtung der ſpaniſchen Poeſie hervor, welche es auf Verherrlichung des Ueberirdiſchen, des Wunderbaren und der Heroen des Glaubens und der frommen Ergebung abgeſehen hat. Daß dieſe Richtung zunächſt von Geiſtlichen ausging und gepflegt ward, iſt natürlich. Denn ſchon längſt hatte die Erfahrung gelehrt, daß die rohen Gemüther der ungebildeten Krieger nichts tiefer rühre, erſchüttere und zu guten Werken begeiſtere, als jene Erzählungen der heiligen Perſonen. Indem die Geiſtlichkeit dieſe Erzählungen in der Volksſprache verbreitete, erwarb ſie ſich ein neues Verdienſt durch die Cultur eben dieſer Sprache. So war es denn auch ein Geiſtlicher, welcher die caſtilianiſche Poeſie durch die Richtung auf Kirchliches und Religiöſes auf eine nicht genug zu ſchätzende Weiſe erweiterte und dem irdiſchen Schauplatze gegenüber, welchen die nationale Epik ſich zum Reviere erſehen, ein anderes Bereich aufthat, in welchem die Helden Gottes ihre Thaten, ihre Führung und ihr Leiden dem poetiſch erſchloſſenen

Blicke darſtellten. Er iſt unter dem Namen Gonzalo von Berceo bekannt, den er ſich ſelbſt in einem ſeiner Gedichte beilegte. Sein eigentlicher Name iſt, wie beim Rodriguez del Padron, Garci-Sanchez von Badajoz und andern, welche ſich nach ihrer Heimath nannten, verloren gegangen, leicht begreiflich! da der ganze Dichter ſchon zu den Zeiten des Marquis von Santillana, welcher mit keiner Sylbe des wackern Geiſtlichen gedenkt, verſchollen geweſen zu ſeyn ſcheint. Ob er Meria geheißen, ob er Weltgeiſtlicher oder Ordensbruder des Benedictinerkloſters San Millan de Suſo, in welchem er ſeiner eigenen Angabe zufolge in ſeiner Jugend auferzogen war, geweſen, mag, wer Intereſſe an ſolchen Forſchungen nimmt, nach den von Sanchez I. 119. und II. S. 2., ſo wie III. S. 46. und Sarmiento §. 572. gegebenen Andeutungen weiter zu verfolgen ſuchen. Faſt zur Gewißheit ermittelt iſt, daß er Weltgeiſtlicher zu Berceos war und zwiſchen 1198 und 1268. lebte. Wie wenig wir auch von ſeinem Namen und Leben wiſſen, ſo bleibt doch Gonzalo der erſte namhafte Dichter der Spanier, da er nach unzweifelhaften Documenten des Archives von San Millan, das auch ſeine Poeſieen uns erhalten hat, im erſten Fünftel des dreizehnten Jahrhunderts ſchon als Mann lebte, ein früherer Dichtername aber nicht bekannt iſt. Sarmientos patriotiſchen Klagen §. 598., daß Berceos Werke veröffentlicht werden möchten, iſt durch deren vollſtändigen Abdruck im II. Bande von Sanchez coleccion abgeholfen. Seinen Dichtungen nach zu urtheilen, war Gonzalos Hauptſtudium die heilige Schrift und die myſtiſche Literatur. Die Menge ſeiner Gedichte, die Behandlung ſeiner Stoffe, die Richtung ſeiner poetiſchen Zwecke und die Zubereitung der Sprache geben Zeugniß, daß es ihm mit dem Dichten Ernſt war und er einen Beruf dazu fühlte. Seltſam iſt die Befangenheit, mit welcher der würdige Sanchez der Theorie ſeiner Zeit gewiſſermaßen Abbitte dafür thut, daß er den Gonzalo mit dem Titel: Dichter auf eine doch nur ganz ſchüchterne Weiſe beehrt hatte. Man ſoll es, ſo will er, mit dieſer Benennung nicht zu ſcharf nehmen. „Denn die Mythologie, welche gewiſſermaßen der Hauptſchmuck eines Gedichtes und die unentbehrliche Mitgift eines Poeten iſt, die Träume von Menſchen, welche nicht ſchlafen, und wunderbare Erfindungen, welche durch Täuſchung unterhalten, ſind aus Berceos Poeſieen durchaus verbannt, die nur Geſchichte, Myſtik, Heiligkeit athmen.“ Ein frommes Verlangen, Gläubige

und Ungläubige zu unterweiſen und ein dichteriſcher Amtseifer, die chriſtlichen Eigenſchaften an glänzenden Beiſpielen den Unterwieſenen vor Augen zu bringen und ſie durch Vorbilder zu entzünden, trieben den gewiſſenhaften Geiſtlichen, die lateiniſchen Lebensgeſchichten der Heiligen zum Vortheile der vaterländiſchen Poeſie auszubeute.n „Ich will, ſagt er ſelbſt, eine Rede anheben im heimiſchen Romanze, worin Nachbar zum Nachbarn zu ſprechen pflegt, da ich eines andern Lateins nicht mächtig bin“ [1]). — Eben ſo unglücklich wie in dem Verſtändniſſe dieſer Stelle iſt Bouterwek in ſeinem Urtheile über die dichteriſche Geltung, welche der fromme Gonzalo in Anſpruch nehmen darf. Faſt fürchte ich die Pietät zu verletzen, welche ich dem Andenken des um mich vielfach verdienten Mannes ſchulde, wenn ich die wenigen Worte wiederhole, womit er meinen lieben Gonzalo abfertigt. Allein es iſt Pflicht des nachfolgenden Geſchichtſchreibers, die Fehler eines Vorgängers aufzudecken, um ſo mehr, wenn deſſen Urtheile eine Art canoniſches Anſehen genießen. „Gebete, Ordensregeln und Legenden in caſtilianiſchen Alexandrinern wurden früh genug verfaßt vom Benedictinermönch Gonzalo Berceo. Die ſpaniſchen Literatoren haben es nicht an Fleiß fehlen laſſen, das Geburts- und Sterbejahr dieſes Geiſtlichen zu entdecken und ſeine Reimzeilen wieder bekannt zu machen. Für den Geſchichtſchreiber der Poeſie gibt es auf dieſem Felde nichts zu erndten.“ Alſo Bouterwek. Weit richtiger haben Schubert und Böhl de Faber, welche Volk und Zeitalter beſſer im Auge behielten, die dichteriſche Einfalt und die reizende Frömmigkeit aufgefaßt und gewürdigt, welche die Seele dieſer Dichtungen ausmacht und das unbefangene Gemüth ſo gern anziehet. Bouterwek überſah ganz, wie in dieſen Dichtungen die erſten Regungen jenes religiöſen Geiſtes laut werden, welcher nachmals die ſpaniſche Poeſie zur Poeſie des Katholicismus erhob, was er doch als eine ganz beſondere Eigenthümlichkeit derſelben am Ende ſeines Werkes hervorhebt. Dieſen Regungen werden wir beim Ergehen in dem poetiſchen Luſtwalde, den uns der ehrliche Gonzalo hinterließ und

1) Quiero far una prosa en Roman paladino, en qual suele el pueblo Fablar a su vezino. — Mißverſtand des Wortes prosa, welches eben nur Vortrag bedeuten ſoll, veranlaßten Bouterwek, unzeitig darüber zu ſcherzen, daß Gonzalo ſeine Verſe ſelber Proſa nenne. Gonzalo wußte recht gut, daß er nicht in Proſa ſchrieb. Er nennt ſich ausdrücklich einen verſificador.

für den wir sein Andenken literarisch segnen, vielfach begegnen. Wenn Gonzalo seinem Vorsatze gemäß in der Umgangssprache seiner Zeit, sich einfach, natürlich klar und selbst gewissermaßen mit Eleganz bewegte und ausdrückte, so darf es nicht auf seine Rechnung gesetzt werden, daß die gefeilte und geglättete Würde des spätern castilianischen Idioms und der bessere Geschmack, welcher diese Veredelung schuf, die Form und Weise der Dichtungen Berceos in einem etwas rusticalen Schatten erscheinen lässet und neben der Grandiosität und dem Anstande, den selbst offenbare literarische Thorheiten nicht verläugnen mögen, mancher Einfall des guten Clerikers etwas läppisch sich ausnimmt. Mangel an Bildung und Barbarei darf ihm aber deßhalb eben so wenig vorgeworfen werden, als man die Hervorbrüche homerischer Einfalt in der Iliade und Odyssee nach den Regeln eines modernen Geschmackssystems zu meistern sich herbeiläßt. Lächeln, aber nicht geschmacksrichterlich verdammen, wird man, wenn Berceo versichert, seine „Prosa" werde doch wohl so gut munden als ein Glas guten Weins; oder wenn er des h. Dominicus Freigebigkeit in den Lebensmitteln an seine Gespielen als Knabe also bezeichnet: Das Brod, welches seine Eltern ihm gaben, mochte er nicht allein zwischen die Zähne nehmen. Eine alterthümliche Einfalt wird man auch nur darin finden, wenn er die Mühsale, welche er erduldet, nicht höher anschlägt als „drei Zuckerwurzeln;" wenn er von einer kranken Frau sagt: sie liege da wie eine räudige Katze; wenn er mit Bezug auf die Zeichen des jüngsten Gerichtes bemerkt: daß, wer dieselben vernehmen wolle, gut vespern möge, oder wenn er zu jenem Gerichte „Jeden mit seinem Felleisen" herbeieilen lässet und andere treuherzige Späße der Art in die ernstbaftesten Stellen mitten hineinsäet. Wie wenig dergleichen als Rohheit zu deuten, beweist auch die sorgfältige Cultur der metrischen Sprachverhältnisse, welche sich in den 3267 Strophen abspiegelt, die Berceo hinterlassen. Sanchez hebt dieß besonders hervor und gibt die Schuld der Unvollkommenheit einiger Verse der Nachlässigkeit der Abschreiber, so wie dem Umstande Schuld, daß man heutzutage die Aussprache jener alten Zeit nicht mehr kenne. Auch nimmt er für seinen Schützling alle jene Auskunftsmittel in Anspruch, welche man erfunden hat, um die Regelmäßigkeit der antiken Metrik in den Dichtungen der Clas-

ſiker zu retten, als die: Synalöphe, Aphäreſis, die Syntepe, Apokope und Synäreſis. Sanchez hält die Verſe des Berceo für regelmäßige Nachbildungen des lateiniſchen Pentameters, wie derſelbe im Mönchslatein mit Reimen ſich geſtaltet hatte. Die Cäſur, welche das Princip der Zweitheiligkeit in jedem einzelnen Verſe durchführt, iſt dabei charakteriſtiſch. Weil an die Stelle der Daktylen oft Spondäne eintreten, iſt die reine Zahl 14. in den Sylben nicht durchgängig anzutreffen und die 13- und 12ſylbigen treten oft an deren Stelle. Finden ſich mehr als vierzehn Sylben in einem Verſe, ſo will Sanchez mit den oben angegebenen Mitteln helfen. Ferner eigenthümlich iſt dem Verſe des Berceo die Verbindung von je vier Verszeilen zu einer Strophe durch einerlei Reim, wobei nur der Mangel dieſes Gleichlautes in mehreren Strophen unerklärlich bleibt und einige Mal der Reim durch fünf Zeilen oder wohl gar durch zwei Strophen läuft. Die Wiederholung einerlei Wortes in gleicher Bedeutung und das Reimen dieſes Wortes mit ſich ſelber ſind Nachläſſigkeiten, welche auch Dichter eines regelmäßigern Zeitalters ſich haben zu Schulden kommen laſſen. Eine Spielerei, welche dem guten Berceo nicht übel gefallen haben muß, iſt die Einrichtung, daß er die letzte Hälfte des letzten Verſes der vorhergehenden Strophe wieder aufnimmt und damit die neue beginnt, z. B. in dem oben angegebenen Verſe:

De un confesor santo quiero fer una prosa.
Quiero fer una prosa en Roman Paladino.

Dieſes Mittel iſt beſonders häufig nicht ohne poetiſche Wirkung im Gedichte über den Schmerz der Jungfrau angewendet, deſſen Lyrik auch noch eine andere Beſonderheit darbietet in dem Geſange, welcher den Wächtern am heiligen Grabe in den Mund gelegt iſt. Richtig zerlegt gibt derſelbe paarweis gereimte kürzere Verſe mit einem Refrain, welche ſich durchaus als ſingbar darſtellen, was die langen Pentameter nicht waren. Martinez de la Roſa hat in den Anmerkungen zum dritten Geſange ſeiner arte poetica hierauf zuerſt aufmerkſam gemacht, und den Beweis darauf gegründet, daß in der ſpaniſchen Landesſprache bereits im dreizehnten Jahrhundert kurze Verſe üblich geweſen, welche dem lyriſchen Bedürfniſſe des Geſanges entgegenkamen. Von den Dichtungen Berceos ſind neun auf uns gekommen: drei Lebensbeſchreibungen von Heiligen (des Dominicus von Silos, des Aemilian und der (Aurea) Oria), ein

Gedicht über das Meßopfer, eins von den Zeichen des jüngſten Gerichtes, eine poetiſche Lobrede auf die heilige Jungfrau, eine Beſchreibung ihrer Wunder, eine Schilderung ihres Schmerzes am Tage der Kreuzigung und ein Gedicht über das Martyrium des h. Laurentius. Das Leben des Dominicus in 777 Strophen iſt nächſt den „Wundern der Jungfrau" das längſte unter Berceo's Gedichten. Jene Strophenzahl führt den trefflichen Sanchez zu der Hypotheſe, daß der Dichter entweder im Jahre 1221. oder im 21. Jahre ſeines Alters dieſes Gedicht, deſſen Stoff übrigens theils aus dem Lateiniſchen, theils der Tradition entnommen, verfaßt haben möge [1]). Es laſſen ſich in dieſem Gedichte drei Abtheilungen unterſcheiden. Die erſte endigt mit Strophe 288. und enthält das Leben. Die zweite endet mit der Strophe 531. und meldet die Wunder, welche der Heilige bei Lebzeiten vollbrachte, ſo wie die letzte die Wunder erzählt, welche Gott durch den Heiligen nach deſſen Tode vollbringen ließ. Ueber die verſchiedenen Handſchriften gibt Sanchez II. S. 21. Auskunft, welcher übrigens noch beſonders bemerkt, wie der Herausgabe dieſer poetiſchen Wundergeſchichten die vom Tridentinum vorgeſchriebene biſchöfliche Prüfung nicht vorausgegangen. Dieſelben verdienten daher nur eine rein menſchliche Glaubwürdigkeit. Aus Beſorgniß, die Kirchengeſetze zu verletzen, erklärt Sanchez noch ausdrücklich, daß er, wenn ſie es auch wirklich ſeyn ſollten, dieſe Geſchichten nicht als Wunder oder Gegenſtände des Glaubens veröffentlichen, ſondern nur als alte caſtilianiſche Gedichte, in denen ſich die Frömmigkeit und vielleicht ſelbſt eine übertriebene Leichtgläubigkeit Berceos Luft machten. Im Namen des Vaters, der Alles erſchuf, „Von Jeſu Chriſto" des Sohns der Benedeieten, und des heil. Geiſtes, welcher mit jenen gleiche Wohnſtätte hat, beginnt Berceo ſein Leben des Dominicus von Siloe. Er gibt ſogleich Auskunft über die Geburt, Familie und Freundſchaft des Heiligen. „Den Namen der

1) Dieß Leben des h. Dominicus erſchien aus Veranlaſſung des Verſetzens der Gebeine des Heiligen in eine neu erbaute Capelle im Jahre 1733. Der Pater Viſitador General Fr. Sebaſtian de Bergara gab zur Feier des Gedächtniſſes des Heiligen einen ſtarken Quartband heraus, welcher angefüllt iſt mit Nachrichten über den Heiligen. Auch Berceos Gedicht ward mitgedruckt. Sarmiento (§. 576.) erklärt es für eine poetiſche Umſchreibung der Nachrichten, welche Dominicus, Schüler Grimeldus, in lateiniſcher Sprache hinterlaſſen hatte.

Mutter wußte ich nicht anzugeben, da ich nirgends eine Aufzeichnung fand, würde ich denſelben auch nicht errathen. Mag ihr Gottes und der heiligen Maria Namen zu Statten kommen, ich will meinen Lauf fortſetzen und mich zum Wege halten.“ Die Artigkeit, Sittſamkeit und Folgſamkeit des kleinen Dominicus wird ungemein rührend geſchildert, mit der naiven Bemerkung, wie dem Teufel die Bemühungen des Knaben ſehr verdrießlich geweſen. Auf Geheiß ſeines Vaters hütete er die Heerde, deren Behandlung idylliſch beſchrieben iſt, wobei Dominicus mit dem „Protomartyr“ Abel verglichen wird, der auch ein Hirte war, ſo wie die Erzväter ebenfalls und auch Chriſtus, der ſich ſelbſt einen Hirten genannt. Nachdem er vier Jahre den Hirtendienſt trefflich geführt und herangewachſen war, begehrte Dominicus, ſich dem Dienſte der Kirche zu widmen, worauf ſeine Eltern willig eingingen. Bercco gibt die Fortſchritte der Schulbildung des künftigen Heiligen genau an und rühmt ſein Faſten und ſeine Abtödtungen. Die Zunahme ſeiner Würdigkeit ſchildert der Dichter alſo: Als keuſcher Novize war er wie Silber; zum Subdiaconen erhoben verwandelte das Silber ſich in Gold, das Gold ward zur Perle, da er zum Diacon ſtieg; als er aber Prieſter geworden, glich er dem Morgenſtern.“ Die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er den Pflichten ſeines Amtes oblag und werkthätige Chriſtusliebe übte, kann Bercco nicht genug erheben. Er wußte den Teufel ſo im Schach zu halten, daß derſelbe ihm nichts anhaben konnte. Auf die Gefahren hinblickend, in welche der Verkehr mit der Welt verwickelt, wendet Dominicus ſeinen Blick ſehnſüchtig nach der Einöde und vergegenwärtigt ſich das Beiſpiel der heiligen Männer, welche dort Frieden fanden und das Werk der Heiligung an ſich vollzogen (Johannes der Täufer, Antonius, Paulus, auch Maria Egyptiaca wird näher erwähnt). In den „vitae patrum“ iſt ein Theil dieſer Geſchichten zu leſen. Auch der häufigen Entweichungen Chriſti in die Einſamkeit gedenkt der Heilige und bricht in einen rührenden Schmerz darüber aus, daß er noch der Welt ſo nahe ſich befindet. Er begibt ſich in die Einöde und fühlt ſich „wie von einem Fieber befreiet.“ Er führt ein ſehr hartes Leben, verzichtet auf alle Bequemlichkeiten und gibt ſich allem Ungemach des Wetters und des Mangels Preis. „Anderthalb Jahre brachte er in der Abgeſchiedenheit zu, ſo meldet die Schrift; ich wüßte es nicht, hätte ich's nicht geleſen, würde es auch

ſonſt nicht ſagen; denn Zweifelhaftes betheuern, würde eine groſſe Sünde ſeyn." — Nachdem der Inhalt der Gebete des frommen Mannes angegeben, wird ſein Entſchluß verkündigt, Mönch zu werden, den er, von den Gebirgen herabgeſtiegen, im Kloſter San Millan ausführte. Natürlich war er ein eben ſo gewiſſenhafter Mönch als Einſiedler, was der Dichter mit Vorliebe ſchildert. Seinem frommen Ernſte wird unter Anderem nachgerühmt, daß keine Jongleric ihm ein Lächeln habe abgewinnen können. Der Abt des Kloſters iſt aber ſeiner Sache nicht gewiß, ob beim Dominicus die Geſinnung dem äußern Anſcheine völlig entſpricht, weßhalb beſchloſſen wird, ihn auf die Probe zu ſtellen. Man weiſet ihm eine ärmliche, einſame Hütte zum Aufenthalte an. Mit demüthigem Gebete hält Dominicus ſeinen Einzug und wirkt auch hier nach Kräften an der eigenen Vervollkommnung, ſo wie am Bau des Reiches Gottes. Durch ſeine Bemühungen gründete er neben jener Hütte eine wohl dotirte Kirche und dabei einen Zufluchtsort für Elende. Sein Vater wird nun auch Ordensgeiſtlicher und zieht zu ſeinem Sohne." Die Mutter, welche das Ordenskleid nicht nehmen mochte, wollte der Sohn in ſein Haus nicht aufnehmen; die Alte ſollte in ihrem Unglauben ſterben. „Gott ſey, wenn ers erhören will, ihrer Seele gnädig." Der Abt aber erkannte, daß Dominicus ein rechter Gottesmann ſei, der dem Kloſter am Orte den beſten Nutzen bringen würde und beſchied ihn heim. Er gehorchte „und ſendete zum himmliſchen König ſolch' ein Dankgebet hinauf, daß er kein irdiſches Weſen, ſondern ein Engel oder ein Geiſt zu ſeyn ſchien, der in der Geſtalt des Fleiſches unter den andern wohnte." Aus Gehorſam übernahm er die ihm läſtige Auszeichnung des Priorates, welches ihm nur Gelegenheit gab, ſeine Beſſerungspläne immer weiter auszuführen. Den Dichter ſchmerzt es, in einen andern Weg einlenken zu müſſen und den frommen Mann in Kämpfe verwickelt zu ſehen. Er ſchildert den König Garcias, unter deſſen Vorzügen er auch rühmt, „daß er manche Maurin zur Wittwe gemacht." Allein er war habſüchtig: Eines Tages erſchien er im Kloſter und forderte einen Antheil von deſſen Schatze. Unbewaffnet, wie ſie waren, erſchracken die Mönche. Allein Dominicus hielt dem Könige eine Rede, worin er mit eben ſo viel Muth als Demuth widerſtehet und die er mit der Warnung beſchließt: Ne ad lapidem pedem tuum offendas. Der König

nimmt die kühne Rede übel. Dominicus beſtehet auf ſeiner Vorhaltung des ungerechten Beginnens, welches Garcias vor hat. Die Scene wird durch lebhaftes Wechſelgeſpräch ganz dramatiſch. Herr kühner Mönch, ſagt Garcias unter Anderm, ihr könnt hier im ſichern Horte gut ſchwatzen; aber ertappe ich euch außerhalb eures Aſyls, ſo entgeht ihr ſicher dem Galgen nicht." In ſeiner Erwiederung macht Dominicus dem Könige bemerkbar, wie er wohl den Leib tödten und das Fleiſch mißhandeln könne, aber nicht die Seele, und wie nur der zu fürchten ſey, welcher die Seelen ächtet. Er gibt dem Könige zu bedenken, daß er beim Verharren auf ſeinem Raube des Schöpfers Antlitz nicht zu ſehen bekommen werde. Zornig geht der König. Schön iſt das Gebet, worin Dominicus ſich ſtärkt und darum flehet, daß „jener kühne Leu ſeinem Kloſter nichts Leides zufüge." Der Teufel gab aber dem Könige einen andern Plan ein. Mit der Drohung, die Schätze des Kloſters ſich anzueignen, wenn Dominicus ſeines Priorates nicht enthoben würde, ſetzte er beim furchtſamen und neidiſchen Abte die Verſtoßung des kühnen Redners aus dem Kloſter durch, wobei ihm das müßige Bedauern ſeiner Ordensbrüder ſein Geleit gab. Mit Garcias Schmähungen überhäuft, zieht Dominicus an den Hof König Ferdinands, der ein Bruder Garcias war, aber doch den Mönch zu deſſen Beſchämung ehrenvoll empfängt. In lebendiger Schilderung wird nun gemeldet, wie der König nach gehaltener Rathsverſammlung veranſtaltete, daß der fromme Gaſt dem ſehr herabgekommenen Kloſter von Silos vorgeſetzt wurde; „Niemand widerſprach, weder groß noch klein, Niemanden war es verdrießlich, weder Stadt noch Land;" vorzüglich aber waren die Mönche von Silos erfreuet. Dominicus reformirte das Kloſter in ſeinem Aeußern und Innern und brachte es zur Blüthe in Beidem empor. Wenn nicht noch viele andere Dinge ins Auge zu faſſen wären, würde der Dichter von dem fruchtreichen, alle Selbſtſucht vernichtenden Leben ſeines Helden noch mehreres anführen. Eine allegoriſche Traumviſion deſſelben, worin die künftigen Ehren des Heiligen gezeigt werden, gibt der Dichter auf eine liebliche Weiſe, wie er verſichert, mit Dominicus eigenen Worten wieder. Die Ausſicht auf die ihm offenbarten Glorien war dem Heiligen aber nur ein Sporn zu noch größerer Demuth. Dafür begnadigte ihn der Himmel mit der Gabe der Weiſſagung. König Fernando, „dieſer kühne Speer,"

faßte den edeln Entſchluß, „die Gebeine der drei heiligen Geſchwiſter, Vincent, Sabina und Chriſteta, nach dem Kloſter San Pedro de Arlanza überzuführen. Unter großen Feierlichkeiten und merkwürdigen Heilungen durch die Kraft der heiligen Ueberbleibſel ward die Ueberſiedelung, welcher auch Dominicus beiwohnte, bewirkt. Während alle übrigen feiernden Geiſtlichen Reliquien mit in ihre Heimath nahmen, wagten Dominicus und die Seinigen die heiligen Ueberreſte „nicht einmal mit den Fingerſpitzen zu berühren.“ Als ihm die Brüder nach der Heimkehr Vorwürfe darüber machten, daß er ihrem Kloſter nicht auch ſo koſtbare Beſitzthümer beimgebracht, als alle Uebrigen den ihrigen, weiſſagte er ihnen, daß ſie ſelbſt einen heiligen Leib zur Aufbewahrung erhalten würden. Er wußte damals nicht, daß dieſer Leib ſein eigener ſeyn werde und jenen ſelbſt ward es erſt ſpäter offenbart, daß dieſe Worte auf ihn ſelber Bezug gehabt hatten. Gott ſey gedankt, meine Herren, ruft nun mit einem Male in der 288. Strophe der Dichter aus; wir haben nun vom heiligen Leben das, was wir wiſſen können, gemeldet, nun wollen wir mit Gottes Hilfe dieſes Buch endigen und ein anderes beginnen. Er verheißt nun der „Jongleur der Wunder zu werden,“ die der Heilige im Leben vollbrachte. Eine Frau, Maria mit Namen, reiste, „ich weiß nicht, ob zu Fuß oder zu Pferde,“ wohlgemuth zu einem Markte. Unterwegs erkrankte ſie heftig und verlor den Gebrauch aller Glieder, wie ſehr anſchaulich und rührend beſchrieben wird. Die betrübten Gefährten bringen die Kranke mit unſäglicher Mühe nach Silos. Es folgt die Beſchreibung der Gebete des Dominicus, die plötzliche Heilung in Folge derſelben und des Dankes der Geneſenen, ſo wie der Demuth des Dank abwehrenden Heiligen. Ein anderes Wunder begab ſich an der Jungfrau Oria, welche aus Liebe zu Gott lieber des Lichtes der Augen beraubt als vermählt ſeyn wollte. „Sie mochte lieber die Hora vernehmen als andere Lieder und lieber die Reden der Geiſtlichen als der Jongleure.“ Sie kam zum Dominicus mit dem Verſichern, ſie werde unglücklich, wenn ſie in die Welt zurückkehren müſſe. Der Heilige vermittelt ihre Aufnahme in ein Kloſter, wo ſie heilig lebt, aber vom Satanas heimgeſucht wird, welcher ihr, was ſehr maleriſch beſchrieben wird, in Geſtalt einer Schlange erſchien, wie einſt Eva, da ſie „beide den Biß in die verbotene Frucht thaten, wovon den Todten noch jetzt die Zähne ſtumpf ſind.“

Den geiſtlichen Bemühungen des zu Hilfe gerufenen Dominicus gelang es, den Verderber zu bannen. Die nächſte Wundergeſchichte meldet, wie einem Blinden auf Dominicus Gebet das Licht der Augen wieder gegeben ward. Sehr lebendig iſt die Schilderung der Gefangennahme eines chriſtlichen Jünglings durch die Mauren, der Widerwärtigkeiten deſſelben, der Noth ſeiner Verwandten um Beiſchaffung des Löſegeldes, welches ſie nicht aufzubringen vermögen und wie in Folge der Gebete des Heiligen der Jüngling Gelegenheit findet, zu entfliehen. Die nächſte Wundergeſchichte leitet Berceo mit folgender Bemerkung ein: „ein anderes mal machte er einen ſehr artigen Streich, den ich euch, wofern ihr mich anhöret, wohl erzählen wollte; lange aufhalten, denke ich, wird es nicht; euer Frühſtück dürft ihr deßhalb nicht kälter eſſen.“ Der Heilige hatte ſchönes Lauch in ſeinem Garten gezogen. Diebe kamen, es über Nacht zu ſtehlen. Sie vermochten aber, wie ſehr ſie die Erde zerwühlten und dadurch lockerten die Pflanzen, welche wie feſtgezaubert ſtanden, nicht herauszureißen. Am Morgen führte der Heilige ſeine Ordensbrüder in den Garten, um ſich bei den nächtlichen Arbeitern für die gründliche Bearbeitung des Gartens zu bedanken. Er ladet ebenein die beſchämten Diebe höflichſt zum Frühſtücke ein, welche ihm reuevoll zu Füßen fallen und ihre Sünden beichten. Berceo verzweifelt an der Möglichkeit, alle Wunder des Heiligen melden zu können und weiſt ſeine Leſer nach dem Kloſter von Silos, wo ſie die Erzählungen vernehmen möchten. Doch entſchließt ſich der Dichter, noch einige zum Beſten zu geben, namentlich die Heilung des blinden Grafen Palayo, die Befreiung des bis zur Beſeſſenheit von der Gicht geplagten Garci-Muñoz von ſeinem Leiden; die nebſt der Vergeblichkeit der dagegen angewandten Mittel höchſt anſchaulich geſchildert werden. Es folgt die Bekehrung eines argen Sünders, die wunderbare Entdeckung dem Kloſter geraubter Gegenſtände, die Verſorgung des Kloſters mit Speiſe und Trank in magerer Zeit, wobei die treuherzige Frömmigkeit des bei dieſer Gelegenheit vom Dominicus verrichteten Gebetes auszuzeichnen iſt. Hierauf erhalten wir auch Proben von den Predigten des Heiligen. Nach einer Heilungsgeſchichte folgt ein heiliger Spaß. Eine Geſellſchaft Wallfahrer hatte ſich heimlich in der Nähe des Kloſters ihrer Kleidungsſtücke entledigt und dieſelben verſteckt. Die Schlauen bettelten im Kloſter um Vorrath

an Kleidern. Der Heilige, dem ihr Beginnen bekannt, ließ die versteckten Kleider herbeiholen und reichte einem jeden der Entblößten das Nöthige, wobei er aber jedem ein fremdes Kleidungsstück gab. Die Abziehenden wundern sich, an einander Kleider zu entdecken, die ihnen anderweit wohl bekannt waren. Als sie aber den Versteck leer fanden, hüteten sie sich, den Heiligen noch einmal zu versuchen. Es folgt die Erzählung vom erbaulichen Tode des Dominicus nebst den rührenden und erwecklichen Reden, welche dieser in den letzten Stunden seinen Brüdern hielt, und den Weissagungen, die er gibt, und welche sich baldigst erfüllen. „Er hob beide Hände zu unserm Herrgott empor und gab ihm mit großer Willigkeit seine Seele zurück." Der Dichter meldet die feierliche Aufnahme derselben im Himmel. Nachdem er das Begräbniß beschrieben („einen großen Schatz legten sie in einen engen Schrein; eine Leuchte herrlichen Lichtes steckten sie in eine finstere Laterne"), preiet Gonzalo Gott, daß er ihn das weite Buch habe vollenden lassen. Er hat sein Gedicht, welches nur eine Rede ist, in drei Bücher getheilt, weil nur ein Gott und drei Personen sind. Die Wunder des Heiligen nach dessen Tode, welche das dritte Buch meldet, bestehen meistens in Heilungen, welche mit der Salbung eines einfältigen Glaubens in herzlich gut gemeinten Reden poetisch vorgetragen werden. Einer dieser Geheilten hieß „Johann, wenn anders der, welcher die Geschichte zuerst beschrieb, nicht gelogen hat." Ein anderer führte den trefflichen Namen Cid, war aber nur ein armer Podagrist. Die Heimath einer Besessenen will Gonzalo nicht in seinen Vers aufnehmen, „denn das Nämchen ist nicht von guter Bedeutung." Die Abmagerung einer Hand bei einer gewissen Kemena schildert er also: „ich kann nicht mit Gewißheit angeben, welche von beiden es war; die trockene glich der Spreu, die gesunde gutem Korne, dem Winter die dürre, die gesunde dem Lenze." Aus der Heilungsgeschichte dreier besessenen Frauen ergibt sich, daß die Heilkunst damals in Spanien auch zu Zaubermitteln, Amuletten und „andern Ketzereien" ihre Zuflucht nahm. Der Vortrag dieser vielen, alle auf Eins hinauslaufenden Heilungsgeschichten ist sehr ermüdend und man gelangt durch dieselben mit angenehmern Interesse zu der Geschichte eines christlichen Jünglings, welcher aus dem Kerker der Mauren durch eine Erscheinung des Heiligen errettet wird. Als er zur Abstattung seines

Dankes im Kloſter Silos erſcheint, iſt gerade der päpſtliche Legat Ricardo anweſend, welcher die Geſchichte nach Rom bringt und den Papſt veranlaßt, den frommen Abt von Silos zu canoniſiren. Eine ähnliche Befreiung wurde einem Ritter Pedro zu Theil, den die Mauren in der großen Schlacht bei Alarcos zum Gefangenen gemacht hatten, woraus ſich ergibt, daß Gonzalo nach 1195. (dem Jahre jener Schlacht) gedichtet haben muß. Sehr lebendig iſt eine fernere Befreiungsgeſchichte vorgetragen. Einige Einwohner von Ita hatten dem Könige Alfonſo durch einen Ueberfall Schaden gethan. Derſelbe verlangte die Auslieferung der Uebelthäter in drohendem Schreiben. „Als dieſe in der Rathsverſammlung von Ita verleſen waren, wackelten viele Bärte kühner Häupter.“ Die Auslieferung geſchieht. Zu den Ausgelieferten gehört ein Ritter Johann, den der Heilige wieder befreit. „Wie er entkam, wüßte ich nicht zu ſagen; denn mir iſt das Buch, woraus ich es entnehmen könnte, abhanden gekommen; es ging ein Heft verloren, doch nicht durch meine Schuld; thöricht würde es ſeyn, wollte ich es nun beſchreiben; übrigte das Buch noch, ſo würden auch wir noch übrigen und nicht ermüden, vom guten Heiligen zu erzählen und zu ſingen, wie der Gefangene frei ward; daß Dominicus denſelben aber befreiete, leidet keinen Zweifel, das weiß ich für gewiß.“ Gonzalo fodert ſeine Leſer zum Lobe Gottes auf und verſichert, daß ihm ſeine Arbeit große Freude gemacht habe, er glaubt ſelbſt, daß der Heilige für die geringen Dienſte, welche er ihm geleiſtet, bei „Don Chriſtus“ irgend Etwas zu ſeinen Gunſten erbitten werde. Auch von ſeinen Leſern will er nicht ohne Gabe ſcheiden; er will ſie aber nicht zu ſehr beläſtigen, damit ſie nicht ſagen können, er ſey ein zudringlicher Jongleur. Deßhalb verlangt er nur einige Vater Unſer. Dann ruft er ſelbſt ſeinen Heiligen um deſſen Fürbitten bei Gott an. Die Anſprache iſt aber mehr ein Anbeten als ein Anruf und damit unzweifelhaft dargethan, daß auch ſehr fromme katholiſche Geiſtliche früherer Jahrhunderte den vom Tridentinum feſtgeſtellten Unterſchied von Anrufung und Anbetung der Heiligen, welche letztere verworfen ward, nicht feſtgehalten haben und die Darſtellung der Heiligen als Fürbitter bei Gott und Chriſtus doch in der Vorſtellung ſehr leicht in die Geltung für eigentliche ſelbſtwirkſame Helfer umſchlug. Gonzalos Gebet iſt übrigens rührend, einfach und ſchön.

Von ganz ähnlichem Zuſchnitte als Dominicus Leben des San Millan (Aemilian), welches Gonzalo in 489 Strophen poetiſch beſchrieben hat. Auch dieſes Gedicht zerfällt in drei Theile. Das erſte Buch behandelt bis Strophe 109. von der Geburt, dem Vaterlande, der Erziehung des Heiligen und ſeinem frommen Leben. Das zweite Buch hat hauptſächlich ſeine Wunder zum Gegenſtande und im dritten wird von den Gelübden gehandelt, welche dem Heiligen gethan wurden. In der Ueberſchrift kündigt das Gedicht ſeine lateiniſche Abkunft ſelber an. Der Dichter fodert diejenigen, welche vom heiligen Aemilian hören wollen, zur Aufmerkſamkeit auf; nach beendigtem Anhören würden ſie Dinge vernommen haben, wofür ſie gern drei Groſchen gäben. Dann folgt die Erzählung des Heiligen zu Berceo und ſeiner Taufe. Auch Aemilian ward zum Hüten der Schafe von ſeinem Vater angeſtellt. Um den Schlaf zu verſcheuchen, während deſſen Raubthiere in ſeiner Heerde einbrechen konnten, führte er beſtändig eine Cyther bei ſich. Zum Lohne für ſeine getreuen Dienſte ſendet Gott ihm einen Traum, der in ihm die Sehnſucht erweckt, ſich los zu ſagen von der Welt. Er macht ſich daher auf den Weg zum frommen Einſiedler Felices, dem er ſein Anſuchen vorträgt, ſein Jünger zu werden und die Wiſſenſchaften von ihm zu lernen. Der weiſe Felices nahm ihn zum Schüler an. Er ſtieg von Stufe zu Stufe höher in Wiſſenſchaft und Glauben. Dann ſondert er ſich von der Geſellſchaft des Meiſters und ſucht für ſich einſame Höhen des Gebirges auf. In der Nähe von Berceo lag ein altes Thal unangebauet, welches Schlangen zum Aufenthalte diente, darin gab es wilde Felſen und düſtre Höhlen. In letztern wählte Aemilian ſeinen Aufenthalt. Die wilden Beſtien, welche darin Wohnung hatten, machten voll Scheu dem frommen Manne Platz. Keine that ihm etwas Leides. Er führte dagegen, in Vergeſſenheit von Welt, Freunden und Verwandten ein gar erbauliches, beſchauliches Leben, welches Gonzalo näher beſchreibt. Das Gerücht ſeiner Heiligkeit verbreitet ſich bald weithin. Ein Hirtenknabe verräth den Pfad auf die unzugänglichen Höhen, auf denen Aemilian weilet. Dieſer iſt über den Zuſpruch ſehr betreten; er hätte lieber mit ſeinen Schlangen und Beſtien ferner allein gewohnt. Er entweicht daher noch höher aufs Gebirge in freudenloſe Einöden, wo Hitze, Kälte, Hunger, Mangel und Entbehrungen ſeine ſteten Genoſſen ſind. Er kaſteiete ſich über

die Maaßen; das Gemach, in dem er auf dieſe Weiſe den Leib tödtete, ward zu Gonzalos Zeit noch gezeigt. Ein Gebet, worin der Heilige um ungeſtörte Einſamkeit bittet, iſt ſchön. Er wird erhört und lebt über vierzig Jahre in ſeiner Wüſte ohne eines Menſchen Zuſpruch und Geſellſchaft. Der Dichter preiſet die Berge, welche ſein Fuß betreten, die Thäler, in welche er ſich zurückgezogen, die Bäume, unter denen er verweilt. Sein Leben iſt nur Gebet für die Brüder. Endlich vernimmt Didimus, Biſchof von Tarragona, von dem heiligen Einſiedler. Er entbot ihn zu ſich. Aemilian iſt beſtürzt, gibt aber dem Obern kraft des geiſtlichen Gehorſames nach. Sein langer Bart, ſein rauhes Ausſehen fielen allgemein auf, da er wieder unter Menſchen kam. Der Biſchof empfängt ihn freundlich und läßt ſich über ſeine Herkunft und bisheriges Leben unterrichten. Dann gibt er ihm aber den Rath, bei Vermeidung des Mißvergnügens Gottes, das Ordenskleid zu nehmen und auch andern das Wort zu verkündigen, um ſie aus dem Gefängniſſe der Sünde zu befreien. Aemilian fügt ſich gehorſam dem Rathe und wird zunächſt von der Bürde ſeines wilden Bartes befreiet und in reinliche Kleider geſteckt. Er begab ſich nach Bercco, wo ihm der Clerus einen verſchiedenartigen Empfang gewährte. An der Kirche der heiligen Eulalia wirkte er als Prieſter „wie ein rechter Hirte und nicht wie ein Söldner und Miethling.“ Mit den argen Geiſtlichen hatte er, weil er ſie auf beſſere Wege führen wollte, manche Streitigkeiten, lebte aber ſelbſt allen andern als nachahmungswürdiges Vorbild. Der Neid, welcher den Teufel in die Hölle führte, ſtellte ſich aber auch unter ſeinen Amtsbrüdern ein; er ward auf mancherlei Art verläumdet. Um durch Aergerniß nicht Anlaß zur Sünde zu geben, verfügte ſich der Heilige in die verlaſſene Einöde zurück, wo er ſich eine Capelle erbauete. Das zweite Buch beginnt Gonzalo mit dem Verſprechen von den zahlloſen Wundern des Heiligen eine anſehnliche Menge zu erzählen, welche ſich nach jenem Abzuge bis zum Tode Aemilians ereigneten. Mehrmals hatte Beelzebub ihn vergebens verſucht. Nun „nahm die ränkevolle vermaledeiete Beſtie die Geſtalt des Fleiſches und einer menſchlichen Figur an,“ ſtellt ſich ihm in einem Hohlwege mit drohender Rede entgegen und wirft ihm ſeinem Wankelmuth in ſeinem bisherigen Leben bald in der Einöde, bald in der Gemeinde vor. Er trägt ihm an, mit ihm zu ringen, um die Ueberlegenheit des Einen oder

Andern an den Tag zu fördern und verſucht ſeinerſeits damit ſogleich den Anfang zu machen, aber „alle ſeine Mühe hilft ihm ſo wenig als eine durchlöcherte Nuß.“ Denn er mußte von Aemilians Gebetkraft ſich überwunden bekennen und ſich unter Erregung eines ſchrecklichen Sturmwindes aus dem Staube machen. Der „gute Campeador“ wurde aber dieſes Sieges wegen nicht eitel. Er diente dem Herrn mit allen zwanzig Nägeln, mit Füßen und Händen, mit Mund und Ohren und ward in ſeiner Umgegend dafür nur noch gefeierter. Es folgen nun die Geſchichten mehrer wunderbaren Heilungen in der Art der aus Dominicus Leben bekannten, welche ſich allezeit durch einen lebendigen Vortrag auszeichnen, welcher offenbar der Rede des gemeinen Lebens entlehnt iſt. Von einer Lahmen z. B. ſagt er, „Sie wäre nicht für tauſend Mark vom Lager zum Hofe gegangen.“ Als ſie ſich zum Heiligen begeben, ſiehet ſie durch ein Loch in der Thüre ſeiner Zelle, wie er „Waſſer und Brod genießt, nicht aber Aal und Forellen ißt.“ Da der Heilige wegen eines Gelübdes ſeine Zelle nicht verlaſſen darf, ſendet er dem Weibe auf deren Begehr ſeinen Stab, welcher ſie mit Hilfe ſeiner Gebete geſunden läßt, „geſegnet das Gefäß, in welches ſolche Kraft ſich ergießet!“ Zu einem dämoniſch Beſeſſenen, der dem Heiligen zugeführt wird und in dem fünf Teufel ſich eingeniſtet, ſpricht Aemilian: „es iſt ein arges Ding, daß ſo üble Gäſte ein ſo gutes Quartier inne haben; übel iſt, daß ein von Gott mit ſeinem Oele geſalbtes Haus ſchon ſo lange Zeit geſchändet worden.“ Intereſſant iſt die Vertreibung eines böſen Geiſtes, welcher das Haus eines edeln Senators Honorius zum Wohnſitze erſehen und den Eigenthümer auf die ausgeſuchteſte und boshafteſte Weiſe plagte. Aemilian brachte ihn zum Weichen; „beim Ausfahren beging er eine große Grobheit, welche ich aus Scham nicht erzählen darf.“ Alle von dem Heiligen ausgetriebenen unreinen Geiſter thun ſich nun aus Ingrimm über ſeine heiligen Erfolge zuſammen, um ihn zu verderben. Mit Feuerflammen dringen ſie in ſeine Zelle ein, um mittelſt Anzünden ſeiner Lagerſtätte ihn ſelbſt zu vernichten. Vortrefflich ſind der Muth des Heiligen, ſein Gottvertrauen und ſeine Gebete in dieſer Noth geſchildert. Unter dem Segen ſeiner Hand wachſen die ſpärlichen Lebensmitteln, um ſeine zahlreichen Beſucher zu ſättigen. Siegreich beſtehet er auch eine Verſuchung auf dem Krankenbette, wo ihn fromme Frauen betreuen und der Feind ſich an ihn zu machen ſucht. Erbaulich zu

leſen iſt, wie ein Paar Kerle, welche dem Heiligen ein Laſtthier, auf welchem er den Armen Holz zuzuführen pflegte, geſtohlen, als ſie ihre Beute in Sicherheit bringen wollten, ſich mit Blindheit geſchlagen ſahen. So ſehr ſie ihn auch baten, ihnen wieder zum Geſichte zu verhelfen, ſo taub blieb er ihren Bitten und tröſtete ſie damit, wie ſie durch dieſe zeitliche Strafe ihre ewige vermindert ſehen würden. Der Heilige erreichte ein Alter von mehr als hundert Jahren. Zuletzt ſehen wir ihn in einem Kloſter, von wo er ſich erhebt, um der Stadt Cantabria, welche von Gott abgefallen war, ihre Strafen zu prophezeihen, wenn ſie nicht zurückkehrte auf den rechten Weg. Sie blieb verhärtet und das Strafgericht ging in Erfüllung, wie der Heilige geweiſſagt, indem König Leovigild die Stadt zerſtörte. Nun fühlte Aemilian ſein Ende nahen und verſammelte ſeine Brüder und Jünger um ſich. Erhebend iſt die Schilderung ſeines frommen in den Herrn ergebenen Sterbens und ſeine Aufnahme in den Himmel. „Alle Propheten, wie dunkel auch in ihren Reden, hatten große Freude,“ Apoſtel und Märtyrer kommen ihm in Proceſſion entgegen. Der König des Himmels und ſeine glorreiche Mutter weiſen ihm einen reichen Sitz und eine koſtbare Krone an. Mit den Worten: „ſeine Seele bleibe bei Gott, kehren wir zu ſeinem Körper zurück,“ leitet Gonzalo die erweckliche Beſchreibung der Exequien ein und beendet damit das zweite Buch. Das dritte meldet zunächſt eine am Grabe Aemilians erfolgte wunderbare Heilung, und dann die auf überirdiſche Weiſe geſchehene Erleuchtung des Grabes, als der Sacriſtan vergeſſen hatte, die Ampel mit Oel zu verſehen. Dann erfolgt die Erzählung einer am Altare des Heiligen Statt gefundenen Todtenerweckung. Mit der Art, wie der Heilige 300 Jahre nach ſeinem Tode die Gelübde gewann, ſchließt Gonzalo ſein Gedicht. Er führt uns die arabiſche Knechtſchaft vor, in welcher Spanien ſchmachtete, das den Mauren einen jährlichen Tribut von ſechzig Jungfrauen ſchuldete. Maleriſch iſt die Schilderung mehrer Himmelserſcheinungen, welche dem Anbruche beſſerer Zeiten vorausgingen, in denen der Himmel dem unglücklichen Lande den tapfern Grafen Fernan Gonzalez ſchenkte. Mit patriotiſchen Eifer ſchildert der Dichter die Kämpfe dieſes Grafen und des Königs Ramiro von Leon, „welcher an Tapferkeit weder Roland noch Olivier nachſtand,“ mit den Mauren. Ramiro hatte dem Apoſtel von Compoſtella, Fernan Gonzalez dem heiligen Aemilian Gelübde

gethan; beider glänzende Erscheinungen gingen den Übrigen in der Feldschlacht von Simancas voran. In diesen Schilderungen erweiset sich Gonzalo als einen nicht gemeinen Poeten. Der Sieg verschaffte den Spaniern den Erlaß des Tributes der sechzig Jungfrauen. Es folgt die Beschreibung der Gelübdeerfüllung und der Glocken über Aemilians Grabe, welche von selbst ertönen, wenn ein Mißgeschick bevorstehet. Gonzalo sah sie selbst und hörte sie auf diese wunderbare Weise läuten. Er schließt sein Gedicht mit den Worten: Gonzalo war der Name dessen, der dieses Buch schrieb; in San Millan ward er von Kindheit an erzogen, gebürtig war er aus Berceo, wo auch San Millan geboren ward. Gott behüte seine Seele vor der Macht der Sünde. Amen. Amen. Amen!

Das Gedicht vom Meßopfer [1]) ist für die kirchliche Archäologie nicht unwichtig, indem es manche gottesdienstliche Gebräuche nachweiset, welche seit Berceos Zeiten abgekommen sind. Es bekundet eine gründliche Belesenheit des Dichters in der heiligen Schrift, namentlich im alten Testamente, und beweiset, daß die Geistlichen darin besser bewandert waren, als man ihnen nachher wohl hat zugestehen wollen. Gonzalo setzt zuerst auseinander, welche Bewandniß es im alten Bunde mit den Opfern und Gaben gehabt, deren Vorbildlichkeit in Bezug aufs neue Testament er nachweis't und wobei er die Bedeutungen der Localitäten im jüdischen Tempel im Einzelnen erörtert. Er zeigt, wie sich in Christo Alles erfüllte und sein Leiden und Tod dem alten Brauche ein Ende machte. Sodann erklärt er die Messe in ihren Theilen und erläutert die Symbolik derselben. Wegen dieses gegliederten Zusammenhanges ist der nicht ohne Kunst behandelte Vortrag eines Auszuges nicht fähig. Gonzalo hat damit bewiesen, daß er in der Theologie sattelfest war, zugleich aber auch Aug und Ohr für die poetische Seite seines Gegenstandes hatte. Das hindert freilich nicht, daß er bei den genauern Beschreibungen öfter etwas dürr erscheint. Auch in diesem Gedichte wird der Römer, welcher Christo

---

1) Wahrscheinlich einerlei mit den sacrificios del antiguo y nuevo testamento, dessen Handschrift den Ueberſetzern des Bouterweckischen Werkes zufolge sich in der königl. Bibliothek zu Madrid befindet; wenigstens führt Velasquez (§. 55.) diese Handschrift als poesias sobre el sacrificio de la Misa an. Unter gleichem Titel hat Sanchez dieselbe veröffentlicht.

am Kreuze mit der Lanze die Seite öffnete, Longinus genannt. Schließlich erſucht Gonzalo ſeine Leſer um ihre Fürbitten, womit ſie ihm nützen können ohne eigene Einbuße.

Das Martyrium des heiligen Lorenz iſt uns nicht ganz erhalten. Sanchez ſchlägt den Verluſt des Ganzen etwa auf ein Drittel an, natürlich ſehr unmaßgeblich. Der Heilige wird im Gedichte nur auf den glühenden Roſt gebracht. Auch dieſer Dichtung liegt eine lateiniſche Legende zum Grunde. Gonzalo ſagt im Eingange ausdrücklich, daß er ſie in der Landesſprache vortrage, damit Jedermann ſie verſtehe. Vincenz und Lorenz werden als zwei ſegenverbreitende Heidenboten geſchildert. Papſt Sixtus entbot den Biſchof Valerius nach Rom, der jene beiden heiligen Männer zu begleiten ſich erwählte. Sixtus wünſcht, daß Valerius ihm beide überlaſſe. „Vater der Chriſtenheit, erwiedert dieſer, um der Ordnung willen, die du hältſt und bei deinem Erbarmen, ſiehe auf meine Schwäche und meine Noth, wenn nicht wir, ich und meine Stadt zu Grunde gehen ſollen. Wohl weisſt du, Vater, denn du erinnerſt dich deſſen, der eine iſt meine Zunge, der andere mein Vertrauter, arm und mangelhaft würde ich ohne ſie ſeyn, lieber möchte ich, o Herr, du nähmeſt mir mein Bisthum.“ Der Papſt nahm die Antwort zwar übel, begnügte ſich aber mit Lorenz und ließ dem Biſchofe ſeinen Vincenz. Es wird geſchildert, wie wirkſam Lorenz in Rom für das Chriſtenthum thätig war. Da wurde Decius, ein Verfolger der Chriſten, zum Kaiſer ausgerufen. Sixtus beſchließt in einer Verſammlung mit ſeinen Geiſtlichen lieber den Märtyrertod zu erleiden, als dem Kaiſer im Befehle, die Abgötter zu verehren, folgſam zu ſeyn. Er ließ die Kirchenſchätze verſtecken. Decius fodert ihn vor ſich und verlangt deren Herausgabe. Auf des Kaiſers Verſuchungen und Drohungen antwortet Sixtus auf eine würdige Weiſe. Während dieſer Unterredung vertheilt Lorenz die Schätze unter die Armen, weßhalb die Legende ſagt: „dispersit dedit pauperibus.“ Dabei gibt der Dichter Auskunft von der thätigen Chriſtusliebe und Wunderkraft des Heiligen, welche ſich namentlich durch Heilungen Kranker ausſprach. Auf ſeinem Gange zu den Armen, denen er die Schätze bringt, begegnet er Sixtus, welcher ſeiner Beharrlichkeit wegen zur Enthauptung abgeführt wird. Rührend und einfach ſchön iſt das Zwiegeſpräch und der Abſchied der beiden heiligen Männer. Sixtus nimmt noch den

Troſt mit, daß die Schätze auf die beſte Art ihre Beſtimmung erhalten haben und weiſſagt dem Lorenz auf den fünften Tag einen harten Stand. Decius läßt auch ihn verhaften. Im Kerker bekehrt er einen alten blinden Ritter, Lucilius, welcher zugleich ſein Geſicht wieder erhielt. Er muß der Schätze wegen vor Decius und dem Herzoge Valerius erſcheinen. Vom letzten erbittet er ſich dreitägige Friſt. Nach Ablauf derſelben führt er die mit den Schätzen geſpeisten und gepflegten Armen in zahlloſen Schaaren herbei. Nun bricht die Wuth Valerians hervor, er kündigt dem Heiligen den Tod an. „Sie bereiteten ihm ein über die Maaßen hartes Lager; es war darauf keine Decke, auch nicht ein Stückchen Holz daran, denn Alles beſtand aus reinem Eiſen.“ Lorenz wird darauf gelegt und das Feuer unter dem Roſte angezündet. Heiter ſcherzt der Gepeinigte; er fodert ſeine Henker auf, ſich nach Brühe umzuſehen und ihn umzuwenden, weil er auf der einen Seite ſchon genugſam gebraten; dabei betet er und flehet auf ſeine Feinde Gottes Verzeihung herab. Damit ſchließt das Gedicht, von welchem 105 Strophen übrig ſind.

Die Lobpreiſungen der Jungfrau Maria nehmen 233 Strophen ein. Sie beginnen mit einem Anrufe, worin Gonzalo ſeine Unwürdigkeit bekennt und nur den Saum ihres Gewandes berühren zu dürfen bittet. Er häuft eine Menge Symbole aus dem alten Teſtamente zuſammen, deren Erfüllung er in der Jungfrau erblickt. Die unbefleckte Empfängniß und die Geburt Chriſti nebſt den begleitenden Umſtänden, ſo wie die Darbringung des Kindes im Tempel werden gemeldet. Es folgt die Erſcheinung der drei Könige, der Mord der unſchuldigen Kindlein und die Selbſtentleibung Herodes aus Schmerz über die Kunde, daß ihm das rechte Kindlein entkommen iſt. Flucht nach Egypten. Jeſus lehrt im Tempel. Seine Taufe durch Johannes. Verſuchung in der Wüſte, die Hochzeit zu Cana und einige andere ſeiner Erlebniſſe werden erzählt bis zu ſeinem Verrath, deſſen ſo wie des Gerichtes über ihn ausführlicher Erwähnung geſchiehet. Würdige Schilderung des Schmerzes der Jungfrau unter dem Kreuze. Vortrefflich iſt der Gegenſatz des am Kreuze ſchmachtenden mit dem Bilde des Weltenſchöpfers, der mit jenem eins iſt, wobei ſeine Thaten aus dem alten Teſtamente zugleich mit gemeldet werden. Die erhebende Anrede zu dem am Kreuze hängenden Erlöſer hinauf unterbricht Gonzalo mit der Be-

merkung: „doch kehren wir zur Geſchichte zurück und ſetzen wir dieſelben nicht mehr hinten nach, verfolgen wir die begonnene Bahn, verehren wir das Kreuz und glauben an Chriſtum, damit wir würdiglich die Auferſtehung ſchauen.“ Es folgt die Geſchichte des Begräbniſſes Jeſu und ſeiner Auferſtehung. „Die Stunde wiſſen wir nicht, aber an einem Sonntag Morgen war es, wie wir leſen.“ Nun wendet ſich Gonzalo zur Jungfrau zurück: durch ein Weib kam alles Weh, durch ein anderes alle Freude in die Welt. Gonzalo fodert die Jungfrau auf, ſich ihrer Erfolge zu freuen, da Alles, was ſie gehofft, in Erfüllung gegangen. Dann fährt er in der Geſchichte der Erſcheinung des Auferſtandenen fort und meldet dazwiſchen, welch übles Ende Chriſti Feinde genommen. Schilderung von Chriſti Thätigkeit bis zur Himmelfahrt. Gonzalo preiſet die Jungfrau als die Vermittlerin aller dieſer großen Vorgänge, denen er hiernächſt die Apoſtelzeit und das erſte Pfingſtfeſt folgen läßt, wobei er die Embleme der vier Evangeliſten und deren Bedeutung mittheilt. Er erhebt die Verdienſte der Evangeliſten und deren Erwartungen am jüngſten Tage. In frommer Zerknirſchung findet ſich der Dichter weit hinter dem Ziele zurückgeblieben, welches das Evangelium zeigt und bekennt reuig ſeine Sünde und Schwachheit, wie er der Eitelkeit nachgegeben, das Vergängliche oft höher geachtet als das Ewige, in der Kirche ſich gelangweilt. Mit dieſem liebenswürdigen aber keineswegs mit der hochmüthigen Zerknirſchung der modernen Pietiſten abgelegten Bekenntniſſe verbindet Gonzalo eine kräftige und lebendige Warnung vor den Anläufen des Teufels. Er weiſet auf das Vertrauen hin, mit dem man ſich der heiligen Jungfrau ergeben darf. Er erſchöpft ſich in Lobeserhebungen der Benedeieten und preiſet ihre großen Thaten, ihren ſüßen Namen, ihre unnachahmliche Schönheit und wie der Gedanke an ſie ſo ſüß ſchmeckt. Die poetiſchen Huldigungen des frommen Liebhabers der reinſten Magd werden nie platt und ſind ſchöne Zeugniſſe unverdorbener Begeiſterung und naiver Frömmigkeit, wobei es freilich an Proben ſpaniſcher Ueberſchwänglichkeit nicht fehlt, z. B. wenn Gonzalo verſichert: der Stoff der Rede von der Jungfrau ſey endlos wie das Meer; alle ihre Redner könnten ſich hineinwerfen; wenn die Welt hunderttauſend Jahre beſtände, würden Menſchenzungen nicht den zehnten Theil davon verzehren.“ Die Anrufung, womit das Gedicht ſchließt und welche nicht weniger iſt, als ein Gebet um Alles,

beweist abermals, wie die Verehrung der Heiligen nur zu leicht in eine Anbetung und Beeinträchtigung der Verdienste Christi umzuschlagen Gefahr läuft.

Bei den Zeichen des jüngsten Gerichtes will Gonzalo ein Buch des heiligen Hieronymus zum Grunde gelegt haben, womit er, da ein besonderes Werk der Art nicht bekannt ist, vermuthlich des Hieronymus Commentare zu den Propheten meint, zumal er sagt, daß Vater Hieronymus den Stoff in der hebräischen Legende gefunden habe. Das Gedicht umfaßt 77 Strophen. Es ist ein ziemlich klarer, aber doch apokalyptischer Vortrag, dessen Inhalt nur für den Liebhaber ein besonderes Interesse haben kann. Gewandte Darstellung und Anschaulichkeit sind die Hauptverdienste in der Beschreibung der wunderbaren Begebenheiten und Naturerscheinungen, welche dem jüngsten Gerichte vorangehen werden, so wie der Abhaltung des Gerichtes selbst, in welchem Christus als Urtheilssprecher auftritt und in biblischen Worten seine Richtersprüche verkündet. Die Strafen der Verdammten werden den Freuden des Himmels auf eine treffende Weise entgegengesetzt. Schubert ahndet eine nähere Verwandtschaft zwischen dem Schlusse des Gedichtes von Strophe 61. ab und dem bekannten Hymnus: Dies irae, dies illa, an welchen der Inhalt der Schlußstrophen fortwährend erinnert. Man könnte Berceos Verse für eine Art Paraphrase jenes Hymnus zu halten sich bewogen fühlen, wenn nicht der Dichter des lateinischen Hymnus, Thomas von Cellano, aller Wahrscheinlichkeit nach später gelebt hätte als jener. Dieses Stück gehört zu den gelungensten dichterischen Arbeiten des frommen Mannes. Seine Poesie zeigt hier die Gewalt einer erhabenen Majestät. Er reißt uns hier in die Gegenwart des Gerichtstages; wir glauben das Nahen des furchtbaren Richters wahrzunehmen, vor dem selbst die fehllosen Engel beben und vor dem sich Niemand verbergen, noch Fürbitter mehr erlangen kann. Die züngelnden Flammen der Hölle spielen uns entgegen. Wir sehen und hören den majestätischen Richter, vernehmen die Klagen der Verdammten und das Frohlocken der Frommen. Wenn wir diese Schrecken vermeiden wollen, also schließt der Dichter, lasset uns, die wir Christen sind und an Christum glauben, unser Leben bessern, Vater Unser beten und die Gebenedeite preisen, damit wir mit ihr und ihrem Sohne herrschen.

Als Probe führe ich aus diesem Gedichte folgende Stelle an: Am siebenten Tage wird ein tödtliches Gedränge eintreten; alle Steine werden eine Schlacht unter einander liefern; sie werden fechten wie Menschen, die sich wehe thun wollen und alle in Trümmern zerfallen klein wie Salz. Bei dieser Noth und Bedrängniß, bei Zeichen von so furchtbarer Art, werden die Menschen sich in irgend eine Höhle zu retten suchen und sprechen: Berge fallet über uns, denn wir sind in Noth. — Wer wird aber den zwölften Tag mit ansehen können? denn da wird man große Flammen durch den Himmel fliegen sehen; man wird die Sterne fallen sehen von ihren Orten, wie die Blätter, wenn sie vom Feigenbaume fallen. Der König der Könige, der richtende Alcalde, der Alles ordnet ohne Jemandes Rath, wird selber an der Spitze mit seinem reichen Zuge eingehen zur Herrlichkeit des wahrhaftigen Vaters. Die Engel des Himmels werden sehr fröhlich seyn; nie war noch eine Freude an einem Tage so groß; denn sie werden ihren Trost und ihre Gesellschaft wachsen sehen. Gott gebeut, daß wir eintreten in ihre Bruderschaft. Wie der König der Herrlichkeit kommen wird zu richten wild wie ein Löwe, welcher Speise sucht: wer wird so kühn seyn, noch auf ihn zu hoffen. Denn der zornige Löwe verstehet keinen Scherz. Wenn die heiligen Engel zittern werden vor Furcht, die niemals sündigten wider ihren Herrn, was soll ich Elender dann thun, der ich ein so großer Sünder bin. Schon jetzt überfällt mich Grausen, so groß ist meine Furcht.

In den Wundern Unserer lieben Frau beschreibt Berceo durch 911. vierzeilige Strophen hindurch fünfundzwanzig Wunder der heiligen Jungfrau. Die Quelle dieser Erzählungen ist unbekannt. Die allegorische Einleitung ist eine der lieblichsten Proben von Berceos Poesie. Ich, Meister Gonzalo Berceo mit Namen, sagt er, gerieth bei meiner Wallfahrt auf eine grüne und gar liebliche mit Blumen wohl bestandene Wiese, einen Ort, wie ein Ermüdeter sich nur wünschen kann. Ueberreichen Duft spendeten die wohlriechenden Blumen. Sie erfrischten dem Menschen Leib und Seele. Ueberall flossen klarer Quellen Ströme, kühl in warmer Jahreszeit und warm im Winter. Schöne Bäume gab es dort in großem Ueberflusse, Granaten- und Feigen-, Aepfel und Birnenbäume und viele andere Früchte verschiedener Art. Verfault

oder ſauer war keine einzige. Das Grün des Wieſenplanes, der Duft der Blumen, die Schatten der ſüß athmenden Bäume erfriſchten mich völlig, ſo daß meine Erhitzung ſich durchaus verlor. Von jenem Dufte allein hätte ein Menſch zu leben vermocht; nirgends in der Welt fand ich einen ſo entzückenden Ort, keinen ſo milden Schatten oder ſo ſchmackhaften Duft. Um noch beſſer zu ſchwelgen, legte ich mein Kleid ab und ſtreckte mich aus im Schatten eines ſchönen Baumes. Als ich ſo da lag im Schatten, verlor ich alles Gefühl der Sorge; ich horchte auf die ſüßen und lieblichen Stimmen der Vögel; beſſer geſtimmt, vernahm noch Niemand eine Orgel, deren keine auch einen ſo paſſenden Einklang hervorzubringen vermag; einige hielten die Quinte, andere die Secunde, den Grundton die Uebrigen; nimmer erklang ein falſcher Ton, Ruhe und Bewegung waren überall gleichmäßig. Ungeſchickte oder heiſere Vögel fanden dort keine Anſtellung ꝛc. Der Dichter verſichert, die Lieblichkeiten nicht zum zehnten Theile ſchildern zu können. „Die Wieſe, von der ich euch melde, hatte noch eine andere Trefflichkeit; weder Froſt noch Hitze entzogen ihr ihre Schönheit; allezeit grünte ſie und kein Sturm vernichtete ihr Grün.“ Indem der Dichter die Schilderung der Schönheit dieſes Aufenthaltes fortgeſetzt, vergleicht er die Wieſe dem Paradieſe;“ hätte Don Adam von den hieſigen Früchten genoſſen, ihn hätte nicht nach andern gelüſtet und ſein Weib und er wären nicht betrogen worden. Nun erklärt er ſeine Allegorie. Wir Alle, ſagt er, ſeyen auf der irdiſchen Pilgerfahrt begriffen und deren Beſchwerniſſen und Ermüdungen ausgeſetzt; allein auf dieſer Reiſe winkt uns Allen eine ſchöne Wieſenau: „die glorreiche Jungfrau, die Mutter des guten Sohnes, deſſen gleichen niemals gefunden ward.“ Die vier vorhin erwähnten Flüſſe ſind die Evangeliſten, welche ſich, ehe ſie ſchrieben, mit der Jungfrau beriethen und nach deren Angaben das Geſchriebene verbeſſerten. Der Baumſchatten ſind die Gebete der Jungfrau, welche ſie für die Sünder Tag und Nacht verrichtet, die Bäume, welche den Schatten gewähren, ſind die heiligen Wunder der Jungfrau, die Vögel mit lieblichen Stimmen die heiligen Kirchenväter, die Blumen ſind die Namen, welche der Benedeiten beigelegt ſind. Der Dichter führt dann eine gute Anzahl an, wie ſie nachher bei den ſpätern Lobpreiſern der Jungfrau ſo beliebt wurden; eine wahre Litanei wohlklingender Benennungen fluthet durch

eine lange Reihe von Verſen mit einer Unaufhaltſamkeit dahin, wie die lieblichen Bilder Calderons, deſſen vierhundertjähriges Vorbild im edeln Roſte des Alterthums uns hier vor Augen tritt. Erſchöpft von der langen Aufzählung verzweifelt der Dichter an ſeiner Genugſamkeit dazu und verſichert, die Namen der Jungfrau ſeyen ſo zahlreich als die Blumen der weiteſten Aue, die man ſich denken könne. Allein er will dieſe Blumen und alle andere Vorzüge des Wieſenplanes unberückſichtigt laſſen und ſich nur mit den herrlichen Bäumen beſchäftigen, durch welche er die Wunder der Jungfrau dargeſtellt ſeyn läſſet. Er verheißt die Beſchreibung ihrer Wunder und will es als ein ſolches betrachten, wenn ſie ſich auf ſein Anrufen herbeiläſſet, ihm hierbei als Führerin zu dienen. Im erſten Wunder beſchreibt er die thätige Andacht des heiligen Ildefons zur Maria und wie derſelbe ein treffliches Buch über die unbefleckte Empfängniß ausgeben laſſen. Dafür erſchien ſie ihm bei dem dieſem Gegenſtande gewidmeten Kirchenfeſte und begnadigte ihn mit einem koſtbaren Meßgewande unter verbindlichen und anerkennenden Reden über ſeinen Mariendienſt. Das Feſt der unbefleckten Empfängniß ward hernach durch Concilienbeſchluß zum allgemeinen Kirchenfeſte erhoben. Schließlich meldet Gonzalo, wie übel es dem vorwitzigen Spagrius ergangen, welcher ſich unterſtanden, jenes dem Ildefons verehrte Meßgewand anzulegen. Reizend, unnachahmlich und daher nicht wiederzugeben iſt die fromme Naivität, womit Gonzalo natürliche Bezüge der Jungfrau zu ihrem Sohne berührt, z. B. im Eingange des 2. Wunders die Erwähnung des Ernährens mit der Milch ihrer Bruſt. Kenner und Liebhaber unſerer liederlich gewordenen modernen Poeſie darf man freilich nicht zu Kunſtrichtern über den äſthetiſchen Reiz beſtellen, welcher in dieſer unbefangener Betrachtungsweiſe eines reinen, kindlich gläubigen Geiſtlichen des dreizehnten Jahrhunderts beſchloſſen iſt. Die zweite Geſchichte meldet, wie ein der Jungfrau ergebener Ordensgeiſtlicher täglich einer Bildſäule der beſeligſten unter den Frauen ſeine Verehrung darbrachte. Fleiſchlich liebte er aber, vom Teufel verblendet, andere Weiber, welche er in nächtlicher Weile zu böſer Luſt beſuchte. Auf einem ſolchen Sündengange ertrank er in einem Fluſſe, unweit ſeines Kloſters, wo ihn die Brüder, welche vergebens das ihm obliegende Morgengeläut erwarten, auffinden. Um ſeine Seele entſtehet ein ähnlicher Kampf als um die Seele des Doctor Fauſt im

zweiten Theile der Göthiſchen Tragödie zwiſchen Engeln und Teufeln. Den zurückgeſchlagenen Engeln kommt die Jungfrau zu Hilfe. Ein naſeweiſes Teufelchen wirft der Jungfrau das offenbare Unrecht vor, das ſie, die Mutter des gerechten Richters, begehe, wie ſie eine, in Sünden untergegangene, Seele der verdienten Strafe entziehen wolle. Sie fodert eine Entſcheidung Chriſti ſelber. Dieſer ſchickt die Seele in den Leib zurück, um ſich der zugedachten Seligkeit erſt würdig zu machen, was natürlich mit Hilfe eines frommen Wandels und reumüthiger, durch die Jungfrau unterhaltenen Beſſerung zur Freude der Kloſterbrüder geſchiehet. Die ähnliche Verſuchung, ein todtſcheinendes Werk bei der Sündenvergebung die Rolle der lebendigen Geſinnung vertreten zu laſſen, zeigt ſich in der 3. Geſchichte, wo ein Mönch, wie ſchlecht er auch ſonſt war, nie den Gruß an die Jungfrau verſäumt. Er ward ermordet und heimlich verſcharrt. Die Jungfrau erſchien ſeinen Brüdern und bezeichnete die Stätte ſeines Leichnams, den man dreißig Tage nach dem Tode mit einer ſchönen Blume im Munde und mit friſchem Geſichte zum Zeichen des geſchehenen Wunders auffand. Lieblich iſt die Marienandacht eines frommen Geiſtlichen in der folgenden Geſchichte geſchildert und das ätheriſche Weſen ſeiner Liebe zur Jungfrau und deren Sohne, welche ihm eine wunderbare Stärkung im Tode und ein ſeliges, wundervolles Ende erwarb. Eben ſo ſchlicht, gläubig und unendlich rührend iſt das ſelige Ende geſchildert, welches die Jungfrau einem thätig frommen, ihr zugethanen aber ganz armen Manne in der 5. Geſchichte bereiten hilft. Die 6. Erzählung meldet die Hinrichtung eines Räubers am Galgen, welchen die Jungfrau für den ihr gewidmeten Cultus ſo lange lebendig erhält, bis nach einigen Tagen ſeine Verwandten ihn abnehmen und welcher hinfort ein ihrer würdiges Leben führt. Im 7. Wunder wird eine von den Teufeln bereits in Beſchlag genommene Seele eines in argen Sünden ohne Beichte verſtorbenen Mönchs, deſſen Befreiung ſein Patron St. Petrus bereits vergeblich vom Herrn erbeten, auf Verwendung der Jungfrau zur Nachholung der Buße in den Leib zurückgeſchickt und auf dieſe Weiſe doch noch ſelig. Auf gleiche Weiſe wird in der 8. Erzählung der Mönch Guiralt gerettet, welcher auf einer Wallfahrt nach Compoſtella ſich vielfach fleiſchlich verging und auf Rath des Teufels, der ſich ihm als den heiligen Jakob darſtellte, zu

falſcher Reue bewogen, ſich entmannte, dabei verblutete und ſtarb, worauf die Teufel den Selbſtmörder in ihre Gewalt haben wollten. Der wahre Jakobus bewirkt mit Hilfe der Jungfrau Maria die Wiedererweckung und Lebensbeſſerung Guiralds. Ich muß darauf aufmerkſam machen, daß die Erzählung in dieſen ſo einfachen Geſchichten in einer reizenden Natürlichkeit und einer das Intereſſe immer rege haltenden Lebendigkeit fortläuft. Die immerwährende unabſichtlich poetiſche Haltung führt den Leſer immer unverletzt über manches hinweg, was unter den Händen einer andern Behandlung einem gemeinen Beigeſchmacke nicht entgangen wäre. Ich bedaure nichts mehr, als daß ich nicht mehre dieſer Geſchichten unverkürzt wiedergeben darf, weil ich dem Bereco, welcher in Deutſchland freilich faſt gar nicht bekannt iſt, ſchon einen ſo unverhältnißmäßigen Raum in dieſer Geſchichte gewidmet habe. Im 9. Wunder wird ein ſonſt frommer aber einfacher Prieſter, welcher außer einer täglichen Meſſe für die heilige Jungfrau nichts zu leiſten verſtand, wegen Unwiſſenheit von ſeinem Biſchofe entſetzt. In ſeinem Kummer wandte er ſich an die Jungfrau, welche dem Biſchofe zürnend im Traume erſchien, ihre Zufriedenheit mit dem einfach frommen Treiben ihres Caplans bezeugte und den Biſchof nöthigte, denſelben in ſein Amt wiederum einzuſetzen. Nro. 10. enthält die Geſchichte zweier Brüder in Rom, deren einer Cardinal und dem Laſter des Geizes ergeben war, während ſein Bruder, ein Senator, der Habſucht fröhnte und durch falſche Urtheile die Güter des heiligen Lorenz und der heiligen Agnes abhanden brachte. Der Cardinal ſtarb und gelangte ins Fegfeuer. Bald darauf ſtarb auch der Senator. Lorenz ſah ihn und kniff ihn drei Mal feſt in den Arm; die heilige Agnes wandte ihm aber unwillig den Rücken zu. Gott, der gerechte Richter, „dem kein Weinkeller und keine Vorrathskammer verborgen," verurtheilte ihn, dem Verräther Judas Geſellſchaft zu leiſten. Die alten Feinde gaben ihm weder Aepfel noch Feigen als Speiſe, ſondern Rauch und Eſſig, Schläge und Zwicken. Er erblickte ſeinen Bruder im Fegfeuer und erhält von ihm Auskunft, weßhalb er dort ſey und wie der Papſt, wenn er mit ſeiner ganzen Cleriſei der Jungfrau eine Meſſe ſinge, ihn zu befreien vermöge. Der Senator in der Hölle hatte doch eine gute Seite gehabt. Er hatte den heiligen Projectus geehrt. Dieſer erſchien mit der Jungfrau vor Gottes

Thron, welcher auf ihre Verwendung die arme Seele auf dreißig Tage in den leblosen Leib zurücksendete, die der Erstandene sowohl zu guten Werken verwendete, daß er nach vier Wochen zu Gott eingehen durfte. In der 11. Erzählung rettet einem gottlosen Arbeitsmann die Andacht, die er im Leben zur Jungfrau gehabt, vor den höllischen Strafen. In Nro. 12. verkündet ein sonst sündhafter Prior, den der Tod ereilt, seinem Sacristan, wie ihm seine Andacht zur Jungfrau doch noch zu einem seligen Aufenthalt nach dem Tode verhelfen. 13. Die Jungfrau bewirkt durch eine Erscheinung im Traume, daß ein Capitel an die Stelle des verstorbenen Bischofes einen ihrer Getreuen, den schlichten und bescheidenen Hieronymus, erwählt. Nro. 14. erzählt die wunderbare Erhaltung eines Marienbildes in einer vom Blitze betroffenen und völlig eingeäscherten Kirche. 14. Ein Canonicus läßt sich aus Familienrücksichten, namentlich um die Güter auf legitime Nachkommen zu vererben, zur Aufgabe des geistlichen Standes und Schließung einer Ehe von der Welt bethören. Am Tage der Hochzeit erscheint ihm die sonst von ihm so gefeierte Jungfrau und macht ihm Vorwürfe, daß er ihr treulos geworden. Als die Vermählten Nachts zusammenkamen und die Frau den Gatten umfassen wollte, war derselbe verschwunden. Der Dichter meint, die Jungfrau habe ihn an einen Ort entrückt, wo er ihr hinführo allein gedient. 16. Ein Judenknabe geräth aus Versehen in eine Kirche, worinnen communicirt wird. Er nimmt Theil am heiligen Abendmahl und hat dabei eine Vision der Jungfrau. Als er heimgekehrt, seinem Vater dieses erzählt, ergreift derselbe ihn voll Wuth und wirft ihn in einen feurigen Ofen, wo ihn die Jungfrau auf wunderbare Weise mitten in den Flammen lebendig erhält, so daß er unversehrt, wie das Kind in der Mutter Schooß liegt, obgleich von schrecklicher Gluth umprasselt. Er wird errettet und sein Vater muß dafür erleiden, was er dem Sohne zugedacht hatte. 17. Drei Ritter, welche auf einen Nachbarn tödtlichen Haß geworfen, verfolgten denselben in eine der Jungfrau geweihete Kirche, wo sie ihn, ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes ermordeten. Die Rache der Jungfrau blieb nicht aus. Sie verfielen in eine Krankheit, welche sie wie mit höllischem Feuer peinigten und sie des Gebrauches ihrer Glieder beraubte. Elend und aufs äußerste gebracht, flehten sie die Jungfrau auf das beweglichste um Besserung ihrer Tage an. Dieß ward

gewährt; aber des Gebrauches ihrer Glieder wurden ſie nicht wieder vollkommen mächtig, zum Andenken an ihren Frevel, den ſie übrigens auf alle Weiſe durch gute Werke vergeſſen zu machen ſuchten. — 18. Zu Toledo erklang bei der Feier eines Marienfeſtes plötzlich eine klägliche Stimme, welche klagte, daß ihrem Sohne durch die Juden neue Schmach geſchähe. Auf Geheiß des Biſchofs machte ſich die Verſammlung nach dem Judenviertel auf, wo man beim Rabiner ein wächſernes Chriſtusbild fand, welches die Juden aus Hohn kreuzigten. Sie erhielten dafür blutigen Lohn. 19. Eine Frau, welche ihrer nahen Entbindung entgegen ſah, machte eine Fahrt nach einer Wallfahrtskirche, die auf einem Felſen im Meere gelegen war. Sie verunglückte auf der Fahrt und verſchwand in den Fluthen. Als ihre Genoſſen trauernd heimkehrten, begegneten ſie der ertrunken Geglaubten am Strande mit einem neu gebornen Kinde auf dem Arme, welche ihnen erzählte, daß ſie ſich im Augenblicke, wo ſie zu ertrinken befürchtet, dem Schutze Chriſti und ſeiner Mutter empfohlen, welche ihr in der ſchweren Stunde beigeſtanden und ſie wunderbar errettet hätten. Ein Lobgeſang auf Chriſtus beſchließt die Geſchichte. 20. Das Höchſte, was naive Unbefangenheit in der Miſchung des Heiligen und Profanen zu leiſten vermag, ohne ins Läppiſche zu fallen, zeigt wohl die folgende Geſchichte, in welcher ein ſonſt frommer und der Maria aufrichtig ergebener Mönch, ſich im Weine übernimmt und taumelnd den Weg zur Kirche einſchlägt, um ſein heiliges Amt zu verrichten. Dreimal erſchreckt ihn auf dieſem Gange der Teufel in Geſtalt eines Stieres, eines Hundes und eines Löwen. Jedesmal erſcheint die Jungfrau und wehret dem Böſen, zuletzt ſchlägt ſie mit einem ſoliden Stecken tüchtig auf den Löwen los, der nichts Beſſeres zu thun weiß, als Reißaus zu nehmen. Alle dieſe Schrecken hatten den guten Mönch noch nicht von ſeinem Rauſche befreiet; er taumelte noch und konnte ſein gewöhnliches Lager nicht finden. Die Jungfrau ergriff ihn bei der Hand, brachte ihn zu Bett, deckte ihn ſäuberlich zu, ſegnete ihn und befahl ihm, am folgenden Tage zu beichten und Buße zu thun. Dieß geſchiehet natürlich und Beichtkind und Beichtvater werden fortan die thätigſten Verehrer der Jungfrau und zeichnen ſich aus durch frommen Wandel und heilige Geſinnung. 21. Auch in dieſer Erzählung müſſen wir die naive Delicateſſe bewundern, womit Gonzalo einen noch bedenkli-

chern Gegenſtand mit frommer Argloſigkeit in faſt dramatiſcher Lebendigkeit behandelt, der ein willkommenes Süjet für einen Boccaz abgegeben haben würde. Gonzalo nennt dieſe Geſchichte ſelbſt einen guten Biſſen für ſeine Leſer, gerade wie es Boccaz auch gethan haben würde. Aber wie verſchieden iſt der Geiſt der Erzählung bei beiden [1])? Keuſch verblümend, im Sinne eines liebenden Brudergemüthes, iſt die Meldung, wie eine fromme Aebtiſſinn der Fleiſchesluſt erlag und geſegneten Leibes ward. Bewunderungswürdig geſchildert iſt die Aufregung, welche im Kloſter ſich hervorthat, als die Schweſtern allmählich dem Geheimniſſe auf die Spur kamen und dem Biſchofe hinterbracht wurde, was die Aebtiſſinn vergeblich zu verheimlichen ſich bemühte. Der Biſchof erſchien zum ſtrengen Gericht. Unvergleichlich iſt der in Gebeten an die Jungfrau in ihrer Betzelle ausſtrömende Jammer der Aebtiſſinn geſchildert, deren Stunde nahet. Die Jungfrau hat Erbarmen, erſcheint, entbindet die reuige Sünderin und gibt das Kind, einen Knaben, zwei Engeln, die daſſelbe einem frommen Eremiten zum Aufziehen übergeben müſſen. Lächeln erweckt die Schilderung der nun ſo durchaus ſchlank gewordenen Geſtalt der Aebtiſſinn und deren Freude als ſie fühlte, „daß der Sack geleert war von dem ſchlimmen Mehle.“ Rührend ſind ihre Dankgebete an die Jungfrau. Trefflich geſchildert iſt der verhaltene Ingrimm, womit der Biſchof die zu entlarvende Sünderin empfängt und anherrſcht. Sie entgegnet nur: Herr, was thut Ihr mir wehe, vielleicht bin ich nicht die, für welche Ihr mich haltet. Sie wird bei Seite geführt und durch zuverläſſige Leute unterſucht, welche auch keines der genau angegebenen ſonſtigen Zeichen geſegneter Umſtände und abgehaltener Niederkunft an der Aebtiſſinn finden. Der Biſchof will dieſem Berichte keinen Glauben ſchenken und unternimmt ſelbſt eine Unterſuchung, welche ihn überzeugt, daß die Arme verläumdet ſeyn müſſe. Er iſt empört gegen die Schweſtern, welche ihm die ſchändliche Anklage hinterbracht haben. Das kann die Sünderin nicht ertragen; „ſie nimmt den Biſchof bei Seite, wohl an die fünfzehn Schritte weit“ und entdeckt ihm ihren Fall, den der Biſchof nicht eher glaubt, als bis er das Kind beim Eremiten findet. Sie bittet für die Schweſtern

1) In Le Grands Fabliaux kommt dieſelbe Geſchichte unter den andächtigen Erzählungen und ernſthaft behandelt im Auszuge vor.

und flehet, alle Strafe über sie allein zu verhängen. Der Bischof hütet sich, an einer Person, an der die Gnade heiliger Mächte so sichtbar sich bewiesen, die ganze geistliche Strenge zu üben. Es wird im Kloster Versöhnung gestiftet. Das Knäblein lässet der Bischof erziehen und es wird sein Nachfolger zum großen Segen des ganzen Sprengels. 22. Der Dichter kann die Unerschöpflichkeit dessen, was von der h. Jungfrau zu melden, nicht unbeschreiblich genug darstellen. Er vergleicht sie einem tiefen Brunnen, einem mächtigen Strome. Alle löschen dort ihren Durst, selbst Thiere und Heiden, so groß als sie gestern war, wird sie morgen seyn; nimmer wird sie geleert; zu aller Zeit flutbet ihr Strom, es mag warm seyn oder kalt; stets benetzt sie alle Orte; sie waltet auf den Bergen, in den Thälern, über Länder und Meere. Der Dichter erzählt nun ein Meerwunder. Es segeln mehre Schiffe mit Wallfahrern nach dem gelobten Lande. Eins, auf welchem der Bischof sich befindet, leidet Schiffbruch. Eine Barke rettet nur den Bischof mit einem Theile der Genossen. Die Uebrigen gehen mit dem Schiffe zu Grunde und Einer, welcher in die Barke hineinspringen will, fällt ins Meer. Die Geretteten harren am Strande, ob das Meer nicht die Leichname ans Land spülen wird, „denn das Meer beherbergt keinen todten Gegenstand." Eine Schaar schneeweißer Tauben erheben sich, an Zahl den Umgekommenen gleich, aus dem Meere und fliegen dem Aufgange zu. Man hält sie für die Seelen der Ertrunkenen und richtet frommen Anruf an sie, worin beklagt wird, daß die Geretteten noch so weit vom Ziele entfernt sind, das jene schon erreichten. Da erhebt sich aus den Fluthen der Mann, welcher im Sprunge die Barke nicht erreichen konnte und erzählt der staunenden Schaar, wie er im Augenblicke des Untersinkens die Jungfrau um Rettung angerufen und auf welche liebreiche und herrliche Weise er von derselben ans Land gebracht worden. 23. Ein reicher Mann, Namens Valerius, und Bürger zu Constantinopel, Namens Valerio, hatte durch Bankettiren sein ganzes Vermögen verbracht. Niemand wollte ihm borgen. Verzweifelt nahm er seine Zuflucht zu einem Juden, den er vormals gekannt hatte. Dieser verspricht ihm ein Darleben, wenn er das Geld weder an Schmarotzer noch Jongleurs verschwenden wolle und Bürgschaft stelle. Valerio führt den Juden in eine Kirche und zeigt ihm ein Muttergottesbild mit dem Jesuskinde, welche für seine Schuld ein-

ſtehen würden. Der Jude ſpöttelt, nimmt aber die Bürgſchaft an, mit dem Bedinge, ſie und ihn mit Schande brandmarken zu dürfen, wenn er nicht am beſtimmten Tage Wort hielt. Valerio erhält das Geld und ſchickt für die günſtige Wendung ſeiner Angelegenheiten fromme Dankgebete zum Himmel empor. Er tritt eine große Reiſe an bis zu den weſtlichen Meeren und macht vortheilhafte Handelsgeſchäfte. Zur Strafe ſeiner Sünden vergißt er den Zahlungstag und erinnert ſich deſſelben erſt am Tage vor dem Verfall. Er iſt verzweifelt; doch packt er die geliehene Summe bei Heller und Pfennig in ein Gefäß, welches er an einer öden Stelle des Strandes dem Meere anvertrauet. Er begibt ſich ſodann in ein inbrünſtiges Gebet, worin er die Jungfrau und ihren Sohn um Beiſtand anflehet. Das Gefäß kommt richtig am andern Morgen bei Conſtantinopel angeſchwommen. Es ſind Leute des Juden am Ufer. Aber Niemand gelingt es, des Gefäßes habhaft zu werden, als dem Juden ſelbſt, dem es beſtimmt war. Er nimmt es in ſeine Wohnung, freut ſich des Inhalts und gibt vor, daß er Wein darin gefunden. Er verbirgt es unter dem Bette. Valerios Geſchäfte nehmen noch beſſern Fortgang und als überaus reicher Mann kehrt er heim. Der Jude nimmt ihn wegen der Schuld in Anſpruch. Valerio behauptet Zahlung und beruft ſich auf das Zeugniß ſeiner Bürgen. Ohne Beſorgniß vor einem hölzernen Bilde, begleitet der Jude den Valerio in die Kirche und vernimmt mit der verſammelten Menge zu ſeinem Schrecken und deren Staunen, wie Maria und Chriſtus ihm zeugen, daß er das Geld empfangen und unter ſeinem Bette verſteckt habe. Man ziehet in des Juden Wohnung und findet das Zeugniß beſtätigt. Es wird ein großes Feſt veranſtaltet. Ein fremder Archidiacon, der zugegen war, ſchrieb die Geſchichte auf. 24. Den größern Raum unter den Wundern der Jungfrau nimmt die Geſchichte des Theophilus ein. Sie beginnt mit einer anziehenden Schilderung der ſchlichten, aber werkthätigen Frömmigkeit dieſes Mannes, welcher Vicar eines Biſchofs war, nach deſſen Tode er wegen der allgemeinen Liebe und Achtung, in welcher er ſtand, von allen Seiten zu deſſen Nachfolger begehrt ward. Mit demüthiger Beſcheidenheit lehnte er die hohe Würde ab. Allein als er unter dem neuen Biſchof an Geltung verlor und in den Hintergrund geſchoben ward, konnte er dieſe Zurückſetzung nicht ertragen und ſuchte Hilfe am verbotenen Orte.

Satanas verblendete ihn so, daß er durch einen Juden, einen Zauberer, sein verlorenes Ansehen wieder zu erlangen hoffte. Bei einer nächtlichen, schön beschriebenen Erscheinung des Fürsten der Hölle auf einem Kreuzwege, welche der Jude veranstaltet, leugnet Theophilus Christum ab und gibt darüber dem Satanas eine schriftliche Verschreibung. Die nächste Folge davon war ein elendes Ansehen des Theophilus, welches den Bischof so zum Mitleiden bewegte, daß er dem Vernachlässigten alle vorenthaltenen Ehren und Liebe wieder zuwendete und derselbe wieder in seiner Geltung stieg. Gott aber, der seine frühern frommen Dienste gern gesehen, erleuchtete den Theophilus zur Einsicht des Verderbens, in welches er sich aus Weltsucht gestürzt. Vortrefflich ist die Schilderung der sittlichen Zerrissenheit und Zerknirschung, in welche diese Einsicht den Reuigen versetzt. Er erblickt sich weit unter Judas, dem Verräther. Eben so stark ist der Eindruck der kirchlichen Bußübungen und Gebete an den Erlöser und dessen Mutter, denen er sich inbrünstig zuwendet und die er um Fürsprache bei dem Könige des Himmels anflehet. Die Jungfrau zeigt sich dem Theophilus in einer nächtlichen Vision und läßt ihn mit mächtigen Worten überaus hart an, wobei sie die gewünschte Fürbitte gänzlich ablehnen zu wollen scheint. Rührend sind Theophils Bitten um Erbarmen, das die Jungfrau zwar für ihre Person zusagt, aber höhern Ortes zu erlangen, noch bezweifelt. Sie empfiehlt ihm, sich an den Erlöser selbst zu wenden. Theophilus versichert, den Muth dazu nicht zu haben. Er legt ein volles Glaubensbekenntniß ab, aber er glaubt sich von der vorzüglichen Wirksamkeit von Mariens Fürbitten allein Heil versprechen zu dürfen, da er sich zu schlecht fühlt, Christo zu nahen. Maria legt ihm einige Scheltnamen bei und erinnert ihn, daß seine Verschreibung im sichern Verschlusse der Hölle sich befinde. Er werde doch nicht glauben, daß Christus seinetwillen eine zweite Höllenfahrt unternehmen solle? Theophilus bleibt aber dabei, Christus werde thun, was die Jungfrau nur irgend wünschen möge. Nun verspricht sie ihm ihren Beistand und er erwacht gestärkt. Nach dreitägigen, kräftigen Bußübungen hat er eine zweite Vision der Jungfrau. Sie verkündet, Christus habe sich des Reumüthigen angenommen. Er versichert, nicht eher ruhig seyn zu können, bis die der Hölle gegebene Verschreibung wieder in seinen Händen sey. Auch dieß wird ihm zugesagt. Ueber andere drei

Tage, welche er eben ſo zerknirſcht und büßend hingebracht, ſiehet er die Jungfrau wiederkehren, den verhängnißvollen Brief in der Hand, den ſie ihm zurückſtellt. Er überbietet ſich in freudigen Lobeserhebungen der Jungfrau. Vor der ganzen Gemeinde thut Theophilus nun ein offenes Geſtändniß ſeiner Sünde und erzählt ſeine Rettung. Der Biſchof hält darauf eine gar erbauliche Rede und fordert die Gemeinde zur Dankſagung auf. Der Brief wird auf einem Scheiterhaufen feierlich verbrannt. Von nun an umfloß Theophilus ein leuchtender Schimmer, wie den Moſes, als er die Geſetztafeln trug, ein Vorleuchten der Seligkeit, in welche er nach drei Tagen aufgenommen ward, nachdem er die kurze Friſt bis zum Tode noch mit den herrlichſten Werken chriſtlicher Frömmigkeit ausgefüllt hatte. Schließlich bittet der Dichter die Jungfrau, auch ihres Gonzalo, des Verkündigers ihrer Wunder, eingedenk zu ſeyn und ihr Vorrecht, den Sündern beizuſtehen, an ihm zu üben. 25. Unbedeutender iſt die Geſchichte des letzten Wunders, welches unter der Regierung Ferdinand des Heiligen, † 1252., ſich begab und durch dieſe Notiz eine Angabe für Berceos Zeitalter gibt. Diebe, deren verbrecheriſches Treiben natürlich und nach dem Leben geſchildert werden, brechen in eine Kirche ein, um ein Muttergottesbild zu berauben. Es gelingt ihnen nicht. Wie verzaubert finden ſie ſich in die Kirche gebannt, können den Ausgang nicht finden, werden ergriffen und der Strafe überwieſen. — Einen beſondern Schluß, der etwa auf den beſondern Eingang hinwieſe oder demſelben entſpräche, haben die Wunder der Jungfrau nicht, welche übrigens zu den ſchönſten Erzeugniſſen glaubiger, einfältiger, poetiſch erregter Phantaſie gehören, die das Mittelalter in ſeiner Kindlichkeit hervorgebracht hat. Es ſollte mich nicht wundern, wenn ein zu ſolcher Arbeit befähigter Katholik durch eine vor allen Dingen die alte Naivität übertragende Verdeutſchung dieſer lieblichen Legenden bei ſeinen Glaubensgenoſſen noch heute Glück machte und die Freude erlebte, daß er damit auch der erwecklichen Beſchauung vielfachen und fruchtreichen Vorſchub leiſtete. Die Kunſt: der Erzählung einen lebendigen Dialog oder Selbſtgeſpräche einzuflechten, welche er ſchon in den frühern Gedichten abwechſelnd an den Tag gelegt, hat Berceo auch in dieſen Wundern mit gelungenem Erfolge gepflegt. Den Selbſt- und Zweigeſprächen verdankt dieſer Cyklus von Legenden einen großen

Theil ſeiner dramatiſchen Beweglichkeit und die Beſeitigung der Anwendbarkeit des Horaziſchen Quando-que dormitat bonus Homerus auf ihn. Die Zwiegeſpräche mit Gott, Chriſtus und den Heiligen, meiſt in Gebetform, laſſen ſich meiſtentheils zu trefflichen Hymnen umformen und ſind nicht ſelten mit hinreißendem Schwunge gedichtet.

In dem Schmerze der Jungfrau am Leidenstage ihres Sohnes iſt der Dialog die Form des Gedichtes geworden. Auf den Wunſch des h. Bernhard, dieſen Schmerz kennen zu lernen, erſcheint die Jungfrau und offenbaret ihm denſelben. Dieſe lange Erzählung führt zwar aus dem Bewußtſeyn, daß man ein Zwiegeſpräch vor ſich hat, hinaus. Dafür aber iſt ſie ihrerſeits wieder durch die Geſpräche unterbrochen, welche die Jungfrau von ſich und dem Erlöſer meldet. Aus dem Umſtande, daß Gonzalo St. Bernhards ſchon als eines Heiligen gedenkt, wofür er erſt 1178. erklärt worden, gehet hervor, daß dieſe Dichtung nach dieſem Jahre entſtanden ſeyn muß. Auf inbrünſtiges Anrufen des Heiligen ſteigt die Königin des Himmels in ſeine Zelle hinab und gibt ſich ihm zu erkennen [1]). Er frägt ſie, ob ſie bei Chriſti Gefangennahme zugegen geweſen. Maria entgegnet, wie es ſie ſchmerze, ſo unſägliches Leid auffriſchen zu müſſen. Doch beginnt ſie die leidvolle Erzählung. Nach derſelben wird Chriſtus anſcheinend nach dem Abendmahle im Hauſe feſtgenommen. „Der Hirte ſchlief feſt und verließ ſeine Wohnung nicht; die Heerde war gänzlich zerſtreuet; die falſche Schaar bemächtigte ſich des Lammes, der Wolf, welcher ſie erkauft, führte ſie an.“ In durchaus würdig gehaltenem Vortrage gibt die Jungfrau nun eine Schilderung des Urtheils, der Geißelung und Verſpottung; ihr Schmerz erweckt eine bewegliche und zerreißende Theilnahme. Merkwürdiger Weiſe nennt ſie die Vollſtrecker der Kreuzigung „Mauren,“ womit ſie aber wirkliche Mohren meint, da ſie die Meute derſelben als „ſchwärzliche Geſellſchaft“ bezeichnet [2]). Die

1) Nur dieſes Stück ſcheint der flüchtige Villemain von Berceos reichem Vorrathe zu kennen. Er hat es auch nicht einmal genau geleſen. Doch geſtehet er, daß es ihn „frappirt“ habe. Er fügt hinzu: Tout est grave et pathetique dans la legende Espagnole avec une extrême simplicité de langage.

2) Durch dieſe Bemerkung wird die ſpäterhin bei Erwähnung des Dichters Villafandino vorkommende Behauptung, daß die Ueberſetzung des moro durch Mohr immer falſch ſey, in etwas eingeſchränkt.

Leiden am Kreuze ſind der Art, daß ſchon die einfachſte Meldung des Herganges unausbleibliche Theilnahme erzeugt. Ich will dieſe Wirkung dem wackern Gonzalo daher nicht als Verdienſt anrechnen. Einfach ergreifend ſind die Worte, welche Maria zu den Mohren und Juden ſpricht, welche der Kreuzigung beiwohnen und worin ſie auf Wandel und Lehre des Erlöſers hinweiſet, welche eines ganz andern Lohnes würdig geweſen. Aber ſelbſt den Gekreuzigten müſſen die eindringlichen Schmerzensäußerungen bewegen, welche ſie an dieſen richtet. Erhaben, liebreich und einfach ſind ſeine Troſterwiederungen und die Erinnerung an das große Werk, welches ſich durch ſie beide vollendet. Maria findet ſich wirklich dadurch erhoben. Gleichwohl ſiehet ſie ihn an, bald wieder zu kommen, wenn er heimgegangen ſeyn wird. Chriſtus verheißt, ihr zuerſt zu erſcheinen. Nun folgt die Beſchreibung des Todes, der Schmerzen Mariä und der übrigen Bekannten gleichzeitigen Vorgänge, wobei Mariens Anreden an den Todten ſich auszeichnen. Es wird die Grablegung beſchrieben und Mariens Verhalten dabei näher angegeben. Sie nimmt ihre Wohnung beim Johannes, wo ſie troſtlos des Schlafes entbehrt. Bewachung des Grabes. Pilatus Befehle an die Wächter. Es folgt der bereits erwähnte Geſang der Wächter, welche darin ihre Beſorgniß ausſprechen, daß ihnen der Leichnam durch die Jünger geſtohlen werde, welche bei dieſer Gelegenheit alleſammt Diebe geſcholten worden. Das frevelnde Singen wurde ihnen durch einen Schrecken gelegt, der plötzlich über ſie kam und ſie mit einem Schlage zur Erde ſtreckte. Die Auferſtehung gehet vor ſich und die Vorſicht der Welt zeigt ſich abermals als vereitelt und thöricht, wie bei der Ermordung der unſchuldigen Kindlein. Das Gedicht ſchließt mit einem Anrufe des Dichters an die Jungfrau, welcher er einen ſchönen Namen über den andern gibt und aus welchem hervorgehet, daß er ſchon die Prieſterweihe empfangen hatte, als er das Gedicht verfaßte, welchem er alle ihm eigenthümliche fromme Innigkeit eingehaucht hat.

Das Leben der h. Oria (Aurea) iſt wohl Gonzalos letztes Werk. „In meinem Alter und wie ermüdet ich auch bin, will ich die Erzählung von der h. Jungfrau in der Landesſprache vortragen.“ Er legt dabei die Lebensbeſchreibung des Munio zum Grunde. Nachdem er ſich „ſchon zu lange in der Vorrede aufgehalten,“ eilt er zum Ver-

lauf der Geſchichte, denn „die Tage ſind kurz und ſchnell wird es Nacht werden.“ Hiermit ſpielt Gonzalo ohne Zweifel auf ſein Alter und nicht auf die Jahreszeit der Abfaſſung an. Nachdem er von den trefflichen Eltern ſeiner Heldin Nachricht gegeben, preist er ihre eigenen frommen Tugenden und meldet ihre heiligen Geſichte. Im erſten, welches zugleich eine liebliche Allegorie enthält, erſcheinen die heiligen Jungfrauen Agatha, Cäcilia und Eulalia, welche ihr dazu verhelfen, eine Wanderung durch den Himmel mittelſt einer hinaufführenden Stufenſäule anzutreten. Das dort Geſchaute und ihre Begegniſſe mit namhaften Perſonen werden gemeldet. Die Maſchinerie zeigt ſich als ein Keim deſſen, was beim Dante noch kräftiger und fruchtreicher emporgeſchoſſen erſcheint. Auch Chriſtum ſchaut die heilige Reiſende. Der Dichter zeigt ihn im Bilde eines Papſtes; die Evangeliſten ſind ſeine Cardinäle. Oria wünſcht dort zu bleiben. Allein Gott, deſſen Stimme ſie wohl hörten, von dem ſie aber nichts ſahen, that ihr zu wiſſen, daß ihre Zeit, hier zu wohnen, noch nicht gekommen wäre. Gott tröſtet ſie, als ſie den Zweifel laut werden läßt, ob ihr möglich ſeyn werde, je wieder dahin zu kommen, wenn ſie den Himmel einmal habe verlaſſen müſſen. Sie ſtieg mit ihren Gefährtinnen zur Erde hinab und erwachte. In einer eilf Monate ſpätern Viſion erhält Oria einen viſionären Beſuch von der Jungfrau Maria, welche ſich höchſt zutraulich mit ihr unterhält und ihr ein baldiges Ende vorausſagt. Aus einer andern Viſion während ihrer letzten Krankheit ruft Munio, welcher hier als Erzählender ſich einſtellt, die Heilige zurück, welche mit ihm ſodann ein Zwiegeſpräch hält, worin ſie ihm erzählt, wie ſie ſich am Oelberge befunden habe. Dazwiſchen wird eine Viſion von Orias Mutter, Amunna, gemeldet, von welcher Munio, Gonzalos Quelle, überhaupt die nähern Lebensumſtände Orias mitgetheilt erhalten hat. Dann werden Tod und Begräbniß der Heiligen gemeldet. Letzteres findet zu San Millan Statt, wo auch Gonzalo ſpäter amtirte, der noch eine nach Orias Tode an ihre hinterlaſſene Mutter geſchehene Viſion meldet, in welcher Mutter und Tochter ſich zu einander finden und letztere der erſtern ihren Zuſtand nach dem Tode ſchildert. Gonzalo könnte noch viele Viſionen mittheilen; allein dazu will er ſich zu einer andern Zeit anſchicken. Er verſichert ſchließlich, daß derjenige, welcher nicht glaube, was er geſchrieben, ſich an Gott

verſündige, denn er habe Alles geſchrieben gefunden. Dem Leben der heiligen Oria folgen in Gonzalos Werken noch drei ſchöne Hymnen: eine an den heiligen Geiſt, voll Schwung, Salbung und Feuer, die zweite an die Jungfrau, welche mit den lieblichſten Beinamen und Eigenſchaften beehrt wird; die dritte Hymne iſt an Gott den Vater und Chriſtus gerichtet und in erhabener Frömmigkeit den vorigen ebenbürtig.

Die von Sanchez veranſtaltete Sammlung der Werke Gonzalo de Berceos ſchließt ein Lobgedicht auf den frommen Sänger, welches, wenn auch nicht ſo alt, als die künſtlich veraltet gemachte Sprache verrathen dürfte, jedenfalls vor dem ſechzehnten Jahrhundert verfaßt, auf eine geziemende Weiſe dem edeln Gonzalo ein poetiſches Denkmal ſetzet, deſſen Styl, Wortfügung und Formen er ganz gut wieder zu geben gewußt hat. Es wird die Gelehrſamkeit, die Frömmigkeit, der weiſe Gebrauch ſeiner Zeit am Gonzalo gerühmt und angegeben, daß er 1220. Diaconus geworden und viele gefangene Chriſten freigebetet. Es erfolgt eine poetiſche Revue ſeiner Schriften, denen der Verfaſſer alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, obgleich er zugeſtehet, daß Berceo ſeine Stoffe aus dem Lateiniſchen entlehnt habe. Obwohl ich nur eine unvollkommene Vorſtellung vom Geiſte und Inhalte der Dichtungen Berceos habe beibringen können, ſo dürfte das Beigebrachte doch genügen, um die kritiſche und hiſtoriſche Verſündigung darzuthun, welche ſich Bouterwek in ſeiner Abneigung gegen den poſitiv katholiſchen Stoff auf eine ſo intolerante Weiſe am Andenken des ehrwürdigen Gonzalo zu Schulden kommen ließ, denn doch auch der Franzoſe Biardot zugeſtehet, daß er ein wahrer Dichter geweſen. Ich kann jedoch in Biardots Bemerkung nicht einſtimmen, daß dem Dichter nur weiter verbreitete Kenntniſſe, als ſein Jahrhundert beſaß, und ein handlicheres und beſſer tönendes Inſtrument als eine in der Kindheit ſich befindende Sprache fehlten. In beiden ſtand Berceo weit über ſeiner Zeit, namentlich erſcheint mir die Sprache in der Hoffnungsfarbe des erſten zuverläſſigen Anflugs der Grünung auf den vom Winterſchnee befreieten Fluren, beide Stücke bilden aber auch bei der Beurtheilung des poetiſchen Werthes nur Nebenmomente. Brinkmeier verſichert in ſeiner documentirten Geſchichte der ſpaniſchen Nationalliteratur, daß von Berceos Werken bis jetzt nur

das 1736. erſchienene Leben des h. Domingo von Silos gedruckt worden und dieſem nach zu urtheilen, ſeine Gedichte ſo trocken ſeyen, als man ſie von einem Mönche nur immer erwarten könne. Hierauf paſst Ochoas Klage, wie mit jedem neuen Kritiker, der gewiſſenlos genug war, ein tieferes Studium zu ſcheuen, ſich die Zahl der alten Irrthümer über Berceo vermehrt habe.

Der durch die Kirche begründeten epiſchen Richtung gehören auch die Dichtungen eines ungenannten Geiſtlichen an, welcher, wie er ſelbſt meldet, eine Pfründe zu Ubeda beſaß, weßhalb er in der Geſchichte „el Beneficiado de Ubeda“ genannt wird. Er dichtete, eigener Angabe zufolge, unter einem Alfonſo, deſſen Identität mit einem der bekannten Könige Caſtiliens die Literatoren noch nicht feſtgeſtellt haben. Es iſt nur bekannt, daß er ein Leben des h. Ildefonſo in Alexandrinern und eine Lebensbeſchreibung der h. Magdalena in Verſen hinterlaſſen hat. Das letztere ſchrieb er als Beneficiat; zur Zeit der Abfaſſung des erſtern befand er ſich, wie er ſagt, „in einem andern Stande.“ Das erſtere enthält 505 Strophen, in derſelben Art gereimt als Bereros Verſe. Dieſe Ordnung iſt jedoch nicht durchgängig und regelmäßig feſtgehalten, zuweilen ſtellen ſich auch Verſe ein, denen der Reim fehlt und öfters finden ſich ſtatt deſſelben nur Aſſonanzen. Außer dieſen ſpärlichen Angaben, welche Sanchez nebſt 15 Verszeilen mittheilt, iſt mir von dieſen Dichtungen nichts bekannt geworden.

— Allem Anſcheine nach dieſelbe kirchlichepiſche Hauptrichtung verfolgt ein neuerlich unter den arabiſchen Manuſcripten der königl. Bibliothek zu Madrid aufgefundenes „Gedicht von Joſeph,“ das aus einer etwas ſpäteren Zeit herrühren dürfte. Es war, ohne den Namen des Verfaſſers, mit arabiſchen Buchſtaben geſchrieben, weßhalb Caſiri, der die Handſchrift auffand, das Werk irgend eines aſiatiſchen Dichters in einem ihm unbekannten Dialekte darin vermuthete. Viardot, welcher nur das Bruchſtück einer franzöſiſchen Ueberſetzung dieſes Gedichtes geſehen, urtheilte davon, daß, wenn ihn nicht Alles trüge, daſſelbe eins der koſtbarſten Denkmäler der alten ſpaniſchen Literatur ſeyn dürfte.

Romantisch ritterliche Epik, namentlich das Gedicht von Alexander dem Großen.

Der epische Productionstrieb, welcher die bisher erwähnten Dichtungen und andere durch Sorglosigkeit der Zeiten verloren gegangene ihnen ähnliche schuf, fühlte sich in den beiden Sphären des Volksthums und der Kirche, in denen wir seine Thätigkeit beobachteten, noch nicht hinreichend thatbefriedigt, sondern suchte noch eine Richtung, auf welcher er schaffend vorwärts dringen konnte. Dazu öffnete sich ihm in der Romantik des Ritterthumes, welches damals noch in voller Blüthe stand, ein weites Feld. Hier konnten eine Menge von Laufbahnen neben einander angelegt werden und gefahrlos einander durchkreuzen. Hatte sich im Nationalepos der Held vornämlich als Künstler für die Unabhängigkeit und den Ruhm seines Volkes gezeigt, rang im kirchlichen Epos der Held um die Palme des ewigen Lebens, so war die Ritterepopöe, welche beide Richtungen ungezwungen als Einschlag in ihr wunderbares Gewebe aufnehmen konnte, der Schauplatz, auf welchem gezeigt ward, wie durch die phantastischen Verschlingungen der ungeheuersten Abenteuer hindurch geführt, der Held auf dem Wege der Chevalerie zu dem beneidenswerthen Ruhme des Namens einer „Blume der Ritterschaft" gelangte. Das ritterliche Element, das eine so wichtige Rolle in der Gestaltung der vorzugsweise romantisch gewordenen spanischen Poesie spielt, habe ich oben hinreichend behandelt und auch angedeutet, wie demselben sich auch die Geschichte des Alterthums zinspflichtig machen und ihm seine Helden hergeben mußte. Dieß Schicksal ward namentlich dem kühnen, abenteuernden Jünglinge zu Theil, welcher mit seinen Macedoniern der Perser allmächtiges Reich zerstörte und das schöne Hellas an den Barbaren für längst vergessen geglaubte Unbilden auf eine neue Weltalter hervorrufende Weise rächte. Alexander war ganz der Mann aus dem Alterthume, der sich dazu eignete, zum mittelalterlichen Volksheiden umgeschaffen und einem Cid an die Seite gesetzt zu werden, sowie man demselben andererseits alles Heidenthum abstreifte und ihn mit christlichen Eigenschaften und Tu-

genden ſo reichlich ſchmückte, daß es kein Raub ſchien, ihm auch neben den Heiligen der Kirche ſeinen Platz anzuweiſen. Dieſen gefeierten Helden, welcher in den Klöſtern faſt den Heiligen ebenbürtig gehalten ward, weil ihn die Sage und die Romantik mit allen Tugenden eines chriſtlichen Ritters ausgeſtattet, nahm ſich, während Gonzalo von Berceo die Helden der Kirche feierte, ein anderer Geiſtlicher zum Gegenſtande einer epiſchen Verherrlichung. War auch dieſer königliche Jüngling, welcher in der Geſtalt, die ihm die umſchaffende Sage und die Zuſätze der Dichtung gegeben, ſo durchaus der Held, an welchem die Ritterzeit ſich erfreuete, war er kraft ſeiner Großthaten auch in allen Ländern ſo populär als nur irgend der großen Nationalhelden einer bei ſeinem eigenen Volke, ſo daß Chaucer [1]) ſagen konnte, Alexanders Geſchichte ſey ſo gemein, daß jeder Wicht, der auch nur einige Kenntniß beſitze, in des Helden Schickſalen ganz oder wenigſtens theilweiſe bewandert ſey, ſo eignete er ſich doch ſchon aus dem Grunde nicht zur Behandlung durch die volksmäßige Dichtkunſt, weil die Gewinnung und Beherrſchung des Stoffes, der hier zum Heldengedichte zu verarbeiten war, eine gelehrte Anſtrengung vorausſetzte, die mit der Thätigkeit des Volksdichters nichts gemein hat. Die Intention, welche die Behandlung durchdrang, führte unausbleiblich zu dem Erfolge, daß Dichter und Dichtung ſich ihrer als ſolche bewußt wurden, was ſich in der Durchdringung und Durchbildung des Inhaltes mit der Form ſchwächer oder ſtärker ausprägte, ſo daß letztere nicht etwa nur als das Kleid, welches dem Stoffe loſe umgehangen worden, betrachtet werden konnte. Die Volkspoeſie, welche mit der Empfindung und Anſchauung unmittelbar, ohne ſich ihrer als ſolcher bewußt zu werden, gelegentlich ins Leben tritt, mußte ſchon aus dieſer Beſonderheit die Alexanderſage von ihrer Behandlung ausſchließen, welche daher durch alle epiſche Bearbeitungen des Mittelalters in der lateiniſchen ſowohl als in den Volksſprachen [2]) als ein Product der Kunſtpoeſie erſcheint. So iſt es denn auch mit der merkwürdigen caſtilianiſchen Bearbeitung, welche dieſen Stoff im Zeitalter Berceos fand, der Fall. Sie iſt unter dem Namen Poema de Alexandro Magno bekannt. So weit ſich hat ermitteln laſſen, liegt

1) Der britiſche Boccaz † 1400.

2) Vergl. Wolfs verdienſtliche Ueberſicht aller dieſer Bearbeitungen S. 57 ſeiner Beiträge zur Geſchichte der caſtilianiſchen Nationalliteratur.

derſelben keine andere der bekannten Alexandercpopöen zum Grunde als die lateiniſche Alexandreis, welche der Biſchof Walther (Gualtier de Lille) von Chatillon am Ende des zwölften Jahrhunderts gedichtet hatte, wobei ſich aber der caſtilianiſche Dichter, welcher den Walther unbefangen ſelbſt citirt, nach den von Sanchez (coleccion Band III. S. XXII.) gegebenen Nachweiſe als ſehr ſelbſtſtändiger Erzähler und Dichter darſtellt, was auch Ochoa in ſeinem mehrerwähnten Aufſatze über die ſpaniſche Literatur des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts anerkennt. Daß er auch einige franzöſiſche Bearbeitungen der Alexanderſage benützte, hat Wolf wahrſcheinlich gemacht, ſo wie er in einzelnen Theilen ſeines Gedichtes auch wohl Volksſagen und andere nicht bekannte Quellen vor Augen gehabt haben mag, ohne dabei jedoch ſeine Selbſtſtändigkeit aufzugeben. Er war nach Allem zu urtheilen kein Mann von gemeinem Wiſſen und gewöhnlicher Bildung. Er hatte nach Verhältniß damaliger Zeit die beſten Kenntniſſe in der alten Geſchichte, in der Natur-, Völker- und Länderkunde, ſowie in den bildenden Künſten. Dies kam dem Dichter um ſo beſſer zu Statten, als ſein Held ſich zugleich als einen Meiſter aller Kunſt und Wiſſenſchaft zeigen ſoll. Seinen Namen nennt der Dichter ſelbſt am Ende des Gedichtes Juan Lorenzo Segura aus Aſtorga, womit die früher verbreitete Meinung, welcher Velasquez, Niclas Antonio und Pellicer anhingen, daß dieſes Gedicht von Alfonſo X. herrühre, eben ſowohl als eine andere, welche es dem Berceo zuſchreibt [1]), entſchieden widerlegt wurden, weil der Zuſammenhang der drei letzten Strophen der Vorausſetzung entgegen iſt, daß Juan Lorenzo bloß der Abſchreiber des Werkes geweſen. Der Marquis von Santillana ſetzt dieß Gedicht der Erwähnung aller übrigen caſtilianiſchen Gedichte voran, ein Beweis, daß es zu ſeiner Zeit das älteſte bekannte Dichtwerk ſeyn mochte. Aus mehren Anſpielungen im Verlaufe deſſelben zu ſchlieſſen, war der Verfaſſer ein Weltprieſter, gleich dem Gonzalo de Berceo, mit deſſen Sprache [2]) er nicht allein hinſichts des 14zeiligen Versmaaßes, ſondern auch des Styles der unregelmäßigen Wort-

1) Die Unterſchiede in den Weiſen Berceos und Lorenzo's hat Schubert gut charakteriſirt II. S. 135.

2) Ueber die Sprache liefert Sanchez S. XXXIV. sqtt. bemerkenswerthe Aufſchlüſſe. Die Verſchiedenheiten zwiſchen Berceo und Lorenzo erklärt er durch die Verſchiedenheit ihrer heimathlichen Idiome. Zu der angeblichen Rohheit und Vernachläſſigung der Sprache bei beiden Dichtern macht Sanchez

bildung und Metrik, ſowie der naiven Einfalt ſehr übereinſtimmt. Sanchez will ſogar, daß beide Dichter ihre Poeſieen gegenſeitig zu Geſicht bekommen, weil ſie mit gleichen Worten vom Leſer am Schluſſe ein Gebetsalmoſen begehren. Dies kann aber eben ſo wohl ein zu jener Zeit üblicher frommer Brauch geweſen ſeyn, indem der noch ſpätere Erzprieſter von Hita beim Abſchiede ſeine Leſer auch um ein Vater Unſer und Ave Maria für ihn bittet, wogen Berceo freilich dieſe Wendung nur im sacrificio de la Misa hat. Bei der Mehrzahl ſeiner übrigen Gedichte aber bildet den Schluß ebenfalls eine gebetartige Formel. Wenn Sanchez aus der Bemerkung, daß die Gegenſtände, welche Alexander nach Strophe 2306. erblickt haben ſoll, nicht auf 15 Bockfelle (Pergament) geſchrieben werden könnten, die Folgerung ziehet, daß zur Zeit des Dichters noch nicht auf Papier geſchrieben ſey und damit das Zeitalter deſſelben zu beſtimmen verſucht, ſo gibt dieſe Andeutung doch nur einen ſchwachen Anhalt, weil lange Zeit hindurch das Pergament noch neben dem Papiere gebraucht wurde. Eben ſo wenig ſicher iſt die auf Erwähnung des Pepion (einer kleinen Münze, welche Alfonſo X. im erſten Jahre ſeiner Regierung einzog und für verrufen erklärte) geſtützte Meinung über das Zeitalter des Dichters. Nicht minder unzuverläſſig ſcheint mir Wolf aus dem Umſtande, daß der Dichter in einer Stelle Gottes Segen auf den König Siciliens herabflehet, was nur einem aragoniſchen Fürſten (welche ſeit 1282. Sicilien beherrſchten) gelten könne, den Schluß zu ziehen, daß Lorenzo zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſeine Alexandreis gedichtet habe. Denn die Könige Aragons lagen zu jener Zeit mit den Caſtilianern in ſteter Fehde; es ſcheint daher für einen caſtiliſchen Unterthanen wie den Dichter kein genügender Anlaß vorhanden, vorzugsweiſe dem aragoniſchen Könige Siciliens den Segen des Himmels zu wünſchen. Weit ſicherer bleibt doch immer der Schluß aus der Sprache und der Manier, welche in alterthümlicher Einfalt und Ungeſchicklichkeit ſich darſtellt. Belege der letztern ſind die weitläuftigen Digreſſionen, womit der Dichter den Gang der Geſchichte aufhält, aber doch ſeine Gelehrſamkeit an den Tag bringt, ſo wie die Manier der Reden, Dialogen, Klagen, Exclamationen ganz der Art und Weiſe entſprechen, in welcher die

---

die Bemerkung, daß Berceo, wenn er wieder aufſtände und die neuere ſpaniſche Sprache kennen lernte, ſeiner Seits eine unſchöne Ausartung und Entfernung vom nationalen Urſprunge darin tadeln würde.

Zeit des Berceo sich vernehmen ließ. Daß Schubert den Dichter ungerecht beurtheilt, wenn er in seinem Werke jenes Anerkennen des Ewigen und Ganzen im Verlaufe einer einzelnen Reihe von Begebenheiten und Thaten, wodurch erst die wahre und unvergängliche Poesie sich kund gibt, vermisset, wird der unten folgende Auszug der Alexandreis darthun. Unbillig ist er auch darin, daß er von einem ehrlichen und frommen Geistlichen des dreizehnten Jahrhunderts jenes wahrhafte Ergreifen und Durchdringen eines wichtigen Gegenstandes, welcher nicht allein für eine, sondern für alle Zeiten, nicht allein für ein Volk, sondern für alle gleich groß und gleich würdig sey, verlangte. Eben so wenig trifft es den guten Lorenzo, wenn Schubert ihm vorwirft, daß seinem Gedichte jener lebendige Punkt fehle, welcher allen Theilen, die sich um ihn wie um ihr Herz zu einem organischen Ganzen verkörpert haben, erst Einsicht und Leben gibt. Mit alle dem ist mehr verlangt, als die Zeit leisten konnte, deren Erzeugnisse Schubert nicht in ihrem Geiste auffaßte, weil er außerdem nicht als einen Anachronismus den Umstand bezeichnet hätte, daß Achill, wie der Dichter will, in ein Nonnenkloster von der Thetis verborgen worden, um ihn der Fahrt nach Troja zu entziehen, oder sich tadelnd über das Mißverständniß der Alten ausgelassen und die Unvollkommenheit der wissenschaftlichen Einsichten des Dichters hervorgehoben und endlich die Einseitigkeit gerügt haben würde, womit der Geist der verschiedenen Völker aufgefaßt worden. Wer würde sich den Genuß eines schönen Bildes dadurch verderben wollen, daß er über die Costümfehler nicht hinauskömmt und z. B. sich dadurch die Ansicht verleidet, daß er mißfällig bemerkt, wenn auf einem Bilde der Kreuzigung die römischen Soldaten als Lanzenknechte des Mittelalters erscheinen, oder in Darstellungen aus dem alten Testamente die Leviten im Mönchsornate u. s. w., wie doch auf den anerkannt schönsten Bildern vortrefflicher Meister so häufig der Fall ist. Alle dergleichen Züge, welche Hervorgänge aus der beschränkten Anschauungsweise des Zeitalters sind, athmen in ihrer fröhlichen Unbefangenheit eine unnachahmliche Naivität, welche der beschränkten Anschauungsweise anderer Zeiten gänzlich fehlt. Sie gewähren daher eher einen eigenthümlichen Reiz, als ein gelebtes Aergerniß. Ochoa ist der einzige Literator, welcher in diesen Beziehungen den wackern Segura wider die unverständigen Kritiker in Schutz genommen hat, wobei er darauf hinweist, daß selbst Calderon derartige vermeintliche Ver-

ſtöße vielfach begeht, indem er z. B. namentlich den Hercules mit einem Stutzen erſcheinen läßt, den der Held wie der gewandteſte Alpenjäger führt. Die Beſchränktheit ſelbſt iſt einestheils kein Moment, welches dem ſonſtigen poetiſchen Werthe an ſich Eintrag thut und ſodann ein faſt allgemeines Uebel aller Zeiten, ſelbſt unſerer in hochmüthiger Weisheit ſich ſpreizenden. Oder iſt es nicht verwirrter Hochmuth, wenn die Wiſſenſchaft, welche jetzt auf dem Throne zu ſitzen ſich berühmt und befleißigt, nur das als Wahrheit und Vernunft gelten läſſet, was ihre Approbation aufzuweiſen vermag, ohne ſich zu dem Bewußtſeyn zu erheben, daß, nachdem die Wahrheit ſelbſt auf Erden ihren Mund aufgethan und ſich ſelber bezeugt hat, jede menſchliche Verkündigung derſelben, welche nicht ihren Urſprung von jener nachzuweiſen vermag, ein haltloſes Geiſtesmachwerk iſt und wenn auch der Geiſt darin ſchwindelnde Höhen zu erklimmen ſcheint. Von dieſer Seite angeſehen, ärgere ich mich an der Beſchränktheit des wackern Lorenzo gar nicht und laſſe ſie um ſo lieber in ihrer Unbefangenheit gewähren, als der Dichter offenbar auf ſeine Weiſe die Ehre Gottes zu fördern in kindlicher Einfalt bemühet iſt, worin er in einem vortheilhaften Gegenſatze von der hochmüthigen Beſchränktheit ſich zeigt, welche der Art Poeſie eignet, die heutzutage die gefeierte iſt. Am meiſten hervorſpringend zeigt ſich in der Alexandreis des Juan Lorenzo Segura die Abſicht, den großen Macedonier als das höchſte Ideal fahrender Ritterſchaft von der Wiege bis zum Grabe darzuſtellen und jede Einzelnheit ſeines Lebens, jede Thathandlung ſeiner geiſtigen Kraft zu einem Spiegel jener chriſtlichen Romantik zu machen, worin die Zeit des Dichters ihr Ideal ſuchte und fand. Darum mußte das Gedicht auch äußerlich einen biographiſchen Zuſchnitt erhalten, damit kein Moment dieſes an Abenteuerlichkeiten ſo reichen Lebens der Benutzung zu jenem Zwecke entzogen bliebe. Deßhalb kann auch der Vorwurf nicht gelten, den Schubert dem Gedichte macht, daß es nicht in der Tiefe der Begebenheiten, ſondern mit der Geburt Alexanders anfängt, und ſich nur an der chronologiſch geordneten Geſchichte dieſer Geburt der Regierung, Erziehung, Regierung und der Kämpfe und Eroberungen Alexanders bis zu deſſen Tode fortbewegt. Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß man an die argloſen Compoſitionen eines ſo durchaus naiven Zeitalters nicht den Maaßſtab einer Poetik legen darf, nach welcher kein Dichter componirt, ſondern die man nur, wenn ſie Werth hat, als das Ab-

ſtractum von demjenigen betrachten kann, was die Beobachtung der beſſern poetiſchen Produktionen einerlei Gattung in denſelben als das Gemeinſame aufgefaßt hat. Die poetiſchen Einzelnheiten, welche den Auszug, den ich liefere, möglichſt berückſichtigen wird, abgerechnet, finde ich auch im Ganzen des Gedichtes mehr poetiſchen Halt und Werth ausgeprägt, als die bisherigen Literatoren, welche die Alexandreis zu wenig aus den Intentionen des Dichters heraus aufgefaßt, derſelben haben zugeſtehen wollen. Am ſchiefſten gewickelt ſtellt ſich auch hier Bouterweks Urtheil dar, welcher mit einer wahren Antipathie über die Anfänge der caſtilianiſchen Poeſie hinwegzueilen ſcheint, um ſich zu den ſonnigen Höhen der claſſiſchen Gegenden des ſpaniſchen Parnaſſes zu erheben. Noch unpoetiſcher als das Gedicht vom Cid findet er die fabelhafte „Reimchronik von Alexander dem Großen," „mit deren Fabrikation ein Kloſterbruder ſeine müßigen Stunden ausgefüllt hatte," wobei „ſein Geſchäft nächſt der Reimerei vielleicht die Umkleidung der Lebensgeſchichte Alexanders des Großen in ein Ritterceſtüm war." Er glaubt, der „Geſchichtſchreiber der Poeſie dürfe ſich bei den Zweifeln (nach welchen Quellen der Verfaſſer gearbeitet) nicht aufhalten." Auch er macht dem Dichter einen Vorwurf daraus, „daß die wahre Geſchichte nur ſchwach durch dieſes groteske Gemiſch geiſtloſer Erdichtungen und verunſtalteter Fragmente aus dem wirklichen Leben Alexanders hindurchſchimmere," wobei er noch zweifelt, ob ſelbſt dieſe Behandlung des Stoffes auf Rechnung des Reimers zu ſchreiben komme." Bouterwek hat wohl kaum die Einleitung, welche Sanchez ſeiner Ausgabe des Alexandergedichtes vorgeſetzt, näher angeſehen, ſonſt würde er ſchon hier auf Manches Hinweiſung gefunden haben, das die Apodiktik ſeiner Aeußerungen heftig erſchüttern mußte. Das maleriſche Talent des Verfaſſers in Schilderungen, welches Sanchez beſonders mit hervorhebt, iſt ihm gänzlich entgangen. Brinckmeier, welcher nicht einmal weiß, daß Sanchez das Gedicht vollſtändig herausgegeben und die Notiz, daß es von Lorenzo Segura verfaßt worden, erſt durch Fuchs Schrift über die Zeitwörter der roman. Sprachen entnommen, findet das Gedicht wo möglich noch unpoetiſcher als das poema del Cid, und nur deßhalb merkwürdig, weil es dem Alexandriner den Namen gegeben. Es iſt Zeit, daß ich den Verfaſſer ſelbſt meinen Leſern näher treten laſſe. Er verwahrt ſich ſogleich im Anfange gegen die Aufnahme ſeiner Arbeit als einer Jongleur-Compoſition und bemerkt, daß ſie von geiſtlicher Abkunft

ſey, womit er ſofort das Gedicht als das Werk eines Gelehrten und Produkt der Kunſtpoeſie ſelbſt bezeichnet. Zugleich macht er darauf aufmerkſam, daß er ſich der Kunſt befliſſen, in vierzeiligen, durch einen Reim verbundenen Strophen mit gezählten Sylben ſeinen poetiſchen Vortrag zu halten. Er verſichert, kein Freund großer Worreden zu ſeyn und verſpricht, den Leſer ſogleich vor den Gegenſtand ſelbſt zu führen. Ich will, ſo fährt er fort, ein Buch vorleſen von einem edeln heidniſchen Könige, der von großer Tapferkeit war und unerſchrockenen Herzens; er eroberte die ganze Welt und ſtellte ſie unter ſeine Hand. Nach dieſer Ankündigung meldet der Dichter, wie Infant Alexander ſchon in der Kindheit Zeichen gab, ein großer Mann werden zu wollen. Es werden die Naturereigniſſe und Wunder gemeldet, welche in großer Zahl Alexanders Geburt begleiteten. Als der Knabe kaum zu reden vermochte, erkannten ſeine Umgebungen in ihm bereits den künftigen Herrſcher der Welt. Philipp und Olympia, ſeine Eltern, welche hier zuerſt genannt werden, freueten ſich gar ſehr ihres Söhnchens, „welcher im kleinen Körper Löwenkühnheit beſaß.“ Schon bei der Erziehung, da er noch nicht 7 Jahr alt war, zeigte er ſich als ein Hercules. Sieben Jahr alt mußte er leſen lernen und erhielt Lehrer, welche ihn in den ſieben freien Künſten unterrichteten. Täglich hatte er Diſputirſtunde und war bald ſeinen Meiſtern überlegen. Nichts, was er gehört, vergaß er wieder. Wegen ſeiner Weisheit verglich man ihn mit dem egyptiſchen Könige Nectanebus und fabelte, daß er deſſen Sohn ſey. Beinahe hätte Alexander ſich im Aerger über dieſes ehrenrührige Gerücht durch Herabſturz von einem Thurme das Leben genommen. Als er erfuhr, daß die Könige Griechenlands dem Könige Darius von Babylon tributär waren, ward er ſo zornig, daß man ihn kaum beruhigen konnte, und nahm ſich ſchon damals (15 Jahre alt) vor, dieſe Schmach zu rächen; „es war ihm zu Muthe, wie dem jungen Leuen, welcher von der Lagerſtätte aus die Jagd ſiehet, an der er noch nicht Theil nehmen kann und es ſchlägt ihm das Herz.“ Gedankenlos trieb er ſeine Logik. Ariſtoteles, welcher in ſeinem Gemache eingeſchloſſen geſeſſen und einen Syllogismus erſonnen hatte, worüber er den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht geruhet, ſah, als er ſein Zimmer verließ, am hellen lichten Morgen ſeinen Zögling noch bei brennender Kerze leſen; ſein Ausſehen war bleich und zerſtört. Als Ariſtoteles ſeinen Schüler um den

Grund dieſer Erſcheinung frägt, macht dieſer eine Beſchreibung ſeines reichen Wiſſens, das er dem Lehrer verdankt, dem er ſich aber ſchon überlegen fühlt. Das Alles aber kann ihm über den Ingrimm nicht hinweghelfen, den er über die Abhängigkeit Griechenlands vom Darius empfindet. Der weiſe Ariſtoteles hält ſeinem erleuchteten Schüler nun eine gar lange Rede, worin ſehr kluge und rechtſchaffene Rathſchläge zum Regieren, für den Umgang mit den Menſchen und den Unterthanen insbeſondere, ſo wie das ganze Verhalten Alexanders auch in künftigen Kriegen ertheilt werden. Der Knabe beruhigt ſich dann auch wieder und behält Alles, was ihm ſein Lehrer geſagt, buchſtäblich. An einem Januartage, es war der Tag des h. Anterus, ward Alexander zum Ritter geſchlagen. Seine Kleidung dabei wird ausführlich beſchrieben; „weder Genua noch Piſa würden im Stande ſeyn, den Rock zu bezahlen.“ Den Gürtel hat Frau Philoſophie mit eigener Hand gearbeitet. Jeder Schuh war eine Stadt werth. Das Schwert hatte Don Vulcan ſchön gehärtet. Daſſelbe beſaß vortreffliche Eigenſchaften. Den Schild hatte Apelles mit Figuren verſehen. Das Hemde und die Kleider waren durch die Hände von Meerfräulein gefertigt. Es folgt eine abenteuerliche Schilderung der Vortrefflichkeit des Bucephalus, der von einem Elephanten mit einem Dromedar gezeugt worden. Ungeheuer iſt ſeine Gefräßigkeit und Wildheit, welche aber vor Alexander ſogleich in die weichſte Sanftmuth übergehet. Im Laufen iſt er unverwüſtlich und würde es Monate lang fortſetzen. „Wenn Bucephalus geharniſcht war, galt er mehr, denn ganz Caſtilien.“ Alexander verrichtet bei ſeiner Erhebung zur Ritterwürde auch ein Gebet. Dann geht er auf Abenteuer aus. Den erſten Strauß hat er mit einem Könige Don Niclas. Dieſer erhielt, als er nach Alexanders Namen und Beſchäftigung fragt, zur Antwort: daß Alexander der Sohn Philipps und der Olympia ſey, daß er die Erde durchziehe, um ſeinen Körper zu üben, daß er Abenteuer ſuche in den Ebenen und den Wüſten, daß er die einen verſchone, die andern beraube und daß keiner ſich rühme, ihm Hochachtung verſagt zu haben. Gleichwohl will Niclas den Infanten nicht weiter ziehen laſſen, der ihn nun im Lanzenrennen erlegt und ſein Reich einziehet. Als er heimkehrt, findet er Darius Geſandten, welche den Tribut verlangen. Alexander gibt ihnen auf, dem Darius zu melden, daß, ſo lange Philipp von ſeiner Gemahlin keinen Sohn

erhalten, ein Huhn ihm immer goldene Eier gelegt; das Huhn ſey aber geſtorben, als ihm ein Sohn geboren worden. Die Antwort empört den König von Babylon gar ſehr. Er läßt ſich eine Schilderung von dem naſeweiſen Infanten machen, wobei wir erfahren, daß er ein grünes und ein rothes Auge hat. Dieſer, obwohl erſt vierzehn Jahre alt, zog indeß nach Armenien aus und richtete daſelbſt ein ſchreckliches Blutbad an. Hierauf rächt er ſeinen Vater an dem Verräther Pauſanias, welcher ſich empört, den König geſchlagen und auf den Tod verwundet hatte, die Königin aber für ſich erobern wollte. Philipp iſt entzückt über die glänzende Genugthuung, welche ſein Sohn ihm verſchaffte. Er ſtirbt bald nachher und wird zu Corinth beigeſetzt, „welches St. Paulus nachher zum Chriſtenthum bekehrte.“ Alexanders Krönung und Huldigung gehen aufs Glänzendſte und Feierlichſte vor ſich. Der alte Ariſtoteles, mit zitternden Händen ein Buch haltend, ſitzt dem Könige zur Seite und iſt überaus fröhlich. Der König erhebt ſich und verkündigt dem Senate und der huldigenden Menge, daß er Griechenland von dem perſiſchen Tribute zu befreien gedenke. Der Senat iſt damit zufrieden. Allein Athen, vom Grafen Don Demoſthenes aufgewiegelt, widerſetzt ſich, gibt aber nach, als Alexander Ernſt wider dieſe Stadt zu zeigen beginnt. Nicht ſo leicht wird es ihm bei dem gleichfalls widerſetzlichen Theben, welches nach hartnäckiger Vertheidigung gewaltſam eingenommen werden muß. Als die Thebaner ſahen, daß die Sache übel für ſie ablaufen werde, begaben ſie ſich in Alexanders Lager „und blöckten wie die Schaafe in der Hürde. Der König ſprach: die Böcke gelüſtet nach Salz.“ Er hat kein Mitleiden, obgleich ein Jongleur mit einer Fiddel erſcheint und ihn darauf aufmerkſam macht, daß in dieſer berühmten Stadt Alexanders Ahnherr Herkules geboren, daß Diomedes und Achilles dorther ſtammten und Don Bacchus, „der ſelige Leib,“ welcher Indien eroberte. Alexander beſchenkt den Sänger, läßt aber Theben doch zerſtören. Nun widerſetzt ſich Niemand mehr dem Zuge nach Perſien. Die Flotte und deren Abfahrt werden beſchrieben. Alexander tröſtet die Zurückbleibenden damit, daß Achill und Bacchus auch nicht berühmt geworden ſeyn würden, wenn ſie nicht ihre Züge angetreten hätten. Er verlaſſe eine gute Mutter und zwei gute Schweſtern, ſchöne Lande und Städte; allein die perſiſchen Länder lägen ihm ſo am Herzen, daß er dieß

Alles nicht drei Nüsse werth schätze. „Indeß verstand der König doch die Redekunst nicht in dem Maaße, daß er den Schmerz in der Brust der Zurückbleibenden hätte vertilgen können.“ Die Ueberfahrt geht vor sich. Alexander klettert auf einen hohen Mast, um zu sehen, ob das, was er vor sich erblickt, Land oder See ist. Lustig und malerisch ist die Schilderung des Landens und Ausschiffens. Das Freudengeschrei drang so mächtig zum Himmel empor, daß sich die Götter darüber ärgerten. Nun folgt eine Beschreibung Asiens, worin es heißt, daß in Europa das Christenthum, in den beiden andern Welttheilen das Heidenthum herrsche, Europa aber die Gestalt des Kreuzes habe, mit welchem die Heiden aus ihrem bösen Abfalle erlöst würden. — In der Beschreibung von Asien heißt es im Widerspruch mit dem, was der thebanische Jongleur angegeben, daß Den Bachus, unser Erlöser, in Asien geboren worden. Der Dichter bricht seine Schilderung Asiens mit der Bemerkung ab, daß zwar noch viele Dinge zu melden wären, solches aber eine zu große Geschichte und lange Litanei seyn würde, welche er, wenn er sie auch wüßte, nimmer zu Ende bringen möchte. Alexander und seine Leute hatten eine gute Nacht und schliefen vortrefflich. Lieblich ist die Schilderung des ersten Morgens in Asien. Mit seinem Knappen Aeßin reitet Alexander auf einen hohen Berg, von wo aus er sich die Länder überschauet und die Vertheilung derselben an seine griechischen Barone bereits im Gedanken vornimmt. Er bestellt, wie Carl der Große, zwölf Paladine. Nun nimmt er seinen Zug unaufhaltsam nach Phrygien, und unterwirft sich unterwegs Alles. So kommt er auch an die Ruinen von Troja, an denen Alle erkannten, daß Homer nicht gelogen hatte. Alexander erzählt den Seinigen an Ort und Stelle die Hauptbegebenheiten der Geschichte von Troja. Man besucht auch die Gräber der Helden, welche vor Troja fielen, deren jedes mit einer Aufschrift versehen ist. Als man Achills Grab fand, ließ Alexander eine große Procession veranstalten und demselben Exequien halten. Hieraus nimmt Alexander Veranlassung, 406 Strophen hindurch (312 — 717.) von der Hochzeit der Thetys und dem verhängnißvollen Apfel anhebend, die Geschichte des trojanischen Krieges seinen Helden vorzutragen. Dabei unterläßt er nicht, auch die Episoden mit einzuflechten. So z. B. sagt er sogleich im Anfange, bei Meldung des Streites der Göttinnen um den Apfel, „ich will

Euch ein wenig von Paris erzählen," worauf denn der bekannte Traum folgt, den seine Mutter vor seiner Geburt hatte, so wie die Errettung des Paris und dessen Auferziehung bei den Hirten. Die Göttinnen wählten ihn wegen seiner Gewandtheit in der Rhetorik zu ihrem Schiedsrichter. Dieser Gericht ist mit dramatischer Lebendigkeit geschildert, wobei besonders die Koketterie der Venus gelungen ist. Paris erbittet sich von ihr die Helena zur Gemahlin. Die Geschichte ihrer Entführung wird gemeldet. Die Rüstung der Griechen erfolgt. Die Wahrsagung des Kalchas ist nicht vergessen. Die Erzählung gehet nun auf Achill zurück, den seine schlaue Mutter in ein Nonnenkloster verborgen hat, so daß man ihn bei aller Sorgfalt nicht finden konnte, als man ihn aufsuchte, um durch ihn die Weissagung, daß er den Hektor besiegen müsse, in Erfüllung zu bringen. Ulysses List weiß ihn aber doch ausfindig zu machen und in das Lager der Griechen zu entführen. Hier entstehet nun der bekannte Hader mit Agamemnon über die Jungfrau, die der letztere dem erstern hinwegnahm. Hiebei beruft sich der Dichter auf Homer. Die Griechen haben Unglück und Agamemnon muß das Mädchen dem Achill zurückgeben, um dessen Wiedertheilnahme am Kriege zu gewinnen. Thersites und Nestor werden eingeführt und nun folgt eine Angabe der Helden, welche den Menelaus auf seinem Zuge nach Troja gefolgt waren, sammt der Zahl ihrer Schiffe. Hektor macht einen Ausfall; seine Rüstung wird beschrieben. Er höhnt den Paris und schlägt einen Zweikampf desselben mit Menelaus vor, welcher angenommen wird. Die Trojaner kommen dem Paris zu Hilfe, der sonst verloren gewesen wäre und führen ihn nach der Stadt zurück, wo Helena ihn scheltend empfängt. Hektor zieht wieder aus; es folgen viele Zweikämpfe, namentlich der zwischen Menelaus und Aeneas, den Venus beschützt und rettet. Hektor läßt in den Kirchen Trojas Vigilien halten. Sein Abschied von Andromache und dem kleinen Astyanax. Es tritt ein Den Anbruch auf. Verschiedene Zweikämpfe, unter andern einer zwischen Hektor und Ajax. Es ergehet den Griechen übel. Achill sitzt inzwischen bei seinem Mädchen. Die Griechen fordern ihn auf, ihnen zu helfen. Er thut es und schafft ihnen Luft. Der nächtliche Anschlag eines Trojaners auf die Reise des Rheins durch Diomedes vereitelt. Während der folgenden Kämpfe wird Patroklus von Hektor überwunden und getödtet. Achills Zorn.

Weitläufige Beſchreibung ſeines Schildes und der übrigen Waffen. Sein Zweikampf mit Hektor, welcher nach tapferer Gegenwehr in demſelben bleibt. Dieſer Kampf iſt mit glücklicher Ausführlichkeit geſchildert. Achill ruft ſeinem Gegner einmal zu: „Du, ſchlauer Stier, heute iſt der Tag, an dem ich euch gezähmt erblicken werde.“ Als er gefallen, bemerkt der Dichter: „Trojas treffliche Mauer liegt zertrümmert.“ Schmerz des Priamus, welcher dem Paris die bitterſten Vorwürfe macht, daß er dieſes Unglück verſchuldet. Paris entſinnt ſich, daß, was er bisher vergeſſen, Achill an den Ferſen verwundbar iſt. Dieß benutzt er und tödtet Achill durch einen Pfeilſchuß, während derſelbe betet. Die Griechen berathſchlagen, wie Troja endlich einzunehmen. Sie bauen das hölzerne Pferd, mittelſt deſſen endlich die Eroberung der Stadt bewirkt wird. „Was aus der Helena geworden, vermögen wir nicht anzugeben, denn Homer hat es nicht beliebt, ſolches in ſeinem Buche niederzuſchreiben.“ Wie „ein guter Prediger“ zog Alexander aus ſeinem langen Vortrage am Ende verſchiedene Nutzanwendungen, welche ſeinem Heere zur Ermunterung dienen konnten. Die Seinigen ſind gar ſehr erbauet von ſeinen Reden und brennen vor Begierde, ſich mit den Feinden zu meſſen. Sie ziehen erobernd weiter. Nun erſt nimmt Darius Kenntniß von der Anweſenheit der Fremden. Er wird als ein Mann des Friedens, der Schlachten ungeachtet, geſchildert. Ich kann es nicht glauben, iſt ſeine ganze Antwort, als man ihm die Fortſchritte der Macedonier meldet. Er ſchreibt aber einen großprahleriſchen, höhnenden Brief an Alexander, worin er ihn aufmerkſam macht, daß ein ſo früh blühender Baum nicht aufzukommen pflege; er ſchickt ihm Sold als Zahlung für ſeine bisherigen Bemühungen, einen Gürtel, um damit ſich zu gürten, einen Ball, damit zu ſpielen und einen leeren Beutel, um ſein Geld hineinzuthun, wobei er vermeidet, daß er mehr Geld beſitze, als andere Streb. Alexanders Mannſchaft beginnt zu zagen. Er weiß ihnen wieder Muth zu machen. Alexander beantwortet den Brief des Darius drohend, wobei er ihm bemerklich macht, daß der Beutel die Habe des Kaiſers bedeute, die Kugel ein Bild der Welt, Alexanders Beſitzrecht an dieſelbe ausdrücke, der Gürtel ihm aber zur Geißel dienen ſolle, um den Darius damit zu züchtigen. Darius ſiehet nun Ernſt und ruft ganz Aſien unter die Waffen: „Er war ein ſehr guter Mann von vollkommener Güte, ſanfter

Gerechtigkeit und groſser Frömmigkeit.“ Es versammelt sich in Kurzem ein zahlloses Heer. Doch schreibt er vor seinem Anrücken noch einen Brief an die Griechen, mit einem leinenen Sacke voll Mohn, dessen Unzählbarkeit ein Symbol seiner Mannschaften vorstellen soll. Alexander verzehrt eine Handvoll von diesen Mohnkörnern, welche er süß findet, und die ihm so gut schmecken, wie die persischen Völkerschaften ihm schmecken sollen. Er schickt den Sack, mit Pfeffer gefüllt, an Darius zurück nebst einem mit Blute geschriebenen Fehdebrief, worin er ihn einen Großprahler schilt und ihn auffordert, die Griechen mit gleichem Geschmacke, als den Pfeffer, zu verspeisen, sich übrigens alle weiteren derartigen „Allegoriern“ verbittet. Nun bricht er auf und bringt dem Memnon, einem tapfern und mächtigen Vasallen des Kaisers von Babylon, eine groſse Niederlage bei, ziehet erobernd durch Kleinasien und zerhaut den gordischen Knoten, um die Weissagung zu erfüllen, daß derjenige, der denselben lösen würde, Kaiser werden solle. Die Heere treffen auf einander. Prächtig beschrieben ist des Kaisers Heereszug mit seinem religiösen Apparate und der Wagen, auf welchem er selber einherziehet, so wie das Gefährt, auf welchem seine Gemahlin und Töchter erscheinen. Der Dichter bekundet hier ein treffliches Talent zu Schilderein dieser Art. Hundert Kameele und sechshundert Packesel tragen den Schatz des Königs. Alexander hat inzwischen Tarsus erobert! „eine Stadt, aus welcher der Apostel mit der kühnen Zunge hervorging.“ Er badet sich eines Tages bei schwüler Hitze im offenen Flusse, wobei er sich auf den Tod erkältet und in tödtliche Krankheit verfällt. Klagen seiner Mannschaften. Alexander will doch kämpfen und sich auf seinem Rosse befestigen lassen. Der Arzt Philippus gibt ihm aber eine Purganz, welche der König, obgleich ihm der Arzt als Giftmischer bezeichnet ist, vertrauensvoll nimmt und darnach seine Gesundheit wieder erlangt. Darius schlägt die ihm von einem klugen Griechen zu seinem Heile ertheilten Rathschläge in den Wind. Er hält einen Kriegsrath auf einem Hügel, der sich mitten in seinem Lager erhebt und dessen liebliche Schilderung ein kleines Meisterstück poetischer Malerei ist. Der Dichter gestehet zu, daß Darius äußere Erscheinung und Beredsamkeit hingereicht, um ihn als Herrscher des ganzen Orientes kenntlich zu machen. Er hält eine treffliche Rede, von deren Beendigung die Nachricht einläuft, daß Alexander aufgebrochen

ſey und ſich fliehend entferne. Dieſe Nachricht war eine Lüge. Denn Alexander nahete und traf auf die zu etwas ganz Anderem gefaßten Babylonier. Alexander erhebt ſeine Hände zum Gebet und lobet und preiſet Gott, der ihm ſeine Feinde in die Hand gegeben, wie Donna Victoria es ihm verheißen gehabt. Er weiſet auf die prächtige Beute hin, welche ihm bevorſtehet und ordnet die Schlacht. Darius will den kleinen Haufen mit ſeinen zahlloſen Schaaren umzingeln. Allein „von den Göttern war es anders geordnet.“ „Das Sinnen der Menſchen iſt eitel, unſere Gedanken haben keine Ständigkeit, unſer Sinnen iſt gebrechlich, nur Gottes Barmherzigkeit trägt uns.“ Darius Waffen werden beſchrieben, namentlich ſein Schild, auf welchem eine Menge vom Dichter geſchilderter Züge aus der babyloniſchen Geſchichte abgebildet ſind. Es folgt eine maleriſche Beſchreibung der Feldſchlacht und Alexanders Zuſammentreffen mit dem ſyriſchen Fürſten Aretas, den er erlegt. Eine zahlloſe Menge anderer Zweikämpfe während des Fortganges der Schlacht werden gemeldet. Einen halben Tag hatte dieſe gewährt; alle Ströme rannen von Blut, es gab keinen Mann, der nicht ermüdet geweſen wäre. Auch die Parzen waren es. Sie ſchwuren alle drei, daß ſie nimmer ſo zahlreiche Schaaren verſammelt geſehen. Die gegenſeitige Tapferkeit fördert unzählige Maſſen in den Tod. Gocnas, einem egyptiſchen, ſehr angeſehenen Ritter, hatte in vergangener Nacht geträumt, er müſſe an dieſem Tage bleiben. Deßhalb bittet er den Macedonier König, mit ihm zu fechten, um durch würdige Hand zu fallen. Alexander lehnt es ab, einen ſo trefflich gelehrten Mann zu tödten. Gocnas beginnt durch Schimpfreden den König zu reizen. Dieſer bleibt ruhig, da fällt Gocnas ihn an und verwundet ihn. Nun erreicht er allerdings ſeinen Zweck. Darius erkennt inzwiſchen, daß die Schlacht für ihn verloren und ſchwankt zwiſchen Sterben und Fliehen, deren keines ihm behagt. Ein Pfeil, den Perdikkas auf ihn abſchießt und der den Kaiſer am Kopfe trifft, bringt ihn zum Weichen. Er entfliehet nach Babylon. Sein Lager fällt den Siegern mit reicher Beute zu, eben ſo die Damen des Kaiſers. Die Schätze von Damascus fielen dem Parmenio durch Verrath in die Hände. Alexander ziehet gen Sidon und Tirus, deſſen Belagerung beſchrieben wird. Nach hartnäckiger Vertheidigung fällt dieſe Stadt und

wird verbrannt. Bei der Eroberung von Gaza wird der König am Schenkel verwundet. Alexander ziehet vor Jerusalem, welches ſich nicht unterwerfen wollte. Biſchof Jadus kömmt ihm in geiſtlicher Proceſſion entgegen, um Meſſe zu halten. Als Alexander den Biſchof erblickt, beugt er ſein Knie und verrichtet, auf den Boden ſich werfend, ſein Gebet, gehet in die Stadt, beſiehet Alles und erläßt ihr den geforderten Tribut. Er freuet ſich, daß durch Daniel eine griechiſche Monarchie für Aſien geweiſſagt worden. Er erzählt, daß ihm in Macedonien einſt im Traume ein Biſchof, ganz wie Jadus, erſchienen ſey, und daß ihm damals die Weiſung geworden, ſich vor einem ſolchen, wo er ihm im Wachen auch entgegenkomme, zu demüthigen. Er verſichert, unter deſſen Geſtalt den Schöpfer anzubeten, welcher König, Biſchof und Prior iſt. Den Samaritanern ſchlägt Alexander die Bitte um gleiche Behandlung mit den Juden ab und ziehet gen Egypten, das er erobert. Die vier Wochen lange Reiſe nicht ſcheuend, wallfahrtet er zu der heilkräftigen Quelle des Jupiter Ammon in der Wüſte, wobei er viele Mannſchaften in Folge des Proviantmangels und der Hitze verliert. Er langt aber erſt nach vier Monaten bei dem Heiligthume an und benimmt ſich nun ganz wie ein chriſtlicher Pilger am Wallfahrtsorte. Darius glaubte inzwiſchen, daß Alexander nach Gräcien heimgekehrt ſey und hatte ein ungeheures Heer wider ihn auf die Beine gebracht. Als Alexander ſolches vernimmt, eilt er durch Egypten nach Aſien zurück. Da er das, ſeinen nationellen Beſtandtheilen nach beſchriebene Heer des Darius anſichtig wird, ſagt er ſelbſt, daß für jeden einzelnen, den man früher erlegt, mehr als hundert auferſtanden wären, wie der Hydra die abgehauenen Köpfe vervielfältigt wieder wuchſen oder Antäus neue Kraft gewann, wenn er die Erde wieder berührte. Eine Mondesfinſterniß macht Alexanders Schaaren über den Ausgang beſorgt. Auf Alexanders Veranlaſſung muß der weiſe Egyptier Ariſtander den Macedoniern die Bewandniß ſolcher Verfinſterungen erklären. Dieſe Gelegenheit ergreift der Dichter, um ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe noch ausführlicher vorzutragen. „Alle waren von der Rede wohl befriedigt.“ Die Schlacht beginnt. Alexanders Kampf mit dem Egypter Ariſtomelos, der ihm auf einem mit Caſtellen bethürmten Elephanten entgegen reitet. Da Alexander den Ariſtomelos ſelbſt nicht er-

reichen kann, verwundet er den Elephanten mit seiner Lanze tödtlich. Dieser stürzt, „er schien ein in Bewegung gerathener Berg.“ Aehnliche ungeheure Kämpfe folgen diesem ersten, z. B. mit einem Philister, dem Sohne eines Negers und einer Riesin, welcher bis zur Kehle 30 Ellen maß. Großsprecherisch, wie Goliath, erhält er Alexanders Wurfspieß als Stopfmittel in den Mund geschleudert. Die Zweikämpfe anderer griechischer und persischer Helden füllen eine gute Anzahl von Strophen. Besonders ehrenvoll, nach langem Siegen, fällt Nicanor. Darius läßt sich immer von seinen Rittern schirmen, ohne eigene thätige Theilnahme am Kampfe. Es war schon bis zum späten Abend gekämpft, als Darius sich zur Flucht entschloß. Er flieht an einen Fluß. Die Beschreibung der Ergebenheit in sein Unglück, welches er den vielen Versündigungen gegen Gott zuschreibt, ist erhebend. Er tröstet sich mit dem noch traurigern Ende, das mehre seiner Vorfahren genommen. Er sieht ein, daß die bisherige Art, Weiber und allen Troß mit in die Schlacht zu nehmen, eine verkehrte war und beschließt, es künftig anders zu machen. Alexander hat inzwischen seine unermeßliche Beute, bei welcher eine Menge gefangener Weiber sich befinden, vertheilt und zieht nach Babylon, dessen Fall, wie er glaubt, ihm die noch nicht eroberten Theile des Reiches zuführen wird. Der Befehlshaber übergibt dem griechischen Könige die Stadt ohne Schwertstreich. Diese wunderbare Stadt wird nun mit Klima, Fruchtbarkeit, Producten, schönen Bauwerken u. s. w. weitläufig vom Dichter beschrieben. Diese Schilderung findet selbst Ochoa mit Meisterhand ausgeführt. In einigen zwanzig Strophen gibt er Kunde von den Edelsteinen, die in Babylon gefunden werden und deren Natur, wobei er bemerkt, daß er es, obwohl es noch weit mehre gibt, bei den beschriebenen bewenden lassen wolle. Früchte und Wild erregen Appetit zum Genusse in dieser Beschreibung. Wenn der Dichter alle Vorzüge melden wollte, dürften zehn Tage und Nächte nicht ausreichen. „Obgleich Walther es beabsichtigte, konnte er es doch nicht ausführen.“ Er entschließt sich aber doch, von den Mauern und Thürmen Mittheilung zu machen, wobei auch die Geschichte des Thurmes zu Babel erzählt wird. Die Sprachenverwirrung ist durch Anführung von Beispielen anschaulich gemacht: Wenn Jemand Wasser haben wollte, ward

ihm Kalk gereicht u. ſ. w. Die 72 Sprachen, welche zu Babel geſprochen ſind, werden theilweiſe genannt, darunter kommt auch deutſch, engliſch, irländiſch, ſchottiſch, britaniſch u. ſ. w. vor. Sie alle zu kennen, dazu verſichert der Dichter weder Verſtand noch Gedächtniß zu haben. Prachtvoll iſt die Königsburg. Alexander läßt ſein ganzes Heer in die Stadt rücken, deren Bewohner ihn wohl aufnehmen, indem ſie ihm Geſänge ertönen laſſen und Baumzweige auf den Weg ſtreuen. Die Geiſtlichen kommen ihm in Proceſſionen entgegen, es folgen der Stadtrath und Jongleurs mit mannichfaltigen Inſtrumenten. Aus den Fenſtern, von den Dächern beeilt man ſich, den Helden zu ſehen; „einige befanden ſich dabei, wie ich meine, in der Klemme.“ Nachdem Alexander ſich zur Genüge umgeſchauet, „ſprach er zu Gonzalo (!), ich will ſchlafen; denn genug hab' ich gewacht.“ Es folgen die Luſtbarkeiten, Annahme perſiſcher Sitten, der Zug nach Suſa und der Stadt Uſion, welche König Melades, ein Freund des Darius, vertheidigte. Nur durch Liſt konnte Alexander ſie nehmen. Melades zog ſich mit ſeinen Getreuen in einen Thurm zurück, „der an Höhe ein Bruder der Wolken zu ſeyn ſchien.“ Aus Galanterie gegen Darius Mutter, welche für Melades zu bitten kömmt, verzeihet Alexander dieſem. Er ſendet nach allen Seiten Botſchaft, um zu erkunden, wo Darius verblieben, „ob in Perſien oder in den Lüften.“ Auf ſeinem weitern Zuge nimmt Alexander Perſepolis ein, das von Grund aus zerſtört wird. Er befreiet hier zugleich [illegible] ſeiner Unterthanen, welche ihm abtrünnig geworden, ſeinen Feinden zum Dienſte ſich hergegeben, aber alle auf irgend eine Art leiblich gebrandmarkt ſind. Er verzeihet ihnen. Nachdem zwei Redner unter dieſen Menſchen aufgeſtanden, welche mit rhetoriſchem Geſchicke das Für und Wider ihres künftigen Beginnens erörtert, ziehen ſie heim, Alexander aber ſetzt den Zug nach Indien fort. Darius hat inzwiſchen zu einem dritten Kampfe ſich gerüſtet. Seine Verräther nähret er unwiſſend im eigenen Heere. Nach einem Benedicite und Dominus hält er eine erweckliche Anrede an ſeine Völker, worin er ſein bisheriges Mißgeſchick wiederum als die Strafe ſeiner Sünden bezeichnet. Die Rede iſt keines der übelſten Beweisſtücke von der treffenden Art, womit der Dichter die Sprache zu handhaben weiß. Nabarzanes und Beſſus ſpinnen Verrath; Darius ahnet denſelben, läßt aber bei anſcheinender Reue dieſer beiden ſeinen Verdacht ſchwinden.

Rührend iſt die ehrenfeſte Art und das hingebende Vertrauen, womit Darius die beiden Verräther, die ihm ein treuer Grieche nochmals zu entlarven bemühet iſt, gegen dieſen zu entſchuldigen ſucht. Ueberhaupt erſcheint Darius, von ſeinen anfänglichen Großprahlereien abgeſehen, immer als eine höchſt liebenswürdige Perſönlichkeit. Endlich wird es ihm nach allen Anzeichen klar, daß Beſſus und Nabarzanes ihm Verrath ſinnen. Er wendet ſich in einem einfach rührenden Gebete zu Gott und flehet, daß er nicht durch gemeine Hand ſterben möge. Um dieſem Schickſale zu entgehen, will er lieber Selbſtmörder ſeyn; das Geſchrei eines Knaben in ſeinem Zelte hält ihn davon ab. Beſſus und Nabarzanes eilen herbei, legen den Kaiſer in Feſſeln, reißen ihm alle Herrſcherinſignien ab und laſſen ihn im Stiche. Als Alexander dieſes vernommen, ſchwöret er, dieſe Nichtswürdigkeit zu rächen. Tag und Nacht ziehet er fürder. Als die Verräther ſeinen Anzug vernehmen, wollen ſie den gefangenen Kaiſer entfernen, welcher aber lieber durch Alexanders Hand fallen, als mit ihnen leben mag. Da ſie ihn nicht fortzubringen vermögen, verwunden ſie ihn tödtlich und laſſen ihn ſo zurück. Sie fliehen. Allein Niemand hat von ihnen jemals wieder eine Spur geſehen. Alexander eilt dem Orte zu, wo Darius ſich befinden ſoll. Damit man ihn nicht „für einen mittelmäßigen Jongleur“ halte, will der Dichter nicht unterlaſſen, die Treue bis zum Tode zu erzählen, welche 3000 dem Darius ergeben gebliebene Ritter zeigten. Ein gewiſſer Poltractus, welcher in einem Walde nach Waſſer ſucht, findet endlich den Darius, der an ſeinen Wunden geſtorben war. Alexander und die Seinigen ſind von tiefem Schmerze ergriffen. Der Leiche werden die höchſten Ehren erwieſen. Alexander redet den todten Darius auf ergreifende Weiſe an und verſpricht dabei, deſſen Töchter ehrenvoll zu vermählen. Er gibt hiebei ſeine Abſicht zu erkennen, auch Europa zu durchziehen und ſich unterthänig zu machen, namentlich nennt er Sevilla und Toledo als Städte, die er in ſeine Gewalt bringen will. Apelles muß dem Darius ein koſtbares Monument errichten, welches ausführlich beſchrieben wird. „Da Apelles ein gelehrter Cleriker war, fügte er eine dunkle Stelle aus dem Daniel als Grabſchrift hinzu.“ Die Grabſchrift iſt lateiniſch, die ſpaniſche Ueberſetzung aber beigefügt. An die Beiſetzung der Leiche des Kaiſers werden erbauliche Nutzanwendung über die Hinfälligkeiten der menſchlichen

Dinge und Aufforderungen zu einem gottgefälligen Leben geknüpft. Dabei wird des verderbten Wandels der Geiſtlichen gedacht und die Bemerkung gemacht, daß, wenn dieſe ihres Ortes richtig wandelten, auch die Fürſten beſſer ſeyn würden. Man ſolle deßhalb, meint der Dichter, ſehr ſorgfältig ſeyn in der Auswahl der Perſonen, welche dem geiſtlichen Stande gewidmet werden. Mit dem Tode des Darius halten die Griechen den Feldzug für beendet und wollen nach Hauſe ziehen. Seit ſeines Vaters Tode hat Alexander, welchem der Dichter nun den Kaiſertitel beilegt, nicht ſolchen Schmerz empfunden, als hierüber. Er redet bewegt ſeine Feldherrn und Krieger an und zeigt, was ihnen noch zu thun obliegt, um ihren Zweck völlig zu erreichen. Seine Rede iſt ein ſehr gelungenes Stück poetiſcher Beredſamkeit. Sie erreicht auch ihre Abſicht an den Angeredeten vollkommen. Es wird Rache an Nabarzanes und Beſſus genommen, von denen es vorher hieß, daß Niemand ſie wieder geſehen. Alexander trifft nun mit den Amazonen und deren Königin zuſammen, deren Lebensweiſe, Geſtalt und Tracht ſehr anſchaulich beſchrieben wird. Nachdem der Dichter uns die Thaleſtris kennen gelernt, ſchildert er ihre Zuſammenkunft mit dem galanten Alexander. Ohne Umſchweife tritt ſie mit ihrem Wunſche gegen ihn hervor, ein Kind von ihm zu haben, und wie ſie, wenn es ein Sohn ſeyn ſollte, denſelben Alexandern überſenden wolle; wenn das Geborene eine Tochter iſt, ſoll ſie ihr in der Herrſchaft folgen. Welche moderne Phantaſie würde ſich mit der keuſchen Kürze unſeres Dichters begnügen, der den ganzen Verfolg in den beiden Zeilen ſchildert. „Der König ſprach: Der Vorſchlag gefällt mir, ich werde es gern thun; der Königin ward ihr Verlangen reichlich erfüllt.“ Beſſus zog inzwiſchen in Baktrien umher und ſammelte ein Heer wider die Griechen. Alexander läßt inzwiſchen, indem er zuerſt den ihm zugefallenen Theil opfert, alle Beute auf einen Haufen zuſammenbringen und zum großen Bedauern der Seinigen, welche ihm nicht zu widerſprechen wagen, verbrennen. Nachdem Alexander einer wider ſein Leben gerichteten Verſchwörung glücklich entgangen, nahet er ſich der Gränze von Baktrien. Beſſus entfliehet in die Gebirge. Alexander hat einen Bruder des Darius bei ſich, dem er ſehr trauet, und welchen er als Geheimſchreiber gebraucht. Er läßt ihn aber Verrathes halber hinrichten. Dann

erobert er Cecilien, deſſen Fürſt ihm Geſandte entgegenſendet, die den Helden durch eine Menge vernünftiger Gründe vom Betreten jenes Landes abzuhalten ſuchen. Alexander hört gern und geduldig dieſe Gründe, thut aber doch, was ihn gelüſtet. Nachdem nunmehr alle dieſe perſiſchen Gegenden unterjocht waren, zog „der ehrenfeſte Bart," (ſo nennt der Dichter immer ſeinen Helden) gen Indien gegen den König Porus. Zuvor machte er ſich die Perſer ſehr dadurch zu Freunden, daß er ihnen den Sohn des Darius zum König zu geben verſprach, ſobald derſelbe wehrhaft gemacht ſeyn würde.

In einem ſchönen Maimonate, welcher ungemein lieblich geſchildert wird, feiert Alexander ſeine Vermählung mit Raſena, der ſchönen Tochter des Darius, vierzehn Tage lang. Seine Mutter und Schweſtern, denen er dieß frohe Ereigniß nach Grächen in Briefen geſchrieben, ſind ſehr erfreuet. Alexander ſelbſt ſezt ſeinen Zug gegen den Porus fort und mordet grauſam ſeine Freunde Clitus und Ardoybilus, welche man fälſchlich als Verräther bei ihm angeklagt hatte. Das Heer des Porus mit ſeinen 800 Elephanten, auf welchen ſich Caſtelle mit wenigſtens dreißig Mann Beſazung befinden, wird beſchrieben. Ein reißender Fluß, in deſſen Mitte ein Eiland belegen, trennt beide Heere. Zwei Jünglinge aus Alexanders Heer, Nicanor und Symmachus, die einander in allen Stücken leiblich und in ihren Neigungen aufs Haar gleichen und die gröſten Freunde ſind, haben beſchloſſen, ſich durch eine ganz beſondere Großthat auszuzeichnen und ſetzen mit einigen Gefährten ſchwimmend nach jener Inſel über. Die Indier ſind ihrer aber ſchon gewärtig. Es entſtehet ein mächtiger Kampf. „Wolken von Speeren durchſauſen die Luft und verfinſtern die Sonne." Nach mächtigem Kämpfen erliegen endlich die Griechen und die beiden Freunde fallen gleichzeitig von zwei Wurfſpießen gefällt. Dieſe Epiſode iſt mit großer Anmuth erzählt. Porus Muth wächſt durch dieſe Begebenheit. Er verläßt ſich auf ſeine Elephanten und Rieſen. Der Fluß (Hydaspes) hält die Griechen lange auf, bis ein dichter Nebel die Ueberfahrt unentdeckt gelingen läſſet. Die Streitwagen des Porus können ſich in dem durch nächtlichen Regen entſtandenen Kothe, den Bucephalus leicht überwindet, nicht bewegen. Die Griechen ſiegen. Die Indier müſſen „die Träume, ſo ſie geträumt, fahren laſſen." Allein am folgenden Tage begann der Kampf mit neuer Erbitterung. Porus wird

wieder geſchlagen; ſeine Flügel werden vernichtet „und ſind mit allen ihren Wehren nicht drei faule Wicken werth.“ Die leichten Pferde gewinnen den Vortheil über die ſchweren Elephanten, welche Alexander durch Scheuchbilder, die er vom Apelles anfertigen läſſet, zur Flucht bewegt. Doch haben ſie ihm großen Schaden angerichtet. Auch durch Schweine, welche Alexander heranbringen läſſet und deren Grunzen die Elephanten in Schrecken ſetzet, bringt er dieſe ſchrecklichen Thiere zum Weichen. Deſſenungeachtet währet das Kämpfen fünfzehn Tage lang. Allein es lagen auch Haufen von Leichen überall aufgeſchichtet und Ströme von Blut floſſen über die Auen. Namentlich hatte ſich um das Banner des Porus ein heftiger Kampf entſponnen. Der Leibelephant des Porus, den er ſelbſt reitet, iſt tödtlich verwundet, aber auch der Bucephalus befindet ſich nicht beſſer; die Eingeweide hängen ihm aus den Wunden am Leibe. Porus Bruder, Trarillo, welcher es mit Alexander hält, benutzt dieſen verhängnißvollen Moment, um den Indierkönig zur Verſöhnung mit dem Griechiſchen zu bewegen. Allein Porus iſt ſo wuthentbrannt darüber, daß er ſeinen Bruder tödtet. Bucephal ſtirbt; er fällt aber nicht eher, als bis Alexander ſeinen Rücken verlaſſen und ſicher auf dem Boden angekommen iſt. „Wir würden lügen, wenn wir ſagten, Alexander habe darob keinen Schmerz empfunden.“ Er ließ das treue Thier feierlich beſtatten und über ſeinem Grabe eine große Stadt erbauen, die nach demſelben den Namen führte. Inzwiſchen war Porus, während Alexander ſein Reitthier wechſelte, mit Hilfe eines ſchnellen Renners entkommen und hatte ſich in die Gebirge zurückgezogen. Der Dichter beſchuldigt ſeinen Gewährsmann Walther, daß er etwa aus Ermüdung hier Vieles ausgelaſſen und er ihn deßhalb ergänzen wolle. Alexander gelangt an die caspiſchen Gebirge. Nachdem er durch einen Engpaß ins Innere derſelben gelangt iſt, findet er, daß zahlreiche Judenſchaaren, weil ſie Gott untreu geworden, hieher verbannt ſind. Es wird ihnen allerlei Böſes nachgeſagt, namentlich ſollen ſie auf das Geld mehr als Katzen auf Lungen verſeſſen ſeyn. Der weiſe Mann, welcher Alexandern dieſe Auskunft gibt, erzählt ihm zugleich Vieles aus der frühern Geſchichte der Juden, was ebenfalls nicht zu ihrem Lobe dient. Alexander iſt daher der Meinung, daß ein ſo ſchändliches Volk bis an das Ende der Welt eingeſperrt werden müſſe.

Er ließ daher den Engpaß feſt vermauern, „ſo daß ſie dort immerdar ihr Paſcha feiern konnten,“ auf daß diejenigen, „ſo es hörten, Furcht hätten vor der Sünde.“ Alexander verrichtet ein Gebet, worin er bittet, daß Gott dieſes ſein Werk möge Beſtand haben laſſen. Obgleich dieß Gebet eines Heiden war, erhörte Gott es dennoch. „Die Schrift meldet daher, daß ſie bis ans Ende der Welt hier liegen müßten.“ Wenn Gott einen Heiden alſo erhört, was wird er nicht thun für einen getreuen Chriſten! Nach langem Suchen findet Alexander endlich den Wohnſitz des Porus, deſſen Paläſte aufs Prächtigſte beſchrieben werden. Am merkwürdigſten iſt ein mechaniſcher Baum, ein wahres Wunderwerk. Alexander ſelbſt verſicherte, dergleichen Pracht noch niemals geſehen zu haben. Indeß ſchmerzte es ihn, den Porus ſelbſt nirgends auffinden zu können. Da man ihm meldet, der Indierkönig ſey in Baktrien, ſo macht er ſich auf den Weg dahin und verliert dabei viele Leute, denn der Weg war namentlich durch wildes Gethier höchſt gefahrvoll. Noth, Hunger und Durſt rieben das Heer auf. Hier wird die Geſchichte erzählt, wie Alexander das mühſam aufgefundene Waſſer, das ihm gebracht wird, hinweggießt, weil es nicht hinreicht, auch die Seinigen zu letzen. Als man endlich eine Quelle entdeckt, iſt dieſelbe von argen Schlangen bewacht. Der König weiß aus der Naturgeſchichte, daß dieſelben einem nackten Menſchen nichts anhaben. Die Dürſtenden müſſen ſich daher jener Quelle nackt nähern und kommen ungefährdet dazu. Den fernern Weg hält ein breiter, tiefer Strom, in dem ein ſalziges Waſſer fließt, auf. Unerſteigliche, mit ſcheußlichen Thieren bevölkerte Gebirge erheben ſich an den Ufern. Selbſt Fliegen und Fledermäuſe bereiten dem Heere großes Ungemach. Auch ein fabelhaftes Ungethier, größer als ein Elephant, mit drei Hörnern ſtellt ſich dem Zuge dar. Alle Schwierigkeiten werden überwunden und man kommt endlich in Baktrien an. Porus fürchtet mit Recht Leute, welche alle ſolche Fährlichkeiten beſiegt haben und nennt ſie Teufel, welche ſich vorm Tode nicht fürchten. Porus fodert den Alexander zum Zweikampf. „Der gute Kaiſer, welcher die Schlangen gebändigt, war wohl klein von Körper,“ aber voll Muth und nimmt die Herausfoderung des Porus an. Beide Heere ſtellen ſich als Zuſchauer umher. Gebet, Opfer und Kniebeugen gehen voran. Beide Fürſten waren wackre Krieger und

Reiter. Alexander wirft den Porus vom Pferde, welcher um Gnade bittet und den Macedonier als Lebensherrn anzuerkennen verspricht. Alexanders Unwillen hat sich gänzlich gelegt. Er steigt vom Rosse ab und macht dem Porus freundschaftliche Vorwürfe, daß er es so weit habe kommen lassen. Porus, der in seinem eigenen und Darius Schicksale Alexandern auf die Unbeständigkeit des Glückes aufmerksam gemacht, wird des Macedoniers grosser Freund. Bis auf die Stadt Subdracana hat Alexander nun ganz Asien unter seine Botmäßigkeit gebracht. Alexander ist entrüstet, daß eine Stadt sich mehr dünke als Darius und Porus und schwört sie einzunehmen. Die Mauern waren aber so fest, daß keine Gewalt denselben etwas anhaben konnte. Er läßt Sturmleitern ansetzen und steigt voran; hinter ihm treten zu viele Mannschaften auf dieselbe Leiter. Sie bricht ein, als der König eben den Fuß auf die Mauer gesetzt hat, auf welcher er sich nun allein befindet. Wie sehr auch die Seinen flehen, nicht an ein elendes Castell sein Leben zu setzen; er springt hinab in die Stadt. Mit dem Rücken an einen alten Ulmenbaum gelehnt, wehrt er die Angriffe der andringenden Städter ab. Mit hundert Händen schien er zu morden und hatte bald einen Wall von Leichen vor sich aufgehäuft. Schon war er erschöpft; drei Viertel seiner Kraft hatte ihn verlassen. Ein Pfeil hatte ihm an der Hüfte eine Wunde beigebracht. Er verlor daraus so viel Blut, daß wohl ein Pferd daran hätte verbluten können. Nun erscheinen Vier der Seinigen zur Hilfe und machen ihm ein wenig Luft. Die Zahl der Griechen mehrt sich, der Kaiser wird frei und die Stadt Subdracana erobert. Der Arzt Aristobulus erklärt Alexanders Wunde für gefährlich, meint aber, dieselbe binnen vierzehn Tagen heilen zu können, wenn der Fürst nicht so sehr erschöpft wäre. Er eröffnet Alexandern, daß er geschnitten werden müsse, um den Pfeil und das Gift aus der Wunde zu entfernen. Heldenmüthig unterwirft sich Alexander allen Operationen und bestehet deren Schmerzen, ohne auch nur einen Zug im Gesichte zu verändern; allein er fällt in Folge der Anstrengung ohnmächtig zusammen, so daß man ihn für verloren hält. Der Arzt weiß ihn jedoch wieder herzustellen. Allein die Cur währt lange und der Kranke wird ganz mißmuthig, weil ihn sein Zustand abhält, den vorbereiteten Zug über das Meer anzutreten, wobei er erforschen will, wo die Sonne aufgehet.

Die Seinigen ſuchen ihn von dem gefahrvollen und nach ihrer Meinung ganz unerſprießlichen Unternehmen abzuhalten. Alexander verſichert ſeine Freude, die er über die Liebe der Seinen empfinde, die in ſolchen Beſorgniſſen ſich ausſpreche; hält aber ſodann eine Heldenmuth athmende Rede, aus welcher man zugleich erfährt, daß er nunmehr zehn Jahre von Haus abweſend iſt und worin er ſagt, daß er ſein Leben nicht nach Jahren und Tagen, ſondern nach guten Handlungen und Ritterthaten rechne; Gott habe ihn in dieſe Gegenden geſendet, um enthüllte Dinge ans Licht zu bringen. Er verheißet, die Antipoden zu entdecken. Dieſelben ſollen, wie man verſichert, unter der Erde ſeyn; allein er mag es, aus Furcht zu lügen, noch nicht beſtätigen. Alexander begeiſtert die Seinigen ſo, daß ſie ihm Schweigen gebieten und ihn auffodern, ſeinen Zug nur bald anzutreten. Die Fahrt gehet vor ſich. Die Schiffer wiſſen auf unbekannten Meeren keinen Rath, als gewaltige Stürme ſich erheben, welche wohl die Mannſchaften zittern machen, aber Alexanders Muth nicht beugen können. Ulyſſes beſtand in den zehn Jahren ſeiner Irrfahrt keine größern Gefahren als Alexander, von dem der Dichter eine That zu verkünden verheißt, welche noch in keiner Schrift anzutreffen iſt. Alexander läßt ſich mit zwei Dienern in einer gläſernen Kufe auf den Boden des Meeres hinab, um das Thun und Treiben der Fiſche kennen zu lernen und wie die großen mit den kleinen verkehren. Die Kufe hängt an Ketten, die an den Schiffen wohl befeſtigt ſind. Bei ſeiner Niederfahrt hatte er geboten, ihn vierzehn Tage in der Tiefe zu laſſen. Die Seinigen befürchteten, er werde nicht lebendig wieder herauf kommen. Er beſchauete ſich indeſſen die Schöpfung des Meeres, welche überall ein Abbild der Geſchöpfe auf dem Erdboden darbietet. Die Fiſche nähern ſich Alexandern als ihrem Könige. Er erzählte deßhalb auch, daß er da unten ein neues Reich erworben hätte. Uebrigens ſah er, daß die Größern auf Unkoſten der Kleinern lebten und die Mächtigern die Schwächern mißhandelten, wobei Alexander das: Tout comme chez nous auf ſeine Art mit Nutzanwendungen ausſpricht. Er wäre gern noch geblieben, allein ſeine furchtſamen Diener wiſſen ihn zu bewegen, die beſtimmte Friſt ſeines Aufenthaltes in der Tiefe abzukürzen. Alles iſt erfreuet ihn wieder auf der Oberwelt erſcheinen zu ſehen. Der Dichter erklärt, Alexanders Leute einſtweilen ihrer Freude überlaſſen und inzwiſchen von der Ver-

meſſenheit der Sterblichen ein wenig reden zu wollen. Er zeigt, wie die Natur ungehalten iſt, daß Alexander ſo freventlich aus Neugierde in alle ihre Geheimniſſe eindringt, worin er eine größere Vermeſſenheit offenbare als einſt Lucifer. Die Natur verklagt den Helden förmlich beim Schöpfer. Dieſer nimmt dem Alexander ſeine Kühnheit ſehr übel und verheißt ihm, ſeine Freude in Bitterkeit zu verwandeln. Die Natur freuet ſich über den Zorn des Schöpfers, weil ſie wohl inne ward, daß ein Menſch dem Verwegenen nichts anhaben könne, da Juden und Heiden ſein Schwert fürchten. Sie ſtieg nun zur Hölle hinab, um deren Mächte wider den kühnen Eroberer aufzubieten. In 150 Strophen gibt der Dichter nun eine Beſchreibung der Hölle, welche man ſich freilich nicht durch die Vergleichung mit der Danteſchen, wie Schubert gethan, verleiden laſſen muß, die aber gewiß einige Züge hat, welche ihr auch neben jener einen eigenen Werth ſichern. Das Paradies wird nur in einigen wenigen Strophen vorweg abgefertigt. Dann wird die Hölle als eine dunkle, tiefe Kluft geſchildert, an deren Ufern ſchreckliche Schlangen umherkriechen, welche, von ewigem Hunger geplagt, zunächſt die ankommenden Sünderſeelen anfallen u. ſ. w. Die ſieben Todſünden bewachen den Eingang. Sie werden einzeln ganz charakteriſtiſch in ihrer allegoriſchen Perſönlichkeit mit ihren Nebenlaſtern beſchrieben. In der Knechtſchaft des Zornes werden verſchiedene bibliſche Perſonen aufgeführt, Herodes wegen des Mordes der unſchuldigen Kinder und Don Lamech. Diejenigen, welche Simonie treiben, müſſen geſchmolzenes Blei genießen. So werden bei den einzelnen Sünden deren Strafen zugleich mit aufgeführt. Der Völlerei verfallen wird auch Adam angegeben, weil er die Luſt zum Apfel nicht bezwang. Die Schilderung der Strafen der Laſterhaften verbindet der Dichter mit moraliſchen Nutzanwendungen und Aufforderungen zur Beſſerung. Dann folgt eine Beſchreibung der Macht und Verſuchungskunſt des Teufels. Den Hochmuth nennt der Dichter den Kaiſer aller Sünden. Mitten in der Hölle dampft ein fürchterlicher Ofen Tag und Nacht, ohne jemals eine Flamme zu zeigen; darin brennen die Seelen, welche Uebles verbrachen. Nicht alle fühlen gleichmäßig die Qualen, welche der Ofen verbreitet; es gibt etliche, die mitten in ſeinen Flammen entſetzliche Kälte verſpüren. In dieſer Geſellſchaft befindet ſich auch Theſeus, „wie man ſagt,“ an welchen täglich zwölf Mal die Geier verzehren und

welcher täglich zwölf Mal wieder hergeſtellt wird. — Die Seelen der ungetauften und daher von der Erbſünde nicht frei gewordenen Kinder brennen nicht mit den Uebrigen, ſondern ſind etwas mehr in der Ferne gehalten. Ich habe nur Einzelnes von dem Höllengemälde aufgenommen, um einen ungefähren Begriff davon zu geben. Unſer Dichter verſichert, nicht den zehnten Theil von Allem gemeldet zu haben; allein er hat die Natur, welche zur Hölle ſtieg, ſchon zu lange unbeachtet gelaſſen. An der Pforte der Hölle verhüllt ſie ihr Antlitz und läſſet den Beelzebub rufen, welcher aus Galanterie gegen die Dame, um ſie nicht zu erſchrecken, in ſeiner Lichtgeſtalt erſcheint und ſich wundert, daß er die Ehre hat, ſie hier zu ſehen. Sie klagt nun über Alexanders Uebermuth und Verwegenheit, die ſogar ihre Geheimniſſe zu erſchließen ſich unterfangen und ſelbſt der Hölle Schaden drohen, auch die Antipoden beſuchen wolle. Satanas geberdet ſich etwas wild, da er dieß Alles vernimmt. Eine allegoriſche Figur, die Verrätherei, welche näher beſchrieben wird, erhebt ſich und gibt Anſchläge an, wie Alexander zu verderben. Beelzebub iſt damit zufrieden. Alexander iſt inzwiſchen auf dem Wege nach Babylon zurück, um das neue Reich zu ordnen. Von hier aus beabſichtigt er einen Zug nach Afrika und will dann auch Europa, namentlich die Stadt Rom, ſich unterjochen. Der Zug nach Babylon iſt nicht minder gefährlich durch Feinde und Ungeheuer, als die bisherigen Züge. Er findet aber auch den Vogel Phönix. Weiterhin trifft er auf einen einſamen Alten, der ihn, nachdem er ſich als Wallfahrer mit einigen Freunden in dürftig Gewand gekleidet und wie zu heiligem Werke gereinigt, durch die Gebirge zu zwei wunderbaren Bäumen hinführt, welche die Gabe der Weiſſagung beſitzen. Sie ſagen dem Helden ein nahes Ende durch Verrath und Gift voraus. Näher wollen ſich die Bäume nicht auslaſſen, weil der König ſonſt unternehmen würde, den Lauf des Schickſals abändern zu wollen. Alexander ſetzt ſeinen Zug fort und gelangt zu den Leuten ohne Kopf, welche das Geſicht vor der Bruſt haben. — Um die ganze Lage der Welt zu überſehen, beſchließt Alexander eine wunderbare Fahrt in die Luft. Zwiſchen zwei Greife gebunden, in Leder eingenähet und für drei Tage mit Lebensmitteln verſehen, ließ er ſich von dieſen Vögeln, die er durch eine gewiſſe Vorrichtung zu leiten wußte, in die Höhe tragen, zu den Wolken

empor, wo er Land und Meer tief unter sich erblickte. Die Welt erscheint in der Gestalt eines Menschen. Sonne und Mond sind die Augen; das Kreuz des allmächtigen Königs bildet die Arme. Den linken Schenkel stellt Afrika vor mit Mauren bevölkert, welche der Fahne des falschen Mahomet folgen. Den rechten Schenkel bildet Europa, das katholische, wo Petrus und Paulus ihre Stätte haben. Die Vergleichung mit einer menschlichen Gestalt wird noch weiter fortgesetzt; die Erde ist das Fleisch; das Meer die Bekleidung, die Ströme sind die Adern, die Felsen Knochen, die Kräuter Haare u. s. w. Nachdem der König Alles zur Genüge angeschauet, ließ er sich aus den Höhen wieder herab. Inzwischen hatte Alexanders Ruf den ganzen Erdball durchdrungen. Aus allen Ländern Afrikas und Europas kamen Gesandtschaften mit reichen Geschenken und Versicherungen der Ehrerbietung. Bei dieser Gelegenheit kömmt die Stelle vor, aus welcher Wolf schließen will, daß das Gedicht von Alexander nach 1282. gedichtet ist. Sie lautet: „Als Tribut übersende ihm der König von Cecilien [1]) einen reichen Harnisch." Auf diese Art fand ein förmliches Wallfahrten zu dem Aufenthalte des großen Helden statt. Babylon faßte kaum die Zahl der Tribut bringenden Gäste. Alexanders feierlicher Einzug in diese große und prächtige Stadt findet auf eine glänzende Weise statt. Der Dichter beschreibt ausführlich Alexanders Zelt, welches so groß ist, daß wohl zweitausend Ritter darin sich aufhalten können. Dieß Zelt ist ein wahres Wunder von feiner, geschmackvoller Arbeit und Pracht. Eine Fülle kostbarer Bilder ist an demselben verschwendet, unter andern stellt eine Reihe derselben das Jahr, die Monde und Tage vor. Namentlich ist die Beschreibung der Bilder, welche die Monate darstellen, frisch und ergötzlich. Da war Don Januar, der auf allen Seiten umherspürte, mit Asche umgeben und seine Klötze herbeischleppend, hielt er fette Hühner, die er zu braten beschäftigt und zog Würste von der Stange ab. Don Februar, welcher unserm April entspricht, ist bei abwechselndem Sonnenschein und Regen dargestellt, wie er sich die Hände wärmt und Klagen führt, daß er der kleinste sey. März hatte große Eile, seine Weinberge zu bearbeiten, Eile, sie zu schneiden, Eile, sie zu

1) Dieß Land wurde bereits oben S. 201. genannt. Wolf versteht darunter Sicilien.

pfählen. Er machte die Nächte und Tage gleich und ließ Vögel und vierfüßige Thiere Liebe fühlen. — Der Monat Mai saß mit Blumen bekränzt und schmückte die Felder mit mannichfachen Farben, feierte die Maifeste und sang von Liebe, indem er die Aehren sprossen ließ, welche die Landleute gesäet. Der September schüttelt Nüsse von den Bäumen. November liest Eicheln für die Schweine u. s. w. Auch eine Menge mythologischer Abbildungen werden zum Besten gegeben. Selbst eine Weltcharte ist in dem Zelte abgebildet, in welcher kein Ort, kein Fluß, kein Castell vergessen ist. Der Dichter gibt bei dieser Gelegenheit seine geographischen Kenntnisse zum Besten. An der einen Seite des Zeltes sind Alexanders eigene Thaten abgebildet. In dieses Zelt läßt Alexander alle eingelaufenen Tributgegenstände vor sich niederlegen und zugleich die eingegangenen Huldigungsschreiben verlesen. Alexander verrichtet hierauf ein Dank- und Preisgebet. In Prozession und unter Absingung des Te Deum laudamus begibt Alexander sich in seinen Palast zurück. Es folgt eine kurze aber schöne Beschreibung der Nacht, in welcher furchtbare Anzeichen einer schlimmen Zukunft gesehen werden. Der Morgen führt einen schwarzen traurigen Tag herauf. Alexander gibt seinen Gästen, unter denen sich auch Spanier befinden, ein großes Mal. Als der König nach der Mahlzeit den gewöhnlichen Labetrunk fodert, wird ihm dieser, auf Antipaters Betrieb, mit einem Gifte vermischt gereicht, wobei der Dichter einige kräftige Flüche auf den meuchlerischen Verräther schleudert. Als die Wirkungen des Giftes sich alsbald zu zeigen beginnen, fühlt Alexander sogleich, daß sein Tod unvermeidlich ist und läßt sich auf seinem Bette hinausschaffen in das Lager des Heeres. Alles ist von tiefster Trauer erfüllt. Die Krieger müssen sich ins Gras niederlassen und Alexander hält eine Anrede an dieselben. Er freuet sich der mit ihnen vollbrachten Thaten und wärmt sich noch einmal im Sonnenglanze seines Ruhmes. Oeffentlich errichtet er sein Testament, das er seinem Notarius Simon wörtlich niederzuschreiben aufträgt. Er vertheilt darin seine Eroberungen unter seine Generäle mit Vorbehalt Griechenlands für einen etwa nachgeborenen Sohn. Einen großen Theil der Länder gibt er frei und ihrer alten Verfassung zurück. Für Priester und Klöster setzt er bedeutende Vermächtnisse aus. In Alexandrien will er begraben seyn. Ueber dem Sprechen

wird ihm die Nase spitz und die Zunge lahm. Er sagt den Seinen Lebewohl und läßt das Haupt auf das Polster zurück sinken. Aus dem Bette auf den Boden niedergelegt, gibt er seinen Geist auf. Auf verschiedene aber immer rührende Art sprechen die Krieger ihre Trauer und Klagen über den großen Verlust aus. Auch in Babylon erregt der Todesfall große Bestürzung und Jammer. Alexanders Gemahlin Rasena, welche außer sich ist vor Betrübniß, vermag man nur mit Mühe von der Leiche hinwegzureißen. Die Damen klagen, daß ihr glänzendster Ritter ihnen verloren gegangen. Die Leiche Alexanders blieb zu Babylon, bis das Grabmal in Alexandrien eingerichtet war. Mit Lobeserhebungen auf seinen Helden, mit Trauern über die Hinfälligkeit solcher Größe, mit Dank für die lange Geduld seiner Zuhörer und der Bitte zum Danke, mit einigen Fürbitten im Gebete von ihnen bedacht zu werden, schließt der Dichter sein Werk.

Angehängt sind demselben zwei prosaische Bruchstücke, Trostbriefe, welche Alexander, nachdem er über seinen baldigen Tod im Klaren war, an seine Mutter geschrieben. Im ersten ermahnt er sie, sich nicht weiblicher Schwäche hinzugeben. Er selbst habe sich durch immerwährende Gedanken an den Tod mit demselben vertraut gemacht. Er wolle sie deßhalb zu gleichem Muthe ermuntern. Wenn sie ihn liebe, werde sie thun, was er wünsche. Alles in der Welt entstehe und vergehe. So auch der Mensch. Je größer ihr Verlust, deste größer müsse ihre Fassung seyn. Alles in der Welt sey erst klein und wachse hinterher. Umgekehrt sey es mit dem Schmerze. Wenn die Nachricht von seinem Tode anlange, solle sie ein großes Gastmal veranstalten, zu welchem nur vollkommen Glückliche geladen werden dürften; sie solle solches vorher bereit halten. Olympias that, wie es nun erzählend weiter heißt, also und rüstet ein Mal zu; als aber die Nachricht von Alexanders Tode anlangte, erschien Niemand zu dem Male. Als sich Olympia hierüber verwunderte, erhält sie die Antwort, daß ihre Einladung nur an solche gelautet hätte, welche keinen Schmerz und Verlust gehabt hätten; Niemand sey aber ohne Beides. Olympias erklärt, diese Erfahrung gewähre ihr den größten Trost. Der zweite Brief läßt sich, nach einer Einleitung von vier Zeilen, also vernehmen: Mutter, höret meinen Brief und denket wohl daran, um was es sich handelt; kräftiget euch mit gutem Troste und guter Geduldung, gleichet aber

nicht den Frauen, weder an Schwäche noch in der Furcht, welche ſie vor den Dingen hegen, die ihnen bevorſtehen, ſo wie auch euer Sohn in ſeiner Gewandtheit und vielen ſeiner Thaten den Männern nicht gleicht. Mutter, habt Ihr in dieſer Welt ein Reich gefunden, das in einer dauerhaften Verfaſſung geblieben? Sehet Ihr nicht, daß den ſchönen und grünen Bäumen, ſo viele und dichte Blätter erzeugen, nach kurzer Zeit die Zweige abbrechen und Blätter wie Früchte entfallen. Mutter, ſehet Ihr nicht die grünen und blühenden Kräuter, welche grün erwachen und trocken ſchlafen gehen? Mutter, ſehet Ihr nicht den Mond, welchem gerade dann, wenn er am vollſten und im höchſten Glanze iſt, die Verfinſterung nahet? Mutter, ſehet Ihr nicht die Sterne, welche das Dunkel einhüllet? Erblicket Ihr nicht des Feuers leuchtende und heimliche Flammen, welche ſo ſchnell erlöſchen? Nun denn habet Acht, o Mutter, auf alle Menſchen, welche zu dieſer Zeit leben, durch welche die Welt bevölkert iſt, und welche durch das Geſicht und die übrigen Sinne Bewunderung ſchöpfen; alles iſt Gegenſtand des Erzeugens und der Geburt, alles aber wird in Tod und Zerſtörung vereinigt werden. Mutter, ſahet Ihr niemals einen, der gibt und nicht nimmt, welcher borgt und nicht bezahlen muß, dem eine Sache anvertrauet und übertragen wurde, ohne daß man ihm dieſelbe wieder abforderte? Mutter, wenn Jemand mit Recht ſollte weinen dürfen; dann mag der Himmel um ſeine Sterne weinen, die Meere um ihre Fiſche, die Luft um ihre Vögel, die Erde um ihre Kräuter und Alles, was auf ihr iſt. Und der Menſch weine über ſich, denn er iſt ſterblich und es gibt einen Tod; ſeine Zeit mindert ſich jeden Tag und jede Stunde. Allein warum ſoll der Menſch Verluſte beweinen? Vor dem Verluſte war ich faſt ſicher, das Verlorene nicht zu verlieren und es geſchah, da ich mich deſſen nicht verſah. Wohlan, warum ſoll man weinen und ſich ſchmerzlich gebaben? Mutter, habt Ihr bis jetzt Jemand geſehen, welcher bleibend und dauernd geweſen wäre, und welcher nicht dahin gegangen wäre, von wo er nimmer zurückkehrt? Da dieß nicht geſchieht, ſo bringt das Klagen dem Klagenden keinen Nutzen und auch der Schmerz frommt nicht. Mutter, Ihr wußtet allezeit, daß ich ſterben müſſe, nur Zeit und Stunde wußtet Ihr nicht. Darum kräftiget Euch mit guter Geduldung und gutem Troſte und weinet nicht um mich; denn was ich erziele, iſt beſſer, als was ich verlaſſe und freier von Sorge, freier

von Dürftigkeit, freier von Furcht und freier von Kummer. Darum bereitet Euch vor und richtet Euch ein bis dahin, wann Ihr selbst dahin gehen müsset, wohin ich gehe; denn mein Ruhm und meine große Ehre sind in dieser Welt verbreitet. Euer Ruhm aber wird bestehen in Euerm guten Verstande, Eurer Geduldsamkeit, in Euerm Gehorsam gegen die Vorschriften der Weisen und in der Hoffnung dessen, welche Gott auf das gesetzt wissen will, was bleibend ist.

Diese Trostbriefe sind eins der ältesten bekannten Denkmale der castilianischen Prosa und zeichnen sich, wie Wolf richtig bemerkt, durch Adel der Gesinnung, erhabene, treffende Bilder und durch Kraft und Zierlichkeit der Sprache vortheilhaft aus. Bei aller Alterthümlichkeit, welche fast in gleichem Grade noch dem über ein halbes Jahrhundert spätern Graf Lucanor des Prinzen Juan Manuel anklebt, ist die Sprache in diesen Briefen schon so gewandt behandelt, daß, wenn man auch annimmt, des Dichters Genie sey seiner Zeit vorausgeeilt, doch die Annahme unabweisbar scheint, daß bereits vor diesen Briefen mit ästhetischer Tendenz in castilianischer Prosa mehre Versuche gemacht seyn müssen, welche in der Sprache diejenige Cultur erzeugten, die uns aus diesen Briefen anspricht. Diese Versuche dürften in die Zwischenzeit fallen, welche vor Abfassung der weit altfränkischer gearteten prosaischen Chronik vom Cid bis zur Abfassung der Alexandreis verstrich. Diese wird nun wohl schon nach dem gelieferten Auszuge dem Leser in einem würdigern Lichte erscheinen, als sie den oben darüber getadelten Literatoren sich darstellte. Daß Juan Lorenzo Segura de Astorga ein Talent zur epischen Dichtkunst hatte, wird man wohl so wenig bezweifeln, als seine besondere Gabe der poetischen Genremalerei. On y trouve, sagt Leconteulx de Canteleu et Malmontais von diesem Gedichte des passages remarquables par la majesté et la justesse des expressions principalement dans les peintures et les descriptions locales. Begreiflich finden wird man es aber, wie Don Quixote den Alexander immer unter die irrenden Ritter zählt. In der That zu bewundern ist der richtige Instinkt, welcher den Poeten leitete, gerade diesen Alexander aus dem mit seiner Herrlichkeit versunkenen Alterthume heraufzubeschwören; denn die baare Geschichte des Macedoniers ist schon ein halber Ritterroman. In Spanien war die Wahl eines fremden Helden zum Mittelpunkte einer

Ritterepopöe auch noch dadurch besonders begründet, daß die einheimischen Helden alle diesseits der Sagenzeit standen und im Volksgesange der Romanzen bereits hinreichend verherrlicht wurden. Dadurch waren ihr Leben und dessen hauptsächliche Züge schon so bekannt geworden, daß, als die Neigung zur Ritterromantik sich productiv gestaltete, sie nicht wagen durfte, sich an den allbekannten Heldengestalten der Volksepik zu vergreifen und sie zu abenteuernden Rittern umzugestalten. Sie sah sich daher schon genöthigt, den Helden und seinen Wirkungskreis aus einem andern Zeitalter und einem andern Lande zu entlehnen. Bei der Gunst, in welche sich der Macedonier als fahrender Ritter versetzt sah, darf es nicht befremden, wenn der Stoff weiter gesponnen und ausgebeutet ward. Der Marquis von Santillana nennt unmittelbar hinter dem Poema de Alexandro die votos del Pavon (das Pfauengelübde), das zwar nicht öffentlich bekannt geworden, auch in keinem mir zugänglich gewesenen literaturgeschichtlichen Werke seinem Inhalte nach näher bezeichnet ist, nach dem gleichnamigen französischen Werke zu schließen, aber eine Fortführung der Thaten Alexanders seyn dürfte. Auch dieses Gedicht war, wie der Context beim Marquis von Santillana ergibt, in langen oder Alexandrinerversen abgefaßt, welche übrigens nicht gerade dem Gedichte des Juan Lorenzo ihren Namen verdanken, wie von manchen Literatoren angenommen ist. Zu gedenken ist noch, daß, wenn es nicht etwa ein Fehler der Handschrift ist, die bei Berceo gerügten metrischen Unregelmäßigkeiten beim Juan Lorenzo noch häufiger sich zeigen, namentlich, daß der Reim gänzlich fehlt, oder unter und über viermal sich wiederholt.

Die ſpaniſchen Ritterromane.

Der geſchichtliche Klang von Alexanders Namen und die Wirklichkeit ſo mancher ſeiner nur vom Dichter verſchönerten Thaten laſſen die Alexandreis zwar noch als eine Epopöe von hiſtoriſchen Korn, wenn auch durchaus romantiſchen Schrote erſcheinen, in welcher die durchaus hervortretende Perſönlichkeit des Helden, die nur der Vortrag des trojaniſchen Krieges etwas zurückdrängt, die Einheit feſthält und den Plan erſcheinen läſſet. Allein näher beſehen iſt doch überall ein Regen erkennbar, die Geſchichte zur Sage zu machen, und dieſelbe vom Boden der Wirklichkeit abzulöſen und ſie in einem phantaſtiſchen Wunderraume ſchweben zu laſſen, worin die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände zu bunten Getümmel ſich unter einander wirret und jeder Maaßſtab, nach welchem im gewöhnlichen Leben gemeſſen und geurtheilt wird, ſeine Anwendung verliert. Hiermit war aber gerade die Saite angeſchlagen, nach deren Klange die caſtilianiſche Nation ſich ſehnte. Begierig faßte ſie den Ton auf und bildete ihn in zahlreichen Dichtungen der Ritterromane, durch die ſie denſelben fortpflanzte, während das Ritterthum ſelbſt ſchon zerfiel, nach allen Richtungen bis an die Grenzen des Ungeheuern aus, wie es dieſem ſelber widerfuhr, was ich weiter oben ſchon anzuführen Gelegenheit nahm. In der Poeſie, welche ſich dieſer Richtung dienſtbar zu machen genöthigt wurde, riß die Phantaſie die Herrſchaft allein an ſich. Ihre ſubjectiven Gebilde verdrängten alle hiſtoriſchen Data, welche bisher als objectiver Gehalt der epiſchen Dichtkunſt feſtgehalten waren, wie ſehr man dieſelben auch mittelalterlich umgeſtaltet haben mochte. Die ſubjective Willkür des Dichters ſchaltete mit den Thatſachen, welche Geſchichte und Geographie, ſo wie die Wiſſenſchaften von ſpeculativem Gehalte ihr darboten nach eigenſinnigem Belieben und benutzte dieſelben nach planloſer Laune als intereſſante Arabesken zur Ausſtaffirung nach eigenem Geſchmacke. Bei dieſem Principe, wenn Willkür überhaupt ein Princip genannt werden kann, trieb der noch vor-

handene epiſche Productionsdrang natürlich nur baare Erfindungen hervor, welche nach Stoff und Behandlung ganz der Phantaſie und dem Geſchmacke des Dichters eigneten. Dieſe Willkür fand denn auch ein unbequemes Hemmniß in der Befolgung metriſcher Regeln, denen ſich die bisherige Epik noch mit großer Willigkeit unterworfen hatte. Sie ſtreifte den verhaßten Zwang ab und es gefiel ihr, Darſtellungen in proſaiſcher Form zu geben, wobei ſie ſich in ungemeſſenen Redebreiten erging, welche einem heutigen Geſchmacke bis zur Unausſtehlichkeit widrig vorkommen müſſen. Ohne Zweifel ſollten auf dieſe Weiſe die Schöpfungen der Phantaſie, welche in ihrem Inhalte ſich ſo durchaus von der Wirklichkeit entfernten, dem Leben inſofern wieder näher gebracht werden, als die demſelben entnommene Sprache eine beſſere Verſtändigung und größere Verbreitung dieſer Dichtungen vermittelte. Die ältern Gedichte der epiſchen Gattung waren durch Eigenthümlichkeit des Idioms und metriſche Gebundenheit weder der neuern Zeit mundrecht, noch dem ſpätern Gehöre geläufig, daher kein Mittel einer bequemen Unterhaltung. Durch proſaiſche Form und Wahl der Umgangsſprache gelang es den an die Stelle der Gedichte tretenden Ritterromanen jene zu verdrängen und ſich ſelber als Converſationsmittel einen Weg in das Volk zu bahnen, ſo daß ſie ungeachtet ihres Wurzelns in der Kunſtpoeſie Volksbücher werden konnten. Dieſer Geſchmack an der proſaiſchen Form in der Erzählung war aber auch in den Nachbarländern der pyrenäiſchen Halbinſel verbreitet und veranlaßte dort die Umſchreibung der ältern epiſchen Dichtungen in Proſa, wie er auch ohne Zweifel die Umgeſtaltung des alten Gedichtes vom Cid in die Chronik des Cid veranlaßt haben mag, wie das Ausſchmücken der Begebenheiten durch Hinzudichtungen und Einlaſſen des Wunderbaren und Legendenartigen ganz die eben bezeichnete Tendenz der willkürlichen Behandlung offenbart, welche den objectiven Gehalt jenes hiſtoriſchen Gedichtes zu verflüchtigen und die plaſtiſche Härte der Thatſachen in elaſtiſchen Phantaſiegallert einzumachen und anzurichten befliſſen iſt. Eine gleiche fabelnde Umkleidung erfuhren andere unter dem Titel als Chroniken behandelte Geſchichtsſtoffe in dem vierzehnten Jahrhundert, welches eben die Entſtehungszeit der Ritterromane iſt, neben welchen zugleich die wirkliche Geſchichte in vielen Chroniken aufgezeichnet ward. Deßhalb fand ſich Sarmiento (§. 728.) zu

der Aeußerung veranlaßt, daß man dieſes vierzehnte Jahrhundert, das mit Recht das Jahrhundert der wahren Chroniken genannt werden könne, eben ſo wohl das Jahrhundert der erdichteten nennen dürfe. Mit dieſen Chroniken, welche ſich in ängſtlicher Genauigkeit und Umſtändlichkeit an die Wirklichkeit hielten, deren äußere Erſcheinung ſie mit diplomatiſcher Treue durch Abſchilderung wieder zu geben befliſſen waren, hatten die Ritterromane auch die Aehnlichkeit, daß ſie mit ermüdender Gewiſſenhaftigkeit in die unbedeutenden Einzelheiten bei ihren über alle Maaßen häufigen Beſchreibungen eingehen und mit ihrer nekrologiſchen Aengſtlichkeit vor dem Vergeſſen dieſes oder jenes kleinlichen Umſtandes alle Verhältnißmäßigkeit ſtören, den Gruppirungen in ihrem verworrenen Durcheinander keinen Totaleffect zu geben wiſſen, ſondern immer mit ganzer Intenſität der Produktion an der Scholle der Gegenwart des eben in Behandlung befindlichen Theiles kleben. Dieſe Ueberladung mit Details, welche dem für epiſche Einheit und den Begriff einer Haupthandlung nicht mehr empfänglichen Sinne der Leſer am beſten zuſagten, fand aber auch im nicht beſchreibenden Theile dieſer Dichtungen noch einen weiten Raum. Es ſollte nicht allein der Leſer keine noch ſo kleine Einzelheit an den Vorgängen und Erſcheinungen vermiſſen, welche dem Auge ſich darlegten, ſondern auch das Ohr ſollte an gleicher Fülle deſſen ſich erfreuen, wozu es Zeuge ſeyn konnte. Deſthalb wurde mit unerbittlicher Zuverläſſigkeit jedes Wort erwittert, das den handelnden Perſonen entfallen ſeyn konnte, und ſo erhielten denn die Leſer einen reichen Vorrath von Geſprächen und Reden aller Art, welche ihnen nach etwaniger Ermüdung durch deſcriptive Foltern eine dramatiſche Erholung und Stärkung für die folgenden Beſchreibungen ſeyn konnten. Auch nicht das unbedeutendſte Compliment, welches geſagt ſeyn könnte, wird uns vorenthalten. Dabei werden alle dieſe Bedeutungsloſigkeiten, um dieſelben zu einer rhetoriſchen Dignität zu erheben, in einer Redeweiſe vorgetragen, in welcher Schwulſt, Zierlichkeit, Affectation, Natur ſich in einem ſteten Wetteifer und Ringen um die Oberhand mit einander befinden. Wie nahe dem Bekanntwerden der Alexandreis des Juan Lorenzo Segura von Aſtorga, in welcher dieſe Eigenthümlichkeiten der Ritterromane des vierzehnten Jahrhunderts mehr oder minder erſt noch als Anlage oder ſchon in der Ausbildung begriffen erſcheinen, dieſe Richtung ſich allmählich zu dem

ausgebildet, was als Eigenthümlichkeit der Ritterromane erscheint, kann zur Zeit nicht documentirt werden, indem diejenigen literarischen Erzeugnisse, welche als die Mittelglieder und Uebergänge anzusehen seyn möchten, noch nicht bekannt geworden sind, wenn sie nicht etwa überhaupt verloren gingen. Es erscheint daher in Spanien als erstes Denkmal dieser neuen Art rittertümlicher Schöpfung der Amadis von Gallien, von welchen auch der Pfarrer bei dem scharfen Gerichte, das er in Gesellschaft des Paders über Don Quixotes Bücherei hielt, versichert, daß von demselben alle späteren Ritterbücher Sprößlinge und Abkömmlinge wären. Augenscheinlich ist diese Schöpfung der Ritterpoesie selbst in ihrer ersten Gestalt das Product einer spätern Zeit als die Alexandreis. Ich habe sie derselben aber aus dem Grunde in der Betrachtung angeschlossen, weil sie die Entwickelung Dessen zeigt, wozu die Keime, wie gezeigt, schon in Juan Lorenzo's Gedichte angetroffen werden, und ich diese Art Ritterpoesie, auf welche dann später nicht wieder zurückzukommen seyn wird, in gleicher Weise als eine Gesammterscheinung der Literatur fasse, als ich es mit den Romanzen gethan und es noch einmal gegen Ende dieses Buches mit der spanischen Bühne des Mittelalters zu thun gedenke. Dabei ist freilich zu erinnern, daß viele von den spanischen Ritterromanen erst einer Zeit angehören, an deren Schwelle meine Geschichte schon abbricht. Durch die neu erfundene Buchdruckerkunst zahlreich verbreitet, flammte in diesen Ritterbüchern die schon im Verscheiden begriffene Lebenskraft des Mittelalters noch einmal hell auf; sie fand einen verwandten Widerschein in den außerordentlichen Begebenheiten, deren Schauplatz der Osten und Westen darboten, wo auf der einen Seite das christliche Kaiserthum des Ostreiches vor dem triumphirenden Halbmonde in Trümmern sank und auf der entgegengesetzten Seite eine neue Welt aus den Wellen wie durch Zauberschlag emportrat, die Regionen auftbat und Thaten hervorrief, welche dem, was die Ritterromane aufzeigten, gewissermaßen zur Beglaubigung dienen konnten. So standen die zauberähnlichen Erscheinungen der wahren und der Rittergeschichte in einem gegenseitigen Zusammenhang, der auch wohl noch tiefer sich würde verfolgen lassen, wenn man untersuchen wollte, in welcher Art die kühnen Abenteurer, welche bei den Entdeckungen der neuen Welt mitwirkten, durch Lesung von Rittergeschichten ihre Phantasie und ihren Muth geschickt gemacht, auf den

Bahnen zu wandeln, die wir ſie einſchlagen ſehen. Wo Wirklichkeit und Dichtung ſo aufeinander zurückwirkten, konnte der Geiſt, der beide beſeelte, nicht ſo ſchnell abſterben, wenn er auch einer Zeit entſtammte, welche nach Erſchöpfung ihrer Hauptrichtungen ſchon in die Vergangenheit verſunken war. Der auf ſolche Art am Leben gebliebene Zweig der heimgegangenen Zeit, welcher aus der Gegenwart unerwartete Kräfte zu neuem Triebe ſchöpfte, mußte ſich todt wachſen und zugleich der Zeit das Bewußtſeyn eröffnet werden, daß das Ritterthum, dem dieſer Schoß angehörte, längſt eine Leiche wäre, und ſeine Erſcheinung in der Gegenwart nur als Geſpenſt gedeutet werden könne, deſſen Wirkſamkeit allein in der Phantaſie derer, die ſich davon noch berücken ließen, ſeine Werkſtätte finde, übrigens aber die Welt mit dieſem Gebilde nichts mehr gemein habe. Beides geſchah im Don Quixote, welcher die ganze Ritterromantik durch Parodie auf eine Spitze trieb, wo ſie umſchlagen und nothwendig ihr Ende finden mußte, der zugleich aber auch die Frucht bringenden Elemente darbot, aus denen an die Stelle des unwiderbringlich Zerſtörten neue gedeihliche Schöpfungen im Gebiete der Poeſie hervorgehen mußten. Cervantes zeigte meiſterhaft, wie ſich das kindiſche Suchen von Abenteuern und die Vorſpiegelung der Täuſchungen, in denen die irrenden Ritter lebten, der Wirklichkeit Hohn ſpricht. „Deßhalb trifft, wie Schmidt ſagt, Don Quixote, indem er in dieſe Ritterpoeſie hinein reitet, überall auf Prügel und blaue Flecken ſtatt auf Wunden und Schwerter, auf wandernde Freudenmädchen ſtatt auf bedrängte Jungfrauen, auf zu Galeerenſtrafe verurtheiltes Geſindel und Polizeibeamte ſtatt auf Rieſen und böſe Zauberer, auf Schafheerden ſtatt auf kämpfende Heere. Wer ſich, ohne einen Stützpunkt zu haben, ganz einheimiſch macht in dieſem erträumten Lande, wie Don Quixote, der muß freilich, trotz ſeiner redlichen Meinung, ſeines guten Willens und ſeiner Begeiſterung für Gerechtigkeit, in einen Zuſtand von Blindheit und Verwirrung gerathen, wo das Uebermaaß der Anforderungen an die Welt und die Ueberſchätzung eigener Kräfte ihn in den Schmutz der Gemeinheit hinabziehen und die Verhöhnung ſeines wahnſinnigen Dünkels ihn beſtraft.“ Wer den Don Quixote, abgeriſſen von ſeiner Beziehung auf die Ritterromane, als für ſich beſtehendes Kunſtwerk betrachten und begreifen will, wird nie ſeine eigentliche Geltung zu erkennen im Stande ſeyn, welche ganz und durchaus auf dem Verhältniſſe ruhet, in wel-

chem er zu den Rittergeſchichten ſtehet, die Cervantes noch als eine allgemein beliebte Volkslectüre vorfand und durch ſeine meiſterhafte Compoſition mit einem Male ganz und gar beſeitigte. Abgeſehen von dem Vorſatze, über die geſteckten Gränzen ohne Noth nicht hinauszugehen, werde ich in die Verſuchung, die ſpaniſche Ritterromantik bis in den Don Quixote hinein vollſtändig zu verfolgen, gar nicht gerathen, weil von den Ritterbüchern, welche in Gefolge des Amadis, der noch dem vierzehnten Jahrhunderte angehört, erſchienen, die meiſten einer weitern Muſterung nicht bedürfen, indem ſie in ihren Fehlern ihren gemeinſchaftlichen Ahnherrn Amadis von Gallien je jünger deſto ſtärker überbieten und wie ſchon Cervantes bei der Bücherſchau im Don Quixote richtig bemerkt, ſo unzählig auch ihre Familie iſt, an Vorzügen demſelben ſehr nachſtehen, kurz in jeder Beziehung ausgeartete Sprößlinge deſſelben ſind. Es wird daher genügen [1]), wenn der Amadis und Einige aus ſeiner Nachkommenſchaft die Revüe paſſiren, wobei ich ſeine übrigen Nachtreter um ſo gewiſſenhafter überſehen darf, als ich wirklich nicht die Ehre habe, ihr näherer Bekannter zu ſeyn, auch die Entſtehungszeit der meiſten ſo zweifelhaft iſt, daß ich nicht einmal anzugeben wüßte, ob ſie zu dem Bereiche gehören, in deſſen Gränzen meine Betrachtung verweilt. Vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts iſt der Amadis von Gallien ſicherlich nicht allgemeiner bekannt geweſen, ſonſt würden Dante und Petrarch, welche auf das Unweſen der Ritterſchaft heftig losziehen, nicht ermangelt haben, dieſes berühmteſte Werk der Art mit zu erwähnen. Im Amadis geſchiehet des Triſtan Erwähnung, deſſen Geſchichte zuerſt im dreizehnten Jahrhundert von Thomas von Erceldonne behandelt ward. So viel bekannt, zum erſten Male angeführt, findet ſich der Amadis in dem unten näher zu betrachtenden Rimado del Palacio von Pedro Lopez de Ayala, welcher in einer Stelle, wo er büßend ſeiner frühern Verirrungen gedenkt, ſich unter andern auch Vorwürfe darüber macht, daß er Lügenſchriften gern geleſen, unter denen er den Amadis und Lancelot nennt. Ayala ſtarb in ziemlich hohem Alter im Jahre 1407. und mag, da er

1) Ausführlichere bibliographiſche Nachrichten über die Amadisromane gibt Brinckmeier in ſeinem Abriſſe ꝛc., welche ich, weil ich ſein Buch erſt erhielt, als obiges bereits geſchrieben war, nicht mehr benutzen konnte. Doch iſt, wie mich dünkt, von mir nichts Weſentliches überſehen.

um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein junger Mann war, wo er jene bedenkliche Lectüre liebte, den Amadis um dieſe Zeit geleſen haben. In der Form, worin Ayala das Buch las, iſt daſſelbe nicht mehr vorhanden. Die älteſte Geſtalt in ſpaniſcher Sprache, welche jetzt bekannt iſt, gab dem Amadis von Gallien ein gewiſſer Garci Ordoñez de Montalvo unter der Regierung der katholiſchen Majeſtäten. Er fügte den vier ſchon vorhandenen Büchern ein fünftes hinzu, welches die Thaten von Amadis Sohne, Esplandian, beſchrieb. Dieſer Herausgeber hat ſeiner eigenen Verſicherung zufolge die alten Originale verbeſſert, viele überflüſſige Worte ausgemerzt und dafür andere dem feinen und gebildeten Style entſprechende eingefügt. Montalvo gibt ſich das Anſehen, als ob er nur drei Bücher des Amadis vorgefunden und das vierte, welches er durch einen ungriſchen Kaufmann in Griechenland entdeckt worden und nach Spanien gebracht ſeyn läſſet, hinzugefügt, überſetzt und verbeſſert habe. Uebrigens nimmt er unter andern auf eine frühere Bearbeitung Bezug, welche offenbar portugieſiſch iſt, aber noch eine frühere vor ſich gehabt zu haben ſcheint. Denn als Ordoñez meldet, Amadis ſey bei der Dame Briolanja, aller Verführungskünſte derſelben zum Trotz, ſeiner alten Liebe treu geblieben, bemerkt er: „Obgleich der Herr Infant Don Alfonſo von Portugal aus Mitleid mit der ſchönen Jungfrau (Briolanja) es auf andere Weiſe niederzuſchreiben befahl. Hierin handelte er ſehr gnädig, aber nicht dem entſprechend, was über die Liebesgeſchichte wirklich geſchrieben worden. Dieſe Liebesgeſchichte ward auf eine andere Art erzählt, in welcher man derſelben mehr Glauben beimeſſen darf.“ Hierdurch wird die allgemein verbreitete Meinung wahrſcheinlich, daß ein Portugieſe, den man Vasco da Lobeira nennt, den Amadis im erſten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts in ſeiner Landesſprache urſprünglich verfaßt habe. Leider iſt die angeblich im Beſitze der herzoglichen Familie Aveiro befindliche portugieſiſche Handſchrift des Lobeira immer noch nicht durch den Druck veröffentlicht. Eines Auszuges iſt die durch zahlloſe Epiſoden zerriſſene voluminöſe Geſchichte des Amadis von Gallien nicht wohl fähig, wenigſtens würde derſelbe hier um ſo weniger an ſeiner Stelle ſeyn, da ſo viele andere literariſche Gelegenheiten geboten ſind, ſich mit dem Inhalte dieſes berühmten Ritterbuches bekannt zu machen. Die Zeit der Begebenheiten iſt möglichſt unbeſtimmt gehalten, doch nach Chriſti Geburt, und

vor den Rittern der Tafelrunde zu ſetzen. Der Held des Romans iſt Amadis, ein Kind der Liebe des Königs Perion von Frankreich und der Prinzeſſin Eliſena, einer Tochter Gavinter's, Königs von Bretagne. Die Abſicht des Dichters und der Hauptgegenſtand ſeines Werkes iſt die Verherrlichung der Liebe des Amadis, deſſen Geſchichte von ſeiner Kindheit an gemeldet wird, zur Prinzeſſin Oriana, der Tochter des Königs Liſuart von England. Amadis und Oriana verlieben ſich und verkehren heimlich mit einander gleich Vermählten. Von ihren Eltern dem römiſchen Kaiſer zur Gemahlin beſtimmt, wird Oriana durch Amadis gewaltſam entführt. Mit Hülfe der tapferſten irrenden Ritter und des Königs von Frankreich, ſeines unerkannten Vaters, beſiegt Amadis die Römer und Engländer. Als man ſein geheimes Verhältniß zu Orianen entdeckt, erhält er die Zuſtimmung ſeines Schwiegervaters Liſuart und es findet eine öffentliche Vermählungsfeierlichkeit Statt. In den Epiſoden werden die glorreichen Thaten vieler andern Ritter, z. B. Galaors (des Amadis Bruder), erzählt, deren meiſte zur Vertheidigung Orianens und ihres Geliebten ſich vereinigen und durch die Vermittlung dieſes erlauchten Paares ihre eigenen Geliebten zu Gemahlinnen erhalten. Alle dieſe Thaten, ihre Aufeinanderfolge und Schauplätze darf man nicht über den Leiſten der Geſchichte und Geographie ſchlagen wollen. Es kann daher auch nicht von einer ungeheuern Mißhandlung beider in dieſem Buche die Rede ſeyn, wie Bouterwek dem Verfaſſer vorgeworfen. Denn mit Zeit und Raum ſchaltet der Verfaſſer des Amadis auf eine ſo ungebundene Weiſe, daß er ſich von beiden Formen der Erſcheinung alles Sinnlichen vollkommen emancipirt, ſowie er den Verlauf der Naturgeſetze durch Aufſagung des demſelben ſchuldigen Gehorſams alle Augenblicke unterbricht. Die Willkür des Eingreifens in die Naturgeſetzmäßigkeit zeigt ſich in der Zauberei, welche nicht allein in allerlei zauberiſchen Mitteln ſich offenbart, ſondern auch in einem unbegreifliche Wirkungen vermittelnden zauberiſchen Handeln. Die magiſchen Kräfte und Intelligenzen dienen dem Dichter zur Maſchinerie, welche ihm das ermöglichen hilft, was er mit den natürlichen Hebeln der Kraft des eigenen Gemüthes und ihrer ſelbſtſtändigen Thätigkeit in motivirter Weiſe zu beſchaffen nicht im Stande iſt. Zu den magiſchen Mächten gehören auch die Feen. Als eine ſolche zeigt ſich im Amadis die Urganda, welche freilich nicht ſo ſehr ihrem Eigenſinne fröhnt, als die Feen in andern Rittergeſchichten. Denn ſie

ſtellt ſich dar als eine Dienerin und Botin des Geſchickes, die Fortuna der Alten, vertheilt die irdiſchen Gaben und lenkt einige ihr untergeordnete Begegniſſe, an denen ſich des Menſchen Verſtand und Gemüth erproben ſoll. Durch die Vermittelung ſolcher übernatürlichen Potenzen weiß der Dichter dann alles zu verwirklichen, was der Eigenſinn ſeiner Laune nur begehren mag. Der Grad des Intereſſes an dieſen auf Unbegreiflichkeit ruhenden Ueberraſchungen hängt von dem größern oder mindern Erſtaunen ab, welches die einzelne Zauberei hervorbringt. Im Ungeheuern ein Meiſter, hat der Verfaſſer des Amadis kein Bedenken getragen, auch durch die Magie die unerhörteſten Dinge zu ermöglichen, womit er allerdings die Vorſtellung beſchäftigt, aber den Zuſammenhang und die Einheit ſeiner Erfindung immerfort zerſtört, ſo daß neben der dabei Statt findenden Leere des Gemüthes die aus der Einheit und dem conſtanten Fortgange hervorgehende äſthetiſche Befriedigung häufig ausbleibt. Mit wie Unerhörtem und Wunderbarem die Phantaſie auch das Spiel verſucht, ſie erſetzt nicht das Intereſſe, welche das Vorhandenſeyn eines organiſchen Mittelpunktes gewährt, von welchem alle poetiſchen Tendenzen Hervorgänge ſind und auf welchen alle gravitiren. Der Zufälligkeit anheim gegeben, folgt der Verlauf der Geſchichte keiner verſtändigen Regel und gibt die Einheit, welche den Charakter des Epos bildet, völlig auf. Unbeſtimmtheit und Möglichkeit ſind die einzigen Prinzipe, welche die ſchaffende und erfindende Kraft des Dichters zu Hebeln ihrer Thätigkeit macht und denen ſie eine Fülle von Abentheuern abgewinnt, in denen ſich die edle Ritterſchaft ergeben und zeigen muß. Nirgends tritt eine ins Allgemeine gelegte Nothwendigkeit hervor, welche das Schickſal des Einzelnen regelt und die Erlebniſſe Aller unter einen Geſammtwillen ordnet. Alles iſt in die Hand und den Willen des Einzelnen gelegt, deſſen Erfolge Zufall und Laune des Dichters beſtimmen. Es iſt daher hier nicht das Gewicht der ernſten Theilnahme fühlbar, welche wir dem Schickſale der Völker zuwenden, die uns das Epos vorführt, ſondern das privative Intereſſe an der Geſchichte Einzelner, deſſen individuelle Schärfe ſich die Theilnahme eines größern Leſerkreiſes zu erringen weiß, als die Veranſchaulichung allgemeiner Ideen und univerſalhiſtoriſcher Momente, welche im „völkerverſammelnden Epos“ vor ſich gehet. Will man in den Empfindungen, Anſchauungen und Vorſtellungen, welche die innern und äußern Handlungen

der Perſonen im Amadis, ſowie den ſpätern Ritterromanen motiviren, ſich zurecht finden, ſo muß man gegenwärtig haben, was ich eben beim Einfluſſe der Chevalerie auf die Dichtkunſt und Literatur im Allgemeinen bemerkt habe. Vor allen Dingen iſt die Hauptaufmerkſamkeit auf die unverbrüchliche Treue des Amadis gegen ſeine Geliebte gerichtet. Mit derſelben ſtehet nach unſern Begriffen die ungebundene Weiſe, in welcher der liebende Ritter mit der Geliebten zuſammenlebt, in einem nur der Ritterzeit in dieſer Art eignenden, ſeltſamen Gegenſatze. Bodenloſe Liebesſchwärmerei, welche die idealſten Formen ſubtilſter Leidenſchaft zu durchklügeln weiß, paart ſich mit dem glühenden Drange des Rauſches üppigſter Sinnlichkeit in groteſker Miſchung und Abwechſelung. Da die Befriedigung des ſinnlichen Liebesreizes niemals bei den Liebenden in die Gewöhnlichkeit und in die Sphäre der gemeinen[1]) Wirklichkeit hinabſinkt, ſondern immer nur als ein Ausdruck der leiblichen Verwirklichung einer idealen Sehnſucht, eines überſinnlichen Gefühles der Angehörigkeit, welches eine totale Einheit des Weſens zweier Perſönlichkeiten erſtreben möchte, ſich darſtellt, ſo erhält ſich die Leidenſchaft immer über der niedrigen Form des thieriſchen Gelüſtens und rettet durch alle Acte, welche dieſem anſcheinend entſproſſen ſind, ihren idealen Charakter hindurch. Es iſt mehr als ein blos verſchleierter Libertinismus, welches das Weſen dieſer Leidenſchaft ausmacht. Die Abweſenheit abſichtlich ſinnlich reizender, und daher unſittlicher Züge, die beſtändige Höhe des Enthuſiasmus liebender Schwärmerei, der zu Thaten begeiſterte, welche auf dem Boden gemeiner Sinnlichkeit nicht emporwachſen, geben im Ganzen doch den Eindruck einer unſchuldigen Liebe[2]), welche ungeachtet der ſinnlichen Schlacken, mit

1) Doch iſt zu bemerken, daß dies nur von dem Verhältniſſe zwiſchen Amadis und Oriana gilt, indem der Dichter, um dieſes zu heben, in der zur gemeinen Wirklichkeit hinneigenden Libertinage Galaors ein Gegenbild aufgeſtellt hat. Dem guten Züricher Prediger und Profeſſor Johann Jakob Frieſe († 1611.), welcher einen raiſonnirenden Catalog einer Gesnerſchen Bibliothek ſchrieb, waren ſolche Liebeshändel ſo gräulich, daß er darüber den ganzen Amadis, den er in jener Bibliothek antraf, gleich ſeinem Amtsbruder im Don Quixote verwarf und demſelben nachſagte, er enthalte nichts praeter turpissimos et foedissimos amores et ita quidem, ut res ipsae oculis paene subjiciantur.

2) Namentlich gehört hierher das kindliche Verhältniß der eben erwachenden Liebe zwiſchen Amadis und Oriana.

denen ſie ſich gewiſſermaßen abſichtlich bedeckt, doch den Schein einer reinen zu bewahren weiß, ſowie den ganzen Roman, welcher überhaupt unverkennbar einen durchaus didaktiſchen Zuſchnitt hat, eine überall ausgeprägte ſittliche Tendenz erfüllt. Gerade dieſer iſt es auch wohl beizumeſſen, daß der Amadis ſo lange Zeit hindurch eine Lieblingslectüre der Spanier, deren jeder ſich ein geborner Edler däuchte, ſeyn und dieſe Edeln ſo bezaubern konnte. Ohne ſittlichen Gehalt weiß ein ſo allgemeiner Reiz ſo lange Zeit nicht zu beſtricken. Wirklich fehlt es denn auch im Amadis nicht an eindrücklichen Vorträgen moraliſcher Lehren, Warnungen und ſalbungsvollen Ermahnungen zum gottesfürchtigen Wandel. Namentlich wendet ſich der Dichter mit dergleichen an die Kaiſer, Könige und andere Großen dieſer Erde. Manches dieſer Art gehört zu dem Ausgezeichneten und iſt mit der Farbe der Wahrheit und dem Leben eigenſter Ueberzeugung vorgetragen. Daß bei den übertriebenen Tendenzen, in welchem die Zeit des Abſterbens der Ebervalerie im wirklichen Leben ſich gefiel, auch im Amadis von Gallien eine Menge Hohles, Aufgedunſenes und Carricaturen die Fülle ſich zeigen werden, darf man ſchon von vornherein erwarten. So iſt es denn namentlich mit den hier zur Schau getragenen Tugenden, deren unnatürlich geſchraubte Höhe den trefflichen Val. Schmidt [1]) zu der ſehr richtigen Bemerkung veranlaßt, daß wir, „genau betrachtet, im Amadis nur ein leeres Spiel mit den Tugenden der Tapferkeit und Keuſchheit haben zur Ergötzung und Bewunderung der Leſer erſonnen, ohne höhere Einheit, abſichtliche Steigerung, wahren Zuſammenhang und Nothwendigkeit.“ Natürlich ſchließt dieſe Bemerkung keineswegs die Anerkennung des wahrhaft Schönen und Edlen aus, was neben und zwiſchen den Uebertreibungen ſich mannichfach antreffen läßt, z. B. die von Schmidt ſelbſt anerkannte herzliche Aufrichtigkeit zwiſchen Amadis und dem Zauberer Arkelaus bei deren offenen Feindſchaft, wobei uns noch die glänzende und ehrwürdige Seite der ritterlichen Tugenden in ungetrübter Reinheit entgegentritt. Dieſe bleibt auch bei aller Idealität, Reinheit, Geiſtigkeit, zu welcher hinauf das Ritterweſen in der Geſtalt des Amadis geſteigert worden, eine erquickliche Grundlage,

1) Von ſeiner ausgezeichneten Abhandlung über die Amadisromane findet ſich bei Brinckmeier keine Notiz.

wenn wir auch den Mangel jener urſprünglichen, obzwar rauhen und derben, doch aber großartigen Natürlichkeit des Ritterthums in den ältern ausländiſchen Dichtungen hier im Amadis vermiſſen. Auch in der Liebe, deren Verherrlichungdie Aufgabe dieſes Romans iſt, finden ſich raffinirte Ueberladungen genug, die ſelbſt der Ueberſchwänglichkeit jenes Gefühles gegenüber als gemachte Künſtelei erſcheinen, welcher das lebendig ſtrömende Herzblut der Natürlichkeit fehlt. Namentlich ſtellen ſo manche Züge, in denen Amadis die Aufrichtigkeit und Größe ſeiner Neigung zur ſchönen Oriana an den Tag zu legen befliſſen iſt, ſich weit weniger als Hervorgänge drängender Empfindung, denn als Capricen einer ſpitzfindigen Grübelei dar, welche immer Ueberaußes erſinnt, um den Ruhm zu haben, von andern in gewaltigen Liebesäußerungen nicht überboten zu werden, damit ihr der Ruhm des erſten Liebhabers bleibe. Dieſe Richtung hat durch Parodie in ihrer Nichtigkeit beſonders glücklich Cervantes aufgedeckt, indem er zeigt, wie die Liebe gar nicht mehr als eine urſprüngliche Empfindung dem Ritter wie jedem andern Menſchenkinde angehört, ſondern zu einem conventionellen Merkmale im Begriffe eines fahrenden Ritters wird, welches derſelbe ohne die geringſte Liebesempfindung im Herzen an ſich zur Schau zu tragen befliſſen iſt. So ſehr dem Amadis im Allgemeinen der Gegenſtand ſeiner Liebe an ſich genügt, ſo iſt ihm das doch nicht in jedem einzelnen Falle genug, ſondern es gelüſtet ihn auch nach dem Ruhme, daß Andere die Unübertrefflichkeit ſeiner Dame anerkennen, wozu er natürlich das Anerkenntniß mit dem Munde wohl erzwingen kann, der innern Ueberzeugung dagegen immer gewiß wird und nur ſeiner eignen und der Eitelkeit ſeiner Prinzeſſin Vorſchub leiſtet. Eine ſo geartete und mißleitete Empfindung mußte ſich auch in phantaſtiſcher Galanterie, in geſchraubten Redensarten, ſteifer Etikette, verkehrter Anbetung und Vergötterung, welche ſich an die Verrücktheit ſtreifende Selbſtbußen auferlegt, wohl gefallen. Die geſpreizte Manierirtheit der Empfindungen und Tendenzen, in welchen ſich die Helden im Amadis ergehen, ſo wie die Unnatur der Verhältniſſe, welche erfunden ſind, um die Chevalerie zu feiern, ſind denn auch in die Darſtellung ſelbſt übergegangen, welche wir freilich nur in der Bearbeitung des Montalvo kennen, die aber, weil die Elemente dazu in der Sache ſelbſt liegen, einen ſehr ähnlichen Ausdruck in der urſprünglichen Erzählung ſelbſt gezeigt haben

wird. Weitſchweifig, wortreich, gekünſtelt und überladen iſt dieſelbe ein getreues äußeres Abbild der dargeſtellten Vorgänge. Bei alle dem glänzt das Genie des Verfaſſers, welches in der Erfindung des Ganzen und deren wohlberechneten Nebenpartieen ſich abſpiegelt, doch auch in der Erzählung, namentlich in den freilich mit ängſtlicher Mikrologie in allen Details ausgemalten Beſchreibungen. Auf Eleganz und rhetoriſche Gewähltheit iſt überall ein ſorgſames Augenmerk gerichtet. Neben ungeſchickter Breite und geiſtloſer Redſeligkeit tritt uns die alte Einfalt, die biedere Herzlichkeit und unbefangene Anmuth der Ritterſprache entgegen und nicht ſelten haben wir die ungeſuchte Kunſt, die feine Zierlichkeit und die treuherzige Würde des Styles zu bewundern. Befremden darf es bei dieſen Eigenſchaften nicht, wenn der Amadis lange Zeit das Anſehen eines ſtyliſtiſchen Muſterbuches genoß. Mit allen hier nur angedeuteten Fehlern iſt der Amadis von Gallien eine bedeutende poetiſche Hervorbringung und dabei ſo ganz ſpaniſch in Anlage und Geſinnung, daß es bei der ergreifenden Lebendigkeit ſeiner Einwirkungen auf den Leſer kein Wunder iſt, wenn der Amadis in Spanien alle übrigen Rittergeſchichten, die nicht zu ſeiner Sphäre ſich zu geſellen wußten, verdrängte und namentlich die im Auslande ſo allgemein verbreiteten Ritterbücher von der Tafelrunde und Carl dem Großen von der pyrenäiſchen Inſel dergeſtalt abhielt, daß dieſe dort niemals zu einem allgemeinen Anſehen beim Volke gelangen konnten. Amadis war dieſem ſtets das Urbild aller Rittertugenden, ſo wie der Amadisroman alle jene gefeierten ausländiſchen Helden erſt als Perſonen einer ſpätern Zeit erſcheinen ließ, von denen man wenigſtens verlangte, daß ſie es dem Amadis in ritterlichen Leiſtungen zuvorthäten, was natürlich nicht geſchehen war, weßhalb man ſie in Spanien für ſchwache Nachtreter des geliebten Amadis anſehen mochte, der, wenn er auch ſeiner Geburt nach kein Landsmann der ſpaniſchen Leſer war, doch in manchen Zügen, z. B. dem ehrfurchtsvollen und zärtlichen Nachtbeſuche des Amadis im Garten unter Orianas Gitterfenſter, ſo wie der romantiſchen Selbſtpeinigung des Helden am armen Felſen, welche ihm den Namen Dunkelſchön eintrug u. ſ. w., ſo ganz und gar den Spanier ſpielte, daß man ſich bei ſo heimiſchen Gebaren an ſeine ausländiſche Geburt nicht weiter ſtieß. Wenn ein Mann von dem reinen, männlichen und edeln Geſchmacke des Cervantes dem Ama-

bis durch den Mund des Baders in Don Quixote, als einem Werke, deſſen Kunſt einzig iſt, Begnadigung vor allen übrigen Ritterbüchern angedeihen läßt, ſo wird der Enthuſiasmus, mit welchem der Spanier ſich der Lectüre dieſes Ritterbuches überließ, ſo wie der Einfluß, welchen daſſelbe auf die Nationalliteratur üben mußte, leicht begreiflich. Wenn ſich derſelbe nicht ſogleich äußerte und die nächſte Fortſetzung des Amadis anſcheinend erſt 150 Jahre nach den vier erſten Büchern verfaßt wurde, ſo muß man erwägen, daß ein Werk von ſo bedeutendem Umfange, als der Amadis von Gallien, zu einer Zeit, wo die Buchdruckerkunſt die Handſchriften noch nicht vervielfältigte, nur in den Händen weniger Begüterter ſeyn konnte, welche die Koſten der Abſchriften zu beſtreiten im Stande waren. Unter dieſen Umſtänden konnte der Amadis wohl erſt ein Volksbuch werden, nachdem die Druckerkunſt ihn einer größern Anzahl Leſer zugänglich gemacht hatte. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, in welchem der Amadis von Gallien entſtand, waren Bücher in Caſtilien eine wahre Seltenheit. Warum in Spanien vorzugsweiſe ein Büchermangel fühlbar ward, iſt ſchon weiter oben erörtert. Die Unruhen des vierzehnten Jahrhunderts und die Zerſtörung ſo vieler Kirchen und Klöſter im Kriege hatten in dieſer Periode ganz vorzüglich die Bücher verſchwinden laſſen. Eine der bedeutendſten Bibliotheken beſaßen die Grafen von Benavente um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Das Verzeichniß ihrer Bücher belief ſich auf 120 und einige Nummern. Einige Bücher waren noch dazu in mehreren Exemplaren vorhanden, z. B. der Livius in acht Handſchriften. Der ſehr gelehrte Fernando del Pulgar beſaß eine Bibliothek von 80 Bänden, deren Reichhaltigkeit den Neid anderer Gelehrten erregte. Der Archidiaconus von Alcor, welcher um 1400 lebte, verſichert, daß man aus Mangel an Büchern, dergleichen auf Jahre gemiethet habe, woraus für bücherreiche Kirchen eine bedeutende Einnahme entſtanden ſey, welche alljährlich ihre Bücher an den Meiſtbietenden miethweis auf zwölf Monate verſteigerten. Die Koſtbarkeit des Abſchreibens war bedingt durch die lange Dauer dieſes Geſchäftes. In einer Abſchrift des Gratianiſchen Decrets aus jenem Jahrhundert findet ſich die Bemerkung des Abſchreibers, daß er 21 Monate auf ſeine Arbeit verwendet habe. Um 4000 Exemplare zu beſchaffen,

würde eine Hand an 8000 Jahre haben ſchreiben müſſen. Bücherein, in denen 120 Bände ſich befanden, mußten daher wohl für ſehr reichhaltig gelten. Die Lectüre war deßhalb nur eine Beſchäftigung für ſehr wohlhabende Leute. Der gemeine Mann las nicht und war auch wohl nicht einmal im Stande zu leſen. Dieſer Umſtand war auch der Ausbreitung der Kunſtpoeſie hinderlich, welche meiſtens in umfaſſenden Erzeugniſſen ans Licht trat. Für das Gedächtniß waren ſie von zu bedeutendem Umfange; ſie konnten daher nicht, wie die Schöpfungen der Volkspoeſie, aus dem Munde oder wohl gar aus dem mitdichtenden Stegreife hergeſagt und durch die Jongleurs an das Volk gebracht, ſondern mußten, wenn ſie nicht untergehen ſollten, der Schrift anvertrauet werden. Bei der Seltenheit der Vervielfältigung blieben die Schöpfungen der Kunſtpoeſie auf einen geringen Kreis beſchränkt und gingen ſo leicht verloren, weil die Vernichtung einiger Exemplare oft hinreichte, eine Schrift ganz von der Erde zu vertilgen. In dieſem Umſtande lag ſchon ein früh vorhandener Grund der Scheidewand zwiſchen Volks- und Kunſtpoeſie, auf die ich in dieſer Geſchichte öfter hinweiſen muß, weßhalb die hier bei Gelegenheit des voluminöſen Amadis gemachte Bemerkung eine allgemeinere Geltung in Anſpruch nimmt. So vergingen an die 150 Jahre, ehe der Amadis von Gallien ſeinen Weg unter das Volk und in demſelben einen bewundernden Beifall fand. Nun folgten einander aber auch die Ritterbücher in unaufhaltſamer Haſt. Moratin zählt einige ſiebenzig derſelben ihren Titeln nach auf, welche von 1496—1588 durch den Druck veröffentlicht wurden, zum Theil aber wohl früher verfaßt ſeyn mögen. Zunächſt ſchließen ſich an den Amadis von Gallien die Helden ſeiner Sippe, welche bis ins neunte Glied ſich berühmt machten. Ihre Geſchichten können nur als Anhänge und Zuſätze zum galliſchen Amadis angeſehen werden. Einer Actentwickelung aus innern Motiven war die erſte, rein aus der Willkühr geſchöpfte, Erzählung nicht fähig. Im Geiſte derſelben Willkühr geben die Kettenträger dem erſten Amadis eine beliebige Nachkommenſchaft, welche in loſen Zuſammenhang mit ihm und unter einander gebracht wird. Sie könnte, ohne die Anſicht von der ganzen Familie weſentlich zu ändern, in das Unbegränzte vermehrt werden. Nur die Familienähnlichkeit verläugnen dieſe Abkömmlinge nicht, welche zum Theil ſelbſt den

Namen ihres Ahnherrn führen. Doch sind nicht alle diese Amadis Romane spanischer Abkunft. Auch das Ausland ist beschäftigt gewesen, an der Vermehrung der Familie zu arbeiten. Diese erfolgte so zahlreich, daß sich der Amadis von Gallien eines israelitischen Kindersegens rühmen kann[1]). Es scheint, daß von den 24 Büchern, welche die Geschichte der Familie des Amadis umfassen, nur die 13 ersten auf der pyrenäischen Halbinsel entstanden sind; denn die folgenden sind zweifelhaften Ursprunges. Im Allgemeinen läßt sich von diesen, als Fortsetzungen auftretenden Nachahmereien, nur sagen, daß unter ihren Verfassern kein einziger die Genialität des Verfassers der vier ersten Bücher erreicht hat. Immer mehr zur steifenhaften, aufgeblasenen Carricatur artet das Rittertum in diesen chevalereskn Nachgeburten aus. Abgeschmackte und lächerliche Uebertreibungen sollen den armseligen Reiz des Ungewohnten unterhalten, welcher durch die frühern Unglaublichkeiten schon so abgestumpft ist, daß gewöhnliche Ueberraschungen sich gar keiner Wirkung mehr auf den Leser versehen durften. Die jüngern Helden aus seinem Geschlechte zu heben, muß sich der alte, als noch lebend dargestellte Amadis in widerliche Situationen versetzen lassen. So macht sich z. B. der Zauberer Alquif im sechsten Buche des Amadis, in welchem dessen Enkel die Hauptrolle spielt, den Spaß, den abgelebten Greis bei einem öffentlichen Turniere aus dem Sattel zu heben, worüber ein allgemeines Gelächter unter den Zuschauern entstand. Die Weitläufigkeit müßigen Geschwätzes, die reizlose Dehnung uninteressanter Schilderungen, das Ueberwerfen spitzfindiger Gegensätze und widersinnigen Schwalles, die breitspurige Aufgedunsenheit hohler Redemantaden sind nicht geeignet, über den Mangel an poetischem Erfindungsgeiste und Darstellungsgabe zu täuschen, der damit maskirt werden soll. Ueber den Erfolg, den diese Romane gleichwohl über das Publikum davon trugen, gibt Rosenkranz (nach Wolf) folgenden treffenden Aufschluß: Daß diese Romane, ungeachtet ihrer verkehrten Richtung, mit so allgemeinem Beifalle aufgenommen wurden und so lange als die fast ausschließliche Lieblingslektüre von ganz Europa und gerade am meisten unter den höhern Ständen sich erhielten, dankten sie der totalen Veränderung des Zeitgeistes, dem Uebergange aus dem

1) Lope de Vega nennt den Amadis: padre de toda esta mordiua.

Mittelalter in das moderne Leben. Sie gewährten dem nun mehr leic- als hörluſtigen Publikum einen willkommenen Erſatz für die ältern Rittergedichte, vor denen ſie außer der bequemern Form und dem leichtern Verſtändniſſe auch den Reiz der Neuheit voraus hatten; ſo ſympathiſirten ſie durch die Verlegung ihres Schauplatzes nach Griechenland und unbekannten Welttheilen und durch ihren mährchenhaften und phantaſtiſchen Charakter viel beſſer mit der durch den zauberartigen Untergang des alten Byzanz und der traumähnlichen Entdeckung einer neuen Welt voll Abenteuer mächtig aufgeregten Phantaſie des ſtaunenden Abendlandes; ſo genirten ſie durch ihr geniales Ritterthum und ihre überſchwängliche Galanterie den unritterlich und frivol gewordenen Adel weit weniger, da eben ihre Unnatur als das handgreifliche Zerrbild jeder Wirklichkeit die Entſchuldigung der eigenen Gemeinheit erleichterte. In Spanien trat außer dieſen allgemein günſtigen, hier aber natürlich in höherm Grade wirkenden Verhältniſſen noch der Umſtand hinzu, daß ſie die erſten nationalen Erzeugniſſe der Art waren.“ Der Amadiſſe gibt es außer dem von Gallien noch drei: Amadis von Griechenland, Amadis vom Geſtirn und Amadis von Trapezunt. Von dieſen gehören aber wahrſcheinlich nur der zweite und dritte urſprünglich der ſpaniſchen Literatur an. — Das fünfte Buch, deſſen Verfaſſer, der Alcalde zu Medina del Campo, Garcias Ordoñez de Montalbo iſt, enthält die Abenteuer Esplandians, welchen der galliſche Amadis in heimlicher Liebe mit ſeiner Oriana gezeugt hatte. Montalbo war, ſo viel bekannt, der erſte, welcher, um ſeinem Buche eine höhere Weihe zu geben, ſich beſcheidentlich nur als Ueberſetzer nennt und die angebliche griechiſche Urſchrift dem weiſen Eliſabad eignet, der ſchon aus dem Amadis bekannt war. Dieſer Vorgang gab dem unvergleichlichen Cervantes Anlaß, den arabiſchen und manchaniſchen Geſchichtſchreiber Cid Hamed Benengeli als den eigentlichen Verfaſſer „ſeiner wichtigen, erhabenen, genauen, lieblichen und gut erfundenen Geſchichte“ parodiſcher Weiſe anzuführen. Es ſcheint, als ob Montalbo ſich zur Aufgabe haben ſtellen wollen, ſeiner Geſchichte eine chriſtlichere Baſis zu geben und die doch noch hinreichend anſtößige Libertinage des Amadis fern zu halten. Deßhalb iſt auch die Liebe Esplandians und der Leonorina vor der Vermählung eine ganz züchtige und es kommen manche moraliſche Betrachtungen im Bußpredigertone vor. Dieſe vortrefflichen Eigenſchaften

haben den Esplandian aber nicht vor dem hochnothpeinlichen Gerichte retten können, welches der Pfarrer und der Bader über Den Quixotes Büchersammlung abhalten und gerade der Pfarrer ist es, welcher das Urtheil spricht: Man darf das Gute des Vaters wirklich nicht dem Sohne entgelten lassen; darum nehmt ihn, Frau Haushälterin, öffnet das Fenster dort und werft ihn in den Hof hinab; er mag den Grund des Scheiterhaufens bilden, der hier angelegt werden soll." Die Haushälterin that es mit großem Vergnügen und der gute Esplendian flog in den Hof, wo er geduldig des Feuers harrte, das ihm angedrohet war. — Das sechste Buch des Amadis, welches einen Paez de Ribera zum Verfasser hat, beschreibt die Thaten eines Ritters Florisando, der ein Neffe des Amadis von Gallien und Sohn des Floresian war. Dieses Buch ist ganz verschollen. Auch Cervantes gedenkt desselben nicht mehr. Das siebente Buch handelt von den großen Waffenthaten Lisuart's von Griechenland, eines Sohnes vom Esplandian und Perions von Gallien, eines Bruders des ältern Amadis. Der Verfasser ist unbekannt. Das achte Buch, welches einen Baccalaureus des Kirchenrathes Juan Diaz zum Verfasser hat, führt die Thaten Lisuarts, welcher den griechischen Kaiserthron eingenommen hat, weiter und meldet den Tod des alten Amadis. Namentlich in diesen Romanen sinkt die Liebe in die Sphäre der gemeinen Wirklichkeit und der bloßen sinnlichen Befriedigung herab, welcher durch üppiges Ausmalen ein poetisches Colorit gegeben werden soll, ein vergriffenes Mittel, zu welchen unreine Geister auch noch heute ihre Zuflucht nehmen, um den moralischen Schmutz ihrer Phantasie in das Gebiet der Poesie einzuschmuggeln. Das neunte und zehnte Buch haben Carls V. berühmten Geschichtschreiber, Feliciano de Silva zum Urheber, dessen schwülstige Sprache der edle Don Quixote so unübertrefflich findet, daß er schon im ersten Capitel davon Proben mittheilt. Sie behandeln die Thaten der beiden tapfern Söhne des Amadis von Griechenland, Florisel von Nicäa und des Ritters Anaxartes. Diese Geschichten arten schon aus in das ganz breite, geschmack- und geistlose Gewäsch, welches Cervantes so kräftig züchtigt. In die derbe Ritterwelt hat sich hier schon jenes süßliche Hirtengewinsel eingenistet, welches zum widerlichen Contraste gegen die unglaublichen Großthaten der mit bramarbasirenden Eigenschaften aufgeputzten Helden sich ausgestaltet. Die Liebe ist

in dieſen Umgebungen in ungeſchminkte Liederlichkeit ausgeartet. Merkwürdig iſt, daß hier das Original zu Taſſos Geſchichte Rinaldos und Armidens ſich findet, welche eine unverkennbare Nachahmung des ganz ähnlichen zwiſchen der Zauberin Armida und dem Amadis von Griechenland iſt. Selbſt der uralte Amadis von Gallien tritt in dieſer Geſchichte noch einmal auf. Feliciano de Silva iſt ohne Zweifel auch Verfaſſer der Geſchichten des Regel von Grácia und des Ageſilaus von Kolchos, welche als eilftes und zwölftes Buch des Amadis angeführt werden. Dieſe Geſchichte hat mehr einen organiſchen Mittelpunkt. Im vorigen Romane hatte Floriſel, von ihr unerkannt, mit einer Königin Sidonia eine Tochter Diana erzeugt und ſie verlaſſen. In der vorliegenden Geſchichte ſendet nun Sidonia durch Couriere das Bild ihrer Tochter in alle Weltgegenden, mit einem Briefe, worin ſie Tochter und Reich demjenigen verheißt, welcher zum Angebinde das Haupt von Dianens Vater deren Mutter zur Genugthuung bringt. Regel, Floriſels eigener Sohn und Ageſilaus, ein Sohn des Falanges, des der Sidonia zum Gemahl beſtimmt geweſenen Fürſten, ſuchen ſich den dargebotenen Preis zu erringen. In dieſem Romane ſind ſchon eine Menge mythologiſche Nachahmungen eingeflochten und es erſcheint darin ſonſt mancherlei Gelehrſamkeit. Im dreizehnten Buche leſen wir die Geſchichte des Silvis de la Selva, eines andern Sohnes des Amadis von Griechenland. Wahrſcheinlich rührt auch dieſer Roman vom Feliciano de la Silva her. Er ſchließt ſich unmittelbar an den vorigen und iſt für Arioſto die Fundgrube mancher im raſenden Roland zum Vorſchein gebrachten Situationen geweſen. Den Vordergrund der Geſchichte bildet der Vertilgungskrieg, womit der große heidniſche König Baltbaſer aus Reuſſen nebſt hundert und ſechzig gekrönten Königen, ohne die Kalifen, Sultane und Tamberlane, die beiden Amadis und deren ganzes Geſchlecht überziehen. Der Hauptſchauplatz der ermüdenden Kämpfe iſt Conſtantinopel. Hieraus kann man abnehmen, daß der Roman zu den Zeiten der heftigen Türkenkriege abgefaßt ſeyn mag. Die Fortſetzung dieſes Romans, welche als 14—17. Buch des Amadis geführt wird, enthält die Geſchichte Sphäramunds und des Amadis vom Geſtirn [1]), von

1) Dieſer tritt eine Zeitlang, von Eiferſucht gegen ſeine Geliebte: Roſalina, gequält, als Ritter der Traurigkeit auf, weßhalb Don

denen erſterer der Sohn Rogels und der andere der Sohn des Agesilaus war. In dieſem Romane iſt das Streben ſichtbar, zur Würde des erſten Amadis zurückzukehren. Das ſpaniſche Original iſt verſchollen und man weiß weder Titel noch Druckort. Die franzöſiſchen Schriftſteller, welche am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts 24 Bücher von den Amadisromanen gegeben haben (mis en François), ſagen, daß ſie dieſelben aus dem Spaniſchen überſetzt haben und namentlich melden die Gebrüder Chappuys, daß das 20. Buch ihres Amadis das vorletzte des ſpaniſchen Amadis ſey. Mit dem 21., alſo dem letzten des ſpaniſchen Amadis, hörte auch ihre Ueberſetzung auf. Allein meines Wiſſens ſind die ſpaniſchen Originale vom 13—21. Buche noch von keinem Literator nachgewieſen. Die Franzoſen und Deutſchen haben noch eine Menge anderer Amadisfortſetzungen, zu deren einigen, z. B. dem Belianis, Primaleon und andere ſpaniſche Originale nachgewieſen werden können. Dieſe gehören aber nicht eigentlich in die rechte Sippe der Amadiſſe. Als die Ritterromane einmal auf der pyrenäiſchen Halbinſel Modelectüre geworden waren, ließ man auch die Geſchichten aus den Sagenkreiſen Carls des Großen und der Tafelrunde nicht außer Acht. Triſtan und Iſolde, Lancelot vom See fanden im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ihre Bearbeiter, welche natürlich die metriſche Form der Originale in Proſa auflöſten. Damals ward den Caſtilianern auch die Geſchichte vom Flor und Blancaflores, ſo wie der ſchönen Magelone dargeboten. Die Sage von Merlin und dem heiligen Gral iſt 1500. zuerſt in einer ſpaniſchen Bearbeitung erſchienen. Dergleichen ſcheinen aber dem durch die Ungeheuerlichkeiten der Amadisromane etwas hartſchmeckig gewordenen äſthetiſchen Gaumen, welcher nur noch die Würze der höchſten Unglaublichkeiten ſchmecken konnte, nicht zugeſagt zu haben und man las lieber die Ritterbücher von Tirante dem Weiſen oder vom Böhmenkönige Poliſman Floriſio, vom mächtigen Ritter Claribalt, die Chronik des Kaiſers Clariemund, die Geſchichten Olivantes von Laura, Palmerins von Oliva, Clarians von Landanis, Kaiſer Primaleons und ſeines Sohnes Platir, des Ritters Florimon, Palmerins von Engelland, des Prinzen Felix Marte von Hyrca-

Quixote als Ritter von der traurigen Geſtalt zu verewigen verſucht ſeyn konnte.

nien, des unbeſieglichen Ritters Lepolemus, des Ritters Criſtalian von Hiſpanien, Florambets von Lucca und einer Menge anderer, welche die abenteuernde Phantaſie der Romanendichter an das Licht gebrütet hatte. Dieſe Erzeugniſſe, deren eins ſich immer noch weiter als das andere von der Natur entfernten, wie unübertrefflich im Don Quixote dargethan wird, bilden zuſammen eine ganze Bibliothek, deren Vermehrung nur das Erſcheinen des edeln Manchaners ein endliches Ziel ſetzen konnte. Ihre gemeinſchaftliche Aufgabe beſtehet darin, für verfließende formloſe Gebilde, für perſonificirte Tugendkataloge, welche in einem Nebellande des Scheins groſsthuend umherſpuken, Begeiſterung und Schwärmerei zu unterhalten. Im Allgemeinen wirkten dieſe Bücher ſicherlich verderbend auf den Geſchmack der Menge, indem ſie derſelben wunderbare und glänzende Erdichtungen vorgaukelten, ſie in eine von der Wirklichkeit ganz abweichende, wohl gar derſelben widerſprechende Sphäre hineinriſſen und ihr eine fremde Welt und Menſchen als Muſter zeigten, dergleichen es niemals gegeben hatte oder wenigſtens nicht geben ſollte. Mit ihren unnatürlich gehäuften Wundern exaltirten ſie die ſchon zu ſehr glühende Phantaſie der Leſer. Mit ſpitzfindigſter Verwickelung verwebten ſie in ihre dadurch immerwährend unterbrochenen Fabeln ein verwirrendes Gedränge von beiläufigen Ereigniſſen, um die Neugierde in unaufhörlicher Spannung zu erhalten und malten unnatürlich heldenmäſsige oder zärtliche Empfindungen, um die Herzen zu beſtricken. Damen von übermenſchlicher Schönheit, Fürſten, Könige, Kaiſer mit unerhörter Macht, Trennungen, Eiferſucht, Liebesentzückungen, Turniere, Wappenſinnbilder, Eroberungen, waghalſige Unternehmungen, übernatürliche Anſtrengungen, erzene Thürme, Paläſte von Kryſtall, brennende Seen, fürchterliche Wüſten, ſchwimmende Inſeln, luftdurchfahrende Wagen, Herrenmeiſter, Zauberinnen, Schutzgeiſter, Ungethüme, Zwerge, Rieſen, Drachen, Flügelroſſe und ähnliche Gegenſtände bildeten den Inhalt von Büchern, welche ſich Geſchichten nannten oder gar den Titel Chronik führten. Jahrhunderte lange Gewöhnung des Publikums an eine ſo über die Gränzen aller Natürlichkeit hinausführende Lectüre und alle damit gegebenen Unbegreiflichkeiten, geben den ſpaniſchen Dichtern das Recht wie die Pflicht, den Geiſt ihrer Leſer und Zuſchauer auf eine raffinirte Weiſe zu beſchäftigen und zu ergötzen, und wo es ſich durch Handlungen

nicht erzwingen ließ, wenigſtens durch dergleichen Einfälle und Gedanken. Nachdem die Rittergeſchichten ihre Zeit ausgelebt und durch die mörderiſche Parodie des Cervantes ihnen der völlige Gar aus gemacht war, ſuchte jener Trieb nach unerhörter und außerordentlich gewürzter Unterhaltung unter den Spaniern ſeine Befriedigung im Theater, worin er noch heute keineswegs erſtorben iſt. Die Bühne ward daher der Sammelplatz aller der phantaſtiſchen Weſen, Handlungen, Begebenheiten, Empfindungen und Gedanken, welche ehedem in den Ritterbüchern ihr ehrliches Unterkommen gefunden hatten, und dort vertrieben nun hier ihr Heimweſen zu gründen ſuchten, wobei ihnen die Pracht und Wunderfülle der religiöſen Dramen einen ſichern Vorſchub leiſtete, ſo daß ſchon Cervantes (Don Quixote I. Cap. 48.) zu der Bemerkung ſich veranlaßt fand: Wenn wir uns nun zu den religiöſen Schauſpielen wenden? Wie viele falſche Wunder erdichten dieſelben, wie unächt erſcheinen ſie und wie übel verſtanden? Einem Heiligen werden die Wunder eines Andern untergeſchoben. Aber auch in den profanen Schauſpielen wagt man Wunder vorzuſtellen, ohne andere Rückſicht oder Erwägung, als weil ein Wunder oder Erſcheinung, wie man es nennt, hier und da ſich wohl ganz gut ausnehmen würden, damit der unwiſſende Pöbel ſtaune und ſich zum Schauſpielhauſe dränge. Das Alles benachtheiligt die Wahrheit und thut der Geſchichte Eintrag, ſo wie es eine Schmach iſt für den ſpaniſchen Geiſt." Dieſe über die Schranken meiner Betrachtung hineingeſchwärzte Bemerkung aus dem Jenſeits derſelben mag zum Schlußſteine meiner Abhandlung von den Ritterbüchern dienen, welche ich der Verwandtſchaft, der Richtung und ihres Gehaltes wegen der Alexandries mit Unterbrechung des chronologiſchen Zuſammenhanges anfügen zu dürfen glaubte, in deſſen Geleiſe ich nunmehr zurücklenke, um den Faden in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wieder aufzunehmen, wo ich denſelben hatte fallen laſſen. Das Zeitalter der Epik hat ſich vor uns in der dreifachen Richtung, welche dieſer Theil der Poeſie verfolgt hatte, entwickelt und abgeſchloſſen, indem das Epos die drei Grundelemente des Mittelalters: das Volksleben, die Kirche und das Ritterthum jenen Richtungen zur Unterlage gab. Allerdings glänzen die epiſchen Dichtungen, welche uns aus dem ſpaniſchen Mittelalter übrig geblieben, nicht mit

den äſthetiſchen Vorzügen, die in der Epik anderer moderner Literaturen bewundert werden, welche in der Blüthenzeit der Sprachen, denen ſie eigneten, ſich entwickelte. Allein keine der andern romaniſchen Literaturen hat ſo alte und eine ſo ſchöne Zukunft verheißende Denkmale des epiſchen Geiſtes aufzuweiſen, als die ſpaniſche. Ohne die Zerſplitterung dieſes Geiſtes in der Romanzenpoeſie und die Ausartung deſſelben in die Carricatur der Ritterromantik einerſeits, und ohne das Eindringen des italieniſchen Geiſtes und Geſchmackes in die ſpaniſche Literatur, welche die nationale Poeſie vielfach gefährdeten, würde das ſpaniſche Epos ohne Zweifel einen Fortgang und Aufſchwung genommen haben, der ſeiner Anfänge würdig geweſen wäre. Die Würde dieſer Anfänge ignorirt Bouterwek gänzlich und es kann nur auf die ſpätern, jetzt von Brinckmeier wieder in Schutz genommene Epik bezogen werden, wenn er ſagt, es könne der ganze Haufen von ſpaniſchen Titularepopöien, in denen kaum ein ſchwacher Funke des wahren Epos glimme, nicht mit in Anſchlag gebracht werden, wenn man den poetiſchen Reichthum der ſpaniſchen Literatur ſchätzt, und daß ein einziger Geſang von Arioſto oder Taſſo mehr wiege, als alle ſpaniſchen Epopöien zuſammen genommen.

Anbruch der didaktiſchen Richtung — König Alfonſo X.

Das Ende der bis hieher behandelten epiſchen Zeit bildet einen Abſchnitt im frühern Jugendalter der ſpaniſchen Sprache und Literatur, in welcher nunmehr die didaktiſch lyriſche Richtung auffallend hervortritt. Die Neigung zu dem didaktiſchen Elemente wird durch die beſondere Vorliebe für die Wiſſenſchaften und die Gelehrſamkeit, welcher der Hof von Caſtilien um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ſtark zu huldigen anfing, und die ſich einige Jahrhunderte lang erhielt, leicht erklärbar. In dem jugendlichen Alter der caſtilianiſchen Literatur trat nun ein Wendepunkt ein, welchen eine Periode im reifern Knabenalter entſpricht. Der Knabe, der die goldenen Träume des Kinderlebens vor den aufblitzenden Strahlen des Verſtandes hinter ſich allmählich niederfallen ſiehet, findet ſich durch die abſtracten Studien, denen er ſich hingeben muß, genöthigt, die Phantaſie zu zügeln. Es wird ihm die praktiſche Anwendung ſeiner bis dahin nur zur Vergnügung angeſtrengten Geiſteskräfte näher gerückt und von ihm verlangt. Es bemächtigt ſich ſeiner beim Rückblicke in die argloſen Jahre dichtenden Spieles und heiterer, naiver Frömmigkeit im Vergleiche mit der dürrern Fläche des Verſtandesgebietes, welches er zur Cultur vor ſich ausgebreitet ſiehet, eine ärgerliche, wohl ironiſche Heftigkeit und eine nicht ſelten geiſtreiche Verdrießlichkeit. Widerſpruch bezeichnet das Dichten und Trachten, das Denken und Thun des Knaben. Er opponirt, um zu opponiren. Es beherrſcht ihn eine krankhafte Sehnſucht, erwachſen zu ſeyn. Was würde er nicht opfern, um einige Jahre älter zu ſeyn. Ueberall Drang des Fortſchrittes aber Unvermögen dazu und Beſchränktheit. Mit Unduldſamkeit behandelt er fremde Meinungen. Autorität iſt ihm verhaßt. Seine Meinung hält er naturgemäß für die einzig wahre. Mit jedem Schritte, den er im äußern Unterrichte macht, glaubt er eines wahrhaftigen Wiſſens theilhaftig zu ſeyn. Dabei aber Unluſt an regelmäßigem Unterricht. Ein Vorſatz, eine Anſicht, ein Gedanke verengen ſich

beim Knaben leicht zur fixen Idee. Weiß das Talent dem Drange dieser Elemente Luft zu machen, so gestalten sich, indem die Phantasie der frühern Zeit sich unter die Herrschaft des Verstandes stellt, satyrische und komische Ergüsse, oder es machen, wie wehmüthige Klänge, Klagen um ein verlorenes Glück sich laut. Also erging es auch der castilianischen Literatur dieser Zeit, in welcher wir, so weit die Verschiedenheit des gewählten Bildes es zuläßt, ähnliche Regungen gewahren. Wie widerwillig gab sie sich nun der Tendenz einer Verbreitung der Wahrheit in schöner Form hin und verlebte so gleichsam lernend im Lehren ihre Schulzeit. Diese didaktische, an sich prosaische Richtung mußte, um von der eingebornen Poesie nicht abzufallen, lyrische Elemente in sich aufnehmen und so ist denn in allem altklugen didaktischen Treiben dieser Zeit, bei welchem die Opposition gegen Bestehendes und Autoritäten sich kenntlich macht, ein tief lyrischer Zug bemerkbar, welcher nach rückwärts verfolgt, in den heitern Gefilden der kindlichen Romantik endet und nach der Gegenwart hinlaufend in die reine Lyrik der Kunstpoesie. Es werden unter der Herrschaft dieser Richtung ein Streben nach kunstvollern, geglätteterm Ausdrucke, verschlungenere, zierlich gebaute sonore Perioden, ein durch das Studium philosophischer Subtilitäten befördertes, spitzfindiges, poetisches Meditiren und Raisonniren sichtbar. Selbst die Andacht, welche übrigens nicht mehr die allgemeine Stimmung ist, wie früher, nimmt die strengern Formen der Wissenschaft an und schickt ihre frommen Empfindungen zur Theologie in die Schule, wo sie eine stereotype Förmlichkeit lernen. Sogar die Reflexion über das Gefühl der Liebe muß sich dem grübelnden Eigensinne des Nachdenkens fügen. Jedoch waren von alle dem vorerst nur die Anfänge sichtbar, welche mit der äußern Einwirkung der Provenzalpoesie sich zu den Gestaltungen ausbildete, welche später unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen werden. Der Wendepunkt des Geistes der Literatur zur didaktischen Richtung läßt sich nicht durch Bezeichnung eines Jahres fixiren. Allein der Anbeginn einer neuen Unterepoche in dem Zeitraume von dem Ursprunge einer spanischen Literatur bis zu den Anfängen der Regierung des Königs Johann II. von Castilien bezeichnen im dreizehnten Jahrhunderte Ferdinands III. (Heiligen) Regierung (1217—1252.) für die Sprache und seines Sohnes Alfonso X. (des Weisen) Regierung (1252—1284.)

für die Literatur der Caſtilianer. Unter Ferdinand tritt die Sprache aus ihrer Kindheit hervor. Zu einer ſtarken Jugend kräftigte ſie ſich durch die großen und glücklichen Zeiten dieſes Königs, welcher Caſtilien, Leon und Galicien vereinigte und Cordova, Sevilla, Murcia, Cadix und Alicante den Mauren im Waffenglücke abgewann. Auf das Wohl ſeiner Unterthanen ſorgſam bedacht, das es unter andern auch durch Einführung der Inquiſition befeſtigen zu können glaubte, ſo wie des Reiches inneres Glück zu fördern eifrigſt bemühet, ſuchte er das Studium der Wiſſenſchaften und Künſte zu beleben. Der caſtilianiſchen Sprache leiſtete er aber den weſentlichſten Dienſt dadurch, daß er aus den öffentlichen Geſchäften, die bis dahin ausſchließlich üblich geweſene (ſ. Aldrete II. cap. 1.) lateiniſche Sprache völlig verbannte und in allen ſchriftlichen Verhandlungen, in Regierungsſachen den Gebrauch des Romance empfahl, woraus ſein Sohn Alfonſo X. ſpäter einen förmlichen, auch auf die Privatgeſchäfte ausgedehnten Befehl machte [1]). Um die allgemeine Anwendbarkeit des Romance zu Geſchäften zu erleichtern, ließ Ferdinand, wie Sarmiento §. 321. feſtgeſtellt hat [2]), die gothiſchen Geſetze (lex Visigothorum), welche noch immer das Landrecht bildeten, unter dem Titel fuero juzgo in das Caſtilianiſche überſetzen. Dieſe Ueberſetzung iſt das älteſte beglaubigte Denkmal ſpaniſcher Sprache in ungebundener Rede; denn die Zeit einiger anderen muthmaßlich älteren Schriften in caſtilianiſcher Proſa von minderer Erheblichkeit, welche Sarmiento §. 347. erwähnt, läßt ſich nicht angeben, und daß die proſaiſche Chronik vom Cid und die beiden Briefe in der Alexandreis älter ſeyn könnten, iſt nur Wahrſcheinlichkeit. Namentlich für älter als das fuero juzgo wird von Sarmiento eine Bibelüberſetzung gehalten, deren reichlichern Vorrath arabiſcher Ausdrücke er durch die Vorausſetzung erklären will, daß der Bibelüberſetzer der mauriſchen Grenze näher gewohnt haben möge, als der wohl im Mittelpunkte von Caſtilien anſäſſig geweſene Ueberſetzer des fuero juzgo. Nach

1) Daraus erklärt ſich, wie Sarmiento (§. 634.) bemerkt, die unverhältnißmäßig größere Menge caſtilianiſcher Sprachdenkmale, welche ſich ſeit den Zeiten dieſer beiden Könige im Vergleich zur Vorzeit haben auffinden laſſen.

2) Während Aldrete lib. II. cap. 2. hierüber noch nach weit ausſehenden Beweiſen umhergriff.

Sarmientes Versicherung, der letzteres Wort für Wort durchgelesen, enthält es kaum ein arabisches Wort und etwa nur dreißig gothische, sonst aber nur aus dem Lateinischen hergeleitete Ausdrücke. Ferdinands letztes Werk war der Entwurf eines neuen Gesetzbuches, dessen Redaction zu vollenden der Tod ihn verhinderte. Dieses Werk nahm auf und vollendete sein Sohn Alfonso X. Dieser Herrscher spielt in der Literatur seines Vaterlandes eine zu bedeutende Rolle, als daß eine Geschichte derselben von einer nähern Erwähnung seines Lebens Umgang nehmen dürfte. Im Jahre 1222. geboren, empfing er, erst ein Jahr alt, schon die Huldigung der Cortes als künftiger König. Nach dem Tode seines Vaters trat er 1252. diese Würde wirklich an. Er war noch Prinz, als er durch seine Umsicht und angemessene Veranstaltungen das von den Mauren bedrohete Königreich Murcia der Krone Castilien erhielt. Auf dem Zuge dahin, welcher durch die Eroberung des Königreichs Sevilla glorreich ward, war er Begleiter seines Vaters. Violante von Aragon wurde seine Gemahlin. Im Jahre 1257. ward er durch die Mehrzahl der deutschen Kurfürsten zum Kaiser des deutschen Reiches erwählt. Ungeachtet seiner starken Kaisersucht gelang es ihm bei aller zur Erschöpfung fortgesetzten Anstrengung seiner Mittel nicht, den durch jene Wahl erlangten Anspruch zu verwirklichen, da Rom, im Vereine mit mehrern Kurfürsten, seine Bemühungen zu vereiteln wußte. Im Jahre 1262. brachen die maurischen Könige von Granada und Murcia die mit Castilien abgeschlossenen Verträge, wozu der Anzug bedeutender Hilfskräfte aus Afrika ihnen Muth gemacht hatte. Sie bemächtigten sich einer guten Anzahl castilianischer Städte. Allein nicht gar zu lange erfreueten sie sich ihres Triumphes, denn kaum nach Jahresfrist hatte Alfonso das Verlorene wieder erobert und noch andere Orte dazu. Der König von Granada aber mußte die Kosten des Krieges ersetzen. Im Jahre 1271. begannen die Unruhen in Castilien, an deren Spitze die rebellischen Laras so wie Alfonsos Bruder, der Infant Philipp, standen, und welche, nachdem sie zu Alfonsos Betrübniß lange genug gewährt hatten, endlich durch ein Abkommen beigelegt wurden, aus Anlaß dessen von Alfonso der in seine Chronik aufgenommene Brief geschrieben ward, der, wie so Vieles andere aus seiner Feder, wohl werth ist, gelesen zu werden. Die im Jahr 1275. veranstaltete Zusammenkunft mit

Papſt Gregor X., in Bezug auf ſeine Kaiſerangelegenheit, war, wie alle in dieſer Sache gethanen Schritte, erfolglos, weil Rom ſich bereits für Rudolph von Habsburg entſchieden hatte. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb ſein älteſter Sohn Ferdinand. Der zweite trachtete von da an, mit Ausſchluß der Nachkommen ſeines Bruders, König zu werden und bereitete durch ſeine rebelliſchen Verſuche dem alten Vater vielen Gram. Im Jahre 1282. gelang es ihm ſogar, in Valladolid zum Könige ausgerufen zu werden. Alfonſo wußte ſich nur mit Hilfe der Ungläubigen in ſeinem wankenden Reiche als Herrſcher zu erhalten. In den Cortes zu Sevilla ſchleuderte er den Bannſtrahl über den für enterbt erklärten Sancho, „den rebelliſchen, ungehorſamen, undankbaren und entarteten Sohn.“ Gleichwohl nahm er den Fluch vom Haupte des Reue heuchelnden Sancho. Derſelbe folgte ihm, als er 1284. geſtorben war, in der Königswürde. Nicht leicht iſt ein Monarch ſtärker von den Geſchichtſchreibern verunglimpft als Alfonſo X., den ſeine Zeit den Weiſen nannte, weil er gelehrt war. Vielleicht war es die feile Schmeichelei, welche Sanchos Impietät zu Ehren zu bringen hoffte, wenn ſie ſeines Vaters Benehmen brandmarkte und auf dieſe Art das Andenken dieſes Weiſen ſchändete, welcher freilich allerdings die Wahrheit dieſes Beinamens in ſeiner Eitelkeit, durchaus deutſcher Kaiſer ſeyn zu wollen, nicht bethätigt hatte. Man hat Alfonſo zugleich aller wirklichen Verdienſte, die er unläugbar hatte, zu entkleiden geſucht, indem man ſeine politiſchen Fehltritte ins Uebertriebene vergrößerte und tadelte, die Schwächen ſeines Privatlebens ſchonungslos aufdeckte und lächerliche Fabeln oder ſchmähliche Verläumdungen zu ſeinem Nachtheile erſann. Einige haben wiſſen wollen, daß ſeine heftige Leidenſchaft für Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften ihn von der den Staatsangelegenheiten ſchuldigen Aufmerkſamkeit abgezogen; andere wollen wieder, daß die Staatsgeſchäfte ihm nicht hätten verſtatten ſollen, die Werke abzufaſſen, welche unter ſeinem Namen bekannt ſind. Noch andererſeits nimmt man ihm den Ruhm der Alfonſiniſchen Tafeln, weil ſie nur auf ſeinen Befehl, allein ohne alle Mitwirkung von ſeiner Seite, verfertigt worden; die Klagen und der Schatz ſollen nicht von ihm ſeyn, weil die Leichtigkeit des Styles und die Schönheit der Sprache jener rohen Zeit nicht angehören könnten; auch die Lieder ſtreitet man ihm ab, weil ein Menſch nicht ſo religiös empfinden könne,

deſſen ruchloſe Geringſchätzung der Gottheit [1]) ein Auguſtiner ans Licht brachte, der ſie des Königs Bruder, dem Prinzen Manuel, anvertrauete, dem nämlichen, der zu Valladolid ſeines königlichen Bruders Abſetzung ausſprach. Auch das fuero Real wird ihm abgeſprochen und Alfonſo dem VI. oder VIII. zugeſchrieben, obgleich es mit den Worten ſchließt: Hier endet das Königsrecht, welches der vortreffliche König Alfonſo X. [2]) verfertigte. Das unſterbliche Werk der partidas, das Muſter caſtilianiſcher Sprache, ſoll, wie derſelbe Neid herausgebracht haben will, das Werk Azzo's, eines italieniſchen Rechtsgelehrten ſeyn, und da ſich hinterher auswies, wie dieß nicht möglich war, weil Azzo ſechsundfünfzig Jahre vor dem Anfange der Arbeit an den partidas ſtarb, ſo müſſen ſeine Schüler dieſelben verfertigt haben. Vor der unbeſtochenen Wahrheit ſtehet Alfonſo aber als ein ſeinem Jahrhunderte überlegener Fürſt da. An Gelehrſamkeit konnte er für ſeine Zeit als ein Wunder gelten. Von Jugend auf den ernſten Studien ergeben, war er in allen Wiſſenſchaften, namentlich in der Aſtronomie und in den Sprachen auf eine ausgezeichnete Weiſe bewandert. In Rom [3]) und Bagdad hätte er ſich wie ein Eingeborener auszudrücken vermocht. Dieſe Gelehrſamkeit half der Civiliſation ſeiner Völker mächtig fort. Er reformirte die bereits beſtehende Hochſchule zu Salamanca, errichtete dort neue Lehrſtühle, fundirte die Profeſſuren reichlich und räumte den Studirenden anſehnliche Vorrechte ein. Sein Hof war der Verſammlungsort einer Menge von Gelehrten, welche niemals ohne Erweiſe königlicher Freigebigkeit von demſelben ſchieden. Alfonſo ließ viele Werke aus dem Lateiniſchen überſetzen, man ſagt unter andern, die Bibel, welche er ſelbſt jährlich einmal durchlas und welcher eine Paraphraſe bibliſcher Geſchichten, als Anfang einer Weltgeſchichte, hinzugefügt wurde. Unter ſeinen Augen ward die coronica del Rey Alfonso ausgearbeitet, wegen ihres

---

1) Alfonſo ſollte geſagt haben: wenn Gott ihn bei der Schöpfung zu Rathe gezogen, würde er ſie beſſer gemacht haben.

2) Im Spaniſchen ſtehet: Don Alonso el Nono, womit aber, wie Sarmiento §. 650. ausführt, Alfons X. gemeint iſt, weil nach einer Zählweiſe einer ſeiner Vorgänger in die Reihe der Alfonſos nicht mit eingerechnet wird.

3) Der Marquis von Santillana läßt den König ſelbſt als lateiniſchen Dichter auftreten: Metrificaba altamente en lingua latina.

Alters eins der koſtbarſten Denkmale mittelalterlicher Hiſtoriographie in Spanien, wenn es auch in der Manier öfter über die gewöhnlichen dürftigen Chroniken jener Zeit ſich nicht erhebt. Nachdem er im fuero Real (einer Sammlung von Geſetzen) große Reformen und tiefe Abſichten hatte ahnden laſſen, trat er im Jahre 1260. mit dem von ſeinem Vater begonnenen Werke der Geſetzreviſion in den siete partidas hervor. Dieſer Coder enthält in ſieben Abtheilungen [1]), die in ein Ganzes gebrachte Redaction aller ſtaats- und privat-rechtlichen Grundſätze, welche in Spanien als Geſetz befolgt wurden und auf das fuero juzgo, die Verordnungen der Könige und die Beſchlüſſe der Cortes ſich gründeten. Dieß Werk iſt die vollkommenſte Geſetzſammlung, welche bis zu den neuern Geſetzbüchern des vorigen Jahrhunderts im neuern Europa irgend eine Nation beſaß. Um ſo wichtiger ſind dieſe partidas, als ſie neben dem Texte der Geſetze auch deren Motive enthalten, welche oft zu förmlichen moraliſchen Abhandlungen werden [2]).

---

1) Deren Anfangsbuchſtaben den Namen Alfonſe bilden, und deren Anzahl dem Werke ſeinen Namen gegeben hat.

2) Z. B. folgende Stelle aus der II. partida (Tit. III.), welche von den Pflichten des Königs handelt: Große Reichthümer darf ein König nicht deßhalb begehren, um ſie aufzuſammeln und nichts Gutes damit auszurichten; denn es iſt natürlich, daß, wer ſie aus dieſem Grunde begehrt, ſich vor großen Fehlern im Streben nach ihrem Erwerbe nicht zu hüten vermag. Auch die Heiligen und Weiſen ſtimmen darin überein, daß die Habgier aller Uebel Wurzel und Mutter iſt. Und weiter haben ſie geſagt, daß der Menſch, welcher große Schätze zuſammenzubringen trachtet, ohne, obgleich er den Beſitz erlangt, etwas Gutes damit ausrichten zu wollen, nicht deren Herr, ſondern ihr Sklave iſt. — Die Könige müſſen ſich ſehr hüten vor dem Zorne, dem Unwillen und dem Haſſe, weil ſie der Sittlichkeit zuwider ſind. Die Abwehr, welche ſie in ſich ſelbſt dem Zorne entgegenſtellen, muß die Geduld ſeyn dergeſtalt, daß jener ſie nicht übermanne noch bewege, etwas zu thun, ſo wider das Recht iſt; denn was ſie in dieſer Weiſe thun möchten, würde mehr der Rache als der Gerechtigkeit ähnlich ſehen. Darum haben die Weiſen geſagt, der Zorn ergreife das menſchliche Herz dergeſtalt, daß es ihn nicht mehr die Wahrheit erwählen laſſe. Des Königs Zorn iſt mächtiger und ſchädlicher als der anderer Menſchen; denn er kann ihm ſchneller Genüge leiſten, deßhalb muß er auch mehr auf ſeiner Acht ſeyn, um den Zorn zu zügeln, wenn derſelbe über ihn kömmt. Denn wie der König Salomo ſagte: der Zorn des Königs

Wenn auch nicht in den Worten ſo doch im Syntax ſtellte dieſes berühmte Geſetzbuch die bis dahin ſchwankend geweſene caſtilianiſche Sprache feſt, welche ſeit jener Zeit kaum mehr Veränderungen erlitten hat, als ſie zu ihrer Zeit ſeit dem fuero juzgo erfahren hatte. Ungeachtet des Alters dieſes Werkes und der muthmaßlichen Rohheit der Volksſprache jener Zeit macht ſich darin eine gewiſſe Leichtigkeit des Styles, eine Cultur der Diction und Erhabenheit der Gedanken bemerklich, zu der es keine andere der europäiſchen Sprachen damaliger Zeit gebracht hatte und die Italieniſche ſobald noch nicht bringen konnte. Schwerlich dürfte irgend ein anderes europäiſches Idiom um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ſprachliche Denkmale aufgeſtellt haben, welche jene Vorgänge der ſpaniſchen Sprache vereinigt hätten, und worin das Idiom ſich ſchon in einigem Glanze zeigte. Es gibt ſo viele Gründe, Alfonſo ſelbſt für den Verfaſſer dieſes Geſetzbuches zu halten, daß man kaum begreift, woher diejenigen ihre Zuverſicht und ihren Glauben genommen haben, die ihm dieſe Ehre gänzlich abſchneiden wollen. Das Werk führt ſeinen Namen und wenn man einwirft, Juſtinians Codex trage auch den Namen dieſes Kaiſers, ohne daß er das Geſetzbuch ſelbſt verfaßt, ſo kann man mit Mendibil und Silvela dreiſt ſagen: man zeige uns doch Alfonſos Tribonian und dann wollen wir unſere Anſicht ändern. Als „verfaßt und angeordnet von Alfonſo dem Weiſen“ publicirte Alfonſo XI. die partidas auf den Cortes von Alcala. Sein und durch ihn verfertigt nennt Alfonſo ſie ausdrücklich. Die Uebereinſtimmung des Styles deutet auf einen Verfaſſer hin. Die andern von Alfonſo X. bekannt gewordenen Schriften haben gleichfalls Stylähnlichkeit mit den partidas. Warum ſoll man das am beſten geſchriebene Werk nicht dem ausgezeichnetſten Schriftſteller des Jahrhunderts eignen? Der Umſtand, daß die Anfangsbuchſtaben jeder partida den Namen Alfonſo bilden, iſt ein Grund mehr für die Autorſchaft Alfonſos X., die man jedenfalls ſo lange, als nicht erwieſen worden, daß ein Anderer die partidas verfaßt hat, feſt-

---

iſt wie der Grimm des Löwen, vor deſſen Brüllen alle übrigen Thiere beben und nicht wiſſen, wohin ſie ihre Zuflucht nehmen ſollen; eben ſo wiſſen vor des Königs Zorne die Menſchen nicht, was ſie thun ſollen; denn ſie ſind allezeit in Todesangſt.

halten darf. Sehr zuträglich für die Sprachbildung war Alfonſos Bemühen, alle griechiſche und arabiſche Worte, deren er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Abhandlungen bedurfte, durch caſtilianiſche zu erſetzen. Der ganze Hof und die beſten Köpfe damaliger Zeit eiferten dem Könige rühmlichſt hierin nach. Das Gebiet der Sprache ward hierdurch binnen Kurzem außerordentlich erweitert. Dieſelbe erhielt allgemeinere Lebhaftigkeit, gediegenere Anmuth und vielſeitigere Würde. Leider waren aber Alfonſos politiſche Wirren und Verlegenheiten ſelbſt die Veranlaſſung, daß das Nationalwerk der völligen Eroberung Spaniens aufgehalten wurde und die Literatur nach ſo ſchönen Anfängen ſich nicht entſprechender Fortſchritte erfreuete. Die Empörung Sanchos gegen den alternden Vater war der Anfang einer langen Reihe von Unfällen und Unordnungen, welche ſich durch viele folgende Regierungen hinabwärts erſtreckten und eine neue Epoche der Barbarei herbeizuführen drohten. Es iſt ſchwer begreiflich, wie Alfonſo unter ſo vielen Mühen und Kränkungen des Lebens Zeit und Luſt finden konnte, ſo fleißig in Proſa und Verſen zu componiren. Sarmientos patriotiſche Aufforderung (§. 645.), die Handſchriften von Alfonſos Werken zu vergleichen und zu veröffentlichen, ſcheint keinen Anklang gefunden zu haben; eben ſo iſt ſeine ironiſche Verwunderung unbeachtet geblieben, daß ſo viel Papier, Dinte und Letternmetall vergeudet würde, um ſo manches unnütze Buch zu drucken, während man Alfonſos des Weiſen tüchtige Leiſtungen ganz im Dunkeln ließe. Von ſeinen zahlreichen Werken [1]), zu denen einige auch das fuero juzgo rechnen, ſind außer den berühmten Alfonſiniſchen Tafeln zu aſtronomiſchen Gebrauche und den siete partidas nur folgende erhalten: eine allgemeine Geſchichte von Spanien, eine allgemeine Weltgeſchichte, wovon nur ein Theil übrig, die Geſchichte der Kreuzzüge, das Buch vom Schatze [2]), der Septenario und verſchiedene Briefe. Alle dieſe Werke ſind in Proſa. Für die Poeſie war der König thätig in: dem Buche vom Schatze (oder mit dem Vorlegeſchloſſe),

1) Merkwürdiger Weiſe ſcheint der Marquis von Santillana von Alfonſos Schriften nur Weniges gekannt zu haben.

2) Ein philoſophiſches Handbuch und nach Sarmiento, der die Handſchrift Wort für Wort durchgeleſen (§. 635.), eine Ueberſetzung von Brunetto Latinis franzöſiſch geſchriebenen (cf. Tiraboschi edit. Florent. tom. IV. S. 475.) livre dou tresor einem philoſophiſchen Compendium.

den Gesängen (cantigas), den Klagen (querellas), welche bis auf einige Bruchstücke verloren gegangen sind. Die Gesänge sind im gallicischen Dialecte. Sarmiento sah eine alte Handschrift davon in einer Kirche von Toledo (§. 611.). Dieselbe enthielt eine Menge kleinerer Gedichte in kurzen Versmaaßen (§. 606.), fast alle religiösen Inhaltes, indem sie verschiedene Wunder und Lobpreisungen der Jungfrau Maria und anderer Heiligen zum Gegenstande hatten. In Terreros y Pando pales grafia Española (S. 98. der Diezeschen Uebersetzung des Velasquez) wird der Titel so angegeben: von der heiligen Maria Wundern und Lobsprüchen. Fünf kommen auf ihre, fünf auf Christi Feste und siebenzehn auf andere Feste der Mutter Gottes. Das Werk fängt mit dem Verzeichnisse der darin enthaltenen Gesänge an, in deren Anfange sich in der Regel der König als Verfasser zu erkennen gibt, einmal auch als Rey de Romanos. Gegen die Jungfrau ist der König gar galant: Inskünftige, sagt er, will ich aufhören für irgend eine andere Dame zu dichten und bei dieser dasjenige wieder zu gewinnen trachten, was ich bei andern verloren habe. In Bezug auf die dem Preise der Jungfrau gewidmeten Gesänge hatte Alfonso in seinem Testamente verordnet, alle Bücher dieser Lieder in der Kirche aufzubewahren, in welcher einst sein Leichnam beigesetzt werden würde, und daß sie an den Festen der Gebenedeieten gesungen werden sollten. Wahrscheinlich aus letzterm Anlasse findet sich in der Handschrift noch die erste Strophe eines jeden Liedes in Musik gesetzt, wovon Dieze eine Probe anführt. Sarmiento theilt den Anfang zweier Wunder mit. Das erste ist die Schilderung der durch die Jungfrau bewirkten wunderbaren Heilung der Königin Beatrix, einer Gemahlin Ferdinands des Heiligen. Im andern wird erzählt, wie derselbe Ferdinand noch ein kleines Kind, dessen Leben man bereits aufgegeben hatte, in das Benedictinerkloster Oña gebracht und der Jungfrau geopfert ward, sodann aber wunderbar genas. Das Gedicht von Alexander dem Großen wird, wie schon gedacht, sowohl von Niclas Antonio als von Velasquez und andern Literaten dem Könige, bekanntlich aber mit Unrecht, beigelegt. Eine andere Sammlung von Versen Alfonsos sah Ortiz de Zuñiga und führt mehre daraus in seinen Jahrbüchern von Sevilla an. Auch diese sind im gallicischen Dialecte. Mehre sind in versos de arte mayor geschrieben. Eins hat die Ueberschrift: wie König Ferdinand dem Goldschmidt Georg im

Traume erſchien und ihm befahl, ſeinen Ring abzuziehen und ſolchen dem Bilde der heiligen Maria anzuſtecken. Der Anfang dieſes 21 Strophen enthaltenden Gedichtes lautet alſo: Beſonders erweiſet die Jungfrau, unſere geiſtige Gebieterin, ihre Treue demjenigen, den ſie immer treu findet. Dieſer Eingang wird am Ende jeder Strophe als Refrain wiederholt. In versos de arte mayor und im caſtilianiſchen Dialecte, in einem erhabenen, majeſtätiſch beginnenden Tone, iſt das Buch der Klagen abgefaßt, in welchem der König ſich über die Treuloſigkeit mehrer Großen beklagt, die ſeines Sohnes Sancho Parthei nahmen, als derſelbe ſich empört hatte. Es beginnt alſo: Dir Diego Lopez Sarmiento, treuer Bruder, Freund und ſtandhafter Vaſall, will ich meine Leiden klagen und entdecken, was ich meinen Hofleuten ſorgfältig verſchweige. Dir, der Du Dein Vaterland und Deine Güter verließeſt, um in Rom und anderwärts meine Angelegenheiten zu beſorgen, fliegt meine Feder entgegen, gib ihr dann Gehör, denn kläglich ertönt ſie in tödtlicher Rede: wie einſam da liegt der König Caſtiliens, der Kaiſer war von Deutſchland, der, dem Könige die Füße küßten, den Königinnen um Almoſen anflehten, der in Sevilla ein Feldlager hatte mit 100,000 Reitern und dem Dreifachen an Fußvolk und der in entfernten Regionen ſeiner Tafeln wegen berühmt war." Das ſeltſamſte Werk Alfonſos iſt jedoch das Buch vom Schatze, welches mit dem vorhin gedachten gleichnamigen in Proſa nicht zu verwechſeln iſt und in welchem er nichts Minderes beabſichtigt, als die Herſtellung des Steines der Weiſen. Ausführlichere Nachrichten darüber geben Sarmiento §. 616. sqq. und Sanchez I. S. 152. Das Gedicht beſteht aus zwei Büchern und in allen aus 74 Octaven de arte mayor. Elf der letztern bilden die Einleitung und ſind in der von Sarmiento eingeſehenen Handſchrift mit caſtilianiſchen Buchſtaben geſchrieben; 35 andere bilden das erſte und die übrigen 28 das andere Buch. Dieſe 63 Stanzen ſind mit beſonders erfundenen Chiffern geſchrieben, um das in Verſe gebrachte Geheimniß ſicherer zu bewahren. Sarmiento brachte 256. erdichtete Charaktere heraus. Allein den Schlüſſel zum Verſtändniſſe fand er nicht; dazu verhalf ihm erſt das Buch eines Italieners Fieravanti über chemiſche und mediciniſche Gegenſtände. Dieſem Buche war als Anhang beigefügt eine von dem Verfaſſer in Pampeluna auf der Durchreiſe genommene Abſchrift caſtilianiſcher Octaven, in denen

Sarmiento den libro del Tesoro erkannte [1]). Er theilt leider weiter nichts vom Inhalte der 63 räthſelhaften Stanzen mit, als daß ihm mit deren Hilfe der Stein nicht gefunden werden zu können ſcheine. Die Handſchrift, welche Sanchez in der königlichen Bibliothek ſah, befand ſich in einem aus 10½ Pergamentblättern beſtehenden Hefte, deſſen Einband ſo eingerichtet war, daß man denſelben mit einem Vorlegeſchloſſe verſchließen konnte, woher der Beiname des Buches: del candado rühren mag. Die Schrift war die gewöhnliche des vierzehnten Jahrhunderts. In der proſaiſchen Einleitung ſagt Alfonſo, wie es Gott gefallen habe, ihm neben andern Wohlthaten auch das große Gut und Glück des Steines der Weiſen zu Theil werden laſſen, da er ihn nicht ſuchte. Mit den Reichthümern, die er dadurch erhalten, habe er einige Werke der Milde gethan; und obgleich es heiße, daß der, welcher einen Schatz verbirgt, nicht wohl thue, ſo wolle er doch ſeinen Schatz verbergen, daß ihn keiner verſtehe, weil er bei Gemeinverſtändlichkeit auch in die Hände böſer Leute kommen könne. Und damit ihr wiſſet, heißt es weiter, wie mir jene hohe Weisheit zu Theil ward, will ich es Euch in Verſen ſagen, denn der Vers verherrlichet jeden Inhalt, wie denn auch Gott an der Dichtkunſt Gefallen gefunden. Im Vertrauen, ſagt Alfonſo, ward mir dieſer große Schatz des Wiſſens gewährt und ich vermehrte damit meine Güter. Sorgt nicht, daß, wenn ihr die Chiffern verſtehet, ihr nicht auch das wahre Factum finden werdet, deutlich und klar, wie ich es von meinem Meiſter überkam. Nach dem Prologe heißt es: Nun beginne in Gottes Namen das Werk! In den elf Einleitungsſtrophen wird erzählt, wie der König von einem weiſen Wahrſager vernommen habe, der in Egypten lebe; nach Ablegung der Majeſtät habe Alfonſo ihn durch eine Geſandtſchaft und unter Aufwendung vieler Koſten zu ſich einladen laſſen. Als der Magier die Einladung angenommen, ſendete ihm der König ſein beſtes Schiff, auf welchem der Weiſe nach Spanien überfuhr. Dieſer Mann wußte nun um die Kunſt, den Stein der Weiſen hervorzubringen und lehrte dieſelbe ſeinem Wirthe. Beide machten vieles Geld, womit Alfonſo ſeinen Schatz bereicherte. Damit die Nachkommen nicht glauben, der König habe gelogen, ſo will er die empfangene

---

1) Was Schubert in der biblioteca Castellana II. S. LXVI. nach Sanchez Vorgange aus nicht genügend ſcheinenden Gründen bezweifelt.

Lehre mittheilen. Er habe, ſagt er, deßhalb die thebaniſche Sphinx gebildet und unter den Chiffern Wahrheiten verborgen; wer ſie entdecke, möge ſie nicht unter die Leute bringen. Der Dichter weiſſagt dem glücklichen Entdecker, daß er ſeyn werde wie ein König und reicher als Midas. Zuletzt empfiehlt Alfonſo demjenigen, welcher den Schatz enthüllt, denſelben demjenigen zu geben, der die Offenbarung gewähre; denn damit erwerbe man einen andern unendlichen und ewigen Schatz, der vor jedem Sturme geborgen ſey. Nach der Ueberſchrift: lapis philosophorum folgen die 35 Abtheilungen, welche Sarmiento für Stanzen anſieht. Wenn es dergleichen wirklich ſind, ſo müſſen ſie mit vielen unnöthigen Chiffern vermehrt ſeyn, um den Schatz beſſer zu verſtecken. Hinter dieſen räthſelhaften Strophen iſt zu leſen: gelobt ſey Gott. Ende des I. Buches. — Das zweite Buch iſt überſchrieben: des Schatzes zweites Buch. Es folgt eine caſtilianiſche Octave des Inhalts: daß das reine Werk des Steines unerſchöpflich ſey in der Vermehrung ähnlich dem Sauerteige. Er, der Dichter, verheißt die vier Elemente getrennt ſehen zu laſſen. Hieran reihen ſich 26 Octaven in unverſtändlichen Chiffern, in welchen anſcheinend eine zweite, leichtere und zuverläſſigere Art, Gold zu gewinnen gelehrt wird. Dann leſen wir die Worte: Gelobt ſey Gott, dieß Buch ward geſchrieben im Jahre unſeres Heiles 1272. und drei lesbare kurzzeilige Strophen, in denen auf den Inhalt der dunkeln Strophen angeſpielt wird, die von den Elementen handeln. Hierauf folgt der Schlüſſel zum Verſtändniſſe des Schatzes, welcher ſieben und eine halbe Zeile füllet. Mit dieſem Schlüſſel iſt aber das Verſtändniß nichts weniger als aufgethan. Er beſtehet in einem Alphabete, in welchem jedem Buchſtaben vielerlei Figuren entſprechen, einigen zehen und andern mehre bis zu zwölf. Dieſe Menge von Chiffern für jeden einzelnen Buchſtaben macht die Schwierigkeit der Enträthſelung faſt unüberwindlich. Nach dem Schlüſſel findet ſich in allen von Sarmiento eingeſehenen Handſchriften die Bemerkung, daß das Buch im Beſitze des berühmten Heinrichs von Villena geweſen und von da in die Hände des Königs gelangt ſey. (Ueber die Handſchriften, deren keine die ächte Villena'ſche zu ſeyn ſcheint, cf. Sanchez I. S. 160 sqtt.). Die Ueberſetzer des Bouterwekiſchen Werkes liefern der Curioſität wegen eine Abbildung jener räthſelhaften Chiffern, aus denen ich in der That ebenfalls nichts zu machen weiß. Von den durch Fiovavanti mitgetheilten Stanzen führt Sarmiento zur Probe die ſeiner Anſicht nach der 14. des I. und den beiden erſten

des II. Buches entſprechenden an, welche von den Zuthaten ſprechen, aus welchen die Goldmaſſe hervorgebracht werden ſoll. Es iſt zu verwundern, daß weder der Herzog von Riperda noch irgend ein anderer Glücksritter, deren Spanien ſo viele aufzuweiſen hatte, ſich des vom König Alfonſo in den Schacht ſeiner geheimen Chiffern hinabgelaſſenen Schatzes zu bemächtigen geſucht haben, um mit ihren Schwindeleien auf eine ſolide Unterlage zu treffen. — Die coronica general de España iſt eine höchſt wichtige Erſcheinung nicht nur in der Geſchichte der ſpaniſchen, ſondern in der Literatur des Mittelalters überhaupt, und ſchon deßhalb ein unſterbliches Denkmal Alfonſo's des Weiſen. An Lebendigkeit, ergreifendem Ernſte und rührender Treuherzigkeit und Einfalt der Darſtellung hat ſie kaum ihres Gleichen und ſogar ein gewiſſes Streben nach hiſtoriſcher Kritik ſpricht ſich zuweilen deutlich aus, obgleich andererſeits nicht verkannt werden darf, daß dieſe Chronik auch voll von erwieſen falſchen oder ganz unwahrſcheinlichen Erzählungen iſt, ſo daß ihre Berichte in der That nur inſofern einen hiſtoriſchen Werth haben, als ſie von ältern glaubwürdigern Zeugniſſen beſtätigt werden. Das oben erwähnte allgemeinere Geſchichtswerk, welches Sarmiento in einer Handſchrift ſah, iſt nach deſſen Aeußerung eine ſehr ausführliche caſtilianiſche Umſchreibung der ganzen bibliſchen und heiligen Geſchichte. Sie beginnt mit der Schöpfung und enthält 30 Bücher, jedes in 30—40 Capiteln. Der Geſchichte der Kreuzzüge, welche Sarmiento eine Paraphraſe der historia belli sacri des Wilhelm von Tyrus nennt, deren Anfang und Ende ein gutes Stück hinzugeſetzt iſt, ſo daß ſie von Mahomet bis 1264. reicht, gab er den prächtigen Titel: La gran conquista Ultramar (die große überſeeiſche Eroberung). Sie iſt theilweis 1503. zu Salamanca gedruckt. — In einer von Sarmiento zu Toledo gefundenen Handſchrift befanden ſich noch mehre Schriften, welche Alfonſo verfaßt hat. Zuerſt ein Leben des Königs Ferdinand, ſeines Vaters. Seine Vorliebe zu myſtiſchen Einfällen bethätigte er auch hierin. Er gab der Lebensbeſchreibung ſieben Capitel, deren jedes mit einem Buchſtaben des zu dieſem Behufe gebildeten ungewöhnlichen Wortes: Ferando (ſtatt Fernando) anfing. Dieſer Biographie folgt der oben genannte Septenario, ein Miſchmaſch aus Philoſophie, Aſtrologie und Theologie. Dieſem ſchließt ſich die Meſſe mit ihren Abtheilungen im alten Caſtilianiſch an und eine Viſion des heiligen Patricius. Die Erzählung einer Viſion, welche Alfonſo ſelbſt am 12. April 1282. zu Sevilla hatte,

iſt der Handſchrift ſeines Teſtamentes beigefügt, die Sarmiento eingeſehen hat. Leider habe ich es bei der trockenen Anzeige aller dieſer Werke Alfonſo's, deren es nach den Ocios de los Españoles emigrados noch mehre gibt, bewenden laſſen müſſen, weil nähere Andeutungen über deren Geiſt in Ermangelung größerer Bruchſtücke davon in Deutſchland ſich nicht geben laſſen. Um von der Vielſeitigkeit dieſes merkwürdigen Mannes, welcher die Technik der caſtilianiſchen Sprache einen Rieſenſchritt vorwärts thun ließ [1]), eine rechte Vorſtellung zu gewinnen, mußte die Scheue vor der langen Weile ſolcher Mittheilungen überwunden werden, weil ſie den Keim der Richtung veranſchaulichen, welcher die Literatur fortan folgte, wenn auch vielleicht das deutliche Bewußtſeyn und die Entfaltung des neuen Geiſtes erſt unter der Regierung König Johannes völlig ſichtbar wurden. Wer das nicht zugeſtehen mag, muß den König Alfonſo mindeſtens als den Vorläufer jener Periode betrachten. Wenn die Richtung nach ihm unterbrochen ſcheint, ſo iſt dies, wie ſchon angedeutet worden, nur eine Unbill der Zeiten, welche dem Beiſpiele des Königs Anerkennung und Nachfolge verſagt, oder dieſelben doch auf die höheren Kreiſe beſchränkte, in denen wiederum nur die höchſt geſtellten Perſonen befähigt oder unbefähigt, ſich darin gefielen, als Schriftſteller und Dichter aufzutreten. Es iſt unzweifelhaft und von den ſpaniſchen Literatoren, z. B. Quintana anerkannt, daß, wenn der Anſtoß, welchen Alfonſo, ein in den meiſten Beziehungen bedeutender Mann, den ſchönen Wiſſenſchaften gegeben, von ſeinen Nachfolgern wirkſam unterhalten wäre, die Entwicklung der Nationalliteratur der jetzt auf Jahrhunderte vertheilten Zwiſchenſtufen bis zum Gipfel ihres Glanzes wohl in Jahrzehenden überſtiegen und jedenfalls in reichlichern und vollendetern Evolutionen die Zwiſchenſtationen durchlaufen haben würde. Die Flamme des Bürgerkrieges, welche über ein Jahrhundert lang nach Alfonſo das Wohl der von ihm beherrſcht

1) Alphonse fit faire un pas immense à la langue et à la poesie comme écrivain et comme roi ſagt Maury in ſeinem Espagne poetique. In den Verſen und der Sprache Alfonſos, ſagt Quintana, nachdem er Bruchſtücke aus dem tesoro und den Querellas angeführt, iſt ein Unterſchied von einem Jahrhundert ſichtbar und, was noch mehr ſagen will, um Strophen de arte mayor mit gleichem Verdienſte in der Diction und Verſification anzutreffen, muß man anderweite zwei Jahrhunderte überſpringen, wo man dieſelben erſt beim Juan de Mena wieder antrifft. Man hat deßhalb die Echtheit jener Stücke bezweifeln wollen.

gewesen Reiche ſtörte, verzehrte allen geiſtigen Fond, hielt allen Aufſchwung darnieder; man ſchien Empfindung nur zum Haſſen, Hände nur für die Zerſtörung zu haben. Zu bewundern bleibt allein, daß dieſe Periode uns noch zu Erſcheinungen führt, wie den Erzprieſter von Hita, den Infanten Don Manuel und den Großkanzler Ayala. Welchen Einfluß hätte auf die Ausbreitung der National-Literatur nicht allein ſchon die von Alfonſo ausgehende Verallgemeinerung der Volksſprache haben müſſen, wenn derſelben nicht durch die Barbarei der Zeiten ein mächtiger Damm in den Weg geſchoben wäre? Was wäre außerdem einer Entwickelung entgegen geweſen, wie ſie aus gleichem Anlaß in der franzöſiſchen Literatur durch Ludwigs XIV. ähnliche Maaßregeln bedingt war? Schon die siete partidas allein reichen aus, Alfonſos Namen unvergeßlich zu machen. Jedenfalls gereicht es ihm auch zu anſehnlichem Verdienſte, daß er den regelmäßigen und beſtimmten Gebrauch kürzerer Versmaaße neben dem bis dahin beinahe ausſchließlich angewendeten, aber ſchwerfälligen Alexandriner ungemein förderte. Von den versos de arte mayor mit zwölf Sylben und den kürzern achtſylbigen Verſen war vor ihm in der geſchriebenen Poeſie kaum ein Gebrauch gemacht. „Die caſtilianiſche Poeſie hatte ſich ſonach, wie Martinez de la Roſa bemerkt (Obr. liter. I. S. 163.), in einer Lebensdauer von weniger als einem Jahrhundert durch zwei nützliche Erwerbungen berühmt gemacht.“ Befremdend iſt, wie Wolf Alfonſos Verdienſte als Dichter ſo ſehr herabſetzen, Maury in ſeiner Espagne poetique aber dieſelben ſo ungemein erheben konnte, da doch beide von den Alfonſiniſchen Poeſieen ſo wenig zu ſehen bekommen hatten, daß ſie unmöglich über die Stellung, welche dieſer König als Dichter einnimmt, eine genaue Vorſtellung faſſen konnten. Daß er im Geſchmacke und der Manier der Provenzalen gedichtet, dürfte wohl aus dem Umſtande zu ſchließen ſeyn, daß er, nachdem die Höfe von Provence und Toulouſe verſchwunden waren, eine Menge der nun ohne poetiſche Heimath umherirrenden Troubadours an ſeinen Hof berief und dieſelben ſo gefliſſentlich begünſtigte, daß man zu glauben verſucht wird, es ſey ſeine Abſicht dahin gegangen, ſeinen Mäcenat von dieſen ausländiſchen Sängern gefeiert und den ihm dafür gebührenden Ruhm in aller Welt verkündigen zu hören.

Verhältniß der provenzalischen Literatur zur castilianischen Entzweiung der Volks- und Kunstpoesie.

Wie sehr aber auch hierdurch und in Folge noch früherer Verbindung mit den Troubadouren ein Einfluß ihrer Literatur auf die Castilianische bedingt scheint, so wenige Spuren einer solchen Einwirkung zeigen die aus dieser Zeit vorhandenen Denkmale der spanischen Poesie, welche zunächst davon hätten ergriffen werden müssen. Der Nationalgeschmack scheint der provenzalischen Lyrik, welche das Wesen des Troubadourengesanges hauptsächlich ausmacht, nicht ganz hold gewesen zu seyn und das Bedürfniß des Gesanges in andern Weisen befriedigt zu haben, welche mit der alten Volkslyrik, deren Gesänge keine Feder vor dem Verhallen sicherte, verschollen seyn mögen. Dieser nationalen Lyrik, welche ohne Zweifel ein Stück der Romanzenpoesie war, sich anzuschließen, mochten die castilianischen Ritter, welche die Gabe des Gesanges bei sich verspürten, unter ihrer und des Hofes Würde halten, an dem sie für ihre Lieder das Publicum suchen mußten. An äußerlicher Stellung, Sitte und andern Eigenthümlichkeiten den Troubadours verwandt, fühlten sie sich auch wohl zu dem poetischen Geschmacke derselben hingezogen. Allein für die, durch diesen poetischen Sinn bedingten, Formen war die castilianische Sprache noch nicht ausgebildet und widerstrebte unfügsam der Anwendung derselben. Weit besser geeignet für die Formen der provenzalischen Lyrik waren aber schon lange durch lebendigern Verkehr mit den Troubadours die übrigen Dialecte der pyrenäischen Halbinsel: der portugiesische (seit Heinrich von Burgund, dem Vater des ersten Königs von Portugal), der gallicische und der limosinisch-catalonische, welche ohnehin der Landessprache in der Provence weit näher verwandt waren, als das Idiom der Castilianer. Diese Dialecte, namentlich aber der Gallicische, dessen Territoriale längst der Krone Castilien gehörte, waren den Castilianern geläufig. Es darf daher nicht befremden, wenn der vornehme Castilianer seinem Geschmacke an der Poesie der Troubadours und seinem lyrischen Hange in dem gallicischen Idiome huldigte, was denn auch der König Alfonso der Weise

ſelbſt that, und nach ihm viele Caſtilianer über hundert Jahre lang, ſo daß der Marquis von Santillana in ſeinem unten mitzutheilenden kritiſchen Sendſchreiben um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu bemerken findet, wie vor nicht langer Zeit alle und jede Reimer und Troubadours dieſer Gegenden alle ihre Werke in gallicischer und portugieſiſcher Sprache verfertigten. Dieſe Bemerkungen ſollen nur ein Verſuch ſeyn, den heftigen Widerſpruch auszugleichen, welchen Sanchez der Art entgegenſtellt, wie der Pater Sarmiento die angezogene Aeußerung des Marquis verſtanden wiſſen will.

Eben ſo begreiflich als der Eingang, den die provenzaliſchen Dichtweiſen mittelſt dafür ausgebildeter Dialecte in die höhern Kreiſe der Geſellſchaft fanden, iſt der Mangel an Intereſſe, welcher für jene unvolksthümlichen Dichter in der Nation noch lange wahrgenommen ward. Dem Volke blieb bei der geringen Geläufigkeit des ausländiſchen, vielleicht gar verachteten Dialectes jener Geſang immer etwas Fremdartiges und es währte lange, ehe in den höheren Sphären auch das caſtiliſche Idiom zur Aufnahme des Geiſtes und der Formen der Provenzalpoeſie ausgebildet ward, was über ein Jahrhundert nach Alfonſo dem Weiſen geſchah. Es wird daher von dem Einfluſſe dieſer Poeſie auf die caſtilianiſche erſt ſpäter die Rede ſeyn dürfen, wo dieſe Einwirkung ſichtbarer hervortrat und ſich mit den nationalen Elementen beſſer befreundete, als es unter Alfonſo noch der Fall ſeyn konnte. Doch darf hier ſchon das Verhältniß des Königs zum Troubadour Guiraut Riquier erwähnt werden, weil es den Hang nach dem erhabenen und gelehrten Dichten, welchem auch Alfonſo ſich ergeben, in ein deutlicheres Licht zu ſtellen geeignet iſt. Hier wird auch der Anlaß näher veranſchaulicht, weßhalb eine Art Poeſie ſich von der Dichtkunſt des gewöhnlichen Lebens ſonderte, höhere Sphären zu ihrem Aufenthalte auserkor und zur Hofpoeſie ward. Ich nehme daher keinen Anſtand, über das „Bittſchreiben Guiraut Riquiers an den König von Caſtilien in Betreff des Namens Jongleur vom Jahr 1275.“ welches uns in jenes Verhältniß mitten hinein ſehen läßt, an dieſer Stelle nähere Auskunft zu ertheilen. Dieſes in provenzaliſcher Sprache abgefaßte poetiſche Sendſchreiben iſt weitſchweifig mit ſcholaſtiſchen Subtilitäten und unweſentlichen Bemerkungen überladen, weßhalb ich es nur auszugsweiſe vorführen will. Einen beſondern Nachdruck legt Guiraut von vornherein auf ſeine Wiſſenſchaft, inſofern er derſelben Alfonſos Gunſt verdankt. Er gibt das Verſprechen, den König dafür zu

feiern und ihm zu dienen. Nachdem er gezeigt, wie die vorhandenen sechs Stände jeder ihren besondern Namen (Geistliche, Ritter, Bürger, Kaufleute, Handwerker und Bauern) führen, äußert er sich, wie es auch schicklich wäre, wenn die Jongleurs durch besondern Namen unterschieden werden möchten. Namentlich bedauert er, daß die Bessern unter ihnen eines ehrenden Namens entbehren, und man sie in Ermangelung eines solchen mit Menschen verwechselt, denen alle Kenntnisse abgehen, welche ein Instrument spielen, ihr Brod auf den Straßen betteln, in den Schenken für Geld aufspielen und von jeder guten Gesellschaft ausgeschlossen sind, oder gar mit Leuten, welche kopfüber schießen, Affen tanzen lassen und aller guten Sitte baar sind. So ist die Jongleric ausgeartet, welche von weisen und unterrichteten Männern aufgebracht worden, um durch geschickt gespielte Instrumente den Edeln Ehre und Freude zu verschaffen. Diese bielten, wie es auch noch jetzt von den Großen des Landes geschiehet, Jongleurs. Hierauf kamen Troubadours, um hohe Thaten zu singen und die Edeln zu preisen und sie zu ähnlichen aufzumuntern. Denn, wer sie auch nicht verrichtet, der weiß sie doch zu würdigen und darum kann ich (so sagt Riquier), geschehe was da welle, nicht umhin, sie zu besingen. Allein so ist es nicht mehr. Schon seit längerer Zeit haben sich Unwissende erhoben, welche sich zum Nachtheile der dazu wirklich Berufenen mit Gesang, Dichtkunst, Musik u. s. w. befassen und sogar eifersüchteln und schelten, wenn Fähigere vor ihnen von den Mächtigen geehrt werden. Man schmeichelt ihnen deßhalb mehr als den Verständigen, weil man sie fürchtet. Solch ehrloses Volk würdigt die Jongleric herab. Da sich hierüber frühere Troubadours nicht beschwert haben, so fühlt sich Riquier dazu veranlaßt. Jeder muß, so will er, seinen Namen mit der That führen. Es wäre auch gegen den allgemeinen Namen Jongleur nichts einzuwenden, wenn Alle, die so heißen, gleich wären. Allein es sind Leute so niederer Art darunter, daß die Guten nicht ohne Schimpf und Schaden einer solchen Genossenschaft angehören können. Riquier bittet daher den König, einen solchen Mißbrauch nicht länger zu dulden; „Euch kommt dieß vor jedem andern Könige zu; denn die Sängerkunst und Wissenschaft haben in Castilien mehr Unterstützung, Lohn und Vorschub gefunden, als an irgend einem königlichen und andern Hofe der Welt, und Ihr schützet sie in unsern Tagen, was Euch

zum Ruhme gereicht, hoher Herr, wie alle Eure Tugenden, die Euch den schönen Beinamen erwarben." Riquier schlägt die Anordnung von Benennungen vor, wonach man eines jeden Kenntnisse unterscheiden könne, was beim gegenwärtigen allgemeinen Namen: Jongleur nicht möglich sey. Der König wird gebeten, nicht zu gestatten, daß diejenigen, welche die echte Kunst des Dichtens besitzen und Verse und Canzonen und andere unsterbliche Poesieen zum Nutzen und zur Belehrung Aller hervorzubringen wissen, Jongleurs genannt werden, sondern einen passenden Namen erhalten, welcher ihre edle Kunst vom nichtswürdigen Getreibe der andern unterscheide. Die Künste der Spielleute und Possenreißer bestehen nur so lange, als man dieselben hört und siehet; aber die Gesänge der klugen und unterrichteten Leute, welche die schönen Gedichte verfassen, bleiben im Andenken und wirken selbst nach ihrem Tode fort, als ob sie noch lebten. Darum geschiehet ihnen Unrecht, daß sie keinen besondern Namen führen, noch bei den Edeln vor den Jongleurs ausgezeichnet werden; denn Gott will sie auf dieser Welt mit einer Wissenschaft ehren, welche nur von ihm ausgehen kann; wer aber die Einsicht besitzt, vermag durch seine Lehren die Welt zu bessern. Im Betracht der großen Vorzüge also, welche die Dichtkunst auszeichnen, sollte man die echten Dichter, wenn sie sich auch an den Höfen zu benehmen wissen, hoch ehren; denn allerdings gibt es etwelche von großen Kenntnissen, die sich schlecht benehmen; andere sind bei geringen Kenntnissen verständig und ihres guten Benehmens halber willkommen. Allein diejenigen, welche Kenntnisse und gutes Benehmen in sich vereinigen und dabei ehrlichen Herzens sind, sollte man höher ehren. Riquier will aber ein solches nicht wahrgenommen haben und hat vielmehr die Bemerkung gemacht, wie die Unverschämten und Habsüchtigen an den Höfen gehegt werden und man nur gegen die Schüchternen sich kalt benimmt. Der Dichter bittet deßhalb den König, eine Veranstaltung zu treffen, daß das Wissen nach Gebühr geehrt werde, besonders in denen, die es gut anzuwenden wissen, daß dieselben auch einen gegründeten Namen erhalten. Doch will Riquier nicht für die supplicirten, welche einer Poesie obliegen, der, da sie gehaltlos ist, keine Ehre gebührt, noch für die, welche ihre Kunst zu Schmähungen anwenden oder schlechtweg Strophen, Sirventese und Tanzlieder dichten, womit sie Ehre einzulegen vermeinen. Riquier bevorwortet nochmals ausdrücklich, wie er nur die geschickten

und verſtändigen im Sinne habe, welche gehaltvolle Verſe und Canzonen dichteten und reimend ſchöne Lehren geben; nur in Bezug auf dieſe, welche Kenntniſſe beſitzen und ihre trefflichen Gedichte mit Zeugniſſen verſehen, er ſucht um die gewünſchte Auszeichnung nach. Er bittet, um ſeiner Beweggründe willen, um Verzeihung, wenn den König ſein weitläuftiger Vortrag gelangweilt haben ſollte. Die Gewährung ſeines Geſuches verſpricht er für die anſehnlichſte aller ihm von Mächtigen erwieſenen Ehren zu halten. Auf die Verſagung drohet er, den Beruf eines Jongleurs verlaſſen und eine andere Lebensweiſe ergreifen zu wollen, da es ihm unerträglich ſey, zum Nachtheile ſeiner Ehre mit Unwiſſenden zuſammengeſtellt zu werden. — Die Entſcheidung des Königs, welche hinter der Handſchrift von Riquiers Sendſchreiben unter dem Titel: „Erklärung des Königs Alfonſo von Caſtilien auf das Geſuch Guiraut Riquiers in Bezug auf den Namen Jongleur vom Jahre 1275.“ ſich befindet, rührt vielleicht nur vom bittſtellenden Dichter ſelbſt her. „Wer vermag, ſagt Sanchez (I. S. 169.), zu errathen, ob die Erklärung wirklich vom Könige ausging, oder ob Riquier dieſelbe verfaßte und dem Könige beilegte?“ — Sie entſcheidet ganz nach dem Vorſchlage des Bittſtellers. In der Einleitung wird es als eine Verpflichtung desjenigen, der einen erhabenen Platz einnimmt, bezeichnet, die Seinigen auf jede Weiſe zu fördern. Mit allen Titeln, wie in einer königlichen Verordnung unter Angabe des Datums (Ende Juni) und Wiederholung vom Inhalte der Bittſchrift, wird die Entſcheidung nach Erwägung der verſchiedenen Namen dahin ertheilt. „Wir finden, daß die Inſtrumente auf Lateiniſch instrumenta heißen; daher kömmt der Name Inſtrumentenſpieler und dieß ſind eigentlich die römiſchen lustriones; die Troubadours heißen dagegen auf Lateiniſch inventores; aber alle die Springer und Seiltänzer joculatores und daher ſtammt der ungebührliche Name Jongleur, den alle diejenigen führen, welche die Höfe beſuchen und die Welt durchwandern, ohne daß man ſie unterſcheidet. Dieß iſt, die Wahrheit zu ſagen, ein Mißbrauch. Andere Namen gibt es offenbar nicht im Romaniſchen, und ſo heißen Alle, ſelbſt die Seiltänzer und Poſſenſpieler, Jongleurs, ein Gebrauch, der zu tief eingeriſſen iſt, um denſelben leicht abſchaffen zu können. In Spanien iſt die Sache beſſer eingerichtet und wir wollen nichts daran geändert wiſſen: hier werden die Gewerbe durch den Namen unterſchieden. Die Muſiker heißen Joglares, die Poſſenſpieler re-

menestadors, die Troubadours an allen Höfen segriers, diejenigen Menschen aber, die fern von gutem Benehmen ihre niedrigen Künste auf Straßen und Plätzen sehen lassen und ein unehrbares Leben führen, nennt man ihrer Schlechtigkeit wegen cazurros. So ist der Brauch in Spanien und leicht kann man am Namen die Künste erkennen. Allein in Provence heißen Alle Jongleurs, und das scheint uns ein großer Fehler jener Sprache, worin doch gut erfundene Gedichte mit dem meisten Beifalle aufgenommen werden. Es ist ein Uebelstand, wenn man schlechte und rohe Menschen nicht durch den Namen bezeichnet und sie mit den Bessern vermengt. Wir rathen und erklären daher von Rechtswegen, daß Alle diejenigen, mögen sie nun Kenntnisse haben oder keine, die eine niedrige Lebensart führen und in keiner guten Gesellschaft erscheinen dürfen, so wie diejenigen, welche Affen, Böcke und Hunde tanzen lassen, den Gesang der Vögel nachahmen, Instrumente spielen oder für geringe Gaben vor dem Pöbel singen, daß alle diese unter dem Namen Jongleurs nicht begriffen werden sollen; eben so wenig diejenigen, die den Höfen nachgehend, ohne Schaam jede Erniedrigung sich gefallen lassen und gefällige und edle Beschäftigungen verschmähen. Man nenne sie Bouffons, wie dieß in der Lombardei der Fall ist. Diejenigen, die sich mit Höflichkeit und angenehmen Künsten unter den Edeln zu benehmen wissen, indem sie Instrumente spielen, Novellen erzählen, Verse und Canzonen Anderer vortragen, und durch dergleichen einnehmende Fertigkeiten unterhalten, dürfen allein den Namen Jongleurs führen. Sie müssen an den Höfen erscheinen und belohnt werden, da sie Lust und Zeitvertreib mitbringen. Diejenigen, welche die Geschicklichkeit besitzen, Verse und Liedweisen zu erfinden, von diesen zeigt die Vernunft, wie man sie nennen muß. Denn wer Tanzlieder, Coblas und Balladen, Alba's und Sirventes meisterhaft zu dichten versiehet, dem gebührt der Name Troubadour und von Rechtswegen größere Ehre als dem Jongleur, der durch die Werke des erstern bestehet. Eben so müssen die vorzüglichsten Troubadours, wenn man gerecht gegen sie verfahren will, eine besondere Ehre genießen. Denn wer Canzonen und Verse mit Zeugnissen und angenehme Erzählungen mit schönen Lehren zu schmücken versiehet, worin er weltlich und geistlich kund gibt, wie der Mensch das Gute vom Bösen unterscheiden könne, dem muß man Ehre auf der Welt erzeigen, mehr als jedem andern Troubadour, wenn sein Benehmen mit seinen Kenntnissen

im Einklange ſtehet. Denn er zeigt uns vermittelſt ſeiner ſchönen Weisheit den Weg der Ehre, des Guten und der Pflicht, indem er das Dunkle lieblich aufklärt; und wer ihm Glauben ſchenkte, würde ſpät zu Schaden kommen. Diejenigen alſo, welche die Meiſterſchaft des erhabenen Dichters beſitzen und dieſe mit gutem Benehmen verbinden, ſind die vollkommenſten Troubadours, und wir ſehen kein Hinderniß, warum ihnen dem Namen und der That nach nicht Ehre widerfahren ſollte. Wir erklären daher, daß die vorzüglichſten Troubadours, die in Verſen, Canzonen und andern oben genannten Gedichten uns lehren, wie edle Höfe und hohe Thaten beſchaffen ſeyn müſſen, den Namen Doctoren der Poeſie verdienen, denn ſie belehren jeden, der ſie verſtehet. Wer ſelbſt Lebensart beſitzt, wird ſie fortan ſo nennen; auch glauben wir dieß von Allen, die Kenntniſſe haben, und ſollte es ihnen auch nur in Betracht der Sprache gefallen, die am meiſten zur Dichtkunſt geeignet iſt. Und ſo ſind Alle, welche man dort zu Lande Jongleurs nennt, abgetheilt und durch beſondere Namen unterſchieden." Der König ſchließt die Erklärung mit dem Verkünden, daß er das Handeln wider dieſelbe eben ſo wenig mit Strafen verfolgen als die Befolgung durch Belohnungen anerkennen werde. Die Erklärung, welche der Troubadour Riquier auf ſein Sendſchreiben erhalten haben will, mag nun von ihm ſelber oder von irgend einem Andern, ſogar vom Könige ſelbſt[1]) herrühren, ſo iſt es gewiß, daß in den siete partidas (VII. tit. 6. l. 4.) zwei Arten von Juglares unterſchieden werden, indem es daſelbſt heißt: „eben ſo (ſollen ehrlos ſeyn) diejenigen, welche Jongleurs ſind und die Remedadores und Facedores de los zahorrones (Poſſenreißer und Faſtnachtsſpieler), welche ſich öffentlich dem Volke zeigen und für Geld ſingen und ſpielen; denn dieſe erniedrigen ſich vor den Andern für das Geld, welches ſie von denſelben erhalten. Allein diejenigen, welche muſikaliſche Inſtrumente ſpielen oder ſingen, um ſich ſelber ein Vergnügen zu machen oder um ihre Freunde zu erheitern oder Könige und andere große Herren zu vergnügen, ſollen darum nicht ehrlos ſeyn." In einem andern Geſetze der siete partidas (s. Partida IV. Titolo XIV.) findet ſich die Beſtimmung, daß durchlauchtige (illustres) Perſonen, als da ſind: Könige und deren Abkömmlinge, Grafen und deren Nach-

1) Wie auch Martinez de la Roſa: Obras literarias II. S. 317 und 318. für wohl möglich hält.

kommen, welchen die Geſetze die Annahme von Ehebeibern zugeſtehen, dazu unter Andern weder Joglaresas noch deren Töchter nehmen dürfen, weil es unanſtändig iſt, daß das Blut der Edelen ſich in den Kindern ſo gemeiner Weiber miſche. Die Kinder aus ſolchen Verhältniſſen ſollen des Namens der natürlichen verluſtig ſeyn und spurios genannt werden. — Der Name Joglar und joglaresa war im Spaniſchen längſt üblich und aus dem Worte joculatoria entſtanden, womit die barbariſche Latinität des Mittelalters allgemein einen Menſchen bezeichnete, der Pantomimen und andere Darſtellungen mit Vocal- und Inſtrumentalmuſik begleitete. Dergleichen fanden ſich ſchon bei den Feierlichkeiten zur Vermählung der Töchter des Cid mit den Infanten von Carrion in Valencia (1098.) ein. In einem aus Burgos von 1036. datirten Privilegio Alfonſos VII. tritt ein Joglar Pallea als Zeuge auf. Dieſer Stand erhielt ſich die folgenden Jahrhunderte hindurch. Alle Schriftſteller, z. B. Berceo, Juan Lorenzo, Muntaner (der Aragoneſe), der Prinz Juan Manuel, der Erzprieſter von Hita erwähnen derſelben. Die neueſte ſolcher Erwähnungen rührt aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts her. Sie iſt in dem unten näher zu beſprechenden Liederbuche Baena's anzutreffen, worin ſich eine poetiſche Compoſition des berühmten Villaſandino befindet, welche ich ebenfalls noch beſonders nennen werde, gedichtet „zum Lobe und Preiſe der reichen Stadt Sevilla, welches er vor verſammeltem Rathe überreichte und durch Joglares vor den Rathsherrn ſingen ließ, die ihm hundert doblas für ſein Lied verehrten.“ Nach Verlauf von Jahrhunderten verlor ſich der wahrſcheinlich bei dieſer Gelegenheit zum letzten Male erwähnte Name der Jongleurs in Spanien. — Andere Andeutungen zur Beſeitigung des Zweifels darüber: ob die „Erklärung,“ welche Guiraut Riquier im Juni 1275. angeblich von Alfonſo X. auf ſein Buchſchreiben erhalten, als die bisher erwähnten aus den sieben Partidas entnommenen, habe ich nicht finden können. Jedenfalls entſprach der Vorſchlag des Troubadours Alfonſos eigenen Anſichten über die Dichtkunſt und deren Behandlung und gewährt Aufſchluſſe zur Beantwortung der Frage, wie es gekommen, daß die Kunſtpoeſie, die vornämlich in der Hofpoeſie ſich repräſentirt fand, allmählich mit der Volkspoeſie ſich entzweiete, die ohne Zweifel ihren Hauptheerd in derjenigen Sphäre hatte, welche Guiraut Riquer und ſeinem königlichen Gönner ſo verwerflich erſchien. Es leuchtet auch ein, wie an der Verirrung der Jongleurie auch

die von ihr mitgetragene Volkspoeſie Theil nehmen mochte. Dieſe ward deßhalb mit vernachläſſigt und gering geſchätzt, ohne daß man die mit jenem Ausſchlicht weggeworfenen Edelſteine erkannte und dieſelben auszuſondern lernte. Dieſem vermeintlichen durchgängigen Verfalle ſuchte man durch Cultur und Begünſtigung einer höhern Dichtkunſt entgegen zu arbeiten, die man in einem erhobenen und gelehrten Dichten zu finden vermeinte. Dieſes zum Theil nicht einmal klar erkannte und bewußt gewordene Streben der vornehmen Dichter, die durch jenes Mittel eine Beſchäftigung zu Ehren bringen wollten, welche durch widerlich niedrigen Betrieb anrüchig geworden war, gab wohl den nächſten und Hauptanſtoß zu der ſpäterhin unter der Regierung Johanns II. ſcharf und ausgeprägt hervortretenden Trennung und Entfremdung zwiſchen Volks- und Kunſtpoeſie. — Einen bedeutenden Vorzug genoß die Kunſtpoeſie vor der nur im Munde des Volkes und ſeiner Sänger lebenden Dichtweiſe darin, daß ihre Erzeugniſſe niedergeſchrieben und ſchriftlich vervielfältigt wurden. Dadurch wurden ihre Denkmale erhalten, weiter verbreitet und wirkſam. Das Volk konnte weder ſchreiben noch leſen, hatte auch nicht die Mittel, den theuern Lohn für die Abſchriften zu erſchwingen. Ich verweiſe auf dasjenige, was über die Verbreitung der Handſchriften bei Gelegenheit der Ritterromane geſagt iſt. Auch dieſer Umſtand iſt wohl als ein Element zu betrachten, welches den Unterſchied der Kunſt- und Volkspoeſie fördern half.

Ein anderes Moment, welches dieſe Entzweiung begünſtigte, und auf welches noch mehrmals wird hingewieſen werden müſſen, bildet das Eindringen einer aus den politiſchen und kirchlichen Kämpfen der Zeit ſich abſetzenden Reflexion in die Poeſie der Kunſtdichter, welche faſt alle einem Stande angehörten, der bei jenen Kämpfen mitwirkte. Das tief in den Geſinnungen der germaniſchen Völker wurzelnde Feudalſyſtem hatte ſich, je nachdem die Wogen der Europa erſchütternden Bewegungen, zu denen die Völkerwanderung den Anſtoß gegeben, ſich mehr und mehr beruhigt hatten, an Kraft zugenommen und die Herrſchaft über das öffentliche Leben in Europa an ſich geriſſen. Selbſt die Kirche war unter ſeine Botmäßigkeit gefallen. Die ganze Entwickelung des Zeitalters arbeitete im Verein mit denen, welchen die Macht gegeben war und denen ſelbſt mit oder ohne Bewußtſeyn der größte Theil der Kirchenvorſteher hierin Beiſtand leiſtete, daran, die Kirche dem Feudalſtaate etwa als

ein untergeordnetes oder dienſtbares Glied einzufügen, dieſelbe zu verweltlichen und zu einem Werkzeuge der politiſchen Macht herunterzuſetzen. Die Früchte dieſer Herrſchaft laſſen ſich aus der Inveſtitur und Simonie erkennen, welche die Kirchenämter theils geradezu käuflich, theils weltlicher Gunſt und weltlichen Zwecken unterthänig machten. Dieſe Verhältniſſe verſchuldeten zu nicht geringem Theile das Verderben der Geiſtlichkeit und die Unzufriedenheit des Volkes mit ſeinen Prieſtern. In der mit gewaltiger Kraft feſtgehaltenen Ueberzeugung, daß von dieſen Uebeln nur Befreiung in Ausſicht ſtehe, wenn ſie an der Wurzel erfaßt würden, unternahmen einige große Nachfolger Petri den Rieſenkampf gegen die bei weitem überwiegende Macht der durch ein gemeinſames Intereſſe Verbündeten, gegen die Fürſten, den Adel und den größern Theil der bereits in die Bande des Lehnweſens verſtrickte Geiſtlichkeit. Um dieſe Kämpfer ſchaarte ſich dann aber auch Alles, was in der Kirche durch Wiſſenſchaft, Einſicht und Kraft hervorragte. In dem Bewußtſeyn, daß ſie die Vorkämpfer ſeyen für die Unabhängigkeit, Freiheit und Reinheit der Kirche, errangen ſie der Hauptſache nach den Sieg. Allein die kaiſerliche Macht, welche als Repräſentant der Feudalmonarchie die erlittene Einbuße nicht verſchmerzen konnte, bot alle Kräfte auf, der Kirche und ihrem Oberhaupte die errungenen Vortheile wieder zu entreißen. In dem wieder entbrannten Kampfe eines weltlichen Stützpunktes ſich bedürftig haltend, hatten die Prieſter mit dem ehrgeizigen franzöſiſchen Königshauſe ſich in Verbindungen eingelaſſen und wurden in die Gänge und Irrgänge der politiſchen Intereſſen fortgeriſſen. So geriethen ſie in Verhältniſſe und Lagen, welche ihr kirchliches Anſehen ſchwächten und das alte Vertrauen verſcheuchten. Der Verdacht ſtieg immer höher, daß die Kirchenfürſten unter der Hülle kirchlicher Zwecke und Unternehmungen ſelbſtſüchtige, politiſche Zwecke verfolgen wollten. So erklärt ſich der Widerſtand, den Bonifaz VIII. auf Seiten des franzöſiſchen Herrſchers fand, die Niederlage, welche er darin erlitt und die Erfahrung, welche er machen mußte, daß die franzöſiſche Geiſtlichkeit, für deren Rechte er gekämpft, ihn verließ und völlig Preis gab. Die verhängnißvolle Verlegung des päpſtlichen Stuhles nach Avignon und die ſiebenzigjährige Abhängigkeit von Frankreich ward auf dieſe Art eingeleitet. Hierzu kamen die vielfaltigen Verbehalte geiſtlicher Revenüen, die der päpſtliche Stuhl an ſich zog, das willkürliche Schalten mit den Pfründen, worin ſich

wohl das Bemühen, die Geldmittel der Curie zu vermehren und deren Günstlinge zu bereichern kund that, aber die Sorge für das Wohl der Kirche hintangesetzt ward. War hierdurch einmal das Vertrauen der Völker auf die Freiheit und Integrität des päpstlichen Stuhles erschüttert, so konnte das Schisma, welches nach Ablauf der siebenzig Jahre eintrat und vor den Blicken Europa's so viel Selbstsucht, Habgier und andere unreine Leidenschaften an den Cardinälen und den von ihnen gewählten Päpsten und Gegenpäpsten enthüllte, das Ansehen des Kirchenregimentes nur noch tiefer herabsetzen, zumal die Geistlichkeit durch ihre Verworfenheit treulich hiezu mitwirkte. Die aus dem Reichthum der Kirche hervorgegangene übergroße Menge geistlicher Stiftungen, Pfründen und Versorgungsanstalten welche immerfort zahllose Schaaren von Unberufenen in den geistlichen Stand zogen, unterhielt eine Legion geistlicher Müssiggänger, welche durch ärgerliche Beispiele den Unwillen der darbenden Menge hervorriefen. Die Nothwendigkeit einer Besserung legte sich Jedermann, der nur die geringste Reflexion über die Lage und die Verhältnisse seiner Zeit anzustellen im Stande war, vor Augen. Die Nähe und Allgemeinheit des Verderbens trieb die Aeußerungen des Unmuthes von allen Seiten hervor. Kein Wunder, daß diese Töne eine obligate Begleitung eines jeden Themas wurden, welches zu einer literarischen Erscheinung sich gestalten mochte. Die Wirklichkeit riß das Interesse in dem Maaße an sich, daß selbst die Poesie sich der Theilnahme nicht entziehen konnte und in Sphären eingehen mußte, von welchen die Volksdichtung sich ausgeschlossen hatte, weil sie dort nicht gedeihen kann. Diese reflectirende Eindringsel erweiterte die Kluft noch stärker, welche zwischen der Kunstpoesie (die jene Reflexion willig in sich aufnahm) und der Volksdichtung ohnehin schon sich aufthat. Die Zeiten Alfonsos X., welcher vielfach in die politischen und kirchlichen Stürme sich verwickelt fand, führten der spanischen Literatur dieses Gährungsmittel, welches der Scheidungsprozeß zwischen den Richtungen der Poesie befördern half, zunächst in einflußreicherm Maaße zu, dessen Fülle mit dem zunehmenden Verderben wuchs, indem die Reflexion an letztern, selbst wo es mehr in der Einbildung beruhete, immer reichlicheren Bethätigungsstoff fand.

Alfonſos X. Nachfolger.

Wie ſehr auch mit ſeinem Vater verfeindet und im Gegenſatze nahm doch ſchon Alfonſo des X. thatkräftiger und kriegeriſcher Sohn und Nachfolger auf dem Throne Sancho IV., (el Bravo,) 1295 die literariſche Thätigkeit des Vaters ſich zum Vorbilde und ward Verfaſſer eines moral philoſophiſchen Werkes in 49 Capiteln, welches leider noch nicht in die Oeffentlichkeit getreten und nur aus den Proben in Caſtro's ſpaniſcher Bibliothek bekannt iſt, welcher davon urtheilt, daß es in einem einfachen Style abgefaßt, die Belesenheit des Königs an zahlreichen Anführungen aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und neuern Theologen, ſowie aus alten Philoſophen erkennen laſſe. Der Inhalt beſteht in Lebensregeln, welche der König für ſeinen Sohn Ferdinand den IV. aufzuſetzen für gut gefunden, was ihm zugleich als eine Erholung von den Stürmen ſeiner vielbewegten Regierung gedient haben mag. Jener Ferdinand war, als ſein Vater dieſe Regeln aufzeichnete, erſt ein achtjähriger Knabe und erreichte nur ein Alter von 22 Jahren, in welchem er jene Lebensvorſchriften wenig befolgt zu haben ſcheint. Unverhörter Sache befahl er die beiden eines Mordes beſchuldigten Brüder Carvajal von den Zinnen ſeines Schloſſes herabzuſtürzen. Als er das erbetene Gehör nochmals verſagt, bezeugten die Carvajals feierlich ihre Unſchuld und luden den König binnen dreißig Tagen vor Gottes Richterſtuhl, worauf ſie ihr Urtheil erlitten. Am letzten Tage dieſer Friſt fanden Ferdinands Diener, die ihren Herrn aus dem Mittagsſchlafe wecken wollten, denſelben todt auf ſeinem Bette. Derſelbe erhielt aber hievon von der Geſchichte den Beinamen: des Vorgeladenen. Sein Sohn Alfonſo der Gute (XI.) wurde ſein Nachfolger und führte nach beendigter Vormundſchaft eine thätige Regierung, unter welcher Caſtilien wenigſtens eine Zeit lang aufhörte, einen Schauplatz für die Schreckniſſe des Bürgerkrieges abzugeben, welche ſeit Alfons X. das Reich in Zerwürfniß gehalten hatten. Das Andenken früherer Schandflecke ſeiner Regierung ſuchte er durch edlere,

ſpäter entwickelte Eigenſchaften auszutilgen. Er ſtarb 1350. Von ſeinen Lebens- und Regierungsumſtänden wird noch näher die Rede ſeyn, wenn von ſeinem Schwiegervater, dem berühmten Infanten Juan Manuel, Meldung geſchieht, die ich der Erwähnung Alfonſo's des XI. erſt folgen laſſe, um die Regentenfolge von Alfonſo X. abwärts nicht zu unterbrechen. Auch Alfonſo der Gute hielt es nicht unter ſeiner Würde, die Zahl der königlichen Schriftſteller zu vermehren. Ob er Verfaſſer derjenigen Chronik ſeiner Geſchichte in Redondilien iſt, welche Argote de Molina in ſeiner Nobleza de la Andaluzia citirt, iſt in Ermangelung eines größeren Bruchſtückes daraus ſchwer zu beſtimmen. Argote ſpricht im Texte ſeines Buches nur von einer in Redondilien abgefaßten Geſchichte Königs Alfonſo's des XI., woraus noch keineswegs folgt, daß der König ſelbſt ihr Verfaſſer iſt. Dieſe Angabe beruhet allein auf der Angabe eines Index vor Argotes Werke, von dem gar nicht erwieſen iſt, daß er vom Argote ſelbſt herrühre und worin jene Chronika als von Alfonſo ſelbſt verfertigt, angegeben wird. Sie würde dem Geſchicke und dem poetiſchen Talente des Königs alle Ehre machen. Das vorhandene 34 Strophen enthaltende Bruchſtück, welches eine Schlacht Alfonſos mit den Mauren ſchildert, erregt die günſtigſten Erwartungen vom Ganzen. Denn der Vortrag des hiſtoriſchen Stoffes in leichten, anmuthig hingleitenden Verſen iſt friſch und lebendig. Die Sprache iſt mit ſolcher Gewandtheit und Leichtigkeit behandelt, daß ſie einer weit jüngern Zeit anzugehören ſcheint. Der gute Kenner Sanchez ſetzt ſie aber doch vor das fünfzehnte Jahrhundert. Bemerkenswerth iſt es immer, daß eine Chronik in der leichten Versart abgefaßt ward, in welcher das Volksepos ſich bisher hatte vernehmen laſſen. Außerdem veranlaßte dieſer König die Anfertigung eines Adelsregiſters (Becerro), worin die Edelleute von Altcaſtilien mit ihren Herrſchaften und Beſitzungen verzeichnet ſtanden. Eben ſo ließ er in drei Büchern ein Jagdbuch verfaſſen, welches Argote de Molina herausgegeben. Es handelt hauptſächlich von der Zucht und Pflege der Jagdhunde und gibt eine Schilderung der Berge und Reviere, in welchem gute Jagd iſt. Dadurch iſt es wichtig für die mittelalterliche Geographie Caſtiliens. Argote liefert ein Verzeichniß der vielen Mitarbeiter des Königs an dieſem Buche, welches gleich dem vorigen ohne Zweifel günſtig auf die Cultur der ſpaniſchen Proſa [illegible] wirkte und dem Adel einen Anſtoß gab, ſich als Schrift-

ſteller zu verſuchen. Alfonſo XI. nahm die Idee ſeines Ahnherrn wieder auf, durch autoriſirte Geſchichtſchreiber die merkwürdigen Landesbegebenheiten aufzeichnen zu laſſen und ſo entſtanden im XIV. Jahrhundert die Chroniken Ferdinand des Heiligen, Alfonſo des Weiſen, Sancho des Tapfern, Ferdinand des IV. und Alfonſo des letzten, über deren Verfaſſer man beim Nicolas Antonio Auskunft findet. Mir iſt nichts Näheres darüber bekannt.

Ebenfalls ein Nachkomme Alfonſos X. war Juan de la Cerda, welchen der Marquis von Santillana in ſeinem kritiſchen Sendſchreiben unmittelbar hinter dieſem Alfonſo als einen caſtilianiſchen Dichter aufführt, ohne daß uns heutzutage das Mindeſte von ſeinen Poeſieen übrig geblieben wäre, weßhalb es bei bloßer Nennung ſeines Namens hier bewenden muß.

Der Infant Juan Manuel und seine Werke.

Scharf hervortretend offenbart sich die seit Alfonso X. bemerkbare *didaktische Richtung* der castilianischen Literatur in dem nunmehr auch durch Eichendorfs treffliche Uebersetzung allen Deutschen zugänglichen Graf Lucanor des castilianischen Infanten Juan Manuel. Zwar huldigt die Form dieses Werkes dem epischen Elemente. Allein es fühlt sich doch alsbald heraus, wie die epische Wurzel, welche ihren angebornen Trieb für die Ritteromane sich aufbewahrte, hier schon im Verdorren begriffen ist und die Didaktik sich nur eines blinden Seitenschosses bemächtigt hat, um dem Geiste, welcher die völligste Gegenwart seines Zieles und die entschiedenste Wirklichkeit seines Zweckes begriffen hat, zu einem poetischen Lustwäldchen, welches die Prosa von beiden verschleiern hilft, die Ingredienzien zu liefern. Aus den übersinnlichen Sphären, welchen das glaubensvolle Gemüth sich vertrauend zugewandt und wo es sich lautere Quellen poetischer Begeisterung geöffnet, welche ihm volltönendes und frei pulsirendes Leben zugeströmt und aus den phantastischen Zaubergebilden, welche die Ritterromantik ihm offen erhalten, zog sich der Geist in das Hienieden zurück und übte seine Thätigkeit im Reflectiren über die Erscheinungen der Wirklichkeit, worüber ihm die idealen Auffassungen des Lebens verloren gingen, welche in den epischen Erzeugnissen der im Abscheiden begriffenen frühern Heldenzeit sich abspiegeln. Diese Anschauungen bleichte das rosige Licht des Erwachens eines poetischen Lebens hinweg, welches seinen epischen Zauber um die daraus hervorgegangenen Gestalten geworfen hatte. Die blasse Klarheit des didaktischen Gedankens gränzte mit scharfen Umrissen die Bilder ab, welche die poetische Conception, der Wirklichkeit näher getreten, sich aus und nach derselben entwarf. Das Uebergewicht des Denkens drückt die strebende poetische Kraft zur Gestaltung der Bilder aus dem Diesseits herab und weiß sie nur anzuleiten, die Wahrheit des praktischen Geistes überhaupt zum Bewußtseyn zu bringen. Aus dem Gedanken hervorgenommen, wendet sie sich auch wieder nur an den Gedanken und bleibt dem Gemüthe

des Dichters und ſeines Leſers mehr oder minder fremd, oder gewinnt doch nur zufällig Einfluß auf die Verwandtſchaft mit dem Willen. Es iſt daher ſchon eine Entzweiung des Handelns, alſo der Erſcheinung mit dem vorgegebenen Wahrheitsbewußtſeyn und der von demſelben dargereichten Richtſchnur von vornherein gegeben. Deßhalb dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir im Leben des Prinzen Juan Manuel, der im Grafen Lucanor mitunter ſo trefflich zu moraliſiren verſteht, einer Praxis begegnen, welche häufig mit den ſchönen Grundſätzen, die er für Andere in Bereitſchaft hält, ſo wenig übereinſtimmt. Die politiſchen Grundſätze, welche er im Grafen Lucanor predigt, mag er zum Theil im Leben beſſer befolgt haben als das Vorbild vom ſittlichen Leben, zu dem er ſich in einzelnen Darſtellungen erhebt. Einmal zweifelhaft wird des Prinzen moraliſcher Werth ſchon durch das Lob, welches ihm die weiland halliſchen Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt (Nro. 85. im Jahrgange 1841.) ſpenden, weil an dieſem Orte geprieſen zu werden nicht in allen Fällen zur Empfehlung gereicht. Wenn der Graf Lucanor wenigſtens in dem, was er von tiefern und höhern Anſichten enthält, ein Abdruck von den Maximen wäre, aus welchen des Prinzen eigene Handlungsweiſe hervorging, ſo möchten die Jahrbücher Recht haben, wenn ſie die Kraft ſeines Weſens, ſeine Herrſcherklugheit und die Tüchtigkeit ſeines Charakters aus ſeinem ſchmucken und friſchen Büchlein herauszufühlen ſich getrauten. Die Geſchichte ſeines Lebens mag darthun, was von dieſem Herausfühlen zu halten. Ein Sohn des Infanten Manuel und einer ſavoyiſchen Prinzeſſin, Neffe Alfons des Weiſen und Enkel Ferdinand des Heiligen ward Don Juan Manuel in den Jahren 1273. oder 1280. geboren. Noch nicht drei Jahre alt verlor er ſeinen Vater und wurde dadurch Erbe anſehnlicher Herrſchaften, unter andern von Pennafiel und Escalon, und ein mächtiger Vaſall der Krone Caſtilien. Während der innern Zerrüttung dieſes Reiches erzogen, ſcheint er auf ſeinen Beruf für Leier und Schwert ſich gründlich vorbereitet zu haben. Er neigte ſich zur Hofpartei. Im Jahr 1303 vermählte er ſich mit Conſtanze, König Jakob's II. von Aragonien Tochter, und gerieth durch ſeine Verbindung mit dieſem Staate in Spannung mit jener Partei. Er verſöhnte ſich ſpäter mit dem Hofe und wußte ſich im Beſitze verſchiedener Herrſchaften zu ſichern, welche ihm für ſtreitig geweſene Anſprüche eingeräumt waren. Mit dem Oheime König Ferdinand's

IV. von Caſtilien, dem Infanten Johann verbunden, hörte er die Belagerung von Algeſiras, vor welchem der König lag und zog mit der widerſpänſtigen Parthei davon. Doch ſöhnte er ſich 1311. mit dem Könige wieder aus, welcher ihn ſeit jenem Streiche verfolgt hatte. Neue Gährungen, an denen Juan Manuel thätigen Antheil nahm, führten Ferdinand's frühen Tod und die Nachfolge ſeines Sohnes Alfonſo's XI., eines 13monatlichen Kindes herbei. Doch gelang es dem Infanten nicht, ſogleich die Regentſchaft, nach welcher er begierig ſtrebte, zu erhalten. Erſt als 1319 die beiden angenommenen Regenten geſtorben waren, hatten die endloſen Unruhen, die Juan Manuel zu erregen und zu unterhalten wußte, den Erfolg, daß er einer von den fünf Vormündern des Königs ward, freilich zum großen Herzleid der Königin Mutter, welche aus Kummer über die Wirren, welche die Vormünder aus gegenſeitiger Eiferſucht angerichtet hatten, 1322. ſtarb. Die Zwietracht und die Verwirrung konnte endlich nur dadurch beigelegt werden, daß der vierzehnjährige Alfonſo ſelbſt das Heft der Regierung ergriff, um dieſe, für das ganze Reich ſo unglückſelige Vormundſchaft zu beendigen. Allein nicht lange währte die Ruhe. Der neue König ließ drei Diener ſeines Oheims und ehemaligen Mitvormundes Philipp hinrichten und entführte eine reiche Wittwe aus Zamora, in welche ſich der Infant Juan Manuel verliebt hatte. Dadurch verdarb er es mit beiden. Auch zwiſchen Philipp und dem Infanten und deſſen Verbündeten kam es zu kriegeriſchen Händeln, Fluchten und Belagerungen. Der König wußte dem Ehrgeize des Infanten durch den Vorſchlag zu ſchmeicheln, ſeine Tochter Conſtanze zur Gemahlin zu nehmen. Juan Manuel hatte dieſelbe ſchon ſeinem Freunde Johann verſprochen. Es kam ihn aber nicht darauf an, dem Freunde ſein Wort zu brechen, wenn er ſeine Tochter auf Caſtiliens Throne ſehen durfte. Das Verlöbniß Conſtanze's mit dem Könige ward auch gefeiert, die Vermählung wegen Jugend der Braut aber aufgeſchoben. Juan Manuel erhielt das Amt eines Großſeneſchalls von Murcia. Doch blieb er im geheimen Verbündniſſe gegen den König mit ſeinem Freunde Johann. Der König entledigte ſich dieſes gefährlichen Gegners, indem er ihn unter dem Scheine der Freundſchaft zu ſich entbieten, über der Mahlzeit feſtnehmen und dann hinrichten ließ. Damit glaubte er zugleich ſeinen treuloſen Schwiegervater deſto ſicherer im Zaume zu halten. Dieſer war gerade in

einem gegen die Mauren unternommenen Kriege abweſend, in welchem er einen glänzenden Sieg erfocht; ſich gleichfalls verrathen glaubend, verließ er ſeinen Poſten und ſchloß ſich im feſten Chinchilla ein. Des Königs Einladungen zur Verſöhnung folgte er nicht, glaubte vielmehr in immer größere Unſicherheit zu gerathen und ſchloß 1327. mit dem mauriſchen Könige von Granada ein Bündniß wider ſeinen Lehens- und Landesherrn. Der König verließ deßhalb Conſtanze, mit der er noch immer nicht vermählt war und nahm eine portugieſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin. Hierüber im höchſten Zorn ließ Juan Manuel dem Könige Alfonſo ſeine Lebenstreue und ſein Heimathsrecht aufſagen und ſuchte auch den König von Aragonien wider Caſtilien in Harniſch zu bringen. Es kam zum Kriege, aber auch bald wieder zur Ausſöhnung. Denn der Aragonier nahm des Caſtiliers Schweſter zur Gemahlin. Juan Manuel verwüſtete inzwiſchen Caſtilien. Doch wußte ſich der Empörer zu halten, ſchlug des Königs Anträge auf Verſöhnung aus und verband ſich mit Juan de Lara, einem andern Feinde der Krone, deſſen Schweſter er ehelichte. Beide erhielten das Land in ſteter Empörung gegen ſeinen rechtmäßigen Herrſcher und ernährten ſich durch Raubzüge und Gelderpreſſungen. Es kam aber doch zu einem Verträgniß mit dem Könige, welcher dem Infanten bedeutende Summen zahlte, was denſelben aber nicht abhielt, ſeine Geldpreſſungen fortzuſetzen und auch ſonſt dem gegebenen Worte entgegen zu handeln. Durch allerlei Intriguen zettelte Juan Manuel auch ein Zerwürfniß zwiſchen Portugal und Caſtilien an, während er mit Johann von Lara mittelſt mauriſcher Kräfte ſeine Macht verſtärkte und Feſtungen bauen ließ. Es ward eine Zuſammenkunft mit Beiden vom Könige gewünſcht. Sie erſchienen aber nicht, aus Mißtrauen in die ehrlichen Abſichten des Königs. Doch verſtanden ſich beide Rebellen endlich, dem Könige gegen die Mauren beizuſtehen, welche Gibraltar hart bedrängten. Dabei ſetzten ſie aber ihre Kriegsgräuel und Erpreſſungen in Caſtilien fort. Doch ward der Infant im Jahr 1334. als Herzog von Villena beſtätigt. Im Laufe dieſes ſkandalöſen Verfahrens gelang es dem Könige Alfonſo den Lara zu demüthigen, um ſeine ganze Macht gegen Juan Manuel wenden zu können. Dieſer ward dadurch bewogen, ſeine Verbindungen mit Portugal zum nähern Abſchluſſe zu bringen, deren Erfolg 1335. die Verlobung des portugieſiſchen Königsſohnes mit Juan Manuels mehr genannter Tochter Conſtanze war. Alfonſo hielt jedoch die neu

Verlobte in Caſtilien zurück, weil die Vermählung erſt durch Verſtoßung der mit dem portugieſiſchen Prinzen verbundenen caſtilianiſchen Prinzeſſin Blanca möglich werden konnte, deren Parthie er als nächſter Anverwandter natürlich zu nehmen hatte. Darüber gab es Krieg mit Portugal, welcher zu Land und zu Waſſer unglücklich für die Portugieſen ausfiel. Auch Lara war wieder im Nachtheil gegen ſeinen König. Deßhalb flob der Infant Juan Manuel nach Aragonien. Durch allerlei Machinationen kam in den Jahren 1336—38. die Verſöhnung des Königs mit den beiden rebelliſchen Großen zu Stande. Dieſem folgte durch päpſtliche Fürſprache im Jahre 1339. auch der Friede zwiſchen Caſtilien und Portugal. Die Vermählung Conſtanze's mit dem Infanten Pedro von Portugal kam zu Stande. Doch war die Ehe eine unglückliche. Conſtanze ſtarb 1345. aus Gram über die Liebſchaft ihres Gemahles mit der poetiſch ſo vielfach gefeierten Inez de Caſtro. Von nun an blieb Juan Manuel dem König Alfonſo XI. äußerlich treu und ergeben, diente ihm mit rühmlicher Auszeichnung im Kriege gegen die Saracenen, und wohnte endlich noch der Belagerung von Algeſiras bei. Hier äußerte ſich ſein lange verhaltener Groll wieder, als Alfonſo die Heirath Pedro IV. von Aragonien mit Lenoren von Portugal zu brechen ſuchte. Der alte Infant wendete dieſen Bruch ab, ſcheint aber doch bis an ſeinen Tod, der 1347. oder 1348. erfolgte, in Caſtilien unangefochten gelebt zu haben. Als Adelantado mayor (Obergränzfeldherr) des Theiles vom Königreiche Caſtilien, welcher an Granada gränzte, hatte ſich der Infant zum Schrecken der Mauren gemacht, welche er bis an ſeinen Tod zu beunruhigen nicht aufhörte. Sein Feldherrnruhm blühete noch lange nach ſeinem Tode. Sein Urenkel Fernando hatte einſt ſein Lager vor Antequera aufgeſchlagen, wo die Mauren eine Gebirgskette beſetzt hielten, die ihnen große Vortheile gewährte. Die Hauptleute berathſchlagten, wie die Feinde aus dieſer Stellung zu vertreiben wären. Das Unternehmen erſchien jedoch ſo gefährlich, daß, obwohl Alle übereinkamen, es müſſe gewagt werden, doch keiner als Anführer ausrücken wollte. Als der Infant dies ſah, rief er aus: Traun! Hier thät' uns mein Urgroßvater Don Manuel Noth! Dieſe Worte reichten hin, Alle zu ermuthigen. Sonſt bezeichnet das ganze Leben dieſes berühmten und furchtbaren ſpaniſchen Granden einen ſchlauen, hinterliſtigen, zu Ränken, Mißverſtändniſſen und Feindſeligkeiten immer aufgelegten Charakter, einen

Fürſten von groſſer Tapferkeit, Scharfſicht in Geſchäften, Erfahrung im Kriegsweſen, Gewandtheit in Benutzung der Umſtände, aber gewiſſenlos und von unermeſſenen Ehrgeize. Ein heller Blick, eine ſcharfe Beobachtungsgabe und ein praktiſcher Sinn hoben ihn weit über die Oberfläche ſeines Zeitalters empor, enthielten aber auch den Stoff zu jenem Gifte, welches die Gefühls- und Glaubensfäden zerfrißt, mit denen der Menſch an eine höhere und unſichtbare Welt geknüpft iſt, aus welcher ihm unnennbare und überirdiſche Schätze zuſtrömen. Das ganze Sinnen und Trachten des Infanten beweist, daß er ſich mit dieſen höhern Bedürfniſſen gewiſſermaſſen abgefunden und dafür deſto einheimiſcher in irdiſchen Beziehungen gemacht hatte, wofür ſein Blick deßhalb eine beſondere Schärfe gewann. Vermöge ſeiner fürſtlichen Stellung von oben herunter ſehend, beherrſchte er mit dieſem Blicke einen weiten Horizont. In ſeinem langen Leben eignete er ſich einen reichen Vorrath praktiſcher Lebensweisheit an. Es gab wenige Lebensverwickelungen, die er nicht aus eigener Anſchauung, vielleicht aus Selbſterlebniß hatte kennen lernen. Seine Lebenserfahrungen hatten ihm einen gewiſſen Tact und eine politiſche Schlauheit zugeführt und angebildet, mittelſt deren er in kritiſchen Fällen ſofort einen treffenden Entſchluß zu faſſen wußte. Die Hauptſache war ihm dabei, ſich äußerlich ſicher zu ſtellen, die irdiſche Regelmäßigkeit aufzurichten, den äußern Anſchein des Rechts zu bewahren, wo möglich auch nebenher das moraliſche Element zu retten oder wieder zu Ehren zu bringen. Er war einſichtsvoll genug zu fühlen, daß die chriſtliche Handlungsweiſe, beim Lichte beſehen, doch auch die klügſte zu ſeyn pflegt, und ſo finden wir ihn denn auch nicht ſelten auf höhere Geſichtspunkte hingewieſen, zu denen eine flachere Betrachtungsweiſe ſich ſonſt wohl nicht zu erheben pflegt. In der bewegten Zeit, worin die Tage des Infanten verliefen, konnte leicht jeder Tag neue Verwickelungen herbeiführen. Einem ſinnenden und klugen Kopfe wie dieſem Prinzen mochte es Bedürfniß ſeyn, ſeinen praktiſchen Scharfſinn an verwickelten Fällen zu üben und mit einem ehrenvollen Ausgange ſchwierige Verlegenheiten abzuthun. Das glückliche Entkommen aus dem widrigen Geſchlinge quälender Mißſtände mochte ihm ein ſchmeichelhafter Lohn für den aufgewendeten Scharfſinn werden. So aufgefaßt, mußte es ſchon ſeiner Eitelkeit als ein willkommenes Unternehmen ſich darſtellen, eine Sammlung ſolcher kritiſchen Lagen zu erfinden, ob erder Erfahrung zu ent-

nehmen und den Klugheitsschlüssel sowie die Pforte des ehrenvollen Ausgangs denselben beizufügen. Dieß mag die Entstehungsweise des unter dem Namen Graf Lucanor von dem Infanten hinterlassenen Fürstenspiegels seyn. Ohne Zweifel ist der fürstliche Verfasser in viele derjenigen Verlegenheiten verwickelt gewesen, deren Lösung er hierin mit eben so viel Anmuth und Geschick als geistreicher Natürlichkeit vorträgt. Allerdings muß bei Manchem, was der Prinz als ein Klugheitsevangelium hinstellt, ihm zu Gute gerechnet werden, daß er nur die Lebensansicht seiner Zeit abspiegeln will. Diese Ansicht, mag sie nun ihm oder der Zeit eigenen, ist nicht blos einfach, kräftig und oft selbst liebenswürdig, sondern vor allen Dingen durchaus praktisch und verständig. Die Fälle, welche er vor unsern Augen erledigt, sind nicht in der oberflächlichen saftlosen Allgemeinheit der Kinderfreundsweisheit und anderer faden Moralitäten dieser Art gehalten, sondern sehr individuell hingestellt und mit schlagender Klugheit gelöst. Die Geschichten, welche die Einkleidung des Falles bilden, sind durchaus gelungene Erfindungen, anmuthig erzählt, nicht selten an das Poetische streifend und bilden eine schmucke Gallerie frischer Lebensbilder des spanischen Mittelalters. Ich darf daher wohl ausführlicher bei diesem höchst merkwürdigen Buche, welches zugleich ein so deutliches Streben nach ästhetischem Ausdrucke der Gedanken, aller Altertümlichkeit ungeachtet, ausgeprägt zeigt, verweilen, besonders da es als das früheste, uns bekannte Denkmal einer auf Schönheit Anspruch machenden Prosa im castilianischen Idiome zu betrachten ist. Der spanische Ritterroman, welcher schon früher die Form des Verses aufgegeben hatte, kann in jenem Sinne als prosaische Production nicht mitgezählt werden und diente dem Verdienste der ruhigen, besonnenen Prosa im Grafen Lucanor vielmehr zur Folie, indem, wie günstig auch das Urtheil über die Poesie dieser Productionen ausfallen mag, doch Niemand (wenn ihm auch des Pfarrers Urtheile in Don Quixote unbekannt geblieben wären) die Ritterromane als Muster einer ästhetisch cultivirten prosaischen Darstellung anführen wird. Ich muß dem Lucanor jenen gegenüber hier um so größere Ehre widerfahren lassen, als diese Lieblingsbücher der Nation ohne Zweifel auf die weitere Verbreitung und Nachahmung des Lucanor nachtheilig wirkten. Ein mit der Romanenlectüre geweideter Leser mochte erklärlicher Weise an Büchern, welche die Welt zeigen, wie sie wirklich ist, für sein auf die verschrobenste Aben-

truerlichkeit erpichtes Lesegelüst keine entsprechende Nahrung finden. Sehr glücklich hat der Infant seine Bekanntschaft mit den Mustern der orientalischen Weisheit, welche sich gleichfalls gern in die Form des Apologs und der Historiette kleidet, benutzt, um einige seiner eigenen Klugheitsregeln in maurische Sagen und orientalische Fabeln[1]) einzukleiden. Wolf hat sich das Verdienst erworben, einen Theil der im Grafen Lucanor vorgetragenen Erzählungen auf ihren orientalischen, namentlich arabischen Ursprung zurückzuführen, sowie denn auch die von ihm aus Conde's Geschichte der arabischen Herrschaft in Spanien beigebrachte Bemerkung interessant ist, daß selbst im Style und der Wortfügung der Graf Lucanor den Schriften der Araber nachgebildet seyn soll. Andere dieser Geschichten finden sich auch schon in ältern und gleichzeitigen Dichtungen des Abendlandes und weisen auf eine gemeinsame Quelle hin. Rosenkranz nennt unser Buch daher nicht mit Unrecht ein wahres Mittelglied zwischen morgenländischer und abendländischer Novellistik. Auch diese letztere nahm im Ganzen genommen den Standpunkt der selbstbewußten Wirklichkeit ein und gebet, auch, wo Personen, Namen und Verhältnisse, wie im Lucanor aus andern Zeiten und Völkern entnommen sind, doch lediglich von der Anschauung des eigenen Lebens aus. Diese Richtung der Zeit, die ich auf eine nicht erfreuliche Weise zu ertappen mich bemühe, weil sie offenbar den Abweg in die Gottesferne bahnen half, auf welchen sich das Mittelalter in verschiedene gottlose Regionen der gepriesenen Modernität verlief, erwachte damals fast im ganzen Europa als eine von den ungetreuen Hütern der göttlichen Geheimnisse hervorgerufene Reaction gegen die Scheußlichkeiten der Hierarchie, welche der Feind von Anbeginn benutzte, um der bessern Einsicht vorzuspiegeln, sie könne auf eigene Hand und Klugheit und ohne die Kirche des Lebens Zeit und Aufgabe erreichen. So dürfen wir den Grafen Lucanor als Vorläufer und Bahnbrecher für die Art Unterhaltungsliteratur betrachten, in welcher Boccaz und Chaucer bald nach dem Infanten Juan Manuel glänzten, aber auch schon sichtlicher durch Frivolität und ruchlosen Scherz das verderbliche Element erkennen ließen, welches jenem Zeitgeschmacke zum Grunde lag. In Juan Manuels schlichtem Ernste ist dieses Moment des Abfalles von höherer

1) Sarmiento §. 733 sqtt. und Wolf in den Noten zu seinen Bemerkungen über den Infanten Juan Manuel und den Erzpriester von Hita geben über diesen Gegenstand nähere Auskunft.

Sittlichkeit noch nicht zum augenſcheinlichen Durchbruch gekommen. Doch es iſt Zeit, das intereſſante Buch ſelbſt näher zu betrachten.

Was der Prinz mit ſeinem Lucanor beabſichtigte, mag er ſelbſt uns angeben. Er beginnt die Vorrede mit der Bemerkung, daß neben die übrigen vielen Verſchiedenheiten in der Welt ſich auch die ſtellt, daß die Menſchen einander eben ſo wenig in Geſinnung und Neigung, als von Angeſicht gleichen. Nur darin, ſagt er, gleichen ſich alle, daß alle dasjenige, was ihnen gefällt, lieber wollen, gebrauchen und lernen, als andere Dinge, weßhalb auch derjenige, welcher etwas lehren will, ſolches auf eine Weiſe lehren muß, von der er einſiehet, ſie würde dem, der da lernen ſoll, am Beſten gefallen. Und da vielen Leuten ſubtile Gegenſtände nicht recht zu Kopfe wollen, weil ſie dieſelben nicht wohl verſtehen, ſo finden ſie weder ein Vergnügen daran, ſolche Bücher zu leſen, noch dasjenige zu lernen, was darin geſchrieben ſtehet. Und weil ſie kein Vergnügen daran finden, ſo können ſie es weder lernen noch ſo begreifen, wie es ihnen Noth thut. Deßhalb habe ich, Don Juan, Sohn des Infanten Don Manuel, Statthalter der Gränze und des Königreiches Murcia, dieſes Buch verfaßt, das in den ſchönſten Worten, die mir möglich waren, componirt iſt. Und dem Vortrage habe ich einige Muſterbilder eingefügt, aus denen diejenigen Vortheil ſchöpfen mögen, welche dieſelben vernehmen. Ich folgte hiebei dem Vorgange der Aerzte. Wenn dieſe eine Medicin zubereiten wollen, welche der Leber zuträglich ſeyn ſoll, ſo miſchen ſie, weil die Leber ihrer Natur nach an Süßigkeiten Gefallen findet, unter die Arznei, womit ſie die Leber heilen wollen, Zucker, Honig oder irgend eine andere Süßigkeit. Und wegen des Behagens, welches die Leber am Süßen findet, nimmt ſie die Medicin, welche ihr helfen ſoll, weil ſie ihr jenes zuführt. Das Gleiche geſchieht jedem Gliede, das einer Arznei bedarf, die man immer mit einem Beiſatze verſiehet, der ſeiner Natur nach eine Anziehungskraft auf dieſes Glied ausübt. Auf eine ähnliche Weiſe ſoll mit der Gnade Gottes dieſes Buch verfaßt werden und es wird wohl thun, wenn die, ſo es leſen, gern an ihnen dienlichen Sachen Gefallen finden. Aber auch diejenigen, welche es nicht ſo gut verſtehen möchten, werden nicht umhin können, über dem Leſen des Buches wegen der einnehmenden Rede, ſo ſie darin antreffen werden, auch die hineingemiſchten dienlichen Dinge zu leſen und unwillkürlich Nutzen daraus

ziehen, so wie die Leber und die gedachten andern Körpertheile Nutzen aus den Arzneien ziehen, die mit Dingen versetzt sind, welche jenen zusagen. Aber Gott, der vollkommen ist, und jede gut gemeinte That durch seine Gnade und Barmherzigkeit ergänzt, möge fügen, daß diejenigen, welche dieß Buch lesen werden, sich seiner zu ihrem Nutzen und zum Heile ihre Seelen und Leiber bedienen mögen; er weiß es ja, wie ich, Don Juan, es in dieser Absicht verfasse. Was sie darin nicht wohl gesagt antreffen mögen, wollen sie nicht meiner Absicht, sondern meinem Mangel an Einsicht beimessen. Wo sie aber etwas wohl gesagt und nützlich finden, mögen sie es Gott danken, denn er ist es, von dem alle gute Rede und That kommt. Und hier beginnt der Inhalt eines Buches in der Weise eines Gespräches zwischen einem großen Herrn und seinem Rathe, und den Herrn heißet man Graf Lucanor, den Rath aber Patronius." Dieses Gespräch bildet den Rahmen zu 49 Geschichtchen oder Novellen, einem moralischen und politischen Exempelbuche für große Herrn der damaligen Zeit, deren Repräsentant eben der Graf Lucanor ist. Unter diesem dachte sich, wie es scheint, der Prinz selbst. Diesen verwickelt der fürstliche Autor in schwierige politische und moralische Verhältnisse. Auf die Frage nach einer klugen und anständigen Hinauskunft aus solchen Verwickelungen, antwortet Patronius durch den Vortrag eines Geschichtchens, zuweilen einer Fabel, deren Nutzanwendung jedes Mal zum Schlusse treffend in ein Verschen gebracht wird. Die erste dieser Geschichten schließet mit dem Verslein:

Schafft du was Gutes und war es nur klein,
So schaff's im Großen, dann wird's dauernd seyn.

Dieß ist die Moral aus folgendem Hergange. Lucanor, ein großer Waidmann, hatte in einigen Jagdgeräthen wesentliche Verbesserungen angebracht. Seine Uebelwoller rühmten diese Erfindung als eine besondere Wichtigkeit und stellten sie neben die Thaten des Cid und anderer Helden. Der Graf fühlte, daß das nur Hohn sey. Patronius räth ihm, sich hiebei den Vorgang eines Königs von Cordova zum Musterbilde dienen zu lassen. Dieser hatte an der Dudelsackpfeife eine Oeffnung mehr angebracht und diese Verbesserung war der einzige Fortschritt, den er bei einem nur den Vergnügungen geweiheten Leben gefördert hatte. Seine Unterthanen nahmen daraus Anlaß, sich, wenn sie eines Menschen Thaten rüh-

men wollten, zuzurufen: Das iſt die Zuthat des Königs Alquahime. Dieſe Stichelrede grimmte den guten Herrn und er beſchloß, eine andere Zuthat zu machen, welche das Andenken der erſtern verdrängen ſollte. Dieß geſchah durch den Bau der berühmten Moſchen zu Cordova, welche fortan in einem ehrenvollern Sinne: Die Zuthat König Alquahimes genannt ward. Patronius räth nun ſeinem Mäcen, ebenfalls hohe und ausgezeichnete Thaten zu verrichten. Der Graf that es und fand ſich wohl dabei. „Und da Don Juan einſah, daß dieß ein gutes Beiſpiel ſey, ließ er es in dieſes Buch ſchreiben und machte folgenden Vers ꝛc.“ Die II. Geſchichte mit der Moral:

Laß nicht verleiten dich, ſtracks loszuſchlagen,
Stets ſieget, wer verſtehet zu ertragen

behandelt die Frage: Ob Graf Lucanor einem mächtigen Gegner, von welchem er fürchtet, unter irgend einem Vorwande angegriffen zu werden, zuvorkommen ſolle. Die Geſchichte von den drei Rittern aus Sevilla, womit Patronius beweiſt, daß es beſſer ſey, den Angriff abzuwarten, ſcheint auf einer hiſtoriſchen Thatſache zu beruhen, manifeſtirt aber ſchon den Hang des Spaniers zu ſophiſtiſcher Grübelei in Ehrenſachen. Im III. Geſchichten klagt der Graf ſeinem Rathgeber, daß in Zeiten der Noth viele ſeiner vermeintlichen Freunde von ihm abgefallen wären und ihn im Stiche gelaſſen hätten. Patronius erzählt nun einige rührende Beiſpiele unerſchütterlicher Treue und macht die Bemerkung, daß, wenn Lucanors Freunde ſo gethan, als die, von denen er erzählt, dem Grafen das, worüber er klage, nicht begegnet ſeyn würde. Er führt ihm zugleich zu Gemüthe, daß, wenn auch einige ihre Pflicht nicht gethan, doch andere ihm ergeben geblieben wären und er nicht unterlaſſen möge, dieſen Gutes zu thun. Die Moral lautet:

Vergalten's Manche dir auch ſchlecht,
Laß darum nur nicht ab vom Recht.

Im IV. Capitel wird der Graf Lucanor, in Gewiſſensbekümmerniſſen begriffen, eingeführt. Obgleich er es, ſo oft er mit Chriſten in ſeinen zahlreichen Kriegen zu thun hatte, ſich ſtets gehütet, Schuld an einem Kriege zu werden, ſo hat es ſich doch, wie er ſagt, nicht vermeiden laſſen, daß nicht Viele hierdurch ſo wie durch andere Sünden des Grafen unverdient in großes Unglück gekommen. Kein Menſch iſt auch nur einen Tag vor dem Tode ſicher

und der Graf meint, die Zeit, wo er ſelbſt vor den Allerhöchſten Richter treten müſſe, ſey nicht fern. Schöne Worte helfen ihm an dieſer Stelle nichts, „wenn ich gefehlt und der gerechte Gott wider mich iſt, verfalle ich den Strafen der Hölle, wo ich ohne Ende verharren muß.“ Dagegen weiß der Graf auch, daß keine Luſt der Welt der Seligkeit zu vergleichen, wenn Gott ihn würdig findet, aus ſeiner Knechte Zahl ihn zu ſeinem Begleiter im Paradieſe aufzunehmen. Er frägt alſo den Patronius um den Weg, wie er vor Gott ſeine Sünden wieder gut machen und ſich der Gnade deſſelben verſichern könne. Patronius freuet ſich, daß der Graf nicht ſeinen Stand ablegen und die Kutte oder ſonſt ein abgeſchiedenes Leben ergreifen wolle. Denn in dieſem Falle dürfte er zwei Uebeln nicht entgehen: 1) Dem Spotte der Welt, welche ſagen würde, er thue ſolches aus Mangel an Herzhaftigkeit, um einen guten Tag zu leben; 2) dem Uebelſtande, die gewählte Lebensart wegen Strenge der Regeln wieder aufgeben zu müſſen und dadurch an Ehre, Leib und Seele großen Schaden zu erleiden. Er erzählt ihm dann die Geſchichte eines Einſiedlers, welcher ſich von Gott die Gnade erbeten, zu wiſſen, wer ſein Begleiter im Paradieſe ſeyn werde. Ein Engel bezeichnete ihm als ſolchen den König Richard von England. Dieſer ſchien dem frommen Einſiedler wegen ſeines Kriegshandwerkes vom Pfade der ewigen Seligkeit weit entfernt. Da eröffnete ihm der Engel, daß ſich der König durch einen Sprung zu Roſſe vom Schiffe ins Meer, um das Land zu gewinnen, auf welchem ein Heer von Ungläubigen geſtanden, die Gnade Gottes erworben und ihm dadurch an Verdienſt ebenbürtig geworden ſey. Alſo räth Patronius dem Grafen auch Gott zu dienen, ein Streiter Gottes zu werden, das gethane Unrecht zu vergüten, ſeine Sünden zu bereuen und es überhaupt dem König Richard in Sprung und Heldenthaten gleich zu thun:

Mit ſolchem Sprung erwiebt den Himmel,
Wer Gott getorcht im Erdgetümmel.

Im folgenden (V.) Capitel klagt der Graf ſeinem Rathgeber das Schickſal ſeiner Brüder, deren einer ſich ganz dem Willen ſeiner Gemahlin hingegeben und nichts ohne deren Willen thun könne, der andere aber einen ſolchen Abſcheu vor der ſeinigen habe, daß er dieſelbe nicht vor Augen ſehen möge. Patronius erzählt dem Grafen zwei ähnliche Geſchichten, aus denen er ſich Rathes für ſeine Brü-

der entnehmen ſoll, wobei als die Hauptſache hervorgehoben wird, wie man gleich nach der Hochzeit ſeinem Weibe den Kopf zurecht zu ſetzen habe, daß ſie erkenne, wie ſie ihr Leben nach des Mannes Willen einzurichten habe.

Der Mann muß gleich den Weg erſehn,
Den er die Frau will wandeln ſehn.

Im VI. Capitel wünſcht der Graf den Rath des Patronius in der Heirathsangelegenheit eines ſeiner Vaſallen, der ihm zur Antwort eine allerliebſt erzählte Novelle in der Manier des Boccaz mittheilt, aus welcher die Regel ſich ergibt, wie man bei der Wahl eines Mannes für ſeine Tochter darauf zu ſehen habe, ob der zukünftige Schwiegerſohn ein tüchtiger Mann ſey.

Ein rechter Mann erwirbt ſich alles Glück,
Wers nicht iſt, kommt in Allem nur zurück.

Dem Grafen Lucanor iſt von Jemanden der Antrag der Mittheilung eines ſehr nützlichen Arcanums gemacht. Jener hat dafür aber unbedingte Verſchwiegenheit gefordert. Im VII. Capitel trägt er ſeine Verlegenheit, wie er ſich in dieſem Falle zu verhalten, dem Patronius vor, welcher mit einem vortrefflichen Geſchichtchen von einem Könige, den drei Geheimnißkrämer auf eine lächerliche Weiſe täuſchen, debutirt.

Wer dich verſucht, den Freunden zu verſchweigen,
Will dich nur hintergehn und ohne Zeugen.

Mit anmuthiger Pikanterie iſt die im VIII. Capitel erzählte Geſchichte eines Königs vorgetragen, welcher von einem vermeintlichen Geldmacher geprellt war und welche Patronius ſeinem Herrn erzählte, um ihn vor einem Projectenmacher zu warnen.

Es wage, wer viel Reichthum hat,
Ihn nicht auf eines Lumpes Rath.

Im IX. Capitel iſt der Graf in Zweifel, ob er mit einem bisherigen Feinde ſich vertragen ſolle, weil ein Mächtigerer, als beide, Streitigkeiten mit ihnen ſucht. Patronius erzählt ihm die Geſchichte zweier Pferde, welche ſich einander haßten, aber ſogleich gute Freunde wurden und blieben, ſeitdem wider beide ein Löwe losgelaſſen war. Die Moral lautet:

Laß nicht vom Fremden dich beſiegen,
Weil nicht dem Nachbar dich willſt fügen.

Das 10. Capitel zeigt uns den Grafen mit dem Verlangen umgehend, nach seinem Tode etwas dauerndes Großes zu hinterlassen. Der Rathgeber erzählt ihm die Geschichte des Seneschalls von Carrassone, welcher auch anscheinend als ein guter Christ und mit Anordnung guter Werke gestorben war, nach der Aussage einer Verzückten aber doch in der Hölle schmachtete, weil seine Absicht gewesen, wenn er am Leben geblieben, keines jener guten Werke zu verrichten. Hieraus entwickelt Patronius den Rath, der Graf solle das Gute, welches er beabsichtige, bei Lebzeiten thun.

Thu Gutes treulich schon im Leben,
Soll wahren Lohn der Himmel geben.

Am unbedeutendsten und auf den vorgetragenen Zweifel des Grafen gar nicht passend, ist wohl die im 11. Capitel von Patronius vorgetragene Anekdote von einem Mauren und seiner Schwester, die eine Leiche bestehlen und welche den Grafen Lucanor in einem zweifelhaften Verhältnisse zu einem ältern Bruder orientiren soll. Die Moral lautet:

Wer dir nichts zu Gefallen thut,
Um den vergeude nicht dein Gut.

Wie das 12. Capitel dazu kömmt, diese Stelle einzunehmen, ist nicht wohl erklärlich, weil Patronius am Ende desselben ausdrücklich aussagt, er werde dem Grafen, weil dessen Gesellschaft über die Beantwortung der vielen Fragen schon lange verdrießlich sey, nun keine weiter beantworten, sondern mit dieser Geschichte das Buch schließen. Das Capitel ist übrigens eins der trefflichsten. Lucanor frägt: welches des Menschen beste Eigenschaft sey. Weise und praktisch ist Patronius Antwort und ausgezeichnet erzählt er die Geschichte Saladins, der in eine tugendhafte Frau verliebt, von derselben die Zusage erhält, ihm zu Willen zu seyn, wenn er ihr angebe, welches die beste Eigenschaft des Menschen, Anfang und Mutter aller Tugenden sey? Saladin beruft alle Weisen seines Landes. Sie vermögen ihm die Frage nicht zu beantworten. Er durchzieht alle Länder vergebens. Selbst am päpstlichen Hofe findet er die Antwort nicht. Ein blinder Ritter bezeichnet ihm die Schaam als die gesuchte Eigenschaft. Denn aus Schaam duldet der Mensch den Tod, das Schlimmste, das er erleiden kann; aus Schaam unterläßt er, was ihm böse dünkt, so groß auch sein Gelüsten sey. Welchen Gebrauch die tugendhafte Dame von dieser

durch Saladin ihr hinterbrachten Antwort gemacht, läßt ſich leicht errathen.

Ein jedes Böſe weiß die Scham zu zwingen,
Von ſelbſt ſchon muß das Gute ihr gelingen.

Das 13. Capitel iſt in Deutſchland durch eine Bearbeitung der darin mitgetheilten Geſchichte in Meißners weiland berühmten Skizzen bekannt, in welchem dieſelbe unter der Ueberſchrift: Die Zauberſchule, zu finden iſt. Daß Meißner aber „den Grafen Lucanor" weder im Original noch eine vollſtändige Ueberſetzung bei dieſer Bearbeitung vor Augen hatte, gehet daraus hervor, daß er den Grafen Lucanor einen ſpaniſchen Roman nennt. Ich theile dieſes Capitel um ſo mehr ganz mit, als die darin vorgetragene Erzählung im Mittelalter ſo angenehm gefunden ward, daß ſie zwei franzöſiſche und vier engliſche Bearbeitungen erfuhr. Juan Ruiz de Alarcon hat in ſeiner Comödie: La prueba de las Promesas ſich dieſes Geſchichtchens ebenfalls bedient.

Begebenheit eines Dechanten von St. Jago mit Don Illan (Julian), dem Magier, welcher zu Toledo wohnte.

Am andern Tage redete Graf Lucanor mit Patronius, ſeinem Rathgeber, und theilte ihm ſein Anliegen in folgender Art mit: Patronius, es kam ein Mann zu mir und bat mich, ihm in einem Handel zu helfen, wo er meiner Hülfe bedürfe, und gab mir das Verſprechen, alles Mögliche zu meinem Nutzen und meiner Ehre zu thun; und ich fing an, ihm nach Kräften in dieſem Handel beizuſtehen. Bevor der Rechtsſtreit ausgefochten war, hörte er ſein Handel ſey verſpielt, und es fiel eine Sache vor, welche er, ſeiner Verpflichtung gemäß für mich thun mochte; und ich bat ihn, dieſelbe auszurichten, und er wendete eine Entſchuldigung vor. Hernach ereignete ſich etwas Anderes, wo er für mich handeln konnte und er entſchuldigte ſich, wie das erſte Mal, und alſo that er in allen Stücken, wo ich ihn erſuchte, mir etwas zu leiſten. Jener Handel aber, um den er mich anging, iſt noch keineswegs zu Ende geführt und wird es auch ohne meinen Willen nie werden und wegen des Vertrauens, welches ich zu Euch und Euerm Verſtande hege, bitte ich Euch mir zu rathen, wie ich mich hierbei verhalten muß. Herr Graf Lucanor, ſagte Patronius, damit Ihr hierin

thun möget, was sich gebühret, möchte ich gern, daß ihr erführet, was einem Dechanten von St. Jago mit Don Illan, dem großen Magier, welcher zu Toledo wohnte, begegnete. Der Graf fragte ihn, wie sich das verhalte?

Herr Graf, sagte Patronius, in San Jago lebte ein Dechant, welcher große Lust hatte die Kunst zu erlernen, Geister zu bannen; und er hörte erzählen, daß Don Illan von Toledo hievon mehr verstehe, als irgend Einer der zu jener Zeit Lebenden, und deßhalb ging er nach Toledo, um jene Wissenschaft zu erlernen, und an dem Tage, wo er zu Toledo ankam, verfügte er sich sogleich nach dem Hause Don Illans und fand denselben in einem sehr entfernten Zimmer beim Lesen. Sobald er eingetreten, nahm jener ihn sehr wohl auf und sagte ihm, er möge ihm nicht eher irgend Etwas vom Zwecke seines Kommens sagen, als bis er gegessen habe. Er bewirthete ihn sehr gut, ließ ihm gute Zimmer anweisen und Alles, was er nöthig hatte; auch gab er ihm zu verstehen, daß es ihm in seiner Gesellschaft wohl gefalle. Und nachdem sie gespeiset hatten, zog er sich mit ihm zurück. Jener unterrichtete ihn vom Grunde seines Kommens und bat ihn inständigst, ihn in jener Wissenschaft zu unterrichten, und wie er so großes Verlangen trüge, dieselbe zu erlernen. Don Illan erwiderte, er sey Dechant und ein Mann von Bedeutung, welcher zu hohen Stellen gelangen könne; Männer aber, welche hohe Stellen einnähmen und Alles ihrem Willen unterthan sähen, vergäßen sehr schnell, was Andere für sie gethan hätten; so fürchte auch er, daß, wenn er, was er zu wissen wünsche, gelernt, er ihm nicht so viel Gutes, als er verspräche, erweisen würde. Der Dechant gab Versprechung und Versicherung, daß er über alles Gute, welches ihm zufallen möchte, niemals ohne Don Illans Geheiß verfügen wolle. Bei diesen Gesprächen verging ihnen die Zeit vom Mittagessen bis zum Nachtessen. Und nachdem sie des Handels wegen unter einander wohl übereingekommen waren, sagte Don Illan zum Dechanten, daß diese Wissenschaft nur an sehr abgelegenem Orte erlernt werden könne, und daß er ihm bald, noch an diesem Abende, zeigen wolle, wo sie, bis er das Gewünschte erlernt habe, sich aufhalten müßten. Und er nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ein Zimmer. Nachdem sie sich von andern Leuten entfernt, rief er eine Magd und befahl ihr, Rebhühner zum Nachtessen zuzu-

richten, dieſelben aber nicht eher zu braten, als er es ihr befehlen würde. Nachdem er dieſes beſtellt, rief er den Dechanten und beide betraten eine wohl gearbeitete ſteinerne Treppe und ſtiegen weit auf derſelben hinunter, dergeſtalt, daß ſie ſich ſo tief vorkamen, als ob der Fluß Taſo über ihnen flöße. Nachdem ſie an das Ende der Treppe gelangt waren, fanden ſie ſehr gutes Unterkommen in einem wohl eingerichteten Zimmer, welches dort war, wo ſich die Bücher und das Studierkabinet, in welchem ſie leſen wollten, befand. Nachdem ſie ſich geſetzt hatten, überlegten ſie, mit welchen Büchern ſie anfangen wollten. Als ſie hiemit beſchäftigt waren, traten zwei Männer in die Thür und übergaben dem Dechanten einen Brief, welchen ihm ſein Oheim, der Erzbiſchof, ſendete, worin er ihm zu wiſſen that, daß er ſchwer krank ſey und ihn bitten laſſe, wofern er ihn lebend ſehen wolle, alsbald zu ihm zu eilen. Dieſe Nachricht that dem Dechanten ſehr leid, theils wegen der Krankheit ſeines Oheims, theils aus Verdruß, daß er ſein Studium ſo ſchnell verlaſſen ſolle und er fertigte Antwortsſchreiben aus und ſendete dieſelben ſeinem Oheime, dem Erzbiſchofe. Nach Verlauf von vier Tagen kamen andere Boten, welche andere Briefe brachten, worin man dem Dechanten meldete, daß der Erzbiſchof geſtorben ſey, daß Alle bei der Kirche für ſein Wohl wären und man auf die Gnade Gottes vertraue, daß er erwählt werden würde, weßhalb er es nicht beklagen möge, nicht zur Kirche kommen zu können, für ſeine Erwählung ſey dieſes ſelbſt beſſer, wenn er ſich anderwärts befinde und in der Kirche nicht zugegen ſey. Nach ſieben oder acht andern Tagen kamen zwei wohl gekleidete und ſchön geputzte Stallmeiſter; ſie näherten ſich ihm unter einem Handkuſſe und zeigten ihm Briefe, wonach er zum Erzbiſchofe erwählt worden war. Als Don Illan dieſes vernahm, trat er zu dem Erwählten und ſagte ihm, wie er Gott höchlich preiſe für die gute Zeitung, welche in ſeinem Hauſe eingelaufen, und da Gott ihm ſo viel Gutes erwieſen, bäte er ſich als eine Gnade aus, daß er das nun erledigte Decanat einem ſeiner Söhne geben möchte. Der Erwählte ſagte, er bäte, jener möge erlauben, daß ein Bruder von ihm das Decanat erhalte; allein er werde jenen ſchon in einer Art bei der Kirche anbringen, daß er zufrieden ſeyn könne, er bäte ihn, mit nach San Jago zu kommen und den genannten Sohn mitzunehmen. Don Illan ſagte, er wolle es thun; ſie begaben ſich nach San Jago und wurden dort bei ihrer

Ankunft wohl und ehrenvoll empfangen. Nachdem ſie eine Zeitlang daſelbſt zugebracht hatten, kamen eines Tages Abgeordnete des Papſtes mit Schreiben deſſelben, worin er ihm das Bisthum von Toulouſe verlieh und ihm Erlaubniß ertheilte, das Erzbisthum zu überlaſſen, wem er wolle. Als Don Jllan ſolches vernahm, wiederholte er ihm ſehr eindringlich, was zwiſchen ihnen vorgegangen und bat um die Gunſt, daß er es ſeinem Sohne geben möge. Und der Erzbiſchof bat wiederum, zu geſtatten, daß er es einem Oheime, ſeines Vaters Bruder, übertragen dürfe und Don Jllan ſagte, er ſähe wohl ein, wie großes Unrecht ihm geſchähe, allein er wolle es bewilligen, wenn ihm die Zuſage künftiger Schadloshaltung ertheilt werde; der Erzbiſchof verſprach ihm eine ſolche auf alle Weiſe, und bat, ihn nach Toulouſe zu begleiten und den Sohn mitzunehmen. Und nachdem ſie zu Toulouſe angekommen waren, wurden ſie von den Grafen und andern Leuten von Stande, welche es in jenem Lande gab, ſehr wohl aufgenommen. Nachdem ſie auch hier ungefähr zwei Jahre verweilt hatten, langten Abgeſandte vom Papſte an, mit Schreiben von letzterem, wodurch er ihn zum Cardinal machte und ihm die Gnade zuſagte, das Bisthum von Toulouſe an einen Beliebigen zu vergeben. Nun begab ſich Don Jllan zu ihm und ſagte, da er ſo oft der zwiſchen ihnen getroffenen Abrede nicht nachgekommen wäre, ſo möge er wenigſtens jetzt ſeine Entſchuldigungen Statt finden laſſen, ſeinem Sohne eine von dieſen Würden zu verleihen. Aber der Cardinal bat ihn, zu verſtatten, daß ſein Oheim, ein Bruder ſeiner Mutter, das Bisthum erhalte, welcher bereits ein alter Mann ſey; da er eben nun Cardinal ſey, möge er ihn an den Hof begleiten, wo ſich ſchon eine Gelegenheit darbiete, ihm wohl zu thun. Don Jllan beklagte ſich zwar laut, doch gab er dem Verlangen des Cardinals nach und ging mit ihm an den Hof. Hier angelangt, wurden ſie von allen Cardinälen bei Hofe wohl aufgenommen, wo ſie ſich lange Zeit aufhielten. Don Jllan drang täglich in den Cardinal, daß er ſeinem Sohne irgend eine Gnade erweiſen möge. Allein dieſer hatte ſtets Entſchuldigungen. Während ſie ſo bei Hofe ſich befanden, ſtarb der Papſt und alle Cardinäle erwählten jenen Cardinal zum Papſt. Don Jllan begab ſich ſogleich zu demſelben und ſagte ihm, nun gäbe es keine Entſchuldigung mehr, dasjenige, was er ihm verſprochen, unerfüllt zu laſſen. Der Papſt entgegnete, er möge ihn nicht ſo beſtürmen,

da er ja immer Gelegenheit hätte, ihm, wie es recht wäre, Gnaden zuzuwenden. Und Don Illan fing an ſich hierüber bitter zu beklagen und rief ihm zurück, was er ihm Alles verſprochen, und wie er davon nie etwas erfüllt habe; auch ſagte er ihm, wie er dieß gleich beim erſten Male, da er mit ihm geſprochen, befürchtet habe. Wenn er nun, wo er zu dieſer Stelle emporgeſtiegen, das Verſprochene nicht erfülle, ſo bleibe auch ihm (Don Illan) kein Grund, weiter etwas Gutes von ihm zu gewärtigen. Dieſe Behaarlichkeit nahm der Papſt ſehr übel, er fing an, ihn ſchlecht zu behandeln und ſagte, er werde ihn bei fernerer Zudringlichkeit in ein Gefängniß einſperren laſſen; er ſey ein Ketzer und Zauberer und er (der Papſt) wiſſe wohl, daß er zu Toledo, wo er gewohnt, keine andere Lebensart oder Amt gehabt, als den Unterhalt durch die Kunſt des Geiſterbannens. Als Don Illan bemerkte, wie ſchlecht ihm der Papſt lohnte, was er für denſelben gethan, ſo beurlaubte er ſich von demſelben, und der Papſt wollte ihm nicht einmal etwas zu eſſen auf den Weg geben. Hierauf ſagte Don Illan zum Papſte, daß er, da er nun nichts zu eſſen habe, er ſchon zu den Rebhühnern zurückkehren müſſe, welche er zum Nachteſſen beſtellt habe. Und er rief nach der Magd und befahl ihr, die Rebhühner zu braten. Und als Don Illan das ſagte, befand ſich der Papſt in Toledo als Dechant von San Jago, wie er es war, als er dorthin kam. Und ſo groß war ſeine Beſchämung, daß er jenem nichts zu ſagen wußte. Don Illan ſagte ihm, er möge in Gottes Namen gehen, denn er habe genugſam geprüft, was er an ihm habe, und daß er ſich ein ſehr übeles Schickſal bereitet haben würde, wenn er ihn an den Rebhühnern hätte Theil nehmen laſſen.

Und weil Don Juan ſich überzeugt hielt, daß dieſes Beiſpiel ſehr gut ſey, ſo ließ er daſſelbe in dieſes Buch einſchreiben und machte dieſe Verſe, welche alſo lauten:

Daß du nicht Dank für viel erwieſnes Gut' empfahn,
Noch minder hoffe dann, wo du noch mehr gethan.

Der Graf Lucanor ſtand mit einem Manne in Verbindung, der immer ſehr erkenntlich that, wenn der Graf ihm ſeine Beſuche erfüllte, aber ſehr ungebärdig, wenn er ihm dieſelben abſchlug. Patronius ſagt, es gehe ſeinem Principal mit jenem Manne wie dem

Könige Ben Avit von Sevilla mit ſeiner Gemahlin Romagnia, welche allerlei eigenſinnige Gelüſte hatte (die Patronius erzählt) und doch immer unzufrieden war, wenn denſelben auch gewillfahrt wurde. Dieſes 14. Capitel gehört zu den unbedeutenderen. Die Moral lautet:

Wer nicht dein Wohlthun mag erkennen,
Den laß zu deinem Beſten rennen.

Im 15. Capitel bringt der Graf die Frage auf das Tapet: ob es gerathen ſey, Schätze zu ſammeln. Patronius meint, es ſey wohl gerathen, allein das Schätzeſammeln müſſe nicht das ganze Dichten und Trachten des Sammlers in Anſpruch nehmen. Er erzählt dabei ein Wunder des heiligen Dominicus, entſtanden aus der Anwendung des Bibelwortes: wo dein Schatz iſt, da iſt dein Herz, in einer Leichenrede am Sarge eines Geizhalſes, deſſen Herz man nicht in ſeinem Leibe, ſondern im Geldkaſten fand, „und es war voll Würmer und ſtank, wie kein Aas auf Erden, ſo faul es auch ſey.“

Nach dem wahren Schatze trachte
Und den trüglichen verachte!

Im 16. Capitel verweiſet Patronius ſeinen Principal, welcher ſich nach mancherlei Beſchwerden auch ausruhen möchte, auf ein Wort des Grafen Fernan Gonzalez, nach welchem er ſein Gelüſten nach Ruhe vergeſſen und dafür den Ruhm ſeiner Thaten vor Augen haben wollte.

Wenn Feſt' und Liſt uns um den guten Ruf betrügen,
Kürzt ſich das Leben, um der Schande zu erliegen.

Graf Lucanor lebte mit einem mächtigen Nachbarn in Zwiſt. Beide hatten vor, die nämliche Stadt anzugreifen. Wer zuerſt kam, war der muthmaßliche Eroberer. Den Grafen hielt eine Krankheit vom Zuge ab. Patronius ſetzt ihm im 17. Capitel auseinander, daß, was Gott thut, wohlgethan ſey, wie ſich auch beim Don Rodrigo Melendez von Valdez bethätigt, der durch einen Beinbruch von einer Reiſe abgehalten ward, auf welcher er hatte ermordet werden ſollen. Darum, Herr Graf, ſo läßt ſich Patronius vernehmen, beklaget Euch nicht über den eingetretenen Aufenthalt, ſondern haltet Euch im Herzen verſichert, daß alles ſo am Beſten iſt, wie Gott es fügt. Und wenn Ihr alſo denket, wird es Euch wohl bekommen. Ihr müſſet jedoch zweierlei

Arten von Begegniſſen unterſcheiden, nämlich einmal, wenn den Menſchen ein Aufenthalt kömmt, wofür Rath zu finden iſt und zweitens, wenn ihm ein Aufenthalt kömmt, wogegen kein Rath angegeben werden kann. Bei den Verzögerungen, für die es Rath gibt, ſoll der Menſch Alles thun, was er vermag, um dieſelben zu beſeitigen und er darf es nicht etwa unterlaſſen, weil er meint, durch Gottes Willen oder Zufall werde Alles ſchon wieder zurecht kommen. Dieſes würde heißen, Gott verſuchen. Denn weil der Menſch vollen Verſtand und Einſicht hat, ſo muß er in allen Dingen, welche vorkommen, und worin er ſich zu rathen weiß, ſolches auch thun. In Dingen aber, in denen kein Rath anwendbar iſt, muß der Menſch bei dem ſtehen bleiben, wie ſie durch Gottes Willen gefügt werden, denn dieſes iſt das Beſte.

Was Gott dir ſendet, mußt du nicht beklagen;
Es muß, will er's, zum Frommen dir ausſchlagen.

Das 18. Capitel zeigt uns den Grafen in Beſorgniß, wie er einen von ihm angenommenen Waiſenknaben ſo erziehe, daß er ſich allezeit ſo betrage, als es ihm für Leib, Seele und Habe am Erſprießlichſten ſey. Patronius antwortet durch die Erzählung von einem Philoſophen, der einen jungen König zu erziehen hatte. Dieſer ward dem Lehrer durch ſchlechte Rathgeber abwendig und ruinirte ſeine Sitten und Vermögenszuſtände. Vergeblich ſuchte der Philoſoph durch Bitten und Schelten auf ſeinen Zögling einzuwirken. Nun brachte er ſich auf unmerkliche Weiſe in den Ruf eines Zeichendeuters. Die Neugierde des jungen Königs begehrte dieſe neue Qualität des Lehrers auszubeuten. Der Philoſoph führt ihn in ein verödetes Thal und weiß dem Zöglinge aufzubeften, daß das Gekrächze zweier Krähen eine Unterhaltung über ſeine üble Verwaltung des Landes und deren Folgen ſey, worauf der betroffene König in ſich gehet und fortan nur die guten Rathſchläge ſeines Lehrers befolgt. Hieraus nimmt Patronius Anlaß, den Grafen zu ermahnen, auf ſein Pflegekind durch Güte und Beiſpiele mehr als mit Schelten und Strafen einzuwirken, weil die meiſten jungen Leute, zumal die von hoher Abkunft, den zu verabſcheuen pflegten, der ſie züchtigt, indem ſie es für eine Art Geringſchätzung halten:

Der Knab' iſt nicht durch Strafen zu verwandeln,
Man muß mit Lieb' allein ihn ſtets behandeln.

Im folgenden Capitel frägt Lucanor den Patronius, wie er erkennen möge, welcher von mehreren in seiner Erziehung begriffenen jungen Leuten ihm am beſten gerathen werde. Patronius macht höchſt treffende Bemerkungen über die äußern Merkmale, welche man habe, um daraus auf die Art junger Leute zu ſchließen, und über deren Unſicherheit. Das Antlitz ſey noch das ſicherſte aber nicht unfehlbare Kennzeichen; man müſſe ſich die Kenntniß der innern Merkmale zu verſchaffen ſuchen, wie es ein Mohrenkönig rückſichtlich dreier Söhne gethan. Die Geſchichte iſt ſehr artig und wird vortrefflich erzählt.

An ſeiner Sitt' und That magſt du erkennen,
Ein welcher Knab der beſſere zu nennen.

Im 20. Capitel iſt der Graf in Verlegenheit, ob er eine Unternehmung, die er mit einem Freunde gemeinſchaftlich ausführen ſollte, nicht allein für ſich behalte; er getrauet ſich deſſen aber nicht, bis der Freund ankommt. Patronius erzählt einen Rechtshandel zwiſchen einem Domkapitel und einem Minoritenkloſter, welche lange Proceſſe darüber führten, wer von ihnen zu den Horen läuten ſollte. Nachdem dicke Actenſtöße voll geſchrieben, ließ ein Cardinal dieſelben verbrennen und entſchied: wer zuerſt kommt, läutet zuerſt.

Kannſt du dir großen Nutzen ziehn,
Laß dir den Anlaß nicht entfliehn.

Graf Lucanor hatte manchen Strauß durchgekämpft. Einige riethen ihm in Frieden auszuruhen, Andere neuen Kampf mit den Mauren. Damit ſein Gebieter das Rechte treffe, erzählt ihm Patronius im 21. Capitel, was ſich mit einem Reiherfalken des Prinzen Manuel zugetragen, der ſich lange Zeit von der Verfolgung eines Reihers durch einen Adler abhalten ließ, endlich auf dieſen letztern losging, denſelben überwand und nun ſeiner Beute froh ward. Hieraus macht Patronius für ſeinen Grafen die Nutzanwendung, daß ſein Waidwerk, Ehr und Gut darin beſtehe, Gott zu dienen, was nicht beſſer geſchehen könne, als durch Kampf mit den Mauren, um den heiligen und wahren katholiſchen Glauben auszubreiten. Deßhalb räth Patronius zu dieſem Kriege, denn der Graf thue damit nicht nur etwas Gottgefälliges, ſondern erfülle auch ehrenvoll ſeinen Beruf und eſſe ſein Brod nicht umſonſt.

Gewährte Gott dir Sicherheit,
So ſehn für Gutes nicht den Streit.

Erſchöpft und arm war Graf Lucanor aus einem Kampfe gekommen. Ein Eilbote meldet ihm, daß anderwärts neuer Kampf ſich rühre. Er frägt den Patronius, wie er ſich verhalten ſolle. Patronius verweiſet ihn im 22. Capitel auf das Beiſpiel des Grafen Fernan Gonzalez, welcher, obwohl mit allen den Seinigen verwundet, aus einer Schlacht gegen Almanſor ſiegreich hervorgegangen war. Es wird ihm gemeldet, der König von Navarra ſey ins Land gebrochen. Man räth ihm erſt die Heilung der Wunden abzuwarten; er aber ruft aus, daß man um der Wunden willen den Kampf nicht meiden ſoll, weil die friſchen Wunden, denen man entgegen gehe, die im vorigen Kampfe empfangenen vergeſſen machen würden.

Gewiß und wahrhaft iſt das Wort zu ſtellen:
Daß nimmer Ehr und Trägheit ſich geſellen.

Das 23. Capitel meldet die Verlegenheiten des Grafen darüber, daß ein angeſehener Freund, um das Land verlaſſen zu können, ihm Land und Leute zu überlaſſen angeboten. Auf ſeine Frage an Patronius, was hier zu thun, erwiedert ihm dieſer, der Freund ſcheine nur darauf auszugehen, ihn zu verſuchen, wie es ein König, deſſen Geſchichte er erzählt, mit einem Günſtlinge gethan, den man bei ihm eingeſchwärzt, darüber den prüfenden König überliſtet und ſo deſſen Gunſt behalten habe. Er räth daher dem Grafen, ſeinem Freunde durch ſeine Erwiederung die Ueberzeugung zu gewähren, daß er nichts Anderes, als Jenes Vortheil und Ehre im Auge und kein Gelüſten nach dem Seinigen habe.

Laßt nicht vom Glaubenstrunge euch berücken,
Es woll' euch wer zu eigner Noth beglücken!

Der Graf ſtellt im 24. Capitel dem Patronius vor, wie er eines Vorhabens wegen in Noth und Sorgen ſey, indem er darüber eben ſo wohl getadelt zu werden fürchten müſſe, wenn er es ausführe, als wenn er es unterlaſſe. Den Faden aus dieſer Verlegenheit zu kommen, reicht Patronius ſeinem Herrn in der anmuthig erzählten bekannten Geſchichte des Bauern mit ſeinem Sohne, der es Niemand recht machen konnte, mit der Belaſtung ſeines Eſels auf dem Wege nach der Stadt.

Laß nun der Leute Schwatzwerk dich nicht plagen,
Und thu, was eigner Sinn und Einſicht ſagen.

Dem Grafen, welcher ſich im Frieden und wohl befand, war

ein Unternehmen von sehr zweifelhaftem Ausgange gerathen, worüber er sich im 25. Capitel mit Patronius berathschlagte, der ihm die Geschichte eines reichen kranken Genuesers erzählt, der in der Todesnähe alles um sich versammelt, was kostbar und erfreulich ist und seiner Seele mit dem Bemerken vorstellt, wie sie hier Alles vollauf habe, sie aber, wenn ihr Alles nicht genüge und sie ihr Glück nicht ertragen könne, fortziehen und das Unbekannte aufsuchen möge. Patronius räth seinem Herrn daher, sich nicht in Händel einzulassen, bei denen er Alles wagt. Und als Don Juan dieß Beispiel fand, hielt er es für gut, hatte aber keine Lust abermals Verse zu machen, sondern fügte nur ein Sprichwort bei, das die alten Weiber in Castilien im Munde führen und welches also lautet. Wer gut siget, stehe nicht auf. — Das folgende Capitel schließt mit dem Verse:

Wer an dir lobt, was du nicht hast,
Will nehmen dir, was du noch hast.

und enthält die mit naiver Ausführlichkeit meisterhaft vorgetragene Fabel vom Fuchs und Raben, der den Käse, wonach jener lüstern ist, fallen läßt, um dem Fuchse sein Sängertalent zu zeigen. Patronius erzählt seinem Principal deßhalb diese Fabel, weil Lucanor von einem Manne übertrieben gelobt war, der einen Rechtshandel wider ihn in Anregung gebracht hatte.

Im 27. Capitel erscheint Lucanor im Zweifel, wie er sich gegen einige mächtige Nachbarn zu verhalten habe, von denen er fürchtete, daß sie sich zu seinem Schimpf und Schaden verbunden hätten. Patronius erzählt folgende liebliche Fabel: „Die Schwalbe gewahrte, daß ein Mann Lein säete. Vermöge ihres feinen Verstandes erkannte sie, daß, wenn der Lein aufginge, die Menschen Netze und Schlingen daraus würden machen können, um die Vögel zu fangen. Alsbald begab sie sich unter die Vögel, ließ dieselben zusammenkommen und erzählte ihnen, wie der Mann den Lein gesäet und sie versichert seyn könnten, daß, wenn der Lein aufginge, ihnen ein großer Nachtheil daraus hervorgehen würde; sie rathe ihnen, ehe der Lein aufgehe sich dahin zu begeben und denselben auszureißen, denn solche Dinge lassen sich im Anfange leicht beseitigen und sind nachher schlimmer und schwerer zu entfernen. Allein die Vögel machten sich wenig daraus und wollten nichts unternehmen; die Schwalbe drang vielmals in sie, bis sie inne ward, wie

jene ſich darüber nicht kümmerten und nichts darauf gaben. Inzwiſchen war der Lein ſo herangewachſen, daß die Vögel denſelben weder mit den Flügeln noch mit den Schnäbeln mehr entwurzeln konnten. Als die Vögel gewahr wurden, wie der Lein aufgeſchoſſen war und wider den Schaden, der ihnen daraus hervorging, keinen Rath wußten, gereuete es ſie ſehr, dem frühern Rathe nicht gefolgt zu ſeyn. Allein die Reue war nicht an der Zeit und konnte ihnen nichts frommen. Die Schwalbe, welche geſehen, daß die Vögel keine Anſtalt gegen den Schaden, der ihnen drohete, vorkehren wollte, hatte ſich ſchon früher zu dem Menſchen und in ſeine Macht begeben und daſelbſt für ſich und ihr Geſchlecht Sicherheit gefunden; und ſeitdem leben die Schwalben in der Gewalt der Menſchen und ſind ſicher vor denſelben, die übrigen Vögel aber, welche ſich nicht vorſehen wollten, werden täglich in Schlingen und Netzen gefangen.

Gleich Anfangs nimm des Schadens wahr,
Dann hat es damit nicht Gefahr.

Graf Lucanor hat in einem Lande eine groſſe Summe Geldes ausſtehen und möchte dieſelbe ſelbſt eincaſſiren, beſorgt aber aus gewiſſen Gründen auf der Reiſe Lebensgefahr. Patronius räth ihm im 28. Capitel von der Reiſe ab, indem er die Geſchichte eines Menſchen vorträgt, welcher, einen Schatz auf dem Rücken, einen breiten ſchlammigen Strom durchwaten wollte und die in der Mitte drohende Lebensgefahr durch Abwerfen der Laſt aus Habſucht nicht abwenden wollte, ſo daß er Schatz und Leben zugleich verlor.

Ein Wunder wär's, wenn's gut gelingt,
Wo Habſucht in Gefahr ſich bringt.

Im 29. Capitel gibt Patronius die Geſchichte von der Frau mit dem Milchtopf, die auf deſſen Erlös die ſchönſten Luftſchlöſſer baucte, bis er zertrümmert zu ihren Füßen lag, zum Beſten, als Lucanor ihm von dem Vorhaben eines vortheilhaften Geſchäftes erzählt, das noch eine Menge anderer zur Folge habe.

Nur feſtem Dinge ſchenk Vertrauen,
Und wolle in die Luft nicht bauen.

Im 30. Capitel ſehen wir den Grafen in Geldnoth und er iſt nahe daran, eines ſeiner Länder zu verkaufen; weil viele, die es recht gut entbehren könnten, eben Geld von ihm verlangen, was ihm ſo ſchwer anzuſchaffen wird. Patronius räth ab mit Schaden Geld dahin zu geben, wo es nicht gebraucht wird und erzählt die

Geſchichte eines Kranken, der nicht anders geſunden konnte, als wenn ihm die Leber aus dem Leibe genommen und gereinigt wieder eingeſetzt würde. Nachdem der Kranke die Operation erlitten und indem eben der Arzt die Leber wuſch, bat ihn ein Dabeiſtehender für ſeine Katze ein Stück von der Leber zu geben.

Wer ſich der Schuld nicht kann entſchlagen,
Mag davon groſſen Schaden tragen.

Im 31. Capitel ſehen wir den Grafen wiederum in gleicher Noth, der ſich darüber oft den Tod wünſcht. Patronius tröſtet ihn mit der Bemerkung, daß Mächtigere und Reichere häufig noch in gröſſerer Bedrängniß ſich befänden und ſich glücklich ſchätzen würden, ihren Leuten nur den geringſten Theil von demjenigen geben zu können, was Lucanor den Seinigen gebe. Dabei erzählt er eine Geſchichte von zwei verarmten Reichen. Einer derſelben findet außer einem Schüſſelchen voll Wolfsbohnen keine Speiſe. Bitterlich weinend verſpeist er dies üble Gericht und wirft die Hülſen hinter ſich. Zu ſeiner Verwunderung bemerkt er, daß Jemand dieſelben auffammelt und verſchlingt. Es iſt der andere Reiche, der nicht einmal Bohnen hat. Nun tröſtet ſich der erſtere, weil er ſah, daß es einen gab, der noch weniger hatte.

Laß Armuth nimmer dich betrüben,
Wenn Andr' in gröſſrer Noth ſich üben.

Den Grafen Lucanor verdrießt es, daß ſein Land, wiewohl es groß iſt, kein rechtes Ganze bildet und viele ſeiner Burgen von ſeiner Hauptmacht entfernt liegen. Wenn er in Kriege verwickelt wird, ſetzen ihn einige, die ſich zu Rathgebern aufwerfen, in Schrekken und rathen ab, ſich in den entferntern Plätzen zu verweilen, ſtatt in der Mitte ſeiner Beſitzungen ſich zu befeſtigen. Patronius räth im 32. Capitel davon ab und iſt dafür, daß ſtets zunächſt die äußerſten Grenzorte vertheidigt werden, weil, wenn der erſte angegriffene Platz beharrlich vertheidigt wird, der Angegriffene geborgen iſt, wie der Hahn (deſſen Geſchichte Patronius erzählt), der auf dem erſten Baume war, ehe er ſich vom Fuchſe ſchrecken ließ und von Baum zu Baum flüchtete.

Schrik nicht vor dem, was Unverſtand erſann,
Vertheidge lieber dich als Mann.

Graf Lucanor möchte im folgenden Capitel gern wiſſen, wie er ſich gegen die Leute zu verhalten, nachdem ſie ihm großes Unrecht

gethan, ſich darüber ſehr betrübt ſtellen und thun, als ob ſie es nur nothgedrungen und mit Widerwillen gethan. Patronius erzählt ihm eine nicht recht zutreffende Geſchichte von einem Manne, der, während er Rebhühner fing und denſelben die Köpfe umdrehete, ein anſcheinend betrübtes Geſicht machte. Er räth dem Grafen, ſich vor ſolchen Leuten zu hüten.

Schau die Thrän' im Auge nicht,
Sieh, was mit der Hand geſchieht.

Im 34. Capitel erzählt Graf Lucanor ſeinem Rathgeber, daß ihm Jemand angeboten, etwas Wichtiges für ihn zu thun, aber mit ſolcher Flauigkeit, daß man es ihm angemerkt, es ſey ihm erwünſcht, wenn ſein Anerbieten nicht angenommen würde. Patronius erzählt nun, wie ein ehemals reicher, nun ganz herunterkommener Landmann nicht mehr ſatt zu eſſen gehabt. Derſelbe ging vorm Hauſe eines ehemaligen Bekannten vorüber, der eben bei Tiſche ſaß und durch die offenſtehende Thür jenem ganz nachläſſig zurief, ob er miteſſen wolle, worauf der Verarmte ohne Weiteres eintritt und mit der Bemerkung, daß er ſo dringenden Bitten nicht widerſtehen könne, Platz nimmt und ſich Hunger und Sorgen vertreibt. Alſo möge Graf Lucanor, wenn das Angetragene ihm vortheilhaft ſey, daſſelbe nicht ausſchlagen.

Kommt dein Glück herangeſchritten,
Laß um Annahm dich nicht bitten.

Der Anverwandte eines langjährigen Feindes des Grafen hat ſich mit ſeinem Vetter angeblich verſuneint und kommt, dem Grafen ſeine Dienſte anzubieten, der darüber im 35. Capitel ſeinen Patronius befragt. Dieſer räth ab, den Einflüſterungen des Fremden Gehör zu ſchenken und erzählt eine Geſchichte von den einander feindſeligen Raben und Uhus, worin die Uhus durch die Klugheit eines anſcheinend zu ihnen übergegangenen Raben ausgeforſcht, großen Schaden leiden.

Wer dein Feind von lange her,
Dem vertraue nicht zu ſehr.

Auf die im 36. Capitel vom Grafen Lucanor aufgeworfene Frage: ob er ſich, wie einige gerathen, zur Ruhe ſetzen und es ſich beim Genuſſe des Seinigen wohl ſeyn laſſen ſolle, erwiedert Patronius durch den Hinweis auf die Ameiſe, welche ihn

beſchämen würde, wenn er ſtets nur auf Verzehren des Erworbenen ſinnen wolle. Ueber die Naturgeſchichte der Ameiſe bringt Patronius intereſſante Einzelheiten bei. Die Moral lautet:

Vergeude nicht, was du erwirbſt,
Leb' ſo, daß du in Ehren ſtirbſt.

Der Graf vermeinte viele Freunde zu beſitzen; er möchte aber gern wiſſen, auf welche Weiſe er erfahren könne, ob dieſe Freunde wirklich für ihn thun würden, wie ſie ſich erboten. Patronius erwiedert, daß das Unglück der beſte Prüfſtein ſey und erzählt die Geſchichte vom Sohne eines Bauern, der auch viele Freunde zu haben vermeinte, in einem erdichteten Nothfalle aber bei keinem derſelben Schutz fand, ſondern nur bei einem halben und einem ganzen Freunde ſeines Vaters, deren letzterer ſogar ſeinen eigenen einzigen Sohn opferte, um des Freundes Sohn zu retten. Dieſes Beiſpiel legt Patronius auch geiſtlich ſo aus. Jeder Menſch glaubt Freunde zu beſitzen, die er, wenn die letzte Stunde kommt, auf die Probe ſtellt. Die Laien, an welche er ſich wendet, ſagen, er ſolle an ſich ſelber denken; die Geiſtlichen erklären für ihn beten zu wollen. Weib und Kind verheißen bis zum Grabe bei ihm bleiben und ihm die letzte Ehre erweiſen zu wollen. Da er nun nirgends Schutz vor dem Tode findet, wendet er ſich zu Gott, ſeinem Vater, und Gott heißet ihn die Heiligen, die halben Freunde, anrufen. Er thut es und ſo groß iſt die Güte der Heiligen, vornämlich der heiligen Maria, daß ſie nicht abläſſet, für die Sünder zu bitten und ihm vorhält, wie ſie ſeine Mutter geweſen und mit welcher Mühe ſie ihn getragen und gepflegt; die Heiligen aber zeigen ihm ihr Elend und die um ihn erduldeten Martern; und das Alles thun ſie, um die Fehler der Sünder zu bedecken; aber keiner Beleidigung, die ſie von denenſelben erhalten, gedenken ſie. Wenn aber der Sünder ſieht, wie er durch dieſes Alles dem Tode der Seele nicht entgehen kann, dann wendet er ſich zu Gott, und unſer Herr und Gott, gleichſam wahrhafter Vater und Gott, gedenket der Liebe, welche er zum Menſchen, ſeinem Geſchöpfe hat, und hat gethan, wie jener gute Freund, denn er ſendete ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum in den Tod, an dem keine Schuld und keine Sünde war, um die Schulden und Sünden, welche auf den Menſchen laſteten, zu tilgen. Jeſus Chriſtus gehorchte wie ein guter Sohn ſeinem Vater und obwohl er wahrhafter Gott wie wahrhafter Menſch

war, wollte er empfangen und empfing den Tod und kaufte durch ſein Blut die Sünder los ꝛc.

So treu wird nie ein Freund an uns ſich ketten,
Als Gott, der durch ſein Blut uns wollte retten.

Im 38. Capitel klagt Lucanor dem Patronius, wie man einen langjährigen und mächtigen Freund bei ihm in den Verdacht bringen wolle, daß er's nicht mehr ſo aufrichtig mit dem Grafen meine, als ehemals. Er bittet um Verhaltungsmaßregeln. Patronius erzählt eine Fabel, nach welcher Stier und Löwe, mit einander verbündet, mächtig das Thierreich beherrſchten, allmählich aber ihr beiderſeitiges Anſehen geſchwächt ſehen, als es liſtigen Rathgebern gelungen war, ſie gegen einander mißtrauiſch zu machen. Deßhalb empfiehlt Patronius ſeinem Prinzipale, nicht auf das Gerede der Schwätzer zu hören:

Um falſchen Freundes Lügenwort
Verſcherze nicht des wahren Hort.

Im 39. Capitel verlangt Lucanor des Patronius Rath darüber, wie er ſeinen Ruf am beſten verbreiten und bewahren könne. Patronius wartet in ſeiner Caſuiſtik mit dem Beiſpiele eines Philoſophen auf, welcher auf eine ſeltſame Weiſe in kurzer Zeit um ſeinen guten Ruhm kam, und in welchen einige Moralphiloſophie durchſchmeckt, das aber meines Erachtens auf den vorliegenden Fall ſehr wenig paßt. Patronius ſpinnet drei Lehren heraus: 1) daß der Graf gute, gottgefällige Werke verrichten, 2) Gott bitten möge, ihn zu Thaten zu erleuchten, die ſeinen Ruhm verherrlichen und vor ſolchen zu bewahren, die denſelben verdunkeln, 3) aber es zu meiden, durch Wort und That der Menſchen Argwohn zu erregen.

Thu immer recht und meide böſen Schein,
Dann wird dein Ruf ſtets ohne Flecken ſeyn.

Im 40. Capitel theilt Lucanor dem Patronius mit, wie er von Vielen beredet werde, noch mehr Macht, Ehre und Reichthümer zu erwerben und fragt den Rathgeber, was er für das Zuträglichſte halte. Patronius erklärt im Voraus, wie er gegen die Neigung ſeines Herrn ſprechen müſſe und erzählt, daß in einem Lande gebräuchlich geweſen, alljährlich einen neuen Herrſcher zu wählen, den man aber nach abgelaufenem Regiment hilflos auf eine unwirthbare Inſel ausgeſetzt. Einer dieſer Regenten habe ſich aber

vorgeſehen und während ſeiner Herrſcherzeit ſich heimlich daſelbſt eine angenehme Wohnung mit Vorräthen auf Zeitlebens herrichten laſſen, ſo wie auch die hinterbliebenen Freunde angewieſen, ihm nachträglich das etwa bei der Einrichtung Vergeſſene nachzuſchicken. Hieraus macht Patronius die Nutzanwendung, daß Lucanor erwägen möge, wie ſeines Bleibens auf Erden nicht lange ſey und er ſie nackt, wie er gekommen, verlaſſen müſſe. Deßhalb ſolle er ſich ſo einrichten, daß er beim Scheiden drüben eine gute Wohnung der Seele vorfinde, deren Leben, da ſie ein geiſtiges Weſen, unverwüſtlich ſey. Dieſe gute Ruheſtätte gewinne er durch gute Thaten; zur Vollendung derjenigen, welche er nicht beenden könne, möge er gute Freunde zurücklaſſen.

Für dieſe eine Zeitlichkeit,
Sich ja nicht auf die Ewigkeit.

Die beiden Geſchichtchen, welche Patronius im 41. Capitel dem Grafen zum Beſten gibt, paſſen wieder einmal nicht recht auf den Fall, worin ſich Lucanor befindet, welcher gefragt hat, wie er mit ſeinen beiden Nachbarn zurecht kommen ſolle, deren einem er wegen großer demſelben ſchuldigen Verpflichtungen ſehr zugethan ſey, welcher ihn aber durch Eigenſinn vielfach plage, wogegen er dem andern keine Verbindlichkeiten ſchuldig ſey, vielmehr ihm Mancherlei zu verzeihen habe. Wie wenig die Geſchichte von dem Guten und Böſen, welche Patronius erzählt, auch zutreffen mag, ſo artig und pikant iſt dieſelbe, wogegen die vom Narren und Bauern ſehr unbedeutend iſt. Die Moral lautet:

Dem Böſen muß man keine Nachſicht weihn,
Durch Gutes aber ſtets ſein Sieger ſeyn.

Im 42. Capitel beklagt ſich Lucanor darüber, daß er von vielen Leuten umgeben ſey, welche ihn mit Lügen heimſuchten und ſich durch dieſelben zu ſeinem Schaden große Vortheile aneigneten; er verſchmähet, ihnen mit gleicher Münze zu bezahlen, bittet aber um Angabe von Maaßregeln, welche er wider dieſe Brut ergreifen ſoll. Patronius ſagt: die Lüge treibe zwar große Aeſte und ihre Blüthen gefielen den Menſchen; allein Alles ſey nur Schatten und trage keine gute Frucht, ſondern ſtürze am Ende zuſammen, wogegen die Wahrheit, ſo vernichtet ſie ſey, feſtgehalten werden müſſe. Dabei erzählt Patronius folgende hübſche Geſchichte: Die Lüge und die Wahrheit ſchloſſen eine Gemeinſchaft, und als dieſe eine Zeitlang gewährt hatte, ſagte die Lüge, welche immer voll Anſchläge

iſt, zur Wahrheit, wie es gut ſeyn würde, wenn ſie einen Baum pflanzten, welcher Früchte brächte und in deſſen Schatten ſie weilen könnten, wenn es heiß werde. Die Wahrheit, einfach und gefällig, wie ſie iſt, ſagte, das wäre ihr recht. Und nachdem der Baum gepflanzt war und zu wachſen begann, ſagte die Lüge zur Wahrheit, daß jeder ſeinen Antheil an dem Baume nehmen müſſe. Dabei gab die Lüge der Wahrheit mit zierlichen und ſchön gefärbten Gründen zu verſtehen, wie die Wurzel des Baumes die Urſache ſey, welche dem Baume Leben und Nahrung zuführe, daher das Beſte und Nützlichſte ſey, weßhalb ſie der Wahrheit rieth, die Wurzeln des Baumes zu nehmen, welche unter der Erde ſind, ſie wolle es drauf wagen und die Aeſtlein nehmen, welche über der Erde ſind, obwohl dabei viel gewagt werde, weil ſie der Gefahr ausgeſetzt ſey, durch Menſchen abgeſchnitten und beſchädigt, von den Thieren benagt, von den Vögeln mit den Schnäbeln, Füßen und Krallen abgeriſſen, von der Hitze verbrannt oder vom Froſte vernichtet zu werden, lauter Gefahren, deren keine die Wurzel zu erleiden haben würde. Da die Wahrheit alle dieſe Gründe vernahm, ſo traute ſie, weil ſie nicht viele Kniffe hat und wie ein argloſes und leichtgläubiges Ding iſt, der Lüge ihrer Genoſſin, hielt für wahr, was dieſelbe ſagte; ſie glaubte, ihr werde von der Lüge gut gerathen und ſie erhalte das beſſere Theil; daher nahm ſie die Wurzel und war mit ihrem Antheile ſehr zufrieden. Als die Lüge dieſes durchgeſetzt hatte, war ſie ſehr vergnügt über den Betrug, den ſie ihrer Gefährtin ſpielte, indem ſie ihr zierliche, hübſche und übertünchte Lügen geſagt hatte. Die Wahrheit begab ſich nun unter die Erde, um da zu leben, wo ſich die ihr zu Theil gewordenen Wurzeln befanden. Die Lüge aber blieb auf der Erde, wo die Menſchen leben, die Völker wandeln und alle übrigen Dinge ſich befinden. Da ſie ſehr einſchmeichelnd iſt, war man nach kurzer Zeit ſchon ſehr eingenommen von ihr. Ihr Baum aber begann zu wachſen und mit großen Aeſten und ſtarker Laube ſich zu bedecken, welche dichten Schatten warfen; es erſchienen an demſelben höchſt reizende Blüthen von ſchönen Farben und lieblichem Scheine. Als nun die Leute den ſchönen Baum erblickten, kamen ſie gern in ſeiner Nähe zuſammen und waren ſeines Schattens überaus froh; die meiſten aber weilten dort allezeit, und ſelbſt die, welche ſich an andern Orten befanden, ſagten's einer dem andern, wer ſchwelgen und froh ſeyn wolle, müſſe in den Schatten des Lügenbaumes kommen. Als aber die Völker

unter dem Baume verſammelt waren, machte die Lüge, wie ſie ſehr einſchmeichelnd und vielkundig iſt, dem Volke vielfaches Vergnügen und unterwies dieſelben in ihrer Wiſſenſchaft und die Völker fanden ein großes Vergnügen daran, ihr ihre Kunſt abzulernen. Auf dieſe Weiſe zog ſie alle Völker der Welt an ſich und lehrte die einen ſchlichte, die gelehrteren aber erſchreckliche Lügen. Ihr müſſet aber wiſſen, eine ſchlichte Lüge iſt es, wenn ein Menſch zum Andern ſagt: Mein Herr Der und Der; ich werde dieſes oder das für euch thun und er in demjenigen lügt, was er ſagt, und doppelt gelogen, wenn er Schwur, Eid und Unterpfand hinzufügt oder Andere ſtellt, welche für ihn dieß Alles leiſten, wobei er, indem er jene Verſicherungen thut, ſchon im Sinne hat, wie das Alles in Trug und Lüge aufgehen ſoll. Die ſchreckliche Lüge voll tödtlichen Betruges aber iſt die, wenn der Lügner, um zu täuſchen, die Wahrheit ſpricht. Solche Weisheit nun beſaß die Lüge ſo viel und wußte ſie denjenigen, welche am Schatten ihres Baumes Gefallen fanden, ſo wohl beizubringen, daß ihnen mittelſt dieſer Weisheit Alles gelang, was ſie nur wollten und kein Menſch zu finden war, der dieſe Kunſt nicht verſtanden hätte und der nicht bewogen worden wäre, durchaus den Willen jener zu thun, theils kraft der Schönheit des Baumes, theils kraft der großen Kunſt, welche ſie von der Lüge gelernt hatten. Die Völker verlangten aber ſehr, in dieſem Schatten zu weilen und das zu lernen, worin die Lüge ſie unterwies; die Lüge war hoch geehrt und ſehr geſchätzt und umgeben von den Völkern; wer ſich ihrer aber minder freuete und weniger von ihrer Kunſt verſtand, den ſchätzten Alle gering und er achtete ſich ſelber wenig. Während es aber der Lüge ſo wohl erging, lebte die Wahrheit verachtet unter der Erde, kein Menſch in der Welt wußte von ihr, freuete ſich ihrer oder mochte ſie aufſuchen. Als ſie ſah, daß ihr nichts gelaſſen war, wovon ſie ſich ernähren konnte, als jene Wurzeln des Baumes, welche auf den Rath der Lüge ihr zu Theil geworden waren, ſo begann ſie in Ermangelung anderer Nahrung immer wieder an dieſen Wurzeln zu nagen, zu ſchneiden und ſich mit den Wurzeln des Lügenbaumes zu ernähren. So wackere Aeſte und breites Laub der Baum auch trug, ſo weiten Schatten er warf und wie viele reizend gefärbte Blüthen er trieb, ſo waren die Wurzeln doch, bevor jene Frucht anſetzen konnten, zerſtört, denn die Wahrheit hatte dieſelben genoſſen, da ſie nichts Anderes hatte, wovon ſie ſich ernähren konnte. Als nun die Wurzeln des Lügenbaumes ſämmtlich zernagt waren und die Lüge ſich

eben mit allen Völkern, welche ihre Kunſt lernten, im Schatten ihres Baumes befand, kam ein Sturmwind und traf den Baum; weil ſeine Wurzeln alle abgenagt waren, war er leicht umzuwerfen; er ſtürzte auf die Lüge und zerſchmetterte dieſelbe auf die jämmerlichſte Weiſe, und Alle, die um ſie waren, um ihre Kunſt zu lernen, wurden erſchlagen, arg verletzt und es erging ihnen ſonſt ſchlimm. An der Stelle aber, wo der Stamm geſtanden hatte, ſtieg die verborgene Wahrheit empor. Als ſie die Erde betrat, ſah ſie, wie übel es der Lüge und Allen, welche zu derſelben gekommen, ergangen war, ſo viel ſie auch gelernt und das Gelernte angewendet hatten. Die Moral lautet:

Der Wahrheit folg' und flieh die Lüge;
Denn übel fährt, wer hirnt der Lüge.

Im 43. Capitel erzählt Lucanor ſeinem Rathgeber, daß einer ſeiner Verwandten, welcher nicht die nöthige Macht zum Widerſtande beſitze, allen Plackereien mächtiger Nachbarn ausgeſetzt wäre, weßhalb er beſchloſſen habe, Alles aufs Spiel zu ſetzen. Patronius räth davon ab und empfiehlt, Alles, was ſich ohne großen Schimpf und Schaden ertragen laſſe, hinzunehmen und ſich zu ſtellen, als ob er ſich nichts daraus machte, nach dem Beiſpiele des Fuchſes, welcher ſich in einem Hühnerhofe bis zum Tagesanbruch verſpätet hatte und nun ſchon Alles lebendig fand, daß er unbemerkt nicht entweichen konnte. Er legte ſich auf die Gaſſe und ſtellte ſich todt. Alle von Vorübergehenden ihm angethane Unbillen, z. B. das Haarabſchneiden, Zahnausreißen u. ſ. w. ertrug er ſtandhaft und behauptete ſeine Rolle, ſo daß Jeder ihn für todt hielt. Erſt als man Anſtalt machte, ihm das Herz auszuſchneiden, ſprang er auf, vertheidigte ſich verzweifelt und entkam. Hiezu iſt folgende Moral gegeben:

Erdulde, was dir nicht ans Leben geht;
Doch dieſem wehr, ſo lang' es bei dir ſteht.

Im 44. Capitel erſcheint der Graf unſchlüſſig, ob er an einen Ort gehen ſoll, wohin ein Freund zu gehen ihm ſehr anliegt. Er ſpürt eine ſtarke Abneigung dagegen, wogegen jener ſich für ſeine Sicherheit verbürgen will. Patronius löst den Zweifel durch die Geſchichte zweier Blinden. Der eine hatte den andern zu einem Gange beredet, der ſehr gefährlich war und ſich erboten, ihm über die ſchlimmen Wegeſtellen hinwegzuhelfen. Die Folge war, daß beide in eine Grube ſtürzen.

Sei nimmer hin, wo Uebel droht,
Ob auch als Burg' der Freund sich bot.

Das 45. Capitel ist überschrieben, wie es einem jungen Manne an seinem Hochzeitstage ergangen und lautet also:

Eines Tages unterredete sich Graf Lucanor mit Patronius, seinem Rathgeber, und sprach zu denselben: Patronius, einer meiner Diener hat mir mitgetheilt, daß man ihm ein sehr reiches Frauenzimmer zur Ehe angetragen. Obwohl sie von besserem Stande ist, als er selber und die Heirath für ihn sehr vortheilhaft seyn würde, so hat die Sache doch ihr Aber und dieß Aber ist folgendes: Er vertrauete mir, wie man ihm gesagt, jenes Frauenzimmer sey das eigensinnigste und trotzigste Ding von der Welt; ich bitte euch nun, mir zu rathen, ob ich ihn heiße, jenes Frauenzimmer zu ehelichen, obwohl er weiß, welcher Art dasselbe ist, oder ob ich ihn heiße, solches nicht zu thun. Herr Graf Lucanor, sprach Patronius, wenn jener so wäre, wie der Sohn eines braven Mannes, eines Mauren, so möchtet ihr ihm wohl rathen, sie zu ehelichen; sollte er aber nicht also seyn, so dürftet ihr ihm abrathen. Und der Graf bat ihn zu sagen, wie es sich mit jenem verhalten. Patronius erzählte ihm, es sey in einer Stadt ein angesehener Maure gewesen, der einen Sohn gehabt, den besten Jüngling von der Welt. Allein er war nicht wohlhabend genug, um so Vieles und Großes ausrichten, als sein Herz begehrte. Darüber war er gar betrübt, denn er hatte die Lust, aber nicht das Vermögen. In derselben Stadt lebte ein anderer Maure, der weit angesehener und reicher war, als sein Vater und der nur eine Tochter hatte. Diese war aber ganz verschiedener Art vom jungen Manne. Denn so viele gute Eigenschaften dieser hatte, so viele verkehrte und üble hatte des braven Mannes Tochter. Deßhalb wollte kein Mann in der Welt diesen Teufel heirathen. Der gute Jüngling trat eines Tages zu seinem Vater und sagte, er wisse wohl, wie er nicht so reich sey, um ihm gewähren zu können, wovon er mit Ehren leben möge und da er entweder ein kärgliches und elendes Leben führen oder aus dem Lande gehen müsse, so hatte er es, wenn der Vater dieses auch meine, für das Gerathenste, auf irgend eine Heirath sein Augenmerk zu richten, die ihm einigen Lebensunterhalt gewähre. Und der Vater antwortete ihm, es werde ihm wohl gefallen, wenn er eine zusagende Partie finden könne. Hierauf sagte ihm der Sohn, er möge, wenn es ihm beliebe, veranstalten, daß der brave Mann, welcher jene Tochter

hatte, ihm dieſelbe gebe. Als der Vater dieß vernahm, verwunderte er ſich gar ſehr und fragte, wie er nur auf ſolchen Einfall gerathen könne, da kein einziger Mann, welcher jene kenne, ſo arm er auch wäre, dieſelbe heirathen möge. Der Sohn erwiederte: er bitte inſtändigſt, dieſe Heirath herbeizuführen und drang ſo in jenen, daß der Vater, wie ſeltſam er auch die Sache fand, ihm Zuſage ertheilte auch ſich alsbald zu jenem Manne begab — beide waren ſehr gute Freunde — und ihm Alles vertraute, was mit ſeinem Sohne verhandelt war, der ſich zutraue, mit der Tochter eine Ehe einzugehen; wenn es ihm gefalle, möge er ſie ihm geben. Als der gute Mann von ſeinem Freunde Solches vernahm, ſprach er: Um Gottes Willen, Freund, wenn ich dieſes zugäbe, würde ich als ein ſehr falſcher Freund handeln; ihr habt einen überaus braven Sohn und ich würde es für eine groſſe Falſchheit halten, wenn ich meine Zuwilligung zu ſeinem Unglücke, wo nicht gar zu ſeinem Tode geben wollte. Denn ich weiß zuverläſſig, daß es ſein Tod ſeyn, oder ihm eher für Tod als Leben gelten würde, wenn er ſich mit meiner Tochter vermählte. Ihr möget nicht meinen, ich ſage euch dieſes, um euerm Wunſche entgegen zu ſeyn; denn wenn ihr darauf beſtehet, ſo iſt es mir ſchon ganz recht, ſie euerm Sohne, wie jedem Andern zu geben, der ſie mir aus dem Hauſe nimmt. Der Freund erwiederte, er nähme die Zuſage gern an und bitte ihn, daß er die Heirath genehmigen möge, da ſein Sohn dieſelbe wünſche. Die Heirath erfolgte und man führte die Neuvermählte in das Haus ihres Eheherrn. Die Mauren haben die Sitte, daß ſie den jungen Eheleuten das Abendeſſen zurichten, dieſelben an den Tiſch führen und ſie dann bis zum folgenden Tage in ihrem Hauſe ſich ſelbſt überlaſſen. Und ſo thaten auch jene; allein die Eltern und Verwandten des Bräutigams und der Braut waren in groſſen Aengſten und beſorgten, den Bräutigam am folgenden Morgen todt oder ſehr übel zugerichtet zu finden. Sobald ſich die Neuvermählten allein in ihrem Hauſe befanden, ließen ſie ſich am Tiſche nieder. Aber bevor die Frau noch ein Wort ſprechen konnte, blickte der Bräutigam rings am Tiſche umher und gewahrte ſeinen Jagdhund, dem er ungeſtüm zurief: Hund gieß uns Waſſer auf die Hände. Der Hund that es nicht und jener begann zornig zu werden. Noch ungeſtümer als zuvor gebot er ihm Waſſer über die Hände zu gießen; doch der Hund that es nicht. Als er nun ſah, daß dieſer es nicht that, ſtand er ſehr wüthend vom Tiſche auf, legte die Hand an das Schwert, ſtürzte auf

den Hund los. Als dieſer ihn kommen ſah, begann er zu fliehen, jener hinter ihm her über Kleider, Tiſch und durchs Kamin und ſo lange war er hinter drein, bis er ihn erwiſcht hatte; nun ſäbelte er dem Hunde den Kopf ab, ingleichem die Hinter- und Vorderläufe und hieb ihn durchaus in Stücken und befleckte die Kleider, den Tiſch und das ganze Haus mit Blut. Und ſo wüthend und blutig ſetzte er ſich wiederum an den Tiſch nieder. Abermals ſchauete er umher und bemerkte eine Katze. Auch dieſer befahl er, ihm Waſſer über die Hände zu bringen; aber da ſie es nicht that, rief er: Wie Frau falſche Verrätherin, haſt du nicht geſehen, wie ich mit dem Hunde umſprang, weil er nicht thun wollte, was ich befahl? Ich gelobe, daß, wenn du noch einen Augenblick mir zuwider biſt, ich es mit dir eben ſo machen werde als mit dem Hunde. Da ſie es noch nicht that, erhob er ſich, ergriff die Katze bei den Füßen, ſchleuderte dieſelbe gegen die Wand und zerſchmetterte ſie in mehr als hundert Stücke, wobei er eine noch größere Wuth als gegen den Jagdhund zeigte. So grimmig und wild und unter lauter böſen Geberden ſetzte er ſich abermals zum Tiſche und warf ſeine Blicke rings umher, und die Frau, welche ihn dieſes treiben ſah, hielt ihn für ſinnlos oder närriſch und ſprach nichts. Und als er nach allen Seiten umhergeſehen, erblickte er ein Pferd, das er im Hauſe hatte (er beſaß nur dieſes eine) und rief demſelben ungeſtüm entgegen, es ſolle ihm Waſſer auf die Hände geben und das Pferd that es nicht; und als er wahrnahm, daß es ſolches nicht that, ſprach er: Wie, Don Pferd, vermeinſt du, daß, weil ich kein anderes Pferd habe, ich deſthalb von dir laſſen werde, wenn du nicht thun wirſt, was ich dir befehlen haben werde! Eben ſo ſchlimmen Tod als den übrigen werde ich dir geben und kein lebendes Weſen gibt es in der Welt, dem ich nicht das Nämliche anthun würde, wofern es nicht thäte, was ich befehle. Das Pferd blieb ſtill, und da er ſah, daß es ſeinem Befehle nicht nachkam, ging er darauf zu, hieb ihm den Kopf ab und zerriß es mit größter erdenklicher Wuth. Und da die Frau ſah, daß er ſein Pferd tödtete, da er doch kein anderes hatte, und er ſagte, daß er ſo jedem Weſen begegnen werde, das ſeinen Befehlen nicht gehorchen würde, ſo glaubte ſie allerdings nicht, daß er dieß zum Scherze gethan; ſie hatte ſo heftige Angſt, daß ſie nicht wußte, ob ſie lebendig oder todt ſey. Und er immer ſo wüthend und grimmig, ſetzte ſich wieder zum Tiſche, wobei er ſchwur, daß, wenn er tauſend

Pferde, oder Männer oder Frauen im Hause hätte, dieſelben alle getödtet werden ſollten, wenn ſie ſeinen Befehlen nicht gehorchten; und nachdem er wiederum ſaß, ſchauete er überall umher, nachdem er das noch blutige Schwert an den Gürtel geſteckt hatte. Nachdem er nun hier und da ſich umgeſehen und nichts Lebendiges bemerkt hatte, wandte er den Blick ganz wild auf ſeine Frau und ſagte mit großem Aerger, indem er mit der Hand an das Schwert griff; erhebt euch und gießet mir Waſſer auf die Hände. Und die Frau, welche nichts Anderes erwartete, als von ihm ganz in Stücke zerhauen zu werden, ſtand eiligſt auf, gab ihm Waſſer über die Hände und er ſagte zu ihr: Ach, wie danke ich Gott, daß du thateſt, was ich dir gebot, denn bei dem Aerger, welchen mir dieſe Verrückten gemacht, würde dir daſſelbe, als jenen, widerfahren ſeyn. Und hernach befahl er ihr, ihm zu eſſen zu geben und ſie that es; mit ſolchem Tone ſagte er es, daß ſie fürchtete, ihren Kopf bereits im Staube liegen zu ſehen. Alſo begab es ſich in jener Nacht zwiſchen ihnen; und ſie ſprach nie ein Wort, ſondern that Alles, was er verlangte. Und nachdem ſie eine Weile geſchlafen hatten, ſprach er zu ihr mit derſelben Wuth, worin er ſich am Abende befunden hatte: ich kann nicht ſchlafen, ſiehe dich vor, daß mich niemand wecke und halte mir das Eſſen gut zugerichtet bereit. Und als es früher Morgen geworden, kamen Väter, Mütter und Verwandte an die Thür; da Niemand ſprach, befürchteten ſie, der Bräutigam ſey todt oder verwundet, und als ſie zwiſchen der Thür hindurch die Braut und nicht den Bräutigam ſahen, wuchs ihre Furcht noch mehr. Als die junge Frau ſie an der Thür bemerkte, trat ſie mit großer Angſt näher und begann ihnen zuzurufen: Verräther, was thut ihr? und wie wagt ihr es, meiner Thür zu nahen und ſogar zu ſprechen? Schweigt, oder ihr und ich, wir ſind des Todes. Und als alle Dieſes vernahmen, waren ſie höchlich verwundert; und als ſie erfuhren, was am Abende vorgefallen war, lobten ſie den jungen Mann ſehr, weil er ſo gut zu thun gewußt, was ihm ziemte und ſein Haus ſo gut in Zucht halte. Und von dieſem Tage an ward die Frau ſehr folgſam und ſie führten ein zufriedenes Leben. Und einige Tage darauf wollte es der Schwiegervater ſeinem Schwiegerſohne nachmachen und tödtete auf die nämliche Weiſe ein Pferd; allein ſein Weib ſagte zu ihm: Wahrhaftig Don der und der, das habt ihr zu ſpät angefangen; wir kennen einander ſchon! Ihr nun, Herr Graf Lucanor, rathet eurem Diener, wenn

er ein ſolches Weib freien will und es dieſem jungen Manne gleich thun mag, ſolches ſicher zu thun; denn er wird wiſſen, wie er in ſeinem Hauſe zu handeln hat. Iſt er aber nicht ſolchen Schlages, daß er ſich auf das verſtehet, was er thun muß, um ſeinen Zweck zu erreichen, ſo laſſet ihn zum eignen Beſten davon abſtehen. Auch rathe ich euch, daß ihr allen Leuten, mit denen ihr zu thun haben werdet, immer die Art und Weiſe zu verſtehen gebt, wie ſie euch begegnen müſſen. Der Graf befolgte dieſen Rath und befand ſich wohl dabei. Und weil Don Juan es für ein gutes Beiſpiel hielt, ließ er es in dieſes Buch ſchreiben und machte dazu einen Vers, der alſo lautet:

Wenn du im Anfang nicht dich zeigeſt wie du biſt,
Kannſt du es ſpäter nicht, auch wo's dein Wille iſt.

Im 46. Capitel erſcheint der Graf Lucanor wüthend über eine ihm angethane Beleidigung und will darüber einen großen Spektakel erheben. Patronius beſchwichtigt ihn durch die Erzählung von einem Kaufmanne, welcher ſeine Frau bei ſeiner Abreiſe in guter Hoffnung zurückließ und als er nach zwanzig Jahren heimkehrte, ſeinen eigenen Sohn für den Liebhaber ſeiner Frau hielt und von Zorn übermannt beide umzubringen Luſt hatte, weil ihm aber ein Spruch beifällt, wonach man nie im Zorne etwas vornehmen ſoll, ſich vor einem Morde bewahrt:

Hüt' dich im Zorn vor argen Dingen,
Daß ſie nachher nicht Reue bringen.

Das 47. Capitel iſt wohl das unbedeutendſte von allen und die darin erzählte Geſchichte empfiehlt gerade das Gegentheil von dem, was Patronius will. Der Graf hat zwei Nachbarn, einen nähern und einen entferntern, deren einen oder andern er nothwendig betrügen muß. Auf die Frage: welchen? gibt ihm Patronius ein Geſchichtchen zum Beſten, worin ein Mann des Geſchreies der Sperlinge und Schwalben auf ſeinem Gehöfte überdrüſſig, bei der Wahl, welche von beiden er los ſeyn wolle, die Schwalben beibehalten wünſcht, weil ſie beſtändig hin und her fliegen, den Sperling dagegen vertilgt wünſcht, weil er beſtändig zu Haus ſitzt. „Euch dagegen, Herr Graf Lucanor, rathe ich, lieber mit dem entferntern, wenn gleich mächtigern Gegner anzubinden.“ Weßhalb? das verſchweigt Patronius.

Zu Kampf mit Zwei'n durchaus nicht zu vermeiden,
So kämpf' nur mit den fernern von Beiden.

Im 48. Capitel bringt Graf Lucanor die Frage zur Sprache;

was das Schlimmſte auf Erden ſey und am meiſten Unheil ſtifte? Patronius erzählt ihm eine Geſchichte von zwei in glücklicher Eintracht lebenden Eheleuten, welche durch ein altes vom Teufel angeſtiftetes Weib gegen einander mißtrauiſch gemacht, ſich feindſelig geſinnt worden, ſo daß der Mann im falſchen Verdacht ſeine Frau ermordet und dafür von ihren Verwandten getödtet wird, woraus ſich ein blutiger Familienkrieg entwickelt und Patronius die Nutzanwendung ziehet, daß derjenige am meiſten Unheil ſtiftet, der vor der Welt den Tugendhaften ſpielt, im Innern aber voll Falſchheit iſt und Lügen und Verläumdungen erfindet, um die Menſchen zu verderben. Deßhalb müſſe man die Werke der Menſchen zu erkennen ſuchen.

Auf Werke ſieh, nicht auf den Schein,
Willſt du vor Uebel ſicher ſeyn.

Im letzten Capitel iſt Graf Lucanor unſchlüſſig und fühlt Gewiſſensſcrupel bei der Frage: ob er das Anerbieten eines Mannes, ihm Wahrſagerkünſte und andere Dinge, wodurch er die Zukunft erfahren könne, zu lehren, annehmen ſolle. Patronius erzählt von einem Pactum des Teufels mit einem armen Manne, vor dem nun alle Schlöſſer und Vorräthe offen ſtanden, ſo daß er ſtehlen konnte, wo er wollte. Im Falle einer Verfolgung durfte er nur rufen: Zur Hilfe, Don Martin! und ſogleich erſchien alsdann der Teufel und half ihm aus der Klemme. Oefters ward der Dieb erwiſcht, aber immer befreite ihn der Teufel auf allen Stufen der Criminaluntersuchung, ſelbſt noch nach geſprochenem Todesurtheil. Zuletzt ſtand der Dieb unterm Galgen und ſollte gehangen werden. Er rief Don Martin; da er nur noch nicht aufgeknüpft war, weil es an einem Stricke fehlte. Don Martin erſchien mit einer Büchſe, die der Mann dem Richter gab, weil Geld darin ſeyn ſollte. Es war aber ein Strick darin, womit der Arme aufgehangen ward, weil der Teufel ſeinen Freunden allezeit nur zu ſolchen Stellen verhilft. Ein ſolches Ende nimmt es nun auch, wie Patronius beobachtet haben will, mit den Zeichendeutern. Lucanor ſolle ſein Hoffen geradezu auf Gott ſtellen und nicht nach Zeichendeutern und anderm Aberwitze fragen.

Wer nicht auf Gott ſein Hoffen ſtellt,
Geht ſicherlich des Todes aus der Welt.

Das Intereſſe für die didaktiſche Schöpfung des Infanten Juan Manuel und das Beſtreben, die Achtbarkeit derſelben mit dem ungebührlichen Ruhme der Novellen und Erzählungen des lockeren Boccaccio und Chaucers in ein billiges Gleichgewicht zu ſetzen, mögen mich über die Ausführlichkeit meines Verweilens bei dieſem Buche entſchuldigen, von dem ich nur noch bemerke, daß Wolf dem verdienten Bouterwek die argloſe Bemerkung, daß die Vorzüge des Grafen Lucanor in eine altfränkiſche Form gekleidet ſeyen, wohl zu ſehr verübelt hat. Bouterwek wollte damit ohne Zweifel die veralteten Sprach- und Wortformen bezeichnen, in denen ſich der erlauchte Verfaſſer bewegte. Formen wie es, enpos, figo, fecho, supieredes, pagaredes, digades, ſicieredes, fagades, afincastes gehören der alten Zeit an. Die Einfachheit des Satzbaues und der Anfang aller Sätze mit und, der ſtete Gebrauch des ſagen für fragen, antworten, und alle ſonſtigen Arten mündlicher Mittheilung ſind doch Ueberbleibſel aus der Kindheit der Proſa und bezeichnen einen ſehr niedrigen Punkt der Bildung der Sprache. Dieſe alterthümlichen Eigenheiten ſind allerdings mit den Ausdrücken: altfränkiſch nicht ganz richtig charakteriſirt. — Der Graf Lucanor iſt bisher die einzige bekannt gewordene von des Infanten hinterlaſſenen Schriften. Der gelehrte Gonzalo de Argote Molina hat ſie zuerſt ans Licht gezogen und mit dem Leben des Prinzen und der Genealogie ſeiner Familie nebſt einem kurzen Anhange über die kaſtilianiſche Poeſie (auf zwei Blättern) 1575. zu Sevilla herausgegeben. Die zweite 1642. in klein Quart gedruckte Ausgabe befindet ſich auf der Göttinger Bibliothek. In Deutſchland iſt das Büchlein 1839. zu Stuttgart ohne Mitgift und Zuſatz in einer zierlichen Ausgabe erſchienen. — Während ſeines ſo mannichfach und kriegeriſch bewegten Lebens fand der Infant Juan Manuel doch noch Muße, außer dem Grafen Lucanor eine Menge Schriften in Proſa und Verſen abzufaſſen, die er ſämmtlich dem Kloſter der Dominicaner zu Peñafiel, welches er geſtiftet hatte und in deren Kirche er begraben liegt, vermachte. Argote de Molina ſah dieſelben dort noch. Dieſelben müſſen auch noch zu Sarmientos Zeit (Memorias §. 681.) vorhanden geweſen ſeyn. Iſt es nicht bedauerlich, ſagt dieſer, daß es, obwohl man weiß, daß und wo? alle ſeine Werke vorhanden ſind, noch keinen wißbegierigen Spanier gegeben hat, welcher dieſelben an das Licht gezogen hätte? Dieſe

Klage wird wohl leider neben der Unmöglichkeit, derſelben abzuhelfen, fortbeſtehen müſſen, weil das Kloſter der Dominicaner zu Peñafiel verwüſtet worden, und wie die ſpaniſchen Ueberſetzer des Bouterwekiſchen Werkes verſichern, Niemanden bekannt iſt, wohin jene literariſchen Schätze gekommen ſind. Argote de Molina führt folgende Schriften des Infanten an: eine Chronik von Spanien, das Buch der Weiſen, das Buch vom Ritter, das Buch vom Knappen, das Buch vom Infanten, das Buch der Ritter, das Buch von der Jagd, das Buch von den Kriegsliſten (engaños, vielleicht aber, wie Langerhanns meint, engeños Kriegsmaſchinen), das Buch der Lieder, das Buch der Rathſchläge, das Buch der Beiſpiele. Am meiſten dürfte wohl der Verluſt des Liederbuches zu bedauern ſeyn, welches Argote de Molina gleichfalls herausgeben wollte, und in welchem allem Anſcheine nach auch verſchiedene kürzere Versmaße gehandhabt waren. Molina nennt die Lieder coplas, eine Benennung, welche nur von kurzen Versmaßen gebraucht wird. Auf die Behandlung derſelben verſtand ſich der Infant gar wohl, wie die verſificirten Sprüche im Grafen Lucanor beweiſen. Die Form derſelben thut wenigſtens von Neuem dar, daß im vierzehnten Jahrhundert auch ſchon die Kunſtpoeſie neben den hergebrachten längern Verſen der bisher nur von der Volkspoeſie gebrauchtem kürzern Versmaße ſich bediente. Martinez de la Roſa hat in einer Note zum dritten Geſange ſeiner arte poetica auf die große Mannichfaltigkeit der vom Infanten Juan Manuel gebrauchten Versmaße aufmerkſam gemacht und namentlich mehre ſeiner längern Verſe in Redondillen aufgelöst. Der Infant Juan Manuel, von welchem wir im allgemeinen Romanzen- und Liederbuche mehre kleinere Gedichte leſen, iſt nicht der Verfaſſer des Grafen Lucanor, wie ſelbſt noch Brinckmeier (§. 17. ſeines Abriſſes) glaubt, ſondern ein über hundert Jahre ſpäter lebender portugieſiſcher Prinz, von welchem zu ſeiner Zeit auch noch die Rede ſeyn wird.

Der Erzpriester Juan Ruiz und seine didaktischen Poesieen.

In seiner Art noch merkwürdiger und bedeutsamer, jedenfalls aber mit reicherm poetischen Geiste und Mitteln ausgestattet als der Prinz Juan Manuel, zeigt sich sein Zeitgenosse, der Erzpriester Juan Ruiz von Hita, welcher gleichfalls ein Fremdling in der idealen Auffassung des Lebens in der früher beliebten epischen Form, sich auf seinem poetischen Standpunkte der Wirklichkeit näher hält. Die Absichtlichkeit des hierdurch bedingten didaktischen Elementes, welches zum Träger der Reflexion sich darbieten muß und welche beim Prinzen Juan Manuel gar kein Hehl aus sich macht, hat sich bei dem Erzpriester auf eine so wunderbare Art hinter Ironie, Humor, religiöser Mystik, wahrhaft poetischer Auffassung und arglos spielender Phantasie versteckt, daß es schwer wird, den Kern und das Ziel derselben in dem krausen, aber durchaus poetischen Gewirre, welches Juan Ruiz in fortwährender Bewegung zu halten weiß, herauszufinden. Jedenfalls hat der Erzpriester bei allen Betheuerungen eines gottgefälligen Zweckes in allem Carnevalsgetümmel, zu welchem er seine poetische Kraft losgelassen, den Schalk hinter sich. Freilich hat er es sicher mit seinen ascetischen Einschiebseln ehrbar und ernsthaft gemeint. Allein daß sie ihm bei seinem phantastischen Dichterspiele die Hauptsache gewesen, wird ihm wohl niemand glauben und die dahin zielenden Versicherungen darf man mehr als eine Verwahrung des priesterlichen Gewissens wider den Vorwurf deuten, daß er seiner Muse zu unziemlicher Ausgelassenheit den Zügel schießen lassen. Alle Allegorievorhänge, welche den Muthwillen dieser losen Priestermuse verhüllen sollen, sind nur dünner Flor, welcher freilich die Grazie hebt. Der keusche Ernst und der zuchtlose Spaß, denen sie abwechselnd sich in die Arme wirft, lassen bei dem guten Juan Ruiz jene Amphibialität ver-

muthen; welche ſich abwechſelnd in den Freuden dieſes Lebens gefällt und dann mit gleicher Befliſſenheit durch ſtrenge Abtödtung den dabei angenommenen Schmuz wieder abzuwaſchen bemühet iſt, den der nächſte Freudentaumel ihr ſchon wieder zuführt. Gefährlich iſt das poetiſche Spiel jedenfalls, welches dieſer Verwalter der Geheimniſſe des Allerhöchſten treibt. Jene fromme, naive Einfalt Gonzalos de Berceo, welche auch, wenn ſie zum Scherze ſich entſchließt, oder von demſelben hingenommen wird, in reinem Lichte denſelben allezeit überſtrahlt und das Auge unverrückt auf dem überſinnlichen Geſichtspunkte feſthält, finden wir nicht mehr bei dieſem Erzprieſter, welcher den ſchönen Verſuchungen des Hienieden nicht zu widerſtehen vermag und lieber durch Weltklugheit als durch Gotteseinfalt leuchten will. Man glaube aber ja nicht, daß die Lascivität, welcher der Dichter im Uebermuthe ſeiner poetiſchen Kraftfülle ſich ſo häufig hingibt, etwa jene Liederlichkeit der Geſinnung argwohnen laſſe, welche unter vielen deutſchen Dichtern unſerer Tage für das Schiboleth der Poeſie gilt und das Vereinigungsmittel dieſer Zunft bildet. Dazu wohnt dieſem kecken Geiſte noch zu viel moraliſche Geſundheit bei und zu viel traditionelle Kraft des Chriſtenthums, obwohl der anſcheinende Geſundheitsüberfluß ein bedenkliches Symptom lauernder Krankheit iſt. Abgeſehen hiervon erhebt ſich der Erzprieſter durch überaus ſinnreiche Erfindungskraft, durch lebendige Anſchauung und treffende Abbildung der Charaktere und Sitten, deren Schilderungen er vorlegt, durch immerfort kurzweilige Beweglichkeit und dramatiſche Steigerung im Fortgange der dichteriſchen Entwickelung, vorzüglich aber durch eine unvergleichliche, ſich ſelber nicht ſchonende, profunde Ironie, durch die Wahrheit des Colorites, durch kräftige Behandlung des Apologs, durch den poetiſchen Jubel hinreißender Scherze und überaus glückliche Combination nicht allein über den Prinzen Manuel und andere frühere ſpaniſche Dichter, ſondern über die meiſten Dichter des Mittelalters überhaupt, zu deren bedeutendſten Erſcheinungen ihn Wolf, der ihn mit großer Vorliebe den Deutſchen näher bekannt gemacht hat, rechnet. Dieſer Literator hebt, was auch hier nicht unerwähnt bleiben darf, beſonders hervor, wie von dem neuern poetiſchen Gehalte der Dichtungen des Erzprieſters abgeſehen, welcher die Geltung aller Zeiten in Anſpruch nimmt, dieſelben für die Sittengeſchichte Spaniens im Mittelalter und für

Sprachforſchung ein wahrer Schatz ſind, wie ihre Bedeutung für die Geſchichte der ſpaniſchen Metrik von höchſter Wichtigkeit iſt. Wenn auch nicht ganz eben ſo, doch immer ſehr günſtig urtheilen Martinez de la Roſa (obras literar. I. S. 320) *) und Quintana über den Erzprieſter. Es thut mir wahrhaft Leid, auch hier eine Schwäche im Werke meines theuern Lehrers Bouterwek an das Licht ziehen zu müſſen, welcher der Poeſie des Juan Ruiz keine größere Aufmerkſamkeit zugewendet hat als dem biederherzigen Gonzalo de Berceo. Freilich konnte er nur nach dem mangelhaften Auszuge, den Velasquez von den Poeſieen des Erzprieſters liefert, urtheilen; denn noch heute fehlt derjenige Band der coleccion des Sanchez in der Göttinger Univerſitätsbibliothek, welcher dieſe Poeſieen enthält, und ich habe dieſelben deßhalb dort ſelbſt nicht erhalten können. Bouterwek geſteht dem Erzprieſter freilich das Lob eines ſinnreichen Kopfes zu, findet die Ausführung aber ſo roh als die Sprache, nennt das ſeltſam allegoriſch ſatyriſche Werk ein ſpaßhaftes und meint, der Geſchichtſchreiber der Entwickelung des wahren Dichtergeiſtes müſſe über dergleichen Proben des Kloſterwitzes und der holperichten Reimerei hinauseilen, um endlich mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit von den Romanzen und Liedern zu ſprechen, welche der wahre Anfang der ſpaniſchen Poeſie ſind. Wie ſehr ich für dieſe Poeſieen eingenommen bin, bezeugt dieſe Geſchichte gehörigen Ortes. Allein ein Juan Ruiz darf deßhalb nicht ungerecht beurtheilt werden, um ſo weniger, als ſein Talent für ſeine Zeit ein eminentes genannt werden kann, wie ſchon die nachfolgende Schau über ſeine Dichtungen darthun dürfte. Von den Lebensumſtänden dieſes merkwürdigen Mannes iſt weiter nichts bekannt, als was ſeine Gedichte ſelbſt darüber beibringen und was Sanchez I. S. 100. und IV. I. zuſammengeſtellt hat. Danach iſt Juan Ruiz, wie es ſcheint, zu Guadalarara oder Alcala de Henares gegen den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts geboren. Seine Poeſieen verfaßte er während einer durch den Erzbiſchof von Toledo, Cardinal Albornoz, über ihn verhängten Haft. Dieſe muß zwiſchen 1337. und 1350. Statt gefunden haben, weil der genannte Kirchenfürſt ſo lange ſeine Diöceſe

*) Que lastima ſagt er, que un hombre de tanto ingenio naciese en siglo tan rudo!

verwaltete. Nach der Handſchrift von Salamanca ſoll das Buch im Jahre 1343. verfaßt ſeyn. Da der Dichter im Anfange und am Ende derſelben ſeiner Haft gedenkt, ſo mag wohl die ganze Arbeit im Gefängniſſe entſtanden ſeyn. Verläumdungen und falſche Zeugniſſe hatten, wie er ſagt, jenes Mißgeſchick über ihn gebracht. Ein ſatyriſches Gedicht am Ende der Salamancer Handſchrift beweist, daß Juan Ruiz wirklich unter Gil Albornoz dichtete, denn er erwähnt hier eines von dieſem Erzbiſchofe an die Geiſtlichen von Talavera erlaſſenen Befehles, in ihren Häuſern weder verheirathete noch ledige Weiber zu haben. In dieſem Spottgedichte ſpricht Juan Ruiz von ſich als von einem alten Manne. Vielleicht ſtarb er bald darauf. Denn in einem Documente vom 7. Januar 1351. erſcheint als Erzprieſter von Hita ein Pedro Fernandez, Juan Ruiz bekleidete alſo wenigſtens dieſe Stelle nicht mehr. Einer Aeußerung in ſeinem Gedichte zufolge war er auch zu Rom. Mit den lateiniſchen Dichtern hielt er Bekanntſchaft, namentlich mit Ovid, auch in den Rechten war er bewandert. Der Sitte ſeiner Zeit gemäß, die ſchon bei Juan Manuel erwähnt worden, verband er ſeine Dichtungen durch eine poetiſche Einkleidung auf die glücklichſte Weiſe zu einem, wenn auch zuweilen nur locker zuſammenhängenden Ganzen, in welchen er zugleich eine Menge Fabeln unterbringt, die er aus alten und morgenländiſchen Dichtern, wie ſie in mittelalterlichen Bearbeitungen aufbehalten worden, zuſammengetragen und Beiſpiele nennt. Auch die homeriſche Batrachomyomachie ſcheint ihm bei einem langen Stücke jenes mannichfaltigen Ganzen als Muſter vorgeſchwebt zu haben. Sanchez hat dieſes Ganze aus drei Handſchriften herzuſtellen geſucht, aber einige der ausgelaſſenſten Stellen hinweggelaſſen, ſo ſehr auch die Academie der Geſchichte zu Madrid auf den Antrag des berühmten Jovellanos für einen möglichſt vollſtändigen Abdruck ſich erklärt hatte; bei dem folgenden Auszuge habe ich wegen der Quellen, aus denen Juan Ruiz die einzelnen Stücke ſeines Gedichtes ſchöpfte und des Nachweiſes, wo dieſe Erzählungen und Fabeln ſonſt noch zu finden, auf Wolfs Beiträge zu verweiſen, welcher mit einer beiſpielloſen Genauigkeit dieſen Details nachgeſpürt und mit gewiſſenhafteſter Gründlichkeit ſeinen Befund angezeigt hat. In einem Gebete, welches in den vierzeiligen Alexandrinerſtrophen des Berceo abgefaßt iſt und welches dem Prologe voranſtehet, ruft Juan Ruiz Gott, der die Juden aus der Knecht-

ſchaft des Pharao, und den Daniel aus Babylon befreit ꝛc., ſo wie Marien und Chriſtum um Erlöſung aus ſeinem Gefängniſſe an und bittet die Strafe auf das Haupt ſeiner Verläumder zu legen. In dem proſaiſch geſchriebenen Vorwort commentirt Juan Ruiz einige Bibelſtellen und Ausſprüche heidniſcher Weiſen, welche ihn auf den Plan ſeines Buches führen, deſſen Abſicht er darin ſetzet, daß es ein Spiegel der Künſte und Fallſtricke der weltlichen Liebe ſeyn ſoll, durch welche ſo Manche der Sünde verfallen. Die Einſichtsvollen werden daraus den Weg der Wahrheit kennen lernen. Aber auch die minder Verſtändigen werden dabei nicht verderben, denn wenn ſie das Uebel hier leſen, das ſie thun wollen oder zu thun beabſichtigen, ſo werden ſie in ſich gehen und eingedenk ſeyn, daß ſie ihres Rufes ſchonen müſſen. Der Dichter bittet daher alle Leſer, zunächſt ſeine richtige Abſicht aufzuſuchen und zwar im Sinne, nicht in der häßlichen Bedeutung der bloßen Worte, denn die Worte ſeyen nur Werkzeuge der Abſicht und nicht umgekehrt. Er ruft Gott zum Zeugen an, wie ſeine Abſicht nicht geweſen, etwas Sünde Förderndes hervorzubringen, ſondern ſeinen Leſern zu Gemüthe zu führen, daß ſie den guten Weg wandeln und die Böſen meiden ſollen. Die Gefahren welche er zeige, würden deſto ſicherer erkannt und daher gemieden werden. Dabei erklärt er, wie es zugleich ſeine Abſicht geweſen, Beiſpiele der Schreibart in Verskunſt als Muſter hinzuſtellen, die er richtig nach den Regeln gebildet haben will. Weil aber Anfang und Grundlage jedes guten Werkes Gott und der katholiſche Glaube ſind, ſo will er ſein Buch im Namen Gottes beginnen, dieß geſchiehet denn auch im Eingangsgedichte, worin er um den göttlichen Beiſtand für ſeine Dichtungen bittet, damit er ein Buch vollende, das zum Frommen und zur Freude gereiche. Weil man es ſo lieber höre, hat er es in Verſe und Reime gebracht. Er bittet, es nicht ſo leicht nach dem Aeußern zu beurtheilen, denn wie ein ſchlechter Beutel gutes Geld enthalte, wohne einem ſchlechten Buche nicht ſelten ein trefflicher Geiſt bei. Wie an der Roſe Dornen ſind, ſo umgibt ein häßlicher Buchſtabe auch große Wiſſenſchaft. Weil aber alles Guten Anfang und Wurzel die Jungfrau iſt, ſo beſingt er in zwei Gedichten deren Freuden. Die Vergleichung zwiſchen dem Geiſte der in dieſen Gedichten an den Tag gelegten Gläubigkeit mit dem einfältigen Glauben Berceos erinnert etwas an den Unterſchied zwiſchen Verfertigen und Werden. Dieſe

Freuden haben etwas Trockenes, Gemachtes; es fehlt darin die köſtliche Innigkeit des religiöſen Gefühls, welches beim Bercco überall ſo rege ſich erweiſet. Doch ſind ſie metriſch merkwürdig wegen der kurzen Verſe und künſtlichen Reimverſchlingung. Seine Vorrede fortſetzend verheißt der Dichter nach Cato's Regel den Ernſt mit Scherz zu würzen und einige Schwänke einzuflechten, wobei er Verwahrung gegen üble Deutung einlegt, damit es ihm und ſeinen Leſern nicht ergehe wie dem Doctor aus Grācia, mit dem römiſchen Raufbolde, deren Geſchichte er alſo erzählt: die Römer, welche keine Geſetze hatten, begehrten dergleichen von den Griechen. Dieſe ſagten, die Römer verdienten ihre Geſetze nicht, weil ſie ſolche nicht verſtehen könnten. Sie ſchlagen aber vor, daß ſich zwei weiſe Männer von jeder Nation disputiren möchten. Die Römer ſchicken einen Landſtreicher, dem ſie überließen, zu antworten, wie Gott es ihm eingeben werde. Wegen gegenſeitiger Unkenntniß der Sprache wird der Disput durch Zeichen geführt. Die brutalen Zeichen des Römers werden vom griechiſchen Doctor ſo unerwartet günſtig gedeutet, daß er die Erklärung ausſtellt, die Römer ſeyen der griechiſchen Geſetze würdig, weil ſie, wie jener zu erkennen gegeben, an einen dreieinigen Gott glaubten. Juan Ruiz fordert daher ſeine Leſer auf, den rechten Sinn zu finden und gibt hiezu gute Rathſchläge. Seinem Gegenſtande näher tretend, bemerkt der Dichter, wie ſchon nach Ariſtoteles jedermann um zwei Dinge bemühet ſey, einmal, ſeinen Unterhalt zu haben, ſodann ſich mit einer Frau angenehm zu vergnügen. Doch ſage er dieß nicht, ſondern der große Weiſe, den er nicht tadeln wolle, da das Beiſpiel aller Thiere, vornämlich aber des Menſchen, der oft bloßer Sinnenluſt ſich hingebe, dieſe Angabe als richtig erweiſe. Der Dichter ſelbſt, der ſich einen argen Sünder nennt, geſtehet ein, zuweilen gar große Luſt an den Frauen gehabt zu haben; man müſſe aber Alles geprüft haben, um das Gute ausfindig zu machen. Nun meldet er, um an ſeinem Beiſpiele dieſen Erfund möglich zu machen, ſeine eigenen Liebesabenteuer. Er war einſt in eine edle Frau verliebt, die er aber nie unter vier Augen ſprechen konnte, weil ſie ſcharf beobachtet wurde. Er bedient ſich einer Unterhändlerin, um ihr (wie es damals die Troubadours bei ähnlichem Anlaß zu thun pflegten) ein Lied in die Hände zu ſpielen. Die Dame lehnt weitere Einlaſſung ab, weil ſie klug geworden iſt durch den Schaden

Anderer, welche ſich mit der Schwätzerin eingelaſſen und gibt als Antwort die Fabel von dem Fuchſe, welcher den Ochſen mit dem kranken Löwen klüger theilte, als vorher der Wolf beabſichtigt hatte, der darüber ſeinen Tod fand. Vor einem ähnlichen Schickſale will die Dame die alte Unterhändlerin warnen. Die Dame wollte den Dichter nicht wieder ſehen, ließ ihn aber erſuchen, ſeine Liebestrauer zu beſingen. Er ſchickte ihr das begehrte Lied und ſchmeichelt ſich, daß ſie es nicht ohne Schmerzen geſungen. Verläumder waren Schuld am Unwillen und Mißtrauen der Schönen gegen den Dichter. Sie läßt ihm ſagen: Freier verſprächen Alles; Ehemänner aber hielten wenig oder nichts; zur Veranſchaulichung ihrer Ueberzeugung und zugleich Bildung erläutert ſie die Beſtellung durch Zugabe der Fabel von der Erde, welche ſehr rumort und doch nur einen Maulwurf gebiert mit einer bittern Nutzanwendung an den abgewieſenen Liebhaber, welcher nicht einmal ein hierauf gedichtetes Trauerlied bei ſeiner Dame anbringen kann, ſich aber mit dem Troſte beruhigt, daß mit der Zeit die Roſen blühen und mit Salomos Spruche, daß Alles eitel ſey und nur die Liebe Gottes Beſtand habe. Doch hat er, wie er verſichert, weder dieſe noch andere Damen, die er geſehen, die gemachte Erfahrung übel entgelten laſſen oder ſonſt ſich ihrer unwürdig benommen, denn eine muntere, ſchöne und liebenswürdige Frau umfaßt alles Glück der Erde und alle Wonne. Gott hätte ſie ſonſt dem Manne nicht zur Gefährtin beſchieden. Demgemäß richtet der Dichter, zumal in Berückſichtigung einer paſſenden Fabel, ſein Augenmerk auf eine andere, die keine Heilige war. Allein der Freund, deſſen er ſich zum Unterhändler bediente, behielt den Braten für ſich und „während er ſpeiste, hatte der Dichter das Zuſehen," rächte ſich aber durch ein Spottgedicht, welches er durch den Aerger entſchuldigt, den man ihm zugefügt. Das Gedicht iſt in kurzzeiligen Verſen gedichtet. Seine Beharrlichkeit in der Fortſetzung der Huldigung der Frauen nach ſo übeln Erfolgen erläutert Juan Ruiz durch den Hinweis auf die Conſtellationen, unter deren Einfluſſe ein Menſch geboren iſt, welchem zu widerſtreben er ſich vergeblich bemühen würde, wie durch das Schickſal des Maurenkönigs Alacaras beweiſen wird, deſſen Sohne fünf Todesarten in Ausſicht geſtellt wurden, deren keiner er entging. Dieſen Fatalismus findet der Dichter mit dem katholiſchen Glauben deßhalb verträglich, weil man ſich Gott durch das Bild des

Papſtes oder eines Königs veranſchaulichen müſſe und das Schickſal unter demjenigen von den Geſetzen, welche doch nicht aufgehoben würden, wenn die erſtere kraft ihrer Hoheitsrechte von deren Anwendung in einzelnen Fällen diſpenſirten. So könne Gott, die in die Planeten von Anbeginn an gelegten Bedeutungen, wenn er wolle, vereiteln, ohne daß dieſelbe darum lügenhaft würden. Deßhalb fühlten die im Geſtirne der Venus Geborenen den Drang, der Liebe zu huldigen, wenn ſie auch widrige Erfahrungen machten. Der Dichter rechnet ſich zu dieſer Kategorie, denn er hat immerdar den Antrieb gefühlt, die Damen zu verehren, wenn er auch dadurch nichts erlangte; wobei er ſich damit zu tröſten weiß, daß, wenn man des Baumes Frucht nicht erlangen könne, man ſich am Schatten genügen laſſen müſſe; eine Freude, die jedem unbenommen ſey. Er ſchildert mit lebendigen Zügen die umſchaffende Kraft der Liebe. Deſſenungeachtet warnt er vor ihrer Lügenhaftigkeit, die er mit einem auswendig ſchönen, inwendig faulenden Apfel vergleicht. — Der Dichter kann aber doch einmal von ſeiner Gewohnheit, ſeiner Beſtimmung nicht laſſen „immer eine Geliebte zu haben" und verliebt ſich abermals in ein Mädchen, welches aber wiederum höchſt zurückhaltend, übrigens aber mit lauter vorzüglichen Eigenſchaften begabt iſt. Er ſendet ihr Liebeslieder, deren Annahme ſie ablehnt, da die Männer immer wenig geben aber viel empfangen wollen, ſie aber Gott und das Paradies nicht verſcherzen möge. So erging es dem Erzprieſter, wie er ſelbſt ſagt, gleich dem Diebe, von welchen der getreue Hund den vergifteten Biſſen, der ihm ewiges Schweigen auferlegen ſollte, nicht annehmen mochte. Er tröſtet ſich damit, daß es nun einmal ſein Mißgeſchick mit ſich bringe, das, was er wünſcht, nicht erreichen zu können. Deßhalb hat er manchen Kampf mit der Liebe. Er erzählt einen ſolchen nächtlichen Streit. Amor erſcheint ihm und der Dichter läßt den Urheber ſeiner Verdrießlichkeit hart an, ſchilt ihn einen Lügner und Falſchen, der wohl Tauſend tödten aber nicht einen Einzigen retten könne; ſeine getreueſten Diener verletze er am ärgſten; er raube Schlaf, Eß- und Trinkluſt und vernichte geiſtige und phyſiſche Kraft, wie durch das Beiſpiel eines ſtarken Müllerſohnes dargethan wird, welcher durchaus drei Weiber auf einmal heirathen wollte, was man ihm mit dem Bedinge zugeſtand, es vorerſt mit einer zu verſuchen und nach Monatsfriſt die zweite zu freien. Er kam aber

in dieſen vier Wochen von ſeinem Vorhaben ab. Mit einem Tritte konnte er vor ſeiner Heirath das Mühlrad ſeines Vaters aufhalten, jetzt ſchleuderte ihn daſſelbe wie einen Kraftloſen zurück; auch beherrſchte ihn die Liebe zu ſeiner noch einzigen Frau ſo ausſchließlich, daß er für eine zweite oder gar dritte keinen Platz im Herzen hatte. An glücklichen Tagen ſind, ſo ruft der Erzprieſter ſeinem Beſuche zu, diejenigen geboren, welche dich niemals kennen lernten; wer dich findet, verliert damit all' ſein Glück, es ergehet ihm, wie den Fröſchen, welche ſich vom Jupiter einen König erbaten. Juan Ruiz erzählt auf's Zierlichſte dieſe bekannte Fabel und fährt ſodann fort auf's bitterſte ſeinen nächtlichen Gaſt zu ſchmähen. „Ich will deine Geſellſchaft nicht, Mann, hebe dich hinweg von mir." „Was haſt du mit mir? Um welcher argen Schuld willen verfolgſt du mich?" Die Schmähungen ſind ſehr treffend und energiſch ausgedrückt. Der Beſuch läßt ſich aber durch alle Unbillen am Bleiben nicht hindern. Nun muß er ſogar hören, daß er in ſeinem Gefolge die Todſünden habe, wie der Erzprieſter mit ſehr nachdrücklichen und erbaulichen, durch Fabeln belegten Vorhaltungen ihm nachweiſ't. Die Wurzel aller Sünden iſt die Sucht, nur für ſich haben zu wollen. Sie iſt Amors älteſte Tochter, ſeine Fahnenträgerin, Hausbofmeiſterin u. ſ. w. Mittelſt ihrer iſt Amor Schuld an Trojas Zerſtörung, weil Paris die Helena für ſich haben wollte. Dieſe Sünde, welche Amor erzeugt, wird erklärt durch die Fabel von dem Hunde, welcher Fleiſch im Maule durch ein Waſſer trug und aus Gier nach deſſen Abſpiegelung, welche er für rechtes Fleiſch hielt, den Biſſen fahren ließ und nun gar nichts behielt. — Nun kömmt der Hochmuth an die Reihe und Amor muß ſich zu Gemüthe führen laſſen, wie er denſelben befördert und dadurch ſelbſt am Falle der Engel Schuld geworden iſt, deren gute Natur er gänzlich verderbt hat. Veranſchaulicht wird dieſe Wirkung durch die Fabel vom übermüthigen Streitroß, welchem ein demüthiger Packeſel den Weg verengte und welches durch einen kühnen Sprung ihn überholen wollte, der ihm das Leben koſtete und vom armen Eſel noch eine bittere Bemerkung zuzog. Es folgt der Geiz, zu deſſen Sündenbock der Erzprieſter den Amor macht, und durch den der reiche Praſſer die Hölle ſich verdiente, während der arme Lazarus in Abrahams Schooße ſaß. Zur Erklärung wird die Fabel vom Wolfe erzählt, den ein Kranich von dem Knochen befreiete, der ihm

im Halſe ſtecken geblieben war. Der Dank des Wolfes beſtand in der Bemerkung, wie der Kranich froh ſeyn möge, daß ihm der Kopf, als er damit im Schlunde des Wolfes beſchäftigt war, nicht abgebiſſen ſey. Als Vater der Schwelgerei und Fleiſchesluſt muß Amor natürlich ſich ebenfalls bezeichnen hören. Er verleitete mittelſt dieſer Sünde den König David zur Ermordung des Urias, und führte das Verderben von Sodom und Gomorrha herbei, ſo wie das Schickſal des Zauberers Virgil. Als Beleg dient die Fabel vom Adler, welchen der Jäger auf ſeinem hohen Sitze doch mit dem Pfeile erreichte, den er mit des Adlers eigener Feder befiedert hatte. Die Anſtiftung des Neides, mittelſt deſſen Cain ſich am Abel verſündigte, und Jeſus Chriſtus verrathen ward, iſt der nächſte Vorwurf, den Amor vernehmen muß; er wird ihm veranſchaulicht durch das Bild der Krähe, welche ſich mit dem Gefieder des Pfauen brüſtete. Bei Vorhaltung der Völlerei macht der Erzprieſter die Bemerkung: „ſeit ich dich kannte, ſah ich dich niemals faſten; am Morgen frühſtückeſt du, das Mittagsmahl läſſeſt du dir nie entziehen, maaßlos veſperſt du und ſpeiſeſt ſo gut als immer möglich zu Nacht.“ Adams Biß in den Apfel wird dieſer Freßluſt zugeſchrieben, ſo wie Loth's Verſündigung. Die Fabel vom Löwen, der das Pferd erſchlug, muß zur Erläuterung dienen. Dann ſtempelt Juan Ruiz den Amor zum Vater der Eitelkeit, mittelſt deren Nebukadnezar fiel, ſo wie des Zornes, welcher Simſon verdarb und durch den Saul zu Grunde ging. Zur Erhärtung dient die Fabel vom Löwen, der im Zorn ſich ſelbſt tödtet, weil alle Thiere ſeine Schwäche benutzen, um ihn zu mißhandeln. Zuletzt wird Amor auch noch der Trägheit bezüchtigt, deren Gaſtwirth und Herberge er ſich nennen laſſen muß, ſo wie ihm die Fabel von dem Wolfe erzählt wird, der den Fuchs vor dem Richterſtuhle des Affen wegen einer geſtohlenen Henne belangt, wobei ihm nicht verhehlt bleibt, daß er ſelbſt den Wolf vorſtellen ſoll. Dieſe Fabel iſt mit behaglichſter Breite vorgetragen, weil der Dichter damit zugleich das Gerichtsverfahren ſeiner Zeit und die Richter ſammt den Anwälten perſifliren wollte, was ihm auf ergötzliche Weiſe gelingt, wobei für die Sittengeſchichte der Zeit noch ein anziehender Beitrag abfällt. Nach der Nutzanwendung von dieſer Fabel ſind 14 Strophen vom Herausgeber unterdrückt, ohne daß, wie es ſcheint, darin die Materie von der Trägheit zu

Ende geführt wird, indem im Fortgange von derſelben weiter die Rede iſt, wo der Dichter ſeine Vorwürfe gegen Amor erbittert fortſetzt. Er ſchilt ihn einen Vergifter reiner Sitten, Verführer auch noch ſo eingeſchloſſener Jungfrauen und häuft noch einen ganzen Vorrath von Schmähungen, ehe er ihn ſelbſt zu Worte kommen läßt, was erſt geſchiehet, nachdem er dem geduldigen Beſucher noch die Fabel vom Maulwurfe und vom Froſche erzählt hat, welche über einen Fluß ſetzen wollten, wobei der Geier ſie hinwegfing und ſie nachher in ſeinem Neſte verſpeiete. Eben ſo ſoll Amor ſeine Freunde behandeln. Nicht den zehnten Theil (alſo ſchließt der Erzprieſter ſeine Zankrede) von dem, was ich dir ſagen konnte, habe ich dir mitgetheilt; aber ſchweige du, ich will es auch thun; Amor hebe dich weg von mir. Allein Amor antwortet dennoch und zwar ſehr glimpflich: „Erzprieſter, ſey nicht aufgebracht, ich bitte dich, rede weder im Scherze noch im Ernſte übel von Amor.“ Sodann macht er ihm freundſchaftliche Vorwürfe, namentlich, daß er eher Meiſter ſeyn wolle, als er Schüler geweſen. Beſonders führt er dem Erzprieſter zu Gemüthe, wie er an ſeinem Mißgeſchicke ſelbſt Schuld geweſen, da er ſeine Neigung auf Weiber gelenkt, die ihm verſagt geweſen. Wenn er Ovid geleſen, der Amors Schüler war, würde er anders urtheilen. Amor gibt nun gute Rathſchläge, wie ſich Juan Ruiz bei künftigen Liebſchaften zu verhalten und auf welcherlei Frauenzimmer er ſein Augenmerk zu richten hätte, wobei er ihm eine liebliche Schilderung der erforderlichen Vorzüge des Körpers macht. Wenn er eine ſo beſchaffene Schöne gefunden, müſſe er unermüdlich in deren Dienſte ſeyn, bei aller Galanterie aber empfiehlt er ihm mit derben Ausdrücken eine gewiſſe Dreiſtigkeit, weil Zaghaftigkeit und Lauigkeit die Gunſt der Weiber abwendig machen, was Amor durch die Erzählung von zwei faulen Krüppeln, die um ein Mädchen freien, zu beweiſen ſucht. Um dieſe Bewerber los zu werden, erklärt ſie, dem ſich ergeben zu wollen, welcher ſich ihr als den Faulſten darzuſtellen vermöchte. Beide ſuchen einander in zum Theil nicht ſehr appetitlichen Schilderungen ihrer Faulheit zu überbieten, worauf die Schöne, welche nun aus ihrem eigenen Munde den Beweis ihrer Nichtswürdigkeit gehört, ſie leicht verabſchieden kann. Sanchez hat nun abermals 22 Strophen von Amors Unterrichte hinweggelaſſen, welcher immer noch fortfährt, ſeine Rathſchläge zu geben und nun dem Liebhaber die Freigebigkeit

als eine Haupttugend anempfiehlt, indem kein Weib den Reitzen des Geldes so leicht widerstehet, dessen Macht überhaupt er in einem sehr überzeugenden Vortrage darthut, wobei er meldet, wie er selbst zu Rom sich davon überzeugt. Er macht eine satyrische Schilderung von dem Mißbrauche des Geldes, den die Geistlichkeit in der Hauptstadt der Welt zur Ermöglichung unerlaubter Zwecke getrieben. Auch aus andern Ständen werden Beispiele beigebracht. „Das Geld wirft starke Mauern nieder und stürzt mächtige Thürme um.“ Nachdem abermals 11 Strophen unterdrückt worden, finden wir Amor immer noch mit Fortsetzung seiner Lehren beschäftigt. Er empfiehlt zunächst ein gesittetes Benehmen und warnt namentlich vor übermäßigem Weintrinken, wie Loth es getrieben oder ein Eremit, der niemals Wein getrunken hatte und dem Teufel erlag, der ihn damit heimsuchte, indem er ihm namentlich vorhielt, daß aus dem Weine das wahre Blut Gottes bereitet werde. Er ward trunken und da er die Zärtlichkeit des Hahns gegen die Hühner bemerkte, so von Wollust ergriffen, daß er hinwegraste und ein Weib nothzüchtigte, das er nachher ermordete, wovon die Folge war, daß er Leib und Seele verlor. Sodann zieht Amor eine gesetzte Beredsamkeit einer ins Blaue sich ergießenden Geschwätzigkeit vor, welche so leicht die Gunst der Frauen erkalten und aufhören läßt. Ueberall soll der Liebhaber Maaß halten, sich vor dem Spiel hüten, nicht schmähsüchtig, noch neidisch oder gar eifersüchtig gegen seine Frau seyn u. s. w. Dann kommt Amor wieder auf die schädliche Plauderhaftigkeit zurück. Wenn du, so schließt er, meine Warnungen wohl zu beachten wissen wirst, wird dir diejenige morgen die Thür eröffnen, welche sie dir heute verschloß; die heute dich hasset, wird morgen deine Freundin seyn. Vieles könnte ich dir noch sagen, dürfte ich länger hier verweilen; allein ich habe in der Welt noch viele Andere zu befriedigen, denen die lange Vernachlässigung schon schwer angekommen ist. Juan Ruiz versichert mit Anführung seines Namens, daß er nimmer ein Weib so gefunden habe, als Amor dasselbe male und auch zweifeln müsse, daß ein solches jemals werde gefunden werden. Amor schied und überließ den Erzpriester seinem Schlafe; nachdem dieser erwacht war, sann er über die empfangenen Lehren nach und fand, daß er dieselben schon immer befolgt hätte, worüber er sich gar sehr wunderte. Er findet in dieser Uebereinstimmung einen dringenden Grund zu der Aussicht, was er

bisher nicht erlangen konnte, endlich doch noch zu erzielen. Er ſuchte und fand dann eine Geliebte, wie er ſie ſich wünſchte, und die er nicht lieblich genug ſchildern kann. Sie war ſeine Nachbarin, ſein Tod und ſeine Geneſung. Die nun folgende Erzählung dieſer Liebe iſt einer unter Ovids Namen im Mittelalter bekannten fünfaktigen Comödie: Pamphilus de amore entlehnt, welche der Erzprieſter oft wörtlich benutzt hat, und die in ihrem Zuſchnitte und einzelnen Scenen ſehr an die um hundert Jahre ſpätere Cöleſtine erinnert, welche wir bei der Geſchichte der alten ſpaniſchen Schaubühne näher kennen lernen werden. Die Bearbeitung des Gegenſtandes iſt aber vom Erzprieſter mit ſo viel freier Selbſtſtändigkeit und ſo richtiger Einkleidung in die Sitten und Nationalverhältniſſe vorgenommen, daß ſich die Geſchichte wie ein Original lieſt. Die Namen wandelte er ſo um, daß er den Pamphilus Don Melon de la Huerta nannte. Die Gelatea Donna Endrina und die alte Kupplerin Trotaconventos, Frau Venus iſt unter dieſem Namen beibehalten. Zu dieſer Frau Venus, der Gemahlin Don Amors, begibt ſich der Dichter und bittet ſie, ſeine Wünſche zu erhören und ſeine Liebeswunde zu heilen. In ihre Hände legt er ſein Herz. Nun erzählt er, wie Donna Endrina ſein Herz verſehrt, wie er nicht mit ihr zu reden wage, weil ſie von hohem Stande, und ſo reich ſey, daß ſie ſchon wohlhabendere Freier von ſich gewieſen. Er meldet nun ſeine Noth, und wie er aus Kummer darüber, daß er kein Gehör finden könne, Kraft und Farbe eingebüßet. Frau Venus entgegnet, daß ihm ja ſchon ihr Gemahl guten Rath ertheilt. Sie wolle ergänzen, was derſelbe nicht habe ſagen können, wenn ſie aber etwas von dem, was Amor geſagt, wiederholen ſollte, werde der Erzprieſter ſich ſolches um ſo beſſer merken. Venus theilt ihrem aufmerkſamen Zuhörer nun eine Menge von Klugheitsregeln für ſein Verhalten in Liebesangelegenheiten mit, durch deren Befolgung er ſeine Freundin gewinnen werde. Sie ſind aus richtiger Einſicht des weiblichen Herzens geſchöpft und vortrefflich eingekleidet, eines Auszuges aber nicht wohl fähig. Es entwickelt ſich darin ſchon eine ſcharfſinnige Liebescaſuiſtik. Mit der Aufforderung, fein und ſorgfältig zu Werke zu gehen, entfernt ſich Frau Venus vom Dichter. Dieſer beklagt ſich, daß Venus nur Rath hat und keine That. Zaghaft entſchließt er ſich, mit Endrina zu reden. Er ſtudirt ſich Redensarten ein, allein er kann ſie hernach nicht zum Vorſchein bringen.

Er redet ſie endlich auf der Straße an, grüßt ſie von einer Baſe aus Toledo und erzählt, daß ſeine Verwandten ihn mit einem Mädchen verheirathen wollten, das er nicht lieben könne, weil er ſeit zwei Jahren nichts anderes ſinne und liebe, als Endrinen, er liebe ſie mehr als ſelbſt Gott. Nachdem er ſeine Werbung vollendet, antwortet ſie ihm ſehr ſchnippiſch und räth ihm, ſeine betrüglichen Reden bei Andern anzubringen. Sehr geſchickt weiß er ſie bei fortgeſetzter Unterredung unter einen Thorweg zu leiten, wo ſie, von Andern unbeachtet, keinen Grund findet, dem fernern Anhören auszuweichen und allmählich gelindere Saiten aufziehet. Mit großem Geſchick und als ein gelehriger Schüler ſeiner beiden Rathgeber weiß der Erzprieſter auf die Eitelkeit ſeiner Endrina zu ſpeculiren und hinzuwirken. Doch hält er es, nach gut gemachtem Anfange und Zuſage einer zweiten Unterredung, für angemeſſen, ſich einer Unterhändlerin zu bedienen. Er ſucht daher die Trotaconventos (Kloſtertraberin) auf, eine alte Gelegenheitsmacherin, der er ſein Anliegen vorträgt und die ihm ihre Mitwirkung zuſagt. Der Dialog, der zwiſchen beiden Statt findet, entwickelt ſich in dramatiſcher Geläufigkeit und gibt kein gemeines Zeugniß für das zweifelloſe Gelingen etwaiger dramatiſcher Verſuche, die der Erzprieſter hätte wagen mögen, obwohl man nicht vergeſſen darf, daß er hier aus einer Comödie ſchöpfte. Beſonders treffend weiß die Alte Sprüchwörter in ihre Reden zu verflechten. Trotaconventos weiß es ſo einzurichten, daß ſie beim Ausbieten der Siebenſachen, die ſie zum Verkaufe umherträgt, von der Endrina angerufen wird. Sie macht derſelben Vorwürfe, daß ſie ihre Schönheit ſo beſcheidentlich zwiſchen ihren vier Pfählen verbirgt und gibt ihr dann eine Schilderung von ihrem Schützlinge Don Melon de la Huerta, welche mit aller marktſchreieriſchen Emphaſe, deren die Trotaconventos mächtig iſt, ausgeſchmückt, doch ſo gewandt angelegt iſt, daß auch eine eingezogene Endrina dem jungen Manne ihr Intereſſe zuzuwenden ſich veranlaßt finden kann, nachdem die Alte ihre Bedenklichkeiten zum Theil durch Nutzanwendung von Fabeln auf ihren Fall zu beſeitigen gewußt hat. Sie findet zuletzt faſt nur noch Schwierigkeit in dem Umſtande, daß ſie Wittwe iſt und ohne üble Nachrede ſich vor Ablauf des Trauerjahres nicht verheirathen dürfe. Mit günſtigen Ueberzeugungen begibt ſich Trotaconventos zu ihrem Auftraggeber, deſſen Liebe ſie durch das Vorgeben, ſie ſey

zu ſpät gekommen, noch zu verſtärken ſucht, nachher aber, da er freigebig wird, ſeine Hoffnungen nährt, wie ſie denn auch die Endrina ihm immer günſtiger zu ſtimmen weiß, ſo daß dieſe ſo zurückhaltende Dame, von Liebe zu dem treuen Anbeter getrieben, ſich zu einer Zuſammenkunft in die Wohnung der Alten begibt. Höchſt ergötzlich iſt die Scene, als nun auch der Liebhaber erſcheint und ſich vor gewährtem Einlaß durch die verſchloſſene Thür mit der Alten unterhält. Was bei dieſer Zuſammenkunft gefehlt war, machte die Vermählung der Liebenden wieder gut. Seine etwaige Ausgelaſſenheit bei dieſer Erzählung bittet der Dichter zu entſchuldigen, da ſie nicht auf ſeine Rechnung komme, ſondern er die Geſchichte nur dem Pamphilus und Ovid nacherzählt habe. Weil er dieſen Liebeshandel mit ſichtlichem eigenen Intereſſe und größerer Ausführlichkeit behandelt hat, ſo entgehet dem Erzprieſter nicht, daß er etwas Verführeriſches haben könne und er ſucht dieß durch gute Rathſchläge, die er den Damen gibt, zu mildern, womit er ſie vor Endrina's Eingehen in die Falle der Kupplerin warnen will. Er veranſchaulicht dieſe Warnung durch die Fabel vom Eſel, welcher ſich durch Frechheit dem Löwen ſo widerwärtig machte, daß er auf deſſen Befehl getödtet und einen Braten für den Königsmagen abzugeben auserſehen ward. Der Wolf erhielt die Huth über dieſen Braten; er frißt aber das Herz und die Ohren deſſelben. Der Wolf ſagt, als ſich der Löwe nach dem Fehlenden erkundigt, daß der Eſel ohne Herz und Ohren auf die Welt gekommen ſeyn müſſe, weil er, falls er beides beſeſſen, des Löwen Künſten aus dem Wege gegangen ſeyn würde. Dieß wendet der Dichter auf die Frauen in der Art an, daß er ſie auffordert, ihre Ohren zu öffnen, ihr Herz der reinen Liebe Gottes zuzuwenden ꝛc. und auch in dieſem Sinne die Geſchichte der Endrina richtig aufzufaſſen. Namentlich warnt er die Frauen, der kleinſten, auch wenig ſchädlichen Anſprache des Liebhabers ihr Ohr zu leihen, denn „mit einem Tropfen Säure kann man alle Zähne ſtumpf machen und aus einer kleinen Nuß wächst ein mächtiger Baum empor;" namentlich aber ſollen ſie ſich hüten vor alten Zuträgerinnen und der Freundlichkeit arger Nachbarn. Kein unbefangener Leſer kann aber aus der, mit großer Behaglichkeit erzählten und mit ſichtlicher Vorliebe ausgeführten Liebesgeſchichte der Donna Endrina.

über welcher ein ganz anderer Geiſt ſchwebt, als der Dichter herausziehen will, die Tendenz herausleſen, ſie zum Texte ſolcher Moralen zu machen, um ſo weniger, als er unmittelbar ohne Uebergang und Zwiſchenſatz in der Erzählung ſeiner Liebesabenteuer fortfährt. Er verliebt ſich abermals und nimmt wieder zur Trotaconventos ſeine Zuflucht, welche ihm die neue Geliebte geneigt machen ſoll, zu welchem Ende er ſie wieder mit Liebesliedern verſiehet und ſie als Liebesbotin gebraucht. Die Emſigkeit und Schlauheit der Trotaconventos, deren Namen Urraca wir hier zum erſten Male vernehmen, wird mit Vorliebe geſchildert. Er beleidigt ſie jedoch höchlich, da er ſie ſcherzweis eine ſchwatzhafte Elſter nennt. Sie rächt ſich dadurch, daß ſie ſeine Werbungen der Mutter der neuen Geliebten verräth, welche ihre Tochter nun ſcharf bewacht. Dieſe Erfahrung gibt dem Erzprieſter Anlaß, vor Beleidigung ſolcher Unterhändlerinnen zu warnen. Er gibt bei dieſer Gelegenheit ein halbes Hundert ſpaßhafte Ekelnamen zum Beſten, die man ſelbſt im Scherze dieſen Weibsbildern nicht beilegen dürfe. Der Erzprieſter weiß aber die Urraca wieder zu gewinnen. Dieſe macht glauben, ſie habe einen Anfall von Wahnſinn gehabt und die Mittheilung über die Liebe des Erzprieſters ſey eine Erfindung dieſes Wahnwitzes geweſen. Die Folge davon iſt, daß die Geliebte nun minder ſtreng bewacht wird, und Urraca Gelegenheit findet, ſich bei ihr einzuſchleichen und ſie dem Erzprieſter zu gewinnen, der Dichter weiß nicht, ob durch Wurzeln oder Liebestränke; genug die Geliebte kam „wie der Falke nach dem Köder," ſo auf die Lockungen der Urraca in jeden Verſteck. Da aber jedes natürliche Weſen will geboren werden, alſo auch ſterben muß, ſo ſtarb die Dame in wenigen Tagen. Der Erzprieſter iſt außer ſich vor Schmerz, wirft ſich aufs Lager und will ſich ein Leides anthun; es vergingen wohl zwei Tage, daß er nicht aufſtand. Der Monat März erſchien und mit demſelben der Lenz. Eine Alte erſcheint beim Erzprieſter und ſchilt ihn ſeiner Weichlichkeit wegen. Er macht deßhalb Schmählieder auf das ſchöne Geſchlecht, entſchuldigt ſich aber damit, daß er dieſelben niemals einer Dame mitgetheilt, ſo daß keine dieſelben gehört habe. Er bittet wegen dieſer Ausſchweifung um Verzeihung. — Der Apoſtel empfiehlt, alle Dinge zu prüfen. Der Erzprieſter will dieß einmal mit dem Gebirge verſuchen. Er tritt ſeine Reiſe dahin im März am Tage des heil.

Cuerrins an. Es ſchneiet und hagelt im Gebirge. Er hat Abenteuer mit den keineswegs idylliſchen Hirtinnen (Serranas) und gibt einige Unterhaltungen zum Beſten, die er mit ihnen geführt. Dieſe Bergdamen kann man ſich danach keineswegs als Muſter feiner Galanterie denken. Er beſchreibt, wie ſie ihm auf den ſchlechten Wegen durch Tragen forthalfen und zum Theil in ihren Hütten bewirtheten. Dazwiſchen gibt er eins von den vier Hirtenliedern zum Beſten, von denen ſogleich weiter die Rede ſeyn wird. Dann gehet der Erzprieſter nach Segovia, „aber nicht, um Geſchmeide für die ungeſchlachten Bergſchönen einzukaufen.“ Hier verthat er ſein Geld, „fand aber weder einen ſüßen Brunnen noch eine immerwährende Quelle.“ Er trat deßhalb den Heimweg in einer andern Richtung an. Wiederum trifft er mit Hirtinnen zuſammen, deren eine ihn gar durchprügelt, aber nach empfangener Belohnung ihm zur Wegweiſerin dient und ihn mit Speiſe und Trank verſorgt. Sie bittet ihn ſogar, die Nacht bei ihr zuzubringen. Das ſcheint dem Reiſenden bedenklich. Er ſchützt dringende Geſchäfte vor, die ihn abrufen und läßt ſich von ihr zum nächſten Orte geleiten, wo er ein Lied auf ſein Abenteuer macht, welches er ſelbſt zwar nicht ſehr ſchön, aber doch auch nicht gewöhnlich findet. Dieſes Lied und die drei andern, die darauf folgen, ſind die erweislich älteſten Lieder im Volkstone, welche aus dem großen Vorrathe, der vermuthlich vorhanden war, übrig geblieben. Sie ſind ſchon in der Form der Redondilien, wie die ſpätern Lieder der Art und laſſen bedauern, daß von dieſer lieblichen Gattung ſo wenig auf uns gekommen iſt. Da der Erzprieſter die Gewohnheit der Liebeslieder und den Liederbotendienſt von den Provencalen entlehnte, ſo mag auch die Idee des Hirtenliedes daher genommen ſeyn, zumal dieſe Lieder mit den pastoretas die Anordnung gemein haben, daß nach einer Einleitung ein Geſpräch des Dichters mit einer Hirtin folgt. Ich muß hier an das erinnern, was oben bei den Schäferromanzen geſagt worden und auf das hinweiſen, was unten bei der Schilderung des Einfluſſes der Provencalpoeſie auf die Caſtilianiſche von den pastoretas gemeldet werden wird. Die ganz volksmäßige Behandlung iſt aber ohne Zweifel durchaus national. Leſenswerth ſind Wolfs Bemerkungen über dieſe Hirtenlieder. Im Weiterziehen trifft der Erzprieſter eine Hirtin an, welche ſich gar mit ihm vermählen will. Dieſer Vorfall gibt dem Dichter Anlaß, zum dritten Hirtenliede,

welches allerliebſt iſt. Im Weiterreiſen hat Juan Ruiz von Schnee und Kälte ungemein zu leiden; er wäre verloren geweſen, wenn er nicht eine Stutenhüterin angetroffen, „die coloſſalſte Erſcheinung, die der Dichter je auf Erden ſah.“ Er macht eine groteske Schilderung von der unzarten Maſſenhaftigkeit dieſer Hirtin, deren Gleichen ſelbſt die Apokalypſe nicht aufzuweiſen haben ſoll. Ihre Ohren ſind z. B. länger als die eines Eſels, kurz Alles iſt an ihr in Verhältniſſen und Umſtänden, welche mindeſtens unappetitlich genannt werden müſſen. Eine Strophe dieſer Schilderung iſt ſogar vom Herausgeber unterdrückt. Sie begeiſtert den Erzprieſter zu drei Liedern, deren zwei er chanzonetas und das dritte eine trotalla nennt! Keins von dieſen Liedern iſt mitgetheilt, ſondern ſtatt derſelben folgt das vierte Schäferlied, welches ſein Abenteuer mit der Stutenhüterin zum Gegenſtande hat. In Befolgung der Aufforderung des Apoſtel Jacobus, Alles mit Gott zu beſchließen, endet der Erzprieſter ſeine Gebirgsreiſe mit einer Wallfahrt nach dem Gnadenorte Santa Maria del Vado, wo er der Jungfrau Andacht und Gebet darbringt, wobei er, um ſie zu ehren, ihr die Leidensgeſchichte ihres Sohnes ins Gedächtniß zurückrufen will. Er vollführt dieß, indem er vom Verrathe des Herrn um 30 Silberlinge anhebt und bis zum Kreuzestode fortfährt, wozu er aber etwa nur vierzig Zeilen verwendet, worauf die Prophezeiungen und Nutzanwendungen dieſes Ereigniſſes folgen. Wir müſſen uns den Dichter hiernächſt heimgekehrt denken. Um ſich etwas zu erfreuen, begibt er ſich 8 Tage vor Faſtnacht (Quaresma) aufs Land. Als er mit einem Freunde hier tafelt, überbringt ihm ein behender Bote zwei Schreiben. In dem einen befiehlt Frau Faſten[1]) ihren Dienern, den Geiſtlichen, ihren Feind Don Carnal (die Fleiſchzeit), der nun faſt ein Jahr lang ihre Länder verwüſte, herauszufordern und zwar nach ſieben Tagen, wo ſie ſelbſt mit ihrem Gefolge einzutreffen verheißet. Dieß Schreiben ſoll im ganzen Lande veröffentlicht werden, damit die Anverwandten des Feindes ſich nicht über unterlaſſene Kriegsankündigung beklagen können. Das andere Schreiben iſt ein offenes Manifeſt an Don Carnal ſelbſt, welches in aller Förmlichkeit alſo beginnt: Wir Frau Faſten, Richterin des Meeres,

1) Die nun folgende Geſchichte erinnert an eine der von Le Grand herausgegebenen Erzählungen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, welche überſchrieben iſt: Die Schlacht des Fleiſcheſſens und Faſtens.

Gerichtsdienerin der Seelen, welche errettet werden ſollen, ſenden dir, dem der Völlerei ergebenen Don Carnal den Herrn Hunger, um dich herauszufordern ꝛc. Der Erzprieſter und ſein Gaſt ſind mit dieſen Ausſichten übel zufrieden. Der letztere will es ſogar mit der Frau Faſten aufnehmen. Der erſtere fügt ſich und ſendet durch Herrn Freitag einen Abſage- und Fehdebrief an den Don Carnal. Dieſer kommt wohl gerüſtet angezogen. Alexander würde ſich eines ſolchen Heeres nicht zu ſchämen gehabt haben: Faſanen, Capaunen, Hühner, Enten, Gänſe, Schöpſenviertel, Schweinekeulen u. ſ. w. treten als Fußvölker und Reiterſchaaren auf. Die Waffen: Töpfe, Keſſel, Bratpfannen u. ſ. w. werden ergötzlich beſchrieben. Don Carnal ſelbſt wird als ein mächtiger Kaiſer geſchildert. Mit den Seinen aber hat er ſich am Abend im Eſſen und Trinken übernommen und ſchläft ein; nur die Hähne halten Wacht. Gegen Mitternacht langte Frau Faſten an. Die Hähne kräheten ihren Kaiſer und die Seinigen aus dem Schlafe; ſie ſind aber noch ſo von Speiſe und Trank beſchwert, daß ſie den Feinden nicht Widerſtand zu leiſten vermögen und erliegen. Don Carnal wird verwundet und nebſt ſeinen beiden Getreuen: Speck und Dürrfleiſch gefangen genommen. Die Schlacht iſt ganz im Style der Parodie der alten Heldengedichte gehalten, Feldherrn und Vaterland derſelben ſind überall angeführt. Carnal wird vom Hunger bewacht, gefangen geſetzt, mit dem Befehle, daß er Niemand ſehen dürfe, den Beichtvater ausgenommen. Ein ſolcher kömmt in der Perſon eines Mönchs ſogleich herbei, um ſein Bekehrungswerk zu beginnen. Carnal muß beichten und Buße auf ſich nehmen. Hierbei macht der Erzprieſter ſeine eigenen Bemerkungen über Buße und Beichte, obwohl als ein nicht tief Wiſſender mit einigem Rückhalte. Er unterſucht die Frage: ob bei der Beichte Contrition hinreiche oder noch ein Anderes hinzutreten müſſe. Er hält dafür, daß noch äußere Zeichen der Zerknirſchung hinzugefügt werden müßten, was durch verſchiedene Beiſpiele aus der Bibel belegt wird. Der Erzprieſter verargt es einfachen Geiſtlichen, daß ſie alle Beichten annehmen und alle Sünden abſolviren und vergleicht ſie mit dem Blinden, welcher einen andern Blinden führen wollte, worüber beide in die Grube fielen. Er frägt, welche Befugniß der Richter von Cartagena habe, in Rom Urtheile zu erlaſſen ꝛc.? Alſo müßten auch die Reſervate des

Papſtes reſpectirt werden. Dabei zeigt der Erzprieſter ſeine Beleſenheit in den Rechtslehrern ſeiner Zeit und ſeine Gewandtheit in der Caſuiſtik. Er entwickelt die Idee des Primates. Der Bruder, welcher dem Don Carnal ins Gewiſſen reden ſollte, war aber von dem Papſte mit allen erforderlichen Vollmachten verſehen und durfte den Gefangenen richtig abſolviren. Er legte dem Eßluſtigen die Buße auf, täglich von einer bezeichneten Speiſe nur ein beſtimmtes Maaß zu genießen; für den Sonntag geſtattet er ihm mit Eſſig, aber mit nichts Anderm, angekochte Erbſen und fleißigen Kirchgang, wobei er ſich auf der Straße nicht aufhalten und die Leute angaffen darf. So iſt jedem Tage ſein beſtimmtes Gericht und Bußgeſchäft zugewieſen. Demüthig läßt Don Carnal ſich das Alles gefallen, worauf er die Abſolution empfängt. Der Pater verläßt ihn. Er iſt von ſeinen Wunden noch ſehr erſchöpft, muß das Bett hüten und bekömmt keinen frommen Chriſtenmenſchen zu ſehen. Donna Faſten hatte inzwiſchen weiter ziehend ihre Herrſchaft überall ausgebreitet und läßt allerwärts den alten Schmutz hinweg fegen und ſcheuern. Ihre Geſchäftigkeit wird ſehr anſchaulich geſchildert. Inzwiſchen erholt ſich Don Carnal und macht ſich mit Don Hunger am Palmſonntag auf, die Kirche zu beſuchen, wobei er ſich noch ſchwach anſtellt. Es gelingt ihm bei dieſer Gelegenheit zu entſpringen und im Judenquartier eine Zufluchtsſtätte zu finden. Der Rabbiner ſtellt ihm ſein Pferd zur Flucht, die er antritt. Lämmer, Ziegen u. ſ. w., welche ſein Entkommen erfahren, thun kläglich, indem ſie ſchon fühlen, wie ihnen das Fell abgezogen wird. Er ſucht ſeine Anhänger wieder zu verſammeln und ſendet der Frau Faſten einen Fehdebrief durch ſeinen Freund Don Frühſtück, worin er ſie bedeutend ſchlecht macht und ſie binnen vier Tagen auf den Plan fordert. Alle ſeine Freunde unter Chriſten, Mauren und Heiden fordert er auf, ſich um ihn zu ſchaaren und der Faſten durch Frau Mahlzeit den Krieg anzukündigen. Alle dieſe Briefe ſind mit lebendigem Blute geſchrieben. Frau Faſten, welche ſehr geſchwächt iſt, und welcher die Fülle der Wangen verging, iſt ſehr beſtürzt beim Empfange ſolcher Neuigkeiten und bedauert, daß ſie ihres Feindes geſchont, „wer den Feind, wo er es kann, nicht tödtet, dem wird der Feind ſeinerſeits, wenn er klug iſt, den Garaus machen. Von ihren Anhängern verlaſſen, beſchließt Frau Faſten, es nicht auf den Kampf ankommen zu laſſen, ſondern nach Jeruſalem zu pilgern, um ſo mehr,

da bei der Frühlingszeit ihre Bundesgenoſſen, die Fiſche, ihr nicht zu Hülfe ziehen können. Am Charfreitage fährt ſie in ihr Pilgercoſtüm, welches mit dem runden Hut, den Muſcheln, Bettelſack u. ſ. w. auf's Umſtändlichſte beſchrieben wird und macht ſich in der Nacht zum Oſterſamſtag auf und davon. „Sie gelangte in derſelben Nacht noch nach Ronceval; ſie mag geben; Gott gebe ihr über Berg und Thal das Geleite!“ Nun erfolgt der Triumphzug Don Carnals, welchem ſich ſein Mitkaiſer Don Amor zugeſellt hat. Don Carnal iſt beſonders Fleiſchern und Rabbinern willkommen; ihre Tambourins ſchlagend, ziehen ihm die Caldaunenverkäuferinnen entgegen; das Vieh, welches herbeigeführt wird, iſt zahllos. Er ſelbſt aber ſitzt ſtolz auf prächtigen Wagen mit koſtbaren Fellen ausgeſchlagen; ſeine Waffen und ſein Gefolge (hauptſächlich Jagdhunde) werden beſchrieben; überall läuten die Glocken. Unterwegs erlegt der neue Kaiſer eine Menge Thiere, die er ſogleich an Caſtilianer und Engländer verkauft. Alles, was er in den verwichenen Monaten verlor, erhält er wieder. „Es war der heilige Oſterſonntag; hell und im edeln Glanze war die Sonne aufgeſtiegen, die Menſchen, die Vögel und jede edle Blume, Alles gehet dem Amor mit Geſang entgegen.“ Es werden nun die Vögel und Bäume, ſo wie deren Empfangsfeierlichkeiten beſchrieben und die Inſtrumente, auf denen muſicirt ward. Unter den Empfangenden befinden ſich auch viele Ordens- und Weltgeiſtliche, von denen einige: venite exultemus, andere te amorem laudamus, oder exultemus et lætemur und benedictus qui venit, oder mane nobis cum Domini ſingen. Das Reichspanier wird beſchrieben. Alles wetteifert, dem theuren Herrſcher Verehrung darzubringen. Jeder will ihn beherbergen; die Ordensgeiſtlichen bieten ihm ihre Klöſter und Refectorien an. Die Weltgeiſtlichen machen ihn auf das harte Lager und die andern Entbehrungen aufmerkſam, welche den Kloſterleuten auferlegt ſind und ſchildern dem Ankömmlinge die Folgen ihrer Bewirthung. Auch die Nonnen erheben ihre Bitten, es mit ihrem härenen Gewande einmal zu verſuchen, wobei ſie die Annehmlichkeiten ihres Standes herauszuſtreichen ebenfalls nicht unterlaſſen und ihm ausdrücklich verſichern, es werde ihn nicht gereuen, wenn er in die Schweſterſchaft wirklich eintrete. Amor nimmt von allen Anerbietungen keine an, obwohl er allen huldreich ſich erweiſ't. Nun tritt der Erzprieſter ſelbſt heran, beugt ſein Knie vor dem Kaiſer und erinnert ihn, wie er von Jugend auf des Dichters Pflegevater geweſen und ihn gezüchtigt, wofür er

nun auch sein Gast seyn möge. Amor nimmt die Einladung an, entläßt einen Theil seines Gefolges und bezieht die Herberge. Doch noch unzureichend ist sein prachtvolles Zelt, welches er neben des Dichters Wohnung aufschlagen läßt und das dem Dichter von Engeln gearbeitet zu seyn scheint. Er beschreibt dasselbe als über die Maaßen herrlich und versichert, in Toledo sey nicht Papier genug vorhanden, um die vollständige Schilderung darauf niederzuschreiben. Auch die innere Einrichtung wird beschrieben mit ihren Schildereien der Jahreszeiten und Monate, welche in ihren Eigenthümlichkeiten sehr anziehend und originell geschildert werden. Die Schilderung erinnert an die oben mitgetheilte, von Alexanders Zelte bei Babylon. Charakteristisch muthwillig ist die Meldung von den drei Teufeln, welche der Mai an einer Kette mit sich führt, und welche er unter die Damen, Aebte und Esel losläßet, die Allegorie athmet die heiterste Naivität und liebenswürdig-scherzhaften Muthwillen. Ueber dem Ganzen liegt der schönste Schmelz spanischer Poesie ausgebreitet. Der Dichter ist über diese Abbildungen selbst ganz erstaunt und läßt sich dieselben von seinem Gaste deuten. Nach der Mahlzeit hält Amor Sieste. Als er erwacht, fand er sich allein, weil sein Gefolge sich zu Don Carnal begeben hatte. Der Dichter fragt ihn nach seinen Erlebnissen seit der Zeit, wo sie einander nicht gesehen. Amor erzählt ihm, wie er den Winter über Andalusien durchstreift, mit der Fastenzeit aber gen Toledo gegangen sey, wo er indeß so große Heiligkeit gefunden habe, daß seines Bleibens hier nicht länger habe seyn können, weil er sogar aus dem Thore gewiesen sey; außerhalb ist er auch bei den Klöstern, wo er zusprechen wollte, abgewiesen. Mit ihren Ave Marias haben sie ihn stumm gemacht. Amor ging nun nach Castro, wo er wohl aufgenommen, die Fastenzeit zubrachte. Jetzt, wo Don Carnal wiedergekommen, beabsichtigt er, sich nach Alcala zu wenden und von da weiter zu ziehen. Schon am nächsten Morgen führt Don Amor sein Vorhaben aus und läßt den Dichter wieder allein, freudvoll und leidvoll. Mit dem Sonntage Quasimodo, wo Geistliche und Jongleurs von Hochzeit zu Hochzeit laufen, wird es dem Dichter auch wieder zu einsam. Er läßt seine alte Freundin Trotaconventos kommen, um ihm eine neue Gefährtin zu verschaffen. Sie ist sogleich mit der Empfehlung einer reizenden Witwe zur Hand. Der Dichter versiehet sie auf der Stelle mit einigen Liebesliedern. Allein er findet kein Ankommen. Am St. Marcusfeste erblickt er

eine ſchöne Dame in der Kirche, an welche er die Alte in ähnlicher Weiſe und mit gleich übelm Erfolge abſendet, weil ſie nach anfänglich anſcheinender Bereitwilligkeit den Ritter Apodas heirathet, wozu ſich der Dichter von ſeiner Unterhändlerin noch muß auslachen laſſen. Sie räth ihm aber nun, eine Nonne zu nehmen, wobei ſie ihn aufmerkſam macht, welche Zuſendungen der mannichfachſten und koſtbarſten Art, namentlich Delicateſſen, eine Nonne erhalte, an denen er als ihr Liebhaber Theil nehmen würde. „Wer eine Nonne nicht liebt, iſt keinen Maravedi werth.“ Daneben ſchildert Urraca dem Dichter die vorzüglichen perſönlichen Eigenſchaften der Nonnen. Jener wird für den Vorſchlag eingenommen, weiß aber nicht, wie er Zutritt werde erlangen können. Trotaconventos verſpricht die Beſeitigung dieſer Schwierigkeiten. „Denn wer einen Korb machen kann, wird auch ein Körbchen zu machen verſtehen.“ Sie gehet nun zu einer Donna Garoza. Die Unterredung mit derſelben wird getreulich referirt. Die Dame wollte anfangs von dem Handel nichts wiſſen, denn ſie war klug und eingezogen. Sie fürchtet, es wird ihr, wenn ſie der Urraca folgt, gehen wie dem Manne, der eine erſtarrte Schlange erwärmte und dafür von derſelben gebiſſen ward. Urraca antwortet durch die Fabel vom Windſpiel, das ſeinem Herrn Freude machte, als es jung war und leiſten konnte, was er verlangte, im Alter aber mißhandelt wurde, wie es ihr (der Alten) auch ergehe, wenn Garoza ſie und ihre Rathſchläge verachte. Dieß ſcheint die Nonne zu rühren. Aber gleichwohl fürchtet ſie getäuſcht zu werden und daß es ihr ergehe, wie der Feldmaus, welche die Stadtmaus beſuchte. Ihre klöſterliche Sicherheit und Eingezogenheit will ſie den Reizen des Liebeslebens, welche ſie in ſteter Gefahr erhalten, nicht opfern. Urraca erzählt der Nonne dagegen die Fabel vom Hahne, der einen Edelſtein im Miſte fand und auch dieſe Koſtbarkeit ſo wenig zu würdigen verſtand, als Donna Garoza den gemachten Antrag. Dieſe ſagt für den andern Tag eine Antwort zu. Urraca kommt am folgenden Tage wieder und ſchilt auf die Nonne, daß ſie ſo viel bete und ſinge, ſtatt ſich zu freuen und zu lachen. Sie erzählt ihr auch die Fabel von dem Schooßhündchen, das von ſeiner Herrin geliebkoſet ward und mit derſelben wieder tändelte, worüber ein Eſel daſſelbe beneidete, welcher auf ſeine wichtigen Dienſte die Anforderung einer beſſern Behandlung ſtellen zu können vermeint. Er gehet deßhalb in das Gemach der Donna und beginnt dieſe auf grobe und täppiſche Weiſe zu liebkoſen, worüber er durchgeprügelt

wird. Urraca meint, ſie habe es geſtern wie der Eſel gemacht und auf unziemliche Weiſe geworben, deſshalb getraue ſie ſich heute nicht zu fragen. Statt Antwort erzählt Garoza die Fabel vom Fuchſe und den Hühnern, welche auch der Prinz Juan Manuel im 43. Capitel des Grafen Lucanor, aber in ſeiner Weiſe, benutzt hatte. Garoza vergleicht ſich dem Fuchſe, welcher, um das Leben zu erhalten, zuletzt alles wagte. Dies müſſe ſie nun auch, da man ihr das Beſte rauben wolle, das ſie beſitze. Sie beißet zornig die Unterhändlerin geben. Urraca bittet, ſie nicht ſo ablaufen zu laſſen, denn ſie könne ihr doch vielleicht noch einmal nützlich ſeyn, wie die Maus dem Löwen in der Fabel, welche ſie zu dem Ende erzählt. Donna Garoza will ihr nicht wehe thun und ſpricht ihr freundlich zu, kann aber ihre Beſorgniß nicht bergen, daß ſie hintergangen werden könne, wie der Rabe vom Fuchſe um den Käſe geprellt ward, was ſie ausführlich erzählt. Urraca beſchuldigt die Unterhändlerin, daß ſie die Furcht der Haſen hätte, welche, wie ſie durch Erzählung der Fabel anſchaulich macht, vom Rauſchen des Waſſers erſchreckt in ängſtlicher Verblendung umherirren. So fürchten alle Nonnen, ſagt Urraca, wenn einmal eine Dame Unglück gehabt, ſogleich Alle einen übeln Ausgang. Garoza erwiedert, daß die Unterhändlerin es mache wie der Teufel in der von ihr erzählten Geſchichte von Räubern, welches die nämliche iſt, welche der Infant Juan Manuel im 49. Capitel des Grafen Lucanor behandelte. Von ſolchen Beſchützern und Freunden habe man am Ende nur Arges zu beſorgen. Urraca meint, die Nonne wiſſe zwar viele Fabeln, ſey aber doch übel berathen. Endlich läßt ſich doch Garoza zu der Bitte herbei, die Unterhändlerin möge ihr doch einmal das Aeußere „dieſes Erzprieſters ſchildern.“ Die begehrte Schilderung erfolgt nun in einem beſondern Capitel. Darnach muß Juan Ruiz ein großer, ſtarker Mann geweſen ſeyn. Sie ſchildert ſeinen Gang ſtolz wie den eines Pfauen, doch läßt ſie ihm einen kleinen Fuß ꝛc. Endlich, endlich erhält die Alte die Zuſage, daß der Erzprieſter die Nonne beſuchen darf und kommt mit dieſer Nachricht freudenvoll zu Haus. Der Erzprieſter läßt ſeinem Beſuche einen Brief vorangeben, worauf er gute Antwort erhält. Die Zuſammenkunft erfolgt; Juan Ruiz iſt von der neuen Geliebten ganz erbauet. Er ward ihr treuer Liebhaber und war ihr in reiner Liebe Gottes zugethan. So lange ſie lebte, war Gott ſein Führer. Ihre Enthaltſamkeit war auch dem Erzprieſter förderlich. Ihr Leben war Gott geweihet, um die Thorheiten der Welt kümmerte ſie ſich nicht; ſolche geiſtliche Liebe billigt

die Religion, die weltliche Liebe dagegen iſt gefährlich. Allein nicht lange währte dieſes wahre und reine Glück; denn nach zwei Monaten ſtarb die Nonne. Juan Ruiz dichtet einen Klagegeſang, der leider nicht mehr vorhanden iſt. Um Sorge, Trauer und Leid zu vergeſſen, nimmt der Erzprieſter abermals ſeine Zuflucht zur Trotaconventos, was freilich auf die geprieſene Reinheit ſeiner Empfindungen für Garoza kein ſonderliches Licht wirft. Die Kupplerin wendet ſich an eine Maurin, natürlich wieder mit Begleitung von Liebesliedern des Dichters. Sie richtet damit aber nichts aus. Die Antworten der Maurin beſtehen in wenigen arabiſchen Worten. Höchſt merkwürdig iſt, daß die Unterredung der Alten mit der Maurin, wie Wolf entdeckte, anders abgetheilt, als der Text ſie liefert, achtſylbige Redondillen, mithin die Romanzenform zu Tage bringt. Wolf wittert hierin einen Zuſammenhang der Romanzenform mit den arabiſchen Volksliedern, eine Vermuthung, die ich oben bei Gelegenheit der hiſtoriſchen Romanzen auch ausſprach. Es folgt nun ein Capitel unter der Ueberſchrift: „zu welchen Inſtrumenten arabiſche Lieder ſich nicht eignen,“ worin der Erzprieſter meldet, wie er gar viele Tanzlieder und Gaſſenhauer für Jüdinnen und Maurinnen gedichtet, Bettellieder für Blinde, für nachtſchwärmende Studenten und Thürenbettler Scherz- und Spottlieder, welche auf zehn Bogen nicht geſchrieben werden können. Kurz man erſiehet, daß er zugleich ein wirklicher Volksdichter geweſen iſt. Er bezeichnet auch die Inſtrumente, deren man ſich zum Vortrage dieſer Lieder bediente. Ein Philoſoph ſagt, ſo fährt er dann mit einem Male ohne Uebergang fort, daß Leid und Trauer das Genie abſtumpfen; deßhalb verſichert er auch, nichts weiter dichten zu können, denn ſeine Trotaconventos ſtirbt, da ſie ihm dient. Er hält eine Apoſtrophe an den Tod mit dem Bemerken, wie er lieber ihn ſelbſt hätte tödten ſollen. Es erfolgen erbauliche Betrachtungen über die Schonungsloſigkeit des Todes und die Hinfälligkeit alles Irdiſchen. Zwiſchen dieſe ernſten Betrachtungen ſind ſatyriſche Seitenhiebe auf lachende Erben und heuchleriſche Wittwen eingeſtreut. Dann erhebt ſich die Reflexion wieder zu höhern Sphären und der Erzprieſter zeigt die Macht des Todes an der menſchlichen Natur Chriſti, wofür ihn die göttliche Natur in Chriſto überwand, der die Erzväter aus ſeinen Banden befreiete. Nach ſehr rührenden Bemerkungen richtet er die Frage an den Tod, warum er ihm ſeine Alte getödtet habe. Obwohl er nun Chriſtus bittet, ihr um ſeines heiligen Blutes willen zu verzeihen, ſo ver-

sichert er doch in der sehr beweglichen Anrede an die Gestorbene, daß sie gewiß im Paradiese seyn müsse. Er verspricht ihr Messen lesen zu lassen, hält ihr eine Lobrede und theilt die von ihm verfaßte Grabschrift mit, welche zugleich ihr Thun und Treiben personificirt. Dieser Grabschrift folgen Aufforderungen an die Leser, sich mit den Waffen des Christen zu bewehren, um den Teufel, die Welt und das Fleisch zu besiegen, von denen die sieben Todsünden kommen, welche Seele und Leib verderben. Er empfiehlt vorzüglich die Waffen der guten Werke. Die Hauptwaffen wider die sieben Todfeinde sind aber die sieben Sacramente und die sieben Cardinaltugenden, welche einzeln den Todsünden gegenüber gestellt werden. Aus den Todsünden fließen alle übrigen, auch die unerläßlichen hervor. Nachdem er diesen geistlichen Sermon auf eine gar anziehende und ungemein ernsthafte Art durch einige 40 Strophen fortgesponnen, sagt der Erzpriester, „er wolle nun der Predigt ein Ende machen, denn er habe allezeit an kleinern Reden und kleinen Frauenzimmern einen Gefallen gefunden.“ Diese Bemerkung führt ihn mit einem kühnen Sprunge auf den neuen Gegenstand, den er dichterisch mit aller ihm eigenen Lieblichkeit behandelt: das Lob der kleinen Frauen. Sie sind kalt wie Schnee und brennen wie Feuer, kalt von Außen und Liebe glühend im Innern. So gehet das Lob, gewürzt durch sinnreiche Gegensätze und Vergleichungen, durch 10 Strophen fort. — Als der Februar vergangen und der März mit dem Lenze von Neuem erschienen, erwacht das Minnegefühl mit erneuerter Kraft im Herzen des Dichters, welcher in Ermangelung einer Unterhändlerin seinen Burschen Huron (nach Velasquez soll er die Sünde vorstellen) zum Liebesboten gebraucht, dem er vierzehn außerordentlich treffliche Eigenschaften nachrühmt, z. B. daß er fastete, wenn er nichts zu essen hatte. Der Dichter gibt ihm Liebeslieder, welche der Bursche auf dem Markte abliest, um Schöne für seinen Herrn zu werben, hat aber damit kein Glück. Der Dichter eilt nun zum Schlusse. Die Jungfrau Maria ist, wie er schon einmal bemerkt hat, Anfang und Ende des Glückes. Er hat ihr vier Gesänge gedichtet, womit er seinem Buche den Schluß gibt, zuvor aber eine nochmalige Verwahrung gegen den Mißverstand des Zweckes einlegt. Die Bedeutung des Werkes ist eine ernsthafte, die Behandlung eine ergötzende; als Lohn erbittet er sich ein pater noster und ein ave Maria und bemerkt, daß er das Buch 1343. (nach span. Rechnung 1381.) verfaßt habe. In gutem von

den angekündigten vier Marienliedern beſingt er auf eine etwas ſchmuckloſe und trockene Weiſe die Freuden der Jungfrau. Dann folgt das Bettellied eines fahrenden Schülers, mit bänkelſängeriſchem Charakter, worin um Gottes Willen um eine Gabe gebeten wird, das aber Wolf in zwei ſolcher Lieder aufgelöst hat. Dann gibt Sanchez den Gruß des Engels in lieblicher Weiſe paraphraſirt in lyriſchen wohllautenden Stanzen. Dieſem ſchließen ſich vier Loblieder auf die Jungfrau an, von denen mir die beiden letztern von höherem dichteriſchen Werthe zu ſeyn ſcheinen, als die erſten. Alle vier ſind mit beſonderer Anwendung auf den Dichter gefaßt, welcher um den Beiſtand der Jungfrau zur Befreiung aus trübſeliger Lage bittet, in welcher er, wie es ſcheint, viel zu leiden hatte, weßhalb der Wunſch nach Tod oder Erlöſung ihm ſo natürlich iſt. Außer Zuſammenhange mit dem übrigen Gedichte ſtehet das Lied von dem Geiſtlichen zu Talavera, deſſen bereits oben gedacht worden und welches Sanchez hier folgen läßt. Hierin wird die Beſtürzung der genannten Geiſtlichkeit geſchildert, als vom Erzbiſchof Gil Albornez der Befehl einlief, daß kein Prieſter bei Strafe der Excommunication ein Frauenzimmer im Hauſe haben ſolle. Der Dechant erhebt ſich und ſchlägt vor, vom Papſte an den König zu appelliren, deſſen Unterthanen ſie ſeyen und welcher wiſſe, daß ſie Alle von Fleiſch wären. Er will lieber ſeine Pfründe als ſeine Freundin aufgeben. In ähnlicher Weiſe läßt ſich der Schatzmeiſter vernehmen, wobei er ſeine Liebſchaft mit dem Verhältniſſe Flores und Blancheflors, ſowie Triſtans vergleicht. Nach ihm ſpricht der Cantor mit großem Ingrimme gegen den Erzbiſchof, der ſich gar nicht darum zu bekümmern habe, wenn er in ſeinem Hauſe ſich ein armes Mädchen, eine Waiſe, aufgezogen habe, was obenein ein gutes Werk ſey. Der Dichter bricht den Fortgang mit der Bemerkung ab, daß er die Leute nicht weiter ſprechen laſſen wolle, und daß ſie Appellation eingelegt hätten. Anhangsweiſe theilt Sanchez aus der Handſchrift von Gayoſo das oben erwähnte Bettellied der fahrenden Schüler, wie er meint vollſtändig, mit, wobei er nicht allein, wie ſchon beim erſten Male, überſah, daß es aus zwei Liedern beſtehet, ſondern auch nicht bemerkt, daß die Verſe, welche ihm als eine Verlängerung erſcheinen, zwei Blindenlieder ſind, welche ſich durch Inhalt und Form von den Schülerliedern durchaus unterſcheiden. Alle vier Lieder ſind in achtſylbigen Verſen und mit dem Eſtribillo verſehen, alſo ganz volksmäßig gebauet.

Da nun ſchwerlich der Erzprieſter der erſte Volksliederdichter geweſen iſt, welcher die Lyrik gepflegt hat, indem namentlich die Geläufigkeit in der techniſchen Bezeichnung der verſchiedenen lyriſchen Compoſitionen und die Theorie ihres Vortrages mit Begleitung eigener Inſtrumente auf einen ſchon fleißig und lange her betriebenen Anbau dieſer Art Poeſieen ſchließen laſſen, ſo liegt der Schluß nahe, daß auch die lyriſche Volksliederpoeſie der Spanier einen einheimiſchen Urſprung habe, welcher älter iſt als die erſten Verſuche der Kunſtpoeſie im Gebiete der Lyrik, oder als der zu einheimiſchen Hervorbringungen befruchtende Einfluß der provencaliſchen Lyrik, wie es denn überhaupt mehr als wunderbar ſeyn dürfte, wenn die dem Sange ſo geneigte und muſikaliſch geſtimmte ſpaniſche Nation, deren Empfindungen ſo leicht zu Wort und Lied werden und welche ſogar epiſche Vorgänge aus angeborenem Bedürfniß ſo früh in das Gewand der Poeſie einkleidete, abgewartet haben ſollte, bis der lyriſche Impuls von Oben her und aus den Sphären der Hofcultur ihr mitgetheilt worden. Auf der andern Seite iſt aber das Beiſpiel des Erzprieſters von Hita, welcher als Kunſtpoet und Volksdichter zugleich auftrat, ein Beweis, daß die Volkspoeſie auch von den Kunſtdichtern nicht verſchmähet ward, welche ſogar, wie die Betrachtung der Liederbücher darthun wird, weit ſpäter dies Feld mit anbauen helfen. Es darf nicht gezweifelt werden, daß die Volkspoeſie durch die Elemente größerer Bildung, welche derſelben aus einer ſolchen Pflege durch die Kunſtdichter zufließen mußten, an Reichthum und Vervollkommnung nur gewinnen mochte, obwohl die Entzweiung und das Auseinandergehen beider Richtungen des dichteriſchen Geiſtes der Nation dadurch nicht aufgehalten werden konnte und der Riß, als ſeine Zeit gekommen war, ſich unaufhaltſam zu beſtändiger Trennung auswei tete, in welcher der fahrende Volksſänger und der gelehrte Hofpoet einander faſt den Rücken zuwendeten. So viel dürfte aus dem Bisherigen mit hoher Wahrſcheinlichkeit hervorgehen, daß die ſpaniſche Lyrik in ihrem Urſprunge ein Kind der Volkspoeſie war, wenn dieſe auch ſpäterhin der Lyrik ſich minder annahm und deren Anbau den Kunſtpoeten bei Hofe überließ. Die fleißige Behandlung jener alten Lyrik beweiſet nichts unzweideutiger als die Mannichfaltigkeit der metriſchen Formen, deren ſie ſich, wie ſchon aus den wenigen Ueberbleibſeln beim Prinzen Juan Manuel und dem Erzprieſter von Hita zu ſchließen, bedient haben muß. Doch ſcheint

der achtsilbige Vers immer als die natürlichste und angemessenste Versart für die Volkspoesie gegolten zu haben. Auf die Mannichfaltigkeit der metrischen Combinationen, welche die Dichtungen des Erzpriesters darbieten und deren manche vielleicht ihm eigenthümlich sind, hat höchst wahrscheinlich auch die Provencalenpoesie, welche ihm offenbar bekannt gewesen, mit eingewirkt. Diese mag auch andere Dichter zur Nachahmung veranlaßt haben, weil außerdem die Mannichfaltigkeit dieser metrischen Formen schwer zu begreifen seyn würde, da es nicht gerade dem Wesen der Volkspoesie entspricht, darin so umfangreich zu luxuriiren. Jedenfalls hat der Erzpriester die in seiner prosaischen Vorrede gethane Zusage, verschiedene Proben zu reimen, Verse zu machen und zu dichten, getreulich erfüllt. Seine Bemerkung, daß er solches gethan, „vollkommen nach den Erfordernissen der Wissenschaft," gibt zu erkennen, daß schon im vierzehnten Jahrhundert eine vollständig ausgebildete Reim- und Versekunst bei den Castilianern bekannt gewesen. In Bezug auf die Form der Erzeugnisse, eigentlich künstlerischer Schöpfung, läßt der Erzpriester von Hita erkennen, daß der vierzehnsilbige Vers immer noch die fast ausschließlich übliche metrische Form war. In dieser Versart, sagt Martinez de la Rosa, erzählt er, tadelt er, meldet er Liebesgeschichten und ergötzt sich darin, aber nur, wenn er weltliche und geistliche Lieder zum Vorschein bringt, d. h. als Volkspoet sich zeigt, erscheint jene Mannichfaltigkeit kürzerer Versmaße, welche diesen Dichter für die Geschichte der spanischen Metrik so bedeutend erscheinen läßt. — Noch stärker als im Grafen Lucanor zeigt sich beim Juan Ruiz in den Apologen und Erzählungen das Eindringen und die Aufnahme orientalischer Stoffe, sowie der Anwendung der morgenländischen Weise, diese in einen Rahmen zusammen zu fassen und zu didaktischen Zwecken zu verarbeiten und neben einander zu stellen. Oben ist bereits darauf hingedeutet, wie diese Form damals im ganzen gebildeten Europa große Aufnahme fand. Juan Ruiz hat sich uns als ein vollkommen allegorischer Dichter gezeigt. Er stellt eben so wohl das Ideal dar, als er daneben den Widerspruch und die Abweichung der erscheinenden Welt von jenem Ideale zur Anschauung bringt, endlich aber auch in der über das Ganze ausgebreiteten und überall eindringenden Ironie, freilich etwas heidnisch und unziemlich für einen christlichen Priester, eine Beruhigung über diese Verkehrtheit ausspricht, welche nur in dem Anerkenntnisse ihrer Nothwendigkeit ihren Grund findet. Ich hoffe

für den Auszug, den ich aus den Dichtungen des Erzpriesters von Hita geliefert, nicht die Bemerkung zu hören, womit der sonst verdiente Siemondi sich die Mühe der nähern Betrachtung dieses merkwürdigen Dichters ersparen zu können vermeinte, daß ihm diese Poesieen, welche er freilich nur durchgesehen, nicht anziehend genug erschienen, um einen Auszug zu verdienen. Nur auf Rechnung der Flüchtigkeit dieser Durchsicht kann man die mir in der That nicht wohl verständliche Aeußerung setzen, daß dieß Werk die ganze Politik und Moral des Verfassers und seines Jahrhunderts enthalte. Schon die bloße Ansicht dessen, was Velasquez über den Erzpriester beibringt[1]), hätte Siemondi bestimmen sollen, sich über den Erzpriester anders zu äußern, wenn er auch, was Sanchez, dessen collection er in Händen gehabt zu haben versichert, über denselben urtheilt, übersehen haben sollte. Quintana und Martinez de la Rosa haben sich schon weit besser in dem poetischen Werthe des Erzpriesters zurecht gefunden. Die glänzendste Anerkennung aber hat ihm Wolf angedeihen lassen, welcher das Dichtwerk des Juan Ruiz geradezu dem Quixote insofern an die Seite stellt, als er behauptet, es habe für seine Zeit die nämliche Geltung, als des Cervantes Meisterstück in der seinigen. Daß Wolf das poetische Talent des Erzpriesters von Hita nicht über seinen Werth angeschlagen und die zuweilen hervortretende Rohheit der Form und Mangelhaftigkeit der Sprache nur Tribute sind, welche er an die Unvollkommenheit der Zeit entrichtete, wird wohl nach allem Bisherigen gern zugestanden werden. Auffallend ist, daß der neueste Geschichtschreiber der spanischen Literatur, Hr. Brinckmeier, von diesem Dichter nichts kennt, als was Diez und Bouterwek melden, und wenn er versichert, daß seines Wissens von demselben nichts gedruckt ist.

1) Anderes als diesen mangelhaften Auszug kennt auch Lecouteulx de Canteleus et Malmontain in seinem Essai sur la littérature Espagnole nicht, welcher mit Velasquez dem Erzpriester den Namen des spanischen Patronus beilegt.

Des Rabbi Santo und Anderer didaktiſche Poeſieen.

Der Erzprieſter dichtete unter Alfonſo XI., auf welchen ſeit 1350 in der Regierung des Reiches Caſtilien Pedro der Geſtrenge (gewöhnlich der Grauſame genannt) folgte. Unter dieſem blühete als Dichter der Jude Don Rabbi Santo, welcher doch einen Namen von trefflichem Klange gehabt haben muß, weil der Marquis von Santillana denſelben (in dem unten folgenden) Sendſchreiben zwiſchen ſehr erlauchten Perſonen, namentlich neben ſeinem eigenen Großvater aufführt, wobei er freilich gewiſſermaßen entſchuldigend hinzuſetzt, daß er dieſen Juden in ſo edler Geſellſchaft deßhalb auftreten laſſe, weil er wirklich ein ausgezeichneter Trovador geweſen. Er war aus Carrion gebürtig, wie er ſelbſt meldet. Aus einer Mittheilung im Liederbuche des Baena glaubt Sanchez ſchließen zu können, daß dieſer Rabbi Santo den Namen Moſes geführt habe und Chirurgus des Königs geweſen ſey. Zur Zeit des Sanchez war in der Bibliothek von San Lorenzo de Real (Escorial) eine Handſchrift vorhanden, welche ein didaktiſches Gedicht dieſes Juden in 476 Strophen mit dem Titel: „Rathſchläge und Lehren des Juden Rabbi Don Santo an den König Don Pedro" enthält, in welchem der Dichter, der ſich als einen alten Mann ſchildert, dem Könige das Beiſpiel ſeines Vaters Alfons XI., welcher bei allem Tadel, den die Geſchichte namentlich über ſeine Jugend auszuſprechen hat, in der That ein großer und unternehmender Fürſt war, als nachahmungswürdiges Muſter vorhält, wobei er zu bemerken für nöthig hält, daß ſolche Verhaltungen deßhalb, weil ein Jude dieſelben macht, nichts am Werthe verlieren. Er ſey keiner von den Juden, die ſich von Königen beſchenken laſſen. Leider ſind von dieſem Gedichte nur wenige Strophen bekannt, welche über den poetiſchen Werth gar kein, über die metriſche Behandlung aber das Urtheil geſtatten, daß die Sprache vom Rabbi mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit gehandhabt worden, ohne Zweifel eine Folge der kurzen Versart, welche aus ſiebenſylbi-

gen Verſen beſtehet und durch ihren raſchen Ablauf der Lebendigkeit der Sprache von ſelbſt auf die Beine hilft. Dieſe Versart kommt erſt nach anderthalb Jahrhunderten wider zum Vorſchein, wo die Spanier, der heimiſchen Vorbilder uneingedenk, dieſelbe von den Italiänern entlehnten. Als echter Franzoſe erweiſt ſich Villemain, welcher dem Rabbi im Vorübergehen auch noch den Todtentanz zuſpricht in ſeinen Mittheilungen über den Juden, die er, ich weiß nicht woher, entnommen: il parvint aux emplois, aux honneurs; il fut protegé par plusieurs rois; il excita la jalousie des Evêques et se soutint par son talent; il s'appella don Santo Rabbi; sa fortune est expliquée par ses noms, il étoit un noble pour les Espagnols et un Saint pour les Juifs. Was gewinnt die Erkenntniß bei ſolchen Einfällen? — Dieſer Handſchrift angeheftet und deßhalb fälſchlich ebenfalls dem Rabbi Sante zugeſchrieben, befindet ſich ein Lehrgedicht über den chriſtlichen Glauben in 157 Strophen, deren jede aus drei achtſylbigen, in einerlei Reim auslaufenden Verſen und einem reimloſen Halbverſe beſtehet. An der Spitze befindet ſich eine proſaiſche Vorrede mit einer Reue des Verfaſſers über ſeine Sünden, welcher ſich die fromme Sehnſucht anſchließt, dieſelben doch abbüßen zu können. In der hierauf folgenden verſificirten Einleitung befindet ſich die Angabe, daß dieſes Gedicht nicht für Lehrer des Glaubens, nicht für Mönche oder Prälaten geſchrieben worden, ſondern vorzugsweiſe für Frauen und Kinder. An dieſe ergehet die dringende Aufforderung, mit allem Eifer der Jungfrau Maria ihren Dienſt und ihre Verehrung zu weihen. Der Dichter erklärt in einer, in der äußern Geſtaltung dem Eingange zu des Erzprieſters von Hita Poeſieen ähnlichen Einleitung, den Glauben, ſodann die zehn Gebote, die ſieben Cardinaltugenden, die vierzehn Werke der Barmherzigkeit, die ſieben Todſünden, die fünf Sinne und die heiligen Sacramente, wodurch abermals an die ernſthaften Partieen in Juan Ruiz Gedichte erinnert wird. Zum Schluſſe macht der unbekannte Dichter auf die Gefahren der Welt aufmerkſam und empfiehlt chriſtlich zu leben, wozu er gute Rathſchläge ertheilt, indem er Anweiſung gibt, wie man ſich gegen ſeine Nächſten und namentlich gegen die Mitglieder ſeiner Familie zu verhalten habe. — Auch die beiden eben erwähnten Dichter gehören ſonach, freilich ohne Benutzung der poetiſchen Mittel, welche die Allegorie und

die Ironie dem Erzpriester darboten, jener didaktiſchen Richtung an, welche die Wirklichkeit des Lebens in ihrer Unvollkommenheit anſchauet und zugleich das Ideal im Auge durch Reflexion zu Beſtimmungen und Auffaſſungen gelangt, deren Anwendung eine Läuterung der Wirklichkeit und eine Erhebung dem Höhern entgegen vermitteln und bewirken ſoll, wobei der Jude ohne Zweifel die verſtändige Moral, weil ihm der Glaube verſchloſſen war, zur Führerin nahm, während die chriſtliche Ethik der „Doctrina Christiana" den Glauben an den Erlöſer und die Wirkſamkeit der von ihm hinterlaſſenen Heilmittel ſich unterlegte. In der gleichen Tendenz aber, inſofern die Verkehrtheit der erſcheinenden Welt in dieſe Dichtung hineingezogen worden, auf allegoriſche Weiſe gedichtet iſt der Todentanz eines Ungenannten, welcher in der Handſchrift hinter den beiden eben genannten Gedichten ſich befindet, aber weil er mehr dorthin gehört, unten in der Geſchichte des ſpaniſchen Dramas näher erwähnt werden ſoll. — Einer nicht minder ernſten allegoriſchen und didaktiſchen Richtung gehört ein nur handſchriftlich vorhandenes Gedicht an, das vermuthlich um dieſelbe Zeit entſtand und welches Caſtro in ſeiner ſpaniſchen Bibliothek gleichfalls dem Juden von Carrion zuſchreibt. Daſſelbe führt die Ueberſchrift: Dieß iſt eine Offenbarung, welche einem guten Manne, einem Einſiedler von heiligem Wandel zu Theil ward, während derſelbe einſtmals über Nacht in ſeiner Clauſe betete, und er ſchauete dieſes Geſicht, welches er alsbald in Reime brachte, denn er war ein Kenner dieſer heitern Kunſt (gaya ciencia)."

Da mir von dieſem Werke weiter nichts bekannt geworden iſt, als was Wolf davon meldet, ſo ſtehe ich nicht an, dieſen ausgezeichneten Literator hier ſelber reden zu laſſen. Derſelbe ſagt S. 134. ſeiner Beiträge zur Geſchichte der caſtiliſchen Nationalliteratur: „Der Dichter erzählt nämlich, es ſey ihm ein ſchon von Fäulniß und Verweſung ergriffenen Leichnam erſchienen; denſelben habe ein weißer Vogel umflattert, welcher einſt die dieſen Körper bewohnende Seele war; dieſe habe dem Körper Vorwürfe gemacht und ihn verflucht, weil ſie aus Nachgiebigkeit gegen ihn während ihres irdiſchen Daſeyns nun die Pein der Verdammten ausſtehen müſſe, der Körper aber der Seele ihre Verwünſchungen zurückgegeben, da ſie ihn während ihres Zuſammenſeyns in dieſem Leben nicht beherrſchte, wie ſie doch ſollte, und auch er um deßhalb nun auf ewig zu derſelben

Höllenpein verdammt ſey. . . . . Dieſes Gedicht hat nur 25 Octaven von gleichem metriſchen und rhythmiſchen Bau mit der Danza general, welcher Umſtand und die Bezeichnung des Verfaſſers in der Ueberſchrift als sabidor en esta gaya ciencia vermuthen laſſen, daß es gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts abgefaßt ſey, zu welcher Zeit der Einfluß der Hofpoeſie oder „fröhlichen Kunſt“ auf die caſtiliſche Kunſtdichtung und vorzüglich auf die metriſche Form ſich ſchon bedeutender ausſprach.“ Wolf hält dieſes Gedicht für eine Ueberſetzung oder mindeſtens eine Nachahmung des Lateiniſchen vom Einſiedler Francigena verfaßten Gedichtes: Rixa animae et corporis [1]).

1) Dieß Gedicht iſt wahrſcheinlich daſſelbe, mit deſſen Handſchrift Sarmiento §. 711. ein anderes verbunden ſah, das einen Dialog zwiſchen Quaresma (Faſten) und Carnestolendas (Faſtnacht) enthält und in die nämliche Zeit gehört.

Lopez de Ayala und seine Dichtungen.

Auf der Uebergangsstufe zwischen der ältern nationalen lyrischen Kunstdichtung und der nach provençalischen Mustern ausgebildeten Hofpoesie erblicken wir Pero Lopez de Ayala den Aeltern, Herrn von Salvatierra de Alava, einen Abkömmling des Hauses Haro. Nicht allein hat er den Erzpriester von Hita in seiner Didaktik zum Muster genommen und auch in den lyrischen Theilen seiner Dichtung vor Augen gehabt und nachgeahmt, sondern ins Besondere sich in einer Verwandtschaft des Versmaaßes und der Strophenbildung mit demselben zu erhalten gewußt, indem er in dem lyrischen Theile mehrentheils sechs- und achtsylbige Verse anwendet. Schlicht sich der Dichter auf diese Art seinen Vorgängern an, so weiset der im nicht singbaren Theile seiner lyrischen Compositionen angewendete Vers- und Strophenbau (Octaven in zwölfsylbigen Versen) auf die nach ihm so häufig angewendeten coplas de arte mayor hin, von denen sich seine Octaven nur durch die Art der Reimverschlingung unterscheiden. Diese Versart ward aber von den Hofpoeten unter Johanns II. Regierung fleißig angewendet. Ayala hatte übrigens auch die Metrik der Troubadoure studirt, denn er verstand Gedichte zu verfassen, welche durchaus den von der „fröhlichen Kunst" vorgeschriebenen Regeln entsprachen. Er stehet an der Grenze des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, daher als ein poetischer Janus, dessen beide Gesichter das Gepräge der Zeit tragen, der ein jedes derselben zugewendet ist. Da er aber dem Wesen und der Form nach mehr dem alten Jahrhundert angehört, dem auch der größte Theil seiner Lebenszeit zufällt, so rechne ich Ayala noch zur ersten Epoche der castilischen Kunstpoesie, wohin ihn auch der Marquis von Santillana zu setzen scheint, der ihn, besonders der von ihm angewendeten Alexandriner halber, ausdrücklich von den castilischen Dichtern

aus der Schule der Troubadours sondert, welcher er nur in den Formen sich nähert, in die er übrigens einen durchaus nationalen Geist eingeschlossen hat. Selbst diesem modernern Style, welchen die Sitte der vornehmern Sphäre erheischte, in welcher er lebte und dichtete, scheint er nicht mit voller Neigung sich hingegeben, sondern vorgezogen zu haben, in alter Art zu dichten, welche zu seiner Zeit schon als außermodisch und ungebildet betrachtet wurde. Von seinem Leben ist wenig bekannt geworden. Den Beinamen des ältern hat er zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne. Einem der ältesten und vornehmsten Häuser des castilischen Adels angehörig, ward Pero Lopez de Ayala um das Jahr 1332. geboren. Ausgezeichnet durch Einsicht und klug in Rathschlägen, war er allen Regenten Castiliens, denen er diente, ein willkommener Beamte, welcher auch durch persönliche Tapferkeit sich geltend zu machen verstand. Unter vier Königen: Pedro dem Grausamen, Heinrich II., Johann I. und Heinrich III. stand er in Ansehen und hohen Würden. Zuletzt war er Großkanzler und Oberkammerherr von Castilien. Obgleich ein tapferer Streiter, hatte er zweimal das Unglück, in feindliche Gefangenschaft zu gerathen; einmal in der Schlacht bei Narera (1367.) wider die Engländer, in welcher Pedro der Grausame seinen Bruder Heinrich überwand, das andere Mal in der gegen die Portugiesen verlorenen Schlacht von Aljubarrota 1385. Nach der Schlacht von Narera führten ihn die Britten übers Meer in ihr Land, wo er in einen Kerker gesetzt ward, dessen Dunkelheit und Qualen er in einem seiner Gedichte beschreibt. Nach einer unten mitgetheilten ältern Aufschrift, welche wohl nicht von Ayala selbst herrührt, ist das ganze Buch, das seine Poesieen enthält, in der Gefangenschaft entstanden, was, wie unten näher angedeutet wird, billig in Zweifel zu ziehen ist, so wie auch Sanchez (I. S. 110.) sich entschieden für die Ansicht ausspricht, daß Ayala seine Dichtungen im Stande der Freiheit und in Spanien abgefaßt hat, zumal in den Poesieen Zeitereignisse als gegenwärtig bezeichnet werden, welche in eine Zeit fielen, wo der Verfasser ganz unzweifelhaft schon längst wieder auf freiem Fuße sich befand. Ayala starb 1407. zu Calahorra. Sein Schwestersohn, der im folgenden Zeitraum näher zu erwähnende Fernan Perez de Guzman schildert in seinen historischen Portraits den

Oheim alſo: Er hatte ein ſanftes, geſprächiges Weſen und war höchſt gewiſſenhaft, denn er hatte Gott ſehr lieb. Die Gelehrſamkeit liebte er ſehr; mit Büchern und Geſchichten gab er ſich viel ab, ſo zwar, daß er, wie tapfer als Ritter und wie klug als praktiſcher Weltmann er auch war, er doch einen natürlichen Hang zu den Wiſſenſchaften hatte. Deßhalb verbrachte er auch einen groſſen Theil ſeiner Zeit mit Leſen und Studiren nicht blos von Rechtsbüchern, ſondern der Philoſophie und Geſchichte. Den Frauen war er überaus ergeben, mehr, als ſich für einen ſo gelehrten Ritter, als er war, geziemte."

Das große, 1619. coplas enthaltende Gedicht, welches Ayala hinterließ, findet ſich in den Handſchriften alſo überſchrieben: „Dieß Buch verfaßte der ehrenhafte Ritter Pero Lopez de Ayala, während er in England gefangen ſaß und daſſelbe heißt: Buch vom Palaſte." Der Marquis von Santillana meldet in ſeinem unten zu erwähnenden Briefe, daß das Buch, welches Ayala über die Lebensweiſe des Palaſtes geſchrieben, die Reime genannt würden. Perez de Guzman führt es im Verzeichniſſe von Ayalas Schriften als: Reimwerk vom Palaſte an [1]). Weit paſſender als alle dieſe Titel würde die Schrift den Namen: Spiegel der Zeit geführt haben. Denn es gehet weit über den Kreis des Hoflebens, den der Titel allein zu eröffnen ſcheint, hinaus und neben der an Könige, Fürſten und Groſſe gerichteten Anweiſung, wie ſie ihre Herrſchaften wohl verwalten ſollen, gibt Ayala zur Erläuterung ſeiner Vorſchriften mit ſchonungsloſer Offenheit und ohne allen Rückhalt unpartheiiſche Schilderungen der Laſter und Gebrechen, welche in den verſchiedenen Sphären des Staates und der Kirche, ſo wie der Geſellſchaft ſeiner Zeit zu Tage gekommen waren. Vermöge ſeiner angeſehenen Stellung, von welcher er in richtig eröffneter Perſpective und mit den Blicken kundiger Seherſchaft das Treiben ſeiner Umgebung ſo wie die Richtungen ſeiner Zeit vor ſich ausgebreitet ſah, konnte er ſein ſicheres und geübtes Urtheil an einem Stoffe verſuchen, dem er wenigſtens für ſeine Zeit in allem Betrachte gänzlich gewachſen war und mit dankender Macht beherrſchte. Eine zuſagende Ab-

1) Sarmiento ſah es niemals. § 725.

wechslung und Mannichfaltigkeit hat er der so leicht verödenden Didaktik seiner Aufgabe abzugewinnen und beizugesellen gewußt, indem er den Faden durch glücklich angebrachte lyrische Intermezzos, Monologe, Schilderung subjectiver Zustände und mystischer Bitt- und Lobgesänge unterbricht oder verlängert, von denen die auf die Jungfrau Maria die bedeutungsvollsten seyn dürften. Hiebei liegt freilich die noch zweifelhafte Voraussetzung zu Grunde, daß die Bruchstücke, welche uns vorliegen, zu einerlei Werke gehören. Merkwürdig aber bleibt, daß er in keinem dieser Gedichte der irdischen Liebe eine Stelle und Rücksicht gönnte. Die Behandlung des Verses ist sich nicht überall gleich, indem Verse von 16., 14., 13., 12., auch wohl von 11. Sylben gefunden werden. Zwei und zwei paaren sich durch einen Reim, aber sind so gebauet, daß sie durch einen etwaigen Einschnitt in der Mitte in vier Reimzeilen in Romanzenform zerfallen. Der Strophenbau ist im didaktischen Theile der sogenannte Alexandriner. Die kürzern Versmaaße sind in den lyrischen Partieen angebracht. Aus zwei Stellen des Gedichtes, welche auf das avignonische Exil anspielen, ergibt sich, daß es zwischen den Jahren 1398. bis 1404. verfaßt worden ist. Der Inhalt ist in der Handschrift, welche die Uebersetzer des Bouterwekischen Werkes vor sich hatten, also angegeben. Auf den ersten beiden Blättern findet sich eine Beichte und Bekenntniß, f. 3. beginnen die zehen Gebote, f. 6. die sieben Todsünden, f. 7. die sieben Werke der Barmherzigkeit, f. 14. von den fünf Sinnen, f. 16. von den sieben geistlichen Werken, den Prälaten, dem römischen Hofe und andern Geistlichen, f. 22. von der Regierung des Staates und den Rathgebern des Königs, f. 26. von den Kaufleuten, f. 27. von den Gelehrten, f. 29. vom Kriege, f. 31. von den Finanzpächtern, f. 32. von Verheirathungen, f. 36. von den Verkommnissen im Hofleben, f. 46. vom guten Rathe, f. 49. vom guten Rathe in der Staatsverwaltung, f. 51. von neun Dingen, welche nöthig sind, die Macht eines Königs kennen zu lernen. — Nach der Ueberschrift: Ihs. folgt eine Anrufung der Trinität und einer jeder einzelnen daran Theil nehmenden Person der Gottheit. Sodann ruft der Dichter Gott an und erbittet Vergebung seiner Sünden, dabei sagt er unter andern: nach deiner edlen Gestalt, Herr, hast du mich geformt, mit dem Geiste des Lebens hast du mich belebt; um dein löst-

liches Blut haſt du mich theuer erkauft, aus des Feindes grauſamer Macht mich befreiet.“ An dieſer Stelle ungefähr will Wolf das von Böhl de Faber I. Nr. 5. mitgetheilte Bruchſtück eingeſchaltet wiſſen, das übrigens in einem ganz andern Charakter und Metrum ſich bewegt. Außerordentlich rührend und ſchön iſt die Beichte, welche er hier, vor das Antlitz des Allmächtigen hingetreten, ablegt. Er bittet ihn, nicht mit ihm ins Gericht zu gehen, ſondern ſeine erbarmende Liebe walten zu laſſen. Viel geſündigt habe er und wider den Herrn gefehlt, wenig die zehen Gebote gehalten und mit den fünf Sinnen übel Haus gehalten, an Werken der Barmherzigkeit es häufig fehlen laſſen, in den ſieben Todſünden ſich vergangen und überhaupt ſo viel gefrevelt, wie ihm von keinem Andern bekannt geworden. Er leidet Trauer und Peinen für und für, jedoch nicht ſo ſehr, als er es verdient. Was ſoll ohne des Herrn Troſt aus ihm werden, dem Feinde des Leibes und der Seele von allen Seiten umringen und übel zuſetzen? Tauſend Seufzer und Wehklagen ſendet er täglich zum Himmel empor. Zu ihm erhebt er ſeine Hände, ihm zeigt er ſeine Noth; die Tage werden ihm weniger, die Uebel größer; er bittet den Herrn, ihn in ſolcher Noth nicht ſterben zu laſſen; ſeit langer Zeit verzehrt er in Bitterniß ſein Brod; Kummer und Trauer ſind ſeine unzertrennlichen Begleiter. Dieſe Grundgedanken ſind abwechſelnd mit weichem und ernſtem Schmerze in einer überraſchend ſchönen Sprache mit aller Wahrheit einer dichteriſch bleibenden Zerknirſchung ausgeführt. Dann wendet ſich der Dichter an die heilige Jungfrau Maria, der er ſich Tag und Nacht empfiehlt, die er zu ſeiner Beſchützerin und Advocatin ſich erleſen, und die er um Fürſprache bittet bei ihrem benedeieten Sohne. Hernach kommt er auf die Kirchenſpaltung ſeiner Zeit und die Gegenpäpſte Clemens VII. und Benedict XIII. und tadelt mit herber Strenge die Fehler vieler Prieſter ſeiner Zeit, deren Sitten ſie der geweiheten Stelle, die ſie einnehmen, unwürdig machen. Er darf, nachdem er ſich in ſeinen Selbſtanklagen ſo wenig geſchont hat, ſchon etwas ſchärfer wider die Gottvergeſſenen losgehen, wie er es hernach auch auf die weltlichen Herrſcher thut. Die Hauptaufgabe bleibt ihm aber doch in dieſem Gedichte, Regeln für eine weiſe und gerechte Regierung zu ertheilen. Dieſen Abſchnitt des Gedichtes leitet er mit einem Gebete um Rath und Hilfe für die Fürſten ein, daß ſie gut

regieren mögen. Dann ertheilt er ſelber Rathſchläge durch Vorſtellung von Beiſpielen und lenkt ihre Aufmerkſamkeit beſonders den Wittwen und Waiſen zu. Den Rathſchlägen ſind auch Warnungen zugeſellt vor übeln Rathgebern, vor den jüdiſchen Gefällepächtern und Einnehmern jener Zeit, deren Ränke er aufdeckt und ſo manche Verfolgung als eine heilſame Züchtigung rechtfertigt, welche unſere weichliche Philantropie mit überzartem Erbarmen als einen Schandfleck des „noblen" Mittelalters zu brandmarken, ſich abmühet, ohne im kurzſichtigen nothloſen Eifer zu gewahren, daß die Gerechtigkeit, welche man um jeden Preis die Juden finden laſſen will, den eigenen Glaubensgenoſſen zur Ungebühr entzogen wird. Hierauf bechelt er die Günſtlinge der Könige, welche aus Augendienerei und eigennütziger Schmeichelei ihren Herrn durch falſche Rathſchläge hintergeben, während jene auf dieſelben bauen. Hingegen verpflichtet Ayala die Rathgeber eines Königs zur Angabe unbedingter Wahrheit und hält ihnen ihre Pflichten vor. Sodann gehet er zu den Kaufleuten über, deren Wortbrüchigkeit und Gottvergeſſenheit er ſchildert. Ihre Geſchäfte ſind Verwirrung; Lüge und Trug ſind ihre Beſchäftigungen. Nicht beſſer kommen alsdann die Juriſten weg, welche, ihres großen Wiſſens ungeachtet, aus einem Irrthume in den andern fallen, die Seele ganz vergeſſen und ihre Liebe nur dem Gelde zuwenden. „Wenn du über einen Rechtshandel ihre Meinung hören willſt, nehmen ſie ſogleich ein feierliches Weſen an und runzeln die Stirne: eine wichtige Frage, antworten ſie, iſt dieſes und große Mühe erfodert dieſelbe, der Handel wird lange währen; doch glaube ich wohl helfen zu können; man muß die Bücher tüchtig durchſtudiren, alle übrigen Geſchäfte einſtweilen bei Seite laſſen und nur mit dieſem Rechtsſtreite ſich befaſſen; der Bekümmerte bleibt arm und der Baccalaureus gehet davon ꝛc." — Dem Kriegerſtande wird auch nichts geſchenkt: „Die Soldaten wünſchen täglich den Krieg herbei, großen Sold zu erheben und ihren Stand ſehen zu laſſen. Sie freuen ſich über den Anblick eines ausgeplünderten Landes und die Geſellſchaft von ſpitzbübiſchen Hunden, ſo daß die Mauren ſich ergötzen, wenn es Krieg, Hader und Zwietracht gibt, welche Gott wegen der menſchlichen Sünden ſchickt. Ueber die Juſtizpflege läßt ſich Ayala alſo vernehmen: Gerechtigkeit iſt die hohe und geprieſene Tugend, welche die Böſen ſtraft und die Erde bevölkert hat, ſie iſt vergeſſen und die Könige ſollten ſie

doch hüten als einen köstlichen Edelstein ihrer ehrenvollen Krone. Viele sind grausam in der Ausübung der Gerechtigkeit; allein sie versündigen sich in der Art, denn Gerechtigkeit muß mit aller Barmherzigkeit und dem Bewußtseyn der Wahrheit geübt werden; beim Vollstrecken des Urtheiles muß man allezeit vom Schmerze ergriffen seyn u. s. w. Ayala rühmt sich aus eigener Erfahrung zu sprechen. In dem Capitel von dem Verpachten der Stadteinkünfte gibt er eine üble Schilderung gewissenloser Stadtobrigkeiten, welche dahin trachten, daß niedrige Gebote erfolgen und sie selbst von andern nicht überboten werden. Lebendig ist die Schilderung der geschäftigen Einmischung gewinnsüchtiger Unterhändler. Vergeblich sind die sorgenden Fragen rechtschaffener Leute, welche sich klar machen möchten, wo hinaus so etwas führen würde. Ganz würdig dieser Schilderung ist auch das Benehmen der Magistrate in Heirathsfällen. Wenn sie in der Stadt eine feine Parthie ausgewittert haben, senden sie Unterhändler aus, um das Mädchen für irgend einen Vetter in Beschlag zu nehmen, wobei sie sich natürlich einen ansehnlichen Kuppelpelz ausmachen, wozu der herausgestrichene Herr Vetter sich bereitwillig finden lassen muß. Mit Aufzählung der Tugenden, welche eine Stadtobrigkeit haben und die Fehler, welche sie meiden muß, schließt das Capitel von den »Regidores,« von denen der Dichter sich zu der Hofsphäre wendet, die er in einem vielbewegten Leben aus eigner Erfahrung kennen lernte, „da er ein großes Stück seines Lebens übel dazu verwendet, irdischen Herrn mit großer Sorgfalt zu dienen.“ Jetzt sieht er ein, daß man, je mehr man für sie arbeitet, desto größere Nachtheile hat. Er schildert die Unbequemlichkeiten und Lasten des Hoflebens, der Intriguen und Laster nichtswürdiger Hofschranzen sowohl im Hofleben als in öffentlichen Aemtern und beschließt das Capitel mit Ermahnungen zum Frieden und Darlegung seiner heilsamen Wirkungen unter Hinweis auf die heilige Schrift: „Als unser Herr sein Testament machte, sprach er in großer Liebe zu seinen Jüngern: ich lasse Euch meinen Frieden, denn er konnte ihnen keinen bessern Edelstein hinterlassen, um sie vor Irrthum zu bewahren. Als der Herr St. Paulus seine Briefe entsendete, entbot er zuerst den Gruß des Friedens und demnächst ertheilte er erst seinen Rath aber wieder dahin, daß sich der am Besten stehe, welcher mit Gott in Frieden lebe.... Dieser erbebt den Armen zu großer

Hoheit; der Frieden bringt dem Vermögenden Segen über seinen Reichthum; er züchtigt den Bösen unaufhörlich und bestärkt den Guten in seiner Standhaftigkeit. Die Völker werden wachsen in den Reichen der Könige, welche den Frieden lieben; an Reichthum wachsen werden die Einwohner derselben; ihr Frieden wird ihren Feinden Schrecken seyn; an wohl erworbenen Schätzen werden sie sich mittelst seiner erfreuen .. große Freude und Vergnügen werden die Völker darin finden und sagen: Gott und Herr, du wollest uns diesen viel edlen König erhalten, welcher uns Frieden und Ruhe gewährt ꝛc." Im „Rathe für Alle," dem folgenden Capitel, räth er weiter zum Frieden, zur Liebe, zur Verachtung der weltlichen Vergnügungen und Reichthümer, zur Betrachtung des Todes ꝛc., wobei er durch Beispiele, Bibelstellen und schöne und tiefsinnige Betrachtungen seine Beweise führt: „Kain hätte seinen Bruder Abel nicht erschlagen, wofern er in einem gesunden Herzen Frieden gehabt; Absalon hätte nicht so ins Eitle hin Krieg begonnen, noch wider seinen Vater David die Hand ausgestreckt. Hätte jener verrätherische Judas Frieden in sich gehabt, er würde nicht daran gedacht haben, den Herrn zu verkaufen; es kann der Teufel nicht Wohnung finden in einem Hause, worin Friede, Eintracht und Liebe weilen ꝛc..... Wie der Schatten vergeht unser Leben; denn nimmer kehret es zurück und kümmert sich Unser; was wir hier gethan haben, wird dort sichtbar werden und gut oder schlecht, wie es gewesen, seinen Lohn empfahen... Im Betreff der eiteln Thätigkeit erzählt unser Herr in seinem Evangelium, um uns vor Irrwahn zu behüten, von einem Reichen, welcher die Welt sehr liebte und vor dem Tode sich nicht fürchtete noch scheuete. Dieser sprach also: Im kommenden Jahre werde ich viel Wein erndten, viel Weizen und Gerste und meine Speicher werden nicht ausreichen, wenn ich es anderswo nicht unterbringe; meine Gebäude sind zu klein und werden den Wein und das Brod, das ich gewinnen soll, nicht fassen; darum habe ich daran gedacht, für eine so große Habe andere und größere Gebäude aufzuführen; als er über einen so eiteln und gefährlichen Ruhm nachdachte, vernahm er eine mächtige, schreckenvolle Stimme: Elender, sey überzeugt, daß dir nichts helfen wird; denn über Nacht wirst du eines plötzlichen Todes sterben." Ayala schließt hiernach dieß Capitel mit einer Empfehlung des guten Gebrauches der

Reichthümer, um alsbald auf ſein Lieblingsthema, eine weiſe Staatsverwaltung zurückzukommen, wozu er den Uebergang in der Vergleichung der Fülle der Macht mit dem Reichthume findet, welche nur eine Privatmacht anderer Art iſt. Die Gerechtigkeitspflege hält Ayala für eine der Hauptſorgen der Macht. Von den Richtern verlangt er, daß ſie begütert ſeyen an Hab und Tugenden, damit ſie keine Verſuchung zur Grauſamkeit gegen arme Unterthanen fühlen. Den König erklärt er für die Folgen außer Schuld, wenn er nur dafür geſorgt hat, daß ſolche Männer mit dem Richteramte betrauet werden. Schließlich redet er von den neun Dingen, an denen man die Macht eines Königs erkennt, welche als eine politiſche Rarität verklungener Staatsweisheit hier aufgezählt werden mögen. 1) Bei der Auswahl Geſandter in fremde Reiche ſoll ein König geſchente und gelehrte Männer ausſuchen, die in anſtändigem Aufzuge und Begleitung auftreten müſſen, wo dann ein ehrenvoller Empfang nicht fehlen wird. 2) Seine ſchriftlichen Botſchaften nach Auswärts ſollen ſchön ſtyliſirt, gut geſchrieben, mit ſchönem Wachs wohl verſiegelt und mit Jahreszahl und Datum verſehen ſeyn. 3) Sein Geld muß ein deutliches Gepräge und gute Abrundung zeigen. 4) Seine Städte müſſen wohl ummauert, mit feſten Thürmen und hohen Zinnen bewehrt ſeyn, die Thore zierlich und wohl bewacht. 5) Seine Wohnungen und Schlöſſer ſeyen anſtändig und königlich im Aeußern und Innern. 6) Er muß auch ehren- und gewiſſenhafte Diener, namentlich Richter halten. 7) Beim Gottesdienſt ſoll er allemal nur mit wohl zurecht gelegtem Haar in würdiger und reicher Tracht mit guten Capellanen umgeben, erſcheinen. 8) Zu ſeinen Räthen ſoll er alte Ehrenmänner aus dem geiſtlichen und Ritterſtande ſich erwählen, die ſich durch Bildung auszeichnen. 9) Auch einen reichen und wohl beſetzten Tiſch muß er führen, wobei eine anſtändige Dienerſchaft nicht fehlen darf. Dieſe neun Dinge vermehren nach Ayalas Ueberzeugung das Anſehen jeglichen Königs und bringen ihm Ehre und Vortheil; wer ſie wohl erwägt, wird ſich nimmer trügen. — Dieſen wichtigen Rathſchlägen fügt er noch einige Worte über die Pflichten der Könige und ihrer Günſtlinge bei. Nach dem gegebenen Inhaltsverzeichniſſe müßte das Werk hier ſchließen. Allein Sanchez und die Ueberſetzer des Bouterweckiſchen Werkes geben aus den von ihnen benutzten Handſchriften noch weitere Auszüge. Wäh-

rend die letztern hier die Klagen des Dichters über den durch das Schisma herbeigeführten Zustand der Kirche folgen lassen, meldet Sanchez, daß Ayala nach den neun Dingen, an denen sich die Macht eines Königs erkennen läßt in den nächsten Reimzeilen zunächst von seiner Gefangenschaft rede und Gott und die heilige Jungfrau bitte, ihn aus derselben zu erlösen, was er mittelst „cantares mit estrivillos" der Sitte seiner Zeit gemäß thun soll, worauf er Dankgebete für seine Freiheit einflicht. Nun erst folgen nach Sanchez die Klagen über den Kirchenverfall, in denen Ayala erzählt, wie die Spaltung nun schon 25 Jahre währe, ohne daß er die Fürsten darüber den Schmerz empfinden sähe, zu dem schon der Empfang der Taufe sie verpflichte. Er weiset auf das Unglück hin, daß zwei Päpste einander gegenüberständen, da doch nur einer eingesetzt worden und die Vertheidiger des Unächten als Anwälte des Bösen sich darstellten. Er räth zu einer Kirchenversammlung, weil ja auch die Gothen, den Erzählungen der Geschichtschreiber zufolge, auf diese Weise mächtige Ketzereien ausgerottet hätten. Dabei erwähnt er des dritten toledanischen Conciles unter Reccared (627.), wo der Arianismus verdammt wurde und keine Glosse, sondern nur die untrügliche Wahrheit galt, deren Ausspruch Ayala mit einer Rose vergleicht. Dann wendet er sich an seinen eigenen König Heinrich III., den er als katholischen und christlichen Herrscher beschwört, der streitenden Kirche, welche sich schwach fühle, als Vorsitzender des heiligen Gesetzes zu Hilfe zu kommen und den gefährlichen Schaden heilen zu helfen. „Herr, die Klügeleien und spitzfindigen Männer haben einen großen Schaden angerichtet, sammt der großen Begehrlichkeit und der Anführung und Einmischung bürgerlicher Rechte und Gesetze, so wie der Anwendung habsüchtiger Ränke. Und wenn die Fürsten, welche berufen sind, die Kirche zu führen, nicht der Wahrheit steuern, so wird unter seichten und schwachen Geschwätz die reinste Wahrheit verdorben und vernichtet. Gesandtschaften mit Vorschlägen geben ohne Erfolg und Schluß hin und wieder; mit großen Unkosten und Umschweifen wird täglich eine neue Rede zu Tage gefördert. Herr, kürzet die eiteln Reden und gebt der Kirche jenes Geschenk, daß nicht trügliche Gelegenheiten ihr Schmach bereiten und sie nicht ihre Zeit in Erniedrigung verbringe. Nun wendet der Dichter sich wieder an die Jungfrau Maria mit der Bitte um Befreiung aus der Gefangenschaft. Er gibt dabei an, wie er seine Gedichte mache,

wenn er ſich ſchwach und von langer Weile geplagt fühle. Namentlich habe er aber immer der Jungfrau demüthigſten Gruß geſpendet, die ihm gewiß helfen würde, wenn er nur immer ein frommer Geſelle geweſen wäre und ſich nicht von der Welt hätte unterbringen laſſen. Auf die Jungfrau hat er, ſo fährt Ayala fort, einige Gedichte in ungeſchlachten Style gemacht, deren Frömmigkeit ihm durchaus nicht genügt. Er ſagt, daß er ſie paarweiſe zuſammengereimt. Nun folgt ein ſolches Lied auf die Jungfrau, das ſich in prächtigen Namen und Vergleichungen derſelben erſchöpft. Er vergleicht ſie mit duftendem Zuam t, und im wiederkehrenden Refrain mit dem leuchtenden Sterne, der alle Welt führt. Sogar ſoll Salomon ihre Hoheit mit der Ceder und ihre Schönheit mit der Cypreſſe des Berges Sion verglichen haben, auch einen Oelbaum findet Ayala die Jungfrau in der Schrift genannt. Stern des Meeres biſt du, leuchtende Pforte des Himmels, du auch nach dem Gebären noch Jungfrau, die du das Uebel gut gemacht, das Eva auf uns herabbrachte. In ſeiner poetiſchen Begeiſterung erblickt der Dichter eine Kirche auf dem Gebirge, in welcher viele Wunder geſchehen, es iſt der Montſerrat, wohin er nach wiedererlangter Freiheit zu pilgern gelobt. Dieſer Lobgeſang im Munde eines Weltmannes iſt von altertümlicher und eigener Schönheit voll rührender Hingebung. Zuletzt wendet er ſich an die Dominicanerinnen, eines von ſeinem Vater geſtifteten Kloſters, und erſucht ſie um ihre Fürbitte um ſeine Freiheit bei Gott. Er trägt ihnen auf, die heilige Jungfrau von ihm zu grüßen und ſchließt mit dem ergebungsvollen Verſatze, ſeine Leiden mit Hiob in Geduld zu tragen, wobei er zur Tugend ermuntert und ſeine Grundſätze mit Beiſpielen belegt. — Außer der Nichterwähnung der nach den neun Rathſchlägen folgenden Zuſätze in dem alten Inhaltsverzeichniſſe, ſcheint auch die metriſche Verſchiedenheit der Sprache dieſer Zuſätze und die Zuſammenhangloſigkeit ſeines Inhalts mit dem planmäßig aus einem Guſſe gearbeiteten Vorhergehenden zu der Vermuthung zu berechtigen, daß der eigentliche Rimado de Palacio mit den neun Rathſchlägen endigte. Die Zuſätze dürften alsdann aus dem ſo natürlichen als gewöhnlichen Umſtande zu erklären ſeyn, daß man dem Hauptwerk des Schriftſtellers auch noch andere kleinere Schriften beizuſchreiben pflegte. Wahrſcheinlich iſt auch das oben im Contexte

nach Wolfs Vergange mit berückſichtigte Bekenntniß, welches Böhl de Faber (l. 5.) aus dem libro de palacio gibt, nur aus dieſem Anhange genommen. Da nur in dieſen dem längern didaktiſchen Gedichte beigeſellten lyriſchen Ergüſſen, welche ich für abgeſondert entſtandene Gedichte halte, Anſpielungen auf ſeine Gefangenſchaft und Aeußerungen, daß ſie in und aus derſelben hervorgegangen, ſich befinden, ſo halte ich die bisher gegoltene Meinung, daß der eigentliche Rimado de palacio ſelbſt das Werk des gefangen gehaltenen Ayala geweſen, für noch ſehr zweifelhaft, denn ſie beruhet allein auf der Bemerkung in der Ueberſchrift des von den ſpaniſchen Literatoren benutzten Manuſcriptes und in der Vorausſetzung, daß Ayala auch hierin ſeinem unverkennbaren Vorbilde, dem Erzprieſter von Hita, ähneln wollte. Dieſe Aehnlichkeit wird freilich dadurch etwas geſchwächt, daß ſelbſt die Entſtehungsgeſchichte des Don Quixote eine gleiche Veranlaſſung zu dieſem berühmten Buche zu erzählen weiß. Von dem Erzprieſter iſt Ayala, wenn man dem Rimado die lyriſchen Anhängſel nimmt, ſonſt wieder ſehr verſchieden, indem ſeine praktiſchen Zwecke dem Schwunge ſeines dichtenden Geiſtes Feſſeln anlegten, die ſich der Erzprieſter nicht gefallen ließ oder doch ſehr zu weiten, ja ſogar damit zu ſpielen verſtand, als wäre er völlig Herr derſelben. Ayala's Darſtellung gehet überall dem Suchen und Finden einer vernünftigen Wirklichkeit nach. Je nach der Stärke oder Schwäche dieſer Tendenz in den verſchiedenen Theilen der Dichtung iſt der Mangel oder Vorrath poetiſchen Lebens derſelben bedingt. Als wirklichen Dichter zeigt ſich meines Bedünkens Ayala nur in den lyriſchen Partieen, wo der didaktiſche Zwang ihm nicht die poetiſche Geſtaltung proſaiſcher Zwecke aufnöthigte und ſein Geiſt über dem Intereſſe an der Wahrheit ſeines verſünderten Denkens gegen die Schönheit des Gedankens und ſeiner Form gleichgiltiger ward. Dieſer didaktiſchen Verſuchung unterlag der Erzprieſter von Hita weit minder. Ungenirt durch das proſaiſche Element, welches der Art von Wahrheit, deren poetiſcher Herold zu ſeyn, er ſich vorgeſetzt, beigemiſcht iſt und mit corroſiver Aetze dem dichteriſchen Schwunge die Bewegung zu lähmen trachtet, blieb er weit ſelbſtſtändiger auf der Höhe der Poeſie, von welcher ſich Ayala durch die Vernünftigkeit ſeines Zweckes herabziehen ließ, um in der unpoetiſchen Reflexion ſich zu ergehen. Er ziehet daher die Nacktheit der Ab-

ſtraction, die Syſtematik des Gedachten und die Allgemeinheit der Reflexion der concernirenden, geſtaltenden, individualiſirenden und bekleidenden Anſchauungsweiſe des geiſtlichen Poeten vor, welcher überhaupt dem der Oberfläche ſich näher haltenden Ayala gegenüber in ſeiner Didaktik einen poetiſchen Tiefblick verräth, welcher dem vornehmen Hofdichter nicht eignet. Ungeachtet der ſüßen, religiöſen Innigkeit, welcher ſich der Staatsmann hingab, wenn er den lyriſchen Regungen ſeines dichtenden Vermögens ſich überließ, dämmert aus ſeinen didaktiſchen Hervorbringungen ſchon jenes Princip der Ichheit und des concentrirten Selbſtgedankens einer productiv ſeyn wollenden Vernunft auf, welches der vielfach irre leitende Führer einer ſpätern Zeit wurde, beim Erzprieſter von Hita ſeine noch nicht ſelbſt erkannte gefährliche Schärfe, aber im flockigen Elemente der Ironie verborgen hat. Wie die Schlange unter Blumen lauert, ſind die hochmüthigen Anmaßungen des Rationalismus in den ſich ſelbſt noch durchaus unklaren Efflorescenzen eines nur noch leiſen Eigenwillens verſteckt, der anſcheinend und, wie er ſich ſelbſt wenigſtens einbildet, noch im beſten Einklange mit den, Glaubensgehorſam fordernden, kirchlichen Satzungen ſtehet. In einer noch wahrhaft chriſtlich geſinnten Zeit war das Bewußtſeyn im Einzelnen noch nicht erwacht, welches die Vorausſicht des kommenden Unglaubens aus ſolchen hofmeiſterlichen Ueberhebungen ſich abnehmen konnte. Ich will hier nicht den Erzprieſter, nicht Ayala anklagen. Denn dieſer Geiſt der Oppoſition war geweckt durch die abſolute Denkart, welche die herrſchende Richtung im Zeitgeiſte in den unheilvollen Zwiſten der weltlichen und geiſtlichen Machthaber geweckt hatte, aus denen jenes unglückſelige Schisma hervorging, das auch Ayala aufrichtig genug beklagt. Eine tiefere Wunde konnte dem Chriſtenthume nicht geſchlagen werden, als dieſer Zwieſpalt in der Kirche ſelbſt, welcher die Gemüther völlig irre machte und nicht verfehlte, auch in allen Verhältniſſen des Lebens und der öffentlichen Ordnung eine unbeſchreibliche Verwirrung hervorzubringen. Neben dem ſo oft verderblich angewandten Reichthume und Einfluſſe der hohen Geiſtlichkeit, dem erſten Anlaſſe der Volksoppoſition, welche ſelbſt vom Neide der niedern Geiſtlichkeit geſchürt ward, erregte das ſittliche Verderben eines großen Theiles des Clerus[1]) den Unwillen und Haß übrigens wohl geſinnter

1) Ohne Zweifel wohnte Ayala auch der Verſammlung der Stände zu

Geiſtlichen, deren bei dem noch vorhandenen groſſen Reichthume von Chriſtlichkeit nicht wenige waren. Zu dieſen gehörte Ayala, welcher mit einer die Gränzen poetiſcher Mäßigung faſt überſchreitenden Heftigkeit über dieſe Gebrechen der Zeit ſchaltend und verabſcheuend herfiel und ſelbſt die Höchſten nicht ſchonte. Er that dieſes aber, wie er ſelbſt unter Berufung auf Gottes Zeugniß verſichert, in der allerbeſten Abſicht. Allein unter ſolchen Formen tritt nur zu oft die Macht des Böſen ſelbſt auf, welche nicht in dem bloß ſinnlichen Naturtriebe wirkſam iſt, ſondern unter dem Scheine der falſchen Freiheit dem Menſchen ſeine wahre Freiheit zu rauben unabläſſig bemühet iſt. Dieſer Feind von Anbeginn unterließ nicht, dem Widerſpruche ſolcher immer häufiger laut werdenden Ankläger des herrſchenden Unweſens gegen das öffentliche Verderben die einſchmeichelnde Täuſchung des Berufs zur Befreiung und Abhilfe einzuflüſtern, ſo daß eine Menge reformatoriſcher Tendenzen ſchon in der Zeit an den Tag traten, als der Erzprieſter von Hita und Ayala, welche dieſer wohl meinenden Schaar mit angehören und deren poetiſches Streben zum Theil mit in dieſe Richtung fällt, ihre eigenen Inſtrumente unbewußt zu dem Finale des Mittelalters ſtimmten, ohne zu ahnden, welchem brauſenden Rehraus unter Mitwirkung noch ſpäterer Stürme die wirbelnde Zeit entgegeneile. Sie lebten denn auch in völliger Unwiſſenheit darüber, wie dieſe ſehr begründete Oppoſition gegen die Diener der Kirche ſich immer mehr gegen die Kirche ſelbſt wenden und zum Vorwande gebraucht werden würde, um in dieſe Spaltungen herbeizuführen und zu rechtfertigen, deren Folgen noch heute dauern und von Allen beklagt werden, welche die Süßigkeit der Verheißung ſchmecken, daß ein Hirt ſeyn ſolle und eine Heerde. — Nur dem Bedürfniſſe, die betrübenden Erſcheinungen der Zeit von dem Ideale des Vervollkommnungstriebes oder der vom Philoſophen an und für ſich beſtehend gedachten vernünftigen Wirklichkeit zu unterſcheiden, und die Gewalt, mit welcher dieſes Bedürfniß ſich aus den Zeitverirrungen einen Ausweg zu einer beſſern Zukunft ſuchte, iſt es zuzuſchreiben, daß

Madrid 1405. bei (cf. Herreras deutſche Ueberſetzung VI. S. 161.), von welcher angeordnet wurde, daß die Beiſchläferinnen der Geiſtlichen auf dem Kopfe ein Stück von Scharlach oder etwas anderes Aehnliches tragen ſollten, damit dieſelben mit andern rechtlichen Frauen nicht verwechſelt würden.

die aus ſolchen Reflexionen erzeugten Gedichte bei allem Mangel an ächter Poeſie einen ungemeinen Eingang fanden. Es liegen gerade ſeine Zeugniſſe darüber vor, allein es iſt nach dem Geſetze, welches der Zeitgeiſt dem Urtheile über die Erſcheinungen des Werdens und Vergehens vorſchreibt, mit Gewißheit anzunehmen, daß ſich Ayala mit ſeiner der Poeſie zugewendeten Didaktik eine weit größere und auffallend ſchwärmeriſche Anzahl von Verehrern gewann, als mit den lyriſchen Geſängen, welche nebenher anzuſtimmen, ſeiner Muſe ernſtlichſtes Bedürfniß geweſen ſeyn muß, weil ſie hierin ſich ſelber vernahm, in der Didaktik ihres Herrn aber den Ton angeben mußte, welchen deſſen gängelnder Verſtand vorſchrieb.

Ayalas proſaiſche Werke.

Seine männliche Kraft nahm dieſer noch ſtärker zuſammen in den hiſtoriſchen Darſtellungen[1]), welche Ayala in ſeinen Chroniken von Peter dem Grauſamen, Heinrich II., Johann I. und Heinrich III. hinterließ. Noch mehr als ſeine Dichtungen beweiſen dieſelben, daß er nicht ohne Frucht das claſſiſche Alterthum ſtudirt hatte. Ohne Zweifel hatte ihm das Studium der Italiäner zu den Alten hingeführt, von denen er den Livius durch eine ſelbſt gefertigte Ueberſetzung ſeiner Nation zugänglich, ſo wie er dieſelbe auch mit andern lateiniſchen (zwiſchendurch freilich auch chriſtlichen) Schriften bekannt machte, ohne wohl zu ahnden, wie dieſer Dilettantismus des heidniſchen Alterthums jene Glaubensleere fördern half, welche bis auf eine Stufe geiſtigen Elendes herabführen mußte, wo nur in einer Loreißung von der Kirche, welche ſolche Zuſtände zu ſchützen, ja ſelbſt verſchuldet zu haben ſchien, die Zukunft des Heiles erkauft werden mochte. Die Beſchäftigung mit den Alten hatte auf Ayalas Anſchauungsweiſe und die Behandlung ſeines geſchichtlichen Stoffes, namentlich auf Styl und Darſtellung, einen unverkennbaren Einfluß, wenn er auch mehr durch mißlungene Nachahmungen claſſiſcher Eigenthümlichkeit erkannt, als durch glückliche Erfolge dieſes Bemühens offenbart wird.

Durch ſeine Vorbilder beſtimmt, hielt Ayala es für ein unerläßliches Erforderniß, Reden und Briefe zu erdichten, um dieſelbe

---

1) In Madrid 1779. erſchienen. Ayalas übrige Werke ſind (mir wenigſtens) unbekannt. Sarmiento erwähnt derſelben im §. 716. ſeiner memorias.

den Perſonen ſeiner Geſchichte in den Mund zu legen, welche wohl gothiſcher ſind, als das, was er den Alten nicht nachahmte. Bei aller Verſuchung zum Anſtimmen des chronikenarten Geleiers, welches die Geſchichtſchreibung damaliger Zeit noch für hiſtoriſche Kunſt hielt, hob den ſpaniſchen Staatshiſtoriographen doch ſeine männliche Geſinnung über den Troß anderer Chroniſten, von denen er durch Bündigkeit, Klarheit und Kraft ſich auszeichnete, wie er überhaupt zuerſt eine Ahndung vom hiſtoriſchen Pragmatismus und vom Geſetze der hiſtoriſchen Kunſt empfand. Dabei entwickelt er ein merkwürdiges Talent objectiver Naivität der Darſtellung, welches faſt bezweifeln läßt, ob der ihm gemachte Vorwurf der Parteilichkeit, namentlich gegen Peter den Grauſamen (cf. §. 722. bei Sarmiento) gegründet iſt, weßhalb denn auch Villemain ſich alſo äußert: „am meiſten überraſchet an Ayala die leidenſchaftloſe Feſtigkeit, womit er die Grauſamkeiten und Leiden ſeiner Perſonen zeichnet. Nirgends iſt die Wildheit des Mittelalters ſtärker gezeichnet. Der Geſchichtſchreiber läßt ſeine Helden aus ſich ſelbſt begreifen; ſein Mitleid würde eine zu ſtarke Anſchuldigung wider ſie ſeyn und ſie als Ungeheuer erſcheinen laſſen, während ſie nur leidenſchaftliche Menſchen eines barbariſchen Zeitalters waren. Dieſe Theilnahmloſigkeit der Erzählung iſt auf die ſtarken Nerven des Mittelalters berechnet, welche in demjenigen, welcher Unthaten erzählte, eben ſo wenig bewegt waren, als in dem, der dieſelben beging. Allein gerade dieſe Erzählung, welche nicht die mindeſte Empfindung ausſpricht, zeigt mit einem bewundrungswürdigen Nachdrucke den Fortgang der Grauſamkeit und den zunehmenden Mordgeſchmack jenes Don Pedro, welcher ſeine fünf Brüder, ſein Weib, ſeine Feinde, ſeine Höflinge mordet, um am Ende ſelbſt unter dem Dolche des Verrathes im Zelte Duguesclins zu fallen.“ — Die Erzählung Ayalas iſt voll charakteriſtiſcher Züge und läßt namentlich den Abſtand der damaligen Bildung der Caſtilianer von der Civiliſation der Araber erkennen, wie folgende Thatſache, welche das unten mitgetheilte Bruchſtück aus Ayalas Geſchichte einleiten mag, darthut. Don Pedro iſt mit Hülfe des ſchwarzen Prinzen Sieger wider ſeine Feinde geblieben und hat ungeſtraft ſeine Brüder getödtet. Der tapfere Duguesclin iſt vertrieben. Eine Art Friedenszuſtand iſt eingetreten. Pedro ſchreibt an einen arabiſchen Weiſen und begehrt deſſen Rath. Er ſcheint mit allen Kräften ein rechtſchaffener

Mensch und König werden zu wollen. Der Araber antwortet ihm in dem nachfolgenden Briefe, welcher Ayalas didaktisches Talent fast noch besser ins Licht stellt, als sein Rimado de palacio. Auf eine bewunderungswürdige Weise hält der Araber dem Könige in der Form von Rathschlägen dessen Vergehungen vor. Welchen Erfolg dieser Brief, der den König wirklich rührte, gehabt hat, gehet aus der fortgesetzten Erzählung der Grausamkeiten hervor, die Ayala von Don Pedro zu melden weiß, welcher endlich von Duguesclin im Castelle Montiel belagert, das Ziel seiner Laufbahn findet. Aufs Aeußerste gebracht, flüchtet er eines Nachts in Duguesclins Zelt, worin König Heinrich, sein Feind und Bruder, ihn überfällt und erdolcht. Hierüber verliert Ayala kein Wort weiter, als die Reflexion: Er hatte viele Menschen in seinem Reiche umgebracht; daher widerfuhr ihm dieß ganze Unglück.

Des Mauren Benhaatin Ermahnungen an den König Peter den Grausamen, in Bezug auf die Regierung seines Landes.

Wendet allen Angelegenheiten ihre Gebührniß zu, beruhigt auf eine allgemeine Weise die von euch beunruhigten Herzen und gebet den Leuten das Brodt des Friedens und der Ruhe zu essen; setzet sie in den Besitz und die Herrschaft ihrer Güter, ihrer Flecken und Länder, denn wegen der Bedrückungen und Beängstigungen, so sie in Dingen erfuhren, wo ihr nichts als Euern Willen durchsetzen wolltet, haben sie dieselben verlassen. In allen Dingen also, wo sie euch verabscheuen, seyen sich euch zugewendet durch das Gegentheil; zeigt ihnen Reue über alles Vergangene, ehret die Großen. Hütet euch vor dem Blute und Gute eurer Unterthanen, wenn es nicht mit Recht und Gerechtigkeit vereinbar ist, erheitert euer Gesicht, öffnet eure Hand und ihr werdet Wohlwollen erwerben. Ziehet nicht solche, die in euerm Dienste nichts ausrichten, solchen vor, die euch darin nützlich waren, damit der Neid keine Stätte finde. Gebet die Aemter solchen, denen dieselben gebühren, wenn ihr ihnen auch nicht wohl wollet, gebet sie aber nicht solchen, die sich dazu nicht eignen, wenn ihr sie auch lieb hättet; denen, welche ihr liebt, könnet ihr auf andere Art Gutes erweisen. Hütet euch vor denen des höhern Standes, welche ihr ausgehungert habt und vor denen des geringen Standes, welche ihr vollgestopft habt. Stellet im Reiche wieder her, was zerstört worden ist, damit die Völker die Fehler vergessen

und aus ihren Herzen dasjenige entfernen, worin ſie euch zürnten und zuwider ſtrebten. Vergleicht euch mit euern Nachbarn zu ſolcher Zeit, worin ihr euch jetzt befindet; denn die Wunden ſind noch friſch und hierdurch werdet ihr ohne Unkoſten eine Mauer zwiſchen euch und euern Feinden aufrichten. — Caſtilien wird von den auswärtigen Nationen verhöhnt und verachtet; viele Große eures Reiches ſind in den Kriegen geblieben und das Vermögen iſt verloren gegangen; ſolch Uebel bedarf eines kräftigen Gegenmittels, aber es gibt kein anderes Mittel, als Erleichterung und Hülfe und Verbergung deſſen, was die Schmach enthüllte. Ein Weiſer rieth einem Ehrenmanne, das Unrecht zu vergeſſen, welches ihm zugefügt worden. Und ein anderer Weiſer ſprach: und wäre zwiſchen mir und den Leuten nur ein Haar, es ſollte nicht durchſchnitten werden, denn zögen ſie, ſo würde ich nachlaſſen und ließen ſie nach, ſo würde ich ziehen. Nehmt ſtets die Entſchuldigung der eurigen an, wenn ihr auch wiſſet, daß ſie erlogen ſind, denn es iſt beſſer, als die Wahrheit entdecken und danket ſtets denjenigen, welche Gutes thun, wenn auch dieſelben euch nicht nöthig ſind, thut ihrs nicht, ſo werden die Leute es ablehnen, euch zu dienen, wenn ihr deſſen bedürft. Die Leute gering achten, iſt eine offenbare Thorheit, denn unter den Menſchen gibt es viele ſchlecht unterrichtete und übel wollende, und das Blutvergießen, ohne daß es verdient worden, und ihre Tödtung, ſo wie die der Propheten, richteten viele Uebel in dieſer Welt an. Wiſſet, daß die erzwungene Demuth der Menſchen keine Dauer hat, daß dagegen diejenige, welche gern und mit gutem Willen bewieſen wird, feſt und dauerhaft bleibt, und wenn dem Willen Nachtheil widerfährt, ſich Herz, Auge, Zunge und Hände bewegen. Und geſetzt, ihr fürchtetet nichts von ihrer Vereinigung, ſo müſſet ihr ihre Schmähungen und die Gedanken ihrer Herzen fürchten, denn wenn des Herzens Wünſche über irgend eine Angelegenheit ſich verbünden, werden ſie im Himmel erhört, wie ſich erwieſen hat und erweist, wenn in großer Noth das Waſſer ausbleibt. Und geſetzt, ihr fürchtetet weder das Eine noch das Andere, ſo müſſet ihr doch für euern Ruf im Leben und im Tode fürchten, denn der gute Ruf iſt ein zweites Leben, und viele unter den guten Kloſterleuten verabſcheuten das Leben und liebten den Tod. — Das Verhalten des Königs gegen ſeine Völker iſt ähnlich dem Verkehre des Hirten mit ſeiner Heerde. Bekannt iſt die Art und Weiſe, wie der Hirte mit ſeiner Heerde umgehet, die große Liebe, welche er für ſie hegt, und

die ſo weit gehet, daß er ihnen die beſte Weide und gutes Waſſer ſucht, und die große Wachſamkeit, welche er wie gegen Feinde ſo gegen Wölfe beobachtet, das Abſcheeren der Wolle, wenn dieſe zu lang wächst; das Melken der Milch in einer Art, welche den Euter nicht beſchädigt und weder die Abnahme des Fleiſches noch den Hunger der Lämmer zur Folge hat. Ein Mann ſprach zu ſeinem Nachbarn: Guter Freund, dein Lamm holte der Wolf und ich machte mich hinter ihm drein. „Wo iſt es?“ und jener ſprach: Ich ſchnitt ihm den Hals ab und verzehrte es. Und der erſte erwiderte: Du und der Wolf ſeyd eine Geſellſchaft. Und wenn der Hirte, welcher ſo mit ſeiner Heerde verfährt, ein ſchlechtes Leben führt, oder aufhört, Hirte zu ſeyn? wie viel mehr muß dieß bei einem Könige mit ſeinen Unterthanen und Eingebornen der Fall ſeyn? — Eine andere Art, wie ſich ein König Schaden thut, iſt, wenn er immer ſeine Neigungen befriedigt ſehen will, und ſich ſo wie er iſt, zum Sklaven erniedrigt, obgleich er König iſt, indem er allein dem Gelüſte Macht über ſich einräumt, ſich zum Sklaven und Gefangenen ſeines Willens macht und demſelben dadurch ſeinen Adel und eigenthümlichen Werth entziehet, ſo wie er ihm das Zeugniß des Vorzugs vor den Thieren, welcher ihm beiwohnt, entziehet. Es iſt eine böſe Sache, wenn derjenige will, daß die Leute ſeine Ergebenen ſeyen, der ſich ſelbſt zum Gefangenen deſſen macht, das er nicht ſollte. Eine fernere Art, wie ein König zu Schaden kommt, iſt die Grauſamkeit und der Mangel an Mitleid; ein König, welcher damit umgehet, wird zwiſchen ſich und den Seinen große Zwietracht erregen, ſie werden vor ihm fliehen, wie die Heerde vor dem Wolfe, aus Inſtinkt und Abſcheu.

Als eine Probe von Ayalas hiſtoriſchen Styles gebe ich ein Bruchſtück, worin der berühmte Bertrand de Claquin (bekannter unter dem Namen Du Guesclin,) geſchildert wird, der den Deutſchen aus Fouqué's Rittergedichte bekannt iſt. Ayala läßt ſich alſo vernehmen: Der Prinz aber erwog im Rathe, daß, weil Herr Bertrand ein ſo guter Ritter wäre, es beſſer ſeyn würde, denſelben während des Krieges zwiſchen England und Frankreich gefangen zu behalten, und daß es vortheilhafter ſeyn möchte, das Löſegeld, womit er ſich loskaufen würde, zu verlieren, als ihn frei zu laſſen. Hiernach ließ er dem Herrn Bertrand auch antworten, und als Herr Bertrand dieß vernahm, ſprach er zu dem Ritter, welcher ihm dieſe Botſchaft überbracht hatte: Saget meinem Herrn, dem

Prinzen, wie ich dafür halte, daß Gott und er mir die größte Gnade erweisen, die mir je unter vielen andern Ehren in der Ritterwelt zu Theil geworden, wenn meine Lanze dermaßen gefürchtet wird, daß sie während der Kriege zwischen Frankreich und England in gefänglichen Verwahrsam gehalten und nicht gebraucht werden soll. Da dem also ist, so halte ich meine Gefangenschaft für ehrenvoller als meine Entlassung, und er mag versichert seyn, daß ich dieselbe für eine ausgezeichnete Gnade halte, denn Alle, welche es hören und vernehmen werden, dürften überzeugt seyn, daß mir dadurch eine große Ehre erwiesen wird; in derselben aber bestehet das Glück und der Werth der Ritterschaft, denn das Leben gehet schnell vorüber. Der Ritter hinterbrachte dem Prinzen alle Reden, welche Herr Bertrand geführt hatte. Der Prinz dachte darüber nach und sagte: er spricht wahr, kehrt zu ihm zurück und meldet ihm, daß es mir beliebe, ihm den Loskauf frei zu stellen; der Betrag, welchen er entrichten soll, mag seinem Willen überlassen bleiben, mehr, als er bestimmt, werde ich nicht verlangen; und böte er euch nur einen Strohhalm, so sage ich ihm dagegen die Freiheit zu. Des Prinzen Absicht ging dahin, daß, wenn Herr Bertrand für fünf Franken aus der Haft entlassen seyn wollte, er ihm auch nicht mehr abfordern wollte, denn um wie geringern Preis er losgelassen würde, um so geringere Ehre würde er davon tragen; auch sollte Herr Bertrand gewahr werden, daß der Prinz ihn nicht etwa wegen der Furcht, welche die Engländer vor ihm hätten, zurückhalte, und daß er seines Geldes wohl zu entrathen wisse. Und der Ritter kehrte zu Herrn Bertrand zurück und sagte: Mein Herr und Prinz läßt euch sagen: wie sein Wille sey, daß ihr frei aus dem Gefängnisse gehet, und daß euer Lösegeld so hoch seyn solle, wie ihr selbst solches bestimmen und sagen werdet, und mehr solltet ihr nicht bezahlen, selbst wenn ihr nicht mehr bötet als einen Halm, wie sie im Felde stehen und das solle alsbald geschehen. Und Herr Bertrand durchschauete gar wohl die Absicht des Prinzen und sprach: Die Meldung des Prinzen, meines Herrn, erachte ich für eine große Gnade, und da dem so ist, so will ich auch die Summe meines Lösegeldes angeben. Alle besorgten, er werde irgend einen unbedeutenden Betrag festsetzen, denn Herr Bertrand besaß auf der Welt nichts als seinen Leib. Und Herr Bertrand sprach also: Da der Herr, mein Prinz, so großmüthig gegen mich

iſt, und für meine Entlaſſung weiter nichts verlangt, als die Summe, welche ich zum Löſegeld beſtimmen werde, ſo vermeldet demſelben, daß, obwohl ich, was Gold und Geld betrifft, ein armer Ritter bin, ich doch mittelſt Anſtrengung meiner Freunde ihm hundertauſend Franken in Golde für meinen Leichnam geben und dafür tüchtige Bürgen ſtellen werde. Und der Ritter des Prinzen kehrte ganz verwundert zu demſelben zurück, und ſagte: Sire, Herr Bertrand ergibt ſich in euern Willen und hat ſein Löſegeld angegeben. Und der Prinz fragte ihn: Welchen Betrag? Und der Ritter entgegnete: Sire, Herr Bertrand ſagt, daß er Alles, was ihr ihm in Betracht ſeines Löſegeldes habt melden laſſen, als eine Gnade erachtet, und ſagt, daß, obwohl er, was Gold und Geld betreffe, ein armer Ritter ſey, er dennoch durch Anſtrengung ſeiner Verwandten und Freunde euch hunderttauſend Goldfranken für ſeine Perſon verſchaffen und darüber tüchtige Bürgen ſtellen wolle. Und der Prinz war verwundert hauptſächlich über Herrn Bertrands Großherzigkeit, zweitens aber darüber, woher er eine ſolche Summe nehmen werde. Und er ſagte zum Ritter, daß, da der Handel einmal dahin gediehen ſey, er denſelben annehmlich finde; er möchte ihm nur Bürgen für die ſelbſt genannte Summe der hunderttauſend Franken im Gelde beſtellen. Und der Ritter kehrte zu Herrn Bertrand zurück und ſagte ihm, der Prinz, ſein Herr, ſey zufrieden mit der Summe von hunderttauſend Franken, ſo er genannt und für ſich ſelbſt geboten hätte, und da dem alſo ſey, möge er dafür Bürgen ſtellen und ſolle demnächſt der Haft entlaſſen werden. Herr Bertrand ſandte alsbald nach Bretagne an die großen Herrn, Barone und guten Freunde unter den Rittern, um ihnen zu melden, wie er um ein Löſegeld von hunderttauſend Franken, ſo er für ſeine Freilaſſung dem Prinzen von Wales geben ſolle, einig geworden ſey, und wie er ſie bitten laſſe, ſie wollten für ihn dem genannten Prinzen Bürgſchaft machen und ſtellen in der Art, daß er mit der angebotenen Zahlung zufrieden wäre. Er vertraue auf Gott und die Gnade des Königs von Frankreich, ſeines Herrn, welcher, wenn er der Haft entlaſſen ſeyn würde, ſeine Verbindlichkeiten gegen ſie übernehmen und erfüllen werde. Und die Herrn Barone und Ritter von Bretagne, denen Herr Bertrand ſeine Briefe geſendet hatte, ließen ihm insgeſammt antworten, daß ſie Alle bereit wären, ſich für jede beliebige Summe Löſegeld zu verbürgen, wenn er dadurch ſeiner Haft entlaſſen werden könne und

damit er ihre Willensmeinung, wie dieſelbe wirklich wäre, verſichert ſeyn möge, ſende ihrer jeder einen Knappen, welcher ihr Siegel und Vollmacht überbringe, um ſie für die dem Herr Bertrand beliebige Summe und auf die Zeit, welche er beſtimmen würde, zu verpflichten. In Frankreich und England beſtehet nämlich die größte Verbindlichkeit, welche ein Ritter oder Edelmann eingehen kann, in Uebergabe ſeines Siegels, denn wiewohl man ſagt: Unterzeichnung des Namens genüge, ſo enthält das Siegel neben dem Namen noch das Wappen, welches die Ehre des Ritters iſt. Und die Knappen der Herrn Barone und ritterlichen Freunde des Herrn Bertrand kamen nach Bourdeaux und meldeten ihm, wie jene Herrn Barone und Ritter aus Bretagne, ſeine Freunde, ihm ihren Gruß entböten und ihre Siegel ſendeten, damit er ſie auf eine beliebige Summe und die erforderliche Zeit verpflichte. Als Herr Bertrand die Knappen, welche ihm die Siegel dieſer ſeiner Freunde aus Bretagne überbrachten, geſehen hatte, ſtellte er dem Prinzen ſeine Bürgſchaften und beſtimmte für jedes Siegel die Summe, wofür daſſelbe zu haften habe und die Zeit, wenn es ſeinen Theil zur Erfüllung des verſprochenen Löſegelderbetrags der 100,000 Franken beiſteuern ſolle. Alsbald ward Herr Bertrand der Haft entlaſſen, reiste ab und begab ſich zum Könige Karl von Frankreich; als er hier ankam, nahm ihn der König ſehr wohl auf und ſtellte ihn bei ſich an. Eines Tages fragte er ihn, wie viel Löſegeld er für ſich gelobt habe, und Herr Bertrand erwiederte: 100,000 Goldfranken und erzählte ihm Alles, was wegen ſeiner Entlaſſung zwiſchen ihm und dem Prinzen vorgefallen war, und wie es erzählt worden; und der König von Frankreich ſprach: Ich bin gewiß, ihr habt jene 100,000 Franken nur im Vertrauen auf meine Aushilfe verſprochen und ſo will ich dieſelben denn auch für euch bezahlen und will, daß die Herrn, Barone und Ritter aus Bretagen ihre Siegel zurücknehmen. Er befahl ſeinem Schatzmeiſter, dem Herrn Bertrand ſofort Credit bei Pariſer Kaufleuten anzuweiſen, daß ſie 100,000 Franken an diejenigen, welche Herrn Bertrands Löſegeld in Empfang zu nehmen hatten, zahlen ſollten, und daß die Siegel denen Herrn, Baronen und Rittern der Bretagne zurückgeſendet würden. Außerdem befahl er ſeinem Schatzmeiſter, Herrn Bertrand 30,000 Franken zu geben, um ſich wieder auszuſtaffiren und beritten und bewaffnet zu machen. Alſo ward Alles erfüllt und vollführt. Dieſe Begebenheit haben wir, wie dieſelbe ſich zutrug, in dieß Buch auf-

zunehmen beſchloſſen, weil ſie jenem Ritter, welcher in der Schlacht von Narare gefangen genommen ward, begegnete, und um die großen und edlen Handlungen, welche die Guten thun, zu erzählen; denn der Prinz von Wales zeigte ſich in Allem, was er bei dieſer Gelegenheit that, groß, erſtens indem er dem Herrn Bertrand ſeine Entlaſſung frei ſtellte, damit es nicht heiße, die Engländer hätten Furcht vor einem einzigen Ritter und zweitens that er wohl, indem er die Summe Herrn Bertrands Willkühr anheim ſtellte und keine Habſucht zeigte. Eben ſo wohl that Herr Bertrand, indem er ſagte, er fühle ſich geehrt, daß der Prinz ihn lieber gefangen halten, als frei laſſen wolle, wodurch zu erkennen gegeben werde, daß er ein Mann ſey, welcher den Engländern Verdruß bereiten könne; nicht minder gut ward es Herrn Bertrand angerechnet, daß er eine ſo hohe Summe für ſeine Loslaſſung feſtſezte, weil er inne ward, des Prinzen Abſicht gehe dahin, ihn für ein geringes Löſegeld frei zu geben und ihm dadurch Geringſchäzung zu zeigen. Eben ſo erzählungswürdig iſt der Edelmuth und die Hochherzigkeit des Königs von Frankreich bei dem Geſchenke der 100,000 Franken, welches er dem Herrn Bertrand wegen ſeiner Auslöſung machte und der übrigen 30,000 zur Ausrüſtung. Und aus allen dieſen Gründen hat man dieſe Geſchichte hieher geſezt, denn die Freigebigkeit, der Edelmuth und die Spenden der Könige ſind werth, in ſtetem Angedenken zu bleiben und nicht vergeſſen zu werden, eben ſo aber auch das gute Benehmen der Ritterſchaft.

Andere proſaiſche Schriften aus dieſer Zeit. — Ruy Gonzalez de Clavijo. — Juan Rodriguez de Cuenca. — Joan de Alfaro. — Chroniken.

Unter dem Namen eines Haushofmeiſters, Juan Nuñez de Villaſan, welcher um das Jahr 1370 lebte, iſt in zweiter Auflage zu Madrid 1787. eine: Cronica de Don Alfonso XI. von Fr. Cerda y Rico herausgegeben, welches als ein bemerkenswerthes Erzeugniß der ſpaniſchen Hiſtoriographie deßhalb zu nennen iſt, weil ſich darin das Bedürfniß einer pragmatiſchen Anſchauung abſpiegelt und der Verfaſſer ſichtbare Anſtrengungen macht, den trockenen, ſchleppenden Ton der gewöhnlichen Chroniken zu überwinden, indem er ſich bemühet, natürlich, lebendig, anſchaulich und doch würdevoll zu ſchreiben, weßhalb auch einzelne Darſtellungen, z. B. eines Turniers zu Valladolid, der Belagerung und Einnahme von Lerma, der Schlacht von Tarifa ꝛc. beſonders ausgezeichnet werden. Dem Inhalte nach iſt dieſe Chronik ungemein wichtig.

Es gereicht dem ehrenwerthen Ayala keineswegs zur Schande, wenn ich neben ihm als einen Mitbildner des hiſtoriſchen Styles ſeinen Zeitgenoſſen Ruy Gonzalez de Clavijo nenne[1]), von deſſen Lebensumſtänden mir nur das Wenige bekannt iſt, was Argote de Molina in ſeiner Vorrede zu Clavijos Reiſe ins Morgenland meldet. Darnach war er zu Madrid geboren, aus edlem Geſchlechte und Kammerherr der Könige Heinrich III. und Johann II. und ſtarb am 2. April 1412. Heinrich III. hatte an den berühmten Timur oder Tamerlan im Jahr 1402 eine Geſandtſchaft abgehen laſſen. Dieſe wohnte der furchtbaren Schlacht bei Ancyra bei, in welcher der türkiſche Kaiſer Bajazeth Timurs Gefangener ward. Der Sieger machte dem caſtiliſchen Könige reiche Geſchenke von der im türkiſchen Lager gefundenen Beute. Unter andern ſendete er ihm zwei wunderſchöne Damen, welche in Bajazeths Sclaverei geweſen waren und von denen noch weiterhin die Rede ſeyn wird. Solche Ehre zu erwiedern ſchickte Heinrich III. im Jahr 1403. eine neue Geſandtſchaft an den freigebigen Timur, welche der Kammerherr

1) Sarmiento §. 726. erwähnt ſeiner nur ganz flüchtig.

Ruy Gonzalez de Clavijo begleitete. Ueber dieſe Reiſe führte Clavijo ein Tagebuch, welches Argote de Molina 1582. zu Sevilla herausgab und das 1782. zu Madrid neu aufgelegt ward. Es iſt eine artige Anekdote bekannt, wie Clavijo dem mächtigen Herrſcher des Morgenlandes durch metaphoriſche Redensarten eine große Vorſtellung von ſeinem unbedeutenden Landesherrn beizubringen wußte. Vorlügen durfte er dem Timur nichts; denn dieſer beſaß, wie Clavijo wohl wußte, einen Ring, welcher, wenn in des Chans Gegenwart eine Lüge geſagt ward, die Farbe veränderte. Um nun durch ſeine Gasconaden keine dergleichen Farbenveränderung herbeizuführen und den Timur dennoch zur wahren Bewunderung zu veranlaſſen, mußten ſeine Verſicherungen wenigſtens eine bildliche Wahrheit haben. So ſagte er z. B.: ſein König habe drei Vaſallen, welche (2000) Ritter ins Feld führten, womit er die drei Großmeiſter der Orden Santiago, Alcantara und Calatrava meinte. Ferner erzählte er, ſein König habe eine viele Meilen weite Brücke, auf welcher 12,000 Stück Vieh weideten, worunter er den Landſtrich verſtand, unter welchem die Guadiana, unter der Erde verborgen eine lange Strecke weit hinläuft. Auch ſagte er dem Tamerlan, Heinrich habe einen Löwen (Leon) und einen Stier (Toro), welche täglich 12 Stück Rindvieh verſpeisten, womit er die Städte Leon und Toro meinte. Von Madrid, unter welchen ſich unzählige Quellen befinden und welches eine Mauer aus Feuerſteinen hatte, erzählte er, ſein König beſitze eine über Waſſer erbauete und mit Feuer umgebene Stadt. Es gab in Spanien drei Städte, welche Hund (Can) hieſſen: Can de Roa, Can de Muſa und Canes de Zurita. Dieſen Umſtand benutzte Clavijo zu der Bemerkung, ſein König beſitze drei Hunde, welche ihm zweihundert Lanzen in die Feldſchlacht führten. Dieſe Züge beweiſen, daß Clavijo die Intereſſen ſeines Königs zu fördern und dem mächtigen Herrſcher des Morgenlandes eine vortheilhafte Meinung von demſelben beizubringen, der rechte Mann war. Auch das von ihm verfaßte Tagebuch, welches bei Meldung des Tag für Tag Geſchehenen und Geſehenen freilich das Ermüdende einer ſolchen Form ſo wenig überwunden hat, als andere weit berühmtere Tagebücher, ſtellt den Geſandten als einen verſtändigen Beobachter des Erlebten und geſchickten Mittheiler ſeiner Erlebniſſe dar, welche er im Gewande ſchmuckloſer Rede niederſchrieb, wobei er von ſich ſelbſt immer in der dritten Perſon ſpricht. Dabei miſcht er, um die geographiſche Dürre zu beleben, hiſtoriſche Notizen und Sagen ſeinen

Schilderungen bei. Von der Insel Leon geht die Fahrt unter Bestehen eines Seesturmes über Sicilien, um Morea herum, nach Rhodus und Chios. In Mytilene finden die Gesandten einen vertriebenen griechischen Kaiserprinzen. Sie gehen nach Pera und Constantinopel und haben Audienz beim griechischen Kaiser. Constantinopel mit seinen Kirchen, namentlich die Sophienkirche, wird weitläuftig beschrieben. Eine besondere Freude, Andacht und Rührung zeigt Clavijo in der Schilderung der berühmten Reliquien in der Kirche St. Johann. Diese Schilderung ist daher auch sehr lebendig und anziehend. Ueber die Cabalen am kaiserlichen Hofe weiß Clavijo Merkwürdiges zu melden. Auch von Pera erhalten wir eine angenehme Schilderung. Die Gesandten gehen von Pera nach Trapezunt, dessen Kaiser schon ein Vasall Tamerlans war. Wenn man liest, wie bisher die Reisenden immer in christlichen Gegenden sich befanden und überall zur Feier ihres Gottesdienstes geeignete Gelegenheit antrafen, so kann man sich der Trauer darüber nicht erwehren, diese schönen Länder in den Händen der Ungläubigen verderben sehen zu müssen. Bei der Reise durch Tamerlans Länder werden die Reisenden, bei denen sich Tamerlans eigener Gesandter an Heinrich III. befand, mit Auszeichnung behandelt. In der Stadt Arsinga halten sie sich längere Zeit auf und erfahren dort mehre interessante Züge aus der Zeitgeschichte. Die Stadt Calmarie, welche die Reise hierauf berührt, wird für die erste Stadt auf Erden nach der Sündfluth ausgegeben. Merkwürdig ist die Schilderung des von christlichen Rittern besetzten Castelles Macu in Armenien. An der persischen Grenze treffen die Castilianer mit einem Gesandten zusammen, den der Sultan von Babylon an Tamerlan sendet. Malerisch beschrieben wird die Stadt Tauris. In der Stadt Soltania treffen sie mit Miara Mirassa, Timurs Sohne, zusammen, welcher die Gesandten höflich empfängt. Es werden merkwürdige Züge von diesem Prinzen mitgetheilt. Hinter Teheran erkrankten die Gesandten, waren jedoch bald im Stande weiter zu reisen. Einige vom Gefolge blieben in Teheran zurück und starben daselbst. Auf dem Wege nach Samarcand finden die Castilianer bereits Gesandte des Chans, welche sie im Namen ihres Herrn bewillkommnen. Von Tage zu Tage finden sie nun frische Pferde aufgestellt, um die Hauptstadt desto schneller zu erreichen. In Niraor stirbt der Reisegefährte Gomez de Salazar. Je mehr sie sich der Hauptstadt nähern, desto mehr nehmen die Aufmerksamkeiten zu, die ihnen der große Chan

erweisen läßt. Endlich nach 16monatlicher Reise kommen die spanischen Gesandten in Samarcand an. Sehr merkwürdig ist die Empfangsfeierlichkeit. Timur stellt die Gesandten den anwesenden Großen und Fürsten vor als Sendlinge, welche ihm sein Sohn, der König von Spanien, schicke, der größte König unter den Franken, welche am Ende der Welt wohnen. Die Einrichtung der Schlösser Tamerlans und das Treiben darin sind mit lebendigen Farben und in der Frische des ergreifenden Eindruckes geschildert. Vor der barbarischen Höflichkeit Timurs mochte aber den Gesandten leicht bange werden. Als der Dragoman einst unterlassen, sie zu einem Feste des Chans zu führen, sollte ihm für diese Vernachlässigung die Nase durchbohrt und ein Seil durch die Oeffnung gezogen werden. Es wäre geschehen, wenn die Gesandten nicht zeitig Fürbitte eingelegt hätten. Die Gastfreundschaft des Chans macht sich auch durch Uebersendung von Pferdefleisch an die Gesandten geltend, welchem sogar Wein beigefügt war, den die Muhamedaner freilich nicht genießen dürfen, den sich aber z. B. Timurs Weiber nicht versagen. Die Festlichkeiten, an denen die Castilier Theil nehmen, folgen einander unaufhörlich. Der Aufenthalt zu Samarcand bildet überhaupt durch die Fülle der Mannichfaltigkeiten die Glanzseite dieses Tagebuchs und ist mit sichtlicher Vorliebe und Umständlichkeit vom Verfasser behandelt. Ein Gerichtstag mit Hängen und Köpfen ist besonders merkwürdig. Auffallend ist, daß auch die Damen an Timurs Hofe große Feste geben. Timur wird bedenklich krank und nun hat die Freudenzeit für die Castilier ein Ende, denn da Timur dem Tode nahe kömmt, fürchten seine Umgebungen, die Castilier möchten, wenn sie länger blieben, den Tod des Chans noch erleben und auf der Rückreise durch alle Länder, welche sie berührten, die Kunde desselben verbreiten. Man drängt sie also zur Abreise, die sie antreten müssen, ohne den Chan nochmals gesehen zu haben, ohne von ihm verabschiedet und mit Antwort an ihren König versehen zu seyn. Vor Beschreibung der Rückreise gibt Clavijo noch eine höchst anziehende Schilderung der Stadt Samarcand und ihrer Schicksale, sowie der Art und Weise, wie Tamerlan zum Besitze derselben gelangte. Die Rückreise machten die Castilier in Gesellschaft mehrer Gesandten von andern Höfen. Sie verließen Samarcand nach mehrmonatlichem Aufenthalte. Auf der Reise nach Soltania haben sie mächtigen Schnee. Es gehet weiter nach Turis. Sie erfahren den Tod Tamerlans und setzen ihre Reise durch Armenien nach Trapezunt fort. Der Schluß

wird auf anderthalb Seiten gemeldet. Die Reise hatte gewährt vom 22. Mai 1403 bis 24. Februar 1406. Die Sprache in Clavijos Tagebuche ist rein und zierlich, auch ausgezeichnet durch flüssige Bewegung und einen modernen Anflug, welcher sie weit jünger erscheinen läßt, als die der gleichzeitigen Chroniken.

In jener bücherarmen Zeit waren, wie ich bei Gelegenheit der Ritterromane bereits angemerkt habe, Bibliotheken mit mehr als 100 Bänden eine seltene Erscheinung. Für denjenigen, welcher sich mit den Landesgeschichten bekannt machen wollte, die aus zahlreichen Chroniken zusammengelesen werden mußten, war es also eine schwierige Sache, den nöthigen Apparat zu solchem Studium zu erlangen. Am übelsten aber war es, daß, wenn man ein solches einer Bibliothek entlehntes Buch zurückgeben mußte, das Gedächtniß für das Festhalten des Gelesenen keine Stütze fand. Sorgfältige Leser pflegten sich daher aus den verschiedenen Geschichtsbüchern, welche sie studirten, Auszüge zu machen, welche hiernächst aneinandergestellt, einen Abriß eines größern Geschichtsganzen darstellten, wozu der Auszügler etwa ergänzte, was er sonst noch aus der Sage wußte. Es sind dergleichen Geschichtsabrisse mehre vorhanden, gedruckt aber nur sehr wenige. Einige beginnen mit den ältesten Zeiten; andere mit König Pelagius. Das bekannteste dieser Handbücher hat einen Hofbeamten der Königin Eleonora, der Gemahlin Johanns des I., vielleicht auch der Königin Catharina, der Gemahlin Heinrich des III., zum Verfasser, welches ein Ungenannter fortgesetzt hat. Auf Veranlassung der königl. Academie der Geschichte ward es 1781. zu Madrid herausgegeben. Nach den Forschungen des Marquis von Mondejar heißt jener Hofbeamter Juan Rodriguez de Cuenca. Der Verfasser der Zusätze, ein Zeitgenosse Heinrich IV., hat augenscheinlich auch einige Stellen entfernt und durch eigene Einschiebsel ergänzt. Namentlich scheinen die Nachrichten über Johann I., Peter den Grausamen, Heinrich III. dieser Art zu seyn, sowie ihm auch die Geschichte Johanns II. allein angehört. Peter der Grausame erscheint in einem weit vortheilhafteren Lichte als beim Ayala, und diese Zusätze sind die Hauptquellen, aus welchen spätere Geschichtschreiber geschöpft haben, um Ayala zu verdächtigen und Pedro von den Flecken zu reinigen, welche er in des Großkanzlers Darstellung zeigt. Nach einer kurzen Einleitung beginnt dieses verständig geordnete Geschichtssummarium mit Pelagius und gibt von diesem und den folgenden Königen kurze Nachrich-

ten. Von den ältern sind nur Fruela, Alfons der Keusche, Ramiro I. etwas ausführlicher als die übrigen, nur mit dürftigen Worten abgemachten Regierungen behandelt. Drei Viertheile der Geschichte Ramiros I. füllt die erweckliche Rede, welche dieser König auf seinem Sterbebette an seinen Sohn Ordoño hielt, worin er ihm mit väterlicher, rührender Beredsamkeit seine Pflichten als König und Mensch einschärft. Dann ist erst wieder Ferdinand I. der Große weitläuftiger besprochen. Die dazwischen fallenden Regierungen sind nur mit dürren Notizen bedacht worden. In Ferdinands Geschichte ist auch nur der Handel mit dem Papste und dem Kaiser, welche von Castilien Tribut verlangten, mit einer angenehmern Umständlichkeit vorgetragen. Wir lesen hier die muthigen Rathschläge, welche der Cid dem furchtsam gewordenen Könige gab, mit deren Befolgung er nach ehrenvollem Kampfe sich die Freiheit von jenem Tribute gesichert sah. Es sind von dem tapfern Kämpfer hier Züge mitgetheilt, die ich anderwärts noch nicht fand. Die Erzählung bewegt sich mit anmuthiger Einfachheit. Die Theilung des Reichs unter seine Kinder wird hier dem Betriebe des heiligen Isidor zugeschrieben, welcher sie dem Könige in einem Traumgesichte empfahl. Ganz romantisch ist bei der Regierung Sancho II. die Art erzählt, wie Bellido Dolfos dazu kam, den König zu ermorden und wie ihn die Prinzessin Urraca dafür lohnte. Die interessante Erzählung, offenbar eine Sage, hat einen ungewöhnlichen Fluß. Alfonso VI. Geschichte ist dagegen sehr trocken behandelt und der Cid nur kärglich bedacht. In der Geschichte Kaisers Alfonso ist hauptsächlich ein Zug eigenhändig verwalteter Justiz, wodurch er einem Arbeiter gegen einen Infanzonen zum Rechte verhalf, anziehend. In den Geschichten der nächstfolgenden Regenten habe ich wenig Interessantes gefunden. Selbst über Alfons X. ist nur Unbedeutendes gesagt. Von Sancho IV., Ferdinand IV. sind einige anderweit mir nicht bekannte Züge mitgetheilt. Bei Alfonso XI. ist, wie schon bei mehrern frühern, auf die Chroniken dieser Könige verwiesen und nur Nachlese zu dem geliefert, was dort schon gemeldet worden. Von Alfonso XI. wird nur eine Anekdote in Bezug auf seinen Tod ausführlicher vorgetragen. Bei Pedro dem Grausamen ist das Hauptsächlichste dessen Gespräch mit einem Arzte und großen Astrologen in Bezug auf des Königs Tod. Weit ausführlicher aber ist die von fremder Hand herrührende interpolirte Geschichte, welche, wie man glaubt, den Zweck hat, für die Handlungen des Königs

eine mildere Beurtheilung herbei zu führen, was aber mindestens sehr ungeschickt ausgeführt ist, indem Don Pedro in dieser apokryphen Geschichte Flecken genug behält, welche ihm ein Anrecht auf den Beinamen geben, unter welchem er bekannt ist. Von Heinrich II. ist wenig beigebracht. Der Geschichte des Königs Heinrich III. hat der Fortsetzer eine mit Fabeln ausgestattete andere Erzählung untergeschoben. Die ausführliche Geschichte Johanns II. ist nicht zu Ende geführt. Ich habe dieses Compendiums nähere Erwähnung gethan, weil dasselbe gar häufig als Autorität angezogen wird. Es ist aber nicht viel Neues daraus zu lernen und das Neue nicht gerade immer das Verbürgte. Ein einfacher, schmuckloser Styl herrscht aber durch das ganze Buch und erhebt sich, wo in das Einzelne gehende Züge gemeldet werden, zu lebendiger Schilderung.

Gleichfalls ein Zeitgenosse Johanns I. war Johann de Alfaro, von welchem eine noch nicht gedruckte Chronik Königs Johann I. von Castilien in einer Handschrift vorhanden ist, deren Buchstaben ganz denen entsprechen, welche am Ende des vierzehnten und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts üblich waren. Die Schrift wird von den spanischen Uebersetzern der Peuterweisschen Geschichte als prachtvoll geschildert. Sie befindet sich auf 162 Pergamentblättern, führt aber die Geschichte Johanns nur bis zur Schlacht von Aljubarrota. Der Verfasser muß ein Zeitgenosse des Königs gewesen seyn; denn über verschiedene Ereignisse äußert er sich als Augenzeuge. Den Styl dieser Chronik finden die erwähnten Uebersetzer correcter, als den der meisten übrigen. Schon der Anfang ist nicht gemein, obwohl die Länge des Satzes nicht geschickt aus der Verworrenheit der Gedankenschichten herausgesponnen ist. „Damit (so beginnt Alfaro) männliche Thaten im allgemeinen Gedächtnisse bleiben und ein Muster werden für gute Handlungen und damit sie den andern Menschen und Geschlechtern nicht verkommen und befleckt erscheinen und wie denn auch in den Geschichten am höchsten die edele Abkunft und die Großthaten glänzen, mittelst deren Menschen es weiter gebracht haben, wie z. B. in den Geschichten der Heiligen und Kaiser und anderer wackerer Männer, so habe ich mir vorgenommen, die berühmten Thaten unseres herrlichen und höchst vortrefflichen, glückseligen Königs Johann nach ihrem Verfolge und Eintreffen zu beschreiben". Ein anderer Satz, den die Uebersetzer mittheilen, enthält einen Anflug von Pragmatismus: „Die Leute des Königs hätten sich, nachdem die Rückkehr nach der Stadt ge-

wonnen war, und da der König Nachricht hatte, daß der von Portugal, wie ganz unzweideutige Worte desselben erkennen ließen, des Sinnes war, heimzukehren, an dem Siege sollen genügen lassen; doch hielt er es für schimpflich, den Rath der jüngern Ritter, welche er um sich hatte und vieler andern, welche im Vortrabe sich befanden, unbefolgt zu lassen, obwohl Alfons von Villagarcia u. s. w. dem Könige zuriefen und zu bereden suchten, Se. Gnaden möchten befehlen, daß nicht mit den Portugiesen gekämpft werde, weil des Königs Leute und Schaaren sehr ermüdet wären, ein etwaiger Rückzug ihnen sehr nachtheilig werden müsse; der König, welcher dessen nicht achtete, gab dem Pferde die Sporen und Alle folgten ihm in die Schlacht." Da von den Herrn Cortina und Mellmede ertheilte Zusage, die Chronik Alfonso zu veröffentlichen, ist an der Unbill der Zeiten gescheitert, sowie mir denn auch von dem verheißenen Erscheinen des Diccionario biografico de Españoles celebres, in welchem sie ein alphabetisches Verzeichniß von spanischen Geschichtschreibern und Chroniken mit Angabe der hauptsächlichsten Ausgaben ihrer Schriften zu liefern versprechen, nichts bekannt geworden ist. — Leider habe ich von der größern Anzahl der dieser Zeit angehörigen Chroniken, von denen die meisten noch ungedruckt seyn mögen, keine anschauende eigene Kenntniß erhalten können. Man sollte glauben, daß die Menge dieser Schriften, die Begünstigung und Autorisation ihrer Verfasser durch die Regierung, das Interesse der Großen und Könige an der Abfassung, welches nicht selten bis zu thätiger Theilnahme sich steigerte, auf eine reiche Blüthe der historischen Kunst in Spanien schließen lassen dürfte. Allein dem ist nicht also. Dienten auch einige der von mir näher erwähnten Erzeugnisse der spanischen Historiographie des bisher überschauten Zeitraumes auf eine höhere Cultur der historischen Behandlung und ziehen sie an durch liebenswürdige Unbefangenheit und Einfalt, durch Lebendigkeit einzelner Schilderungen, namentlich in Schlachtgemälden und durch ein reges Nationalgefühl, wirft auch der romantische Rittergeist lieblich schimmernde poetische Streiflichter auf solche Darstellungen, so fehlt doch auf der andern Seite den meisten Arbeiten dieser Art noch der unterscheidende Nationalcharakter, der Horizont der historischen Kritik ist ungemein eng, abgeschmackte Fabeln werden weniger abgewiesen als willig aufgenommen und die Mehrzahl bleibt an der Schranke der Dürftigkeit in Auffassung und Darstellung stehen ohne Anspruch auf ästhetische Betrachtung. Von einem völlig

durchgeführten Versuche, die innere Geschichte wahrhaft historischer Personen psychologisch zu interpretiren und mit den Erscheinungen in der Aussenwelt durch Nachweis der Beziehungen und Wechselwirkungen in Uebereinstimmung zu setzen und so die Begebenheiten dramatisch zu entwickeln, ist noch nicht die Rede. Ayala zeigt zu dem Allen erst die Anlage. Die oben gerühmten Vorzüge trifft man auch nur in den Beschreibungen, welche Augenzeugen und Zeitgenossen von historischen Vorgängen lieferten. Hier war auch für schwächere Talente die Aufgabe nicht zu schwer. Man brauchte eben in der Kunst der historischen Beobachtung noch kein Meister zu seyn, und den Höhen freier Geistesentwickelung gerade nicht im Auge nahe gekommen zu seyn, und dasjenige, was die allgemeinere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, nach seiner Weise und aus dem von der Umgebung verstatteten Gesichtspunkte aufzufassen und darzustellen. Die Erzählung früherer Vorgänge verdient in der Regel keine historische Beachtung, weil dergleichen fast immer aus andern, zum Theil mit ungleichartigen Veränderungen, entlehnt ist. Diese Geschichten früherer Zeit hausen ohne innere Verbindung Thatsache auf Thatsache in weitschichtigen handwurmartig sich dehnenden Perioden. Müssen sie doch einmal Punktum machen, so können sie sich doch nicht enthalten, sogleich wieder mit Und den abgebrochenen Zusammenhang herzustellen. Das rhetorische Ungeschick und der Mangel ästhetischer Bildung offenbart sich aber vornehmlich in den Reden, womit die Chronisten eine dramatische Abwechslung in ihre Darstellungen bringen zu müssen glauben. Angenehm überrascht wird man aber vielfach von den Regungen ritterlicher Nationalität, wenn sich dieselbe auch noch nicht zu einer durchgehenden Selbständigkeit und zum ausgeprägten Charakter gebildet hat. Hätte die Nation nicht der Geschmack an Rittergeschichten beherrscht, so würde bei der bedeutenden Masse historischen Sinnes und der offenbaren Vorliebe für geschichtliche Darstellung, welche den Spaniern schon früh eigen waren, die Historiographie in Spanien schon jetzt einen Aufschwung genommen haben, den erst eine spätere Zeit gewähren liess. — Hätten wir des Infanten Juan Manuel Chronik von Spanien, so würden wir wahrscheinlich beurtheilen können, wie weit die Cultur historischer Darstellung sich in dem bisher betrachteten Zeitraume erhoben. Denn Niemanden ist mehr als ihm zuzutrauen, dass er jene dem Ziele näher geführt haben möchte, welches in dieser Epoche überhaupt erreichbar gewesen ist. —

Daß während dieser Zeit auch noch andere Felder der spanischen Beredsamkeit äußerlich angebaut waren, ist mir nicht bekannt geworden. Gedrucktes der Art ist auch wahrscheinlich nicht vorhanden. Dagegen ist kaum zu zweifeln, daß in Handschriften manches Sprachdenkmal, welches zu den Anfängen der schönen Prosa gerechnet werden könnte, vorkommen mag. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der spanische Ernst bei seiner so deutlich dargelegten Richtung auf das Didaktische, dieses nur in poetischen Formen solle verarbeitet haben. Die vorgeschrittene Cultur der Wissenschaften, das Uebergewicht der Verstandesthätigkeit über die poetische Bildungskraft, die praktische Lebensweisheit, welche der frühern idealen Auffassungsweise und Behandlung der Lebensverhältnisse gegenüber getreten war, die Bekanntschaft mit einzelnen Vorbildern des classischen Alterthums machen die Hervorbringung didaktischer Schriften in annähernd schöner Prosa zu einer fast nothwendigen Annahme. Auffallend muß es daher seyn, daß von diesen höchst wahrscheinlichen Ueberresten der spanischen Beredsamkeit so gar wenig zu Tage gekommen ist, noch irgend hergebrachte Celebrität Anlaß zu weitern Nachforschungen gegeben hat, um solche Schätze an das Licht zu ziehen. Der schöne Eifer für das Hervorziehen solcher ehrwürdigen Denkmale des nationalen Alterthums, welcher sich während der letzten Jahre des Regimentes Ferdinands VII. regte, ist aber leider für lange Zeit erloschen, indem die Regierung seiner bedauernswerthen Tochter, welche jeden Tag Kämpfe um ihre Existenz bestehen muß, solchen friedlichen Bestrebungen nicht förderlich seyn kann. Lange werden an diesem Kinde die Frevel heimgesucht, welche dem rechtmäßigen Thronerben seiner angeborenen Rechte beraubten, um eine Unmündige auf den Thron eines bewegten Reiches zu setzen, dessen Lenkung der festesten Mannesband bedurft hätte.

Darſtellung
der ſpaniſchen Literatur
im Mittelalter.

Von

Ludwig Clarus.

Mit einer Vorrede

von

Joſeph v. Görres.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann.

1846.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß des erſten Bandes.

Seite

Vorwort III

Vorrede des Verfaſſers XIX

Einleitung 1

Allgemeine Schilderung von Spanien und ſeiner alten Bewohner. — Spanien unter den Römern. — Völkerwanderung. — Einfluß des Chriſtenthums. — Pflege der Wiſſenſchaften unter demſelben. — Abſterben der claſſiſchen Latinität und Emporkommen der gemeinen Redeweiſe. — Sprachmengerei. — Weſtgothiſches Reich in Spanien. — Arabiſche Herrſchaft. — Pelayo. — Allmähliche Wiederausbreitung des chriſtlichen Glaubens durch ſeine Nachfolger. — Gründung Caſtiliens. — Der Cid. — Verfaſſung der neuen Staaten. — Kunſt und Wiſſenſchaft. — Chevalerie. — Mauriſche Einflüſſe auf dieſelbe. — Verehrung des weiblichen Geſchlechtes. — Die Galanterie. — Geiſt der Abenteuer. — Spaniſcher Nationalcharakter.

Bildung und Entwickelung der ſpaniſchen Sprache . . 68

Benennung. — Alter — namentlich als Schriftſprache. — Urſprung in der lingua Romana. — Das Romance. — Verwandtſchaft der neuern romaniſchen Sprachen mit dem Latein. — Fremde Beſtandtheile des ſpaniſchen Idioms: — lateiniſche aus der Volks- und Schrift-Sprache, — griechiſche, — deutſche, — hebräiſche, — phöniziſche, — celtiſche, — arabiſche, — Zigeunerſprache. — Regeln, nach denen die Umbildung der Wörter aus fremden Sprachen in ſpaniſche erfolgte, nach Folgeordnung der Buchſtaben im Alphabete. — Veränderung nach den Begriffsbeziehungen. — Entſtehung der Artikel. — Flexionen. — Regeln für die Bildung der verſchiedenen Arten von Wörtern. — Weßhalb vom Syntax hinweggeſehen worden. — Der Reim. — Allgemeine Charakteriſtik der ſpaniſchen Sprache. —

Geſchichte der ſpaniſchen Literatur von den älteſten Zeiten bis auf König Johann II.

Romanzen-Poeſie 133

Epiſche Anfänge — aus der Wirklichkeit hervorgegangen. —

Seite

Weſen und Vortrag der Romanze. — Versart. — Redondillen. — Romanzen vom Cid. — Eintheilung der Romanzen: — 1) hiſtoriſche, 2) Ritter-Romanzen, 3) mauriſche, 4) Schäfer-Romanzen, 5) vermiſchte Proben einiger alten Romanzen.

Das Gedicht vom Cid 187

Sprache und Zeit der Abfaſſung deſſelben. — Auszug und Analyſe des Gedichtes. — Feſtſtellung ſeines poetiſchen Werthes.

Das Gedicht vom Grafen Fernan Gonzalez und andere epiſche Verſuche 220

Proben aus dem Gedichte vom Grafen Fernan Gonzalez. Seine muthmaßliche Geltung in der Literaturgeſchichte. — Lebensbeſchreibungen des Königs Apollonius, der Maria Egyptiaca und die Anbetung der h. drei Könige.

Kirchliche Epik. — Gonzalo von Berceo 229

Einfluß der Kirche auf das Epos. — Nachrichten über das Leben Gonzalo's de Berceo. — Seine Poeſien. — Leben des Dominicus von Silos. — Leben San Millans. — Das Gedicht vom Meßopfer. — Das Martyrium des h. Laurentius. — Die Lobpreiſungen der Jungfrau Maria. — Die Zeichen des jüngſten Gerichtes. — Die Wunder unſerer lieben Frau. — Der Schmerz der Jungfrau am Leidenstage ihres Sohnes. — Das Leben der h. Oria.

Romantiſch ritterliche Epik, namentlich das Gedicht von Alexander dem Großen 271

Wie Alexander der Große zum Helden dieſer Epik geworden. — Vermuthungen über den Verfaſſer der ſpaniſchen Alexandreis. — Gutachten über den poetiſchen Werth dieſes Gedichtes. — Ausführlicher Auszug aus demſelben. — Alexanders Briefe an ſeine Mutter.

Die ſpaniſchen Ritter-Romane 304

Allgemeine Bemerkungen über dieſelben. — Der Amadis von Gallien. — Verbreitung der Lectüre dieſes Ritterbuches. — Fortſetzungen deſſelben. — Angabe der verſchiedenen Amadis-Romane. — Schlußbemerkungen über die alte ſpaniſche Epik.

Anbruch der didaktiſchen Richtung. — König Alfonſo X. 327

Wie das didaktiſche Element aufkam. — Alfonſos X. Leben und Werke. — Das fuero Real. — Las siete partidas. — Lieder. — Das Buch der Klagen. — Das Buch vom Schatze. — Alfonſos hiſtoriſche Werke.

Verhältniß der provencaliſchen Literatur zur caſtilianiſchen. Entzweiung der Volks- und Kunſtpoeſie 341

Wie kam die Troubadours-Poeſie an den Hof von Caſtilien? —

Seite

Der Troubadour Guiraut Riquier an Alfonsos Hofe. — Sein Sendschreiben an den König. — Bemerkungen über die fahrenden Sänger. — Gründe der Scheidung derselben von den Hofdichtern.

Alfonsos X. Nachfolger 354

Der Infant Juan Manuel und seine Werke 357

Allgemeine Betrachtungen. — Leben des Prinzen. — Sein Graf Lucanor. — Beurtheilung desselben. — Ausführlicher Auszug aus diesem Buche mit vollständigen Proben. — Uebrige Schriften des Prinzen.

Der Erzpriester Juan Ruiz und seine didaktischen Poesieen 398

Charakteristik dieser Poesie. — Ausführliche Analyse derselben mit Auszügen. — Einsetzung dieser Dichtungen in ihren rechten Werth. — Urtheile Anderer darüber.

Des Rabbi Santo und Anderer didaktische Poesieen 428

Lopez Ayala und seine Dichtungen 432

Leben Ayalas. — Das Reimwerk vom Palaste. — Angabe des Inhalts mit Proben. — Urtheil über dieses Gedicht.

Ayalas prosaische Werke 446

Seine historischen Darstellungen. — Proben daraus. — Des Mauren Benhaatin Ermahnungen an den König Peter den Grausamen in Bezug auf die Regierung seines Landes. — Schilderung Bertrand du Guesclins.

Andere prosaische Schriften aus dieser Zeit. — Ruy Gonzalez de Clavijo. — Juan Rodriguez de Cuenca. — Joan de Alfaro. — Chroniken 455

Juan Nuñez de Villasan. — Auszug aus Ruy Gonzalez de Clavijo Reise ins Morgenland. — Abrisse der spanischen Geschichte, namentlich von Juan R. de Cuenca Alfaros und Anderer Chroniken. — Schluß.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Geſchichte der ſpaniſchen Literatur von den Zeiten König Johanns II. bis in die Zeiten Ferdinands und Iſabellens.

Seite

Einleitung 3

Allgemeine Schilderung des Geiſtes dieſer Periode und ihrer Verſchiedenheit von der vorigen, vermittelt durch die Herrſchaft des ſubjectiven Geiſtes.

Einfluß der provencaliſchen Dichtkunſt. Allgemeine Schilderung derſelben, ihrer Formen und ihrer Behandlung. Spaniſche Troubadours 10

Sprache der Troubadours. — Name. — Jongleurs. — Regeln und Arten ihrer Dichtkunſt. — Herrſchaft des Verſtandes. — Metaphyſik der Liebe, ghibelliniſches Colorit. — Aufnahme der ausgewanderten Troubadours in Spanien. — Verfall ihres Geſanges in deſſen Heimath. — Die jeux floraux, das gai saber. — Conſiſtorien dieſer Kunſt in Spanien.

König Johann II. von Caſtillen. Seine Regierung und Stellung zur Literatur 27

Weßhalb dieſe Regierungsgeſchichte ausführlicher erwähnt wird. Erzählung derſelben. — Johanns Neigung zu Kunſt und Wiſſenſchaft.

Poetiſcher Hof König Johanns II. — Der Marquis von Villena und ſeine Werke 38

Leben Villenas. — Angabe ſeiner Werke. — Sein Standpunkt in der Poetik. — Auszüge aus ſeiner arte de trobar und Beurtheilung derſelben.

Der Marquis von Santillana. — Sein Leben und ſeine Schriften, namentlich das berühmte Sendſchreiben über die Poeſie 47

Lebensbeſchreibung. — Seine Biographie von Pulgar. — Art der Poetik des Marquis, belegt durch ſein hiſtoriſch-kritiſches Sendſchreiben. — Liebes- und Kriegs-Lieder. — Sonette. —

Allegoriſche, didaktiſche, religiöſe Dichtungen des Marquis. — Seine Sprichwörter. — Coronacion de Mosen Jordi.

Juan de Mena, ſein Leben und poetiſches Wirken . . 86
Lebensgeſchichte. — Sein laberinto. — Auszug aus dieſem Gedichte. — Beurtheilung deſſelben. — Andere gelehrte Gedichte Menas. — Liebeslieder.

Die Dichterfamilie Manrique und ihre poetiſchen Hervorbringungen 107
Rodrigo Manrique. — Gomez Manrique. — Seine Elegie auf Santillana. — Jorge Manrique. — Trauergeſang über den Hintritt ſeines Vaters. — Liebeslieder. — Scherzgedicht.

Allgemeine Bemerkungen über die Dichter an Johanns II. Hofe und die üblichen Dichtformen . . . 122
Die poetiſche Gloſſe — canciones — villancicos.

Fernan Perez de Guzman und ſeine Poeſieen . . . 125
Sein Leben. — Angabe ſeiner Schriften. — Verzeichniß ſeiner größern Dichtungen, religiöſe und didaktiſche. — Gedichte.

Poeſieen des Rodriguez del Padron 138
Sein Leben, ſeine Liebeslieder. — Amors zehn Gebote. — Die ſieben Freuden Amors.

Macias der Verliebte 143
Sein Leben, Lieben und Dichten.

Poeſieen des Garci-Sanchez von Badajoz 149
Leciones de Job. — Die Hölle der Liebe. — Andere Liebesgedichte.

Alonzo von Cartagena 160
Seine Familie und ſein Leben. — Angabe ſeiner Schriften. — Nähere Erwähnung mehrer kleinen Liebesgedichte. — Didaktiſche Poeſieen.

Der Baccalaureus Alonzo de la Torre und ſeine Hervorbringungen in Poeſie und Proſa 169
Feſtſtellung ſeiner Perſon. — Seine Liebeslieder. — Die liebliche Erſcheinung der Philoſophie und freien Künſte. — Proben daraus.

Der heilige Vicente Ferrer und ſeine Predigtgabe . 185
Sein Leben und Wirken in Rede und Schrift.

Alvar Garcia de Santa Maria. — Alfonſo Alvarez de Villaſandino und Francisco Imperial 188
Poeſieen dieſer Dichter, welche zum Theil verſchollen ſind und Nachrichten über ſie.

Poeſieen des Diego de San Pedro 193
Seine Liebeslieder, ſeine didaktiſche Poeſie.

Seite

Die übrigen Dichter des Johanneiſchen Zeitalters. — Ihre Gleichartigkeit. — Sammlungen ihrer Gedichte in den verſchiedenen cancioneros. — Sonderung des poetiſchen Vorrathes 199

Nachrichten über die verſchiedenen Liederſammlungen, namentlich des Baena. — Der cancionero general. — Ausgaben deſſelben. — Angabe des Inhalts und der darin aufgenommenen 138 Dichter. — Böhl de Fabers Floresta de Rimas antiguas Castellanas.

Geiſtliche Gedichte 210

Allgemeine Bemerkungen. — Juan Tallante. — Der poetiſche Mariencultus und ſeine Berechtigung. — Niclas Nuñez. — Diego Lopez Haro. — Alonzo de Proaza. — Ginez de Cañizares. — Poetiſche Behandlung des jüngſten Gerichtes.

Lehrgedicht 237

Geiſt deſſelben. — Fernando de Ludueña. — Rodrigo Oſorio.

Liebeslieder 246

Geiſt derſelben. — Alvarez de Ayllon. — Luis de Vivero. — Suarez. — Juan Manuel. — Vizconde de Altamira. — Alvar Fernandez de Almeida. — Diego Lopez de Haro. — Antonio de Velasco. — Coſtana. — Pedro de Torrellas. — Juan Alvarez Gato. — Der Commendador Roman. — Aſtorga. — Tapia. — Nuñez. — Badajoz el Muſico. — Graf von Oliva. — Alonſo de Cardena. — Francesco Carroz. — Quiros. — Escriva. —

Scherzgedichte 277

Grund der Magerkeit dieſes Capitels. — Suarez. — Suero de Ribera. — Pedro de Torrellas. — Hernan Meria. — Juan de la Encina — Disparates.

Dramatiſche Literatur des ſpaniſchen Mittelalters . 290

Einleitung. — Hervorgang des Drama aus dem Cultus und Verbindung mit demſelben. — Wie das komiſche Element in die kirchliche Dramatik gekommen. — Geiſtliche Actors. — Betheiligung der Jongleurs. — Allegoriſche Compoſitionen.

Der Todtentanz 305

Bedeutung dieſes Vorwurfs im Mittelalter. — Ob dieß Stück zur dramatiſchen Literatur zu rechnen. — Angabe des Inhalts. — Hofſtücke.

Die comedieta de Ponza des Marquis von Santillana 309

Angabe des Inhaltes und Beurtheilung.

Dramatiſche Ausbeute der Liederbücher 312

Seite

Zwei merkwürdige Dialogen von Puerto Carrero und dem Commendador Escriva. — Auszüge aus denſelben.

Das Geſpräch: Mingo Rebulgo 321
Irrige Anſichten über dieſes Stück. — Vermuthungen über den Verfaſſer. — Inhalt.

Juan de la Encina und ſeine Werke 324
Leben. — Schriften. — Seine Poetik. — Lyriſche Gedichte. — Zuſtand der Bühne. — Encinas Eclogen. — Vorſtellung derſelben und Angabe ihres Inhaltes. — Faſtnachtsſpiele. — Liebesſpiele. — Ein Auto.

Gil Vicente's ſpaniſche Dramen 344
Allgemeine Bemerkungen. — Vicentes Autos. — Weihnachtsſpiele. — Comedia de Rubena. — Vicentes Tragikomödie. — Auto von den Aerzten. — Die Komödie: Der Wittwer. — Vicente als Lyriker.

Die Tragikomödie: Cöleſtina 357
Nähere Charakteriſirung dieſes merkwürdigen Werkes. — Der Baccalaureus Fernando von Rojas als Verfaſſer. — Analyſe der einundzwanzig Acte deſſelben und Proben des Dialogs. — Das Geſpräch Amors mit einem Alten.

Geſchichte der ſchönen Proſa dieſes Zeitraumes . . 407
Vorbemerkung.

Biographiſche Arbeit des Gutierre Diez de Games 409
Leben des Grafen Pedro Niño de Buelna. — Charakteriſtik und Auszüge aus demſelben.

Cibda Reals Briefſammlung 418
Die ſpaniſchen Epiſtolographen. — Cibda Reals Leben. — Inhalt der bedeutenderen ſeiner Briefe.

Fernan Perez de Guzmans proſaiſche Schriften 428
Wie nach der Anſicht des Fernan Perez Geſchichte beſchrieben werden muß. — Seine Biographie von Heinrich III., Johann II. und anderen berühmten Zeitgenoſſen. — Proben und Auszüge.

Proſa des Hernando del Pulgar 441
Pulgars Leben. — Seine Schriften. — Die claros varones de Castilla. — Charakteriſtik und nähere Angabe dieſer Biographien. — Pulgars Briefſammlung; ihr geſchichtlicher und äſthetiſcher Werth. — Nähere Angabe des Inhaltes.

Chronik Alvaro's de Luna 457
Vermuthungen über den Verfaſſer. — Beurtheilung. — Ausführlicher Auszug und Proben.

Erwähnung einiger öffentlichen Urkunden 489
Urkunde für Alvaro de Luna. — Vertrag von Tordeſillas.

Seite

Der Paß der Ehren (paseo honroso) 491
Abenteuerliche Unternehmung des Suero de Quiñones.

Diego de Valera's Proſa 494
Valeras Leben. — Seine Schriften. — Chronik. — Sein Tratado. — Seine Briefe.

Nachleſe von Hiſtorikern. — Der Prinz Carlos von Viana. — Pedro Rodriguez de Almela. — Lope Garcia de Salazar. — Alonzo de Palencia. — Gaubert de Vagad 500

Allgemeine Betrachtungen über die Hiſtoriographie des fünfzehnten Jahrhunderts 507

Didaktik dieſes Zeitraumes. — Lope Barrientos. — Alonzo Martin de Toledo. — Juan Lopez de Palacios Rubios 510
Magerkeit der didaktiſchen Werke dieſer Zeit. — Leben des Lopez de Palacios Rubios. — Seine Abhandlung über die kriegeriſche Tapferkeit. — Proben daraus.

Die Königin Iſabella als Briefſtellerin 516
Seltenheit ſpaniſcher Briefe. — Zwei Briefe der Königin.

Stellung der Königin Iſabella zur ſpaniſchen Literatur 522
Ob ſie am Ende oder im Anfange einer Literatur-Epoche ſtehet. Nur Erſteres iſt anzunehmen. — Beweiſe dafür. — Irrthum des Paters Clemencin. — Ueberſetzungszeitalter. — Gelehrte Damen. — Iſabellens Verdienſt.

Chriſtlicher Geiſt der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters. Geiſtliche Beredſamkeit 527
Chriſtliche Poſitivität in den Geiſteswerken dieſer Zeit. — Seltſames Zurückbleiben der geiſtlichen Beredſamkeit. — Capmanys Urtheil darüber. — Zweifel, welche daſſelbe erregt.

Schlußüberſicht 532

Zweiter Theil.

Geſchichte

der ſpaniſchen Literatur von den Zeiten König Johanns II. bis in die Zeiten Ferdinands und Iſabellens.

Einleitung.

Allgemeine Schilderung des Geiſtes dieſer Periode.

Es iſt kein Grund vorhanden, von der bei ſpaniſchen Literatoren hergebrachten und ſchon von Velasquez befolgten Weiſe abzugehen, wornach man in der Geſchichte der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters mit der Regierung König Johanns II., deren Antritt in ein Jahr mit Ayalas Tode fällt (1407.), eine neue Epoche beginnen läßt. Freilich gebet der Anlaß zu einem ſolchen Abſchnitte zunächſt nur von der caſtilianiſchen Poeſie aus. Denn nur im Gange ihrer Ausbildung berechtigen bemerkbare Veränderungen und der Hervortritt weſentlich anderer Richtungen zu einem Abſchluſſe der Vorzeit. Allein die Geſchichtſchreibung vergibt ſich nichts, wenn ſie die Betrachtung des Geſammtinhaltes der ſpaniſchen Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts jener Rückſicht auf einen Theil derſelben unterordnet. Die Wichtigkeit, welche die übrige ſchöne Literatur der Caſtilianer bisher anſprechen konnte, erſchien, wie ich genugſam habe ſehen laſſen, neben der Beachtung, welche die Poeſie fordern konnte, ſo untergeordnet, und die Poeſie machte ſo ſehr den Hauptbeſtandtheil der Literatur aus, daß ihr gar wohl zugeſtanden werden mag, als Repräſentantin der Literatur, deren Epoche zu beſtimmen. Velasquez weiß in ſeiner ſeichten Manier das unterſcheidende Moment, welches die Sonderung der mittelalterlichen Poeſie der Spanier in zwei Epochen begründet, freilich nur durch die Bemerkung zu rechtfertigen, daß König Johanns II. „Liebe zur Dichtkunſt und vorzügliche Gunſt gegen Diejenigen, welche ſich darin hervorthaten, der caſtilianiſchen Poeſie ein ganz anderes Anſehen gegeben, als dieſelbe bisher gehabt hatte[1]).“

1) La segunda edad de la Poesia Castellana se puede fixar desde el

Der Hof, ſo ſagt er weiterhin, folgte dem Geſchmacke des Königs und die vornehmſten Herren dieſes Hofes thaten ſich durch ihre Geſchicklichkeit in der Dichtkunſt hervor.“ — Was uns Velasquez hier bietet, ſiehet allerdings aus wie ein Schlüſſel, allein nur etwa in der Art, wie nach Aomus im Rheinweinliede der thüringer Rebenſaft dem Weine gleicht. Denn mit dieſem Schlüſſel wird uns die Thür des Verſtändniſſes über den innern Grund der vorgenommenen Periodenſcheidung eben ſo wenig eröffnet, als das Herz von jenem Weine. Velasquez hat ſich vielleicht nicht ohne Bedacht des Wortes „Anſehen“ (semblante) bedient, um etwa nur die Aeußerlichkeit ſeiner Bemerkung zu bezeichnen. Sehen wir uns daher nach einem beſſern Aufſchluſſe um! Derſelbe wird ſicherlich nicht ungefunden bleiben, wenn man nur nicht darauf beſtehet, den Eintritt einer Epoche durchaus mit einem beſtimmten Jahre angegeben haben zu wollen. Ein ſolcher terminus dotorius läßt ſich nicht nachweiſen. Vielmehr muß auch hier der Anfang einer Regierung als der Eintritt Deſſen betrachtet werden, was im Keimen und theilweiſer Entwickelung ſchon früher vorhanden, unter dieſer Regierung und mittelſt derſelben zu völliger Entfaltung gelangte. Um dem ſchon einmal auf die Zeitalter der caſtilianiſchen Literatur angewendeten Bilde des Menſchenalters nicht untreu zu werden, mag man dieſe Zeit derjenigen Periode im Leben des Jünglings vergleichen, wo ſich mit einem Male wunderbar ſchnell eine Entwickelung der geiſtigen Blüthe zu zeigen beginnt, welche von der Jugend mehr die Farbe als die Kraft trägt, während andere innere Momente, welche in der ganzen Lebensökonomie entſcheidend wirken, mit mächtiger, ſelbſt tödtlicher Gewalt im unerforſchten Eingeweide, den über Tod oder Fortdauer entſcheidenden Kampf der Entwickelungsepoche gegen und miteinander liefern. Die caſtilianiſche Monarchie war in ihren tiefſten Grundfeſten erſchüttert, als mit dem abſterbenden vierzehnten Jahrhunderte dasjenige Element erloſch, welches in der Poeſie eine epiſche Auffaſſung der Gegenſtände bedingte. Von einem Hervortreten des Perſönlichen der Dichter waren in den frühern Dichtungen nur beiläu-

---

año 1407., en que empezò à reinar D. Juan II. cuya passion por la Poesia, e inclinacion à favorecer à todos los que se aventajaban en ella, hizo que la Castellana tomase un semblante diferente del que hasta alli avia tenido. — La corte siguiò el gusto del Principe y los señores mas principales de ella se distinguieron entonces por la habilidad de hacer versos.

ſige und zufällige Spuren anzutreffen. Das eigentliche Hervorbrechen des ſubjectiven Geiſtes war dem neuen Zeitabſchnitte vorbehalten. Eine ſpecifiſche Eigenthümlichkeit der bisherigen Ereigniſſe der caſtilianiſchen Poeſie war der ganz objective, romantiſch-ritterliche Geiſt, der nicht ſowohl dem Dichter als der ganzen Nation eignete. Nicht allein die Chevalerie, welche in den poetiſchen Darſtellungen der ritterlichen Liebe ſich durchgängig abſpiegelt, ſondern auch die hohe Einfalt der frommen Empfindungen, welche in den geiſtlichen Sangesweiſen ſich vernehmen laſſen, erſcheinen weit weniger als Empfindungen des dichtenden Individuums, denn als Ergüſſe eines allgemein herrſchenden Geiſtes und eines durch das geſammte Volk waltenden Glaubens. Deßhalb bleibt es auch dem feinſten Blicke ſcharf ſondernder Kritik unmöglich, in dem Vorrathe der unzähligen Romanzen, welche dem Inhalte und der Auffaſſungsweiſe des Thatſächlichen, wenn auch nicht der ſprachlichen Form nach der frühern Zeit angehören, hervortretende ſubjective Beſonderheiten zu bemerken und durch beſonnene Scheidungen der individuellen Eigenheiten den unbekannten Verfaſſern ihre jeweiligen Erzeugniſſe nachzuweiſen. Selbſt die Ueberbleibſel der älteſten caſtilianiſchen Poeſie, welche mit dem Namen und einigen Lebensumſtänden der Verfaſſer auf uns gekommen ſind, würden ohne dieſe Notizen und ohne die ſprachlichen Altersdifferenzen, welche der Sprachenarchäologe daran nachzuweiſen vermag, ſo wenige Data zur Unterſcheidung der Verfaſſer oder gar deren Perſönlichkeiten an die Hand geben, daß man ſich recht wohl verſucht fühlen könnte, Geiſt und Inhalt mehrer Gedichte, welche entſchieden beſondere Verfaſſer haben, auf einen einzigen zu beziehen. Der Durchbruch des ſubjectiven Geiſtes, welcher in die Gruppen der vorhandenen Poeſieen Sonderung bringt, zeigt ſich ſchon ſehr bemerkbar in den didaktiſchen Symptomen, welche den Zuſtand der Dichtkunſt ſeit Alfonſo X. begleiten. In Juan Manuels, des Erzprieſters von Hita und Avalas dichteriſchen Erzeugniſſen ſpiegelt ſich ſchon ſehr genau die Individualität der Verfaſſer ab, welche die erſten deutlichen Repräſentanten jenes ſubjectiven Geiſtes ſind, der unter der Regierung Johanns II. von dem ſpaniſchen Parnaſſe Beſitz nahm, aber doch keineswegs ſo, daß er ſchon jene Geltung und Ausprägung gewonnen hätte, welche er bei andern Nationen durch mächtiger in ihren Erzeugniſſen hervortretende Perſönlichkeit der Dichter ſich aneignete. Die Kraft der unmittelbaren und objectiven Empfindung erloſch. Die Künſtlichkeit des in die poetiſche

Wirksamkeit über die Gebühr hineingezogenen und ohne bestimmten Halt mit dem Gefühle nur tändelnden Verstandes, welche der subjectiven Gemüthlichkeit Abbruch that, führte statt der früheren natürlichen Einheit und Allgemeinheit des poetischen Auffassens und Darstellens, eine gemachte gemeinsame Art des Empfindens und Denkens herbei, welche den kaum frei gewordenen subjectiven Geist aufs Neue gewissermaßen in Fesseln schlug und die Entwickelung zur völliger Reife in den dichtenden Individuen verhinderte. Deutlicher wird sich die Begrenzung der Individualität durch Einnahme eines allgemeinen Standpunktes, welcher die subjectiven Differenzen der Dichter wieder ausgleichen mußte, aus der Schilderung des Einflusses der provenzalischen Poesie auf die Castilianische erkennen lassen. Das frühere Vorwalten des nun in die Subjectivität umgeschlagenen epischen Geistes war zugleich das Bindemittel gewesen, durch welches die Kunstpoesie mit der Volkspoesie noch zusammenhing, indem die Hervorbringungen beider die epische Form als ihren Ausdruck suchten und fanden, wobei die Kunstpoesie als angeregt durch die Volkspoesie erscheint. Dem fünfzehnten Jahrhunderte war es vorbehalten, nach Erlöschung dieses Bindemittels, welches, wie bereits gezeigt worden, nur noch im Romane einseitig vorhielt, den Gegensatz beider Bereiche der Poesie schärfer hervortreten zu lassen und vermöge der schon oben angegebenen Scheideelemente die Entfremdung der nun aus einander gehenden Richtungen darzustellen. Suchte auch die Volkspoesie anfangs im epischen Gange sich fortzubewegen, so wollte es ihr doch damit je länger, je weniger gelingen, indem ihr Inhalt und Ton, ohne daß sie sich dessen erwehren konnte, sich bedeutend erweiterten und änderten. Die Dichter hörten auf zur Offenbarung ihres Gemüthes eines in der Außenwelt liegenden Stoffes oder Herganges zu bedürfen. Der äußere Schauplatz der besungenen kriegerischen und ritterlichen Thaten wurde daher mehr und mehr verlassen und dafür die innere Welt der Seele und der Gedanken, wie sie sich aus äußerlichen Anlassen je zur Freude, zur Reflexion oder Trauer neigte oder gestaltete, zum Tummelplatze der poetischen Bestrebungen gemacht, wobei die Alltagswelt *neben* und bald auch *vor* den abenteuerlichen, kriegerischen und ritterlichen Zuständen und Verhältnissen, die nun immer mehr ein gespanntes und unheimathliches Wesen neben der Gegenwart annahmen, ihr Recht zugesprochen erhielt. Die Anfänge dieser Richtung offenbarten ihren Hervorgang aus dem Epischen noch da-

durch, daß ſie mehr eine Rückſpiegelung der Seele durch äußere Objecte zum Gegenſtande nahmen. Dieß geſchah ſeltener, als die Poeſie ſich mehr gewöhnte, ihren Stoff in der unmittelbaren Sphäre innerlicher Empfindung aufzuſuchen. So verliert ſich das epiſche Element auch in der Volkspoeſie in das Lyriſche, ohne daß jedoch die Lyrik in gleicher Art ein Bindemittel mit der Kunſtpoeſie wurde, als die Epik es geweſen war, denn der lyriſche Volksgeſang ſtellte ſich nie unter die Herrſchaft des Gedankens, welcher von allgemeinen Anſichten aus die poetiſche Gemüthswelt modelt und regiert. Ihr blieb die Fülle der Urſprünglichkeit und der unmittelbaren Kraft, welche die Anwandelungen zur Gemüthloſigkeit, zu denen die Ausartung des Volksgeſanges durch das Treiben der fahrenden Bänkelſänger (Jongleurs) hintrieb, glücklich überwand. Während in der erſten Epoche die Volkspoeſie ihre epiſche Wirkſamkeit der Kunſtpoeſie mittheilte und letztere unter dieſem Einfluſſe bis zu dem Stadium ſich entwickelte, wo in dem überhand nehmenden didaktiſchen Weſen nur die Rückſicht auf das wirkliche Leben und die vernünftige Wirklichkeit an den epiſchen Ausgangspunkt erinnerte kehrte ſich in Johanns II. Zeitalter das Verhältniß um, indem die Lyrik, zu deren Tiefen und labyrinthiſchen Gründen die Poeſie aus den Ebenen der Epik durch die didaktiſchen Nebel und Irrlichter ſich hindurch gearbeitet, von der Kunſtpoeſie aus die Volkspoeſie durchdrang und zur Umgeſtaltung der letztern wirkte. Deßhalb währte auch in der Volkspoeſie die Epik länger fort und ſie mag noch in einer reichlichen Fülle von Romanzen ſich weiter entwickelt haben, ehe ſie zum reinen Erguſſe der Empfindung, welchen die echte Lyrik fodert, gelangte und dieſe zum eigentlichen Lebensprincip machte. Obwohl nun die Lyrik als das Bindeſeil ſich darſtellt, welches die beiden Doppelgängerinnen gleich den zwei von Natur verbundenen Siameſen zu einem gemeinſchaftlichen Gange hätte verknüpfen ſollen, ſo trat doch zwiſchen beiden Schweſtern eine weit ſchärfere Entfremdung ein und ſie ſchieden ſich in ihren Gegenſatz weit ſtrenger aus einander, als die gemeinſamen Quellen, aus denen ſie genährt wurden, vermuthen laſſen konnten. Nächſt der ſchon berührten natürlichen Differenz beider Gattungen der Poeſie, welche die Sonderung organiſch unterhält, trat ein ſchon in der vorigen Epoche ziemlich ſtark ausgeprägtes Element mit trennender Kraft zwiſchen beide. Es war die ſchon beim Juan Ruiz und Ayala ſehr kenntlich und durchaus charakteriſtiſch hervortretende Neigung, die Poeſie zum

Vehikel der Lebensklugheit zu machen und ſie als Magd von Verſtandesübungen anzuſtellen, wobei dasjenige, was ſonſt den Lebensquell und die Seele, die Bewegung und den Schwung der Poeſie ausmacht, mehr als das Untergeordnete und Zufällige betrachtet ward. Es wurde den Kunſtdichtern mehr und mehr ein bloßes Verkleidungsmittel, um die Nacktheit ihrer proſaiſchen Zwecke dem erſten Anblicke zu entziehen. Allegoriſche Rüſtungen und moraliſche Betrachtungen wurden zur Tagesordnung. Zur vollkommenen Entfremdung von der Volkspoeſie gedieh es aber, als der gleichfalls ſeit Alfonſo X. von jenem Elemente getragene Geſchmack an Gelehrſamkeit der Einbildung ſich verſchwiſterte, daß gelehrtes Beiwerk, namentlich aber mythologiſche Anſpielungen, edler Prunk in einem Gedichte ſeyen. Die Sorgfalt der in ſolchen Grundſätzen gelehrigen Muſe wendete ſich entſprechender Weiſe auch mehr der Cultur von Außendingen und Nebenſachen zu, deren Politur die Verbauung der Tiefe des Gefühles und die Einkerkerung der Freiheit der Phantaſie zu verbergen, geeignet gehalten wurden. Dieſem gelehrten Apparate gegenüber, welchem nicht ſelten die Nachahmung der Alten, die man noch nicht wieder zu verſtehen gelernt, als Leben ausſaugender Vampyr ſich zugeſellte, verharrte die Volksdichtung in alter Einfachheit und gerieth damit in immer weitere Schiedniß von der Kunſtpoeſie, ſo wie in eine, ihr freilich nur zuträgliche, Hofmuſenferne. Lebendig friſch und einfach naiv bewegte ſich in nationaler Ungezwungenheit die Volksliederpoeſie in einer Sphäre, welche weit unter den Schichten der Hofluft ſich befand. Keinen Zweifel aber erleidet es, und wird durch die nachfolgende Geſchichte dargethan, daß mancher der vornehmen Sänger am Hofe, dem eine muntere poetiſche Ader ſchlug, welche es im courfähigen Zwangscoſtüme zu der als Bedürfniß gefühlten Bewegung nicht zu bringen vermochte, ſich aus dem kalten Glanze des Hofprunkes hinwegſtahl und am Volksparnaſſe einer andern Muſe huldigte, die er für ſeine Hofſünden um Verzeihung bat, weßhalb denn auch manches Lied aus dem Nachlaſſe vornehmer Dichter hervorgegangen iſt, das ſich eines friſchen, thatkräftigen Lebens erfreuet, wie es in der Hofatmosphäre ſonſt eben nicht zu gedeihen pflegt. Die Anſätze zu ſo Etwas zeigen ſich ſchon beim Juan Ruiz, deſſen poetiſche Beidlebigkeit jedoch nicht in getrennte Richtungen auseinanderfiel, (deren eine ſich vor der andern gewiſſermaßen ſchämte, wie bei den vornehmen Dichtern der Fall war, welche abwechſelnd auch in der Volkspoeſie ſich verſuchten.)

der vielmehr die beiden Gattungen, so gut es geben wollte, noch zu vereinigen sich beflißt. Sehr gut bezeichnet Wolf die Verschiedenheit der Form, welche die Kunst- und Hofpoesie dem kunstlosen Volksgesange gegenüber beobachtete und des Inhaltes, an dem sie ihre Kunst zu bewähren sich gefiel: „In ersterer Beziehung, sagt er, bemerken wir ein sichtbares Streben nach Eleganz im Ausdrucke, einen weit künstlichern Perioden- und Strophenbau [1]), das Festhalten und Ausspinnen eines Gedankens, bis alle seine Wendungen erschöpft sind, ein gesuchtes Spielen mit Begriffen und Worten, ein beinahe schulgerechtes Argumentiren in poetischen Syllogismen mit einer epigrammatisch-sententiösen Pointe; in letzterer sind die in ein System gebrachte und in Förmlichkeiten festgebannte Liebe und eine dogmatisirende Andacht, verbunden mit einer grübelnden Spitzfindigkeit und einem reizbaren Geiste der Controverse fast die ausschließenden Gegenstände derselben. Zwar läßt sich auch aus den Erzeugnissen dieser kunstmäßigen Lyrik (die den Inhalt der cancioneros ausmachen), Eigenthümlichkeit und Nationalität nicht absprechen; aber diese Umgestaltung der Kunstpoesie im Verhältnisse der vorhergehenden Epoche war doch zu auffallend, als daß sie ohne eine äußere Einwirkung so hätte vor sich gehen können."

---

1) Auch hierin spiegelt sich der Vorgang in des Erzpriesters von Hita metrischer Mannichfaltigkeit.

Einfluß der provencalischen Dichtkunst. Allgemeine Schilderung derselben, ihre Formen und ihrer Behandlung. Spanische Troubadours.

Dieser äußere Einfluß ging von der provencalischen Dichtkunst aus. Derselbe ergeß sich aus zwei Quellen in das Gebiet der castilianischen Poesie, einer ursprünglichen und einer abgeleiteten. Die erstere macht sich bemerkbar in der Aufnahme, welche der ächte Troubadoursgesang an Alfonso X. Hofe fand, was gehörigen Ortes gemeldet werden, wo auch angegeben ist, weßhalb diese Einwirkung der provencalischen Dichtkunst für die spanische keine erheblichen Veränderungen zur Folge haben konnte. Fortgedauert hat sie aber im Stillen immer, wie die Dichtungen des Erzpriesters von Hita und Ayalas ganz unzweideutig erkennen lassen. Mächtiger wirkte der Einfluß der abgeleiteten Quelle, welcher sich offenbart in der Uebersiedelung des Nachwuchses der Provencalpoesie von Toulouse nach Barcelona und von da an den castilianischen Hof König Johanns II., die ich bei der Erwähnungder literarischen Verdienste der Marquise von Villena und Santillana ausführlicher erzählen werde. An sich ist die Verbreitung einer Herrschaft der provencalischen Dichtkunst über die pyrenäische Halbinsel sehr erklärlich. Denn das Gebiet der Sprache, welche jener Dichtkunst diente, begriff einen Theil dieser Halbinsel in sich. Nach analogen Principien und unter ähnlichen Umständen als in Spanien hatte sich auf einem gemeinsamen Typus aus der verderbenen Latinität des ersten Mittelalters im südlichen Frankreich, welches in Erinnerung an die römische Benennung provincia [1]), Provence hieß, eine Landessprache gebildet, welche sich vorzugsweise lengua Romana, oder schlechtweg Romans nannte, wie die übrigen romanischen Sprachen ebenfalls, später aber zum Unterschiede von denselben den Namen der Limosinischen annahm. Weit früher als ihre romanischen Schwestern war sich diese Landessprache für den literari-

1) Die freilich eine ganz andere geographische Bedeutung hatte, indem sie nur die östliche Hälfte von Südfrankreich begriff.

ſchen Gebrauch, namentlich für die Poeſie, geſchickt geworden. Leicht verbreitete ſich dieſes Idiom nach Spanien; denn dahin konnte aus dem ſüdlichen Frankreich Alles leicht und ungehindert übergeben. Ohnehin hielt das ganze Mittelalter hindurch Nachbarſchaft und Handlung über Toulon und Marſeille beide Länder in Verbindung. Noch enger ward letztere ſeit dem Jahre 1100., wo der berengariſche Regentenſtamm zu Barcelona die nordöſtlichen Provinzen Spaniens mit den ſüdlichen von Frankreich zu einem Reiche zuſammenknüpfte. Bis zum Jahre 1137. wurden Catalonien, Provence, Cerdagne ſammt Rouſſillon und Aragonien erobert. Die Nachkommen dieſes Regentenhauſes eroberten die baleariſchen Inſeln und Valencia. Die ſchön und lieblich ausgebildete reiche Sprache der Provence fand in den ſpaniſchen Ländern ihrer Herrſcher leichten Eingang und willige Aufnahme, ſo daß in dieſen Beſitzungen der limoſiniſche Dialect alsbald der herrſchende ward. Während das Limoſiniſche ſpäterhin in Südfrankreich gänzlich ausartete, hat ſich dieſe Mundart in Aragonien, Catalonien, Valencia, Murcia und auf den Balearen noch bis ins vorige Jahrhundert in einer gewiſſen Reinheit erhalten. Die ächten Provencalen behaupteten aber immer eine größere Feinheit und Reinheit ihrer Mundart vor dem ſpaniſchen Limoſiniſch. Als die Grafen von Barcelona die Provence mit ihrem Gebiete vereinigten, blühete dort bereits der Geſang der Troubadours, wie ſich die provencaliſchen Dichter nannten, und hatte die Volkspoeſie der Bänkelſänger durch eine kunſtreichere und gebildetere Poeſie erſetzt. Die Poeſie der Troubadours war eine Blüthe des Rittergeiſtes und fand daher am ritterlichen Geſchlechte der Berengare, welche dieſen Geiſt pflegten und bildeten, freigebige Gönner. So erweiterte ſich das Bereich dieſer Poeſie auch über ſämmtliche Beſitzungen der Grafen von Barcelona in Spanien. Wie der Hof der Könige, ſo ſtanden auch die Schlöſſer der älteſten und berühmteſten Familien von Aragonien und Catalonien einheimiſchen und fremden Troubadours offen. Daß neben dem Namen der Troubadours auch noch der Name Jongleurs für die Dichter in provencaliſcher Mundart üblich war und zuletzt etwas Anrüchiges erhalten hatte, habe ich bereits bei der Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen Guirant Riquier und Alfonſo X. ausführlicher gemeldet. Im Allgemeinen [1]) findet aber zwiſchen beiden Benennungen eine

1) Im Folgenden habe ich vorzügliche Rückſicht auf Diez claſſiſches

feſte Unterſcheidung ſtatt, indem Jongleur der Name aller derjenigen war, welche aus der Poeſie oder Muſik ein Gewerbe machten, Troubadours aber alle diejenigen genannt wurden, die ſich mit der Kunſtpoeſie beſchäftigten, wobei es auf den Stand des Dichters oder den Umſtand, ob denſelben Dichterluſt oder Lohnbegier zum Erfinden (trobare) bewegten, nicht ankam. Die Dichter, welche eine Belohnung annahmen, konnten daher, wie auch geſchah, füglich mit beiden Namen genannt werden. Iſt der Unterſchied auch ein feſter, ſo darf man denſelben doch nicht etwa ſo faſſen, als ob dieſe Benennungen die Maſſe der Dichter in zwei Abtheilungen ſondern und einander ausſchließen ſollten. Ein Jongleur konnte ein Volksdichter ſeyn, ein Troubadour war es etwa nur nebenher; denn Troubadour iſt die techniſche Bezeichnung für Kunſtdichter, wobei wiederum hauptſächlich nur die Rückſicht auf die Form des Gedichtes, welche den für giltig anerkannten Kunſtregeln entſprechen mußte, maaßgebend war. Beachtenswerth iſt, daß, wie es ſcheint, auch nur die Lyrik allein in das Kunſtbereich der Troubadours gerechnet zu ſeyn ſcheint, indem die Gedichte von epiſchen Charakter, welche natürlich ſchon der Länge wegen nicht in ſo künſtlichen Formen als die lyriſchen Compoſitionen auftreten konnten, in geringerm Anſehen ſtanden und wohl der Volkspoeſie zugeſchoben werden mochten, wie es denn von den Kunſtdichtern ſehr übel vermerkt wurde, wenn Romane und Erzählungen bei vornehmen Leuten eine auszeichnende Aufnahme fanden. Die Troubadours gefallen ſich dagegen als anſpruchsvolle Kunſtdichter in dem Hinweiſe auf die Kunſt, den Geiſt, die Wiſſenſchaft und den Fleiß, womit ſie ihre Hervorbringungen ausſtatten müſſen. Sie rühmen ſich namentlich der Mühe, womit ſie die Sprache bearbeiten und behandeln, feilen u. ſ. w. Deßhalb ſind ſie auch immer ängſtlich in Bewahrung der Reinheit des Textes und ſorgen, daß ſolcher nicht durch Jongleurs verſtümmelt oder verändert werde. So war das kunſtmäßige Dichten kein leichtes Ding, galt für einen ehrenvollen Beruf und verſchaffte Gunſt bei Hofe; ſelbſt die Fürſten verſchmäheten nicht, um den Ruhm eines Troubadours zu buhlen. Die Kunſtpoeſie war daher zugleich meiſt Hofpoeſie; wenigſtens iſt an den Höfen und für die Höfe das Schönſte geſungen, was uns die provenca-

---

Werk: Die Poeſie der Troubadours genommen, was denn auch in Brinkmeiers Werke: Die provencaliſchen Troubadours, billiger Weiſe geſchehen iſt.

liſche Poeſie bietet. Der Vortrag dieſer Erzeugniſſe der Hofmuſen geſchah in der Regel mit einer gewiſſen Oeffentlichkeit und Feſtlichkeit vor gegenwärtigem Hofe oder ſonſt einer erlauchten Verſammlung und Geſellſchaft. Gelang es dem Dichter, ſich den Beifall ſeiner vornehmen Zuhörer zu gewinnen, ſo waren die anſehnlichſten Geſchenke ihm ſicher und er ward auch ſonſt auf die mannichfaltigſte Weiſe geehrt. Auf ſolche Ehren warf nur der Umſtand zuweilen einen Schatten, daß die Geehrten denn doch öfters vom Publikum auf eine Linie mit den niedern Jongleurs geſtellt wurden, auf welchen im Allgemeinen eine Art Verachtung ruhete. Um ſich von denſelben noch auffallender zu unterſcheiden, fügten die Troubadours der ſchwierigen metriſchen Form ihrer Geſänge auch noch die dunkle Rede bei, und das ſogenannte verdeckte, dunkle und ſpitzfindige Dichten ward bei Vielen als ein beſonderer Vorzug betrachtet. Um die Jongleurs gänzlich auszuſtechen, gaben die ſpätern Troubadours ihren Geſängen auch einen gelehrten Beigeſchmack und ſuchten durch Auswahl erhabener Gegenſtände oder Gedanken ſich von dem Pöbel der Volksdichter vornehm abzuſondern. Der Hauptunterſchied vom einfachen und mißachteten Volksgeſange ward aber allezeit durch die beſondere Pflege der poetiſchen Kunſtform erzielt, welche die Troubadours allerdings bis zu der Höhe ausgebildet haben, deren ihre Sprache fähig ſeyn mochte. Hier wendete ſich ihr Fleiß zunächſt auf die Structur des Verſes. Sie kannten hauptſächlich neun Arten von Verſen, unter denen die jambiſchen die vorherrſchenden waren und unter dieſen wiederum die 6—10ſylbigen, ſo daß der ſechsſylbige hauptſächlich für das Lied, der achtſylbige vornämlich für die Erzählung gewählt wurde. Noch ſchärfer ſuchten die Troubadours durch einen kunſtvollen Strophenbau die Trennung von der einfachen Versverknüpfung, womit die Volkspoeſie ſich begnügte, lebendig zu erhalten. Ein Reichthum mannichfaltiger Weiſen der Strophenbildung gehört daher zu den beſondern Eigenthümlichkeiten der provencaliſchen Kunſtdichtung. Eine Eigenthümlichkeit der Lieder der Troubadours iſt das Geleit: tornada, eine Art Epilog, in der Regel eine Anrede, worin der Dichter Beziehungen zur Sprache bringt, welche im Gedichte ſelbſt nicht füglich untergebracht werden konnten. Zuweilen iſt es ein Auftrag an den Boten, der das Gedicht überbringt oder an dieſes ſelbſt, wovon wir bei dem Erzprieſter von Hita auch in der caſtilianiſchen Poeſie be-

reits Spuren fanden. Daß die Troubadours auch durch eine vorzüglich kunstvolle Behandlung der Reime die Volkspoesie zu überbieten und durch ein geistreiches Verschlingungsspiel mit denselben auf eine recht unterscheidende Weise der einfältigen und eintönenden Reimerei der Volksdichtung gegenüber zu treten suchten, begreift sich aus der Tendenz der Kunstdichtung. Namentlich bemüheten sich einige Troubadours, durch schwere Reime diese Tendenz zu verwirklichen, wobei sie nicht selten auf ein Getändel mit Reimen verfielen. Die Dichtgattungen, in denen sich die Troubadours versuchten, waren hauptsächlich folgende:

1) Die Canzone, welche ausschließlich erotische oder religiöse Gedanken verarbeitete, sich auf keine bestimmte Form beschränkte, sondern alle Versarten, selbst die Mischung langer und kurzer Verse zuließ, welche oft einen kunstvollen Strophenbau zur Folge hat. Die Anzahl der Strophen, so wie der Verszeilen sind nicht, wie etwa im Italienischen, durch eine Regel bestimmt.

2) Das Sirventes (eigentlich ein Dienstgedicht, d. h. ein Gedicht, welches ein Hofdichter im Dienste seines Herrn verfertigte). Dasselbe behandelte niemals Liebesangelegenheiten. Der Inhalt war meistens Lob oder Rüge in eigenen und öffentlichen Angelegenheiten. Der Gebrauch des Metrums, der Versarten und des Strophenbaues bindet sich auch bei dieser Gattung an keine besondere Regel.

3) Dieß ist auch nicht beim Klageliede — planh — der Fall.

4) Sehr bekannt sind die Tenzonen, in deren allemal ein Streit erörtert wird. Betraf derselbe Liebessachen, so hieß die Tenzone Liebesspiel. Voran stehen gewöhnlich zwei sich widersprechende Sätze, welche vom Dichter dem Gegner zur Vertheidigung angeboten werden. Der Gegner wählt und sucht seine Wahl sogleich zu rechtfertigen, hat aber allemal das Schicksal, daß der Fragesteller ihn einer verkehrten Wahl beschuldigt und nun das Gegentheil vertheidigt. Hat sich die Dialektik in Erörterung der Gründe und Gegengründe erschöpft, so wird entweder derjenige, der das letzte Wort behielt, als Sieger betrachtet, oder es thuen eine oder mehre dazu ernannte Personen den Ausspruch. Der Gefragte muß die vom Frager angegebenen Reime beibehalten.

5) Das Schäferlied gab nach einer kurzen Einleitung ein Ge-

ſpräch des Dichters mit einem Schäfer oder einer Schäferin und hieß Kuhhirtenlied, Vaqueyra, wenn eine Kuhhirtin redend eingeführt ward. Dieß Lied liebt lange Strophen mit kurzen Verſen.

6) Eine beſondere Gattung Liebeslieder ſind das Tageslied alba und das Abendlied serena (woher Serenade). Das erſtere feiert das Glück zweier Liebenden, indem es den Tagesanbruch verwünſcht und im letztern ſehnt ſich der Liebende nach dem Freude bringenden Abend. Albas mit religiöſem Inhalte ſind ſelten.

Dunkle Gedichte pflegte man wohl zu gloſſiren. Die erzählenden Gedichte, welche novas (Novellen) oder contes (Erzählungen) hießen, intereſſiren hier weniger. Was dagegen den Inhalt betrifft, ſo iſt vor allen Dingen bemerkenswerth, daß die Dichter ihre Individualitäten zuweilen bis zur Verwiſchung allgemein angenommenen poetiſchen Anſchauungen unterordneten und ihren Gegenſtand immer nur aus dem gemeinſam anerkannten Geſichtspunkte betrachteten. Dadurch gewinnt die Poeſie des Troubadours eine gewiſſe Monotonie, welche zu der Verſuchung hinführt, die Erzeugniſſe verſchiedener Dichter und Zeiten für das Werk des nämlichen Individuums zu halten. Diez ſpricht ſogar die Möglichkeit aus, ſich die ganze Provencalenliteratur als das Werk eines Dichters zu denken, das nur in verſchiedenen Stimmungen hervorgebracht wurde. Die Einfalt der Zeit, der durch die Genügſamkeit an einer völlig einſeitigen Idealität und durch eine weit verbreitete Unwiſſenheit in fruchtbaren Kenntniſſen unterhaltene Mangel an Ideen und entſchieden originalen Geiſtern, ſo wie die beſtändige Rückſicht auf die Muſik, welche manchen Zaum anlegte, erklären dieſe Einförmigkeit. Es iſt daher vergebens in den Schilderungen der Natur, in der Auffaſſung der Liebesempfindungen, der Betrachtung der Welt und ihrer Richtungen ꝛc. einen verſchiedenen Geiſt unter den zahlreichen Troubadours aufſuchen zu wollen. Der einzige Unterſchied, welchen das Talent zu erringen ſuchte, war: Den zunftmäßig gewordenen Gedanken in neuer Art vorzutragen. Die ganze Poeſie der Troubadours, vornämlich aber die erotiſche Abtheilung derſelben ſtellt ſich daher dar als eine ins Endloſe fortgeſetzte Variation eines Themas. Sie ſchöpfte lediglich aus ſich ſelbſt und der Natur. Die Bemühung, die zum Gemeingute gewordene Anſchauung feſtzuhalten und der vorgeſchriebenen Richtung beſtändig zu folgen,

brachte es von selbst mit sich, daß über dem Dichten der Verstand des Troubadours vorzugsweise thätig seyn mußte und alle regellosen, wenn auch noch so originalen Ergüsse des poetischen Gefühls als verpönte Auswüchse zurückgehalten wurden. So darf es denn nicht befremden, daß namentlich die Erotik der berühmteste Bestandtheil des übrig gebliebenen Troubadourengesanges, mehr als ein Erzeugniß des Verstandes, als der Empfindung sich darstellt. Wenn man sich an dasjenige erinnert, was ich bei Erörterung des Einflusses des Rittertums auf die Literatur, über die Verehrung des Weibes gesagt habe, und wie jedem Ritter oblag, seine Huldigungen dem schönen Geschlechte und jeglichem Mitgliede desselben darzubringen, so wird man begreifen, wie dieß Verhältniß jedem, der ritterlicher Gesinnung sich rühmen mochte, die Verpflichtung auferlegte, in jedweder Frau, selbst wenn er sie nicht persönlich liebte, eine Heldin zu erblicken. War ihm die Gabe der Dichtung verliehen, so gesellte sich jener Schuld die Obliegenheit zu, sie poetisch zu feiern, wozu natürlich eine besonders auserkoren ward, wenn nicht der Dichter schon eine Privatflamme bei sich glühen fühlte. So gerieth die dichtende Minne wie von selbst unter die Botmäßigkeit des Verstandes und dieser raffinirte, wie auf das Glänzendste, Erfolgreichste jener poetischen Obliegenheit genügt werden könne. Schon hieraus erklärt sich, weßhalb solche Liebeshändel (wenn nicht, wie eben so natürlich, der poetische Cultus in den wirklichen Minnedienst umschlug) meist geistiger Art blieben, nicht zu ehelichen Verbindungen führten und zwischen Personen Statt finden konnten, unter denen die Standesverschiedenheit und anderweite Ehe jeden Gedanken an Vermählung ausschlossen. Für die Carenz in der physischen Liebe, welche ein solches Verhältniß auflegte, wußten sich die Dichter ohne Furcht vor dem Vorwurfe der Untreue in andern Revieren schadlos zu halten. Das Lieben ward daher gleich dem Dichten selbst eine Kunst oder Wissenschaft und nach Regeln getrieben. Dabei wurde die Liebe durch Allegorie personificirt und eine förmliche poetische Metaphysik ihres Wesens ausgearbeitet, wonach sie den Troubadours als Schöpferin alles dessen erscheint, was den Menschen adelt und gleichsam als Urborn aller Humanität und das Leben verschönernden Künste. In ihr gehet die Schönheit Alles andern auf, was des Menschen Herz erfreuet, oder empfängt vielmehr erst von ihr der Schönheit Weihe, wie

z. B. die Jahreszeiten, welche nur dann ſchön ſind, wenn ſie dem Liebenden ſein Ziel erreichen laſſen. Daß die Geliebte als völlige Gebieterin der Perſon und geiſtigen und leiblichen Habe des liebenden Sängers erſcheint, verſtehet ſich von ſelbſt. Geduld und Verſchwiegenheit ſind Cardinaltugenden eines ächten Liebhabers. letztere nöthigt denſelben zur höchſten Behutſamkeit in der Bezeichnung des geliebten Gegenſtandes. Damit die Geliebte aber ſich ſelber in den ihr gewidmeten Liedern erkenne, wurden geheime Beziehungen, die nur ihr allein bekannt waren, angedeutet. Wurden dieſe anderweit ruchbar, ſo ſchadete es nicht. Die Dame war doch nicht genannt und die Schicklichkeit gewahrt. Wirkliche Liebſchaften lagen wohl meiſtens den Tageliedern und Abendliedern zum Grunde, weßhalb in dieſen vorzüglich jene ſchmelzende, zur Ueppigkeit aufwallende Innigkeit angetroffen wird, welche der Ausdruck des wahren Gefühles zu ſeyn pflegt. Die hier ſo häufig auffallende Verwegenheit bildet einen merkwürdigen Gegenſatz zu der anderwärts ſichtbaren Schüchternheit, welche zu den eminenten Vorzügen der Geliebten kaum aufzuſchauen wagt und den Liebhaber aller Thatkraft beraubt, ſo daß er ſelbſt vor dem Geſtändniſſe ſeiner Empfindungen zittert und unbedeutende Gunſterweiſe zu erbitten für unbeſcheidenen Wunſch hält, während die Bewilligung einer ſolchen Kleinigkeit den liebenden Dichter vor Entzücken außer ſich ſetzt. Das Ausgeſuchteſte aber legt ſich in der Schilderung der übermenſchlichen Vorzüge zu Tage, welche dem gefeierten Gegenſtande eignen ſollen. Hier geben die Troubadours, indem ſie einen wahren Götzen aus ihrer Geliebten methodiſch zurecht drechſeln und daneben die wahrhaft göttlichen Dinge und ihren Urheber in einen ſündlichen Schatten ſtellen, um den Abgott und deſſen Zuthaten zu heben, bis zur Ruchloſigkeit[1]) und das religiöſe Aergerniß, das wir daran nehmen, geſtattet uns nicht, den wirklichen Kunſtgenuß zu haben, den ein Heide etwa aus dieſen Kühnheiten zu ſchöpfen im Stande ſeyn möchte. — Kein Wunder, daß die Dichter es weit ärger finden als den Tod, wenn ſie veranlaßt ſind, ſich von der Geliebten zu trennen oder weil ſie gar keine Hoffnung haben, ihr zu gefallen, von

1) Z. B. wenn ein Troubadour es ſich zum Verdienſt rechnet, der Schönheit ſeiner Geliebten wegen den Verſtand zu verlieren und Gott einen Vorwurf daraus macht, wenn er ihm dieſe Sünde nicht verzeihen wollte.

derſelben abzulaſſen. Am reinſten zeigt ſich dieſes Schmerzgefühl noch bei dem Tode der Freundinnen. Wo das Leben und Weben in Liebesgedanken ſo ausſchließlich das lyriſche Element in Bewegung ſetzte, blieb für die poetiſche Entwickelung des religiöſen Gefühls in der Lyrik kein Raum, die Poeſie fand ihre Aufgabe in Verherrlichung der irdiſchen Minne und behielt für die Feier der göttlichen Liebe keine Zeit und Kraft, obwohl einige religiöſe Lieder beweiſen, wie Herrliches die provencaliſche Poeſie in dieſem Felde hätte hervorbringen können. Was neben dieſen lyriſchen Hervorbringungen den Troubadours an poetiſcher Kraft übrig blieb, wendeten ſie der Gattung des Sirventos zu, welches gleich den Minneliedern muſikaliſch vorgetragen wurden. In dieſer erheben ſich die Troubadours auf den Stuhl des Richters irdiſcher Verhältniſſe und Beziehungen, dem da gebühret Lob zu ſpenden und Tadel. Man fürchtete ihre Urtheile und Anmaßungen auf dieſem eigenmächtig angenommenen Poſten. Obwohl ſelbſt keineswegs Tugendſpiegel und vielfach in nichtigen und verwerflichen Meinungen und Anſichten verſtrickt, warfen ſich eine Menge Troubadours in die Bruſt und vermaßen ſich von dem ſelbſtgefällig erhöhten Sitze ihrer Reflexion die Welt und deren Verhältniſſe zu meiſtern. Ihre Liberninage fand ſich durch allerlei Poſitives und Strenges, was ihrer Willkühr Gränzen ſetzte, beſchränkt und ſie ſuchten ſich durch Spott und Rüge an den Hütern des Beſtehenden zu rächen. Daher ihre Ausfälle auf die Geiſtlichen und auf den Papſt, gegen die Waldenſerkriege, und gegen die laſtende Herrſchaft der Franzoſen. Daß hiebei viele wahre Beſchwerden mit untergelaufen, ergibt ſich ſchon aus dem oben gemachten Zugeſtändniſſe der Verdorbenheit eines großen Theiles der Cleriſei und ihrer Verſtände in Geſinnung und That. Die bereits in der Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie während der erſten Epoche aufgezeigte Abneigung gegen die Geiſtlichkeit und die Luſt, an ihr zu tadeln und zu beſſern, hatte vorzüglich aus den Vorgängen in der provenzalen Literatur ihre Anregung empfangen. Hiſtoriſch begründet war die Feindſeligkeit der ritterlichen Sänger gegen Papſt und Cleriſei hauptſächlich dadurch, daß jene zur Fahne der Kaiſer, d. h. der Ghibellinen ſchworen und daher in natürlicher Fehde mit den Welfen lebten, zu denen der Papſt und die Franzoſen gehörten. Wenn man ſich dieſes vergegenwärtigt, ſo wird man die gegenſeitigen poetiſchen Zornausbrüche zu würdigen und den hiſtoriſchen

Gehalt von der persönlichen Erbitterung und Gehässigkeit zu sondern wissen und vorsichtiger in der Behandlung solcher Aeußerungen als historischer Beweisstücke seyn. Manche jener Troubadours erscheinen als Vorläufer des gepriesenen Ulrich von Hutten, welcher bei eigener larer Moral und nicht sehr gewissenhafter Wahl seiner Mittel sich berufen fühlte, in ähnlicher Weise an Besserung der sittlichen Zustände seiner Zeit zu arbeiten, ohne, wie sichs gebührte, bei sich selber anzufangen. Aus der Furcht vor solchen Kritikern läßt sich die Art erklären, wie die Großen und Fürsten sich beflissen zeigten, die gefürchteten Troubadours, welche die Meinung des Tages in ihren Sirventes beherrschten, mit Gunst zu überhäufen, um sie zum Schweigen zu verpflichten oder sie anzuregen, der Eitelkeit der Gönner durch Lobesverkündigungen zu fröhnen. Bei solchen Erfolgen konnte die Keckheit der Dichter nur wachsen und sie wurden ein gefürchteter Stand. Unter der Maske der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit emancipirte sich das anfängliche Dienstlied zu einer herrschenden Macht. Die Angegriffenen bedienten sich anderer Troubadours, welche die Ausfälle ihrer Genossen beantworten mußten. Persönlichkeit und Leidenschaftlichkeit in den Sirventes darf daher nicht befremden. Mit giftigem Zahne wird hier nicht selten an wahrem Verdienste genagt. Unter diesen Streit- und Haderpoesien gibt es aber doch eine Art, deren Entrüstung und Anregung einem höhern Ziele gilt. Dieß sind die Kreuzlieder, welche den Aufruf enthalten, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen. War bei den moralisirenden Censuren, zu denen die Troubadours sich ermächtigt hielten, nicht selten die Regel zu beachten: nach meinen Worten, nicht nach meinen Thaten! so bezeugten die Kreuzliedsdichter durch eigene Annahme des Kreuzes und Theilnahme an den Zügen ins gelobte Land, wie es ihnen mit ihrem Aufrufe hoher Ernst sey.

Gleich dem Minneliede und dem Sirventes hat auch die Tenzone eine Einwirkung auf die castilianische Poesie ausgeübt, wenn gleich ihre Nachahmung den Urbildern gegenüber nur einfach und zahm sich ausnimmt. Sie sind abweichend von den Wettgesängen, die etwa in den alten Literaturen vorkommen, jedenfalls aber den Provencalen als Muster nicht vorschweben konnten, Spiele und Uebungen des Witzes, welche eine poetische Dialektik über einen gegebenen zweifelhaften Fall entwickeln. Ohne

Zweifel hat an diesen Streitliedern die Methode der in Frankreich mit besonderm Erfolg gepflegten scholastischen Philosophie einen entscheidenen Antheil. Wenn auch bei einzelnen zweifelhaft seyn mag, ob Frage und Antwort, Grund und Gegengrund einerlei Verfasser haben, so ist doch bei sehr vielen ganz entschieden anzunehmen, daß die Gegensätze von verschiedenen Verfassern herrühren. Man hat sich dabei zu denken, daß die Verfasser förmlich zusammenkamen, um über Liebe, Welthändel, Persönlichkeiten auf eine möglichst geistreiche Art einander bestreitend ihre Gedanken auszutauschen, indem ein Jeder den Satz des Andern angriff. Hatten die feindlichen Elemente sich allerseits und vollständig ausgesprochen, so schloß man die Versammlung, fügte das Gedicht zusammen und hatte eine Tenzone.

Da es nicht Absicht ist, hier einen Geschichtsabriß der Poesie der Troubadours zu geben, sondern nur diejenige Momente zu erheben, welche sich Einfluß und Geltung auf die spanische Poesie zu verschaffen vermochten, so lasse ich Bemerkungen über die erzählende und belehrende Poesie der Provencalen, so wie über die Minnehöfe hier ganz bei Seite, weil ich nicht habe finden können, daß diese in bedeutender Weise zur Ausbildung der spanischen Poesie beigetragen hätten. Dabei will ich jedoch nicht leugnen, daß ab und zu auch Spuren sich zeigen, wo die Erzählungen und Lehrgedichte der Provencalen den castilianischen Dichtern mit einigem Erfolge vorgeschwebt haben. So nachhaltig als bei den bisher behandelten Dichtarten konnte es aber doch nicht geschehen, weil diese in der Provence selbst ein solches Uebergewicht hatten, daß die Kunstpoesie der Erzählung sich wenig befleißigte. Die belehrende Dichtung, soweit sie nicht in den Sirventes und Tenzonen sich geben konnte, entfaltete keine so charakteristischen Eigenthümlichkeiten, daß sie bei allem Fleiße, womit sie angebauet werden mochte, eines hervorspringenden Einflusses sich rühmen konnte. Daß die in Nord- und Südfrankreich circulirenden Erzählungen auch in Spanien verbreitet waren und von spanischen Dichtern in ihrer Landessprache nacherzählt wurden, ist schon beim Berceo, Juan Manuel, dem Erzpriester von Hita und in der Betrachtung der Romanenliteratur bemerkt worden. Wie dem noch nicht wieder hervorgezogenen zweiten Werke Königs Alfonsos X., das er in Prosa verfaßte und Tesoro überschrieb, und welches Moral und Naturphilosophie behandelt, ver-

muthlich der „Schatz des Meisters Peire von Corbian" zum Grunde liegt, ist gehörigen Orts gleichfalls schon angeführt. Bei der nationalen Neigung des Castilianers zum Moralisiren, bedurfte er hierin schwerlich eines Anregens noch Vorbildes vom Auslande her, so wenig als eines Incitaments zur religiösen Begeisterung und geistlichen Poesie, indem er hier wohl eher den Lehrmeister des flüchtigen, mehr sinnlich erregbaren Provencalen hätte abgeben mögen. Die Mittheilung und Wechselwirkung war hinsichts der hervorgehobenen drei Dichtarten schon deßhalb am häufigsten und wirksamsten, weil dieselben vorzugsweise die Blüthe des provencalischen Gesanges bildeten und der fleißigsten Cultur im Vaterlande sich erfreueten. Bei allem Anscheine einer Einwirkung, die der Provencalengesang auf die Gestaltung der castilianischen Poesie ausgeübt haben möchte, müssen wir uns aber doch, wie ich schon einmal warnte, wohl hüten, auf Rechnung einer solchen Mittheilung zu viel zu setzen und die castilianische Poesie zu einer größern Schuldnerin der provencalischen zu machen, als sie erscheint, wenn man das aus allgemeinen menschlichen Anlagen, so wie das aus der besondern Richtung des Zeitalters Hervorgegangene, was sich in beiden Poesieen gemeinschaftlich findet, aussondert und nicht ohne Weiteres dergleichen in der spanischen Poesie Vorgefundenes als ein aus der Provence empfangenes Darleben ansiehet, zumal wenn es auch in den Dichtungen der andern Landessprachen sich wieder finden sollte. Eigentlichen Uebersetzungen aus einem Romanzo ins andere scheint das umschreibende und umgestaltende Mittelalter weniger hold gewesen zu seyn, als dem Hörenlassen mehr und minder erkennbarer Anklänge aus den Liedern, welche in fremden Idiomen vorzugsweise die selber dichtende Seele angesprochen hatten. — In der Provence blühete der ursprüngliche Troubadourengesang bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo er mit einem Male von seiner Höhe herabsank und in kaum einem Menschenalter seinen Verfall vollendete. Nachdem die Höfe von Provence und Toulouse verschwunden waren und im Vaterlande des Troubadourengesanges die Herrschaft der Nordfranzosen und ihres Idioms die Troubadours feindlich verdrängte, wanderten die Sänger aus und suchten eine Freistätte bei auswärtigen Gönnern. Ihr Vaterland ward des Gesanges verödet, der nur in spärlichen Liedern fortan vernommen wurde. Länger als in ihrer ursprünglichen Heimath

währte die limoſiniſche Dichtkunſt auf dem ſpaniſchen Gebiete, das ſie eingenommen hatten, fort. Denn hier regierten die Nachkommen der Sänger ſchützenden Berengare, auf welche die Vorliebe ihrer erlauchten Ahnen für den Provencalgeſang fortgeerbt war. Mehre dieſer Herrſcher dichteten ſelber, und die, welche es nicht thaten, ehrten wenigſtens die limoſiniſchen Dichter. Die catalaniſchen, aragoniſchen und valencianiſchen Troubadours ſetzten in ihrem Dialekte den Provencalengeſang in den üblichen Weiſen fort, ohne jedoch neue Richtungen in demſelben eröffnen zu können. Doch waren dieſe Sänger, wie ihnen der Marquis von Santillana, natürlich von ſeinem verwandten Standpunkte aus bezeugt, bis auf ſeine Zeit große Meiſter des limoſiniſchen Geſanges. Unter dieſen Meiſtern findet er einige vorzüglich ſowohl in Hinſicht der Inventionen als der Verſificationen, und weiß namentlich den Guillen de Berguedan, Pao de Benidre als ſehr berühmte Dichter anzuführen. Meiſen Pero March, Meiſen Jorde de Sant Jorde, Meiſen Aerrer nennt er neben jenen. Es muß von ihnen zum Theil noch bei anderer Gelegenheit die Rede ſeyn. So ſang man limoſiniſch nach der Provencalen Weiſe bis in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Könige, Infanten und die Großen ihrer Höfe ſangen mit. Bei öffentlichen Feſten und Feierlichkeiten konnte man viele poetiſche Geſpräche und Geſänge vortragen hören. Allein auch dieſe ſpaniſche Troubadourspoeſie blieb nicht unangefochten von dem Verderben, welches niedere Poſſenreißer ſchon der ächten provencaliſchen Dichtkunſt bereitet hatten. Die Kunſt kam dadurch in Geringſchätzung und Vernachläſſigung. Nach dem Verſtummen der Ritterdichter in der Provence war der dortige Provencalengeſang den Städtern überlaſſen, welche ihre Rathhäuſer und Gerichtshöfe demſelben zu Werkſtätten anwieſen und der Dichtkunſt wie andern Gewerben obrigkeitlichen Schutz gewähren zu müſſen meinten. Dieſe Erſcheinung findet ihre Erklärung und Berechtigung in der ganzen Wendung, welche um die Zeit des Aufhörens der Troubadourengeſänge in der Provence die ſocialen und bürgerlichen Verhältniſſe genommen hatten. Die Umſtände, welche den Verfall des Rittertums herbeigeführt, aus welchem jene Poeſie ihre Lebenselemente geſchöpft, waren dem Emporkommen der Städte günſtig geweſen. Die geiſtige und literariſche Verlaſſenſchaft der abgezogenen Sänger fiel nun den Städtern anheim, deren geordnete und proſaiſch-philiſtröſe Verhältniſſe natürlich den Aufſchwung einer

Poeſie nicht vermitteln konnten, die eben ihr Gedeihen in Momenten gefunden hatte, welche durch das Aufblühen der Städte erdrückt waren. Konnte ſchon die abſterbende Kraft der Chevalerie der Poeſie nur noch dadurch einige Geltung verſchaffen, daß ſie die Dichtkunſt als eine höhere Wiſſenſchaft, als ein Werk des Erlernens und wiſſenſchaftlichen Ausbildens zu behandeln begann und durch erhabenes und gelehrtes Dichten die geſchwundene Friſche des Schöpfens aus ſich ſelber zu erſetzen ſuchte, ſo waren die ſtädtiſchen Einrichtungen, unter deren Schutze die Dichtkunſt ein neues Leben gewinnen ſollte, und ihre ſtabile Zähigkeit noch weniger der Boden, auf welchem friſcher poetiſcher Nachwuchs gewärtigt werden konnte. Zum neuen Schaffen unvermögend, betrachtete man den überkommenen reichen Vorrath an Liedern nur als das höchſt erreichbar Geweſene und gewöhnte ſich, dieſelben als Vorbilder, denen die Dichtkunſt nacheifern müſſe, wenn ſie noch Tüchtiges leiſten wolle, zu betrachten. Die große Mannigfaltigkeit des Vorhandenen hatte ſchon in der Blüthezeit des Provencalengeſanges, die Möglichkeit, Neues zu erfinden, um ſo mehr erſchwert, als derſelbe, wie erwähnt, ſich durch Aufſtellung allgemeiner Geſichtspunkte, auf denen er verharrte, ohnehin willkürlich beſchränkt hatte. In der Rückſicht auf die vorhandenen Muſter, die man nachzuahmen ſich befliß, und bei der Mühe, welche es dabei bewenden ließ, dem Vorbilde nur nahe zu kommen, ohne die Macht zu beſitzen, im Wandeln auf eigener Bahn ſelbſtſtändige Erfolge zu erzielen, die nur der ſchöpferiſche Genius erreicht, wurden die dichteriſchen Erzeugniſſe, welche die Provence noch entſtehen ſah, große Werke der Anſtrengung und des Fleißes. Reflexion über das Vorbild und über ſich ſelber mußte die quellende Fruchtbarkeit des urſprünglichen Geiſtes erſetzen. Während dieſer ſelbſtſtändig ſchaffend in einem unmittelbaren Tacte und Inſtincte ſeinen Leiter findet, für die Formen ſeiner Erzeugniſſe die untrügliche Regel in ſich führt, und dieſelbe in zwangloſ vollendeter Darſtellung vollziehet, ſuchte die ſich ſelber zur Reflexion werdende Thätigkeit der dichtenden Städter nach Regeln des Dichtens, welche in dieſer ſo ins Aeußerliche übergeſchlagenen Thätigkeit, bei dem Gewande der Poeſie und deren äußern Organismus ſtehen blieben. Wer dieſe Geſetze befolgte, war ein Dichter. Das Dichten mußte daher nach Städteart in ein ganz zunftmäßiges Geſchäft ausarten. Schule iſt ein faſt zu viel ſagender Name für ſolche Zunft. Noch ehe dieſes ſchulmäßige Dichten

recht in Gang kam, wurde ein anderes Ereigniß für die Erhaltung der Provencalpoeſie wichtig. Um den Glanz dieſer einſt in ihren Mauern verherrlichten Dichtkunſt, der am Verlöſchen war, ihrer Stadt zu erhalten, ſuchten die Rathsherrn von Toulouſe in gewiſſer Art das Mäcenat derſelben ſich anzueignen. Dazu verhalf ihnen ein günſtiges Zuſammentreffen der Umſtände. Einige Spätlinge und Nachzügler der Troubadours, welche mehr durch Annahme dieſes berühmten Namens, als ihre poetiſchen Hervorbringungen ſich ein Anſehen zu geben wußten, verſammelten ſich alle Woche im Garten der Auguſtinerinnen zu Toulouſe und laſen einander ihre Poeſieen vor. Aus Ungenüge an ſolchem freien Verkehre fühlten ſie die Nothwendigkeit, der alles ſchließenden und beſchränkenden Zeit den Tribut durch Bildung einer Akademie darzubringen (1323), welche die Pflege der Dichtkunſt als ihren Zweck betrachtete, und ſich zu einem Treibhauſe conſtituirte, worin die im Freien nicht mehr gedeihenden poetiſchen Triebe gezeitigt werden ſollten. Der Stifter waren ſieben, ihr Geſchäft nannten ſie die fröhliche Wiſſenſchaft (gai saber) und ſich ſelber: die überfröhliche Geſellſchaft der ſieben Troubadours von Toulouſe (la sobregaya Companhia dels sept Trobadors de Tolosa). Ein wohledler Rath dieſer berühmten Stadt fand es ſeiner Würde angemeſſen, dieſer fröhlichen Geſellſchaft als Beſchützer ſich anzunehmen. Die Würde und das Aufſehen öffentlicher Feierlichkeiten ſollte in den erſtorbenen Trieb des Dichtens neues Leben zurückbringen. Ein pathetiſcher Aufruf in Proſa und in Verſen, mit grotesker Gelehrſamkeit ausgeſtattet, durchlief alle Städte der Provence und verkündigte, daß zu Toulouſe am 1. Mai des Jahres 1324. dem Verfaſſer des beſten Gedichtes in provencaliſcher Sprache ein goldenes Veilchen als Belohnung zuerkannt werden ſolle. Die Bewerbung um dieſen Preis war über alle Erwartung zahlreich. Der Garten der Auguſtinerinnen war gedrängt voll Neugieriger, um die eingelaufenen Gedichte verleſen zu hören. Ein Gedicht zu Ehren der Jungfrau Maria, das den Arnaud Vidal aus Caſtelnandary zum Verfaſſer hatte, gewann den Preis. Das war der Anfang der berühmten Blumenſpiele, welche ſich in wiederkehrenden Zeiten erneuerten. Vom Jahre 1355 an wurden ſtatt eines Preiſes drei vertheilt. Der ſchönſten Canzone blieb das goldene Veilchen beſtimmt, das beſte Sirventes oder Hirtengedicht erhielt eine ſilberne Jasminblüthe zum Lohne.

der gelungensten Ballade ward eine Acacienblüthe zugesagt. In welcher Art diese Blumenspiele gefeiert worden, habe ich nicht nöthig, näher anzugeben, weil ich den Marquis von Villena, welcher es sich zum hohen Verdienste anrechnet, dieß Institut in Spanien neu belebt zu haben, gehörigen Ortes selbst darüber Auskunft geben lassen werde. Bei dieser Gelegenheit wird sich auch zeigen, wie Johann I. von Aragonien um die, wie obgedacht, durch Bänkelsänger in böses Leumund gerathene Dichtkunst wieder zu Ehren zu bringen und dieselbe wieder vollkommen hoffähig zu machen, in Barcelona nach dem Muster des Toulouser ein consistorio de la gaya Ciencia einrichten ließ und die Könige Martin und Ferdinand I. diese Anstalt erweiterten und erneuerten. Alle diese Majestäten wohnten den Sitzungen der gefeierten Anstalt bei, um durch ihre Anwesenheit den Glanz derselben zu erhöhen. Die limosinische Sprache noch mehr zu heben, führte König Ferdinand dieselbe bei allen öffentlichen Verhandlungen in Urkunden und Testamenten, in Canzleien und bei Gerichten ein. So mußte wohl das Königreich Aragonien das zweite Vaterland der limosinischen Poesie werden und das provencalische Dichten wiewohl fast zum Handwerke erniedrigt, auf der pyrenäischen Halbinsel doch noch einen Nachsommer erleben, welcher besonders dadurch hervorgerufen und unterhalten ward, daß der Geist des Ritterthums den Spaniern mehr zur Natur geworden und durch die heimischen Zustände besser gepflegt, hier länger verblieb, als im übrigen Europa. Auch war die Gunst eines Hofes der Poesie doch immer förderlicher als die städtische Vormundschaft, welche in der Provence sich derselben annahm. Deßhalb traten hin und wieder noch Troubadours auf, welche trotz der Regeln, nach denen die Consistorien der gaya ciencia die Poesie gängeln und formen wollten, wahren Dichterberuf zeigten, namentlich Valencianer, welche dem Sitze jener poetischen Gerichtshöfe auch räumlich entfernter lebten und sich mehr oder minder dem Gerichtszwange unter ihrem Dichten zu entziehen wußten. Einen trefflichen Namen haben in dieser Beziehung die beiden Valencianer Ausiàs March und Jaime Roig hinterlassen, deren letzterer ein Alter von hundert Jahren erreichte. Beide blüheten um die Zeit Johanns des II. von Castilien. Bald nach ihrer Zeit starb die limosinische Poesie in Spanien ab und trieb nur noch sparsamen Nachwuchs. Die Zeitumstände brachten den limosinischen Gesang

zum Weichen. Eine Reihe politischer Revolutionen führte die Vereinigung der Kronen Castilien und Aragonien herbei. Der Hof des königlichen Paares, auf deren Häuptern sich beide Kronen vereinigten, suchte weniger in einem Cirkel von galanten Großen und Dichtern, als in einem steifen Ceremonial und kalter Vornehmheit seinen Glanz und seine Größe. Von seinen Herrschern der politischen Geltung und äußern Ansehens entkleidet, fand der Adel Aragoniens keinen Beruf und keine Mittel mehr, die Schutzherrschaft und das Gönnerthum über die Poesie der Troubadours fortzuführen. Bei der Verbreitung, welche diese Poesie in ihrer neuen behaglichen Heimath jenseits der Pyrenäen gefunden, und der Gunst, deren sich dieselbe am Nachbarhofe in Aragonien erfreute, darf es nicht befremden, daß sie einen Einfluß auf die heimische Dichtkunst gewann, namentlich nachdem der Geist der Toulouser Schulpoeten mit den poetischen Gerichtshöfen über die Berge gestiegen war und sich zum Einoculiren geschickt erwiesen, dem der echte freie Dichtergeist sich entziehet. Das Ansehen des vielvermögenden Marquis von Villena, von dem bald ausführlich die Rede seyn wird und der ein Vasall beider damals noch getrennter Kronen war, beförderte die Aufnahme des Geistes und der Formen der nachgeborenen Provencalpoesie am castilischen Hofe. Er ging eben damit um, auch in diesem Königreiche wie in Aragonien eine poetische Akademie nach dem Muster der barcelonischen einzurichten, als ihn der Tod abrief. Die Quelle, aus welcher der Einfluß der provencalischen Poesie auf die castilische Dichtkunst am Hofe König Johanns erfolgte, hatte er aber geöffnet und die Nachhaltigkeit des Einflusses dergestalt gesichert, „daß die spanische Lyrik dieser Epoche gleich ihrem Muster recht eigentlich eine Conversations- und Hofpoesie wurde. Die Sänger am Hofe erndteten aber Lohn und Ruhm und dichteten wohl auch oft nur, um beides zu erlangen; daher die vielen namhaft aufgeführten Dichter in den cancioneros im Gegensatze zu der namen- und zahllosen Schaar der Sänger unter dem Volke in den Romanceros." Nach diesen Vorbemerkungen wird das Bild, welches uns die spanische Literatur zunächst unter Johanns II. Regierung darbietet, verständlicher werden.

König Johann II. von Caſtilien. Seine Regierung und Stellung zur Literatur.

Wenn dieſe Regierung eine ſolche Epoche in der Geſchichte der ſpaniſchen Literatur bildet, daß damit ein neuer Zeitraum angehoben wird, ſo dürfte ſich wohl kaum umgehen laſſen, Einiges über Johann II. von Caſtilien zu ſagen, welcher in der politiſchen Geſchichte in demſelben Grade bedeutungslos erſcheint, als er in der literariſchen ausgezeichnet werden muß. Dieſe Abſchweifung in die politiſche Geſchichte belohnt ſich auch dadurch, daß ſie Manches von dem erläutert, was über die Poeten an Johanns Hofe zu melden ſeyn wird. Seinem Vater Heinrich, einem der muſterhafteſten Regenten, zu großer Freude ward Johann am 12. Mai 1405. geboren. Noch nicht zwei Jahr alt wurde er Waiſe. Denn er verlor ſeinen vortrefflichen Vater, wie vermuthet wird, in Folge ſchleichenden Giftes, welches demſelben angeblich beigebracht war, am Weihnachtsfeſte 1406. Noch vor ſeinem Tode hatte der König angeordnet, daß ſein wackerer Bruder, der ſchon mehr erwähnte Infant Ferdinand und ſeine nachmalige Wittwe Catharina die Vormundſchaft über den kleinen Johann führen ſollten. Dieſer ward auf Betrieb ſeines edeln Oheims, der damit die Verſuche, ihn ſelbſt auf den Thron zu bringen, vereiteln wollte, [illegible] zum Könige von Caſtilien ausgerufen. Dieſem feierlichen Acte flatterten die Reichsbanner. Infant und Königin traten ihr Amt in der Art an, daß jeder eine Hälfte des Reiches ausſchließlich und abgeſondert verwaltete, die Königin aber außerdem ihren Sohn zur Erziehung bei ſich behielt. Auf eine ruhmvolle und dem Reiche Caſtilien erſprießliche Weiſe ward dieſe Vormundſchaft geführt. Beide Vormünder waren in ihrer Art treffliche Leute. Allein Ferdinand wurde ſchon 1412. aus ſeinem Amte auf den Thron Arragoniens berufen und Catharina ergab ſich mehr und mehr dem Eigenſinne, der Leichtgläubigkeit und Weinliebe, welche letztere auch, wie man meint, ihren Tod herbeiführte. Wie Ferdinand der Vorgeladene aus anderm Anlaſſe wurde ſie, von nächtlichem Schlagfluſſe betroffen, am 1. Juni 1418. eines Morgens todt in ihrem Bette gefunden, nachdem ſie Ferdinanden, welcher 1416. geſtorben war, nur um zwei Jahre überlebt hatte. Der junge König war inzwiſchen ziemlich einſam, doch wiſſenſchaftlich erzogen worden und hatte eine gelehrte Bildung im Geſchmacke ſeiner Zeit

erhalten. Ein Sinn für gelehrte Streitigkeiten und eine Vorliebe für die Dichtkunſt waren frühzeitig in ihm geweckt und begleiteten ihn ſein ganzes Leben hindurch. Streng religiös erzogen, ſuchte er ſeinen Ruhm darin, ein guter Katholik zu ſeyn und den ketzeriſchen Secten, welche von Frankreich her im Norden ſeiner Monarchie ſich verbreiten wollten, kräftigen Einhalt zu thun. Gelehrte, Prieſter und Mönche waren ihm liebe Umgebungen. Außer der Gelehrſamkeit und Dichtungen kannte er keine andere Erholungen als die Jagd und Vogelbeize. Doch war er früh ein großer Freund von Feſtlichkeiten. Allein er verſäumte, Menſchen- und Geſchäftskenntniß ſich zu erwerben. Denn von den Staatsgeſchäften entfernt, verlebte er ſeine frühere Jugend faſt ausſchließlich mit ſeinem Erzieher Gomez Carrillo und ſeinem Pagen Alvaro de Luna, dem Sprößlinge einer alten aragoniſchen Familie, der dem Könige 1408. als ein achtzehnjähriger Jüngling durch den Erzbiſchof von Toledo zugeführt worden war. Von Ehrgeiz erfüllt, ſuchte der einſichtige Edelknabe durch außerordentliche Dienſtfertigkeit der Liebling ſeines weit jüngern königlichen Gebieters und demſelben unentbehrlich zu werden. Die Königin entfernte den ihr gefährlich ſcheinenden Liebling ihres Sohnes, der bei Papſt Benedict XIII., ſeinem Anverwandten, zu Avignon eine Zuflucht fand, bis es den Bitten ſeines königlichen Gönners gelang, bei der Mutter ſeine Heimberufung durchzuſetzen. Erſt dreizehn Jahre alt, ward Johann, ſogleich nach Catharinens Tode, für mündig erklärt. Die Leitung der Staatsgeſchäfte blieb gleichwohl in des Erzbiſchofes von Toledo Hand. Dieſer verlobte ſeinen Herrſcher auch mit des edeln Ferdinands von Aragonien älteſter Tochter Marie. Bei dieſer Gelegenheit gab es Turniere und andere feiernde Luſtbarkeiten am heitern Hofe des Königs von Caſtilien, welcher damit für ſeinen fortan feſtlichen Charakter die Weihe erhielt. Den Einfluß, welchen Toledo und Luna auf den König übten, ſuchten der Königin Brüder, Johann und Heinrich, für ſich zu gewinnen. Die Gegenanſtrengungen jener führten einen lange unterhaltenen Zwieſpalt herbei und die Eiferſüchteleien der Granden des Reiches, die einander in jene beiden Factionen auseinandergebend aus dem durch die königliche Gunſt beſtehenden und geſchirmten Anſehen zu verdrängen ſuchten, nahmen ſchon damals ihren beklagenswerthen Anfang. Große Feſte und Luſtbarkeiten verdeckten doch nicht völlig den thätigen Geiſt gegenſeitiger Mißgunſt. Ein übles Vorzeichen war es, daß Alvaro

de Luna in einem Lanzenbrechen mit Gonzalez de Quadros so gefährlich verwundet ward, daß man seines Lebens wegen in Sorgen war. Noch war König Johann II. kein Jahr im Regimente, als der Infant Heinrich, theils um sich der Schwester des Königs, Catharina, die früher seine Hand ausgeschlagen, zu versichern, theils den König selbst zu beherrschen, dessen Schloß bei nächtlicher Weile überfiel und unter dem Vorwande, diejenigen Personen, welche Johanns löblicher Regierung entgegen wären, aus dessen Nähe zu entfernen, den überraschten Johann nebst seinem Günstlinge Alvaro de Luna aufhob und gen Segovia entführte. Heinrichs Bruder, der Infant Johann, rüstete Truppen, angeblich zur Befreiung des Königs, seines Vetters, wobei er indeß keine bessere Absicht hatte, als sein Bruder Heinrich, den er nur in der Beherrschung des jungen Königs abzulösen bezweckte. Heinrich übte eine solche Gewalt über den königlichen Pflegling, daß dieser in einer zum Scheine veranstalteten Versammlung der Großen in einer Kirche von seinem Throne herab seine Entführung und die wider ihn verübten Gewaltthätigkeiten gut hieß. Doch ward ihm die Beschränkung, worin Heinrich, der endlich doch seine Vermählung mit Catharinen durchgesetzt hatte, ihn zu halten für gut fand, von Tage zu Tage unerträglicher. Unter dem Vorgeben, auf die Jagd gehen zu wollen, entfloh er eines Morgens mit Alvaro de Lunas Beistande und erreichte, nachdem er theilweis auf einem Bauerpferde die Flucht fortgesetzt hatte, das Schloß Montalvan, von wo aus er den Infanten Johann und den Erzbischof von Toledo auffordern ließ, ihm zu Hilfe zu eilen. Inzwischen ward der König in diesem Castelle durch seine eigenen, von Heinrich angestifteten Magnaten belagert. Heinrich hob die Belagerung auf, da er sich überzeugte, seinem Bruder Johann, welcher zum Entsatze des Königs heranzog, nicht Stand halten zu können. Der König wußte sich nun der Eifersucht der Brüder auf die Herrschaft so geschickt zu bedienen, daß sie bei immerwährenden Händeln einander im Schach halten mußten und er ihrer Herr wurde, wobei allerdings Alvaro de Luna das Beste thun mußte. Endlich gerieth der immerfort intriguirende Heinrich selbst in König Johanns Hände, der nun die Wiedervergeltung für das erfahrene Unrecht übte und den Infanten während er selbst häufig bankettirte, turnirte und die Dichtkunst feierte, mehre Jahre gefangen hielt, bis Infant Johann, inzwischen zum Könige Navarras erhoben, seinem Bruder wieder die Freiheit verschaffte. Alle

dieſe und andere Händel hielten das Reich in fortwährender politiſcher Erſchütterung. Bald aber verletzte Alvaro de Lunas ſteigender Einfluß die caſtilianiſchen Großen, welche unaufhörliche Ränke des Ehrgeizes und Neides ſchmiedeten und den König zwangen, ſeinen Günſtling und deſſen Creaturen von ſich zu laſſen. Er nahm des Königs Achtung und Liebe mit in ſein Exil und unterhielt einen täglichen Briefwechſel mit demſelben. Alle Anordnungen des Königs, durch die neuen Würdenträger die Ruhe und Sicherheit ſeines Landes herzuſtellen, halfen nichts. Die neuen Günſtlinge beobachteten einander mit Mißtrauen und ſo geſchah für das Reich gar nichts. Von Bewegungen unter dem Adel, Aergerniſſen, Todtſchlägen, gegenſeitigen Befehdungen und Unbillen vernahm man allenthalben. Das Volk erlitt unerhörte Drangſale. Die Heerſtraßen waren mit Räubern bevölkert. Täglich ward über ſolche Verhältniſſe der König mit Klagen beſtürmt und ſelbſt ſeine neuen Räthe, des verbannten Günſtlings ärgſte Feinde, erkannten die Nothwendigkeit der Rückberufung Alvaro de Lunas, welcher allein ſolchen Uebeln zu ſteuern für fähig gehalten wurde. Mit beſonderer Feierlichkeit war der alte Günſtling eingeholt, der Niemanden willkommener war, als ſeinem königlichen Freunde. Turniere, Ringelrennen, Bälle und Gaſtmale belebten nun wieder bei jeder Gelegenheit den Hof von Caſtilien und gaben den Hofdichtern zahlreiche Anläſſe, ihre Talente glänzen zu laſſen. Allein gänzlich vermochte auch Alvaro de Luna den heilloſen Verwirrungen nicht Einhalt zu thun, welche nach Innen und Außen ſeine beſtändige Aufmerkſamkeit forderten und in Anſpruch nahmen. Die großen Kriegsrüſtungen, welche König Johann unternommen, um verheißenermaßen Mahomed Linkehand wieder auf den Thron von Granada zu ſetzen, war Caſtilien gegen Aragon und Navarra zu wenden genöthigt, deren Könige einen Ueberfall gegen erſteres im Schilde führten. Während dieſes Krieges, in welchem Alvaro de Luna ſeinem Herrn ſehr nützlich wurde und manche Vortheile errang, glückte es Mahomet Linkehand ſich wieder auf den Thron von Granada zu ſchwingen. Da Mahomed es mit dem Könige von Aragonien wider ſeinen Wohlthäter Johann hielt, ſo überzog ihn dieſer mit Krieg. Die Granadiner erlitten nach mancherlei nachtheiligen Gefechten eine entſetzliche Niederlage bei Cavera de los Cinetes. Alvaro de Luna war auch in dieſem Kriege dem Könige ein ſehr nützlicher Feldherr. Die Verſuche, denſelben bei ihm zu verdächtigen, dauerten fort und ver-

mehrten ſich. Obgleich Johann ſich Granadas nicht bemeiſtern konnte, hatte er doch Einfluß genug, Mahomed zu entthronen und Muley an deſſen Stelle zum Könige von Granada zu machen. Dieſer lebte aber nicht lange. Nach ſeinem Tode (1432.) nahm Mahomed Linkehand den verlaſſenen Thron wieder ein. Johann hatte nun wieder mit ihm zu ſchaffen; gleichzeitig dauerten die Empörungen und Verſchwörungen der Großen, die Abfälle und Wiedervereinigungen, ſo wie die Händel mit Aragon und Navarra fort und unterhielten eine beſtändige Unruhe. Der Connetable von Toledo ſchlug die Mauren mehrmals und zuletzt mit großem Erfolge bei Guadix, während des Connetable Alvar de Luna Gemahlin zu Madrid von einem Sohne entbunden wurde, deſſen Taufe der König aus Dankbarkeit gegen den Vater mit prächtigen Hoffeſten feierte, an denen es auch nicht fehlte, als der König in Soria mit ſeiner Schweſter, der Königin von Aragon, zuſammentraf, um wegen des Friedensſchluſſes zu unterhandeln. Der Krieg mit den Mauren, welcher ſich mit den Feindſeligkeiten gegen Aragon deſſen ungeachtet immer fortſpann, koſtete auch dem Grafen Heinrich von Niebla das Leben, welcher bei einem Verſuche zur Einnahme von Gibraltar zur Ebbezeit in der unvermuthet wiederkehrenden Fluth ſeinen Tod fand [1]). Endlich kam im Jahre 1436. der Friede zwiſchen Caſtilien, Aragon und Navarra zu Stande. Alvaro de Lunas Glücksſtern ſchien nun den höchſten Stand erreicht zu haben. Des Königs Freigebigkeit und Huld gegen dieſen Liebling kannte keine Gränzen. Die Verlobung des jungen Kronprinzen mit Blanca von Navarra, welche im Friedensſchluſſe verabredet war, gab zu abermaligen prächtigen Hoffeſten die Veranlaſſung. Die Unruhen unter dem mißvergnügten Adel dauerten fort und kamen zum weitergreifenden Ausbruche, als der König den Seneſchal Pedro Manriane verhaften ließ. Dieſer entfloh und wußte den Haß des Königs von Navarra und deſſen Bruders, des Infanten Heinrich, gegen den mächtigen Alvaro de Luna zu erregen. So verſtärkte ſich die Parthei der Mißvergnügten von Tage zu Tage und der Infant Heinrich hielt ſich unverholen zu derſelben. Alles hatte einen kriegeriſchen, rebelliſchen Anſtrich. Einigen Mönchen gelang es endlich, die Mißvergnügten (1439.) mit dem Könige zu vergleichen, wobei ſich der König entſchließen mußte, ſeinen Günſtling auf ſechs Mo-

1) Cf. unten die betreffende Epiſode aus Juan de Menas: laberinto.

nate zu verbannen und inzwiſchen keinen Verkehr mit ihm zu unterhalten. Die Anſprüche und Widerſetzlichkeiten der Mißvergnügten, ſo wie die Kleinkriege der Granden unter einander, dauerten fort und man ſuchte den alten Günſtling auch in der Verbannung noch weiter zu ſtürzen. Ein Intermezzo beliebter Art bildeten wieder die Feſte, Bälle, Turniere und Ringelrennen, welche (1440.) bei Hofe Statt fanden, als die wirkliche Trauung des Kronprinzen Heinrich und Blancas von Navarra vollzogen ward. Der neue Gemahl wurde ſogleich von den Mißvergnügten wider den Alvaro de Luna aufgehetzt, den der König von Aragon und ſein Bruder immer noch verfolgten. Unter den Augen König Johanns rüſteten ſich Alvaros Feinde zum Angriffe und dieſer ſelbſt zur Gegenwehr. Auf des Königs Betrieb ward der drohende Partheienkampf für dieſes Mal noch abgewendet, um bald darauf als wirklicher Krieg von Neuem auszubrechen. Nun trat der König ſelbſt thätig dazwiſchen und auf Alvaros Seite. Es ward verſchiedentlich gekämpft. Die Mißvergnügten blieben meiſt im Vortheile und Johann ſah ſich zu einem Vergleiche (1441.) genöthigt, in welchem er ſich anheiſchig machen mußte, den Günſtling ſechs Jahre weder zu ſehen noch zu ſprechen oder ihm zu ſchreiben und an einem beſtimmten Orte zu weilen. Der König, welcher ſich in den Händen ſeiner ſchlimmſten Feinde, ſeiner Gemahlin, ſeines Sohnes, des Königs von Navarra und des Infanten Heinrich befand, mußte ſeinerſeits Alles gut heißen. Alvaro de Luna ſuchte durch Stiftung von Uneinigkeit unter den Mißvergnügten ſeine eigene Sache zu beſſern, erzielte aber, da man dieß bemerkte, nur den Erfolg, ſeine Feinde feſte ſtärker gegen ſich verſchworen zu ſehen, um ſeinen völligen Untergang herbeizuführen. Namentlich beunruhigte Alvaros Feinde als ein Zeichen fortwährender Freundſchaft des Königs der Umſtand, daß im Jahre 1443. Johann und ſeine Gemahlin einen neugebornen Sohn des Connetables über die Taufe hielten. Die Folge davon war, daß die Anhänger, welche Alvaro noch am Hofe zählte, von der Gegenpartei vollends beſeitigt und der König durch aufgedrungene Hofdiener, welche lediglich im Intereſſe der Aragonier und des Kronprinzen wirkten, in ein Verhältniß gerieth, welches von einer peinlichen Gefangenſchaft ſich durch nichts Anderes als den Namen unterſchied. Die Verſuche, durch treu gebliebene Anhänger ſich dieſer ſchimpflichen Haft zu entziehen, hatten nur feindſeliges Schalten der auswärtigen Infanten in ſeinem Lande zur Folge.

So z. B. bemächtigte ſich der Infant Heinrich von Aragon des ganzen Andaluſiens. Durch Alvaro von Luna, welcher auch aus der Ferne durch den Biſchof von Avila wirkſam war, wurden dem Kronprinzen endlich die Augen geöffnet über das unwürdige Verhältniß, in welchem er ſich zu den Feinden ſeines Vaters befand und er machte Anſchläge, demſelben die Freiheit wieder zu verſchaffen. Darüber gerieth er mit den Mißvergnügten in kriegeriſche Händel, welche manche Züge, Belagerungen, Treffen, Landesbeſitznahmen und unzählige andere unerſprießliche Wechſelfälle und Verwirrungen nach ſich zogen, aber doch die Folge hatten, daß König Johann II. freie Hand bekam, ſelbſt an die Spitze ſeiner Krieger trat und ſich mit ſeinem Günſtlinge wieder vereinigte. Bei Olmedo erfocht der König, welcher in Gemeinſchaft mit ſeinem Kronprinzen und Alvaro ſein Heer befehligte, am 19. Mai 1445. einen glänzenden Sieg. In der Schlacht ward der immerwährende Ruheſtörer Infant Heinrich von Aragon an der Hand verwundet. Die Vernachläſſigung dieſer Wunde hatte ſeinen Tod zur Folge. Die Art, wie der König ſeinen Sieg benutzte, mißfiel dem Kronprinzen und dieſer entwich ſammt ſeinem Günſtlinge Pacheco heimlich ſeinem Vater, um ſich mit den Mißvergnügten aufs Neue zu vereinigen. Inzwiſchen war dem Könige Johann ſein Günſtling dadurch höchſt mißfällig geworden, daß Alvaro die Verwegenheit begangen, ohne daß der König ſelbſt davon wußte [1]), eine Vermählung zwiſchen letztern und einer portugieſiſchen Infantin abzuſchließen. Doch war der König, welcher ſeinem Günſtlinge einmal nichts verſagen konnte und ſich auch wider Willen in die Vermählung fügte, ſo gutmüthig, ſeine Wahl zum Großmeiſter des Ordens von San Jago zu Stande zu bringen. Inzwiſchen dauerten die Verſöhnungen und Veruneinigungen des Prinzen und Königs abwechſelnd fort, ſo daß ein Zuſtand der Ruhe doch eigentlich nie eintrat, zumal mit Navarra neue Irrungen ausbrachen und Kriegszüge herbeiführten, wobei die mißvergnügten Magnaten immer die Parthei von des Königs Feinden ergriffen. Der König, welcher ſich überzeugt haben wollte, daß alle Zerrüttungen im Reiche durch Alvaro de Lunas Schuld entſtanden, ward unter Zuſtimmung ſeiner neuen Königin insgeheim bei ſich Rathes, den Günſtling von ſich

1) Er war durch den Tod ſeiner Gemahlin Maria unlängſt Wittwer geworden.

durchaus zu entfernen, wozu er fortan nur eine günſtige Gelegenheit abwartete, während mehre Jahre hindurch die Unruhen im Innern und die Feindſeligkeiten mit den Nachbarn ihren ununterbrochenen Fortgang hatten, wobei ſich Johann fortwährend der Dienſte des Großmeiſters von San Jago gebrauchte, die er doch nicht füglich entbehren konnte. Der Großmeiſter zeichnete ſich dabei durch ritterliche Großthaten aus, z. B. bei der Belagerung von Palenzuela (1451.). Die Vorſicht dieſes Mannes vereitelte mehrfach beabſichtigte Verhaftungen, ſo wie der König aus Schwäche und Vorliebe für den Günſtling ſeinem Vorhaben immer wieder zeitweiſe untreu ward. Doch zog ſich das Ungewitter, wie ſelbſt Alvaro nicht verkannte, immer näher über ſeinem Haupte zuſammen, indem ſeiner Feinde Zahl und deren Einfluß beim Könige ſich von Tage zu Tage vermehrten. Obwohl er die Gefahr deutlich erkannte, ſo entzog er ſich doch entweder aus Ehrgeiz oder aus Furcht, dadurch ein Zugeſtändniß ſeiner Schuld abzulegen, weder dem Hofe noch deſſen fortgeſetzten Feſtlichkeiten. Doch rüſtete er ſich insgeheim und entledigte ſich auf grauſame ſogenannte mittelalterliche Art durch Hinabſturz von einem hohen Thurme des Alfonſo von Vivero, ſeines Hauptfeindes und neuen Vertrauten des Königs, welcher verderbliche Ränke wider ihn ſchmiedete. Der König hatte bereits vorher dem Alvaro von Zuniga die Gefangennehmung des Großmeiſters mit den Worten: „Der Stern, der einſt die Magier des Morgenlandes leitete, ſey auch dein Führer," aufgetragen. Nun aber gebot er dieſem Vollſtrecker ſeines Willens, ſogleich nach Burgos aufzubrechen. Unter dem Rufe: Caſtilien! Caſtilien! Freiheit für den König! umzingelte Zuniga mit ſeinen Leuten des Großmeiſters Haus. Dieſer vertheidigte ſich Anfangs, ergab ſich aber nachmals auf eine ſchriftliche Zuſicherung des in der Nähe befindlichen Königs: weder ſeinem Leben noch ſeiner Ehre ungerechter Weiſe einen Nachtheil zuzufügen, dem Zuniga. Deſſenungeachtet bemächtigte ſich Johann der Schätze des Großmeiſters und ließ ihn ſelbſt nach Portillo bringen, um ihm dort den Prozeß zu machen. Zwölf Rechtsgelehrte und die Herren des königlichen Rathes erkannten einhellig auf des Großmeiſters Tod, nachdem der König die Richter einen Eid hatte ablegen laſſen, in Allem den Vorſchriften des Rechtes gemäß ſich zu erweiſen. Er beſtätigte das Urtheil. Während Alvaro nach Valladolid geführt und dort zum Tode vorbereitet ward, kämpfte der König mit der Erinnerung der außer-

ordentlichen Dienſte, welche jener ihm geleiſtet und der Verſicherung, welche er ihm gegeben. Zweimal rief er ſeinen Oberceremonienmeiſter zu ſich und gab demſelben ein verſiegeltes Papier, um es dem Wächter Alvaros zu überbringen. Eben ſo oft aber rief er jenen mit den Worten zurück: Nein, laſſet es hier, laſſet es hier, wobei er ſich rathlos auf ſein Bette warf. Der Großmeiſter ward daher zum Tode geführt. So oft der begleitende Herold das Todesurtheil verkündigte, ſagte Alvaro, dem zwei Mönche zur Seite waren, mit andächtigem und ſtandhaftem Herzen: Ich verdiene noch mehr mit meinen Sünden. Auf der Henkersbühne angelangt, verehrte er das Crucifix, legte ſich die Kleider ſelbſt zurecht und löste ſich von der Bruſt ein Band ab, womit der Scharfrichter ſeine Hände zuſammenband. Hierauf legte er ſich auf ein ſchwarzes Tuch nieder und empfing den Dolchſtoß in die Gurgel, worauf ihm der Kopf abgehauen ward. So fiel am 7. Juni 1453. der einſt ſo allmächtige Günſtling des Königs von Caſtilien, wenn auch von Ehrſucht und Habgier nicht frei und in Ränken nicht minder bewandert als andere hohe Herren ſeiner Zeit, doch ein vielfach bewährter Diener ſeines Herrſchers, ein Opfer des Haſſes und der Eiferſucht ſeiner Neider zum Beiſpiele. Ein tiefer Schmerz durchdrang die zahlloſen Augenzeugen ſeines Todes; kein Auge blieb trocken. Das zur Stiftung von Seelenmeſſen für Alvaro unter den Zuſchauern ſeiner Hinrichtung geſammelte Almoſen fiel daher über alle Maaßen reichlich aus. Die Erwartung der Wiederkehr der Ruhe und Eintracht, welche der König an Alvaros Tod geknüpft, ging nicht in Erfüllung. Die Großen frevelten ſeitdem nur noch unverſchämter. Es zeigte ſich, daß der Günſtling keineswegs die alleinige oder auch nur die vornehmſte Urſache der Zerrüttungen im Reiche geweſen war. Unter bittern Thränen erkannte dieß der König. Nur dreizehn Monate überlebte er ſeinen Freund. Mit verdrießlichen Händeln aller Art war die Zwiſchenzeit für ihn gefüllt. Seinen baldigen Hintritt am 21. Juli 1454. betrachteten die Zeitgenoſſen als eine Strafe für die Verletzung der dem Gerichteten gemachten Zuſagen, und als eine Lehre für die Könige, ihre Verſprechungen, ſo weit es ohne Beleidigung Gottes möglich, zu erfüllen. Sonſt war König Johann von Natur fromm und gottesfürchtig, aber ſchwach und für den leiſeſten Eindruck empfänglich und dadurch beſtimmbar. War er politiſch und von Seite ſeines Menſchenwerthes betrachtet eine unbedeutende Perſönlichkeit

und verdient er von dieſem Geſichtspunkte aus keine ausführlichere Erwähnung am wenigſten in einer ſpaniſchen Literaturgeſchichte, ſo wird das unverhältnißmäßig lange Verweilen bei ſeiner Regierungsgeſchichte doch durch dasjenige, was er für die Wiſſenſchaft und Kunſt war, gerechtfertigt. Die Erzählung ſeiner politiſchen Erlebniſſe iſt deßhalb lehrreich, weil ſie erkennen läßt, wie ſelbſt in Zeiten, welche alle Keime und Regungen geiſtigen Lebens erdrücken und ausrotten zu müſſen ſcheinen, die einmal erſchloſſene Macht des überſinnlichen Lebenstriebes, wenn er eine auch noch ſo beſchränkte Freiſtatt findet, ſich wuchernd durch alle Mißſtände Bahn bricht und dem grünenden Epheu gleich die politiſchen Zerwürfniſſe und Ruinen mit der Farbe des hoffnungsvollen Lebens umziehet und überkleidet. Sein Zeitgenoſſe, Perez Guzman, meldet vom Könige Johann: Er hörte mit Vergnügen gelehrte Leute und war ſehr aufmerkſam auf das, was ſie ihm ſagten. Er verſtand die lateiniſche Sprache und wußte dieſelbe zu reden. Er las ſehr viel und war ein großer Liebhaber von Büchern, beſonders von geſchichtlichen. Er hörte auch gern Gedichte leſen und bemerkte die Fehler derſelben." Johanns Leibarzt, Fernan Gomez de Cibdad Real, ſagt von ihm, daß er nicht nur an der Poeſie Geſchmack gefunden, ſondern auch zu ſeinem Vergnügen ſelbſt Verſe gemacht, wie man aus einigen Verſen Juan de Mena's erſehe, die der König ſelbſt verbeſſert habe. Dieſes Intereſſe für Wiſſenſchaft und ſchöne Kunſt wird bei denen, welche für die Evolutionen und Entwickelungen im geiſtigen Leben der Völker Theilnahme empfinden, das Andenken Johanns in dankbarer Erinnerung leben laſſen, wenn ſie auch politiſcher Weiſe ſeine Regierung ſehr übel beurtheilen müſſen. Und doch gibt auch ſie den Herrſchern bewegter Zeitalter eine wichtige politiſche Lehre. Von jeher ſind aus der Liebe der Künſte und Wiſſenſchaften, wo dieſelben von den Thronen herab Schutz und Pflege fanden, den Herrſchern Blumen und Früchte erwachſen, welche ihnen in der Gegenwart die rauhe Mühſamkeit ihrer politiſchen Laufbahn verſchönt und erheitert, in der Folgezeit und unter den Nachkommen aber eine gewiſſe Gunſt zugewendet und Verzeihung für politiſche und menſchliche Schwächen ausgewirkt haben. Selbſt ihre Zeitgenoſſen, welche die Folgen ihrer Fehler mit zu verbüßen hatten, haben ſich oft ſchon zu einer gleichen Nachſicht bequemt. Kaum aber iſt für irgend einen andern Regenten dieſe Frucht des Intereſſes für

Kunſt und Wiſſenſchaft ſo ſchnell und reichlich erwachſen, als für Johann II. von Caſtilien. Gelang es dieſem ſchwachen Regenten, ſich auf einem Throne zu erhalten, welchen Kriegsgefahren von Außen und Zerwürfniſſe von Innen immerwährend bedroheten, ſo verdankte er ſolches unbezweifelt dem Schutze, welchen er der Entwickelung des geiſtigen Lebens der Nation an ſeinem Hofe gewährte. Dieſe Thatſache verſchaffte ihm die Achtung ſeiner Feinde, wendete ihm die Freundſchaft und Treue mächtiger Anhänger zu und bewahrte ihm in ſtürmiſcher Zeit die Liebe ſeiner Unterthanen. Man kann ſagen, daß die Muſe ihm noch vertheidigte, was die Waffen ihm nicht mehr zu erhalten vermochten. Die Vereinigung mehrer der angeſehenſten Granden, welche einen poetiſchen Hof um den König bildeten und durch die Liebe gleicher Studien und Beſchäftigung zu treuem Ausharren bei ihrem Herrſcher beſtimmt wurden, übte den mächtigſten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Nicht leicht (ſagt Bouterwek ſehr richtig) wird man in der Geſchichte der Staaten und der Literatur einen ähnlichen poetiſchen Hof von mächtigen Rittern um einen zwar gelehrten, aber ſchwachen König in einem Zeitalter der bürgerlichen Unruhen finden. Dieſes Phänomen beweiſet alſo die Gewalt des poetiſchen Geiſtes, den ſelbſt der politiſche Factionsgeiſt, der zu allen Zeiten unpoetiſch und damals beſonders mächtig war, nicht unterdrücken konnte.“ Den Geſchmack an poetiſcher Beſchäftigung, welcher ihn, wie Cibdad Reals obige Bemerkung beweiſt, zu eigenen Compoſitionen bewegte, theilte der König allen ſeinen Umgebungen mit. Da nach dem Begriffe damaliger Zeit die Dichter auch Gelehrte ſeyn mußten, Gelehrte aber hauptſächlich Anwartſchaft auf hohe Staatsämter hatten, ſo war den Dichtern bei Hofe eine glänzende Laufbahn geöffnet. Geſandtſchaften und hohe Ehrenpoſten lohnten den Hofdichtern ihre Anhänglichkeit an den König, ſeine Perſon und ſein Intereſſe. Das Dichten ward an dieſem Hofe zur förmlichen Leidenſchaft, ja zu einer Art epidemiſchen Krankheit und zu einer fixen Vorſtellung bei allen denen, welche der Gunſt deſſelben ſich zu erfreuen wünſchten. So ward der Hof gewiſſermaßen eine poetiſche Schmiede der caſtilianiſchen Sprache. Fleißig in der Leidenſchaft und der Hitze des poetiſchen Feuers geglühet ward ſie immerwährend auf dem Amboß der Metrik bearbeitet und mit der Feile des guten Geſchmackes von dem alterthümlichen Roſte geſäubert, welcher ihr etwa noch anhing,

um wohl zubereitet den Glanz, die Majeſtät, die Zierlichkeit und vornehme Haltung anzunehmen, die das goldene Zeitalter der Literatur von ihr forderten. Unter den 140 Poeten [1]), welche das einzige, bei weitem noch nicht vollſtändige Liederbuch des Hernando del Caſtillo aus dem fünfzehnten Jahrhunderte aufführt, gehören die meiſten dem Hofe Johanns des II. an. Selbſt der mächtige Connetable und Großmeiſter Alvaro de Luna [2]) ließ ſich herbei, der Muſe in Reimſpielen ſeinen Tribut zu bringen. So glich Johanns Regierung bei allem politiſchen Jammer, welcher ihr anhing und nachfolgte, der Sonne im Mittage nach langem Froſte, wenn ſie der ganzen Schöpfung belebenden Odem einflößt und das ſtockend geweſene Leben überall zu Tage fördert. Der Geiſt, welchem er, wenn er denſelben auch nicht geweckt, doch mächtigen Vorſchub geleiſtet, blieb das ganze Jahrhundert hindurch wach und thätig. Seine Wirkſamkeit äußerte ſich noch weit in die Regierung der katholiſchen Majeſtäten hinein, ja bis zum Anfange der neuen Aera, welche für die ſpaniſche Literatur unter ihrem Enkel anhub. Er iſt der Geiſt dieſer Epoche der ſpaniſchen Literatur überhaupt.

Poetiſcher Hof König Johanns II. — Der Marquis von Villena und ſeine Werke.

Die am meiſten hervorragenden Namen, welche an Johanns Hofparnaſſe berühmt wurden, waren aber die Marquiſe Don Enrique de Villena und Don Iñigo de Santillana, Juan de Mena und Jorge Manrique. Der Marquis von Villena, welcher, 50 Jahre alt, ſchon 1434. ſtarb, hatte freilich ſeine Bildungszeit ſchon beſchloſſen, ehe Johanns Regierung auf die Poeſie einen Einfluß üben konnte. Er war gewiſſermaßen der Erbnehmer von des Prinzen Juan Manuel geiſtiger Verlaſſenſchaft und Organ der Uebertragung des poetiſchen Sinnes aus einem in das andere der

1) Clemencin geht in ſeinem Eifer zur Feier der katholiſchen Königin zu weit, wenn er in ſeinem claſſiſchen elogio historico derſelben, die meiſten Dichter des cancionero general der Regierung dieſer Königin, wenn auch nur deren Anfängen zu vindiciren, unternimmt. Brinkmeiers ähnliche Aeuſſerungen, S. 263. ſind wie das Meiſte deſſen, was er über Iſabella ſagt, wörtliche Verdeutſchungen von Bruchſtücken aus Clemencins elogio.

2) Cf. Sanchez Coleccion Band I. S. 11.

beiden Zeitalter, an deren Gränze er ſich geſtellt fand. Gewiſſenhaft hat er ſeine Pflicht erfüllt, der Neuzeit das zu überliefern, was die ſcheidende Zeit als geiſtige Errungenſchaft bei ihm niedergelegt hatte. Abgeſehen von der ihm zugeſchriebenen, vielleicht nur beabſichtigten Einführung der jeux floreux am Hofe von Caſtilien, welche an und für ſich jedenfalls ohne erhebliche Folgen auf die caſtilianiſche Poeſie geblieben ſeyn dürfte, macht er durch ſeinen perſönlichen Einfluß auf den Gang, welchen die Bildung der poetiſchen Kunſt nahm, Epoche. Er wird nicht nur als Verfaſſer einer unten zu erwähnenden dramatiſchen Compoſition genannt, die zu Saragoſſa wirklich zur Aufführung gekommen ſeyn ſoll, ſondern auch als Ueberſetzer des Dante und als Dichter eines unter dem Namen: „Die Arbeiten des Herkules" (cf. Sarmiento §. 777.) bekannten Werkes, von welchem aber neuerdings zweifelhaft geworden, ob es wirklich von Villena herrührte und nicht etwa nur ein poetiſches Werk über den bezeichneten mythologiſchen Gegenſtand iſt. Auch die neue Rhetorik des Cicero, welche de oratore betitelt iſt, überſetzte er ins Spaniſche. Dieſe Ueberſetzungen ſind nicht auf die Nachwelt gekommen, wohl aber die von Virgil's Aeneïde [1]). Die etwaige Neugierde meiner Leſer zu befriedigen, mag hier der Anfang dieſer caſtilianiſchen Aeneïde einen Platz finden: Yo Virgilio en versos cuento los fechos de armas y las virtudes de aquel varon, que partido de la Troyana region y ciudat, fuidizo vino primero por fatal influencia à las de Italia partes, à los puertos, siquier riberas o fines del Reyno de Lavinia; por muchas tierras y mares aquel trabajado, si quier traido, afanosamente por la fuerza de los Dioses, mayormente por la ira recordante de la cruel Juno, el qual pasò muchos peligros, y padecio muchas afrentas en batallas, en tanto que se disponia la edificacion de la Romana ciudat, y se introducia la religion de los Dioses en Italia. Außerdem iſt noch ein alter Auszug aus der „gaya ciencia o arte de trobar" vorhanden, welchen Mendibil und Silvela den erſten Embryo einer caſtilianiſchen Poetik nennen. Er ſchrieb dieſelbe zur Unterweiſung des Marquis von Santillana, ſeines ſehr gelehrigen Schülers, in allen Wiſſenswürdigkeiten. Es ſoll davon noch

1) Sarmiento läßt ihn nur (§. 776.) die drei erſten Bücher dieſes Gedichtes commentiren.

weiter die Rede seyn. Villenas literarische Celebrität vermochte aber doch nicht, ihm das glänzende Loos zu bereiten, auf welches er schon durch seine Geburt als Abkömmling der Könige von Aragon und Castilien Anspruch zu haben schien. Woher Sismondi die auch von Rosenkranz in seiner allgemeinen Geschichte der Poesie III. S. 37. wiederholte Bemerkung entnommen, daß Villena jene beiden Reiche während der Minderjährigkeit ihrer Herrscher regiert habe, ist mir nicht bekannt. Die mir zugänglich gewesenen spanischen Quellen wissen davon wenigstens nichts und lassen sehr deutlich erkennen, daß es dem gelehrten Marquis in seinem äußern Leben meistens übel ergangen ist. Die Ritter von Calatrava, deren Großmeister er für Hinweggabe seiner Grafschaft Cangas geworden war, entsetzten ihn seines Amtes; mit seiner Gemahlin lebte er in steter Uneinigkeit; lange Zeit plagte ihn die Gicht; an Mangel hatte er nicht selten zu leiden, die öffentliche Meinung, welche ihn als Zauberer bezeichnete, war ihm auch nicht günstig und die Geistlichkeit, der sein Wissen nicht wenig häretisch vorkam, war ihm noch minder freundlich gesinnt. Er soll von derselben selbst Verfolgungen wegen seines verdächtigen Glaubens erfahren haben. Gewiß ist es, daß seine Bücher, als er gestorben war, eine scharfe Inquisition zu bestehen hatten. Der schon genannte Leibarzt Johanns II., Fernan Gomez de Cibdad Real schreibt darüber sogleich nach Villenas Tode an Juan de Mena Folgendes: „Alle seine Wissenschaft vermochte den Marquis nicht vor dem Tode zu sichern, so wenig als ihm sein oheimliches Verhältniß zum Könige vor dem Rufe eines Zauberers hatte schützen können. Dem Könige ist sein Tod sehr nahe gegangen. Don Enriques Wissen war so groß, daß er Allen damit aushelfen konnte. Niemand aber war, der sein eigenes Wissen hätte ergänzen können. Zwei Wagen sind mit den Büchern, welche er nachließ, voll geladen. Weil die Rede ging, daß sie von Zauberei und andern Künsten handelten, deren Studium nicht wohl thut, befahl der König, daß sie in die Wohnung des Pater Lope (Lupe) de Barrientos[1]) gebracht würden. Bruder Lope, welcher für nöthiger hält, um den Prinzen bemühet zu seyn, als sich zum Revisor von Zauberdingen herzugeben, ließ über hundert von den Büchern verbrennen, von welchen er eben so wenig gesehen

1) Bischof von Avila und Cuenca. Er wird uns weiterhin als Ge-

hat, als der König von Marocco und eben ſo wenig verſtanden, als der Dechant von Ciudad Rodrigo. Denn es gibt zu jetziger Zeit Viele, welche ſich dadurch gelehrt machen, daß ſie Andere zu Narren und Zauberern ſtempeln; das ſchlimmſte aber iſt, daß ſie ſich ſelbſt ſelig ſprechen, andere aber als Hexenmeiſter verdammen. Dergleichen Schmach des Geſchickes hat der treffliche Ehrenmann aber nicht allein erfahren. Viele andere werthvolle Bücher blieben in Bruder Lopes Händen zurück, welche weder verbrannt noch herausgegeben werden, wenn ihr nicht etwa mir einen, dem Könige vorzeigbaren Brief ſchreibt, daß ich Seine Majeſtät um einige Bücher des Marquis für euch bitten ſolle. So werden wir die Seele Bruder Lopes von einer Sünde befreien und Don Enriques Seele wird ſichs zum Ruhme anrechnen, daß derjenige nicht ſein Erbe wird, der ihn in den Ruf eines Hexenmeiſters und Zauberers gebracht hat.“ Wenn Villemain hiezu die Bemerkung macht: vous voyez, dès cette époque, commencer en Espagne la lutte rénouvellée au XVIIIme siècle [1]) entre quelques nobles éclairés et l'esprit étroit et persecuteur des moines. Villena est le dévancier d'Olavides, ſo hat er, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, die vorſichtigen Herrn patres ſchon ſehr entſchuldigt für ihre Angſt, welche in der Erleuchtung, die Villena ſeiner Zeit beſcheeren wollte, ſchon die Keime derjenigen verderblichen Aufklärung gewahr wurden, die ihren ſpätern Ordensbrüdern ſogar die Exiſtenzberechtigung abſchnitt. Erinnert man ſich deſſen, was bei der Würdigung von Ayalas literariſchem Streben über dieſe Richtung, welche ſo leicht mit einem Abfalle von den poſitiven Wahrheiten der chriſtlichen Offenbarung endigt, beigebracht worden, ſo wird man die Scheu der Geiſtlichkeit, ſolchen Studien und deren Erfolgen einige Anerkennung zu ſchenken, wohl begreifen und milder beurtheilen. Man wird bei unbefangener Beherzigung

---

lehrter in einem beſſern Lichte erſcheinen. Der rationaliſtiſche Leibarzt des Königs läßt ſeinem Zorne wider den tüchtigen Mann wohl zu ſehr den Zügel ſchießen. Er hat aber an den Prälaten mehre Briefe geſchrieben, in welchem er dieſem gegenüber eine ganz andere Geſinnung zur Schau trägt, als er in dieſem vertraulichen Erguſſe gegen Mena blicken läßt.

1) In dieſem hielt deßhalb auch Pater Feijoo im VI. Bande ſeines Teatro Critico Universal dem Marquis eine ausführliche Schutzrede, in welcher er den Makel eines Zauberers von der Perſon ſeines Schützlings abzuwaſchen ſich bemühet, wobei er viel Verſtandeswaſſer verſchüttet.

des wirklichen Herganges auch der lächerlichen Erbitterung sich leicht erwehren, womit die Vernunftterroristen, welche in der neuern Historiographie ihr Wesen treiben, solche instinktmäßige Nothwehren der Geistlichkeit gegen einseitige Verstandesrichtungen zu brandmarken pflegen. Zu einem gefährlichen Werkzeuge konnte diese noch zum Theil unbewußte Tendenz in der Hand eines Villena wohl nicht werden, in dessen Seele noch eine naive Verwirrung der Grundbegriffe ihren Sitz hatten, welche eine gewisse Unschuld in sich beschloß. Erkennen läßt sich diese aus der Kürze seiner Einsicht hervorgehende Unbefangenheit auch aus dem Auszuge, welcher von seiner Poetik noch vorhanden ist und von dem ich jetzt sprechen werde. „So groß ist, wie Villena, der die[1]) Dichtkunst erklärlicher Weise eine Wissenschaft nennt, sich äußert, der Nutzen dieser Kunst für das bürgerliche Leben, indem sie Müßiggang verbannt und edle Gemüther in rühmlicher Forschung beschäftigt, daß auch die übrigen Nationen Verlangen und Bemühungen äußerten, bei sich eine Schule dieser Wissenschaft zu erhalten; und so ward dieselbe über die Erde in verschiedenen Gegenden verbreitet." Schon diese spießbürgerliche Ansicht über den Zweck der Poesie, ein gewöhnliches Annerum des flachen Rationalismus, läßt in dieser villenaschen Poetik keine tiefen Aufschlüsse über das Wesen der „fröhlichen Kunst" vermuthen. Sie ist denn auch nur eine Poetik in einem sehr beschränkten Sinne. Villena richtet seine Abhandlung, wie er sagt, deßhalb an den Marquis von Santillana, weil dieser Geschmack an seinen Compositionen gefunden und selber dichterische Versuche zum Besten gegeben habe, die schon weit verbreitet und gelesen würden. „Aus Mangel der fröhlichen Kunst, sagt Villena, vermögt ihr in die Hörer eurer Werke nicht die trefflichen Eingebungen auszugießen, welche Natur der heitern Anmuth eures Genies in derselben Eigenthümlichkeit zuführt, mit welcher sie erzeugt waren." Der Marquis unternimmt es daher, seinen poetischen Zögling in der Kunst der Wissenschaft der Troubadours zu unterweisen. Er erzählt demnach, wie zu Toulouse zuerst ein Gerichtshof der fröhlichen Kunst gebildet worden, und welche Männer für denselben die Regeln der Dichtkunst verfaßt haben. Aus dem oben angeführten Grunde (der Nützlichkeit der fröhlichen Kunst) habe denn auch Jo-

1) Nämlich die provencalische Poesie mit ihren Einrichtungen, namentlich dem consistorio de la gaya ciencia.

bann I. von Aragonien eine feierliche Geſandtſchaft an den König von Frankreich geſendet und um Erlaubniß gebeten, einige Dichter aus Toulouſe kommen laſſen zu dürfen, um in Barcelona ein Inſtitut wie das zu Toulouſe anzulegen. Dieſes geſchah. Es wurden vier Kampfhalter (mantenedores) ernannt, ein Ritter, ein Theolog, ein Juriſt und ein rechtſchaffener Bürger; ſtarb einer unter ihnen, dann hatte das Collegium der Troubadours einen andern zu wählen. Johann I. ertheilte dieſer Akademie beſondere Privilegien und ſetzte derſelben beträchtliche Einkünfte zur Beſtreitung ihres gewöhnlichen Bedarfes aus, z. B. zur Vermehrung der Bibliothek und zur Belohnung der Dichter, welchem der jedesmalige Preis zuerkannt werden würde. Es ſind, wie Villena verſichert, damals viele preiswürdige Dichtungen eingeſendet. Der Gerichtshof von Barcelona währte bis zum Tode König Martins, wo er in Folge der politiſchen Bewegniſſe ſich auflöste, indem die vornehmſten Mantenedoren nach Tortoſa gingen. Nachdem (Johanns II. Oheim) Infant Ferdinand von Caſtilien zum Könige von Aragon erwählt worden, trat Villena, wie er ſelbſt meldet, in deſſen Dienſt, ſtellte die Akademie zu Barcelona wieder her und ward Präſident derſelben. Villena gibt nun einen Abriß der poetiſchen Stoffe, die dort behandelt wurden und beſchreibt das Verfahren des Gerichtshofes bei Beurtheilung der vorgelegten Dichtungen auch in ſeinem äußern Ceremonial, was ich mit ſeinen eigenen Worten nachthun will: „Wenn der anberaumte Tag erſchienen war, verſammelten ſich die Mantenedoren und Troubadours in dem Palaſte, worin ich mich bereits befand. Von dort ſetzten wir uns in geordneten Zuge in Bewegung; an der Spitze befanden ſich die Gerichtsdiener mit den Büchern der Kunſt, welche ſie zu tragen hatten. Das Protokollbuch ward den Mantenedoren vorausgetragen. Wenn wir in die Capitelſtube gelangten, fanden wir dieſelbe wohl ausſtaffirt. Ringsum war die Wand mit Teppichen behangen und gegenüber erhob ſich auf Stufen eine Eſtrade, auf welcher Don Enrique in der Mitte und die Mantenedoren zur Seite Platz nahmen; zu unſern Füßen ſaßen die Geſchichtsſchreiber und noch tiefer die Gerichtsdiener. Der Fußboden war mit Teppichen belegt; es liefen zwei Ringe, in denen die Troubadouren ihren Aufenthalt nahmen. In der Mitte war ein würfelförmiges Gerüſt ſo hoch wie ein Altar mit Gold verziertem Tuche belegt, auf welchem ſich die Bücher der

Kunſt und der Kampfpreis (la Joya) [1]) befand. Zur Rechten ſtand ein hoher Seſſel für den König, welcher meiſtens zugegen war, ſo wie eine Menge anderer Leute, die ſich hier zuſammenfanden. Nachdem Stillſchweigen geboten worden, erhob ſich der Meiſter der Theologie (einer der Mantenedoren) und machte eine Einleitung, wobei er das Thema einführte und Lobſprüche auf die fröhliche Kunſt hielt, auch die Gegenſtände bezeichnete, worüber in der Verſammlung gehandelt werden ſollte. Dann ſetzte er ſich wieder. Sodann erließ einer der Gerichtsdiener eine Aufforderung, daß die verſammelten Troubadours die Werke vorlegen und bekannt machen möchten, welche ſie über die ihnen zugewieſenen Gegenſtände angefertigt hätten. Hierauf erhob ſich ein Jeder nach dem Andern und las ſeine Arbeit mit vernehmlicher Stimme vor. Geſchrieben waren dieſe Arbeiten auf Damascenerpapier von verſchiedenen Farben mit goldenen und ſilbernen Lettern und ſchönen Ausmalungen, ſo gut es ein jeder zu haben vermochte; nachdem alle Werke bekannt gemacht waren, überreichte jeder das ſeinige dem Schreiber des Gerichtshofes. Es wurden ſodann zwei Sitzungen abgehalten, eine öffentliche und eine geheime. In der geheimen leiſteten alle einen Eid dahin ab, daß ſie nach den Regeln der Kunſt gerecht und ohne Partheilichkeit ein Urtheil darüber abgeben wollten: welches unter den geprüften und von dem Schreiber deutlich vorgeleſenen Werken das beſte ſey. Ein jeglicher hatte die Fehler anzugeben, welche er darin gefunden. Dieſe wurden am äußern Rande vermerkt. Dann wurden alle verglichen und demjenigen, welches ohne Fehler gefunden wurde oder deren am wenigſten hatte [2]), ward durch den Ausſpruch des Gerichtshofes der Kampfpreis zuerkannt. Zur öffentlichen Sitzung verſammelten ſich Dichter und Mantenedoren im Palaſte. Don Enrique zog ſodann mit ihnen von dannen zur Gerichtsſtube bei den Brüdern Predigern. Wenn man ſich geſetzt hatte und Schweigen geboten war, hielt ich eine Anrede an ſie, lobte die Werke, welche ſie gefertigt und gab insbeſondere die Erklärung ab, wel-

1) Sarmiento §. 762., welcher die Joya näher erklärt.

2) Dieß Verfahren, welches man den äſthetiſchen Phariſäismus nennen könnte, bezeichnet am beſten den damaligen Verfall der provencaliſchen Poeſie. Bei der äußern Figuration des Kunſtgebildes, dem Leibe, welcher die Seele der Poeſie beherbergen ſollte, blieb man ſtehen. Solche Auswendigkeiten, welche man nach einer aus empiriſchen Wahrnehmungen ab-

ches darunter den Preis verdient habe. Dieſen brachte ſodann der Gerichtsſchreiber auf ſchön bemalten Pergament herbei; oben darauf befand ſich die Krone von Gold. Don Enrique zeichnete das Documknt am Ende und nach ihm die Mantenedores. Mit dem hängenden Siegel des Gerichtshofes beſiegelte es dann der Schreiber und brachte den Kampfpreis dem Don Enrique. Der Verfaſſer des (gekrönten) Werkes ward herbeigerufen und ihm der Kampfpreis und das gekrönte Werk zugeſtellt, nachdem es in das Protokollbuch eingetragen war, wodurch die Ermächtigung und Freiheit ertheilt ward, daß es geſungen und öffentlich vorgetragen werden durfte. Nachdem ſolches geſchehen, kehrten wir in Ordnung zum Palaſte zurück. Der Preisgewinner ging zwiſchen zwei Mantenedoren; ein Page, der den Kampf-preis trug, ſchritt mit Trompetenbläſern voran. Wenn man in dem Palaſt angekommen war, ward mit eingemachten Sachen und Wein tractirt. Hernach zogen Mantenedoren und Troubadours mit den Muſikanten und dem Kampfpreiſe ab und geleiteten den Preisgewinner zu deſſen Wohnung." Der Auszug aus Villenas arte de trobar wird nach dieſer Schilderung ſehr unzuſammenhängend und dürftig. Es folgt eine Definition von sciencia und eine Beſchreibung der Art, wie im Menſchen die articulirten Laute entſtehen, wie letztere nicht bei allen Völkern in gleicher Anzahl vorhanden ſind, und der Grund dieſer Verſchiedenheit in topographiſchen und klimatiſchen Verhältniſſen zu ſuchen iſt. Sodann wird der Inhalt der zehn Unterabtheilungen des erſten Theiles angegeben: 1) wann und durch wen der lateiniſche Buchſtabe erfunden worden, 2) Definition der Buchſtaben, 3) von der Anzahl und Geſtalt der Buchſtaben, 4) Veränderung der Buchſtaben, 5) Unterſchied derſelben, 6) von der Ausſprache jedes einzelnen und in Verbindung mit andern Buchſtaben, 7) Veränderung dieſer Laute, 8) einige Buchſtaben werden geſchrieben, aber nicht geſprochen, 9) von der Stellung der Buchſtaben nach Maaßgabe der Schrift der alten Troubadours, 10) von der Buchſtabenabkürzung. Aus dieſen Capiteln ſind die nun folgenden Stücke des Auszuges, wie es ſcheint, Bruchſtücke. Von der Erfindung der lateiniſchen Buchſtaben weiß Villena Umſtände und Jahreszahl anzugeben, ſie erfolgte nämlich achtzehn Jahre vor der Einnahme von Troja, welche er in das

gezogenen Regel meiſterte und bekrittelte, waren hiernach zur Hauptſache in der fröhlichen Kunſt geworden.

Jahr 1183. vor Chriſti Geburt ſezt. — Der Auszug verbreitet ſich dann über einzelne Buchſtaben und deren Ausſprache, erwähnt einzelner Alphabete und des Erlöſchens der gothiſchen Lettern nach den Unfällen König Roderichs. Es wird erzählt, wie unter den Nachkommen der Gothen in den aſturiſchen Gebirgen die Schreibekunſt ganz verloren gegangen und man dieſelbe erſt aus England durch herbeigerufene Schreibmeiſter habe wieder einführen müſſen. Hiervon ſollen die ſogenannten engliſchen Buchſtaben herrühren. Es folgen nun wieder Bemerkungen über einzelne Buchſtaben, deren Veränderung und Verſetzung, namentlich über ſogenannte Pleniſonanten und Semiſonanten, worunter mehre noch heute lehrreiche Aeußerungen ſich befinden. Es wird dann gezeigt, wie das Streben der alten Troubadours darauf gerichtet geweſen, die Buchſtaben ſo zu behandeln und zu ſtellen, daß ſie einen Wohlklang gegeben, wovon verſchiedene Beiſpiele angeführt werden. Der Auszug endet ſodann mit Angabe der Abbreviaturen von Worten aus verſchiedenen Wiſſenſchaften, als deren Repräſentanten hier erſcheinen: die Grammatiker, Logiker, Rhetoriker, Arithmetiker, Legiſten (d. h. Gelehrte des römiſchen Rechtes), Canoniſten und Kaufleute. — Davon, ob dieſe arte de trobar, wie man bei Anführung eines „erſten Theiles" vermuthen müßte, auch einen zweiten hatte, erwähnt der hiermit abbrechende von Mayans y Siscar in ſeinen Orígines mitgetheilte Auszug nichts.

Schon aus dieſen Bruchſtücken läßt ſich abnehmen, daß diejenige arte de trobar, welche der Marquis von Villena nach Caſtilien verpflanzen wollte, der caſtilianiſchen Poeſie nicht weiter geholfen haben würde. Dieß war auch wirklich nicht der Fall, ſo wenig als Villenas eigene Poeſieen, welche nach ſolcherlei Anweiſung gearbeitet ſeyn mögen, und deren ſich in den alten Liederſammlungen einige aufbewahrt finden, als Muſter genommen wurden und ſich erhielten. Die caſtilianiſche Poeſie war noch zu ſehr unmittelbare Aeußerung des Gefühles in ſeiner poetiſchen Geſtaltung, als daß dergleichen obenein ſo zunftmäßig ſchmeckende Reflexion über die Behandlung des poetiſchen Sprachmateriales eines bedeutenden Anklanges und Einfluſſes hätten gewiß werden können. Die Eindrücke und Veränderungen, welche die Einwirkung der Provencalpoeſie der ſpaniſchen Schweſter zurückließ, ſind vielmehr auf Rechnung ihres ſchon früher verbreitet geweſenen Geiſtes als einer ſolchen Sprachmechanik zu poetiſchem Behufe zu ſezen. In der

Provence und Catalonien wollte man mit ſolchen Einrichtungen dem ſchon ſichtbaren Verfalle der Poeſie entgegenarbeiten und vermeinte auch die Fähigkeit des dichteriſchen Producirens mit ſolcherlei Normen als Errungenſchaft einer beſſern und fruchtbarern Zeit feſthalten zu können. Wohlgemeint war es aber vom gelehrten Marquis immerhin, die edle Dichtkunſt ſeines neuen Vaterlandes durch dergleichen methodiſche Cultur weiter bringen zu wollen. Sehen wir, wie ſein eben ſo gelehrter Zögling ſich gebarte.

Hätte es dieſem nicht, wie man ſagt, in den Gliedern gelegen, ſo würde Villena wohl ſchwerlich mit ſeinem Grundſatze, daß die Poeſie mehr den Verſtand in Anſpruch nehmen oder mehr Gedanken als Gefühle zu verſinnlichen bezweckt, bei ihm durchgedrungen ſeyn. Wahrſcheinlich würden der Marquis von Santillana und Juan de Mena ihren Dichtungen auch ohne Villenas Empfehlung jenen geſchmackloſen Anſtrich und Beigeſchmack von Gelehrſamkeit gegeben haben, welchen eine wahre Poetik ihnen zum Vorwurf machen muß. Santillana war eine für ſeine Zeit zu bedeutende Erſcheinung, als daß dieſe Literaturgeſchichte nicht länger bei ihm verweilen ſollte. Ich werde zunächſt eine hauptſächlich nach den durch Sanchez geſammelten Daten entworfenen Abriß ſeines Lebens und ſeiner Perſönlichkeit, ſo wie ein Verzeichniß ſeiner Schriften geben.

Der Marquis von Santillana. — Sein Leben und ſeine Schriften — namentlich das berühmte Sendſchreiben über die Poeſie.

Iñigo Lopez de Mendoza, nachmaliger Marquis von Santillana, war der Sohn Diego Hurtados de Mendoza und der Donna Leonor de Vega. Er wurde am 19. Auguſt 1398. zu Carrion de los Condes, einer Beſitzung ſeiner Mutter, geboren. Sieben Jahre alt verlor er ſeinen Vater und gerieth unter die Vormundſchaft ſeiner Mutter. Auch dieſe ſtarb ihm bald nachher. Die Stelle eines Großalmiranten von Caſtilien war in der Familie Mendoza erblich. Don Alonſo Enriquez, der Gemahl von Iñigos Vaterſchweſter Juana de Mendoza, ward von König Heinrich III. mit einſtweiliger Verwaltung dieſer Stelle beauftragt und erzog nebſt ſeiner Ehegattin ſeinen Neffen und deſſen beide

Geſchwiſter. Bis zu ſeinem ſechzehnten Jahre genoß Iñigo den Unterricht in den heiligen Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens, den Wiſſenſchaften und ritterlichen Uebungen, in denen er ſpäterhin ſo ſehr glänzte. Sein Studium umfaßte vorzüglich die lateiniſche Sprache [1]), Rhetorik, Poeſie und Philoſophie. Sechzehn Jahre alt, wohnte er, als einer der vornehmſten Granden von Caſtilien, der Krönung Königs Ferdinand in Saragoſſa bei. Weil Alonzo Enriquez ſich weigerte, ſeinem Mündel und Neffen die Almirantenſtelle abzutreten und der König unter beiden erlauchten Perſonen Mißhelligkeiten vorbeugen wollte, ſo verordnete er, daß Enriquez die Stelle behalte, wogegen er dem Iñigo die Städte Coca und Alaejos verlieh. Im Jahre 1416. vermählte ſich dieſer mit Catalina de Figuerra. Als im Jahre 1420. bei Hofe unter den beiden Infanten von Aragon, die bei Johanns II. Geſchichte erwähnten Zwiſtigkeiten ſich hervorthaten, trat Iñigo bereits mit Nachdruck auf und bewirkte die Beilegung derſelben zum Theil mit durch ſein Anſehen. Die verſpätete Ableiſtung des Huldigungseides im Jahr 1428. brachte ihn bei ſeinem Könige in einigen Verdacht, allein ſeiner Beredſamkeit gelang es, ſich aus der königlichen Mißgunſt herauszureden. Er erhielt den Befehl, mit 300 Reitern gegen die Arragoneſen und Navarreſen ins Feld zu ziehen. Da der Gegner 900 waren, ſo ſiegten dieſe ob. Iñigo's Caſtilianer flohen, er aber behauptete mit 40 Mann eine Höhe des Schlachtfeldes. Dafür gab der König ihm die Stadt Junquera zum Lohn. Bald darauf verdiente er ſich den Beifall der Kirche durch Stiftung des Priorates von Sopetran aus einem ganz in Abnahme gekommenen Kloſter. Auf einem 1431. gegen die Mauren von Granada beabſichtigten Zuge erkrankte er in Cordova und mußte nach Guadalarara gehn, um ſich heilen zu laſſen. Hier erfuhr er die Gefangennahme des Grafen von Haro und des Biſchofs von Palencia, ſeiner Verwandten und genauen Freunde, durch den König. Ein ähnliches Schickſal fürchtend, befeſtigte er ſich in ſeinem Caſtelle Hita, wo er, ungeachtet der ihm vom Könige ſchriftlich gegebenen Zuſicherungen, daß er gegen ihn keinen Verdacht hege, bis zu einer günſtigern Wendung der Dinge verblieb. — Im Jahr 1433. veranſtaltete er in

1) Sanchez hat (coleccion I. XXV.) beſonders ausführen zu müſſen geglaubt, daß der Marquis wirklich lateiniſche Studien gemacht habe, was nach einer Angabe Lucenas zweifelhaft erſcheinen konnte.

Madrid ein großes Turnier, welchem der König beiwohnte, und worin Iñigo selbſt und Don Alvaro de Luna ſich vorzüglich auszeichneten. Der Tod der Herzogin von Arjona veranlaßte einen Erbfolgeſtreit über ihren Nachlaß zwiſchen Iñigo und ſeinem Vetter Manrique, welcher die Einſchließung des leztern durch erſtern in der Stadt Cogulludo zur Folge hatte. Dieſe ward zwar anfänglich hart berennt; Iñigo überließ aber nachher die Sache der Entſcheidung des Richters. Im Jahre 1438. focht er gegen die Mauren und nahm ihnen nach viertägigen hartnäckigen Kämpfen die Stadt Huelma. Durch ſeine Klugheit beſeitigte er eine Streitigkeit ſeiner Schaaren über den Vorrang beim Einzuge in die eroberte Stadt. Ein ſchimpflicher Friede war für die Mauren Folge dieſes Feldzugs. In dieſem bewegten Leben gewann der gewandte Feldherr und Staatsmann ſeiner koſtbaren Zeit doch immer einige Stunden für die Muſen ab und dichtete fleißig. Bald darauf nahm er Alcala de Henares weg; dieß hatte eine große Schlacht zur Folge, welche Mendoza freilich verlor, in welcher er aber, obgleich ſofort anfangs verwundet, die unglaublichſten Proben von Ausdauer und Tapferkeit an den Tag legte. 1438. beſeitigte er durch ſeine Umſicht und Gewandtheit den Aufſtand der Vaſallen von Alava. Wie angeſehen und mächtig Mendoza war, beweiſt folgender Umſtand: Der König von Navarra hielt, wie oben ſchon angegeben, den König Johann von Caſtilien in Tordeſillas gewiſſermaßen gefangen. Bei den Rathsverſammlungen, welche der Infant Heinrich wegen Befreiung ſeines Vaters abhalten ließ, ſpielte Mendoza eine Hauptrolle, machte ſich aber zur Mitwirkung erſt gegen die Zuſage des Infanten anheiſchig, ſeinen Vater vermögen zu wollen, in die vortheilhafte Beilegung einiger Differenzien hinſichts mehrer Vaſallen des Marquis zu willigen. Nachdem der Infant ſolches eidlich gelobt, ward der König durch Mendozas kräftige Mitwirkung aus ſeinem Gewahrſame befreiet. In Folge jener Capitulation verlieh ihm der König die ſtreitige Markgrafſchaft Santillana, welche Mendoza durch ſeinen Sohn Diego Hurtado zuvor dem Orejon, welcher dieſelbe im Beſitze hatte und nicht weichen wollte, aberobern laſſen mußte. Wegen der Rechtmäßigkeit ſeines Beſitzes an dieſem Markgrafenthum wechſelte Iñigo mit dem Erzbiſchofe von Burgos mehre Streitſchriften. Er befeſtigte ſich täglich mehr in der Gunſt ſeines Königs. In der

Schlacht von Olmedo 1445., worin der König von Navarra beſiegt wurde, zeichnete Mendoza ſich wiederum rühmlichſt aus. Dafür ernannte ihn ſein König förmlich zum Marquis von Santillana und Grafen del Real de Manzanares. Dieſe Ernennung zum Marquis war die erſte in Caſtilien. Die Creirung geſchah daher mit großem Prunke. Im Jahre 1446. eroberte Mendoza ſeinem Könige die Stadt Torrija. Im Jahre 1452. trat Santillana der Verſchwörung der Großen Caſtiliens wider Alvaro de Luna bei, deren erſte Schritte zwar nicht gelangen, aber den Unwillen gegen den Condeſtable ſo vermehrten, daß es möglich ward, den König von ihm abwendig zu machen und denſelben zu bewegen, in die Enthauptung Lunas 1453. zu willigen. Dem Könige Johann folgte 1454. Heinrich IV., zu deſſen Unterweiſung der Marquis das Centiloquio von Sprichwörtern geſchrieben hatte. Bei dieſem Könige ſtand Santillana in höchſter Gunſt. Derſelbe willfahrte allen ſeinen Wünſchen. Als im Jahre 1454. ein Zug gegen die Mauren berathen ward, ließ ſich der Marquis mit einer Rede vernehmen, welche wegen ihrer großen Eloquenz allgemeinen Beifall fand. In dieſem Jahre verlor er ſeine Gemahlin durch den Tod. Ein aus demſelben Jahre herrührendes Sonett von ihm widerlegt das Selbſtlob Boscans, welcher ſich ein Jahrhundert ſpäter für den Erfinder des caſtilianiſchen Sonettes ausgab. Im Jahr 1456. ſtarb Santillanas Freund, der Dichter Juan de Mena, der ihn in dem Gedichte la coronacion beſungen hatte. Der Marquis ließ ihm dafür ein Grabmal errichten. Als 1457. der König ihn zur Theilnahme an einem Zuge wider die Mauren auffoderte, entſchuldigte Santillana ſich damit, daß er zu alt ſey und ſich zum Tode vorbereiten müſſe, wogegen er ſeine Söhne, Verwandten und Mannſchaften ſenden würde. Zuletzt nahm er noch Theil an den Vorſtellungen, welche die Cortes dem Könige wegen ſeiner ſchlaffen Verwaltung machten. Er ſtarb am 25. März 1458. in Guadalarara. Sein Leben war in eine vielfach bewegte Zeit gefallen; ſein Rath und Anſehen machten ſich überall geltend und ſein Einfluß ſteuerte manchem Uebel. Oeffentliche und Privatangelegenheiten nahmen ihn beſtändig in Anſpruch; doch vernachläſſigte er die Pflege der Wiſſenſchaften nicht und erwarb ſich ſo den Beinamen des Weiſen. Sein Ruhm als Krieger und Gelehrter war ſo ausgebreitet, daß Fremde bloß, um ſeine Bekanntſchaft zu machen, nach Spanien

lamen. Er war ein ritterlicher, adlicher, braver und energiſcher Mann. Seine Statur ſchildern Zeitgenoſſen als mittelgroß, ſein Geſicht ſehr ſchön und ſeine Glieder in angenehmem Ebenmaße. In allen ſinnlichen Begierden war er ſehr enthaltſam. Sein gebietendes Benehmen gegen Untergebene ſchloß nie die Leutſeligkeit aus. Sein heller Blick unterſchied aufs Trefflichſte den Schein vom Sein. Seinen Namen hat er auf ſechs Söhne vererbt. Die zahlreiche und koſtbare Bibliothek, welche er hinterließ, ward mit ſeinem Palaſte zu Guadalarara, worin ſie aufgeſtellt war, zum Theil zugleich ein Raub der Flammen. Doch entgingen dieſem Schickſale ſehr koſtbare Handſchriften (Sanchez coleccion. Band III. S. 12.), welche in der Familie der Herzöge von Infantado, der Nachkommen des Marquis, ſich erhalten haben. So iſt z. B. die Handſchrift des Gedichtes von Alexander dem Großen, nach welcher Sanchez daſſelbe herausgegeben, mit gerettet worden und Don Joſeph Miguel de Flores hat bei ſeiner im Jahr 1784. beſorgten Ausgabe der Coronica de Alvaro de Luna eine Menge Urkunden benutzt, welche im Archive dieſer Familie damals noch befindlich waren. Folgende eigene Werke des Marquis ſind auf die Nachwelt gekommen, aber nur die in geſperrten Lettern angezeigten bisher gedruckt: — *Los proverbios con su glosa.* — *Proemio al Condestable de Portugal.* — Favor de Hercules contra fortuna. (Sechs achtzeilige Strophen mit einem Quartett.) — El triumfete de Amor — *Querella de Amor.* — Pregnta de Nobles — Vision — El planto de la Reyna doña Margarida — El infierno de los enamorados — El sueño — Cancion. — Loor a Doña Juana de Urgel — El aguilando — *Coronacion de Mosen Jordi* — *Defuncion de Don Enrique de Villena señor docto et de excelente ingenio.* — Comedieta de Ponza — Carta del Marques à una Dama — 42 *Sonetos* — *Varias coplas à las quartanas que padecio en Valladolid el Rey Don Juan II.* — *Varias pregnutas y respuestas curiosas entre el Marques y Juan de Mena* — La canonizacion de los bienaventurados Santos Maestre Vicente Ferrer, Predicador e Maestro Pedro de Villagreces Frayre Menor (in 28 Octaven) — *Los gozos de nuestra Señora.* — El marques a nuestra señora de Guadelupe, quando fue a romeria [1]), (d. h. während der Wallfahrt) en el

1) Dem würdigen Schubert iſt im erſten Bande ſeiner biblioteca Ca-

ano 1455. — Al rey d. Alfonso de Portugal — *doctrinal de Privados al Maestre de Santiago don Alvaro de Luna.* — *Bias contra fortuna.* — Ein Lied an Gomez Manrique als Antwort auf deſſen suplicacion — Nueve canciones (eines darunter in galliciſcher Sprache) — Seis serranillas — *Refranes que dicen las viejas tras el huego, ordenados por el orden del ABC.* — Die in Nr. 84. des Jahrganges 1844. vom Magazin für die Literatur des Auslandes erwähnten: Rimas ineditas de Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marques de Santillana, de Fernan de Guzman señor de Batres y de otros poetas del siglo XVI. recopidas y anotadas por Eugenio de Ochoa. 27½, Bogen, Paris 1844., iſt mir noch nicht zu Geſichte gekommen. — Von einem außerdem hinterbliebenen Gedichte uber die Schöpfung der Welt, das in der Kirche von Oviedo noch vorhanden ſeyn und aus 333. Octaven beſtehen ſoll, iſt nur eine Octave bekannt geworden, welche Sanchez mittheilt. Derſelbe erwähnt auch noch eines Briefes, den der Marquis am 20. Januar 1444. an den Biſchof Alonzo von Burgos ſchrieb, und der die Entſtehung des Krieges behandelt.

Nach dieſem Abriſſe wird dem Leſer auch der Aufſatz nicht unwillkommen ſeyn, welchen Hernando del Pulgar in ſeinen claros varones dem berühmten Marquis widmete. Ich laſſe denſelben daher in wörtlicher Ueberſetzung folgen, wodurch ich ſpäterhin, wenn ich beſonders auf Pulgar zu ſprechen komme, Gelegenheit gewinne, ſparſamer in Mittheilung weiterer Proben ſeiner Darſtellungsweiſe ſeyn zu können.

Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, Graf del Real Manzanares, Herr des Hauſes de la Vega, Sohn des Almirante (Großadmiral) Don Diego Hurtado de Mendoza und Enkel Pedros Gonzalez de Mendoza, Herrn von Alava, war ein Mann von mittlerer Statur, von proportionirtem Gliederbau, ſchön von Geſichtszügen, von edlem, caſtilianiſchem und ſehr altem Geſchlechte. Er war ein ſcharfſinniger und kluger Mann und von ſo erhabenem Herzen, daß weder groſſe Dinge ihn erſchütterten,

---

ſtellung hier die Menſchlichkeit begegnet, zu überſetzen: als ſich der Marquis zu Romeria aufhielt.

noch er von geringen weitere Kenntniß nahm. In ſeiner perſönlichen Haltung und in der Sprache ſeiner Rede zeigte er ſich als einen hochgeſinnten edeln Mann; er ſprach ſehr gut und nie hörte man ihn Etwas ſagen, welches nicht wegen Gelehrſamkeit oder Annehmlichkeit bemerkenswerth geweſen wäre. Er war höflich und erwies allen, die ihn beſuchten, beſonders Männern von Wiſſenſchaft, gebührende Ehre. Als der Almirante, ſein Vater, und Donna Leonore de la Vega, ſeine Mutter, verſtorben waren und ihn noch unerwachſen hinterlaſſen hatten, wurden ihm die aſturiſchen und viele andere Güter entzogen; aber nachdem er zu einem Alter gelangt war, worin er erkannte, daß er um ſein väterliches Erbe betrogen war, ſpornten ihn die Nothwendigkeit, welche gute Einſichten erweckt und der große Muth, welcher ſeine Angelegenheiten nicht ſinken läßt zu ſolchem Eifer, daß er theils durch Proceß, theils mit Hilfe der Waffen ſeine Güter wiedergewann. Er war ungemein mäßig im Eſſen und Trinken und übte darin eine außerordentliche Enthaltſamkeit. Sein Leben theilte ſich in zwei hauptſächliche Thätigkeiten; die Uebung im Waffenthum, und das Studium der Wiſſenſchaft; es thaten weder die Waffen dem Studium Eintrag, noch benahm ihm das Studium die Zeit, um mit Rittern und den Schildknappen ſeines Hauſes ſich darüber zu unterhalten, mit welchen Waffen man ſich vertheidigen müſſe, welche nöthig zum Angriffe ſeyen, wie man den Feind zu treffen ſuchen müſſe, wie Schlachten anzuordnen ſeyen, von der Einrichtung der Lager, über die Art, wie Feſtungen anzulegen und zu vertheidigen, ſo wie über andre Gegenſtände des Ritterweſens. An dergleichen Unterhaltung fand er wegen der großen Uebung, welche er in ſeiner Jugend darin hatte, vieles Vergnügen. Und damit die Seinigen aus Erfahrung lernen möchten, was ſie ihn als Lehre vortragen hörten, ſo ließ er in ſeinem Hauſe Turniere veranſtalten, auch andere kriegeriſche Uebungen anordnen, in der Abſicht, daß ſeinen Leuten, wenn ſie im Gebrauche der Waffen geübt wären, die Mühſeligkeiten des Kriegs leichter wurden. Er war ſelbſt ein tüchtiger Ritter und vor dem Kampfe beſonnen und gemäßigt, darinnen aber war er kühn und verwegen. Seine Kühnheit war jedoch nicht unüberlegt und in ſeine Beſonnenheit miſchte ſich keine Feigheit; in vielen Schlachten, die er mit Chriſten und Mauren hatte, in denen er Sieger oder Beſiegter blieb, war er

Hauptanführer; namentlich lieferte er den Aragoneſen eine Schlacht bei Aravjana, eine zweite beim Fluſſe Toroto und beide Treffen waren blutig und heftig; denn da man gegenſeitig kämpfte, ohne zu fliehen, blieben beiderſeits viele Männer und Pferde. Er befand ſich mit ſeinem Volke auf offenem Felde und wiewohl er die Seinigen gegen die Feinde in der Minderzahl erblickte, ſo hielt er es denſelben gegenüber doch für eine größere Niederlage, ohne Kampf den Rücken zu kehren, als zu ſterben oder kämpfend das Feld zu räumen; ſo überließ er ſich dem Schlachtenglücke und kämpfte mit ſolchem Nachdrucke und ſolcher Anſtrengung, daß er, wiewohl verwundet und beſiegt, die Ehre und den Ruhm eines tapfern Feldherrn errang. Als der König Johann die Geſchicklichkeit des Ritters erfuhr, übertrug er ihm die Feldherrnſchaft im Kriege gegen die Mauren. Mit fröhlichem Geſichte übernahm er dieſes Amt und führte längs der Grenze daſſelbe lange Zeit, lieferte dem Könige von Granada und andern Feldherrn dieſes Reiches viele und große Schlachten und Treffen, in denen er Sieger blieb; auch machte er verſchiedene verheerende Streifzüge in die Ebene von Granada und nahm die Stadt Huelma mit Waffengewalt; er trieb die Mauren dergeſtalt in die Enge, daß er noch andere Orte eingenommen und andere große denkwürdige Thaten verrichtet haben würde, wenn nicht der König durch nothwendige Rückſichten auf einige Ereigniſſe in ſeinem Lande gedrungen, ihm geboten hätte, den Krieg zu endigen und Waffenſtillſtand gegen ſie eintreten zu laſſen. Er hatte indeß einen ſo harten Krieg gegen die Mauren geführt, daß er ſie unter das Joch der Sklaverei brachte und ſie zwang, alljährlich als Tribut eine größere Summe Geldes, als der König erwartet hatte und ſie jemals zu gewähren gedacht hatten, zu erlegen. Außer dem Gelde, das ſie entrichten mußten, legte er ihnen die Verpflichtung auf, alle Chriſten, welche in mauriſchen Landen gefangen ſich befanden, frei zu laſſen; ſo machte der Marquis ſie ihrer Gefangenſchaft ledig und ſetzte ſie in Freiheit. Mit großer Klugheit behandelte er das ſeiner Anführung untergebene Kriegsvolk, und wußte nicht minder ſein Genoſſe als Herr zu ſeyn; allein im Befehlen war er nicht ſtolz und in der Gefährtenſchaft nicht unedel; in ſeinem Herzen hegte er eine Demuth, die ihn zu Gottes Freunde machte und nach Außen verſchaffte er ſich ſolche Autorität, daß er der Leute Achtung genoß. Er vertheilte freigebig, was an gewonnener Beute ihm

als Feldherrn gebührte, und außerdem vertheilte er noch von seinem Eigenen in Zeiten der Noth; demjenigen, welcher sich für empfangene Gaben bedankte, pflegte er zu sagen: wenn wir demjenigen, welcher uns wohl that, Güter wünschen, müssen wir sie dem geben, welcher uns wohl will. Wenn die Leute seiner Befehlshaberschaft seine Enthaltsamkeit und Freigebigkeit sahen, liebten sie ihn und aus Furcht ihm verdrießlich zu werden, übertraten sie niemals seine Schlachtordnung. Die römischen Geschichten machen viel Rühmens vom römischen Consul Manlius Torquatus, welcher befohlen hatte, daß Niemand ohne seine Erlaubniß das Lager verlasse und mit den Feinden der Römer, den Latinen, zu kämpfen, da aber ein Anführer aus dem feindlichen Lager den Sohn des Consuls zu einem Zweikampfe veranlaßt hatte, indem er ihn und das ganze Lager mit Worten höhnte, daß sie eine Ausforderung nicht anzunehmen wagten, wollte der junge Mann die Schmach nicht dulden, welche aus seiner eigenen Schmach für die Römer hervorging, deßhalb ließ er sich in den Kampf ein und tödtete den Feind. Als Sieger stellte er sich mit den erbeuteten Waffen des Ueberwundenen seinem Vater, dem Consul, dar. Dieser aber ließ ihn fesseln und gegen den Willen des ganzen römischen Heeres das Haupt abschlagen, damit er den Uebrigen zur Warnung diene, daß sie nicht ihres Anführers Befehlen zuwider zu handeln wagen möchten; als wenn es kein anderes Mittel gegeben hätte, das Lager im Zaume zu halten, als daß der Feldherr seinen Sohn tödten ließ? Hartnäckig und halsstarrig mußte sicherlich die Empörung der Römer seyn, da es für sie eines so grausamen Beispiels bedurfte, auf daß sie ihrem Feldherrn gehorsam würden; fürwahr, ich weiß auch nicht, welche größere Rache der Vater des getödteten Latinen erlangen konnte, als die ihm der Vater des römischen Siegers gewährte. Aus dieser That machen Frontin, Valerius Maximus und andere Schriftsteller ein großes Wesen, indem sie den Vater als strengen Strafer loben und den Sohn als tapfern Sieger; ich weiß aber nicht, wie man den Vater über eine so grausame Strafe, als worüber der Sohn sich beklagt, loben kann, noch wie wir den Sohn loben wegen einer so argen Ueberschreitung, als der Vater demselben beimißt. Wir mögen wohl sagen, daß dieser Consul eine merkwürdige Grausamkeit übte, aber nicht eine des Beispiels würdige Lehre gab, noch weniger aber war es des Lobes werth, denn selbst die Lobredner sagen, daß er um

ſeines Sohnes Tod trauerte und Zeit ſeines Lebens von der römiſchen Jugend verabſcheuet wurde; ich vermag aber nicht zu begreifen, wie ein Betrübter, Verabſcheuter gelobt werden müſſe. Ich ſage nicht, daß die Satzungen der Ritterſchaft wegen allgemeiner Uebelſtände, welche unbeachtet ſich mehren könnten, nicht ſelten beobachtet werden; ſondern ich meine, man müſſe Zuſätze, Abſonderungen und Auslegungen geſtatten; auch müßte der Fürſt ſie etwas mäßigen, indem er auf Zeit, Ort und Perſon, andere Umſtände und neue Fälle, welche ſich ereignen konnten, und welche nicht von der Art und Beſchaffenheit ſind, daß ſie unter den Buchſtaben des Geſetzes gefaßt werden könnten, Rückſicht nähme. Und weil dieſe Umſtande von unſerm berühmten Helden bei den Heerlagern, welche er befehligte, wohl in Acht genommen wurden, ſo kann man fürwahr mit größerm Lobe und als ein beachtenswertheres Beiſpiel ſeiner erwähnen; denn ohne einen Sohn zu tödten, ohne eine unmenſchliche Grauſamkeit zu begehen, ſondern durch das Anſehen ſeiner Perſon und nicht mit der Furcht vorm Dolche lenkte er ſeine Leute, ward von Allen geliebt und gehaßt von Niemanden. Als König Johann die leuchtenden Tugenden dieſes Ritters erkannt hatte, gab er ihm, wie er denn einer Auszeichnung würdig war, den Titel Marquis von Santillana, machte ihn zum Grafen de Real Manganares und bereicherte ſein Haus und Vermögen; ſich ſelbſt vertraute er ſeiner Perſon und zuweilen ihm auch die Regierung ſeiner Länder an; er verwaltete mit ſolcher Klugheit, daß die Dichter von ihm ſagten, am Hofe war er ein großer Phöbus ſeiner berühmten Verwaltung wegen und im Felde ein Hannibal wegen ſeiner großen Tapferkeit. Er war ſehr eifrig in dem, was ihm als Mann zu thun oblag und ein ſo großer Tadler der Schwächen, die er an Einigen wahrnahm, daß, als er einen Ritter das Unglück, in welchem er ſich befand, beweinen ſah, er ihm in der Zornaufregung ſagte: O wie werth des Tadels iſt der Ritter, welcher um ein nicht ſchweres Unglück, das über ihn kommt, Thränen vergießet, wenn es nicht zu den Füßen des Beichtigers geſchiehet. Er war ein hochſinniger Mann und dieſe hohe Geſinnung war der Schmuck und das Gewebe aller ſeiner übrigen Tugenden. Es traf ſich eines Tages, daß ihn Jemand in Vermögensangelegenheiten ſprach und ihm als einen Mann, der auf dergleichen Dinge wenig Aufmerkſamkeiten verwendete, eine Ausſicht zeigte, ſeine Einkünfte zu ver-

beſſern. Er erwiederte, das, was du ſagſt, iſt eine mir fremde Sprache, rede darin mit andern Leuten, welche ſie beſſer verſtehen. Denjenigen, welche ſich um Vergnügungen bemüheten, pflegte er zu ſagen, daß ein tugendhaftes Wirken weit vergnügter mache als ein Leben ohne Tugend, wie vergnüglich daſſelbe auch ſeyn möge. Er beſaß ein ſo reges Mitleid, daß jeder Geängſtete oder Verfolgte, welcher zu ihm kam, in ſeinem Hauſe Schuz und Troſt fand ohne Rückſicht auf irgend eine Unannehmlichkeit, welche daraus, daß er ſich deſſelben annahm, für ihn entſtehen konnte. Ferner betrachtete er Perſonen und Sachen nach ihrem wirklichen Weſen und nicht nach der Meinung, die man davon hegte und hierin beſaß er eine beſondere und faſt göttliche Tugend; denn niemals ſah man ihn Ausnahmen von Perſonen machen, er ſah nicht darauf, zu welchem Ende und wer und wie beſchaffen ein jeder war. Dieſer Ritter brachte die Säze in Verſe, welche anfangen: Mein vielgeliebter Sohn ꝛc., in welchen faſt alle Vorſchriften der Moralphiloſophie enthalten ſind, deren es zu einem tugendhaften Leben bedarf. Er beſaß eine groſſe Menge Bücher und widmete ſich dem Studium, vorzüglich der Moralphiloſophie, und fremder und alter Geſchichten; in ſeinem Hauſe hatte er beſtändig Gelehrte und Magiſter, mit denen er über die Wiſſenſchaften und die Lectüre, welche ihn beſchäfigte, ſprach. Er machte auch andere Aufſäze in Proſa und Verſen ſehr lehrreich, um Tugenden zu befördern und Laſter zu unterdrücken: und mit dieſen Sachen brachte er die meiſte Zeit ſeiner Zurückgezogenheit hin. Er hatte einen groſſen Ruhm und angeſehenen Namen in vielen Reichen auſſerhalb Spanien; allein er hielt die Achtung der Weiſen weit höher als einen ausgebreiteten Ruhm. Und weil wir oftmals die Verhältniſſe der Menſchen ihrem Temperamente angemeſſen finden, und diejenigen verkehrte Neigungen hegen ſehen, die kein gutes Temperament haben, ſo dürfen wir ohne Zweifel glauben, daß dieſer Ritter ſich Gott ſehr verpflichtet erachtete, da er ihm von Natur ein ſolches Temperament gegeben, daß er geſchickt war, jede Tugend zu üben und ohne groſſe Mühe die Neigung jeder Verſuchung zur Sünde zurückzudrängen. Ich will nicht leugnen, daß er nicht einige von jenen Anfechtungen erfuhr, welche unſer Fleiſch unſerm Geiſte zu veranlaſſen pflegt; daß er einige Male dem Zorne oder der Wolluſt unterlag, oder daß er zuweilen in dem, was ihm zu thun oblag, über das nöthige Maaß hinausging, oder es darin fehlen

ließ, da er, wie es der Fall war, in Kriegs verwickelt und in andre große Begebenheiten, die sich um ihn her ereigneten, es schwer finden mußte, in einer solchen Menge Irrungen zu leben, ohne selbst zu irren. Allein wenn es wahr ist, daß Tugenden Fröhlichkeit erzeugen und Laster Traurigkeit schaffen, so wie der Mann denn meistens fröhlich war, so kann man wohl urtheilen, daß ihm weit mehr Tugenden beiwohnten, welche Freudigkeit geben, als ihn Fehler beherrschten, welche Verstimmung herbeiführen. Obgleich er in mehreren Schlachten Unglück hatte, und mehrfaches Leid erfuhr, da ihm Kinder und andere Verwandte starben, so ertrug er dieß doch mit jener Seelenstärke, welche andere lehrte, wie sie zu dulden hätten. Er endigte seine Tage in dem Alter von 65 Jahren in großen Ehren und Glücke; und wenn man sagen kann, daß die Menschen, wie etliche vermeinen, nach dem Tode einiges Glück erlangen, so können wir unbezweifelt annehmen, daß es mit diesem Manne der Fall war; denn er hinterließ sechs Söhne, deren ältester sein Majorat erbte, dasselbe erweiterte und zur Würde eines Herzogs empor stieg; der zweite Sohn war der Graf von Tendilla, der dritte Graf von Curuña, der vierte Cardinal von Spanien und Erzbischof von Toledo, auch Bischof von Siguenza und einer der größten Prälaten, welche Gottes Kirche in jenen Tagen hatte. Diesen vieren und den übrigen beiden, welche Don Juan und Don Hurtado hießen, hinterließ er Städte, Dorfschaften und Einkünfte, woraus neben dem Haus- und Hauptmajorate noch fünf andere Majorate gebildet wurden.

So weit der treffliche Pulgar, von dem ich, bis mich der Faden der Chronologie ihm wieder zuführt, hier Abschied nehme, um die literarischen Verdienste des Marquis von Santillana zu würdigen. Welcher Art von Poesie der Marquis huldigte und wie beschränkt sein ästhetischer Horizont war, in welchem sich der Widerschein der Ansichten der besten Köpfe seiner Zeit abspiegelt, lernt man am besten aus dem historisch kritischen Sendschreiben kennen, das er an den Connetable von Portugal bei der Gelegenheit richtete, als er demselben [1]) eine Sammlung seiner Gedichte übersendete. Dieser Brief hat unter den Literatoren eine solche Celebrität

1) Um das Jahr 1435., wie Sanchez I. S. 2. siegreich wider Carmiento beweiset, welcher das Schreiben in das Jahr 1440. setzt.

erlangt, daß ich denſelben als eine Probe von der Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe des Verfaſſers unverkürzt um ſo mehr folgen laſſe, als eine vollſtändige Ueberſetzung deſſelben mir noch nicht zu Geſicht gekommen iſt [1]). Allerdings enthält dieſer Brief einige beachtenswerthe Winke über den Entwickelungsgang der caſtilianiſchen Poeſie, indem er ſchon auf den Gegenſatz der Volkspoeſie von der Culturpoeſie hinweiſet, auch den einheimiſchen Kunſtgeſchmack von dem durch die Provencalen und Limoſinen eingeführten unterſcheidet. Er iſt aber für letztern ſo einſeitig eingenommen, daß er die nationale Poeſie, welche dieſem ausländiſchen Geſchmacke nicht huldigte, faſt ganz unberückſichtigt läßt und wir wohl von einer Menge Dichtern in der Weiſe des Modegeſanges hören, aber über die weit wichtigern Denkmale der älteſten caſtilianiſchen Poeſie theils gar nichts, theils nur einige ſehr ungenügende Worte vernehmen, ſo daß Bouterwek nicht Unrecht hat, wenn er meint, daß man zu des Marquis Zeiten vom Urſprunge der caſtilianiſchen Poeſie noch weniger gewußt habe, als man jetzt weiß und Sanchez ſich I. S. 118. verwundert, wie der vornehme Literator ſo ganz und gar keine Kenntniß von dem Poema del Cid und den Poeſieen Berceos gehabt zu haben ſcheint. Dagegen iſt der Hauptbeſtandtheil dieſes Sendſchreibens ein unkritiſches Convolut ungehöriger und falſcher Gelehrſamkeit, welche freilich an dieſer Stelle gar nichts nützet, aber am treffendſten die verfehlte Anſicht bezeichnete, welche der viel wiſſende Marquis über poetiſche Kunſt ſich ganz im Sinne ſeines äſthetiſchen Mentors verfertigt hatte. Sie iſt ihm, wie er ſelbſt erklärt, nichts anderes, als eine Erdichtung nützlicher Sachen, die, verborgen oder von einer ſchönen Hülle umſchleiert, nach einer gewiſſen Berechnung und nach Abmeſſung und Wägung geordnet, unterſchieden und verſteckt ſind. — Wenn er meint, dieſe Kunſt ſey ſtets nur auf edle und erhabene Geiſter herabgekommen, ſo verſtehet er darunter recht gelehrte Herrn, denn er nennt in dem nämlichen Satze und weiterhin wiederholt die Poeſie eine Wiſſenſchaft. Kunſt iſt ſie ihm nur als Verskunſt,

1) Roſenkranz in ſeiner Geſchichte der Poeſie III. S. 6. irrt, wenn er die Bruchſtücke, welche Schubert in ſeiner bibliotera Castellana davon in deutſcher Sprache anführt, für eine vollſtändige Ueberſetzung zu halten ſcheint.

nicht als Kunſt des Gedankens. Von den an herrlicher und wirklicher Poeſie reichen Liedern und Romanzen ſpricht er gar verächtlich und nennt ſie niedrig, weil ſie ohne Regel und Vorſchrift verfertigt worden, weßhalb denn auch nur die dienende und niedere Claſſe ſich daran erfreuet. Die italieniſche Poeſie ſtehet ihm deßhalb ſo hoch, weil die italieniſchen Poeten ihre Werke mit ſchönen und ſeltenen Geſchichten zieren. Er hebt die tiefe Moral in Marche des ältern Poeſieen beſonders hervor. Die beliebte größere Zierlichkeit, womit ſich ſeit Heinrich III. die caſtilianiſche Poeſie entfaltet, deutet er wohlgefällig aus dem Umſtande, daß ſich dieſer Kunſt ſehr gelehrte Leute ergeben. Nur dieſe nennt er Dichter, andere Muſenjünger ſind ihm nur Reimer und Troubadours in dem verächtlichen Sinne des Wortes, den Guiraut Riquier beklagte. Es ergibt ſich aus dem Allem, daß der gefeierte Marquis, welcher, wie Siemondi witzig bemerkt, das ganze Alterthum um Citate brandſchatzte, die Regungen des dichteriſchen Triebes und die Quelle des poetiſchen Lebens in ihrem Urſprunge und ihrer Würde gänzlich verkennt und miſſachtet und die Dichtkunſt nur dann zu einer Reputation und Anerkennung gelangen läßet, wenn ſie aus gelehrten Flicken ſich ein Hoffleid auszuſtaffiren und damit die Fähigkeit und den Anſpruch zu geben weiß, in anſtändiger Geſellſchaft aufzutreten. Bei der Zunftmäßigkeit ſeines Urtheiles fiel ihm nicht ein, die Wahrheit ſolcher äſthetiſchen Ketzereien zu bezweifeln oder wohl gar an den überall froh und frei emporgeſchoſſenen Gebilden der Nationalpoeſie ſeines Volkes ſeine Einſicht zu berichtigen und für die Verfolgung einer geſunden Kritik zu ſtimmen. Unbegreiflich! da er ſelbſt mit entſchiedenem Glücke als Volksdichter auftrat! Höchſt befremdend iſt es daher, wie Siemondi jenen Brief ein durch richtige Kritik ſehr ausgezeichnetes Werk nennen konnte. Doch zu lange ſchon habe ich der eigenen Anſicht meiner Leſer vorgegriffen, mag die berühmte Zuſchrift ſich nun ſelber an ſie wenden [1]):

---

1) Dieſer Brief hat auch noch deßhalb einen zufälligen Anſpruch auf dankbare Anerkennung, weil er dem trefflichen Sanchez den nächſten Anlaß zu ſeiner ſchätzenswerthen coleccion und den dieſelben begleitenden literariſchen Zuſätzen gab.

Sendſchreiben an Don Pedro, Connetable von Portugal.

Vor einigen Tagen hat mich Alvar Gonzalez de Alcantara, ein Anhänger und Diener vom Hauſe eures Vaters, des Herrn Infanten Don Pedro, erlauchten Herzogs von Coimbra, in Euerm Namen, mein Herr, erſucht, meine Schriften und Lieder Euer Gnaden zu überſenden. Wahrlich Herr, wichtigere, wenn gleich für mich mühſamere Handlungen würde ich Euerm Adel zu gefallen gern verrichten; denn meine Werke oder wenigſtens deren größerer Theil behandeln nicht ſolche Gegenſtände und ſind auch nicht ſo wohl gelungen und ausgearbeitet, daß dieſelben eine Sammlung zu verdienen ſcheinen. Denn mit dem Apoſtel kann ich ſagen: cum essem parvulus cogitabam ut parvulus, loquebar ut parvulus. Dergleichen fröhliche und ergötzliche Sachen thun ſich hervor und vereinigen ſich in der Zeit der friſchen Jugend mit der Liebe für zierliche Kleidung, Carouſſelreiten und andere ritterlichen Uebungen; und ſo, Herr, findet Ihr jetzt an vielen Dingen Gefallen, die mir ſchon nicht mehr gefallen oder gefallen dürfen. Inzwiſchen, mein trefflicher Herr, habe ich aus Eifer, daß mein Wille nicht anders ausgelegt werden möge, als derſelbe iſt, und dem Eurigen kein Hinderniß entgegengeſetzt werde, demſelben vielmehr ein Genüge geſchehe, hier und dort aus fremden Büchern und Liederſammlungen einige Stücke in der Ordnung, als ich dieſelben producirte, zuſammenleſen und abſchreiben laſſen, die ich Euch in dieſem Büchlein überſende. Wie unvollkommen mir auch, mein Herr, dieſe meine Werkchen, welche Ihr befohlen habt, und wie ſehr vielleicht auch noch unter der Anſicht, die ich davon habe, ſeyn mögen, ſo kann ich Euch doch verſichern, wie michs unendlich erfreuet, daß Alles, was eine poetiſche Seite annimmt, Euch gefällt. Hievon überzeugen mich nicht nur Eure angenehmen Befehle, ſondern auch einige ſehr gefällige Sachen, die ich geſehen habe und welche Euer Talent hervorgebracht hatte. Hier waltet wahrlich ein göttlicher Eifer, eine himmliſche Regung, ein unerſättliches Speiſen des Geiſtes; er ſucht, wie die Materie, nach einer Form und in der Unvollkommenheit nach Vervollkommnung; dieſe Wiſſenſchaft der Poeſie und die fröhliche Kunſt kamen auch ſtets nur auf edle und erhabene Geiſter herab. Und welche Bewandniß hat es mit der Poeſie, welche man in unſerer Landesſprache die fröhliche Kunſt (gaya Sciencia) nennt, anders, als daß dieſelbe eine Erdichtung nützlicher Sachen iſt, die, verborgen oder

von einer sehr schönen Hülle umschleiert, nach einer gewissen Berechnung und nach Abmessung und Wägung geordnet unterschieden und versteckt sind? Und sicherlich, mein trefflicher Herr, irren diejenigen, welche da denken oder sagen, daß dergleichen Sachen allein frivol und ausgelassen sind. Denn gleich wie die Frucht begenden Gärten Fülle haben und zu allen Jahreszeiten die angemessenen Früchte hervorbringen, so gebrauchen die wohlerzogenen und gelehrten Leute denen jene Wissenschaften von oben her eingegossen sind, dieselben und deren Ausübung nach dem Alter. Und wenn die Wissenschaften, wie Cicero will, Gegenstände sind, wornach man streben soll, welche leistet mehr, welche ist edler oder des Menschen würdiger, welche von größerer Ausbreitung unter dem menschlichen Geschlechte? Wenn in ihnen Dunkelheit und Verworrenheit stattfindet, wer weiset dieselben klarer nach als die Beredsamkeit, die süße und schöne Sprache, sey es in gebundenem Worte oder in Prosa? Wie sehr die Reime vor der ungefesselten Prosa Vorzug und Beifall verdienen, ist auch unter denen eine ausgemachte Sache, welche nicht im (poetischen) Streite hohe Ehren erringen wollen. Und wenn ich den Weg der Stoiker verfolge, welche mit großem Fleiße dem Ursprunge und Grunde der Dinge nachforschten, so muß ich sagen, daß die Verskunst der Zeit nach früher und der Vollkommenheit und ihrem Ansehen nach vorzüglicher gewesen ist, als die ungebundene Prosa. Isidor aus Carthago, der heilige Bischof von Hispalis, bezeugt und bestätigt dies und behauptet, daß Moses der erste gewesen sey, welcher Verse versuchte und in abgemessener Rede gesungen hat; er besang und weissagte in Versen die Ankunft des Messias; und nach ihm besang Josua die Einnahme von Gabaon; David besang in Versen den Sieg über die Philistäer und die Herstellung der Bundeslade, und alle fünf Bücher des Psalters. Die Juden behaupten indeß, daß wir nicht in dem Maaße, als sie, Geschmack an dieser süßen Weise empfinden könnten. Salomo versificirte seine Sprichwörter; einige Sachen im Hiob sind in Reimen, namentlich die Trostworte, welche die Freunde seinen Klagen entgegenstellten.

Unter den Griechen will man Hekatäus den Milesier und nachher Pherezydes den Tyrier und Homer, den Dante das Haupt der Dichter nennt, zu den ersten Dichtern machen. Unter den Lateinern macht man Ennius zum ersten, obgleich man versichert, daß Virgil im Lateinischen ehemals und jetzt die Oberherrschaft in

der Sprache geübt habe; dieſen Platz weiſet ihm auch Dante an, wo er den Schatten Sordellos des Mantuaners ſagen läßt:

O gloria del Latin solo per cui
Mostro cio che potea la lingua nostra!
O preclo eterno del loco ove io fuy.

Und darum halte ich ſie (Dichtkunſt) für eine Wiſſenſchaft; als ſolche iſt ſie ſonderlich Gott angenehm und ſodann den Menſchen aller Art und Abſtammung. Auch Caſſiodor beſtätigt dieß in ſeinem Buche de variis causis, indem er ſagt: Aller Glanz der Beredſamkeit, jede Art und Weiſe der Poeſie oder poetiſchen Rede und Erfindung, alle Mannichfaltigkeit hatte ihren Urſprung in der heiligen Schrift. Sie ſingt man in den Gott gewidmeten Tempeln; ſie wird an kaiſerlichen und königlichen Höfen und Paläſten freundlich aufgenommen. Die Märkte, die Plätze, die Feſte und herrlichen Gelage ſind ohne ſie dumpf und in Stummheit verſunken. Und welche Gegenſtände gibt es, wage ich zu fragen, bei denen dieſe Kunſt als nothwendig nicht auftritt und dient? die Epithalamien, Lieder, welche auf Hochzeiten zum Lobe der Neuvermählten geſungen werden, ſind in gemeſſener Rede gedichtet. Auch die Hirten bedienen ſich derſelben in verſchiedenem Maaße und dieß ſind die Weiſen, welche die Poeten bukoliſche nennen. Zu einer andern Zeit ſang man bei der Aſche und den Beſtattungen der Verſtorbenen elegiſche Weiſen, und dieß findet noch hier und da Statt, wo man dieſelben endechas nennt. In dieſer Manier beſang Jeremias Jeruſalems Zerſtörung; Cajus Cäſar und die Kaiſer Octavianus Auguſtus, Tiberius und Titus machten bewunderungswürdige Verſe und gefielen ſich in jedem Metrum.

Aber laſſen wir die alten Geſchichten und treten unſeren Zeiten näher. Der König Robert von Neapel, ein tapferer und angeſehener Fürſt, fand ſolchen Geſchmack an dieſer Kunſt, daß er den Meſſer Francesco Petrarca mit dem Dichterlorbeer krönte und lange Zeit bei ſich im neuen Schloſſe zu Neapel behielt. Er unterhielt ſich und verkehrte ſehr häufig mit ihm über dieſe Kunſt, wodurch jener ſich ihm ſehr angenehm machte und ſein vertrauter Freund ward; dort ſoll er auch viele ſeiner lateiniſchen und italieniſchen Werke verfaßt haben, unter andern das Buch Rerum memorandarum, ſeine Ellegen und viele Sonette, namentlich das auf den Tod unſeres Königs, welches anfängt:

Rotte é l'alte colonne, e'l verde Lauro.

Johann Boccaccio, ein vortrefflicher Dichter und ausgezeichneter Redner, hat nach Versicherung des Königs Johann von Cypern sich auf das Studium dieser lieblichen Kunst mehr als auf irgend eine andere gelegt; dieß scheint er auch in der Einleitung zu seinem Buche von der Genealogie oder Abstammung der heidnischen Gottheiten, wo er mit dem Abgeordneten oder Gesandten des Fürsten von Parma spricht, haben andeuten zu wollen. — Wie und auf welche Weise nun, mein Herr, diese Kunst zuerst in die Hände der Romancisten oder der Unsrigen gerathen ist, würde eine schwierige Untersuchung und mühsame Forschung erfordern. Wenn wir aber nun von den uns entfernt und abwärts liegenden Gegenden, Landen und Gebieten hinwegsehen, so läßt sich nicht daran zweifeln, daß in allen diese Kunst geübt worden und noch geübt wird; und meistens geschieht dies in den drei Abstufungen vom Erhabenen, Mittlern und Niedrigen. Das Erhabene kann man denjenigen beilegen, welche in griechischer und lateinischer Sprache ihre Werke in Versen schrieben. Der mittlern Gattung bedienten sich diejenigen, welche in der Landessprache schrieben, als Guido Guinicelli aus Bologna und Arnaut Daniel aus der Provence. Ich habe zwar von diesen kein Werk gesehen; allein es wird von Einigen behauptet, daß sie die ersten waren, welche im Romanze, Terzinen und Sonette dichteten. Niedrig sind diejenigen, welche ohne irgend eine Regel oder Vorschrift diejenigen Lieder und Romanzen verfertigen, woran die niedrige, dienende Classe des Volkes sich erfreuet. — Nach dem Guido und Arnaut Daniel schrieb Dante auf eine zierliche Art in Terzinen seine drei Comödien: Hölle, Fegfeuer, Paradies, Messer Francesco Petrarca seine Triumphe, Cecco von Ascoli das Buch de proprietatibus rerum, Johann Boccaz des „Ninfale" überschriebene Buch, dem er nach Art von Böethius consolatario Prosa von großer rednerischer Schönheit beimischte. Diese und viele Andere componirten in einer andern Form sogenannte Sonette und Canzonen in italienischen Versen.

Von den limesinischen Landschaften und Gränzen verbreiteten sich diese Künste nach Gallien und nach dem Westen in unser Spanien, wo man sie auf eine kluge und schöne Art gebrauchte. Die Gallier und Franzosen schrieben in verschiedenen Weisen Reime und Verse,

welche in der Zählung der Füße und Abschnitte verschieden sind. Das Wägen und Zählen der Sylben bei den Terzinen, Sonetten und Canzonen geschiehet auf dieselbe Art, als bei den Balladen; obgleich bei den einen wie den andern einige verstümmelte Füße, welche wir medios pies und die Limosiner, Franzosen und Catalonier biogs nennen, vorkommen.

Unter diesen gab es sehr gelehrte und ausgezeichnete Leute in diesen Künsten; Juan Lorris dichtete den Roman von der Rose, welcher, wie man sagt, die Kunst der Liebe vollkommen in sich schließt; Meister Jean Copinet aus der Stadt Meun beendete denselben. Michaut schrieb einen starken Band voll Balladen, Canzonen, Rondeaus, Lays, Virolais [1]), und bediente sich bei vielen derselben der Assonanz. Meister Otho von Granson, ein tapferer und mannhafter Ritter, bediente sich einer erhabenen und süßen Weise in dieser Kunst. Alain Chartier, ein sehr berühmter neuer Dichter, Secretär des jetzigen Königs Ludwigs (XI.) von Frankreich, verfertigte Verse und Lieder mit großer Zierlichkeit und schrieb den Streit der vier Damen — die schöne Dame Samerst (sans mercy) — La reveille — matin — la grant Pastora — le breviaire des nobles — l'hospital d'amours, — welche Sachen wahrlich schön und anmuthig anzuhören sind.

Die Italiener ziehe ich mit Vorbehalt der Meinung besser Unterrichteter den Franzosen in der Hinsicht vor, daß ihre Werke von einem höhern Geiste zeugen und sie dieselben mit schönen und seltenen Geschichten zieren und durchflechten; die Franzosen haben vor den Italienern aber den Vorzug der Kunst, welche bei den Italienern sich über das Versmaas und den Reim nicht hinauserstreckt. Sie setzen ihre Lieder in Musik und singen dieselben in angenehmen, mannichfaltigen Weisen; die Musik steht ihnen dergestalt zu Gebote und ist ihnen so geläufig, daß es scheint, als ob die großen Weisen Orpheus, Pythagoras und Empedokles unter ihnen geboren wären. Diese besänftigten, wie geschrieben stehet, nicht allein die rasenden Leidenschaften der Menschen, sondern auch die Furien der Hölle durch die wohltönende Weise und den süßen Klang ihrer Gesänge. Und wer zweifelt daran, daß, wie grünes Laub zur Zeit des Frühlings

1) Seltsamer Weise liest Sarmiento Luis Virolais (§. 361) und macht daraus einen castilianischen Dichter, was ihm Sanchez I. S. 71 sehr übel nimmt.

die entblättert stehenden Bäume überziehet und schmücket, süße Stimmen und herrliche Töne nicht den Schmuck und die Zier jedes Reimes, Metrums und Verses bilden, von welcher Kunst, Gewicht oder Maaß sie auch seyn mögen? Die Catalonier, Valencianer und mehre Aragonesen waren und sind große Freunde dieser Kunst. Sie schrieben zuerst in gereimter Weise, in einer Art langer Verse, von denen einige sich reimten, andere nicht. Hierauf pflegten sie in zehnsylbigen Versen nach Art der Limosiner zu dichten. Unter ihnen gab es in Bezug auf Erfindung und Versbau ausgezeichnete Leute. Guillen de Bergueda, ein edler und angesehener Ritter und Pao de Benlibre erlangten unter ihnen großen Ruhm. Mosen Pero March der alte, ein tapferer und edler Rittersmann, dichtete sehr anmuthige Sachen und schrieb unter andern Sprichwörter voll tiefer Moral. In unsern Tagen blühete Mosen Jorde de Sant Jorde, ein weiser Ritter; derselbe dichtete sehr schöne Sachen, welche er selbst absang; er war ein trefflicher Musiker und dichtete unter andern eine Canzone aus Gegensätzen, welche anfängt:

tosions aprench è desaprench ensems.

Er dichtete „der Liebe Leiden," worin er viele gute alte Lieder von sich selber und andern wieder aufnahm. Mosen Febler's Werke sind voll Adel; einige versichern, er habe den Dante aus dem Florentinischen ins Catalonische übersetzt, ohne in der Ordnung des Versmaaßes und Reimes nachzustehen. Mosen Ausias March, welcher noch lebt, ist ein großer Troubadour und ein Mann von sehr erhabenem Geiste. — Unter uns gebrauchte man anfangs sehr vielerlei Versweisen, wie das Buch von Alexander — los votos del Pavon —, ferner das Buch vom Erzpriester von Hita. In derselben Weise schrieb Pero Lopez de Ayala der alte ein Buch über die „Sitten des Pallastes," welches man „Reime" nannte. Hierauf erfand man die Verse, welche man de arte mayor nennt und welche, wie ich glaube, die gewöhnliche Dichtungsart in den Königreichen Gallicien und Portugal waren, weßhalb nicht bezweifelt werden mag, daß die Uebung dieser Verskunst dort eifriger als in irgend einer andern Provinz oder Gegend von Spanien getrieben ward, und dieß war in dem Grade der Fall, daß noch vor Kurzem alle Reimer und Troubadouren jener Landstriche, mochten sie Castilianer, Andalusier oder aus Estre-

madura seyn, ihre sämmtlichen Werke in gallicischer oder portugiesischer Sprache verfaßten. Und es ist gewiß, daß wir von jenen auch die Kunstausdrücke: maestria mayor und menor — encadenados — lexapren und manoobre erhielten. — Ich erinnere mich, mein trefflicher Herr, in früher Jugend, da ich noch ein kleiner Knabe war, bei meiner Großmutter Donna Mencia de Cieneros unter andern Büchern einen dicken Band voll Cantigas, Serranas, portugiesische und gallicische Sprüche gesehen zu haben, deren gröserer Theil vom König Dionys von Portugal herrührte, welcher, wie ich glaube, euer Urgroßvater war. Alle diejenigen, welche seine Werke lasen, lobten dieselben wegen der feinen Erfindung und der lieblichen angenehmen Rede. Andere (Gedichte) rührten von Johann Soarez de Pavia her, welcher in Gallicien wegen seiner Liebe zu einer Infantin von Portugal gestorben seyn soll, ferner waren dergleichen von einem Fernan Gonzalez de Sanabria vorhanden. Hiernächst folgten (Gedichte) von Basco Perez de Camoes und Fernan Casquicio und dem großen verliebten Macias, von welchen sich nur vier Liebesgedichte voll schöner Gedanken vorfanden, nämlich:

1. Cativo de mña tristura,
2. Amor cruel e brioso.
3. Señor en que fiuzé.
4. Probe de buscar mesura.

In Castilien war König Don Alonso der Weise ein trefflicher Dichter und ich habe einige seiner Poesieen gesehen; es wird erzählt, daß er auch erhabene Sachen im Lateinischen gedichtet habe. Nach ihm folgten Don Juan de la Cerda und Pero Gonzalez de Mendoza, mein Großvater; derselbe machte schöne Canzonen, unter andern die

Pero le sirvo sin arte,

ferner eine auf die Nonnen der Zaydia, als der König Don Pedro Valencia belagerte. Sie fängt an:

A las riberas de un rio.

Er hatte auch nach Art der Schauspieldichter eine Art Wechselgesänge, wie die Plautinischen und Terencianischen. In diesen Zeiten trat auch ein Jude auf, welcher sich Rabbi Santo nannte und sehr artige Sachen schrieb, unter andern moralische Sprich-

wörter, worin viele fürwahr ſehr empfehlungswürdige Gedanken ſich befinden. Bei angeſehenen Leuten verſchaffte er ſich als Troubadour Achtung, denn wie er ſagt:

Non vale el Azor menos,
Por nacer en vil nio,
Nin los exemplos buenos,
Por los decir Judio.

(Der Edelſtein gilt nicht weniger, weil er auf gemeinem Boden entſtand; eben ſo gute Regeln (Beiſpiele), weil ſie ein Jude vorträgt).

Alfonſo Gonzalez de Caſtro, aus der hieſigen Stadt Guadalarara gebürtig, dichtete trefflich und componirte die Canzone:

Con tan alto poderio,
Vedes que descortesia.

Nach dieſen lebte um die Zeit des Königs Don Juan der Archidiaconus von Toro. Dieſer dichtete:

Crueldad y trocomento
und
de quien cuido é cuidé,

und Garzi Fernandez von Gerena. — Seit den Zeiten König Don Enriques glorreichen Andenkens, des Vaters unſeres Königs und bis in unſere Tage begann ſich dieſe Kunſt mit größerer Zierlichkeit zu entfalten und es hat darin ſehr gelehrte Leute gegeben, vorzüglich Alfonſo Alvarez de Illiescas, einen großen Reimſprecher; von ihm kann man das ſagen, was zu Ovids Lobe ein großer Geſchichtsſchreiber anführt: Daß alle ſeine Worte und Reden Metrum geweſen ſeyen. Er ſchrieb ſo viele Weiſen und Lieder, daß es viel zu weitläufig und für unſer Unternehmen zu ausführlich ſeyn würde, wenn wir uns darauf einlaſſen wollten, auch nur die Anfangsſtroyhen jedes Gedichtes anzuführen. Sowohl deßhalb, als weil ſeine Werke überall bekannt und verbreitet ſind, wollen wir zu Meſſer Francisco Imperial übergehen, welchen ich nicht einen Reimer oder Troubadour, ſondern einen Poeten nennen möchte, weil es ausgemacht iſt, daß, wofern Jemand in dieſen abendländiſchen Gegenden die Belohnung dieſes Triumphes und die Krönung mit dem Lorbeer verdiente, er deſſen

vor Allen bei weitem am würdigſten iſt. Er machte bei der Geburt unſeres Königs das berühmte Gedicht:

En dos setecientos;

und dichtete noch viele andere gefällige und löbliche Sachen.

Fernan Sanchez Calvera, Comthur des Calatrava-Ordens, verfertigte ſehr gute Weiſen. Don Pedro Velez de Guevara, mein Oheim, ein beliebter und edler Ritter, ſchrieb gleichfalls einige artige Gedichte und Lieder. Mein Oheim Fernan Perez Guzman, ein in manchen guten Wiſſenſchaften bewanderter Ritter, hat viele metriſche Sachen componirt, unter andern die Aufſchrift auf das Grabmal meines Herrn, des Almirante Don Diego Furtado, welche anfängt:

Hombre que vienes de aqui presente.

Er machte auch noch viele Gedichte und Lieder der Liebe, und vor nicht gar langer Zeit ſchrieb er Sprichwörter voll hoher Gedanken, und ein anderes ſehr nützliches und wohl gerathenes Werk von den vier Cardinaltugenden.

Dem erlauchten Herzoge Don Fadrique, meinem Herrn und Bruder (Schwager), gefiel dieſe Kunſt ſehr und er dichtete angenehme Weiſen und Sprüche; auch hatte er in ſeinem Hauſe große Troubadours, beſonders Fernan Rodriguez Puerto-Carrero, Juan de Gayoſo und Alonzo Gayoſo de Morana. — Fernan Manuel de Lando, ein ehrenhafter Ritter, ſchrieb viele gute Gedichte und ahmte mehr als ein Anderer den Meſſer Francisco Imperial nach; er dichtete gute Lobgeſänge auf die heilige Jungfrau — und mehrere Ausforderungsgedichte gegen Alonzo Alvarez über verſchiedene Gegenſtände, wohl angeordnet. Ich unterlaſſe es, diejenigen, welche nach dieſen Zeiten dichteten oder es noch thun, namhaft zu machen, weil ihr, mein ſehr edler Herr, von Allem, was ich über dieſelbe würde ſagen können, unterrichtet ſeyd und Kunde habt. Ihr möget euch nicht wundern, Herr, daß ich in dieſer Vorrede ſo weit und breit über die alten und hiernächſt unſere Schriftſteller und einige ihrer Werke geſprochen habe, und daß dieß aus einer Art Müßigkeit hervorgegangen ſeyn mag, von welcher mein Alter eben ſo wenig, als der Drang der Zeiten mich haben losmachen können. So wie ſie mir aber in

meinem jugendlichen Alter gefielen, so fand ich gegenwärtig ihre Erwähnung nothwendig, denn wie der Dichter Horaz sagt:

Quem nova concepit olla servabit odorem.

Unter allen diesen, mein erlauchter Herr, sowohl Italienern als Provencalen, Cataloniern, Castilianern, Portugiesen und Galliciern, so wie allen übrigen Nationen ziehet man die aus dem cisalpinischen Gallien und aus Aquitanien bei weitem vor und gibt ihnen die Ehre und den Vorrang in diesen Künsten. Die Art, warum und wie? lasse ich unerwähnt, da ich solches im Vorworte zu meinen Sprichwörtern bereits erwähnt habe. Aus diesen und noch vielen andern Gründen, welche von mir und von Jemand, der sich noch besser darauf verstünde, weitläufiger auseinander gesetzt werden könnten, kann euer Gnaden abnehmen, in welcher Achtung und wie geschätzt und empfohlen diese Künste seyn müssen, und wie sehr ihr, mein trefflicher Herr, es schätzen müsset, daß die Jungfrauen, welche unaufhörlich die Quelle des Helicon umtanzen, in dieser jetzigen Zeit euch wohl verdienter Weise in ihren Reigen aufgenommen haben. Darum, Herr, ersuche und ermuntere ich euer Gnaden, daß ihr, so lange noch Clotho den Faden spinnet, euern hohen Sinn und eure Feder in der Erfindung schöner Gedichte und in deren gefälliger Ordnung und Regel nicht ermüden lasset, damit, wenn Atropos den Faden zerschneidet, euch delphische und martialische Ehren in gleichem Maaße zu Theil werden.

So weit der Marquis von Santillana. Hoffentlich habe ich demselben bei meinem Urtheile über dieses Sendschreiben nicht Unrecht gethan. Anerkennen will ich dagegen gern, daß seine Gelehrsamkeit für seine Zeit bewunderungswerth gewesen. Wenn er und seine Zeitgenossen dieselbe für eine Zierde und gewissermaßen für eine Rechtfertigung des Auftretens derselben hielten, so mag es nicht Wunder nehmen, wenn er in seinen eigenen Dichtungen mit diesem Artikel etwas verschwenderisch umging und die größere Freigebigkeit darin den größern Beifall, womit diese Erzeugnisse aufgenommen wurden, bestimmte. Der Werth dieser Dichtungen läßt sich jetzt aber ungefähr nach dem umgekehrten Maaßstabe bestimmen und so sind die gelehrten Poesieen bei weitem denjenigen unterge-

ordnet, welche er, vom Schulzwange entfesselt, aus freiem Herzen in die Welt hinaussang. Deßhalb sind auch seine Liebes- und Kriegslieder das Vorzüglichste in seinem poetischen Nachlasse. Aber auch diese hielt er nicht überall frei von dem Prunke geschmackloser Gelehrsamkeit. So versichert er in einem Liede, in welchem er die Unvergeßlichkeit der Geliebten feiert, daß Alekto eher mitleidig und Metellus eher furchtsam werden würden, bevor er die Tugend der Geliebten vergessen könne. Es werde, heißt es weiter, leichter der glückliche Cäsar zu kämpfen aufhören und der Priamide entarten, als er die Geliebte verlassen. Es müßten Sinon stumm, Thersites tugendhaft, Sardanapal muthvoll, Salomon schändlich und roh werden, bevor er ihre Gestalt vergessen könne. Ihre süße Herrschaft werde er nicht verlassen, es müßten denn Ethiopien kalt und naß, Scythien glühend heiß und Sicilien friedfertig sich zeigen. Diese Pedanteske erfreuet sich übrigens der lieblichsten Versification. Von gleichem mythologischen Froste durchschauert, fühlt man sich bei Anhörung einer poetischen Lobrede, welche Santillana der Königin von Castilien hielt, zu deren Feier Orpheus und Kalliope sich erheben sollen. Er läßt die erlauchte Landesmutter an Schönheit eine Erbin der Venus, an Klugheit der Pallas seyn; die Keuschheit hat sie von Dianen und so plündert der gelehrte Marquis den ganzen Parnaß, um seiner Königin Tugenden zusammenzustoppeln. Ungemein reitzend dagegen und in Styl und Melodie ausgezeichnet sind die im Volkstone vorgetragenen Serranillas, in denen der castilianische Vers alle Süße seines Zaubers entfaltet und den besten Compositionen dieser Art von andern Dichtern nichts nachgibt. Leider sind sie unübersetzlich. Ich verzweifle wenigstens, z. B. das reitzende Lied von der Hirtin von Finojosa auf eine nur von Ferne entsprechende Weise wieder zu geben. Hier hat das poetische Gefühl den Hofpoeten ganz zum Schweigen gebracht und das volksmäßige Element wider Willen die Herrschaft behauptet. — Eine süße elegische Schwermuth und eine tiefe poetische Wahrheit finde ich in dem Gedichte, welches Liebesklage überschrieben ist und worin dem Dichter im Traume ein Mann erscheint, der von einem Pfeile schwer verwundet, ihm den Verlust seiner Geliebten klagt. Von diesem Gedichte muß später bei Gelegenheit des Dichters Macias noch einmal die Rede seyn. Nur um zu beweisen, daß Boscan, welcher fast hundert Jahre später den italienischen Dichtern die

Form des Sonettes nachbildete, keineswegs, wie er ſich rühmte, der erſte Caſtilianer geweſen, welcher ſich in dieſer Gattung verſucht, mag eins von Santillanas Sonetten, weniger als ein Muſter denn als eine literariſche Curioſität hier Platz finden:

Entfernt von euch und nahe ſtets dem Leide,
An Freuden arm, von Trauer reich umgeben,
Der Ruh entbehrend, bei beſtändgem Schweben
In Todes Angſt und vor des Schmerzes Schneide,

Entblößt von Hoffnung, aber eine Weide
Maaßloſen Weh's, der Strenge hingegeben,
Entflieht in Unluſt mir das ganze Leben,
Verfolgt mich Tod mit nimmer ruh'ndem Neide.

Es reichen nicht den heißen Durſt zu ſtillen,
Der mein Verlangen quält, des Tajo Wogen,
Mag auch die ſchwache Guadiana quillen,
Mit ihr kömmt nimmer Hilfe mir gezogen.
Nur Guadalquivir wird es erlangen,
Zu heilen mich, zu ſtillen mein Verlangen.

Die gelehrte Färbung, welche der Marquis für ein unerläßliches Erforderniß poetiſcher Schönheit hielt, ſuchte er auch mittelſt der Allegorie, welche, wie weiter oben gezeigt, bereits in Caſtilien beliebt war, daſelbſt aber durch den Geſchmack und die Vorliebe für Dante in noch größere Aufnahme gekommen war, hervorzubringen. Seinen Trauergeſang auf den Tod ſeines poetiſchen Führers, des Marquis von Villena, welcher unverkennbar im Angeſicht Dantesker Vorbilder componirt ward, hielt er um ſo mehr für einen geeigneten Tummelplatz zum Allegoriſiren, als es die Feier eines Gönners galt, der die Gelehrſamkeit als den Angelſtern im Gebiete der Dichtkunſt betrachtet hatte. Weil er aber, um ſich von dieſem Verdienſte Villenas recht durchdrungen zu zeigen, eine wahre Verſchwendung ſeiner geſammten Beleſenheit in nur 25 Stanzen trieb, ſo ward die bezweckte Danteske auch eine Pedanteske. Als ein großes Verdienſt rechnet er es denn auch natürlich dem Verſtorbenen an, „daß er die Sylben zählte, den richtigen Accent traf, und tief hineinblickte in das Weſen der Poeſie.“ Die Form der in dieſem Trauergedichte angebrachten Allegorie iſt gänzlich dem Dante entnommen, dem ſich auch Santillana namentlich vergleicht, als er

ermüdet einen Berg auf ſeiner allegoriſchen Wanderung erſtiegen hat, die er wie jener mit Verirrung in eine Wildniß begann. Wüthende und gräßliche Thiere umringen ihn. Allein er ſchreitet muthig fort. Töne entſetzlichen Jammers treffen ſein Ohr. Endlich gewahrt er in Schmerz aufgelöste Nymphen, welche ihre Trauer durch Abſingung der Verdienſte Villena's an den Tag legen und beſchwichtigen. Wenn man ihre Bemerkungen wörtlich verſtehen wollte, ſo wäre mit ihm das allergrößte Licht erloſchen und vom Leuchter in die Grube gelegt, das je ſeinen Schein der Erde geliehen hat. Die Nymphen klagen nämlich, daß ſie einen Homer verloren, welcher die Ehre des heiligen Berges geweſen, den ſie bewohnen, einen Ovid, den ſie mit dem geliebten Lorbeer gekrönt, einen Horaz, der ſie beim Beginne jedes Gedichtes angerufen. Sie betrauern in ihm den Verluſt eines Livius, eines Virgils, Macrobius, Valerius, Salluſtius, Magnaeus (?), Seneca, eines Cäſar und Caſalian (?), Böethius, Petrarcha, Fulgentius, Dante, Gaufre, Terenz, Juvenal, Statius und Quintilian. Und alle dieſe Namen haben ſich in die übrigens wohl gebaueten versos de arte mayor, deren ſich der Dichter bediente, hineinzwängen laſſen müſſen. Vor ſolchem Wuſt zeichnen ſich der Eingang, welcher die Schilderung eines Winterabends enthält und Stellen, wie die folgende, welche auch Bouterwek hervorhob, vortheilhaft aus: „Dich allein anzurufen gefällt mir, o ſüße Leier, ſüßer als die des Orpheus, denn deine Hilfe allein wird meiner ungefügen Hand zu Gebote ſtehen. O Bibliothek (?) des Sanges der Sterblichen, ſüß ſtrömender Quell großer Beredſamkeit, gieße du hohe und heilige Klugheit über mich aus, damit ich deine Klage verſtändlich machen kann. Um die Stunde der vorhin gedachten Zeit, erblickte ich mich, einem Kinde gleich, das man aus der Wiege gehoben, ich weiß nicht, ob es Blendwerk oder Zufall war, ganz allein am Fuße eines Hügels; dichter Wald, jedem Wohnorte fern, erſtreckte ſich in Einöde ſo ſchrecklich über das Land dahin, daß ich, obwohl mich unſchuldig fühlend, erzittre, es weitläufig zu beſchreiben. Nicht ſahe ich mehr den von Menſchen betretenen Pfad noch Fußtapfen, welche mich leiten konnten; kein Menſch, an den ich mich in ſo verzweifelter Lage um Rath hätte wenden mögen. Ein einziger wenig beſchrittener Steig führte mitten hinein in das gewaltige Dickicht, und der dianeiſche Strahl zeigte mir denſelben wie eine die Höhe hinan-

klimmende Heerde" ꝛc. Der Dichter beſchreitet denſelben, er führt ihn an gräßlichen Höhlen und an wilden Beſtien vorüber, wie Hypolitus, Faunus, Chiron und Mathias nicht erblickt und der idäiſche Wald nicht enthalten haben mag. Das grimmige Ausſehen dieſer Ungethüme wird maleriſch genug geſchildert. Der Dichter entſchuldigt ſich über ſeinen „niedrigen Styl," welcher alle dieſe Schreckniſſe nicht würdig genug ſchildert. Die Trauer des Geſindes, welches Villena hinterlaſſen wird, zwiſchendurch durch mächtige mythologiſche Gleichniſſe erläutert, an denen es auch im Fortgange nicht fehlt, bis der Dichter nicht minder ermüdet als Dante am Acheron auf den Gipfel ſeines Berges anlangt, von wo er die neun Jungfrauen erblickt, deren Klagegeſänge vernimmt und ſich zuletzt beim Erwachen ganz proſaiſch in ſeinem Bette befindet.

Von noch bedeutenderm Umfange iſt Santillanas Gedicht, das er über ſchrieb: doctrinal de privados, d. h. Günſtlingsſpiegel (Bouterwek überſetzt es ganz unrichtig: Lehrbuch für Privatmänner.) Es beſtehet aus 53 Stanzen zu 8ſylbigen Zeilen. Die Zahl 53 iſt anſcheinend nicht ohne Abſicht und ſoll wohl eine Anſpielung auf das Jahr 1453., das Todesjahr Alvaro de Lunas, ſeyn. Denn dieſer iſt der Günſtling, in deſſen Spiegel andere ihr eigenes Schickſal ſehen ſollen. Die anmuthig verſificirten 53 Stanzen ſind dem Alvaro de Luna ſelbſt in den Mund gelegt, welcher die Bekenntniſſe ſeiner Fehler in dieſer poetiſchen Beichte vorträgt und daran diejenigen Wahrheiten knüpft, welche der Dichter ſeinen Landsleuten recht empfehlen wollte, um der politiſchen Aufregung, welche das Land zerrüttete, Herr zu werden. „Ich ſah, ſo beginnt Alvaro, zum großen Schaden ihres Herrn Schätze aufgehäuft; Schatten oder Traum ſind unſere Tage und uns zugezählt;" er weiſt auf die Sünden hin, welche uns den wahren Genuß des Lebens nicht gönnen und fordert die Menge auf, ihre Augen auf ihn zu richten, welcher ein deutliches Beiſpiel hinſtelle, wie alles Glück nur ein Schatten ſey, wie er ſelbſt, der von Allem, was ihn beglückt: Reichthum, Landgüter, Feſtungen u. ſ. w., nichts mehr beſitzet. Er verwünſcht die Habſucht und Geldgier und das Geld ſelbſt, da ihm nichts übrig geblieben als ſein Schaffott. Er beklagt, daß er Gott nicht dankbar geweſen für das viele und unverdiente Glück, deſſen er genoſſen. Er fordert deßhalb auf zur Furcht Gottes. Er ſeufzt, daß er die Vergänglichkeit ſeines Beſitzes nicht erwog und nach der

Hand griff, wenn ihm nur der Finger gereicht ward. Auch der Schatten Alvaros muß ſich dann in gelehrten, mythologiſchen und bibliſchen Vergleichungen umherziehen laſſen, bis er wieder Athem findet zu der allgemeinen Aufforderung, daß jeder zufrieden ſeyn möge mit ſeinem Looſe. So verläuft in elegiſchen Klagen und Selbſtanklagen das Gedicht, dem ſein lyriſcher Anſtrich wohl zu Statten kömmt, obgleich die Vorſchriften, welche Luna ſeinem Nachfolger in der Leitung der Staatsangelegenheit gibt und welche mit der Aufforderung enden, ihn ſelber nirgends zum Muſter zu nehmen, an ſich ein ſehr froſtiger Stoff für poetiſche Geſtaltung ſind. Rührend ſind Alvaros demüthige Reue über ſeine Sünden und ſein Nothſchrei nach Gottes Erbarmen, ſo wie ſeine endliche Zuverſicht auf daſſelbe. Zuletzt beſchwört er Ritter und Prälaten und alle Menſchen jeglichen Standes um ihre Fürbitte. — Die Freuden der heiligen Jungfrau ſind ein geiſtlicher Geſang in dreizehn Octaven in den beliebten Halbverſen (de pie quebrado), deren jede mit einem „Freue dich“ an die Jungfrau beginnt und die erſte ſogar mit einem: Freue dich, freudenreiche Mutter, Freude der Menſchheit, Tempel der Dreifaltigkeit, vom Vater Erleſene. „Jungfrau, die durch das Gehör empfangen, gaude Jungfrau, mater Christi und unſere unendliche Freude.“ Dann ſoll ſich Maria weiter freuen, daß ihr durch des Täufers Mutter gemeldet, wie ſie das Gefäß unſeres Meſſias werden ſolle. Ferner freuen ſoll ſie ſich, daß ſie ohne Befleckung ihrer Jungfräulichkeit den geheimnißreichen Gottmenſchen geboren. Freue dich, heißt es weiter, daß ſogleich von Emmahus her die drei Fürſten aus Morgenland kamen, ihn anbeteten und Gaben darbrachten. Indem er ſie eine Wohnung Gottes, eine glückliche Himmelspforte nennt, fordert er die Jungfrau zur Freude auf über Simeons Anrede. Einen weitern Freudengrund ſoll die Jungfrau ſich die engliſche Offenbarung in Egypten ſeyn laſſen, wobei er ſie ein Treffen, eine Schaar, ein Kriegsheer nennt. Einen andern Freudenanlaß läßt er die Mutter Gottes in der Waſſerverwandlung auf der Hochzeit von Cana finden. Von dieſer Freude eilt der Dichter ſogleich zur Auferſtehung fort und richtet ſeine Aufforderung zur Freude wiederum lateiniſch an die Angeredete: gande virgo mater alma. Der nächſte Freudenbringer für Maria iſt dem Dichter die Himmelfahrt, welche den Herrn zu den Heiligen verſammelt. Dann ſoll ſie ſich die Höllenfahrt, welche ſo vielen Betrübten zur Freude verholfen,

zur Freude gereichen laſſen. Zuletzt ſoll Maria ihrer Aſſumption ſich freuen, vermöge deren ſie von der würdigen Perſon des Heiligen untrennbar geworden und mit Sternen gekrönt, zur Rechten des Vaters ihren Sitz erhalten habe. Die letzte Strophe enthält eine Collectivermunterung an die Jungfrau zur Freude wegen der zwölf ihr vorgehaltenen Freuden. Es kann nicht behauptet werden, daß dieſes andächtige Geverſel die poetiſche Begeiſterung, welche der dazu auffordernde Gegenſtand ſo reichlich verdient, auch nur von weitem zur Anſchauung kommen ließe. — Etwas würdiger iſt die eigentlich nur in einer der Litanei nachgebildeten Sammlung von Ehrennamen beſtehende poetiſche Huldigung, welche der fromme Marquis der Gebenedeieten darbrachte, als er nach ihrem Gnadenbilde zu Guadalupe pilgerte: Jungfrau, ſo beginnt er, ewige Braut des Vaters, welcher dich von Anbeginn ſchuf zur Wohlthat dieſes beklagenswerthen Lebens, Roſe des geheiligten Gartens, köſtliche Perle, Quell geweiheten Waſſers, Abglanz der endloſen Güte, Brief aus Gottes eigener Hand, glorreiche Gebieterin. Unausſprechliche, ſchöner als die Schönſten, Schatz heiliger Dinge, weiße Lilie, fruchtbarer Ueberfluß vollkommener Liebe, Palme der Demuth, Kraft der Menſchheit, in jeglicher Stunde ſchreckliche Rüſtung der Chriſtenheit. Prachtvoller, fruchtbarer Oelbaum auf den Gefilden Sions, Lied Salomons, edeler Sproß, Edelſtein des Morgenlandes, Topas aus königlichem Schacht, als heilig und würdig Auserleſene für die Gegenwart Gottes, vor welcher der Himmel ſich neigt, als vor einer mächtigen Königin. Nach einer andern Strophe voll ähnlicher Namen fragt der Dichter, wer anderes das wunderbare Werk der Aufhebung des Fluches, welchen das Weib durch den Sündenfall herbeigeführt, habe vollbringen können? Noch abenteuerlicher nennt Santillana die Jungfrau den ſtrahlenden Stern der Könige und ihren richtigen Weg, ein Feſt der Erſcheinung, eine reichhaltige Bibliothek, den Text einer bewunderungswürdigen Gloſſe, eine Geſchichte der Propheten. Am Ende einer neuen Reihe von Namen bittet er die Jungfrau um Verzeihung für ſeine mangelhafte Sprache. Aber keiner der weiſen Lehrer des Menſchengeſchlechtes ſey fähig geweſen, ſie in Verſen oder in Proſa würdig zu loben. Der Dichter ſchließt mit der Bitte ſeiner Ermattung ein Ziel zu ſetzen. — Zu einer Länge von 180 Stanzen (de pie quebrado) ausgedehnt iſt das Gedicht, welches Santillana:

Bias contra la fortuna überſchrieb. Daſſelbe ſollte ein Troſtſchreiben an ſeinen Vetter, den Grafen von Alba ſeyn, der 1448. auf Befehl des Königs als Staatsgefangener auf einer Feſtung ſich befand. Der Brief, womit das Schreiben überſendet worden und die demſelben beigefügte Lebensbeſchreibung des Bias ſind in Proſa abgefaßt. Das Gedicht iſt ein poetiſches Geſpräch zwiſchen dem bekannten griechiſchen Weiſen Bias und dem Glücke. Anfang und Ende bilden die Frage: Wohinaus das Glück denke? Das Glück rühmt ſeine große Macht, der Bias ſich nicht unterwerfen will, ſo wenig als andere große Männer, welche ſich um das Glück nicht kümmern. Der Wahrheit allein will er gehorchen und ſie für ſeine alleinige Herrſcherin anerkennen. Das Glück drohet, die Vaterſtadt des Weiſen einem Tyrannen zum Raube dahin zu geben. Bias entgegnet, er trage Alles das Seine mit ſich und lebe deßhalb ſicher vor feindlichem Raube. Das Glück ſtellt den Brand und die Verwüſtung ſeines Hauſes in Ausſicht. Bias entgegnet, Armuth ſey eine ſichere Ruheſtätte. Als ihm das Glück bemerklich macht, wie er doch jedenfalls ein Unterkommen haben müſſe, erwidert er: ein ſolches fehle Niemanden und wenn es an allem andern mangele, biete die Natur ihre Höhlen dar, um vor dem Ungeſtüme des Winters oder den Gluthen des Sommers ſich das kurze Leben hindurch zu ſchützen. — Auf die Bemerkung des Glückes, daß beſtändige Armuth doch eine verdrießliche Genoſſin ſey, meint Bias, daß ſie ihm, wenn er nicht Reichthum ſuche, nicht läſtig werden könne. Das Glück ſtellt ihm vor, wie ein Reicher doch wohl thun und eine Menge Armer beglücken könne, und wie das Spenden ein edles Vergnügen ſey. Abgeſehen hievon böte Reichthum die Mittel dar, große Dinge auszurichten, Tempel, Paläſte, Städte zu erbauen, wie berühmte Herrſcher auch gethan. Bias wirft die Gegenfrage hin: Ob denn dieſe Prachtgebäude eine Zuflucht wider die Verfolgungen des Glückes gewährt hätten und citirt eine Menge Städte, welche unter den Launen des Glückes herabgekommen und zerſtört worden, unter denen ſich auch manche finden, welche zu Bias Zeiten dieß Schickſal noch gar nicht erfahren hatten. Santillanas Gelehrſamkeit ſcheint nicht gewiſſenhaft genug geweſen zu ſeyn, der Prägnanz ſeiner poetiſchen Beweisführung einen Anachronismus zu entziehen. Das Glück ſcheint wirklich durch dieſe Frage in die Klemme zu gerathen und meint, er ſolle nicht auf ſo alte allgemeine und tauſendjährige

Schadenſtände, ſondern auf ſein eigenes Elend ſeine Blicke richten. Bias dagegen behauptet, er habe bei ſeiner Zufriedenheit mit Allem nichts zu beweinen. Er ſey Aller Freund, wie Alle hinwiederum ſeine Freunde ſeyen. Das Glück will ihn bedeuten, daß er alle ſeine Freunde verlieren könne, wenn es des Glückes Wille ſey. Bias hält ſich überzeugt, daß hierzu eine neue Zertrümmerung der Welt durch einen Phaetonsfall oder eine zweite Deucalionsfluth gehören würde. Das Glück fragt: ob er denn nicht Verbannung in ein fremdes Land fürchte? Bias hält ſich verſichert, überall zu finden, was er bedarf. Er verachtet die Drohungen des Glückes und fordert daſſelbe keck heraus, es mit ihm zu verſuchen. Er bietet ihm als Kampfplatz jegliches Land an, deren er mit gelehrten Beiwörtern und Bezeichnungen ein halb Dutzend vorſchlägt. Abermals vergeſſend, daß er im ſiebenten Jahrhundert vor Chriſto lebt, bekennt er ſich, dem Glücke trotzend, ausdrücklich zur Lehre der Stoa, und namentlich des Epiktet und Zeno, welche erſt Jahrhunderte nach ihm geboren werden ſollten. Er beruft ſich auch auf Anaxagoras und Krates, auf Lykurg und Pythagoras, von deren Jedem er etwas anzuführen weiß, das in ſeinen Kram paßt; ſowie er denn auch Plato anziehet und ſich auf eine Menge ungenannter Philoſophen und Poeten beruft, welche in ſüßer und ſchmackhafter Rede ihm das Wort ſprächen. Er wirft einen Seitenblick auf die Fabeln; welche dieſelben ihren Schriften eingewebt, vom Urſtoffe, vom Chaos und der Weltſchöpfung. Bias ſelbſt gehet auf eine höchſt maleriſche Schilderung dieſer vorweltlichen Zuſtände nach der Geneſis ein, wobei ihm auch ſehr bezeichnende philoſophiſche Ausdrücke, z. B. die „naturirende Natur," zu Gebote ſtehen, welche beweiſen, daß er auch die Weltweiſen ſtudirt hatte, wogegen die Bemerkung, daß in der Urfinſterniß Apollo noch keinen Strahl entfaltet, ſehr widerwärtig daſtehet, ſowie auch unter bibliſchen Vorſtellungen die Windenamen Eurus, Boreas, Auſter und Zephyr einen eigenen Ausdruck hervorbringen. Mit dieſen und andern Betrachtungen und Studien meint Bias die Zeit ſich ſchon kürzen zu können. Das Glück drohet mit Gefangenſchaft, aber auch dieſe verlacht Bias. Als es ihm Krankheiten und Schmerzen in Ausſicht ſtellt, nennt er den Tod als Mittel der Befreiung hiervon. Das Glück verſichert ihm, er werde ſo ſchnell, als er vermeine, nicht ſterben. Als Bias den Uebeln ſüßes Gedankenſpiel entgegen ſetzen zu wollen erklärt, zeigt ihm das Glück

einen jähen Tod. Er tröſtet ſich aber damit, daß der Tod ein gemeines Loos Aller ſey, und mit dem Rückblicke auf das, was er gethan und geweſen. Er gibt einen Ueberblick von ſeinen Studien, die ethiſche Moral (?) nennt er dabei „die Herzogin, welche uns anführt.“ Auch von ſeinen Reiſen theilt er einen Abriß mit, ſowie von ſeinen Kriegen, welche ihm nur als Mittel, Frieden zu haben, erwünſcht ſind. Er rühmt ſich ſodann ein gerechter Richter, ein Beſchützer der Waiſen und Wittwen geweſen zu ſeyn. So habe er ſich der Liebe und Theilnahme für die Eitelkeiten der Welt entſchlagen, nachdem er Einſicht erlangt, wie es um das Glück und deſſen Gaben beſtellt geweſen. Er ſey alſo bereit, in den Hafen einzulaufen. In höchſt ſonoren Verſen ſucht das Glück den feſten Philoſophen mit den Furchtbarkeiten des Schattenreiches zu ſchrecken. Bias aber meint, mit Fabeln laſſe er ſich nicht ſchrecken; nur vor Dingen, welche wahrhaft ſchaden könnten, habe er Furcht; ſchlimmſten Falles ſetzt er jenen Schrecken die Freuden der eliſäiſchen Gefilde entgegen, auf welche zu verzichten er keineswegs beabſichtigt. Er gibt eine anmuthige Schilderung der Annehmlichkeiten dieſes Aufenthaltes. Mit hoher poetiſcher Lieblichkeit ausgeſtattet iſt die Beſchreibung der Freuden, deren die Seligen allda theilhaftig ſind. Die edlen Künſte, welche durch Metrum und Symphonie die Seligen erfreuen, fehlen natürlich dabei auch nicht. Den Weg dahin zurückzulegen, freuet ſich Bias, da das Glück ihm mit dem Tode drohet. Deßhalb kehrt er zum Schluſſe zur alten Frage zurück: wo hinaus nun denkeſt du, o Glück? Leider iſt auch dieſer ſchöne Geſang an Hiſtorie und Mythologie ungemein auswüchſig. Man kann etwa gerade eine Hälfte, welche ſo unpoetiſchem Beiwerk gewidmet, ohne Gefahr der Werthsverminderung des Ganzen hinwegſchneiden. Das übrige zeichnet ſich dagegen durch Gedankenfriſche, Gemüthlichkeit, Gefühlstiefe und lebendige Anſchauung um ſo vortheilhafter aus. Ein körniger Ausdruck bewegt ſich in fließenden, altväteriſch lieblichen Wendungen gefällig gebaueter und leicht abfließender Verſe [1]). — — Weit minder anziehend als dieſer Bias ſind die verſificirten Sprichwörter des Marquis von Santillana, welchen durch zahlreiche Ausgaben, Ueberſetzungen und Gloſſirungen die Ehre der verbrei-

1) Vergleiche Brinckmeiers Abriß, welcher in ſeinem Urtheile über dieſes Gedicht lediglich Böpl de Faber gefolgt iſt.

teren Bekanntſchaft zu Theil geworden iſt[1]). Sie ſind ebenfalls in Halbverſen und auf Veranlaſſung König Johanns II. zur Unterweiſung des Kronprinzen Heinrich geſchrieben. Der Marquis hatte ſich bei dieſen Sprichwörtern den König Salomon zum Muſter genommen. Es werden hier Regeln der Moral und Politik zum Beſten gegeben. Den Ptolomäus nachahmend, nannte der Marquis dieſe Sammlung von hundert Sprichwörtern Centiloquio. Er redet den Kronprinzen hierin geradezu an. Der Anfang lautet alſo: Mein vielgeliebter Sohn, habe Acht; thue deinen Völkern wider deren Willen keine Gewalt an; liebe und du wirſt geliebt ſeyn und thun können, was dir unmöglich fallen möchte, wenn du nicht geliebt wäreſt. Deine Antworten müſſen artig ſeyn, nicht tückiſch und ungeſchlacht, aber doch ehrenveſt. O mein Sohn, wie wenig koſtet es, gut zu reden; wenig nützen übermüthige Drohungen. Arbeite mit Eifer und Sorgfalt an Erlangung der Wiſſenſchaft. Geize nicht nach der Ehre ein Gelehrter zu ſeyn, um Lob dafür zu ärndten, ſondern um ein Kenner und Tadler der Sünde zu werden ꝛc. In der Vorrede zu dem centiloquio beſchreibt der Marquis, wie er ſelbſt in dem oben mitgetheilten Sendſchreiben erwähnt, die Art und Weiſe, wie zu Toulouſe die jeux fleuraux gefeiert worden. Nähere Aufſchlüſſe über die Theorie der „fröhlichen Kunſt" gibt er jedoch bei dieſer Gelegenheit nicht. Ganz verſchieden vom centiloquio, obwohl von Dieze in deſſen Anmerkungen zum Velasquez durchaus damit verwechſelt, iſt die alphabetiſch geordnete Folge proſaiſcher Sprichwörter, welche Mayans y Siscar im zweiten Bande ſeiner Origines mittheilt. Ihrer ſind eine große Menge (625), was den ſchon damaligen Reichthum der caſtilianiſchen Sprache an Sprichwörtern beweiſt, welcher nachher ſelber zum Sprichwort geworden. Aus dem Buchſtaben A hat der Marquis 107 geſammelt, aus B 35, aus C 42, aus D 61, aus E 73, aus F 17, aus G 12, aus H 22, aus J 6, aus L 35, aus M 50, aus N 32, aus O 30, aus P 35, aus Q 63, aus R 12, aus S 30, aus T 27, aus V und U 20, aus X 2, aus Y 8 und aus Z 2. Wenn Sprichwörter ein Erzeugniß und Eigenthum des ganzen Volkes ſind, weil ſie aus und in Aller Mund kommen, und wenn ſie als einzelne Wahrnehmungen des praktiſchen Geiſtes die Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes enthalten, welcher den kürzeſten, witzigſten und wahrſten Aus-

1) Cf. Sanchez erſter Band S. XXXV.

druck für jene Wahrnehmungen gefunden hat, so mag ein so reichlicher Vorrath an Sprüchen, als die Castilianer aufzuweisen haben, wohl als ein Zeugniß der weiten Verbreitung eines praktischen Sinnes unter diesem Volke angenommen werden. Trivial sind nur wenige der castilianischen Sprüchwörter. Für die Gedanken belebende Kraft derselben spricht der Umstand, daß nun schon Jahrhunderte lang die spanischen Schriftsteller ihren Spruchschatz mit Erfolg ausbeuten, um ihre Erzeugnisse mit diesem beweglichen, funkelnden Denkblitzen zu verzieren. Die besondern, auf Volkssitte und Volksgewohnheit beruhenden Eigenthümlichkeiten, welche die Sprüchwörter zu einem Nationaleigenthum machen, begründen die Schwierigkeit, nicht selten die Unmöglichkeit, dergleichen Sprüche aus einer Sprache in die andere und vollends wörtlich zu übertragen. Will man sie durch eine Umschreibung begreiflich machen, so hören sie auf Sprüchwörter zu seyn, oder sie verwandeln sich aus goldenen in bleierne und noch werthlosere Sprüche. Wie wollte man z. B. ohne einige Seiten Commentarbrühe einem Deutschen das Sprüchwort: **Horra Mahoma cien años por servir** genießbar machen, oder: **Mas vale coces de Monge que falagos de Escudero**, oder: **Nos con daño i Mari — Martin con querella.** Dem Marquis von Santillana muß man es Dank wissen, daß er diese Sprüche nicht auch in Verse gebracht, sondern so mitgetheilt hat, wie die alten Weiber dieselben hinter ihrem Rocken im Munde führen (**como dicen las viejas tras el huego**), denn, ist es auch nicht gerade ein Mißbrauch der metrischen Formen, dergleichen Sentenzen eine poetische Form zu geben, so gehen doch in den dabei unvermeidlichen Flickworten und Anhängseln, womit man den Reim zu erzwingen sucht, der Kern und das Schlagartige ganz verloren, wie das centiloquio desselben Marquis sattsam bekundet. Die Sprüchwörter haben für die castilianische Poesie aber noch eine ganz besondere Bedeutung, von der bei dieser Gelegenheit, weil sich eine andere schicklichere dazu kaum finden dürfte, um so mehr die Rede seyn mag, da gerade die Sammlung des Marquis von Santillana als eine mehr als 400 Jahre alte die Wahrscheinlichkeit dieser Bedeutung am meisten beurkundet. Es ist auch schon in andern Sprachen die Wahrnehmung geäußert, daß die Sprüchwörter die ältesten unwillkürlichen, von der Poesie vorzugsweise in Beschlag genommenen Sprachformen aufweisen, indem namentlich die Alliteration

und der Reim kaum in älterer Form unter demſelben Volke, dem ſolche Sprüchwörter angehören, gefunden wurde. Daſſelbe dürfte auch im Caſtilianiſchen der Fall ſeyn. In dieſer Sprache tritt aber noch das Beſondere hinzu, daß auch die älteſten, jeder geſchriebenen Poeſie vorgängigen Metra und Versformen ſich in den Sprüchwörtern niedergelegt finden. Die meiſten dieſer Sprüchwörter ſind der Form nach augenſcheinlich **versos menores**, aus denen mittelſt Zuſammenfügung zweier die **versos mayores** leicht gebildet waren. Freilich iſt das Alter jedes einzelnen Sprüchwortes nicht bekannt, und es läßt ſich daher bei den meiſten nicht behaupten, daß es älter ſey, als andere alte Verſe. Eben ſo wenig läßt es ſich aber auch beſtreiten, um ſo weniger, als ſich bei einigen Sprüchwörtern, welche auf geſchichtliche Thatſachen anſpielen (z. B. das bekannte: **Alla van leyes do quieren Reyes**), ein Alter, welches in die Zeiten des Cid hinaufreicht, nachweiſen läßt. Und dieſes Sprüchwort iſt ſchon in **redondillos menores**, ſo daß man nicht füglich behaupten kann, die Sprüchwörter hätten ihre Form dem Metrum der Dichter nachgebildet, indem vielmehr der umgekehrte Fall anzunehmen ſeyn möchte. Dieſen ſehr richtigen Geſichtspunkt hat auch der unbekannte Verfaſſer des Dialogo de las lenguas (S. 12—13. im II. Band von **Mayans y Siscar Origines**) feſtgehalten und nimmt daher ſeine Belege für urſprüngliche und alte Eigenthümlichkeiten der caſtilianiſchen Sprache lediglich aus den Sprüchwörtern ſeiner Nation, weil dieſelben ohne Zuthun der Gelehrſamkeit oder einer irgendwie durch Einflüſſe von Außen her beſtimmten Cultur rein aus dem caſtilianiſchen Volke hervorgegangen und die älteſten Sprachdenkmale deſſelben ſind. Pater Sarmiento hat (§. 406.) ſeiner **memorias**) den Verſuch gemacht, in den Sprüchwörtern ſeines Volkes die alten Nationalmetra nachzuweiſen. Einige derſelben bilden ohne Conſonanz oder Aſſonanz einen Vers. Andere ſind Verſe, deren Mitte mit dem Ende aſſonirt oder reimt. Es gehet daraus hervor, daß das achtſylbige Redondilienmetrum der Romanzen das auch in den Sprüchwörtern am häufigſten angewendete iſt, woraus ſich von ſelbſt ergibt, daß dieſe metriſche Form dem Munde des Caſtilianers von je her die natürlichſte und geläufigſte war. Deßhalb neigen die Gedichte dieſer Form auch dahin, ſolche Sprüchwörter in ſich aufzunehmen und denſelben ihre Reihen zu öffnen. Aber auch an fünf-, ſechs und ſiebenſylbigen Redondilien mangelt es nicht,

wie Sarmiento nachweist, deren Vorhandenseyn nach dem oben angeführten Sprüchworte: alla van leyes do quieren Reyes schon im eilften Jahrhundert angenommen werden durfte. Aufmerksam macht Sarmiento auch auf den Umstand, daß die achtsylbigen Sprüchwörter in Redondilien sich in zwei viersylbige Verse zerlegen lassen, sowie andrerseits die längern Verse von 11. 12. und 14 Sylben ihm nur Zusammensetzungen aus den kürzern erscheinen. Diese Beobachtungen führten den gelehrten Pater zu der Folgerung, daß die Cadenz, die Zuspitzung, die Kürze, die Metrik der castilianischen Verse, namentlich aber die Redondilien, ihren Ursprung in den Sprüchwörtern zu suchen haben, mithin etwas der Nation Angeborenes sey. Wie sehr zur andern Natur dem Castilianer die Form der achtsylbigen Redondilien geworden, weiset Sarmiento bei dieser Gelegenheit durch eine Anzahl Beispiele aus den besten castilianischen Prosaikern aller Zeiten nach, deren Prosa ganz ungezwungen sich in solche Redondilien auflösen läßt. Daher denn auch die wunderbare Leichtigkeit des Versificirens in dieser Nationalform.

Doch nun zum Marquis von Santillana zurück! Die comedieta de Ponza soll weiterhin in der Geschichte der alten spanischen Bühne näher besprochen werden. Daß von den Canonisationen der beiden Heiligen Vicente Ferrer und Pedro de Villagreces, welche der Marquis poetisch feierte, nichts Näheres bekannt geworden, ist besonders deßhalb zu bedauern, weil dadurch zu der anziehenden Beobachtung die Gelegenheit entzogen worden, welche Stellung der Marquis den Wundern und Unbegreiflichkeiten der Kirche, welcher er noch getreulich angehören wollte, gegenüber seinem markgräflichen Rationalismus anzuweisen für gut gefunden. Ich will nur noch der Krönung des Moses Jordi näher erwähnen, eines beschreibenden Gedichtes, in welcher Santillanas poetische Stimmung mit braver Sicherheit den gelehrten Anwandlungen trotzte, welche über sie kommen mochten. Einige weniger schädliche hat sie indeß doch nicht abzuweisen vermocht. Weil der valencianische Theologe Peter Anton Beuter in seiner coronica general de España (was er selbst als eine neue und unglaubliche Thatsache ankündigt) die patriotische Behauptung aufgestellt hatte, daß Petrarcha (den alle Welt für einen der ersten Dichter halte) einen valencianischen Ritter bestohlen und ausgeschrieben, der an hundert Jahre früher gelebt, als der

gekrönte Florentiner, ſo ſchrieben alle bisherigen Literatoren dieß dem Beuter um ſo mehr nach, als er wirklich fünf Zeilen des Moſen Jordi und des Petrarcha mittheilte, welche denſelben Gedanken mit faſt gleichen Worten anführen und ohne Zweifel Ueberſezungen von einander ſind. Beuter hatte dazu bemerkt, daß Moſen Jordi ein Ritter geweſen, welcher den König Jacob von Aragon bei der Eroberung von Valencia und Majorca begleitet habe. Petrarchs Verſuchung, den limoſiniſchen Dichter auszuſchreiben, findet Beuter in des Dichters geſandtſchaftlichem Aufenthalte in Gasconien begründet, wo er ohne Zweifel die im nahen Catalonien verbreiteten Dichtungen des Moſen Jordi habe kennen lernen. Selbſt die Ueberſezer des Beuterweliſchen Werkes zweifeln nicht an der Richtigkeit der Beuterſchen Angaben. Dieß iſt um ſo auffallender, als ſie das Sendſchreiben Santillanas an den Connetable von Portugal mittheilen, worin jener ausdrücklich bemerkt: in dieſen unſern Tagen blühete Moſen Jordi, was man doch gewiß nicht von einem Dichter ſagt, welcher zweihundert Jahre vor uns gelebt. Dazu kömmt, daß Santillana daneben des Auſias March (ſtarb 1460) als eines noch Lebenden gedenkt und vor Jordi, des Vaters dieſes March, des alten Pero March (blühete um 1400.). Aus der fernern Aeußerung Santillanas, daß Moſen Jordi viele alte Lieder zuſammengetragen, würde auch der Schlüſſel zur Erklärung des Uebereinſtimmens Jordiſcher und Petrarchiſcher Verſe auf der entgegengeſezten Seite zu ſuchen und zu folgern geweſen ſeyn, daß Jordi den Petrarch benuzt und nebſt dem vom Marquis nächſt ihm genannten Fehler im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts geblühet haben mag. Da beide im limoſiniſchen Dialecte dichteten, intereſſiren ſie hier weiter nicht. Daß den König Jakob ein Moſen Jordi begleitete, mag ſeine Richtigkeit haben. Es können aber von jenem bis auf den jezt fraglichen Moſen Jorde de Sant Jorde auch noch eine Menge Moſen Jordi gelebt haben; denn Moſen Jordi heißt eben nichts Anderes als Herr Georg. Den Familiennamen hat Beuter nämlich gar nicht angegeben. Zweifellos wird dieſe ſchon von Schubert (biblioteca castellana I. S. XXXIV. und folgende) dem verdienten Sanchez nachgeſprochene Anſicht, durch des Marquis von Santillana Gedicht la coronacion de Mosen Jordi. Eine ſolche, ſonſt nur den Zeitgenoſſen dargebrachte, Ehre würde er einem zweihundert Jahre alten limoſiniſchen Dichter gewiß nicht mehr gewid-

met haben. Moſen Jordi aber darf ſich derſelben gar nicht ſchämen. Ich will deßhalb von dieſem Gedichte, ehe ich in dieſer Geſchichte von dem Marquis von Santillana Abſchied nehme, nähere Meldung thun. „Die ſchöne Genoſſin Titans (ſo beginnt der Dichter) zeigte ſich und lenkte ihr Fahrzeug gegen unſere Geſtade.“ Schon füllt Freude die Sterblichen und das nächtliche Dunkel ward beſiegt. Den Dichter aber hatte der Schlaf noch nicht verlaſſen. Es ward ihm ein Traumgeſicht. Es zeigte ſich ihm eine lieblich geſchilderte, mit Blüthen überſäete Ebene, die ein Fluß durchirrte. Auf der grünen Ebene erſchien, ſpartaniſch gekleidet und mit Pfeilen bewaffnet, eine Schaar Jungfrauen. So zeigte ſich dem Aeneas Cypria, als er auf Didos Jagdrevieren ſich vergnügte. Der Dichter „erinnert ſich daher aus der Aeneide,“ daß die Jungfrauen zum Gefolge der Mutter Cupidos gehören möchten. Unter ihnen ſchritt von Oſten daher ein mächtiger Elephant, welcher auf ſeinem Rücken ein wohl gezimmertes Caſtell trug. Auf der Zinne dieſes Caſtelles gewahrte der Dichter eine Jungfrau in rubinrothem Gewande von überirdiſcher Geſichtsbildung und Geberde. Ihre goldfarbenen Haare ſchienen leuchtende Flammen, Polidors gelobte Schweſter mochte es in der Schönheit kaum mit ihr aufnehmen. Der Zug nahete im feſtlichen Gange einer Quelle, wo eine heitere Freudenfeier begann. Ein ſchöner Seſſel, deſſen Glanz den Dichter faſt verblendet, wird neben die Quelle geſetzt. Der Schilderung ſeiner Koſtbarkeit wird eine völlige Stanze gewidmet. Zur linken Seite gewahrt der Dichter drei ſtarke Männer, von ſtattlichem Benehmen und in conſulariſchem Gewande. Vor ihnen erblickte er einen Ritter, welcher mit einnehmender Miene ſanft redete. Der Dichter verſtand ſeine Worte nicht; ſie ſchienen ihm ausländiſcher Rede. Alle vier traten vor den inzwiſchen von Venus eingenommenen Thron. Nachdem alles zum Schweigen gebracht worden, begann die Göttin nach ihrer Herkunft und dem Zwecke der Anweſenheit im Götterhaine zu fragen. Die drei laſſen ſich aufs Knie nieder und baten demüthig um Gehör. Sie ſagen der Göttin verſchiedene Artigkeiten, nennen ſie dabei einen Planeten, der allen Werth und jegliche Tugend ſtütze. Sie rühmen ihr Licht und heißen ſie Mutter der erſten Liebe, die dem Jupiter nahe ſtehet, Dianen an Schönheit übertrifft, „Stoff der Dichter“ und „oberſte Stärke treuer Liebender.“ Die Göttin der glänzenden Dichter wird gebeten,

nach Anſicht der feinſinnigen Arbeiten, welche Moſen Jordi vollendete, die Krone der bewährten Gelehrten zu ertheilen. Die Göttin erwiederte ſogleich, daß ſeine Wiſſenſchaft ihr genüge und gefalle und ſie daher unaufſchieblich beſtimme, daß er in ihrem Luſthaine die Lorbeerkrone erhalte, die er durch ſein Dichten verdient habe. Der erſte Sprecher dankt für dieſe Zuſage der Göttin zierlichſt und gibt ſich als Lucan und ſeine Begleiter als Homer und Virgil zu erkennen, die den Moſen Jordi (den vierten Mann) der Göttin als Dienſtmannen übergeben. Ein ſchönes Mädchen bringt einen prächtigen Kranz und legt ſolchen dem Krönlinge auf die feierlichſte Weiſe, die der Dichter jemals ſah, über das Haupt. Die Dichter entfernen ſich mit freudeſchimmerndem Antlitze; „den Weg, welchen ſie einſchlugen, weiß mein Gedicht nicht zu melden; der Vorgang mag genügen, um die Feier, welche ſtatt fand, erkennen zu laſſen.“ — Dieß iſt der Gedanken und Bilderverlauf des allerliebſt verſificirten und naiven Gedichtes, welches einen ſüßen poetiſchen Schmelz auf unbefangen flatternder Schwinge trägt, ſo einfach und kunſtlos, ja ungeſchickt die Erfindung und Einkleidung des Ganzen auch ſeyn mag. — So viel vom poetiſchen Wirken des Marquis von Santillana, welches der Sprache jedenfalls einen abgerundetern Bau der dichteriſchen Rede, ein Streben nach Erfüllung der Vorſchriften der Grazie und Eleganz einbrachte, wie denn überhaupt der Zeitgeſchmack ſich ungeachtet der anſtudirten Mitgift falſcher Gelehrſamkeit durch die Kenntniß und das Vorbild der claſſiſchen Muſter des Alterthums merklich geläutert hatte.

Juan de Mena, ſein Leben und poetiſches Wirken.

Unter den Dichtern, welche am Hofe des Königs Johann II. die Kunſtpoeſie fördern halfen, wurde durch natürliche Anlage und Beruf, ſo wie durch poetiſchen Erfolg zur damals höchſten Stufe des caſtilianiſchen Parnaſſes, nach der Meinung der Zeitgenoſſen, Juan de Mena emporgeführt. Er erwarb ſich bei den ſpaniſchen Literatoren den Beinamen des Ennius ſeiner Nation. Geboren

ward er im Jahre 1411. oder 12. zu Cordova. Er war aus guter Familie (de padres honrados ſagen Mendibil und Silvela, wahrſcheinlich das honestae conditionis des Nicolas Antonio übertragend) [1]), verdankte aber doch ſein Emporkommen mehr eigener Tüchtigkeit als der mit auf die Welt gebrachten Empfehlung durch gute Herkunft. Seinen Vater Pedrarias und ſeine Mutter hatte er früh verloren und war mit ſeiner Schweſter bei Verwandten auferzogen worden. Noch nicht lange war er in die zwanziger Jahre ſeines Alters eingetreten, als er ſich bereits ein öffentliches Amt in ſeiner Vaterſtadt anvertrauet ſah (principal Senador im Concistorio). Sein Geiſt verlangte aber nach anderer Thätigkeit. Seiner Sehnſucht wuchſen die Schwingen zur Erhebung in die Region der ſchönen Wiſſenſchaften. Er beſchäftigte ſich demgemäß mit dem Studium des claſſiſchen Alterthums und der Geſchichte, welchem er zu Salamanca oblag, wohin er mit Aufgebung ſeines Amtes ſich begeben hatte. Sein Eifer, der Quelle der alten Weisheit näher zu kommen, trieb ihn ſogar auf eine Reiſe nach Rom, wo er der alten Literatur ſeine ganze Thätigkeit zuwendete. Mit reichen Kenntniſſen ausgeſtattet, kehrte er in die Heimath zurück. Ein Mann wie Mena mußte ſowohl dem König Johann II. als dem gelehrten Marquis von Santillana ſehr willkommen ſeyn. Er hatte ſich mehrer Auszeichnungen zu erfreuen. Nicht nur war er ein ſehr thätiges Mitglied des am Hofe unterhaltenen literariſchen Cirkels, ſondern der König ernannte ihn auch zum Hiſtoriographen und beauftragte ihn, namentlich die Geſchichte ſeiner Zeiten zu ſchreiben. Man will wiſſen, daß von der Chronik des Königs Johann II., die Velasquez (bei Dieze S. 157.) dem Fernan Perez de Guzmann allein eignet, und an welcher auch noch andere Hiſtoriographen arbeiteten, ein bedeutender Theil von 1420—35. Menas Werk ſey, was jedoch Sarmiento §. 819. der Memorias beſtreitet. Seinem Herrn und Gönner blieb Mena beſtändig treu. Obgleich er hierin, wie in andern politiſchen Verhältniſſen mit ſeinem Mäcenas Santillana nicht immer übereinſtimmend dachte, ſo that dieß doch des letztern Freundſchaft zu ihm keinen Eintrag und der Marquis ließ dem poetiſchen Freunde, als derſelbe in ſeinen beſten Jahren 1456. zu Guadalarara am

1) Francisco Romero im Epicidio auf Hernan Nuñez, dagegen ſagt de estado mediano de buena nacion.

Seitenältchen ſtarb, neben dem Altare in der Pfarrkirche dieſes Ortes ein prächtiges Grabmal errichten, nachdem er ihn auf ſeine Koſten hatte begraben laſſen, wie Dieze in den Anmerkungen zum Velasquez (S. 168.) ohne Angabe der Quelle [1]) meldet. Bouterwek erzählt ihm dieß nach oder ſchöpfte ebenfalls ſchweigend aus derſelben Quelle, wogegen ſeine ſpaniſchen Ueberſetzer (S. 192.) melden, daß noch gegenwärtig in der Kirche zu Torrelaguna in der Nähe des Altares ein Stein mit einer Inſchrift ſich befindet, welcher keinen Zweifel laſſe, daß Juan de Mena dort begraben iſt. Sie folgern daraus, daß er auch in dieſer Stadt geſtorben ſeyn müſſe. Daß er zu Torrelaguna beerdigt worden, beſtätigt auch Romero im vorerwähnten epicidio. Auch Francisco Sanchez, der 1582. Mena's Werke herausgab, erzählt, daß Mena zu Torrelaguna im Franciscanerkloſter vor dem Altare der Magdalena begraben worden. Verheirathet war er mit einer geborenen Vaca in kinderloſer Ehe. Hijos no tuvo (ſagt das erwähnte epicidio) que inutil fué, y flaca su generacion en partos humanos. Mehr als dieſe dürftigen Notizen und die Andeutungen in mehren Briefen Cibdareals hat auch der Herausgeber der 1804. zu Madrid erſchienenen Ausgabe der Obras del famoso poeta Juan de Mena von deſſen Leben aufzutreiben nicht vermocht. Trotz der vierundzwanzig verſchiedenen Ausgaben [2]) der Werke Menas waren davon im Jahre 1804. in Spanien nur wenige Exemplare vorhanden. Der Dichter hat auch eine Menge Commentare gefunden. Bei den Zeitgenoſſen und den ſpätern Literatoren genoß Mena den Ruf des größten caſtilianiſchen Dichters des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Verfaſſer des Dialogo de las lenguas ſagt ſogar: alle reichten gemeinſam unter denen, welche in Verſen geſchrieben, die Palme dem Juan de Mena. Ein großes Nationalgefühl entwickelte er in dem Widerſtande, den er der etwaigen Verſuchung entgegenſetzte, die ihm in Rom wohl bekannt gewordenen poetiſchen Formen und den italieniſchen Geſchmack der Poeſie ſeines Vaterlandes aufzuzwingen. Höchſtens das Allegori-

---

1) Aus Sanchez (coleccion I. S. 22.) konnte ers wohl nicht nehmen, weil dieſe Sammlung erſt zehn Jahre nach ſeiner Ueberſetzung des Velasquez zu erſcheinen begann.

2) Angabe derſelben ſ. bei Dieze in den Anmerkungen zum Velasquez S. 170.

ſiren, welches freilich auch dem Spanier nicht fremd ſeyn dürfte, ſcheint er von den Italienern angenommen zu haben. Sonſt hielt er treu an der Richtung ſeines Jahrhunderts und überſchritt nirgends die Sphäre, welche die Nationalität ſich abgegränzt hatte. Mena blieb, wie er auch nichts anderes ſeyn wollte, mit Leib und Seele caſtilianiſcher Poet. Selbſt das Moraliſiren und Allegoriſiren ließe ſich allenfalls eben ſowohl der Fügſamkeit in die Hofſitte und der Pietät gegen ſeinen erlauchten Freund als dem Einfluſſe der Dantiſchen Poeſie zuſchreiben, die ihm mehr nur bei der Maſchinerie ſeines Laberinto vorgeſchwebt zu haben ſcheint, ſo wie er auch wohl dabei an Petrarchs Triumphe gedacht haben mag. Billigerweiſe betrachten wir dieſes einſt ſo berühmte Gedicht näher. Die Versart iſt de arte mayor, die Mena wieder zur Mode machte oder neu erſchuf. Es beſtehet aus 300 Coplas von acht Zeilen, wovon jedoch hinter Stanze 240 zwei fehlen, und denen auf Bitten Königs Johann, dem das Ganze gewidmet iſt, um die Zahl der Tage im Jahre zu erfüllen, noch 65 folgten ſollen, von denen der Dichter bei ſeinem Tode erſt 24 vollendet hatte. Dieſes Gedicht wird gewöhnlich los trecientos genannt. Es iſt, wie Quintana ſich äußert, das „anziehendſte Denkmal der caſtilianiſchen Poeſie im fünfzehnten Jahrhundert, mit welchem er alle übrigen Schriftſteller weit überholte.“ Theils aus vorgegebener eigener Anſicht, theils aus ſeinen Geſprächen mit der Vorſehung liefert Mena in dieſem Gedichte eine allegoriſirende Anſchauung der Menſchheit. Er ſchildert alle bedeutendern Perſonen, von denen er Kenntniß hatte, meldet wichtige Thaten und forſcht deren Motiven nach; dabei gibt er ſeine Beleſenheit in mythologiſchen Gegenſtänden zum Beſten, zeigt, was er von Phyſik, Moral und Politik weiß und miſcht verſchiedene treffliche Maximen für das Leben der Einzelnen und der Regierung der Völker ein. Singen will Mena, wie die zweite Copla beſagt, „des Schickſals trügeriſche Fügungen, die Zuſtände der Menſchen, welche es kreiſen und wechſeln läßt, ſeine Veränderlichkeit und geringe Zuverläſſigkeit, ſo wie den Jammer derer, welche es anklagen, bis zu der Zeit der Gegenwart, ſo wie die vergangenen Begebenheiten.“ Er ruft Calliope und Apollo um ihre Gunſt an und bittet das Glück ſelbſt, es ſchmähen zu dürfen. Er wirft demſelben ſeine Regelloſigkeit vor, während Alles ſonſt in der Welt einer Regel ſich unterordne. „Deine Beſtändigkeit iſt die Unbeſtändigkeit, deine Mäßigung iſt Maaßloſig-

keit, deine Ordnung Unordnung ꝛc.“ Zeige mir, sagt er, das Haus, in welchem dein Rad sich schwingt, damit ich nach eigenem Augenscheine die Art beschreiben möge, wie du unser Leben hier lenkest.“ Noch hat der Dichter diese Worte kaum ausgesprochen, als er sich durch die Luft entführt und auf einer wüsten Ebene niedergesetzt siehet, die von einer glänzenden Mauer ringsum beschlossen ist. Er siehet so vielerlei, daß sich ihm anfangs der Blick verwirret. Allein da er sich nicht zufrieden geben würde, wenn er sich nicht Alles klar gemacht hätte, so sucht er sich Alles deutlich zu veranschaulichen. Allein es breitet sich eine große dunkle Wolke über ihm aus und blendet ihn, daß er nichts siehet. Er fürchtet für sich schon Polyphems Geschick. Allein die Wolke verdampft und er erblickt vor sich „mit Blumen bedeckt eine Jungfrau von solcher Schönheit, daß vor ihrem Antlitze der ein Thor ist, wer andere Schönheiten als größer zu preisen wagt.

Ihr Anblick flößte eher Ernst als Liebe ein. Als Mena siehet, daß ihre Gestalt nicht übermenschlich an Größe, redet er sie demüthig an: O mehr als seraphische, englische Erscheinung, ich bitte dich, sage mir, woher du gekommen, welches ist die Kunst, der du zumeist huldigst und wie nenne ich deine Vollkommenheit! Die Erscheinung sagt, sie treibe drei Künste, indem sie die Gegenwart ordne, die Zukunft gestalte und die Vergangenheit enthülle. „Du kannst mich die göttliche Vorsehung nennen.“ Mena drückt sein freudiges Erstaunen aus und bittet, ihn in dem großen Hause umherzuführen, das er vor sich hat und worin, wie er glaubt, Alles ihr gehorcht, „ihr, deren heiligen Namen er anruft, und nicht das Schicksal, das hier wenig zu schaffen hat und sich nur einen Namen anmaßt, der ihm nicht gehört.“ Sie heißt ihn folgen und verspricht ihm etwas von dem zu zeigen, was menschlichem Verstande faßlich ist. „Du sollst mindestens den Werth, die Fehler und den Zustand jedes Menschen kennen lernen und mit dem, was du gesehen haben wirst, zufrieden, frage nicht weiter ꝛc.“ Sie ergreift ihn bei der Hand und führt ihn ein in das große Thor des Hauses, in welchem ein großes Gedränge ist, so daß sie mit Mühe hinein gelangen. Allein die Vorsehung „brachte ihn so sicher hinein, wie der Penatenbringer (Aeneas) vom Evander, den er als Griechen zu fürchten hatte ins Tiberland gebracht wurde.“ Die Sachen, die er nun beschreiben will, scheinen ihm so bemerkenswerth, daß er zwei Capitel zu einer neuen Einleitung verwendet. Er schaut den Mechanismus des Weltalls, die Himmels- und Wind-

gegenden auf der Erde, zunächſt Aſien mit ſeinen namentlich aufgeführten Flüſſen und Nationen (eine gereimte Chorographie), unter andern auch Nicäa, „wo die heilige Synode verſammelt war, welche den Glauben von noch Schlimmerern als den Manichäern befreiete.“ Die Schilderungen von Aſien füllt ſieben Octaven. Eben ſo viel erhält Europa, von denen eine auf Gothien kömmt, „die ſehr edle Provinz, welche nach unſerm Brauche die Gothiſche genannt wird, aus welcher, als im Anfange alle Dinge geordnet wurden, nach Jupiters hohem Rathſchluſſe das höchſt ruhmreiche gothiſche Volk hervorgehen ſollte, welches hingereicht haben würde für dieſe Welt ꝛc.“ Eine andere Octave ſchildert Alemanien mit ſeinen Nebenländern, eine fernere Griechenland, die folgende Theſſalien und Italien, die nächſte Frankenland und die letzte Spanien. Afrika erhält nur zwei Oktaven. In dreien werden die Inſeln beſchrieben. Die Verſehung heißt Mena, bei dieſen Dingen nicht allzulange zu weilen, denn ſie thäten nichts zur Sache. Sie fordert ihn auf, zur Rechten zu ſchauen, wo er etwas von demjenigen ſehen werde, um deſſen Willen er gekommen ſey. Als Mena den Blick dorthin wendet, „gewahrt ich drei ſehr große Räder, von denen zwei feſt, unbeweglich und ſtille ſtehen, das in der Mitte aber in unaufhörlichem Umſchwunge war, ich ſah, wie unter jedem eine große Menge Menſchen auf dem Boden gefallen lag, von denen jeder vor der Stirn ſeinen Namen und ſein Schickſal geſchrieben trug.“ Auf Befragen erklärt Menas Führerin, wie die unbeweglichen Räder die vergangene und zukünftige Menſchheit und das mittlere „die Menſchen des gegenwärtigen Jahrhunderts enthalte.“ Das Rad der Zukunft iſt ſo verhüllt, daß man nur die Umriſſe der Menſchen gewahrt. Das Rad der Vergangenheit, an welches Mena herantreten muß, hat ſieben Kreiſe, deren jeder ſeine beſondere Bevölkerung enthält. Hier erblickt er im erſten Kreiſe unter den Vergangenen Theſeus Sohn Hipolytus, Hypermneſtra und die keuſche Lucretia, des Mauſolus große Gemahlin und die treue Penelope, Polynices Gemahlin Argia und den Alciden. Die Führerin belehrt den Dichter, wie der höchſte Verſtand ab initio angeordnet, daß die Kreiſe jeder unter dem Einfluſſe eines der ſieben Planeten ſtehen ſollten, und dieſe die Conſtellationen für die Anlage, Tugenden und Eigenſchaften der darin befindlichen Menſchen angäben. So ſtehe der erſte jetzt geſehene Kreis unter dem Einfluſſe des Mondes. Die Keuſchheit werde von dieſem

Planeten höchlich geliebt und so habe Mena die keuschen Frauen zugleich aber auch die Verfolger erblickt. Nun heißt die Vorsehung den Dichter auch in den Mondkreis am Rade der Gegenwart schauen. Er sah die drei Parzen, welche sich im Drehen des Rades ablösten. Vor allen glänzte in Dianens Kreise „eine Königin hervor, die alle menschliche Tugend in der Hand zu haben schien (Johanns erste Gemahlin Maria). Neben ihr gewahrt er den erlauchten Gatten in strahlendem Gewande zur linken Seite, wohl zufrieden mit der untergeordneten Stelle [1])." Eine andere Königin schauet er und wendet sich fragenden Blickes „an die Leserin seiner Unwissenheiten, und wie eine Mutter vor den kindischen Einfällen des Kleinen sich nicht unterhalten abwendet, sondern gütig sich dazu herabläßt," gibt sie ihm zu erkennen, daß jene Königin Johanns Schwester Maria von Neapel sey, der viel Schmeichelhaftes nachgesagt wird. „Wenige Königinnen Griechenlands finden sich, welche unbefleckt das Lager bewahrt," allein jene ist eine neue Penelope. Auch Maria Corenels Keuschheit erhält ihr Lob. Andere übergehet er, schärft aber seinem Könige die Pflicht ein, über Zucht und Ordnung zu wachen. Hierauf folgt eine nicht üble Lobrede auf die Keuschheit. In der Mercurosphäre erblickt Mena diejenigen, welche gute Rathschläge ertheilten und durch Friedensvermittelung den Krieg beilegen, den Nestor und Kapis. Heruntergestürzt aber sah er diejenigen, welche den Frieden brechen und die, welche um Gewinn Tugend schänden, namentlich erblickte er „einen großen Schwarm falscher Prälaten, welche mit heiligen Dingen frevlichten." O religion, ruft er mit unübersetzlichem Wortspiele, religada de malos, que das tal doctrina á los mal doctrinados. Auch Pandarus gewahrt er, der durch sein Pfeilschuß beim Zweikampfe des Menelaus mit Paris den Streit wieder anfachte, und Polymnestor, den Priams Sohn Polydor um schnödes Geld mordete. „Nahe bei liegst auch du, gemeiner Antenor, trauriger Gründer von Padua, du Aeneas reichtest ihm die Hände, vergeblich lobt dich Virgilius." Eriphyle zeigt sich, die ihres trefflichen Gatten Leben verkauft, von reichem Halsgeschmeide bethört. Auch Oryas und Julian, welche den Mauren den Einlaß in Spanien bahnten, erblickt der Dichter. Als er nun auf den Mercurskreis am Rade der Gegenwart das Auge wendet, findet er

1) Weil nämlich Keuschheit menschlicher Hoheit voranstehet.

denſelben ſo angefüllt, daß man es nicht zu ſagen vermag. Wahrheit geſtattet, Furcht verbietet, ſie zu nennen. Es folgt eine treffliche Apoſtrophe an die Furcht. „Wer vermöchte zu erzählen, wie die heiligen Dinge feil ſind, und wie ſchändlich der Zehnten mißbraucht wird, den man der heiligen Maria darbringt, unter dem guten Anſtriche von Geiſtlichkeit vergeuden die Böſen den gerechten Schweiß der Armen, Einfältigen und Arbeitſamen und verſperren den heiligen katholiſchen Pfad. Man lieſt, daß Cäſarea's Mauern bei einem Erdbeben einſtürzten, keine Wand blieb unverletzt, nur das Haus ſtand feſt, worin der Prälat mit ſeinen Geiſtlichen ſich befand und ſie wurden wegen ihres frommen, rechtſchaffenen Wandels errettet.“ Heute, meint der Dichter, würden bei ſolchem Strafgerichte umgekehrt die geiſtlichen Gebäude zunächſt betroffen werden, ja der übrige Ort wohl unverletzt bleiben. Hierin knüpft ſich wieder eine Mahnung an den König, die Geſetze aufrecht zu erhalten, damit Geiz, Gewinnſucht und andere Laſter ſich nicht verbreiten. In dem Venuskreiſe erblickt er diejenigen, welche von der Liebe miſshandelt, ſündigten. Sünder vielfacher Art: die Kiſtermnäſtra, Myrrha, Tereus, Canace und Macareus, Jrien, Paſiphae, „auch mit unſerm Macias trafen wir zuſammen, welcher die Tage bewente, in welchen er liebend das Ende ſeines Lebens fand, beſtürzt trat ich näher, da ich einen ſolchen Mann aus unſerm Volke erblickte und bemerkte, wie er einen Trauergeſang in elegiſchem Versmaaße anſtimmte: Liebe reichte mir die Krone der Liebe, weßhalb mein Name von Munde zu Munde gehet; auch damals war mein Leid nicht minder groß, als mir ihre Schmerzen Freude gewährten; ihre ſüßen Jrrthümer beſiegen den Verſtand, allein ſie währen nicht immer ꝛc.“ Dieſer Anblick gibt Anlaß zu einem Geſpräche Menas mit der Vorſehung über die Liebe, worin ſchließlich der Wunſch geäußert wird, „daß die Sterblichen vor Allem die reine, katholiſche tugendhafte Liebe beachten möchten, welche eine ſolche Vermiſchung zweier Herzen iſt, daß der nicht einig geweſene Wille aus Einmüthigkeit und Eintracht ſeine Süßigkeit ziehet, in dem er aus zweierlei Meinungen eine ſchafft, und indem er eine ſolche Theilnahme an den Neigungen erzeugt, umſchlingt er die Liebenden mit einer Kette, ohne Begier gibt er der Geliebten Freude ohne Leid und gewähret dem geringern Verdienſte den größern Lohn.“ Jn der Sonnenſphäre erblickt Mena eine große Menge heiliger Lehrer, die auf jenes gut

Wissen haben, das uns immerdar frommen soll, große Philosophen, die Blüthe der Redner, Geschichtsschreiber, Propheten, Astronomen ec., Hieronymus, Gregor, Augustin, „den heiligen Doctor, dessen Fest unser guter Kaiser immer feiert,“ (d. h. den heiligen Thomas von Aquin, dessen Tag des Königs Namenstag war). Menas Gelehrsamkeit überbietet sich hier in Anführung einer Menge Namen von Weisen des Alterthums, unter denen auch die Sibyllen figuriren, dann folgen Roms und Griechenlands Celebritäten. Dabei apostrophirt Mena seine Vaterstadt: „O Blume des Wissens und der Ritterlichkeit, Mutter Cordova, verzeihe deinem Sohne, wenn ich in den Gesängen, die ich jetzt verkünde, nicht deine Weisheit verbreite; um treffliche Weise könnte ich dich loben, welche ein wundervoller Spiegel waren, weil ich von dir selber bin, fürchte ich, man wird sagen, ich male sie besser, als es seyn sollte.“

Im Sonnenkreise der Gegenwart findet Mena nun Gelegenheit seine Zeitgenossen zu feiern, namentlich Villena, „die Ehre Spaniens und unseres Jahrhunderts.“ Er bedauert einmal und abermal, daß von Villenas literarischer Verlassenschaft ein Theil der Welt entzogen blieb, indem derselbe dem Scheiterhaufen gewidmet worden. Dann erwähnt er des Hexen- und Zauberwesens, zu dessen Zerstörung er den König auffodert, der dagegen das Emporkommen echter Wissenschaft fördern solle, namentlich aber der heiligen Klugheit, welche definirt wird, „als die Wissenschaft, welche die schlechten Begierden des Willens tödtet, erfahren im Guten ist und die Bosheit erkannt, aber immer das Gute im Auge hat, die Laster bekämpft, das Böse zerstört, und bei denen, die sie mögen, sich zu Gaste bittet, unendlich ist im Geben guter Anschläge und den Geist glänzender macht als Silber.“ Der Sphäre des Mars sind 75 Stanzen gewidmet. Zuerst schauet Mena viele römische Helden. Dann ruft er Mars und Minerva an, die Kriege der Castilianer zu besingen. Hier wird nun vorerst dem Könige Johann martialischer Weihrauch gestreuet, dessen Wappenschild weit über Achills durch Vulcan gefertigtes Schild erhoben wird, indem er hier die Thaten der Alfonse, Ferdinande und Heinriche abgebildet erblickt. Es folgt die Schilderung einzelner Waffenthaten, bei denen man „nur den Namen vom Sohne des guten Zebedäus vernahm“ (St. Jago, das Feldgeschrei der Castilianer). Es ist nicht zu läugnen, daß manche Züge mit den poetischen Wirren des Patriotismus ergrei-

send geschildert erscheinen. Bei diesen Schilderungen, die nicht selten dunkel gefaßt sind, weil sie größere Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte voraussetzen, als nach vierhundert Jahren erwartet werden kann, ist der Commentar unentbehrlich. Ausführlicher wird der oben in Johanns Geschichte kurz erwähnte Tod des Grafen Niebla gemeldet, der die Thaten der mit ihm Kämpfenden so verdunkelt, daß ihre Namen vor dem Seinigen erbleichen. Das Mißgeschick des Grafen, welcher die Flotte befehligte, mit deren Hülfe Gibraltar den Mauren abgenommen werden sollte, gab sich durch eine Menge trauriger Vorzeichen kund, welche in malerischer Schilderung uns vorgeführt werden. Man warnt den Grafen und ermahnt ihn zum Aufschube der Expedition. Dieser glaubte nicht an Vorbedeutungen und hält dieselben für Täuschungen derer, die sie bemerkt haben wollen. Der Graf selbst würde aus den ihm gemeldeten Lufterscheinungen nur auf Regen und Wind schließen und widerlegt auch die andern angeblichen Vorzeichen. Er beschließt also, in See zu stechen, denn es gelte Thaten und nicht Zeichen. Der Graf kömmt mit der Flotte auch vor der starken Festung an, als sein Sohn mit dem Landheere von der Landseite gegen Gibraltar im Anzuge ist. Wegen der Ebbe sind der Graf und seine Leute genöthigt zu landen. Er greift an und setzt die Mauren in harte Bedrängniß, „wie ein tüchtiger Arzt, welcher die Sonde in der Hand an einen mehrfach verwundeten Körper der gefährlichsten Stelle zunächst Hülfe gewährt: so wendet sich die vermaledeite wüthende Besatzung, da sie spürt, daß der größte Schaden ihr von der Seite des Grafen droht, alle Kräfte vereint zu der Stelle, wo die Gefahr ihr am nachtheiligsten wird; Bombenschläge und Krachen des Geschützes ertönen, die Wurfmaschinen schleudern Steine, Speere und angezündete Fackeln, um die Reihen der Unsrigen zu lichten. Einige der Mauren, welche man für wackere Schützen hält, schleudern zitternd ihre Wurfspieße, überschreiten Gränzlinie, Pallisaden und Glacis und verdoppeln an des Gegners Tapferkeit ihren Muth." Inzwischen tritt die Fluth ein und die Kämpfenden werden genöthigt, wieder die Schiffe zu besteigen. Der Graf tritt in eine Barke, diese faßt nicht alle, welche hinein wollen. Sie gehen im Wasser ihm nach und rufen: Großmüthiger Graf, so wollet ihr uns verlassen? Ein Trost ist es uns, wenn wir in deiner Nähe unsere

letzten Klagen ertönen laſſen. Die Gewäſſer nehmen es ſchon mit unſerm Leben auf ꝛc. Das Mitleid überwindet im Grafen die Furcht. Er läßt die Barke trotz der mahomedaniſchen Waffen gegen den Strand zurückwenden; die Zurückgebliebenen ſteigen noch ein, die Barke aber ſinkt vor Ueberſchwemung unter. „Die unglücklichen Leiber athmeten ſchon die Luft nicht mehr, ſondern trieben unſichtbar unter den Wogen und ſchluckten und ſpieen auf todtbringende Weiſe das Waſſer, je mehr ſie mühſam zu athmen ſuchten; alſo rang das Leben Aller, daß Waſſer eindrangen, wo Seelen ausgingen; die Waſſer erzwangen ſich treuloſen Eingang und die Seelen widerſtrebten dem harten Ausgange.“ Mena bittet ſeine Führerin ihm auch die Geſchichten Anderer mitzutheilen, die er erblickt. Mehr andeutend erwähnt als erzählt werden ihm nun der Tod des Grafen von Mayorga, und des Adelantado Ribera, des Rodrigo Perez, Pedro de Narvaez, Juan de Merlo, Lorenzo de Avalos (ſchöne Schilderung des Schmerzes ſeiner Mutter um ſeinen Tod), des Schatzmeiſters von Calatrava Fernando de Padilla, „deſſen friſche Seele, die ſich eben vom Leibe des guten Ritters getrennt,“ Mena ankommen ſiehet. Nach einer Apoſtrophe an den König ſchließt, wie auch bei den übrigen Kreiſen geſchah, die Beſichtigung der Marsſphäre mit einer Definition, und hier zwar, der Tapferkeit. In dem Jupitershreiſe, deſſen Betrachtung nun folgt, ſiehet Mena die großen und glücklichen Herrſcher, ſo wie die Uſurpatoren und Tyrannen aus der Vergangenheit: Octavian, Cäſarn, die Brutus und Catonen und Fabricius. Dieſes Stück iſt ſehr mager. Aus der Gegenwart bieten ſich natürlich vorerſt die Könige Spaniens der Betrachtung dar. Zunächſt natürlich glänzt Johann II. „Unſern großen und glücklichen König ſah ich vor Allen auf einem feſten Thron ſitzen, eines größern Reiches denn Caſtilien würdig.“ Er ſchildert ihn in ſeiner Majeſtät und ermahnt, daß man die Herrſcher um ihre Macht nicht beneiden ſolle, da dieſe vielem Ungemach ausgeſetzt ſeyen, welches dem niedriger Geſtellten erſpart ſey; es wird daher das ſichere Leben der Dürftigkeit geprieſen, wobei, wie immer, gelehrter Weiſe, Beiſpiele aus dem Alterthume citirt werden. Unter den Tyrannen werden nur die Dionyſe namhaft gemacht und zuletzt wird dem Jones, dem Erfinder des Metallgeldes, geflucht, weil er damit alles Unheils Saamen geſtreuet. Wie gewöhnlich wendet ſich Mena mit

der Bitte an den König, es hierin beſſer werden zu laſſen und ſchließt dieſen Kreis mit einer Definition der Gerechtigkeit. In dem, wieder reichlicher behandelten, Kreiſe des Saturn ſiehet er die großen in Gerechtigkeit regierenden Herrſcher und diejenigen, welche Ungerechtigkeit übgt und Verbrechen ſtraflos laſſen. Mena frägt die Führerin, wer der Ritter ſey, den er ſiehet und der dem Körper nach dem Tydeus, dem Rathe nach ein Neſtor erſcheint. „Wie den Verliebten, wenn ſie von demjenigen ſprechen, den ſie innig lieben, die Augen in Freude erglänzen, wo ſie auch ſeyn mögen, und die Züge ihres Geſichts ganz verändert ſcheinen, ſo machte nicht minder fröhliche Mienen die Verſehung bei meiner Frage und antwortete alsbald mit freudigem Antlitze und Hintanſetzung anderer göttlichen Sorgen: jener reitet das Glück und bändigt mit rauhen Zügeln deſſen Nacken.“ Es war der Conneſtable Alvaro de Luna, über den damals noch die Sonne der königlichen Huld ſtrahlte. Sein Ruhm wird pomphaft verkündigt. Es folgt die unverhältnißmäßig ausführliche Beſchreibung einer Herrnſcene mit allem Zauberapparath und Beſchwörungsmaterial, worin eine Zauberin in den unbegrabenen Leib ein Kriegers einen Geiſt hineinbeſchwört, welcher ihr über Alvaro de Lunas künftiges Geſchick Beichte ablegen ſoll. Es iſt dabei wieder viel mythologiſcher Krimskrams verſchwendet. Der Geiſt verkündet die Unzufriedenheit der Hölle über die Friedensſchlüſſe und Waffenſtillſtände der Caſtilianer mit den Ungläubigen, welche der Hölle ihre mauriſchen Rekruten entziehet, wegegen die Kriege der Spanier untereinander ſehr gemißbilligt werden. Dem Conneſtable wird ein trauriges Ende geweiſſagt, wenn er untreu und unwahr werden würde. Der Dichter macht bei dieſer Gelegenheit verſchiedene moraliſche Betrachtungen. Zuletzt fragt Mena, um ſich zu vergewiſſern, ob ſeine Viſion eine wahre oder lügenhafte ſey, die Vorſehung, was im Himmel über „ſeinen großen und getreuen König“ beſchloſſen worden. Sie erwidert, er ſolle ſeyn: „König der Könige, Herr der Herren, ſolle alle Namen überbieten und herunterſtechen, ſowohl die Thaten der gothiſchen Könige als ſeiner Vorfahren.“ Gerion ſolle vergeſſen werden und die ganze Reihe der Gothenfürſten, deren Namen nun folgen. Deſſenungeachtet wird eine kurze Geſchichte jedes einzelnen zu vergeſſenden von Johanns Vorfahren geliefert und vom Dichter ſelbſt durch Aufwärmung ihrer Verdienſte doch dieſer Vergeſſenheit entgegengearbeitet. Dieſe Ge-

nealogie iſt ein mageres Thatenverzeichniß. Merkwürdig iſt, daß des Cid darin gar keiner Erwähnung geſchieht, obwohl neben Alfons II. Calvo Lain erwähnt wird. Bewunderungswürdig iſt die Mannichfaltigkeit der Wendungen, womit Mena das fortgeſetzte: „Vergeſſen werden ſoll," der und der (nämlich über Johann II.) bei faſt jeder Anführung eines Vorfahren einzukleiden verſtanden. Bei Johanns Vater, Heinrich, iſt geſchickter Weiſe geſagt: Du Heinrich willſt gern verſchwiegen werden, denn Dir genügt, daß du des hocherhabenen Johann geprieſener Vater biſt. Mena möchte nun gern auch aus dem Rade der Zukunft erfahren, welchen ferneren Gang die ſpaniſchen Angelegenheiten nehmen würden. Allein indem er dieſen Wunſch hat, iſt ihm die ganze Erſcheinung verſchwunden. „Wie Kinder und Unwiſſende, wenn ſie im Sonnenlichte die Stäubchen ſchweben ſehen, die Hand nach deren Vielheit ausſtrecken, dieſe aber fliehen und jede Berührung verſagen, ſo floh auf gleiche oder ähnliche Art meine Führerin, die Räder und die Menſchenerſcheinungen aus meinen Händen und verbargen ſich mir mit ihren Gründen." Mena bittet nun den König, die von ihm geſchaueten Prophezeiungen wahr zu machen und die Vorſehung recht behalten zu laſſen. „Meiner Gedanken ſchwache Barke nimmt ſchon, da der Wechſel finſterer Stürme vorauszuſehen, ermüdet den Lauf zum ſichern Hafen, denn ſie fürchtet den Wechſel der Elemente; es ſeufzen die Wellen, es kämpfen die Winde; meine Hand iſt müde zu ſteuern; die neun Muſen gebieten, daß ich ſchweige, und meine langen Mühen fodern ihr Ende." — Die beiden letzten der 300 Stanzen des Laberinto gehören ſchon nicht mehr zu den urſprünglichen Werke, in welchem nach Angabe des Francisco Sanchez hinter Stanze 249 zwei ausgefallen ſind. Sanchez meint, daß die ſ. g. 24 Stanzen gar nicht von Mena herrühren, weil der König Johann darin ſchlecht gemacht werde (was ich übrigens nicht gerade habe entdecken können) und der Gebrauch der Worte auch ein anderer ſey. Die 299. und 300. ſchreibt er ihm noch zu. Hier, ſagt Mena, habe er geglaubt das Buch ſchließen zu können; allein „eine Stimme von hohem Gewichte" habe ihm befohlen, noch nicht zu enden. „Dein Werk wachſe, indem Du Wahrheit ſagſt, denn länger iſt da kein Fehler, wo gute Behandlung zufrieden ſtellen kann." In den ſ. g. 24 Stanzen fügt ſich der Dichter dem königlichen Gebote und bittet um Entſchuldigung, daß er nur Fehler aufzeige. Er ziehet

nun wider diejenigen los, welche ſich gegen den König aufgelehnt, weil aus ſolcher Empörung allerlei Uebel folge. Er frägt: was die Rebellen wohl bewege, dem Könige entgegen zu treten. Ob er ein Nero wäre? Nein ein Alexander, ein Aeneas ꝛc. ſey der König! Es folgt eine entſetzlich lange Apoſtrophe an Gott mit der Frage, warum er die Ungerechten nicht ſtrafe. Der Dichter tröſtet ſich aber mit der Unerforſchlichkeit der göttlichen Rathſchlüſſe. — Dieſe nachträglichen Stanzen ſind jedenfalls ziemlich unbedeutend. — Das Labyrinth iſt freilich, wie man Quintana wohl zugeſtehen kann, keine bloße Zuſammenſtellung frivoler und bedeutungsloſer Verſe, an denen etwa nur die Kunſt des Styles und der Verſe zu beachten wäre, man kann ihm auch zugeben, daß es anzuſehen ſey als das Werk eines im ganzen Umfange, den die damalige Zeit geſtattete, gelehrten Mannes und als Niederlage Alles deſſen, was man damals wußte. Allein damit iſt über den dichteriſchen Werth Menas noch wenig Vortheilhaftes geſagt und am wenigſten das große Lob begründet, deſſen ſich dieſes Gedicht unter König Johanns Hofpoeten und bei vielen Literatoren erfreuete. Mena aber zum ſpaniſchen Ennius machen, konnte nur ein Zeitalter, welchem die Erinnerung ganz abhanden gekommen war, wie der Anfang der caſtilianiſchen Dichtkunſt, wenn nicht ſchon früher, doch mindeſtens von Gonzalo von Berceo datirt werden müſſe, wenn man dieſelbe mit einem Namen von dichteriſchem Werthe beginnen laſſen will [1]). Dieſem zweihundert Jahre frühern Vorgänger hat ſich Mena eben ſo wenig überlegen gezeigt, als dem Erzprieſter von Hita, was doch das wenigſte ſeyn dürfte, was man von einem caſtilianiſchen Ennius würde verlangen können. Der Schimmer, den er von alter Gelehrſamkeit erborgt, hat die geſundere Kritik der neueren Poetik längſt hinweggeſtreift und des antiquariſchen Prunkes entkleidet muß er manche Stufe niedriger geſtellt werden, als ſeine Verehrer ihn ſtellen zu müſſen glaubten. Dieſe ſchlugen das talento cultivado des Dichters,

1) Selbſt der verdienſtliche Martinez de la Roſa verfällt in dieſen Irrthum, wenn er (Note 10. zum 1. Geſange ſeiner arte poetica) behauptet, im Vergleiche mit ſeinen Vorgängern könne man nicht umhin, die Erfindung ſeiner Gemälde zu bewundern, ſo wie die Kraft der Gedanken und die Kühnheit, womit er ſo zu ſagen die noch ungelehrige und träge Sprache vorwärts geſtoßen, daß ſie deſto früher auf der Bahn fortſchreiten konnte, die ihr geöffnet war.

wie Martinez de la Rosa es nennt, viel zu hoch an und empfanden dagegen den Frost zu wenig, womit eine falsche gebrauchte Gelehrsamkeit die poetischen Empfindungen Menas überzog. Die Erfindung des Laberinto kann ich weder kühn noch gelungen finden, selbst wenn ich dabei Dante's Vorbild ganz aus dem Spiele lasse. Auch wenn sie nicht dem Italiener abgeborgt seyn sollte, würde ich dieselbe doch ziemlich roh, oder wie Bouterwek das Gleiche benennt: gothisch finden. Ich werde daher auch Quintana nicht beistimmen, welcher sagt: „Wenn die Erfindung dieses Gemäldes, das ohne Zweifel Größe und philosophische Tiefe hat, ausschließlich unserm Dichter angehörte, so würde sein Verdienst unendlich größer seyn und man würde ihm die Eigenschaft eines in einem Stücke großen Genies nicht versagen können." Da aber Dante und Petrarch bekannt sind, „so erscheint die geistige Anstrengung zur Hervorbringung des Planes und Inhaltes des Labyrinthes weit geringer, indem Mena nichts weiter that, als diese Schriftsteller nachahmen und nur die Lage des Schauplatzes verändert, in welchen er seine allegorische Welt verlegt. Wie bereits eben gesagt, finde ich darin so große Nachahmung der Italiener im Labyrinthe nicht. Villemains [1]) Bemerkung: la forme est copiée et le génie manque ist nur einer jener französischen Witze, womit so oft aufgewartet wird, wenn man etwas auf die Sache Eingehendes nicht zu sagen weiß. Villemain vermochte dieß in der That auch nicht, da er das laberinto nicht kannte, ja nicht einmal wußte, daß es ein Werk Menas sey. Denn er sagt, nachdem er eben Menas ganz im Allgemeinen gedacht: *l'a poete de ce tems fit un long poëme sous le titre labyrinthe de la vie.* — Wie hölzern aber auch die frostig erdachte Maschinerie und die Anlage des Gedichts ausgefallen (was ich eben durch Vorlegung eines ziemlich vollständigen Auszugs habe darthun wollen), so wenig läßt sich läugnen, daß edle und große Gedanken darin auf eine ästhetisch interessante Weise ausgedrückt sind, auf denen der todte mythologische Schmuck haftet, wie der freche Anstrich eines Tünchers auf dem edlen Antlitze einer Statue, die ein guter Meißel schuf. Der moralisirende Ernst weiß die dürre Reflexion doch nicht selten mit poetischer Wärme zu durchdringen. Achtungswerth erscheint Mena, indem er bei aller steifen Lobpreisung seines

1) Literature du moyen age. II. S. 398.

Königs demſelben Dinge zu ſagen wagt, welche ihm ſelbſt die Feindſchaft der doch keineswegs einflußloſen Geiſtlichkeit zuziehen konnten. Seine Diction hat ihren Vorzug weit mehr in der Stärke und Strenge, als in Lieblichkeit und Anmuth; wo der Gegenſtand jene Eigenſchaften mit ſich bringt, fallen auch die Verſe ſonor und gelungen aus, was ſonſt ſehr häufig vermißt wird. Wie ſchwerfällig die Sprache ſich auch oft genug bewegt, ſo ſchreitet ſie doch nicht ſelten zu lebendigem Vortrage fort. Sie wird alsdann mit kräftigerem Angriffe gehandhabt, zum geſchmeidigen Stoffe, der ſich dem Gedanken fügt, deſſen Ausdruck er in der poetiſchen Geſtaltung werden ſoll. Wenn er alſo die Sprache ſeinen Gedanken fröhnen läßt, ſo macht er ſich, wenn ſie ihm nicht ſogleich den paſſenden Ausdruck gewähren will, kein Gewiſſen daraus, Wörter aus dem Lateiniſchen oder einem der andern Romanzos einzuſchwärzen, woraus ihm der dialogo de los longuos (Mayans y Siscar II. 149.) einen großen Vorwurf macht, obgleich er ihn wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines erhabenen Styls lobt. Auch Sanchez tadelt ſeine gewaltſamen Wortfügungen und Neuerungen ſammt dem Schwulſte und Schimmer ſeiner Ausdrücke. Eben ſo willkürlich verlängert und verkürzt er, ſeinem Verſe zu gefallen, die Worte. Sein Auftiſchen gelehrter Sentenzen aus Ariſtoteles iſt uns jetzt ein unwillkommenes Surrogat eigenen Sinnens und Denkens. Juan de Mena würde, da er wirklich poetiſche Anlage hatte, die nur im Modegeiſte der Gelehrſamkeit verſchroben ward, weit dankenswerthere Compoſitionen hinterlaſſen haben, wenn er ſich hätte der Atmoſphäre der Hofpoeſie entziehen und ſtatt der Pedanterei der Natur in die Arme werfen mögen. Dieſes Urtheil gilt mehr und minder auch von Menas übrigen Werken. Es ſticht bedeutend gegen dasjenige ab, welches Dieze in ſeinen Anmerkungen zum Velasquez S. 169. fällt [1]), das ich hierher ſetze, um auch einer entgegen ſtehenden Anſicht eines Deutſchen ihre Stimme zu gönnen: „Sein großes und wirklich poetiſches Genie, das in ſeinen Werken überall hervorleuchtet, hat ihm den Ruhm eines der größten Dichter ſeiner Zeit und ſeiner Nation erworben. Seine Sprache, die jetzt etwas alt iſt, macht, daß er weniger, als er verdiente, geleſen wird. Allein wer ihn verſteht, wird finden, daß er nicht bloß

1) Brinckmeier, welcher viel auf Diege's Urtheile gibt, folgt auch dieſem S. III. ſeines Abriſſes.

in Vergleichung mit den Dichtern ſeiner Zeit groß iſt, ſondern auch die Vergleichung mit großen Dichtern anderer Zeiten und Völker zu ſeinem Vortheile aushält." — Unerträglich monſtrös iſt die Gelehrſamkeit des Titels Calamicleos, welchen Mena einem in 50 zehnzeiligen Coplas in achtſylbigen Verſen abgefaßten Gedichte zur Krönung des Marquis von Santillana zum Poeten gegeben hat. Aus dem Lateiniſchen calamitas und dem Griechiſchen kleos (Ruhm) zuſammengeſetzt, ſollte der Titel ſo viel beſagen als: Tratado de miseria y gloria. Der Dichter ſtellt vor, als ſey er, ungeduldig, die Krönung des Marquis am Parnaſſe zu ſehen, in einem theſſaliſchen Walde verirrt, durch das Thal des Jammers gewandert, worin er die Qualen der Verdammten ſiehet, er eilt denn weiter über einen Berg und ſiehet von dort die Gefilde der Ruhmwürdigen. Hier erblickt er den von den Muſen und Tugenden geehrten Marquis von Santillana, mit dem er ſich überredet, indem er ihn preiſet. Der Marquis wird ſchließlich auch noch auf allerlei allegoriſche Weiſe gefeiert. Dieſe Compoſition erinnert ſchon näher an Dante, iſt aber durch gelehrten Prunk weidlich entſtellt. Sogleich im Eingange nennt er den Frühling „den Maler (d. i. Anſtreicher) der Welt." In Copla VIII. iſt von der Mitra „des Biſchofs Amphiaraos" die Rede. — Dergleichen originelle Einfälle finden ſich mehr in dieſem Gedichte, dem die lebendige Kürze der Verſe einen weit regern Gang und poetiſche Flüſſigkeit gegeben hat, als dem laberinto. — Unter dem übrigen poetiſchen Vorrathe Juans de Mena iſt ein ſehr gutes Schimpflied auszuzeichnen, worin er auf die artigſte Weiſe ſeinem Zorne Luft macht, daß ihn ein Prieſter beim Kaufe eines Maulthieres, welches ſpaßhaft genug beſchrieben wird, begaunert hat. — Das letzte bedeutendere von Menas Gedichten in der Ausgabe von 1804. ſind die coplas gegen die ſieben Todſünden (Tractat von den Laſtern und Tugenden), in deren Eingange die chriſtliche Muſe[1]) angerufen wird, den mehr als bürgerlichen Krieg zu ſiegen, der zwiſchen dem Willen geführt wird und der Vernunft, die uns anklagt. — Fliehet, ſagt er, Syrenen, die ihr in meinem vergangenen Leben durch meine Adern vergiftete Süßigkeit ſtrömtet. Der göttliche Hauch wolle mein Herz,

1) Brinckmeier hält mit Unrecht dieß Gedicht für ungedruckt. Ich habe es in der 1804. gedruckten Ausgabe der Werke Menas, welche aber nicht vollſtändig iſt, vor mir.

das eingenommen war von trüglichen Grundlagen, aus einem böſen zu einem guten machen.“ Das alte Geſetz erſcheint — der Wille wird beſchrieben und dann die Geſtalt der ſieben Todſünden. Hierauf hält der Dichter gegen jede derſelben eine Strafrede. Die Sünde gibt auf Befragen an, was ihre Gründe und Beförderungsmittel ſind, die dann vom Dichter oder der redend auftretenden Vernunft beſonders angegriffen werden. Er iſt aber nur mit vier Sünden ſo weit gekommen. Den Disput mit der Völlerei, dem Neide und der Trägheit hat er nicht zu Stande gebracht. Andere Dichter dieſer Zeit, z. B. Gomez Manrique, haben ſich angelegen ſeyn laſſen, das Fehlende hinzuzudichten. In dieſem großen Gedichte ſind mehrere wohlgelungene Stellen. Auch Verfaſſer verſchiedener Liebeslieder iſt Mena. Dieſe gehören nicht zu ſeinen ſchlechteſten Compoſitionen und zeichnen ſich aus durch eine unaffectirte, von dem beliebten Gelehrſamkeitsprunke freie, lieblich verſificirte Sprache und durch dichteriſche Empfindung. Erſt Anklänge von der Liebesüberſchwänglichkeit, welche die ſpätere caſtilianiſche Erotik auszeichnet, bietet das Liebeslied: **Mey mas clara que la luna** dar, worin Mena die Unbegreiflichkeit der Geliebten feiert. Er ſagt unter anderm: ſie allein verdiene Monarchin der Tugenden zu ſeyn und alles Schöne, was Petrarch Lauren nachgerühmt, ſey nur eine Prophezeihung auf Menas Geliebte geweſen. Ein unergründliches Geheimniß nennt er es, wie ſie es angefangen, aller Welt Schönheit zu plündern, um ſich ſelbſt dieſelbe zu eigen zu machen. — Ein ſeltſames Gemiſch wahrer Sprache der Leidenſchaft mit gelehrtem und mythologiſchem Ballaſt findet man in dem: **claro obscuro** überſchriebenen Gedichte, welches die Standhaftigkeit des unglücklich Liebenden darſtellt, in den verſchiedenen Abdrücken aber ſehr verſchieden lautet, und eine bedeutende Umſtellung in der Aufeinanderfolge ſeiner Strophen erfahren haben muß, in welcher ein ſonderbarer Wirrwarr herrſchet. Eine mythologiſche Schilderung des Sonnenaufgangs in einer Octave von **versos de arte mayor** eröffnet das Gedicht; dann folgt eine eilfzeilige Strophe in kurzem Versmaaße, rein lyriſch, ohne jenen Kram, welche mit dem Gedanken anhebt, daß mit dem Morgen ſein Leben erſtorben ſey, um ſeiner Qual Leben zu verleihen. Nach dieſem Vorgange wechſeln noch ſieben ähnliche mythologiſche Octaven mit ſieben rein lyriſchen eilfzeiligen Liederſtrophen ab, wobei die Octaven immer in mythologiſchen Bildern die Empfindun-

gen, welche in den kurzen Verſen ſich ausſprechen, accentuiren ſollen. Die Compoſition iſt zu confus, um einen weitern Auszug zu vertragen. Von gleichem Schlage und ähnlicher Anordnung des Wechſels mythologiſcher Octaven mit achtzeiligen kurzverſigen Strophen iſt ein anderes Gedicht, welches in der Ausgabe von Menas Werken von 1804. dem claro obscuro beigeſellt iſt, weil es an gleichem Zwielichte unklarer poetiſcher Compoſition leidet. Daſſelbe beginnt als Gegenſtück mit einem mythologiſchen Sonnenuntergange und enthält die Klagen über die Untreue der Geliebten und die Schilderung der Schmerzen des ſtandhaft fortliebenden Dichters. — Dieſelbe ſtandhafte Leidenſchaftlichkeit in der Liebe bei allem Liebesgram athmet das Liebesgedicht: Va dolor del dolorido, welches ſchon von jenen grübelnden Antitheſen und Wortſpielen wimmelt, an denen die ſpätere caſtilianiſche Exotik einen ſo immenſen Reichthum aufzuweiſen hat. Glücklicher Weiſe iſt dieſes Gedicht von jenem gelehrten Beigeſchmacke frei, womit Mena ſeine poetiſchen Gedanken ſonſt zu würzen pflegt, um ſie dem Hofe mundrecht zu machen und zu empfehlen. — In dem Liede: Presumir de vos loar ſchildert der Dichter ſein Unvermögen, die Geliebte würdig zu preiſen. Er findet, daß er bei ſolchem Unterfangen ſich etwa eben ſo viel herausnehmen würde, als wenn er die Sandkörner am Meeresſtrande zählen wollte. Wollte er es frevelhaft dennoch beginnen, ſo werde Gott nicht zugeben, daß ers vollenden dürfe. Je unfähiger der Dichter ſich zu einem ſolchen Geſchäfte fühlt, deſto ſtärkere Neigung dazu verſpürt er aber in ſich. Er meldet, wie alle Damen, welche die ſeinige betrachten, beim Schöpfer Beſchwerde führen, daß er ſie nicht wie ſie gebildet. Der Dichter zweifelt aber, daß Gott, wenn er auch, um die Klägerinnen zu beſchwichtigen, die allmächtige Hand ausſtrecken wollte, er damit eine ähnliche hervorbringen würde, als die Gefeierte. Ohne Gottes Hilfe habe ihr Vater ſie nicht alſo zeugen können, ſie weiche nur der Jungfrau Maria. Der Dichter verſichert, wie die Engel im Himmel trauerten, daß ſie nicht ſeines Glückes theilhaftig ſeyn könnten, jene zu ſehen, wie er. Alle frühern Schönheiten, welche über die Erde gewandelt, ſind, wie Mena verſichert, froh im Grabe zu ſeyn, um den Tag nicht zu ſehen, an welchem ihre Ueberwinderin geboren ward. Den mitlebenden Schönen räth er, es wie jene zu machen und ſich niederzulegen zum Tode, wenn ſie nicht überwunden werden wollen.

Alle vorverſtorbenen heiligen Männer beklagt der Dichter als Unglückliche, weil ſie die Gefeierte nicht haben ſehen können; ihre größte Pein an ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte ſoll darin beſtehen, daß ſie das Anſchauen von des Dichters Huldin entbehren müſſen. Den Lebenden, welche es mit ihr aufnehmen wollen, wünſcht der Dichter, daß ſie lieber ungeboren geblieben ſeyn möchten. Alle Erhebungen ſind ihm noch nicht hoch genug und er bittet zum Schluſſe demüthigſt um Entſchuldigung, daß er ſo ſchwach nur ihr Lob geſtümpert. — In dem Gedichte: Guay de aquel hombre que mira ſchildert Mena die Macht der Reize ſeiner Gefeierten, welche unter allen Umſtänden unwiderſtehlich iſt. Hätte Paris gewußt, daß eine ſolche in die Welt kommen würde, er hätte den verhängnißvollen Apfel nicht ausgetheilt, ſondern für ſie aufgehoben; wie Gott nur einen Phönix geſchaffen, ſo hat er in der Dame des Dichters nur einen einzigen Schlüſſel der Schönheit ſchaffen wollen. Er wirft ihr aber vor, daß ſie ſeine Schmerzen nicht verſtehe; er beklagt nicht allein ſein eigenes Leben, welches vor Liebe dahin ſchmachtet, ſondern auch das übrige, weil es ſich der Macht ſeiner Reize nicht bewußt, dieſelben ſich nicht zu Nutze macht. Er bittet die Schöne um liebendes Erbarmen und daß ſie ihn nicht hinſterben laſſen möge, denn vielleicht werde ſie nicht ſobald einen Juan de Mena wieder finden. — In den Verſen: a ti sola tribulacion ſingt Mena der Freundin abermals ſein Liebesleid, welches ihn nächſtens verzehrt haben wird, weßhalb er ſich ihr zuletzt noch offenbaret haben will. Er wünſcht ſich den Tod, um die Grauſamkeiten der Schönen länger nicht ertragen zu dürfen. Dieſe Liebesklagen, welche weiter ausgeſponnen werden, ſind ſehr beweglich und der Leſer wünſcht unwillkürlich dem wackern Sänger, daß ſein ſo wahr und lebendig vorgetragenes Liebesweh Erhörung finden und das harte Ohr und Herz der angebeteten Spröden der weichen Klage nachgeben und dem Dichter ſich öffnen möge. — Das Lied: o rabiosas tentaciones iſt ein kürzerer, aber um ſo eindringlicherer Nothſchrei der Liebesverzweiflung des Poeten, welcher nur Waffenſtillſtand haben will, um Zeit zu gewinnen, ſich über ſein Weh einmal klagend auslaſſen zu können. Er wünſcht ſich natürlich, lieber ungeboren geblieben zu ſeyn, als einem ſo frühen Tode am Liebesweh unterliegen zu müſſen. — Ausgezeichnet durch leidenſchaftliche Innigkeit des Gefühles und der

Liebesſchmerzen finde ich das Lied, welches anfängt: Ya no sufro my cuydado. Die zärtlichen Vorwürfe, welche der grauſamen Schönen wegen ihrer Unempfindlichkeit gemacht werden, tragen den wärmſten Ausdruck der Wahrheit. Die Beredſamkeit, womit der Dichter ſein ganzes Leiden anſchaulich darlegt und welche die rechte Farbe der Urſprünglichkeit und Unmittelbarkeit trägt, macht uns betreten und nöthigt uns den Zweifel auf, ob wir den nämlichen Mena hier vernehmen, welcher anderwärts im Steifleinen der Gelehrſamkeit ſeine poetiſchen Empfindungen vor uns umherſpazieren läßt. Wir erkennen aber auch zugleich, welchen Zwang eine poetiſche Natur ſich hat auferlegen müſſen, um es zum Wohlgefallen an einer Verbildung zu bringen, gegen deren Anquälung der urſprüngliche Genius mit allen Lebenskräften ſich gewehrt haben mag. — Liebesklagen ſind auch das Thema des Liedes, welches anhebt: cuydar me haze cuydado. Hier ſind aber die Gedanken weit künſtlicher zugeſpitzt und durch Antitheſenſpiele, Wortgegenſätze und Vergleichungen in eine ſchäumende Wallung getrieben, in welcher der weiche Accent der Natur mehr unterdrückt erſcheint. Die Anſätze zu jenem Culteranismus, welcher die ſpätere caſtilianiſche Poeſie ſo ſehr verunſtaltete und dieſelbe bei allen Nationen und Kunſtrichtern von reinem Geſchmacke in ſo argen Vorwurf brachte, ſind in dieſen und ähnlichen Gedichten des ſpaniſchen Mittelalters dem Kundigen ſchon ſehr bemerkbar. Aber ſie erſcheinen hier noch als natürlichere Hervorgänge aus der Beſonderheit der caſtilianiſchen Gefühlsweiſe. — Nach der mythologiſchen Morgenſchilderung, womit das Lied: La lumbre se recogia anhebt, iſt man ſich der beredten Schilderung der in einen poetiſchen Brief an die Geliebte des Dichters eingekleideten Morgenſtimmung deſſelben nicht gewärtig. Der abwechſelnde Kampf der Leidenſchaft mit der Hoffnung und Niedergeſchlagenheit iſt mit glücklicher Lebendigkeit beſchrieben. Die zärtlichen Vorhaltungen, Vorwürfe, Bitten und die Darlegung ſeiner Zuſtände ſind ihm ſo gelungen, daß die unbekannte Schöne ein ziemlich verſteintes Herz gehabt haben müßte, wenn dieſe poetiſche Beredſamkeit auf ihre Unempfindlichkeit ſo gar keinen Eindruck gemacht haben ſollte. Alle dieſe Liebeslieder Menas ſind in einer weit geläufigeren Sprache und in lieblicher tönenden Verſen abgefaßt, als die Dichtungen, in denen er ſeine undichteriſche Gelehrſamkeit zur Schau tragen

zu müſſen glaubte. Merkwürdig iſt, daß der Herausgeber der 1804. zu Madrid erſchienenen Ausgabe von Mena's Werken, dieſe Liebeslieder, welche der cancionero general uns aufbewahrt, nicht mit hat abdrucken laſſen.

Die Dichterfamilie: Manrique und ihre poetiſchen Hervorbringungen.

Am Hofe Johanns II. glänzte neben dieſen einzelnen, durch Gelehrſamkeit und Liebe zur Dichtkunſt hervorragenden Männern auch eine ganze Familie durch gleiche Gaben. Es war das Geſchlecht der Manriques, dem dieſes Loos fiel. Parece que toda esta familia de los Manriquez tenia la Poesia por herencia, ſagt Pater Sarmiento (§. 840.) Am berühmteſten ward Jorge Manrique. Doch ſind über ſeinen Vater, den Rodrigo Manrique, Grafen von Paredes und deſſen Bruder Gomez Manrique noch einige Worte zu ſagen. Der Graf von Paredes iſt bekannter durch das Trauergedicht ſeines Sohnes, als durch eigene Poeſieen. Der treffliche Pulgar hat ihm den 13. Titel ſeiner claros varones gewidmet. Es haben ſich von ihm nur einige burleske Couplets erhalten, in welchem er einen gewiſſen Poeten Juan wegen ſeines Jüdelns verſpottet. Weit berühmter machte ſich aber Gomez Manrique, welcher ſeinem Bruder in den Maurenkriegen zur Seite ſtand, ſchon deßhalb, weil er ſeinen Namen an den eines noch berühmtern Mannes zu knüpfen wußte welcher ihn auf der Bahn literariſcher Unſterblichkeit mit fortzog. Er richtete nicht allein ein noch vorhandenes und oben erwähntes verſificirtes Geſuch [1]) um Mittheilung ſeiner Lieder an

1) In Octaven von versos de arte mayor. Er nennt den Marquis eine fließende Quelle der Weisheit und beehrt ihn mit noch andern Complimenten: Mauer der Betrübten, Richtſchwert der Verbrecher, ein Löwe gegen Sieger, eine Taube gegen Beſiegte, ein größerer Dichter als Lucan. Er bittet ihn zum Schluß um eine Probe der lieblichen Kunſt, an welcher Manrique ſo wenig Theil zu haben verſichert, als Lucifer am Paradieſe. Er ſagt dem Marquis noch, daß er Dante's Werke verbeſſere und noch weit höhere hervorzubringen wiſſe. Der Marquis iſt in ſeiner Antwort nicht minder verbindlich. Er rühmt Manriques hohen Adel und deſſen altes berühmtes Geſchlecht und ſeine zierlichen, unübertrefflichen Verſe, nennt ihn einen zweiten Trojus, einen andern Claudian, in Verſen einen Horaz, in

den Marquis von Santillana und erhielt daſſelbe unter Mittheilung einer ebenfalls poetiſchen Antwort gewährt, ſondern er dichtete auch 134 Decimen in Halbverſen auf den Tod des Marquis, welche auch einige literaturhiſtoriſche, anderwärts nicht bekannte Notizen enthalten, z. B. daß zwei Jahre vor dem Marquis zwei andere namhafte Dichter Juan de Mena und Juan de Hirar ſterben, ſo wie denn auch nur dieſes Gedicht die Todeszeit des Marquis genau auf die Frühe des Sonntages am 26. März 1458. angibt. Dieſe Elegie beginnt mit einer einnehmenden Schilderung der Frühlingszeit, deren fröhliche Anzeichen den Dichter am Abende des Feſtes der Verkündigung Mariä doch nicht heiter zu ſtimmen vermögen, weil ihn eine unnennbare Wehmuth übermannt, welche Ströme von Zähren über ſeine Wangen herabtreibt. Er beſchließt, ſich auf den Weg nach einem Kloſter zu machen, in deſſen Räumen er bei ähnlichen Verſtimmungen ſonſt Troſt fand. Allein zu der finſtern Trauer in ſeinem Innern geſellt ſich auch eine Verfinſterung der Natur. Er verliert den bekannten Weg und verirrt ſich in ein wildes Thal, in welchem ein ungebärdiger Strom fluthet. Die Schrecken deſſelben ſind ſehr gut gemalt und verrathen ein beſonderes Talent zu ſolcher Art von Schildereien. Seine Eingeſchloſſenheit in den Engen dieſes Thales vergleicht der Dichter mit den Unbequemlichkeiten des Propheten Jonas im Bauche des Wallfiſches. Unter einem hohen Felſen muß er durch ein Dickicht wandern. Ein ſolcher Schrecken der Einſamkeit iſt über ihn gekommen, daß ſelbſt der Anblick ſeines ſchlimmſten Feindes ihn zur Freude geſtimmt haben würde. Dem Wanderer gleich, welcher von Winterſtürmen ereilt, die Heimath zu gewinnen trachtet, beſchleunigt der Dichter ſeine Schritte, vermag aber nicht Obdach zu finden, bis die Dunkelheit mit vollen Schatten ihn umringt; Schlangen, wilde Thiere und die Wogen des Fluſſes ziſchen und heulen ungeſehen um ihn her. Seine Leiden ſteigen aufs Höchſte, da erwählt er einen Felſen zum Bett. Zweige ſind ſeine Decke und Klagen ſein Abendeſſen, mit dem Naß ſeiner Augen löſcht er den Durſt. Seine Traurigkeit iſt größer, als Dido empfand, da ſich Aeneas eingeſchifft. Aber bald ſollten die Schrecken

---

der That einen Mann. Indem er nochmals des „Bettern“ poetiſche Geſchicklichkeit rühmt, überſendet der Marquis demſelben ſein cancionero, bittet ihn ſeine Verſe zu emendiren und zu gloſſiren, und wünſcht ihm ſchließlich viel Heil und Glück.

seiner Lage noch größer werden. Denn Alles schwieg plötzlich, Zischen, Heulen, Wogendonner stellten ihren Lärm ein, und je stiller es um ihn ward, desto lauter erhob sich das Weh des Dichters. Wie der Gerichtsschulz voll Argwohn sich erhebt, wenn er die Nachtwächter nicht vernimmt, so läßt der Dichter die Ruhe fahren, von tausend Schrecken umringt. Aber er bemerkt, daß die nächtlichen Leuchten erlöschen und „die phöbeischen Banner nicht mehr fern sind." Die im Schatten des Todes saßen, erwarteten kaum mit größerer Sehnsucht das Licht, welches ihnen vom Kreuze des Messias zuströmte. Als es zu tagen begonnen, setzt er seinen Weg fort und gelangt an ein wohl befestigtes Castell, aus dessen Innern Klagetöne hervordringen und seine Bestimmung zum Kerker zu verrathen scheinen. Von den Hauptthürmen wehten vier Banner. Um die Zeichen derselben zu erkennen, nähert sich der Dichter der Zugbrücke mit einer Angst, wie Theseus sie nicht empfand, als er an seiner Seite den Pirithous sterben sah. Indeß, wird er derselben Herr, gehet entschlossen vorwärts und gelangt durch die offene unbewachte Pforte ins Innere, das er ebenfalls verlassen findet. Endlich erreicht er einen weiten Saal, dessen hohe Wände himmelan steigen; den mit Stein gepflasterten Boden deckt schwarzes Trauertuch; in einer Reihe sitzen sieben klagende Jungfrauen in Trauergewändern. Er beschwört diese himmlischen Schönheiten ihm zu sagen, welchen Grund ihre laute Trauer habe? „Ihre Jammerlaute einstellend, sahen die sieben sich an, und begannen wie Senatoren oder weise Doktoren zu reden." Die oberste der sieben Tugenden (diese siehet der Dichter vor sich), der Glaube, versichert, wie die Größe ihres Schmerzes keinen Ausdruck vertrage. Er werde indeß, wenn er den Anlaß erfahre, die Trauer gerechtfertigt finden. Seit sie den Besten der Menschen verloren, müßten sie unaufhörlich weinen. Sie (der Glaube) habe an ihm einen verloren, der an Wissen dem Thomas (Aquinas) gleich, zugleich aber auch ihr tapferster Kämpfer gewesen. Sie jammert: wer sie nun fürder vertheidigen solle? Die Hoffnung, welche nun zu reden beginnt, bezeichnet sich als hoffnungslos und vergleicht sich Priams unglücklichem Weibe und ihrer Tochter. Sie versichert, einen Schatz verloren zu haben, köstlicher als Gold. Die Liebe betheuert, daß der Verstorbene ihren Namen durch Thaten geübt. Sie sey bei ihm so sicherlich

zu finden geweſen, als das Waſſer im Fluſſe, er war der Bedürftigen Schutz und der Hungernden Sättigung, wohl wäre ihr geweſen, wenn er ſie mit ſich genommen. Die Klugheit ihres Theils ruft den Tod an, ſie kömmt ſich vor wie ein Tempel ohne Säule. Der Tod, ſagt ſie, habe Caſtiliens Königen ein größeres Unheil zugefügt, als Hannibal den Römern. Die Gerechtigkeit ſtellt ſich dar als in tieferer Trauer, denn Collatin's Gemahlin, als ſie ſich vor Tarquinius erdolchte. Sie ſey nun ſchwertlos geworden, Caſtilien habe einen Richter verloren, gerechter als Brutus, ohne grauſam zu ſeyn wie Sylla. Die Mäßigkeit vergleicht ſich einem auf ſtürmiſchem Meere umhertreibenden Schiffe ohne Ruder, welches durch Meer und Land ſein Daſeyn bedrohet ſiehet. Sie rühmt des Verſtorbenen vollkommene Herrſchaft über alle Regungen ſeiner Gefühle. Die Tapferkeit trauert, daß die Feinde einen Gegner verloren, mächtiger als Darius oder deſſen Ueberwinder. Weder Hektor noch ſein Feind Achill ſeyen tapfrer geweſen. Nicht ſeyen zu einem günſtigern Zeitpunkte für Rom Scipio oder für Judäa Mathathias geboren, als der Hingeſchiedene für Caſtilien, welchem nur übrige, des Jeremias Klagen anzuſtimmen. — Nachdem ſie alſo geſprochen, zerfleiſchten ſich die Jungfrauen im wilden Schmerze ihr ſchönes Antlitz und verwirrten mit ihrem Klagegeſchrei des Dichters Sinne, ſo daß er weder fragen konnte, wer der Geſtorbene geweſen, noch ſie zu tröſten vermochte. Er entfernte ſich deßhalb ſo weit, bis er ſie nicht mehr hören konnte und zerdachte ſich den Kopf, wer denn der Abgeſchiedene ſeyn möge. Da gewahrte er eine andere Jungfrau, nicht minder entſetzt, als Virginia, da Claudius ſchändliches Urtheil ihr den Tod zuerkannte. Sie fodert klagend Caſtilien auf, ſeinen großen Verluſt zu beweinen, da ihm der Beſte der Sterblichen verloren ging; tapfre Ritter, Weiſe und Beredte ſollen ihren heimgegangenen Gefährten beklagen und zwar noch ſtärker als die Thebaner die Zerſtörung ihrer Stadt. Hierauf gibt ſich die trauernde Jungfrau als die Poeſie zu erkennen und nennt endlich den Geſtorbenen beim Namen, indem ſie ihn als den Marquis von Santillana bezeichnet. Sie vergleicht ſich dem Schiffe, das ſeinen Patron verlor, oder einer entvölkerten Stadt, ruft den Tod an und wirft ihm vor, daß er ſie zurückgelaſſen wie eine Quelle ohne Waſſer. Das Jammern der Jungfrau ging dem Dichter ſo zu Herzen, „daß er fürchtet für immer die Gabe des Lachens ver-

loren zu haben.“ Es iſt ihm, als ſey er mitten auf dem Kopfe von einem Schlage getroffen; dem Oedipus kann nicht ſo zu Muthe geweſen ſeyn, da er ſich als den Mörder ſeines Vaters und als Gatten ſeiner Mutter erkannte. Allein er gewinnt es endlich über ſich, der ſchönen Verzweifelnden zu antworten. O ſeraphiſche Geſtalt, die du vom Himmel niederſtiegſt, redet er ſie an, welche bittere, unheilvolle Neuigkeit verkündigſt du mir. Er wird ſich nun bewußt, daß ſein banges Ahnden die Empfindung dieſes Verluſtes geweſen. Er bittet die Ueberlebenden um Entſchuldigung, daß er Caſtilien auffodert, den Verluſt ſeines Beſten zu betrauern. Er gibt den ſieben Tugenden und der Poeſie in ihrem Schmerze vollkommen Recht und vergleicht letztere einem Falken, wenn er ſein Gefieder beim Wechſeln verliert. Caſtilien hat einen dringendern Anlaß in Trauer zu gehen, als Troja um Hektor und Rom um Cäſar, denn der Marquis war ein anderer Cato an Tugend und Verſtand, ein gehorſamer Diener ſeines Königs und ein Vertheidiger des Glaubens durch Waff' und Wort. Der Verluſt eines ſolchen Mannes iſt ein Anzeichen großer Unruhen, die er bisher niederhielt. Allemal, wenn die Hauptſäule wankte, ſtürzte der Tempel ein, und wenn im Rathe die alten Weiſen fehlen, iſt Zwietracht nahe. Die Poeſie beurlaubt ſich höflichſt beim Ritter, um dem Hingeſchiedenen ihre Beredſamkeit zu widmen. Und ſo ſchnell entfernt ſie ſich, daß der Dichter nicht Zeit hat, ihr zu folgen, noch ſie weiter anzureden. Als er ſich den andern wiederum zuwenden will, trifft klägliches Geſchrei ſein Ohr des Inhaltes: er ſolle heimkehren und melden, wie er die Klagenden im Aufenthalte der Trauer angetroffen; ſie wollten ſo lange daſelbſt verweilen, bis ein anderer eben ſo vollkommener Mann wiederum erſcheinen würde. Die Tugenden klagten fort, die Thüren fielen zu, die Kettenbrücken gingen auf und der Dichter ſuchte zu entkommen ꝛc. — Dieſer Auszug mag genügen, um eine Anſchauung von der Dichtweiſe des Gomez Manrique zu geben, der ſich mit ſeiner „geſtutzten Feder“ denn doch nicht getrauet, das Lob des berühmten Marquis auf eine würdige Weiſe zu beſingen und die Hauptſache dem berühmten Fernan Perez Guzmann, einem Verwandten des Gefeierten, überträgt. — In einem 47. neunzeiligen Strophen langen Gedichte in **versos de arte menor**, welches an König Johanns Zahlmeiſter Digarias gerichtet iſt, ſtellt Gomez Manrique moraliſirende Betrachtungen über die Vergänglichkeit

und Unbeständigkeit der irdiſchen Güter an. In 75 eben ſo verſificirten Stanzen ſingt er in gleichfalls moraliſirender Dichtung Ferdinand den Katholiſchen und deſſen Gemahlin Iſabellen an, dem er einen freimüthigen Regentenſpiegel vorhält. In einem andern Gedichte von 17 Octaven tadelt er die üble Verwaltung einer nicht näher bezeichneten Stadt, deren Verkehrtheiten er ſchonungslos an den Tag ziehet und einen nahen Untergang weiſſagt. Das Gedicht beginnt: Quando Roma conquistaba. — Ein anderes mit dem Anfange: O tu amoroso hermano enthält in leichtfließenden Halbverſen recht verſtändige Betrachtungen über den Unbeſtand menſchlicher Dinge und Aufforderungen zum rechten Gebrauche der Zeit. In mannichfacher Rückſicht erinnert dieſer Geſang an den ſogleich zu erwähnenden des Jorge Manrique.

Vater und Oheim überflügelte weit mit ſeinem Dichterruhme Don Jorge Manrique, von deſſen Lebensumſtänden, außer der Nachricht, daß er ſeinem Vater gleich durch Tapferkeit und Gelehrſamkeit ſich ausgezeichnet und Comthur des Ordens von Santiago geweſen, deſſen Großmeiſter ſein Vater war, ſo wie, daß er 1479. verſtorben, mir nichts Näheres bekannt geworden iſt. Am berühmteſten hat ihn der Trauergeſang über den Hintritt ſeines Vaters gemacht, welchen Quintana die regelmäſſigſte und in reinſter Sprache abgefaßte Dichtung jener Zeit nennt, ein Lob, welches ſich freilich ſehr kahl neben unſeres vortrefflichen Böhl de Faber's Bemerkung ausnimmt, daß ſich wohl niemals das wehmüthige Gefühl über die Vergänglichkeit irdiſcher Herrlichkeit edler, milder und lieblicher ausgeſprochen. Bei ſeinen Landsleuten hat dieſes Gedicht die Ehre vielfacher Gloſſirung widerfahren. Es liegt mir ein 1779. zu Madrid gedruckter Octavband von XLVI. und 253. Seiten vor, welcher eine Sammlung von Gloſſen zu Jorge Manriques Trauergeſange enthält. Ein ſolcher Ruf dieſes Gedichtes allein würde mir die Pflicht auferlegen, nähere Auskunft darüber zu geben. Daſſelbe beſtehet aus 43 Strophen von zwölf Zeilen, von denen je vier in jeder Strophe ſogenannte pies quebrados ſind. Kaum ſollte man glauben, daß dieſe leichte Verſification ſich dem ſchwermüthigen und gedankenreichen Tone einer moraliſchen Elegie mit ſolcher Schmiegſamkeit hinzugeben vermöchte. Erwachen möge, ſo beginnt Manrique ſein Klagelied, die ſchlummernde Seele, ſich beleben und ermuntern den Verſtand zur Betrachtung: wie das Leben dahin

ſchwindet und ſo leiſe der Tod herantritt, wie eilig die Luſt vorübergeht und nur Schmerz hinterläßt, unſerer Meinung nach aber jede vergangene Zeit beſſer war.“ Sehen wir, wie das Gegenwärtige im Nu vergehet, ſo ſollten wir die Zukunft ſogleich für vergangen gelten laſſen. Niemand täuſche ſich mit dem Gedanken, daß dasjenige, was er hofft, länger währe als das, was er ſchon ſah, denn Alles wird auf dieſelbe Weiſe vergehen. Unſer Leben ſind Ströme, welche ins Meer des Todes münden. Alle enden hier, ſo groß oder klein ſie geweſen ſeyn mögen, ihren Lauf. Der Dichter unterläßt die bei andern Dichtern üblichen Anrufungen und verſchmähet ihre Erfindungen, deren Süße heimliches Gift verbirgt. Nur die Wahrheit ruft er an: ſie iſt ſeine Göttin, welche die Welt nicht erkannte, obwohl ſie in ihr lebte. Dieſe Welt iſt nur der Weg zur andern, worin Ruhe uns erwartet; man muß indeß doch eines richtigen Pfades darin wohl achten. Dieſe Welt würde wohl gut ſeyn, wenn wir derſelben recht zu gebrauchen wüßten, denn ſie iſt unſerm Glauben zufolge die nothwendige Vorhalle der künftigen, in welcher ſelbſt Gottes Sohn zu unſerer Befreiung weilen mußte. Könnten wir uns mit leiblicher Schöne eben ſo leicht ſchmücken als mit geiſtiger engliſcher Vollendung, dann würde es an ſtündlicher, lebhafteſter Sorgfalt für den Leib nicht fehlen. So ſehr neigt der Menſch dazu, dem ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen, was er wohl noch vor dem Tode verlieren muß. Der Dichter frägt, wo aller körperliche Liebreiz und die jugendliche Geſchmeidigkeit der Glieder bleibe, wenn das Alter ſich einſtelle. Welche niedere und verworfene Gänge muß das edle gothiſche Blut der ſpaniſchen Nation bei den Einzelnen durchirren? Stand und Reichthum fallen jederzeit von uns ab, denn ſie ſind Gaben einer veränderlichen Göttin und rollen mit dem Umſchwunge ihres eilenden Rades von dannen. Darum ſollen wir uns nicht an ſie hängen. Mit den irdiſchen Freuden, welche uns hier vergnügen, erhandeln wir nur ewig quälende Pein. Sie ſind nur Renner, welche uns ſchneller dem Hinterhalte des Todes zuführen, dem wir verfallen ſind. Unaufhaltſam führen ſie uns von dannen. Werden wir das Verderbliche unſerer Bahn inne, ſo iſt die Zeit vorüber, in welcher wir umlenken konnten. Beiſpiel ſeyen uns die mächtigen Herrſcher, Päpſte und Prälaten, welche der Tod nicht anders behandelte als die ärmſten Hirten. Wir brauchen nicht Troſaner und Römer,

oder andere alte Zeiten uns zu vergegenwärtigen, sondern nur die neueste Vergangenheit ins Auge zu fassen. Was thaten nicht König Johann und die Infanten von Aragon, um durch zierliche und erfindungsreiche Weise zu glänzen? Welche Turniere, Feste und Lustbarkeiten sah man nicht? Alles waren Eitelkeiten. Wie busteten und schimmerten die Damen, wie entflammten sie ihrer Liebhaber Herzen? Welche süßen Verse wurden einnehmender Musik zu Begleitern gesellt, wie flatterten die schönen Gewänder im Tanze? Und wie begann König Johannes Erbe Heinrich mit freudenreichem Anfange? Allein wie feindselig und widerwärtig zeigte sich ihm das Geschick. Wie kurze Zeit hielt bei ihm aus, was ihm das Glück bescheerte? Wo sollen wir die maßlosen Schätze an königlichen, goldgefüllten Palästen, an zierlich gearbeiteten Gefäßen und die Münzen der Schatzkammer, die Rosse mit ihrem Geschirre jetzt suchen? Und was ward aus seinem Bruder, dem Unschuldigen, der sich seinen Nachfolger nannte und einen großen Hof hielt? Ihn ereilte der Tod. O göttliches Gericht! Als das Feuer am stärksten loderte, gossest du Wasser hinein! Von dem mächtigen Günstlinge (Alvaro de Luna) wissen wir kaum noch etwas anderes, als daß wir ihn enthaupten sahen. Seine Schlösser, seine Schätze sind zu Thränen geworden. Wie ähnlich erging es nicht den beiden Brüdern (Pacheco), welche eben so mächtige Günstlinge waren und Große und Niedere in ihrem Joche ziehen ließen. Eben so endeten zahllose Herzöge, Grafen und Marquise. Was halfen ihnen Heere ohne Zahl, Banner und Fahnen, uneinnehmbare Festen und Gewölbe gegen den Pfeil des Todes? Des Lebens Anfang ist Weinen, sein Ausgang Bitterkeit. Dazwischen liegt Mühsal desto länger, je weiter das Leben reichte. Wäre das Leben, welches die Welt uns gibt, doch auch nur ganz Leben; allein wie es ist, so darf als das weniger Schlimme das Scheiden aus des Lebens Jammer erachtet werden." — Auf diese Betrachtungen folgt die Lobrede auf des Dichters Vater, offenbar die schwächste Parthie des Gedichtes. Er entschuldigt das Lob mit der Sohnespflicht und beginnt nun alle Tugenden und trefflichen Eigenschaften des Verewigten zu nennen und ihn zwei Stanzen hindurch mit einem Mandel antiquarischer Claritäten zu verglichen, indem er ihn an Glück einen Octavian, im Siegen einen Cäsar, an Tugend einen Scipio, an Weisheit und Abhärtung einen Hannibal,

an Güte einen Titus u. ſ. w. nennt. Er hinterließ keine große Schätze und erwarb keine Reichthümer, aber deſto mehr Maurenſchlöſſer und -Städte. Als er im Stiche gelaſſen wurde, hielt er ſich mit Brüdern und Dienerſchaft und erlangte einen Frieden, der ihm mehr Land ſicherte, als er vorher beſeſſen. Seine Jugend war eine vorbildliche Geſtaltung der Thaten ſeines reifern Alters. Seine Städte und Ländereien hatte er von Tyrannen eingenommen, vorgefunden und mit tapfrer Hand frei gemacht, und Portugals und Caſtiliens Königen tapfer gedient. Nachdem er ſo oft ſein Leben aufs Spiel geſetzt, nachdem er ſeines wahrhaften Königs Krone ein ſo guter Diener geweſen und er ſo manche Heldenthat vollbracht, trat der Tod in ſeiner Stadt Ocaña an ſeine Thür, um ihn zu rufen. Er ſprach: Edler Ritter, verlaſſet die trügeriſche Welt mit Freuden; euer ſtählernes Herz zeige ſeine berufene Kraft auf dieſem letzten Gange; um des Ruhmes willen waren euch Leben und Geſundheit wenig werth; eure Tugend mag ſich rüſten die Schmach, zu welcher ihr gerufen werdet, zu ertragen. Der Kampf mag euch nicht ſo furchtbar werden, als ihr vermeint; ein langes ruhmvolles Leben laſſet ihr zurück; es iſt zwar auch nicht wahrhaft ewig, jedoch weit würdiger, als das in verderblicher Sinnenluſt verbrachte. Das immerwährende Leben gewinnt man nicht mit ſolchen weltlichen Zuſtänden oder mit vergnüglichem Leben, in welchen die hölliſchen Sünden ihr Neſt haben. Tugendhafte und Geiſtliche gewinnen es durch Gebet und Seufzen; die berühmten Ritter durch mühſelige Kämpfe gegen die Ungläubigen. Da ihr aber, edler Herr, ſo vieles Heidenblut vergoſſen, ſo hoffet auf den Lohn, den ihr auf dieſer Welt mit euren Händen verdient; bei dieſem Vertrauen, bei dem völligen Glauben, welchen ihr habt, ſcheidet mit der Hoffnung, daß ihr ein anderes Leben gewinnen werdet. — Don Rodrigo antwortete: Verlieren wir alſo in dieſem Jammerleben keine Zeit; mein Wille unterwirft ſich in Allem dem göttlichen. Ich willige mit gefügiger, klarer und reiner Zuſtimmung in meinen Tod; denn Thorheit iſt's, daß der Menſch leben will, wenn Gott ihn zum Tode ruft." — Dieß iſt der Verlauf des berühmten Trauergeſanges, den ich häufig mit des Dichters eigenen Worten wiederzugeben mich bemühete. — Jorge Manriques Liebeslieder gehören jener Art an, worin die Metaphyſik der Liebe ihren Tummelplatz aufſchlug und in welchen die Einwirkung der Poeſie der Provencalen am ſtärkſten

empfunden wird. Es erſcheint hier jene Verſchmelzung des Gefühles mit dem Verſtande, welche die Cultur der Liebe in der Form einer Wiſſenſchaft betrieb. Ich gebe den Gedankengang eines Minnegeſangs, den der Dichter ſeiner Geliebten durch einen Liederboten überſandte, wo möglich mit ſeinen eigenen Worten: Tritt hin, mein kluger Bote, vor die treffliche Geſtalt, um die ich Pein und Tod empfinde, die köſtliche Blume aller Schönheit; ſuche ihre vollkommene Gegenwart, welche ſich durch ihren Glanz dir zu erkennen geben wird und erweiſe ihr die ſchuldige Ehrerbietung; laß dich nicht tödten von der, welche mein Herz umbrachte. Bring ihr meinen Gruß und thu' ihr Meldung von meiner trauernden Liebe, wie ich dir angebe. Sage ihr, ich ſey mit größerer Qual wieder gekehrt, als womit ich mich entfernte; zur ſteten Begleiterin hatte ich die Treue, welche ich ihr gelobte; dieſer lebendige Gedanke hat mich dem ſichern Hafen des Heiles entgegengeführt, wo die helle Freude meiner Neigung weilt. Sage ihr, wiedergekehrt ſey ich als Martyrer unter dem Leiden des Verlangens nach ihrer edeln Geſtalt; vergiß nicht, ihr mein betrübendes Leiden zu ſchildern. Errege ihr Andenken an die mühſeligen Tage, welche ich überſtanden habe, um den Ruhm von Amors erhabenen Freuden zu verdienen, und wie ich geklagt und geſeufzt, um ſeine Grauſamkeit in Mitleiden umzuſtimmen; ſage ihr, wie die Hoffnung meinem Herzen Feſtigkeit eingegeben; ſie möge nicht willigen in mein Verderben, ſondern vorziehen, mir Troſt zu gewähren. Melde ihr, welche Qual meiner harret und wie gewiß mein Tod bevorſtehet, wenn ſie kein Heilmittel bewilligt; ſage ihr mein bitteres Leid und meinen kläglichen Schmerz. Sie erfahre, welche ſchwere Laſt es iſt, Schuldner ſeyn und nicht zahlen zu können. Will ſie mir nicht helfen, ſo iſt es beſſer, daß ſie mich vollends tödtet. Wenn ſie, wie ich weiß, dir mit Kriegesdräuen antwortet, ſage ihr, ich wolle gehen, wohin ihr Gebot mich verbannt. Erweiſet ſie ſich aber, wie ich jedoch nicht glaube, zufrieden, ſo bitte ihre Schönheit, ſie möge geſtatten, daß mein Verlangen ihr dienen dürfe. Helfer meiner Klagen zögre nicht! Kehre bald wieder, denn du ſiehest die Gefahr, in welcher du mich zurücklaſſeſt mit der Kette in der Hand; da du weißt, wie ich für meine Heilung oder Verdammniß deine Wiederkehr erwarte, ſo bitte ich dich, nicht zu zaudern mir meines Heiles ſichere Macht zu bringen. — Die Grübelei phantaſtiſcher Liebesempfindung tritt noch weit ſtärker in einem Liebesliede hervor,

worin Manrique die Eigenschaften der wahren Liebe schildert. Die darin vorkommenden Wortspiele sind freilich unübersetzbar; die Ideen lassen sich doch aber wiedergeben. Liebe ist, sagt der Dichter, eine so mächtige Gewalt, daß sie alle Vernunft bezwingt, eine so geartete Gewalt, daß sie jegliches Geschlecht sie zu lieben und ihr zu dienen nöthigt, ein gewaltiger Kampf, der sich nicht übermannen läßt, dessen Streitkraft wir durch etwaige Vertheidigung dagegen nur noch steigern. Sie ist eine Lust voll Schmerzen, ein Schmerz voll Freude, eine Last voll Süße, ein Muth voll Furcht, eine Furcht ausgerüstet mit Kühnheit, ein Vergnügen voll Verdruß, ein Ruhm voll Leiden, ein Glaube mit Vorurtheilen, eine Gewalt, welche die Augen dem Verstande und Herzen anthun. Sie ist eine Gefangenschaft in unsichtbarem Kerker, ein Raub der Freiheit, ein Zwang des Willens, der keine Vernunft gelten läßt, ein eifersüchtiger Argwohn aus Zuneigung hervorgegangen, eine sehnsüchtige Raserei, welche nicht weiß, was sie sich so sehr zu schauen sehnt. In den Veränderungen, welche sie vornimmt, ist sie eine Art Tollheit, ein Mal zeigt sie Trauer, ein anderes Mal Freude, je nachdem sie will und es ihr gefällt; ein Verlangen nach dem Abwesenden quält, peinigt, martert sie, Furcht heißt sie, dem Gegenwärtigen verschweigen, was sie empfindet und doch drängt es sie, zu sprechen. Alle diese Eigenschaften hat die wahre Liebe, falsch, wie sie ist, besitzt sie tausend Falschheiten, tausend Lügen, tausend Bosheiten wie ein verlogener Verräther. Die Probe einer wohl durchglüheten Liebe ist das Erdulden des Nichtgeliebtwerdens, was eine bloß übergoldete nicht zu ertragen vermag.

Für die Psychologie der Liebe und die Darlegung der Widersprüche in diesem mächtigsten aller Gefühle ist das Lied nicht ohne Bedeutung, welches mit den Worten beginnt: con el gran mal, que me sobra. Hierin schildert Jorge Manrique, wie sein Herz von der Geliebten gefesselt ward und wie sich der Zustand seiner Sklaverei verhält. Wie bei allen Castilianern die Herzlichkeit der Empfindung ein unterscheidendes Nationalmerkmal in den Minneliedern denen der Provencalen gegenüber abgibt, so scheint auch dieser Gesang mehr aus aufrichtigen Gefühlen hervorgegangen, als das Produkt eines gemachten Frauendienstes, welcher die herkömmliche Quelle so vieler provencalischen Liebeslieder war. Das Uebermaaß des großen Leides, das er überflüssig hegt und der Mangel des Glückes,

der ihn drückt, verhindern den Dichter etwas Erhebliches auch nur zu wollen. Will er ſchweigen, ſo erheben ſich ſo viele Seufzer, daß er nicht aushalten kann, ohne gleichwohl Stoff zur Mittheilung an die Geliebte zu erhalten. Seiner Verwirrung ungeachtet muß er ihr den Hergang ſeiner Niederlage erzählen. Tauſende von Lobrednern, welche den Preis der nun Geliebten verkündeten, nahmen den Dichter ſchon für ſie ein und bald hatte er, ſich zu vertheidigen unvermögend, ſeine Freiheit an ſie verloren. Das Uebel gedieh zur Vollendung, als er in die perſönliche Gegenwart der Huldin gedieh. Er erzählt, wie er ſich immer tiefer an ſie verloren und wie ihr ſein Verderben ſo ſüß erſchien, weil er im Anſchauen ſelig ſeyn konnte. Allein eine finſtre Wolke entzog dem Dichter den geliebten Anblick und ſeine Trauer wurde maßlos und ſein Leiden unſäglich. Er betrachtet ſich nicht anders als einen unbegraben gebliebenen Leichnam. Als ſolchen vergleicht er ſich mit dem Leichname des heiligen Märtyrers Vincent, welcher auf Geheiß der Mörder den wilden Thieren zum Zerfleiſchen vorgeworfen ward, aber auf höheres göttliches Geheiß unter denſelben einen Wolf und einen Raben als Beſchützer fand. So hat auch der Dichter, welcher ſich als einen Todtliegenden betrachtet, einen Löwen und Raben zur Seite, welche ſein Erwachen hüten, das mit der Wiederkunft der Geliebten von ihm erwartet wird. — In dem Liede: Porque el tiempo es ya passado legt der Dichter ein förmliches Liebesgelübde ab. Er ſagt, das Novizenjahr, welches er ſeit Annahme des Ordenskleides im Orden der Liebe zugebracht, ſey nun verſtrichen. Weil er aber dieſem Stande fortan immerdar anzugehören beabſichtige, wolle er unverbrüchlichen Profeß thun. Er verſpricht daher immerdar Armuth zu pflegen in Freude und Luſt, aber nicht in Liebe, Leid und Trauer. Denn dieſes erfodert weder die Regel, noch erheiſcht es die Vernunft, daß, wer in dieſen Orden tritt, Zeitlebens Freude empfinde. Ferner gelobt er Gehorſam der nah und fern aus Liebe gegen die Geliebte bewahrt werden ſoll. Jedes Gebot, das Liebe an ihn ergehen heißt, will er erfüllen. Anſtatt der Keuſchheit gelobt er Beſtändigkeit und Bewahrung aller Wahrheit, welche ein Liebender halten muß. Der Liebe und ihrem Dienſte will er unterthänig bleiben. Dieſe Regel will er Zeitlebens beobachten und gedenkt darin zu ſterben. Er frägt, was, wenn er dieſelbe unverbrüchlich hält, dafür ſein Lohn ſeyn werde. Dieſen

hofft er durch den Ruhm der Geliebten zu erlangen. — Ein Liebeslied, das im cancionero general die Sturmleiter der Liebe überschrieben worden, nimmt folgenden Gedankengang: Ich war sicher in meiner Trauer; mein Wille ruhete aus, da erstieg man die Mauer, welche meiner Freiheit zur Schutzwehr diente. Die Stürmenden waren die Schönheit der Geliebten und ihr bescheidenes Wesen. Alle Empfindungen des Dichters begaben sich auf die Flucht, doch nicht ohne vorher schwer verwundet zu seyn; die Freiheit des Sängers blieb in den Händen der Angreiferin, er war aber sehr froh, da er erfuhr, daß sie überhaupt noch am Leben sey. Seine Augen bezüchtigt er des Verrathes; sie haben eingewilligt und geschehen lassen, daß der Feind einstieg; sie hatten die Wache und meldeten nichts von dem Kampfe und gaben kein Nothzeichen. Nachdem die Belagerer eingestiegen, öffneten sie des Dichters Seite, durch welche die Liebe zu ihm einging. Sie nahmen ihm seine Festigkeit, machten sein Herz zum Gefangenen und raubten ihm die Empfindung. Ihn allein wollen sie nicht. Nochmals beschuldigt er seine Augen der Verrätherei, daß sie kaum der Geliebten ansichtig geworden, sein Herz an dieselbe verkauft hätten. — Auf eine allegorische Weise die Liebe zu feiern, hat sich Jorge Manrique in dem Gedichte, welches das cancionero general unter der Aufschrift: Schloß der Liebe mittheilt, bemühet. Er beschreibt diese Burg als auf einem hohen Berge belegen. Sie ist auf der Spitze eines steilen Felsens errichtet, welcher gediegen durchaus aus Liebe bestehet. Er hat zwei Bollwerke und ein Strom umgibt die Veste. Die Mauer ist aus Liebe, die Zinnen sind aus Treue u. s. w. Die Allegorie wird, um die Macht des Liebesreizes seiner Angebeteten zu feiern, noch durch neun zwölfzeilige Strophen fortgesetzt. Weil aber die Bezeichnung und Andeutung der allgemeinen Gedanken, welche der Dichter durch die vorgeführten Einzelheiten zur Anschauung zu bringen beabsichtigt, zum Theil der erforderlichen Verständlichkeit entbehren, so findet in dieser Allegorie mehr der Verstand eine Aufgabe zum Errathen als das Gefühl eine ästhetische Befriedigung und das Interesse des Nachsinnens über die geheime Meinung des Dichters verzehrt den poetischen Genuß, zu welchen in diesem Gedichte allerdings Stoff geboten wird. Die Metapher ist zu weit ausgemalt und auf Gegenstände und Bezüge ausgedehnt, welche sich der Deutung, die ihnen gegeben werden will, gar zu schwer fügen.

— An den allegoriſirenden Ton erinnert auch wenigſtens das Lied: En una Haga mortal, worin der Sänger der Geliebten bemerklich zu machen ſucht, daß er an der linken Seite durch ſie eine tödtliche Verwundung erhalten. Das Ganze läuft darauf hinaus, das Mitleiden und die Theilnahme der Spröden zu gewinnen und ſie von der Aufrichtigkeit ſeiner tiefen Liebesempfindungen zu überzeugen. In das Gedicht: segun el mal me siguio iſt eine Spielerei hineingewebt, ein Namenräthſel, welches ich nicht habe entziffern können. Nach Angabe der letzten Strophe ſoll in der erſten und letzten der Name von des Dichters Geliebten oder Verlobten enthalten ſeyn, ſo wie die Namen der vier Geſchlechter, von denen ſie abſtammt, welche in der Ueberſchrift alſo angegeben ſind: Castañeda, Ayala, Silva, Meneses. Der Dichter gibt in dieſem Liede zu erkennen, daß er ſo glücklich iſt, den Beſitz der Geliebten gewonnen zu haben, die er ſo lange poetiſch gefeiert hatte. — In dem Gedichte: los fuegos, que me encendieron tauchen aber wieder die Schmerzen und Verdrießlichkeiten der Liebe in derjenigen ſo häufigen Art hervor, bei welcher man ſich verwundert fragt: was denn der wunderlich Klagende eigentlich bezwecke? — Das nämliche unerquickliche Hin und Her des Liebesverdruſſes ſpuckt in dem Liede: Ni vivir quiere que viva. Es iſt eine Variation der beliebten Selbſtpeinigung, worauf es in allen ſolchen ſpitzfindigen Vernünfteleien über die Leidenſchaft abgeſehen zu ſeyn pflegt. — In den Verſen acordaos por Dios señora macht der Dichter ſeiner Huldin eindringliche Vorhaltungen alles deſſen, was er für ſie gethan und geduldet haben will. Seine Schmerzen, ſeine Standhaftigkeit, ſeine Treue, ſeine Unveränderlichkeit, ſein Liebesweh, ſeine Liebesbanden, ſeine Seufzer, die Verdrießlichkeiten, die er um ihrer willen erduldet, die Vorwürfe, welche ſie ſich über ſeinen Tod zu machen haben werde u. ſ. w. Damit bezweckt er das harte Herz zum Mitleiden zu bewegen. Zuletzt bittet er, daß die Geliebte ihm geſtatten möge, der ihrige zu ſeyn und zu bleiben, auch den Zweifel zu verbannen, den ſie wegen Veränderlichkeit ſeines Sinnes wider ihn gefaßt. — Eine Niederlage verliebter Unzufriedenheit wird uns auch in dem Liede: ved que congoza la mia eröffnet, welches die Widerſprüche und Prätenſionen einer verliebten Laune recht wahr ausſpricht, in denen bald Leben, bald Tod die ſchweren Kugeln ſind, welche wie leichte Spielbälle leichtſinnig hin und her geworfen werden. — Auch eine poetiſche Herausfoderung

an das Glück hat Jorge Manrique uns hinterlassen, worin der wankelmüthigen Göttin in Bezug auf alle Verschuldungen, welche sie gegen den Sänger auf dem Gewissen hat und alle Tücke, die sie wieder ihn im Schilde geführt, der Spiegel vorgehalten wird. — Einige Liebeslieder Manriques in der feinen künstlichen Form der canciones sind allerliebst; das Liebesgefühl ist in geistreicher Anmuth auf der lieblichen Glätte wohllautender Worte dahin gehaucht z. B. in der esparsa: Que amados tan desdichado, worin er seine Vermessenheit Liebe mit Liebe auf einerlei Höhe zu bringen mit der des Lucifer vergleicht, welcher sich dem Herrn gleich zu stellen trachtete, oder das Lied, worin er seine Augen der Verrätherei und Treulosigkeit beschuldigt, daß sie für einen Blick sein Herz an die Geliebte verkauft (Que gran aleve fieieron), oder ein anderes, worin er den Verlust des Lebens an die Geliebte als einen Gewinn schildert. — Aber nicht allein die liebliche Empfindung ist das Gebiet, in dem Manriques Dichtungen sich ergingen. Auch derbem Scherze und burleskem Spaße ist seine Muse nicht fremd. In einem übermüthigen Dinge, welches anfängt, señora muy acabada wird er (aus welchem Anlasse bleibt unbekannt) in eben dem Grade ungalant gegen eine Dame, als er sonst das Geschlecht der Frauen hochfeiert. Er kündigt ihr an, daß die traurige Stunde des feierlichen Festes, das er ihr bereitet, im Anzuge ist. Er drohet, sie aus einem Fenster auf einen Düngerhaufen hinunterzuspediren, ihren Zofen weissagt er einen ähnlichen Ausgang. Zum Ausruhen von dem überstandenen salto mortale verheißt er ihr den Aufenthalt in einem gar schönen Palaste ohne Gebälk und Decke, mit Spinnengewebe übersponnen und am Boden mit Nesseln bedeckt, links werde sie einen erhöheten Sitz antreffen, zu dem sie mittelst einer Strickleiter gelangen könne, als Teppich stehe ihr eine Binsenmatte, als Kopfkissen ein Strohpolster zu Befehle; als Lagerstätte wird er ihr ein Bündel unter freiem Himmel anweisen, in welchem die Flöhe hecken. Er beschreibt die gleichartigen andern Annehmlichkeiten dieses reizenden Aufenthaltes noch näher. Dann verheißt er seine eigene Ankunft zum Anrichten der Mahlzeit; höchst spaßhaft ist die Schilderung seines zerrissenen Aufzuges. Entsprechend ist die Beschreibung der Gerichte, welche er seiner Schönen vorzusetzen verspricht. Seltsam ist auch die Composition, womit er ihr nach beendetem Male das Haupt zu sal-

ben verſpricht. Der Aufzug einer Dueña, welche nach dieſer Unction oder Function der Dame aufwarten ſoll, iſt nicht minder komiſch. Ein anderes Spottgedicht auf eine Frau, welche übel auf ihn geredet hatte und der er zur Strafe ein ſie proſtituirendes ſcandalöſes Gebot in den Mund legt, iſt gleichfalls einer von jenen niedrigen aber heitern Späßen, welche dem ſpaniſchen Nationalgeſchmack ſo ſehr zuſagen. Nicht ganz ſo derb aber eben ſo ehrlich iſt der Spaß, womit Manrique ein dem Trunke ergebenes Frauenzimmer, das böſen Leumund auf ihn gebracht, an den poetiſchen Pranger ſtellt, indem er ihr ein Weingebet in den Mund legt, wie es nur eine trunkene Laune hervorbringen kann.

Allgemeine Bemerkungen über die Dichter an Johanns II. Hofe und die üblichen Dichtformen.

Mit dieſen Dichtern und Gelehrten ſind die Hauptrichtungen, nach denen ſich die dichtende Thätigkeit an Johanns II. kunſtliebendem Hofe bewegte, ſo ziemlich in vollem Umfange bezeichnet. Was von andern Dichtern in dieſer vornehmen Sphäre geleiſtet wurde, war mehr oder minder Nachhall, Erweiterung, Fortbildung deſſen, wozu das Triumvirat: Villena, Santillana und Mena den Ton angegeben, obwohl auch ſchon ſie in den wenigſten Stücken durchaus original und vorgängerlos waren, ſondern nur durch ihr Anſehen manchem ſchon Vorgefundenen das Hof- und Modegepräge aufgedrückt hatten, was nur aus der am Hofe unterhaltenen Münzſtätte des guten Geſchmackes als geltender Werth nach ganz Spanien hinausging und bei dem kunſtſinnigen Theile der Nation gern Aufnahme fand. Das poetiſche Ideal dieſer vornehmen Sänger war im Grunde das nämliche; die Abweichung der Pfade, welche ſie einſchlugen, um ſich demſelben zu nähern und die Verſchiedenartigkeit der Mittel, durch welche ſie es zu verwirklichen ſuchten, war hauptſächlich nur ein von dem Unterſcheiden ihrer Individualitäten bedingtes Andersſeyn. Die Poeſie dieſer Hofdichter iſt gleich der Poeſie der Troubadours, die ihnen ſo oft zum Vorbilde diente, geſelliger Natur. Die Dichter ſtehen in ſichtlicher Beziehung zu einander im Leben wie in der Kunſt und es ſchlingen ſich deßhalb

beziehungsvolle Fäden durch ihre Werke, welche erſt, wenn man den vollſtändigen Nachlaß jener Zeit vor ſich haben könnte, in ihrem rechten Lichte erſcheinen und ihr richtiges Verſtändniß erhalten würden. Der kürzeſte Ausdruck des bloßen Variationsgeiſtes, welcher manchen dieſer Sänger zum Dichten trieb, iſt die poetiſche Gloſſe, die am Parnaſſe außerpyrenäiſcher Nationen nur als ſpät eingeführte exotiſche Pflanze ver- und fortkommt, im fünfzehnten Jahrhundert aber am Caſtilianiſchen eine wahre Wucherblume war. Die Gloſſe legt ſich ein anderes Gedicht als Thema zum Grunde, deſſen Versmaaß ſie für ihren eigenen Gang in der Regel beibehält. Dieſes Thema variirt und führt ſie in verſchiedenartigen Wendungen weiter, wobei die urſprünglichen Reimzeilen des Thema bildenden Gedichtes nach ihrer Reihenfolge in gewiſſen Abſtänden eingeflochten werden. Dieſe Form war der vorwaltenden Neigung der Lyrik zur Reflexion ganz beſonders günſtig. Sie erſchien zuerſt in den einfachen canciones und villancicos, welches glücklich fortgekommene, in die Kunſtpoeſie gepflanzte Setzlinge der Volksdichtung waren. Die canciones, deren ich ſchon mehre habe erwähnen müſſen, ſind Liederchen in zwei Abtheilungen, meiſt von zwölf Zeilen. Die erſten vier enthalten den Grundgedanken, die folgenden acht die weitere Ausführung und Anwendung. Bei den villancicos wird der Hauptgedanke in zwei oder drei Zeilen vorangeſetzt; die Ausführung folgt dann in einer oder mehren Stanzen, welche immer ſieben Zeilen haben. Aus ſolchen Anfängen bildete ſich ſpäter die Gloſſe zur kunſtreichſten Geſtalt aus. In der Ertheilung von Auskunft über caſtilianiſche Dichtformen einmal begriffen, will ich zugleich noch der Letrillas erwähnen, welche auch im fünfzehnten Jahrhundert ſchon häufig vorkommen, wie denn Santillana zu ſeiner reizenden Vaquera de la Finojosa, von der ich oben geſprochen, dieſe lieblich tändelnde Form gewählt hat. Auch ſie iſt dem Volksliede entlehnt, welches vornämlich in den Letrillas die Vorkommenheiten des täglichen Lebens mit den dadurch geweckten Empfindungen, den darin unterhaltenen Gewohnheiten und Neigungen zur Anſchauung bringt. Urſprünglich bezeichnete man mit dem Namen Letrilla gereimte Lieder mit beſtimmten Wiederholungsſtrophen. Später aber gab man den ſogenannten verkleinerten Romanzen denſelben Namen. Die Letrilla ward in dieſer neuern Form nicht mehr durchgängig gereimt. Sie beſtehet aus Strophen von vier-

zeiligen Redondilien, von denen je die erſte und dritte Zeile frei oder gereimt ſind, die zweite oder vierte aber aſſoniren oder, umgekehrt mit dem Bedinge, daß im ganzen Gedichte nur einerlei Aſſonanz herrſchen darf. Von der wirklichen Romanze unterſcheidet ſich die Letrilla hauptſächlich durch ihren Gegenſtand, welcher in der Regel aus dem gewöhnlichen Leben entnommen iſt, weßhalb auch die Sprache minder gewählt, die Würde der Bücherſprache verſchmähend, ſich der Wendungen der gemeinen Umgangsſprache nicht ſelten bedient. Die Kürze des Metrums, welches die Sprache zu muthwilligen Sprüngen nöthigt, widerſtrebt ſchon an ſich dem Ernſte wie der Gediegenheit tiefſinniger Reflexion und fodert zu ſcherzhaften und neckenden Gedanken auf, welche ſich im Kopfe des Dichters, der die Spindel dieſes Metrums drehet, unwillkürlich erzeugen und um ſeine Nelle legen. Weil dieſe Lieder ganz volksthümlich ſind, ſo laſſen ſie einen Ausländer nur ſchwer zum Verſtändniſſe gelangen. Sie nehmen Anſpielungen und Beziehungen in ſich auf, welche nur dem klar werden können, welchem das ſpaniſche Leben mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten offen vor Augen gelegen hat. Es iſt noch nicht gelungen, in dieſem Liedervorrathe zu ſondern, was die Volks- und was die Kunſtpoeſie dazu beigeſteuert hat. Der Muthwille dieſer Lieder reißt dieſelben wohl bis zur äußerſten Grenze der Ausgelaſſenheit hin, wo die Decenz ſie verläßt und die keuſche Muſe im Stande der Proſtitution ſich zeigen muß. Ich gedenke nicht, meine Leier in dieſes unſchöne Gebiet zu führen, weil, wie ich wiederholen muß, Alles Anmuthige unſchön wird, ſobald es höhere und edlere Gefühle verletzend ſich nur zur Dienerin ſinnlicher Aufregungen hingibt. Wir können einmal nicht lieben, was wir im Lichte der Heiligung beſchen als Schändlichkeit verabſcheuen müſſen, wenn wir auch, etwa im ähnlichen Rauſche begriffen, uns davon hinreißen laſſen.

Es würde eines äſthetiſchen Linné oder Lacepede bedürfen, um die Naturgeſchichte der kleinern poetiſchen Singvögel, deren Lieder an König Johanns II. von Caſtilien Hofe laut wurden, in ein ſyſtematiſches, überſichtliches Ganze zu bringen, welches erfoderlich ſcheint, um von dieſem Theil der Geſchichte der caſtilianiſchen Poeſie eine vernehmliche Vorſtellung zu gewinnen, weil wir von den individuellen Lebensverhältniſſen nur weniger dieſer Dichter unterrichtet ſind und um ſie anſchaulich zu gruppiren, einer Claſſification ihrer Hervor-

bringungen bedürfen würden. Ich fühle mich nicht dazu berufen, die herkuliſche Arbeit des hiezu erfoderlichen Sonderns und Sichtens über mich zu nehmen, um ſo weniger, als ich von dem Nutzen eines ſolchen doch immer mehr und minder willkürlichen Arrangements eine nur geringe Vorſtellung habe. Ich werde daher, nachdem ich noch einzelne, durch gröſsere Bekanntſchaft ihrer Lebensverhältniſſe geſtaltvoller hervortretende Dichter und ihre Erzeugniſſe erwähnt haben werde, die übrigen unbekannten und wohl gar Namenloſen nach den ſchon in den alten Sammlungen ihrer Lieder beliebten, freilich nichts weniger als kritiſch geſonderten Gedichtgruppen kurze Ueberſchau der Erträgniſſe hatten, welche die poetiſche Fruchtbarkeit des weiter als die Lebensdauer des Namengebers reichenden wohlfeilen Johanneiſchen Zeitalters ſpendete. Dabei muſs ich bemerken, wie ich von dem Brenn- und Glanzpunkte an Johanns Hofe auch einige Rückgriffe in frühere Regierungen zu machen, genöthigt ſeyn werde, weil mehre Dichter, die an Johanns Hofe ſich hervorthaten, auch ſchon *vor* dieſem Könige oder in deſſen frühеſter Jugend blüheten. Wenn auch Vorgänger des poetiſchen Hauptheeres, welches ich die Revue paſſiren laſſen will, dichteten ſie doch bereits in Form und Geiſte dieſer Nachfolger. Die Chronologie, welche ihnen in der Zeit den Platz vor Mena, Manrique und andern ſchon genannten Dichtern anweis't, konnte bei der geringen Bekanntſchaft die wir von ihren Lebensverhältniſſen haben, ohne Nachtheil unberückſichtigt bleiben. Denn ein Unterſchied zwiſchen dieſen Vorläufern und den Hofdichtern des fünfzehnten Jahrhunderts würde in Inhalt und Behandlung der Poeſie ſich kaum auffinden laſſen. Mir wenigſtens iſt ein ſolcher nicht erfindlich geworden.

Fernan Perez de Guzman und ſeine Poeſieen.

Den Ruhm der Waffen und Wiſſenſchaft vereinigte gleich den beiden edeln Marquiſen, welche ich oben meine Leſer habe kennen lernen, mit altem Adel und Begeiſterung für die Dichtkunſt Fernan Perez de Guzman, Herr von Batres, welcher als ein Anverwandter des Marquis von Santillana ſchon einmal bezeichnet iſt. Sein

Vater war Pedro Suarez de Guzman, Canzler von Andaluſien und Elvira de Ayala, eine Schweſter des Dichters und Geſchichtſchreibers Pedro von Ayala. Nicht nur in der Seitenverwandtſchaft war er ein Blutsfreund literariſcher Notabilitäten. Auch Ahnherr eines weltberühmten Dichters zu ſeyn, war ihm beſchieden. Aus ſeiner Ehe mit einer Marquiſe von Avellaneda hatte er einen Sohn Pedro de Guzman, deſſen Tochter Sancha mit einem Großcomthur des Sant Jago-Ordens vermählt, Mutter des Lieblings der Muſen: Garcilaso de la Vega wurde. Fernan Perez eigenes Geburtsjahr habe ich nicht ermitteln können. In der bekannten Schlacht von Higuerela, welche König Johann II. im Jahre 1431. dem Maurenkönige Mahomet Linkehand von Granada abgewann, fecht er unter den Befehlen ſeines Vetters, des Biſchofes von Palencia mit, den er wohl auch ſchon in frühern Schlachten begleitet haben mag. Nach dem Siege bei Higuerela ließ, wie Cibdareal meldet, der König unſern Fernan Perez und den Comthur Juan de Vera verhaften, weil ſie unehrerbietiger Weiſe in ſeiner Gegenwart einen maaßloſen Streit darüber geführt hatten, welchem unter ihnen beiden das Verdienſt gebühre, den Pero Melendez de Valdez befreiet zu haben, welcher, vom Pferde geſtürzt, unter den Streichen der Mauren zu erliegen drohete. Auf Bitten des Priors von Luna ließ der König beide noch vor Vertheilung der Beute wieder frei. Nach ſeiner Heimkehr gab der König den Befehl zur Verhaftung des Biſchofs Gutierre von Palencia und ſeines Vetters Valdecorneja, welche in Verdacht gerathen waren, zum Nachtheile der Krone von Caſtilien Verbindungen mit Navarra und Aragon zu unterhalten. Da ihr Anverwandter Fernan Guzman in gleichen Verdacht fiel, ward auch er gefänglich eingezogen, aber da der Beweis der Schuld mangelte, wiederum in Freiheit geſetzt. Einem Feldzuge ſcheint er nachmals nicht mehr beigewohnt zu haben, wie er ſich auch fern hielt von den politiſchen Bewegungen, welche das Reich fortwährend erſchütterten. Mit der Herrſchaft Alvaro de Lunas über den König war er jedoch unzufrieden, billigte aber die auf Gewalt hinaus laufenden Pläne nicht, welche eine Trennung des Königs von ſeinem Günſtlinge bezweckten. Er hielt ſich anſcheinend von beiden Theilen fern und lebte eingezogen in Batres, weßhalb er auch der Schlacht von Olmedo nicht beiwohnte. Aus einer Stelle in dem Gedichte über die vier

Cardinaltugenden könnte gefolgert werden, daß seine Abgeschiedenheit keine freiwillige gewesen. Auch nach dem Tode des Marquis von Santillana weilte er noch in Batres, wie aus dem Gedichte des Gomez Manrique auf den Tod des Marquis erhellt. Seine Muße wendete er an zum Studium heiliger und Andacht erweckender Schriften, der Geschichte und Moralphilosophie, wie er in dem unten zu erwähnenden Gedichte auf Cartagenas Tod zu erkennen gibt. Auch Andere regte er zu wissenschaftlichem Wirken an. So gab er Anlaß zu einer Uebersetzung des Sallustius und des Dialogs des heiligen Gregorius. Fernan Perez lebte vermuthlich bis 1470. Zunächst interessirt uns hier nur Fernan Perez de Guzman als Dichter. Von seinen prosaischen Schriften wird weiterhin besonders die Rede seyn. Doch will ich deren Titel sogleich hier mit anführen. Schon im Jahre 1487. erschien eine poetische Abhandlung im Drucke mit dem Titel: Oracional, eine Antwort auf verschiedene Fragen, welche Fernan Perez über gläubiges und andächtiges Gebet an den berühmten Cartagena gerichtet hatte. Der bezügliche Brief Guzmans ist diesem Oracional beigedruckt. Aus der vorangestellten prosaischen Antwort Cartagenas ersiehet man, daß Fernan Perez Jugendgedichte, welche Cartagena sehr rühmt, weltlichen Inhalts waren und er erst im spätern Alter der frommen Dichtkunst sich zuwandte. Aus der Vorrede zu Pulgars claros varones ergibt sich, daß Fernan Perez ein poetisches Werk unter gleichem Titel geschrieben hat. Sarmiento §. 801. scheint diese Schrift mit den unten erwähnten generaciones y semblanzas wenigstens im Titel zu verwechseln, obgleich er die Stelle des Pulgar wörtlich anführt und einer Verschiedenheit beider Schriften sich bewußt ist. Aus den Anspielungen in gleichzeitigen Dichtern und dem Sendschreiben des Marquis von Santillana ersiehet man, daß Fernan Perez bei seinen Zeitgenossen eines sehr ausgebreiteten Ruhmes als Dichter genoß, während seine prosaischen Schriften kaum bekannt gewesen zu seyn scheinen. Eine vollständige Sammlung seiner Werke ist noch nie gedruckt. Niclas Antonio führt folgende poetische Schriften an: Las setecientas coplas (vermuthlich einerlei mit den proverbios de grandes sentencias, welche Santillana erwähnt, gedruckt zu Lissabon 1564. in 4. Diese Schrift behandelt die Aufgabe gut zu leben. Beigedruckt sind diesem Werke eine poetische Auslegung des Vater Unser und des Ave Maria, so wie

eine gereimte Beichte. Mit vorſtehenden ſind vielleicht das 1512. in 4. zu Liſſabon erſchienenen: sentencias que son bien scientificas y de grandes y diversas materias muy provechosas e doctrina y exemplo de bien vivir einerlei. — Als Manuſcript in der Bibliothek des Escorial vorhanden, führt Niclas Antonio: canciones de nuestro señora an, ſo wie ſeiner Angabe nach ſich auch im Beſitze des Grafen von Villa umbrosa befindet. Weder im Escorial noch anderwärts haben ſich dieſe von Niclas Antonio angeführten Schriften ſpäter auffinden laſſen. Dagegen iſt im Escorial ein gedruckter Foliant vorhanden, welcher eine Sammlung von Gedichten aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthält, worin ein längeres Gedicht unter Fernan Perez Namen mit der Ueberſchrift: coplas de vicios y virtudes und Hymnen an die Mutter Gottes ſich befinden. Das erſtere iſt allem Anſcheine nach mit den setecientas einerlei. Außerdem enthält dieß Buch: die gereimte Beichte in versos de arte mayor — eine poetiſche Strafpredigt in 57 eben ſolchen Strophen wider diejenigen, welche behaupten, daß Gott hienieden nichts Gutes mit Gutem und Böſes mit Böſem vergilt. — Verſe an edle Frauen zu deren Unterweiſung in 60 Strophen von versos de arte mayor — eine Krönung der vier Cardinaltugenden in 64 Octaven. — Dieſe iſt auch im cancionero general nebſt den Verſen auf Cartagenas Tod und mit kleinern Poeſieen abgedruckt. — Fernan Perez, dem Inhalte nach wichtigſtes *proſaiſches* Werk iſt die Chronik König Johanns II., obwohl die Porträts berühmter Notabilitäten ſeiner Zeit, welche er unter dem Namen: generaciones y semblanzas im Jahre 1450. entwarf, der ſelbſtſtändigeren Haltung wegen in anderer Hinſicht den Vorzug verdienen mögen. Er ſelbſt hielt dieſes Buch für eine leichtere Arbeit als die Chronik, zu deren Bearbeitung er ſich erſt verſtand, nachdem er durch die generaciones y semblanzas ſich dazu für gehörig vorbereitet erachtete. Eine Originalarbeit im ſtrengern Sinne iſt dieſe Chronik nicht, ſondern mehr eine Zuſammenſtellung und Anordnung deſſen, was er in den von Alvaro Garcia de Santa Maria, Juan de Mena, Pedro Carillo de Albornez und Lope Barriento verfaßten Stückchroniken Johanns II. vorfand, wobei er deren Weitläufigkeiten kürzte, aber aus Documenten und andern Quellen vervollſtändigende Zuſätze machte. Er brachte das Ganze in die Form, in welcher es auf Karls V. Befehl vom Doctor Lorenzo Galindez de Carvajal herausgegeben

ward (cf. Sarmiento § 801—805.) Die generaciones y semblanzas sind anhangsweise dieser Ausgabe hinzugedruckt. Im Vorworte zu dieser Chronik bittet Fernan Perez seine Leser, daß sie demjenigen, was er schreibt, Glauben schenken möchten, weil er von den meisten Dingen Augenzeuge gewesen und über dasjenige, was er nicht sehen konnte, höchst zuverlässige und vollständige Auskunft von gescheuten und glaubwürdigen Männern eingezogen. Die Chronik ist gedruckt unter dem Titel: Compilacion de la Chronica de D. Juan II. corregido emendado y adicionado por Lor. Galindez de Carvajal-Logroño 1517. — Sevilla 1543. — Pamplona 1598. sqit. — Die generaciones y semblanzas sind in einer hübschen Handausgabe mit den Briefen Cibdareals 1775. in Madrid erschienen.

Fernan Perez Poesien bewegen sich meist auf moralischem und religiösem Gebiete. So haben wir von ihm eine gereimte Beichte — eine poetische Strafpredigt wider diejenigen, welche behaupten, daß Gott hienieden nicht Gutes mit Gutem und Böses mit Uebelm belohnt — eine Krönung der vier Cardinaltugenden (in 64 achtzeiligen Octaven) — Canciones an die Jungfrau Maria — Verse an edle Frauen zu deren Unterweisung — 700 Strophen über die Aufgabe gut zu leben, bestehend in einer Erklärung des Vater Unser, des Ave Maria und des Beichtstuhls; eine poetische Abhandlung, welche el Oracional geheißen ist, weil sie die Antwort auf mehrere Fragen enthält, welche der Dichter über gläubiges und andächtiges Gebet an den Bischof von Burgos, Alfonso de Cartagena, gerichtet hatte. Nach einer Notiz beim Hernan de Pulgar muß Perez Guzman, wie schon erwähnt, auch claros varones in Versen geschildert haben. Nichts kann kunstloser und einfacher seyn als ein Hymnus, den Hernan Perez an den heiligen Dionys richtete. Er nennt ihn den Morgenstern Spaniens, den heiligsten Primas und preiswürdigen Schüler des ersten glorreichen Prälaten von Toledo, ein auserwähltes Gefäß unseres erleuchteten Glaubens. Dann meldet er, wie Dionys, von Clemens nach Gallien bestimmt, aber auserkoren, das toledanische Volk zu bekehren, tausendfältige Frucht geschafft durch Aussaat des Glaubens an das Fleisch gewordene Wort. Es wird dem Heiligen nachgerühmt, daß er die ihm verliehenen Talente nicht in die Erde vergraben oder in ein Tuch gebündelt, daß er durch seinen Martertod reiche Saat hinterlassen und die heidnische Götzendienerei in dem toledanischen Volke ausrotten helfen. Dies ist un-

gefähr der arme Inhalt eines Hymnus, den Schubart als einzige Probe von Guzmans poetiſchen Erzeugniſſen mittheilt, auf welche man darnach unmöglich begierig werden kann. Die poetiſchen Umſchreibungen des Ave Maria und des Vater Unſers, welche von Perez Guzman aufbewahrt ſind, zeigen mehr guten Willen, Gewandtheit im Gedanken und ſprachlichen Ausdrucke, als einen poetiſchen Kraftaufwand, deſſen Entwickelung die enge Schranke, welche dem dichteriſchen Productionsvermögen zum Tummelplatze angewieſen war, verſchulden mag. Doch ſind ſie keineswegs ſo trocken, als Bouterwek ſie gefunden haben will. Ungleich voller fließt der poetiſche Gedanke in einem Loblicde auf die Jungfrau Maria, welches auch Böhl de Faber mitgetheilt hat. Wenn er, ſagt der Dichter, ſeine Unzulänglichkeit und niedre Unwürdigkeit betrachtet, und damit die Heiligkeit und glorreiche Trefflichkeit der Jungfrau vergleicht, vor deren Gegenwart ſich der ganze Himmel neigt und in welche die göttliche Kraft ihre Weisheit einſchloß, ſo ſcheint es ihm bei dem Bewußtſeyn ſeiner Armuth und ihrer großen Vollkommenheit eine Anmaßung und Verwegenheit, ihr ein Loblied darzubringen; nur Uebermaß der Liebe oder Mangel an Einſicht könnten dieß thun. Weil aber eine vollkommene Liebe alle Furcht vernichtet und unſerm Herrn ein aufrichtiger und frommer Sinn gefällt, und er über Böſe und Gute Regen und die Strahlen ſeiner Sonne ſendet, ſo wird an dem, welcher die Jungfrau liebt, mehr der Glaube als die Sprache in Betracht genommen. Die große Güte der überaus ſüßen Jungfrau Maria gibt dem Dichter die fromme Kühnheit, mit aller Demüthigkeit ihre Jungfräulichkeit zu loben; ſie ſtehet auf hoher und erhabener Stufe, ohne, wie der irrende Pöbel meint, eine gewöhnliche Jungfrau zu ſeyn. Angefüllt ſind die Calender mit den Namen von Jungfrauen und Mädchen; die Breviere reichen nicht aus, um die Nachrichten von ihnen aufzunehmen; alle ſind ausgezeichnet durch hohe Thaten und deßhalb über die Sterne erhöhet. Allein vor Verſuchungen und plötzlichen Aufregungen, vor unnützen Worten und Täuſchungen der Nacht haben menſchliche Herzen nimmer Ruhe; hinter der Jungfrau ſtehen ſie nach Verſchiedenheit ihrer Gabe weit zurück; denn ſie hat immerdar als Jungfrau gehandelt, iſt Jungfrau geweſen in allen Gedanken, Jungfrau in ihren Empfindungen, Jungfrau im Schlafen und im Wachen, in Rede und Gegenrede; ihre Jungfräulichkeit hat in jungen wie in reifern Tagen nur immerdar

zugenommen. Nach andern Jungfrauen wandten brünſtige Männer ihre Blicke und ſuchten mit Verſprechungen und Gaben ihre heilige Reinheit zu verſuchen; alle aber, welche die Jungfrau Maria erblickten, fühlten alſobald das irdiſche Feuer in ſich erſtorben, daß ſie nichts Arges mehr denken konnten. In dem Moſe gegebenen Geſetze hat ſie den heiligen Anfang dieſer Tugend, welche im Himmel ſo hoch gefeiert wird, begonnen; wenn ſie bei den Jungfrauen beliebt und von denſelben nachmals befolgt wurde und jetzt noch wird, ſo öffnete die Jungfrau Maria derſelben die Pforte. Du weiß es, ſo ſchließt der Dichter dieſen Geſang, o meine Herrin und der, an welchen ich glaube, weiß es, wie mein Wunſch beſtändig dahin ging, dich zu loben; nicht ſage ich, wie ich mußte, denn wer vermöchte dieſes; aber ich vertraue dir, daß das wenige, ſo ich bringen kann, dir angenehm ſeyn möge. Ein anderer Hymnus auf die Jungfrau: muestrate virgen ser madre, anſcheinend eine Umſchreibung des lateiniſchen: monstra te esse matrem, ſtrömt eine angenehme poetiſche Wärme aus und empfiehlt ſich durch Sprache und Verſification. Das Gleiche iſt einem Te deum laudamus nachzurühmen. In dieſen Stücken iſt jedoch das dichteriſche Productionsvermögen nicht freiwirkend und durch die vorſchwebenden Urbilder gehemmt. — Um eine Vorſtellung von der verſtändigen Lebensbetrachtung zu geben, worin ſich die moraliſirenden Dichtungen des guten Fernan Perez bewegen, werde ich den Inhalt eines Gedichtes in achtzeiligen Halbverſen, welche ſehr zierlich ablaufen, mittheilen. Es fängt an: Tu hombre que estas leyendo. Der Dichter fordert ſeinen Leſer, von welchem er vorausſetzt, daß er darauf ſinnt, wie er mit Anſtand leben möge, auf, ſich zu erinnern, daß er aus Staube gebildet, zu ſolchem unvermeidlich wiederum werden müſſe. Wie geehrt, adlich, reich und glänzend er auch ſeyn möge, immer bleibe zu bedenken, daß dieß Alles keine Dauer habe und er ſich nicht eigenhändig über das Menſchheitsziel hinausſetzen könne. Er möge bedenken, was Hercules, Gideon und andern mächtigen edlen Helden ihrer trefflichen Thaten ungeachtet begegnet ſey und wie ſie mit dem Tode zu Aſche hätten werden müſſen. Mit einer Reihe von Namen anderer Helden beweiſet der Dichter, daß dem Geſetze des Todes weder der Sünder noch der Gerechte entgehe. Hektor, Ulyſſes u. ſ. w. ſind „nach wahrhaftigen Berichten“ zu Staub und Erde geworden. Salomons Weisheit, Davids Harfen-

klänge, Absalons und Narcissens Schönheit, alle erlagen gleichem Geschicke. Auch Aristoteles mußte, „wie die Schrift sagt, unerbittlicher Weise den bittern Kelch leeren.“ Auch Frauen, deren eine Reihe namhaft gemacht werden, erlitten das Gleiche. Selbst die Mutter des Heilandes, die Blume der Blumen, welche schmerzlos den Herrn der Herren gebar, mußte ihren Leib, den schönsten, der je Leben erhielt, dem Tode mit seinen kalten Schmerzen dahin geben. Die Erde soll, wie ein ruhmwürdiger Schriftsteller bemerkt, den Häßlichen wie den Schönen verschlingen; hierin möge der Leser die Beschränktheit der Welt und Zeitlichkeit erkennen. Salomon, der alles eitel genannt, habe Recht gehabt, denn alles vergehe wie der Thau von der Wiese. Bei allem Hin- und Herſinnen hat der Dichter noch keinen der Geborenen finden können, Papst, König oder Kaiser, welcher sich dem Alter und den Schmerzen habe entziehen dürfen; alle hätten den gleichen Pfad wandeln müssen. Zum Beleg wird eine denselben Gedanken wiedergebende Stelle des heiligen Bernhard citirt. Deßhalb Freund, ruft der Dichter aus, verlasse Dich auf Reichthum nicht, noch lege Werth auf Festigkeit, denn alle Anmuth und gepriesene Schönheit wird zu Gewürm und Niedrigkeit werden. Bemühe Dich vielmehr, zu jeglicher Zeit Gott immerdar mit reinem Herzen und in heiliger Andacht zu lieben. Laß nie ab vom Gebete, vom Austheilen der Almosen an Arme, noch vom beschaulichen Leben, damit in der schreckenvollen Zeit des letzten Tages des freudenlosen und schmerzenreichen die süße Jungfrau Maria dich mit ihrem Mantel bedecke und der heilige Jesus dir zurufen könne: „Komm her zu meiner Rechten.“ —

Die an den Marquis von Santillana gerichtete Darstellung der vier Cardinaltugenden beginnt mit der Bemerkung, daß, wenn den Dichter nicht Alles trüge und er den Marquis recht kenne, er der Zuversicht lebe, sich vor dessen Augen jetzt auf dem rechten Wege zu befinden, indem er es unternehme, dem edlen Gönner in dem vorliegenden Gedichte die reine Vortrefflichkeit, den Glanz und die Schönheit der vier hellen Sterne darzustellen, von deren jedem die Natur dem Marquis einen guten Theil beschieden. Um nicht als Schmeichler zu gelten, will Perez den Marquis nicht preisen, sondern es bei der Bemerkung bewenden lassen, daß nicht nur die Edeln, sondern auch das unterste Volk ihn lobeswürdig finde. Er stellt ihm deßhalb sogleich die vier Jungfrauen oder vielmehr Lichtfunken

der Wahrheit vor, welche die Welt erleuchtet, von denen die eine das Recht beſchützt, die andere den Muth ſtählt, die dritte ihren Ruhm in der Weisheit findet und die letzte ſich die Mäßigung angelegen ſeyn läſſet. Wer auch nur einer entbehrt, iſt auch in den andern nicht vollkommen; aber wer auch nur eine inne hat, leiſtet auch in den übrigen etwas. Guzman bittet den Marquis, das Geſchenk der vier Prinzeſſinnen anzunehmen, ihren Unternehmungen zu folgen und doppelten Ruhm davon zu gewärtigen. Indem er die Gerechtigkeit vorſtellt, rühmt er derſelben nach, daß ſie im Himmel begonnen habe und in der Hölle fortgeſetzt ſey; von den Ordnern der Erde wird ſie als Geſetz geliebt; Waiſen und Wittwen leiden Noth, wohin ihr Schwert nicht reicht. Ihr Amt iſt, jedem das Seine zu gewähren und für Miſſethat Strafe, für Dienſte Lohn eintreten zu laſſen, der Tugend Gunſt, dem Laſter Abſcheu zuzuwenden. Vorliebe für Perſonen ſtört ihre Gleichheit nicht. Scepter und Kronen bringen ihre Wage nicht aus dem Gleichgewichte, die Armen verlieren, wenn es ihnen auch karg gebt, vor ihr die Zuverſicht nicht und die Reichen wagen bei allem Ueberfluſſe nicht kühner vor ihr zu erſcheinen; in dem Lande, wo dieſe edle Herrſcherin waltet, führen Männer und Frauen ein beglücktes Leben; wo ihre Regel befolgt wird, erhebt Religion ihr Haupt und ſteigen Staat und Volk; keine heilige Ehe wird verletzt, keinem Eigner der rechtmäßige Beſitz entzogen. Sicher vor Raube gehet der Kaufmann ſeines Weges und der Wanderer fürchtet keinen Anfall. Kein Anwalt erdreiſtet ſich, ſchlechten Gebrauch zu machen von ſeiner Kunſt, kein Richter Geſchenken Einfluß auf ſeine Entſcheidung zu verſtatten; Furcht vor der Gerechtigkeit hält auf dem Wege zurück und jede Tyrannei ab. Aus den Armen der Mutter reißt man nicht die Töchter hinweg, noch ſchändet man alternder Väter greiſes Haar; kein unheiliger Pöbel entweihet die geheiligten Kirchen. Die Prüfung der Gerechtigkeit reinigt falſche Werkzeuge; unter ihrem Regimente erhebt man nur fünf vom Hundert, Gold und Silber haben ihr rechtes Gewicht und kein Metall wird gefälſchet. Aller Götzendienſt und abergläubige Zauberei nehmen die Flucht, Böſe und Mißbräuche werden im Vaterlande ausgerottet; Kuppler wagen es nicht, ihr niederträchtiges Gewerbe zu treiben, noch Heuchler ihr falſches, gleißneriſches Spiel. Von der Gerechtigkeit geſchirmt, treibt das ehrliche Volk zu jeder Jahreszeit ſicher ſeinen Landbau. Ohne Furcht

vor Corſaren durchſtreift der Venezianer das Meer; alle Gegner zittern vor ihrer Hand. Durch ſie ward Tarquins Verbrechen geſtraft und Lucrezias vollkommene Keuſchheit geprieſen und an Appius Claudius Virginiens Unſchuld gerächt. Elend, traurig und troſtlos iſt das Land, welches ihrer heiligen Zucht entbehrt. In dunkler Waldesnacht, zwiſchen Löwen und Schlangen, leben gute Männer ein ſüßeres und mehr geſicherteres Leben. Dieſe Tugend iſt eine Freundin der Guten, wie ſie Böſen eine Stiefmutter iſt. Der Dichter wünſcht ihr den Segen des Herrn und denen den Fluch, welche ihr zuwider ſind. Als weiſe Jünger der Gerechtigkeit nennt er Lykurg, Minos, Solon und den weiſen König von Caſtilien und Leon, als ihre Vollſtrecker aber den Titus, Alexander und Trajan, alle drei (?) des großen römiſchen Reiches Beherrſcher. — Die Klugheit läßt der Dichter ſelbſt redend auftreten. Durch mich, ſagt ſie, verdient der Menſch ſeinen Namen, meiner Gaben baar, iſt er deſſelben unwerth, Einſicht und Sprache allein unterſcheiden ihn von den Thieren. Ich bin der Künſte und Wiſſenſchaften weiſe Erfinderin und der Erfahrungen kluge Prüferin. So lange ich Rom beherrſchte, hatte es die ganze Welt in der Hand, ohne mich jammert es jetzt in Knechtſchaft. An mir haben die Geſetze ihre Grundlage; wenn Fürſten und Könige mit noch ſo guter Abſicht ohne mich regieren, ſo hat ihr Regiment doch keinen Fortgang. Als der Herr beim Tempelbau zu Salomon ſandte, um zu erfragen, welche Gnade er ſich erbitte, begehrte derſelbe weder Reichthum, noch Macht und Tapferkeit, ſondern allein Weisheit zur Regierung ſeines Volkes. Ein Blick aufs Kriegeweſen thut dar, daß es nicht bloß auf das Schlagen ankömmt, im klugen Anordnen liegt oft die Hauptſache. Das Wort des Vegetius, welcher das Studium und Nachdenken empfahl, habe ich mir gemerkt; Klugheit und Betriebſamkeit half dem Hannibal mehr als körperliche Stärke, Kraft oder Muth. Männer, welche blos brav ſind ohne klug zu ſeyn, halte ich für bloße Löwen und Bären, unüberlegte Tapferkeit iſt eine reine Wildheit, welche allen Völkern nur ſchadet. In den mechaniſchen Künſten hilft Gewandtheit wenig, wenn mein gewandter Scharfſinn nicht hinzutritt, ohne deſſen Entſcheidung Erfindung, Maaß und Beſtimmung nicht reifen kann. Ich gebe den Zimmerleuten Rath, wie ſie ihr Holz und den Steinhauern, wie ſie ihre Steine wohl behauen mögen u. ſ. w. Steigen wir höher hinauf zu den göttlichen Dingen,

ſo empfangen Faſten und Zucht, Enthaltſamkeit und Kaſteiung, Schweigen und Gehorſam durch mein Maaß erſt ihre Weihe. Ich bin Gottes Dienerin und ging ihm bei der Schöpfung zur Hand. Nachdem ſich die Weisheit (Klugheit) als Gegenſtand alles Sinnens und Studiums große Männer und auch des Marquis von Santillana (des Seneca's von Spanien) dargeſtellt, macht ſie der Tapferkeit Platz, über welche der Dichter ſelbſt wieder das Wort ergreift. Verſchiedene Meinungen, hebt er an, ſind über dich verbreitet, hohe Fürſtin, allein dein eigenthümliches Weſen beſteht im Widerſtande gegen Laſter und dem Ausharren in Verfolgungen aus Gerechtigkeit und Pflicht. Die leibliche Tapferkeit will der Dichter nicht gelten laſſen, weil ſie thieriſch iſt. Die Blüthe dieſer Tugend findet Statt, wenn Wagniß mit kluger Kühnheit ſich vermählt, Vertheidigung der Ehre, Aufſuchen der Ehre und des Ruhmes ohne Ruhmſucht und muthwilligen Angriff auf Andere. Der Tapfere ſoll aber nicht grauſam ſeyn; er ſoll die nothwendigen Gefahren tapfer empfangen, aber nicht freiwillige aus Uebermuth oder Gewinnſucht aufſuchen. Ein kräftiges Herz kann nicht feiern und in Unthätigkeit ſich verſchließen; für den Thatendrang wird ihm die Bruſt zu enge, Weisheit und Umſicht verſchwiſtern ſich dieſer Tugend mit verſtändiger Kunſt und Prachtliebe. Sie hält ihren Willen gefangen, bis ſie einen ehrenhaften Grund findet, hervorzutreten. Nicht allein der Nutzen gibt ihr Vorwand zu ruhmvollem Krieg. Nach Ehre geizet ſie mehr als nach Geld und Blutgier. Der Tapfere muß in gleichem Maaße gerecht ſeyn; ohne hinreichenden Anlaß gibt er weder noch empfängt er den Tod; ein Löwe wider Laſter, ein Schwert gegen Tyrannen, ein Schild für die Chriſten und eine Schutzwehr für die Bekümmerten. Ein muthiger Vertheidiger ſeines Herrn, ſeines Vaterlandes, ſeiner Freunde iſt er. Der Dichter zweifelt nicht, daß er von der Tapferkeit die Wahrheit ausgeſagt. Als Beiſpiele einer ächten Tapferkeit führt er die Maccabäer, die Decier, die Catonen an; den Marius und Cäſars Anhänger läßt er nicht dafür gelten. Er lobt auch Carl den Großen, Roland, Bouillon und den heiligen Ferdinand von Caſtilien und Leon. Dieſer Tugend verdankte auch Hercules unter den Heiden ſeine Erhebung unter die Götter. Alexanders Tapferkeit war zu ſehr durch Ruhmſucht geleitet. Zu den alten Beiſpielen geſellt der Dichter preiſend das Beiſpiel des erlauchten Marquis, an welchen er ſeine Verſe gerichtet hat.—

Zulezt läßt er nun noch die Mäßigkeit auftreten (wieder in erſter Perſon ſprechend), welche die ſtrenge Gerechtigkeit mit der Milde miſchet und der ungeſtümen Tapferkeit den Geduldzaum anlegt. Sie iſt die Rathgeberin der Klugheit. Sie findet das Mittel zwiſchen Geiz und Verſchwendung, die rechte Ehrliebe zwiſchen Begierde und Ehrverachtung, zwiſchen Uebermuth und allzugroßer Demuth. Sie rühmt ſich, die Gluth des heißen Sommers durch Thau, Wolken, Nebel und Wind zu mildern und der Kälte ihre Gränzen zu ſetzen. Den übermäßigen Eifer bekämpft ſie, ſie will nicht gerecht ſeyn über die Maßen, ſondern mit Verſtand und Begränzung, der Tugendeifer wird, wenn er allzuſehr wächſt, eine Leidenſchaft; zu ſtrenger Tadel tödtet drei gegen einen, den er heilt. Die Mäßigkeit lindert durch ſanfte Behandlung die ausübende Macht der Herrſcher und die große Strenge der Geſetze. Sie ſtellt die rechte Mitte her zwiſchen Leichtgläubigkeit und ſtarrſinnigem Feſthalten einer Meinung; gegen die äußerſten Enden iſt ſie eingenommen und hält ſich an die Mitte. Durch ein Unheil ſchlägt ſie den Uebermuth im Glücke nieder; den feurigen Wein mäßigt ſie durch kühles Waſſer; der ſchmazhaften Zunge gebietet ſie Einhalt; der trägen Rede hilft ſie zum Fortgange ꝛc. Unter ihrer Anleitung verkürzte Juſtinian das weitläuftige Recht. Als ihre Jünger rühmt dieſe Tugend den Phyſicratus, den Conſtantius (Conſtantins des Großen Vater) und Veſpaſian. Sie denkt ihrer drei artigen Schweſtern, wenn ſie ohne ihre Begleitung ſich unvollſtändig dünken. Zum Schluſſe wendet ſich Perez Guzman wiederum an den berühmten Empfänger ſeines Gedichtes und bemerkt, wie er ſich in ungekünſtelter Mutterſprache ohne Ausſchmückung durch Blumen, Methaphern oder Farben nach ciceroniſcher Beredſamkeit ganz ländlicher und bürgerlicher Rede befliſſen. Auch ſey ſeine Erfindung weder fein noch erhaben, ſondern ſo unvollkommen, als er ſie eben zu Batres (ſeinem Wohnorte) habe erſinnen können. Wenn das Gedicht beſonderer Lieblichkeit entbehrt, ſo will der Dichter an die Bäume erinnern, welche um ſo mehr Früchte tragen, je weniger Blüthen ſie brachten. Seneca brachte mehr Frucht als Virgil. Wie dunkel oder hell, ſüß oder ſalzig, reich oder arm das Gedicht ausgefallen, Guzman überläßt daſſelbe Gott und ſeinem Geſchicke. Unter der Schönheit von des Marquis Nelken hat man auch Dornen zwiſchen Grün und Lilien ſprießen ſehen. Schließlich empfiehlt ſich der Dichter dem Marquis, der Frau Marquiſe und

deren Kindern auf Angelegentlichſte. — Dies iſt ein gedrängter, meiſt mit des Dichters eigenen Worten gegebener Auszug aus dem allegoriſchen Gedichte, womit er ſicherlich bei ſeinen Zeitgenoſſen ein ungleich größeres Glück machte, als bei meinen Leſern, welche, um mit Guzman zu reden, auf der Wanderung durch das Feld der Literatur neben den Nelken- und Lilienbeeten auch an Dornenhecken vorüber müſſen, deren Daſeyn ich nicht verſchweigen darf, wenn ich auf das Zeugniß eines gewiſſenhaften und kundigen Führers mir ein Anrecht erwerben will. Neben vielen guten, aber nicht ſonderlich dichteriſchen Gedanken erſcheint uns dieſes Gedicht eine Sammlung vieler Trivialitäten, wobei wir aber nicht überſehen dürfen, daß die früheren Erfinder von Bildern und Gedanken nicht dafür angeſehen werden können, wenn die Folgezeit ſolche Bilder und Gedanken platt tritt, daß ſie Anſehen, Friſche und Wirkſamkeit einbüßen. Beſſer gelungen iſt ihm die Bewahrung ſeiner dichteriſchen Anſprüche in dem Trauerliede, das er ſeinem Lehrer, dem bald zu erwähnenden Biſchofe von Burgos, Alonzo de Cartagena, nachſang. Er nennt ihn einen Seneca, ſich ſelber deſſen Leichenſtein. Mit ihm ſtarb der fruchtbare und hohe Styl in Spanien aus. Der Dichter und Spanien müſſen ihren Plato beklagen. Dann nennt Guzman eine Reihe Wiſſenſchaften, welche durch jenen Verluſt verwaiſet ſind. Wer wird nach ihm noch den Lobredner machen, der ſo trefflich pries? Unſere Mutter, die Kirche, verlor einen herrlichen Hirten, die Religion einen Vater, der Glaube einen großen Vertheidiger, die dem Studium Obliegenden und die Wißbegierigen erlitten einen unerſetzlichen Verluſt. Der Epheu, unter deſſen Ranken Guzman ſo oft ſich letzte, der Lorbeer, welcher die brennende Gluth der Sonne milderte und in deſſen Schatten er weilte, die friſche und helle Quelle, aus der er ſeinen Wiſſensdurſt ſättigte, ſie ſind dahin. O grauſamer und ſtrenger Tod, o tägliche Wunde, allgemeines und gemeinſames Loos des Menſchengeſchlechtes! An einem dunkeln Morgen haſt du den ganzen Garten ausgedörret, indem du die Süße der Quelle in bittere Galle verwandelteſt! — Guzman nennt bei der Fortſetzung ſeiner Klagen das geheime Verhängniß dunkel und mondenlos, wie gerecht, heilig und rein es auch ſeyn mag. — Beſonders traurig iſt dieſer Abgang in einer Zeit, welche ſo arm an tugendhaften und gemeinnützigen Männern iſt. Es bleibt, wer billig geben, es gehet, wer beſſer bleiben ſollte und dem Staatswohle dienen könnte. Der Dichter ſucht ſich

durch den Hinblick auf die Unerforschlichkeit der Wege des Höchsten zu trösten, welcher Alles so leitet, wie es uns frommt, sowie seine Gerichte lediglich Folgen unserer Sünden und Verschuldungen sind. Daher schließt der Dichter, der kundige und höchst tugendhafte Phönix unserer Sphäre schied ab aus dem großen Elende dieses Thränenthales, darum sprich, o ruhmwürdige Versammlung der Wissenschaften: O Jesus, Davids Sohn, gewähre ihm die heilige Ruhe! —

Poesieen des Rodriguez del Padron.

Von den Lebensumständen eines andern Dichters am Hofe Johanns II., dessen Vornamen allein bekannt geblieben ist, des Juan Rodriguez, welcher gewöhnlich nach seiner Vaterstadt in Galicien del Padron genannt wird, wissen wir wenig mehr, als daß er bei Hofe gelebt und sich in eine der Hofdamen verliebte, welche er zum Gegenstande seiner Liebesgesänge machte. Mochte er nun das Ziel seiner ernsten Wünsche nicht erreichen können, oder an dem unglücklichen Ende seines Freundes Macias, welcher auf dem Liebespfade seinen Tod gefunden hatte, sich spiegeln oder endlich auf irgend eine andere Weise aus dem Schwindel seines irdischen und verliebten Treibens zu sich gekommen seyn, er entsagte der Welt und verabschiedete sich von seiner Geliebten mit den in einem Liede aufbewahrten Worten: Lebe fröhlich, wenn du es vermagst, hoffe nicht mehr auf mich; denn wenn ich dich verlassen habe, ist es meine Absicht, daß wir uns nie wieder sehen. — Er führte diese Absicht aus, indem er in ein Kloster des Franciscanerordens ging. Vorher scheint er der Ueberschrift über dem eben angeführten Liede in Baenas Liedersammlung zufolge eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen zu haben. Es war seine Absicht, hier das Ordenskleid zu nehmen. Er ward später unter dem Namen Johannes de Herbon bekannt, welchen Dieze in seinen Anmerkungen zum Velasquez wohl ohne hinreichenden Grund für seinen Familiennamen hält. Er starb im Kloster, wie Sarmiento sagt, um die Mitte des Jahrhunderts. Doch scheint er hier die Feder nicht nie-

dergelegt zu haben Wenigſtens führt Wading, welcher mir leider nicht zugänglich, ihn unter den Schriftſtellern ſeines Ordens auf. Bouterwek, welcher aus Dieze zum Velasquez die Notiz übernommen, daß er ein Kloſter ſeines Ordens auf ſeine Koſten habe bauen laſſen, macht den Dichter zu einem Dominicaner, worin er, wie ſeine Ueberſetzer vermuthen, wohl ſehr geirrt hat, da er wenigſtens zu Jeruſalem, wo kein Kloſter der Dominicaner ſich befand, nicht in dieſen Orden hätte treten, auch als Dominicaner von Wading unter die Schriftſteller des Minoritenordens nicht hätte aufgenommen werden können. Dieze's Nachricht, daß er im Kloſter ſein Leben ſehr andächtig und fromm beſchloſſen, rührt vermuthlich auch von Wading her. Beides ſcheint er nicht ſo ſehr geweſen zu ſeyn, da er noch in der Welt unter Liebesleiden und Freuden ſich bewegte[1]). Seine Liebeslieder athmen eine ſehr heftige Leidenſchaft. Seine Liebesqual der Hundswuth vergleichend, beginnt er ein verzweifelndes Lied mit einer Art poetiſchen Gebelles: Ham, ham, huid que rabio. Bei ſolchem Liebesſchmerz begreift ſich, wie er der unzertrennliche Gefährte ſeines Freundes Macias, von dem ſogleich die Rede ſeyn wird, ſeyn konnte. Er liebte denſelben ſo ſehr, daß er in dem Gedichte: „Die ſieben Freuden Amors" den Liebesgott bat, wenn es dieſem gefiele, ſeine unglücklichen Tage in ihrem kurzen Verlaufe zu endigen, er geneigen wolle, daß Rodriguez mit Macias begraben werde, damit man an dem Grabe ſagen könne: Ein Land brachte ſie hervor, ein Tod nahm ſie hinweg und ein Ruhm iſt ihr Beſitzthum. Die zehen Gebote Amors, welche Rodriguez verſificirte und die ich als Probe ſeiner Poeſie auswähle, ſind ein Gedicht von 27 Octaven in 8ſylbigen Verszeilen. Die erſte Stunde einer finſtern Nacht iſt eben vergangen. Alles ſchlummert in tiefſter Ruhe, da erblickt der Dichter in der Luft, in der Nähe der Wolken, einen lieblich anzuſehenden Sitz, deſſen Mitte Amor einnimmt, zwei giftige, Tod bringende Schwerter in der Hand, welche durchaus in Feuer ſtehen, um den Liebenden grauſame Strafen zu ertheilen, wenn ſie nicht beſtändige und getreue Diener ſind. Der Dichter betrachtet mit Entſetzen die ſchreckliche Erſcheinung. Da ertönt vom Himmel herab eine Stimme, welche den

1) Bonam vitae partem vanis amoribus colendis carmineque celebrandis contrivisse dicitur, ſagt Niclas Antonio.

Dichter anredet: O du wahrhafter Liebender, Banner meiner Schlachten, mein Glück gehet zu Grunde und du ſchweigſt? Sprechen ſollſt du fortan! Den regelloſen, ungetreuen Liebhabern ſollſt du die Höllenſtrafen zeigen, zu denen ſie bald verurtheilt ſeyn dürften, wenn ſie nicht ihr Leben beſſern und mein Geſetz beachten, ſondern in Irrthümern und Fehlern, denen ſie ergeben ſind, ferner verfolgen. Hierauf erklärt Amor, daß die einzige Regel, nach der die Liebhaber zu leben hätten, ſeine Gebote ſeyen. Das erſte Gebot iſt: Nur da zu lieben, wo man der Gegenliebe gewiß iſt, ſo daß man von der Geliebten nicht mißachtet wird. Der Dichter führt ſich als warnendes Beiſpiel auf; die Zeit, welche er der Geliebten zugewendet, um durch ſeinen Dienſt zu erfahren, ob ſie ihn wieder liebe, erklärt er für verſchwendet, da ſie ihn geringſchätzte. Das zweite Gebot iſt das der Treue gegen die Geliebte, welche nicht leicht ſich wird abwendig machen laſſen, wenn ihr Treue gehalten wird; nur treuer Minnedienſt dürfe auf Belohnung und Erreichung des erſehnten Zieles rechnen. Das dritte Gebot ſchließt ſich dem zweiten inſofern an, als der Liebende nicht allein von der alten Geliebten nicht ablaſſen, ſondern auch nicht auf eine neue begehrliche Augen werfen ſoll. Derjenige muß ſicher verlieren, welcher zu gewinnen wähnt, wenn er, was er hat, vertauſcht mit dem, was er haben möchte. Das vierte Gebot befiehlt Beſcheidenheit und Mäßigung und ein gleich freundliches Geſicht gegen Jedermann. Als Muſter in dieſen Tugenden werden die caſtilianiſchen und ſevillaniſchen Damen empfohlen. Das fünfte Gebot fordert eine Tugend, deren alleiniger Beſitz hinreicht, um ſich beliebt zu machen, nämlich muthvolle Tapferkeit, welche ſogar dem perſönlich Unbekannten die Herzen zuwendet, wie Panteſilea ſich, ohne ihn geſehen zu haben, in den tapfern Hektor verliebte. Das ſechste Gebot verlangt beſtändige Wahrhaftigkeit; wer dieſe beſitzt, wird von jeder Dame gern zum Genoſſen angenommen; Regulus wollte lieber in afrikaniſcher Knechtſchaft enden, als von der Wahrheit laſſen und unſere Ahnen ließen in einem andern Zeitalter ihr Leben für die Wahrheit. Im ſiebenten Gebote wird Befliſſenheit nach Reichthum gefordert, da Liebe mit Armuth ſich übel verträgt. Im achten Gebote verlangt Amor, daß man die Einſamkeit meide und in Freuden lebe. Einſamkeit iſt die Mutter vieler Leiden; wer ſich derſelben ergibt, büßt allen Ruhm ein; Trauer, Unwiſſenheit, Verzweiflung, Vergeſſen-

heit, herbe Gedanken bringen den Einſamen um allen Verſtand. Das neunte Gebot verlangt vom Liebenden Befliſſenheit in Werken der Höflichkeit, Klugheit und Zierlichkeit. Im zehnten wird ihm Freigebigkeit zur Pflicht gemacht, mit welcher er bei Jedermann willkommen ſeyn wird, namentlich bei derjenigen, welche das Leben des Liebenden in freier Gewalt hat. Freigebigkeit wird ſich überall finden, wo Adel herrſcht. An den erhabenen Herrſcher Caſtiliens wird deßhalb verwieſen, welcher vom hohen Throne herab ſie aus ſeiner Hand vertheilt. Zu ſeinen Füßen ſitzt die Höflichkeit, welche den ganzen Saal beherrſcht, zu ſeiner Linken der edle Anſtand und zur Rechten die Klugheit. — Schließlich fordert der Dichter auf, die Drommeten erſchallen, die Banner flattern zu laſſen, um in den Kampf gegen die Verdammten, in Ketzereien Verirrten zu ziehen, welche gegen Amor und deſſen Leute ſich Feindſeligkeiten erlaubten. — Mir hat es nicht gelingen wollen, in dieſen berühmten zehn Geboten Amors ein ſo ganz beſonderes poetiſches Verdienſt zu entdecken, namentlich ſind die Uebergänge von einem Gebote zum andern ſehr unbeholfen und in dürftiger Wiederholung wenig veränderter Gedanken vermittelt. Anſprechend dagegen habe ich ein kleines, nachmals von Tapia gloſſirtes Lied auf die Jungfrau Maria gefunden, welches wohl ſchon ein Kloſterprodukt des Dichters ſeyn dürfte: Feuer des göttlichen Strahles, redet er die Holde an, ſüße Flamme ohne Gluth, Kräftigung im Ermatten, Heilmittel wider den Schmerz, erleuchte deinen Diener. In den falſchen Ruhm der Welt, in des Glückes Eitelkeit gewinne er eine richtige Einſicht, mit des Gedankens Tiefe ergründe er den Mittelpunkt ihrer Bosheit. Wer deſſen kundig iſt, vernehme die Klagetöne der Syrene, welche in Befürchtung ſtürmiſcher Zeiten bei gutem Wetter trauert.

Im Eingange zu dem berühmten Gedichte: die ſieben Freuden Amors finden wir den Dichter vor den Pforten des Tempels, in welchem Amor, deſſen Dienſte Rodriguez Tage und Nächte der Erinnerung weihet, ſein Opfer empfing. Ein blinder Liebender, welcher, um jenes Schmerz zu rühren, die ſieben Freuden der Liebe ſingt, bittet er bei jenem Gebieter um Erbarmen. Die erſte Freude gewährt dem Liebenden der erſte Anblick der Dame, welche er zu lieben beginnt. Wer dem rechten Geſetze der wahren Liebe huldigt, muß blind ſeyn im Glauben und Schwören, im Sterben und Vertheidigen. Der Dichter iſt ein blinder Betrachter, dem ſeit dem erſten

Anblicke der Geliebten die Sehekraft schwand. Die Sonne mit all ihrem Glanze vermochte nicht, was der Geliebten Schönheit bewirkte; allein es ist nicht zu verwundern, wenn nur eben oder auch allein halb so groß ihr Mitleiden seyn wollte! Sie soll sich, so bittet Rodriguez, vom Mitleiden nicht fern halten; er wolle es wohl erkennen, wie blind ihn seine Leidenschaft auch gemacht habe. Die Qual des Gedankens und der nicht erreichten Wünsche empfindet er, wiewohl er das Gefühl verloren, mit doppelten Empfindungen; je mehr er um seinen Tod bittet, deste mehr verdoppelt sich sein Schmerz. Die erste Freude endet, ohne daß der Wunsch ein Ende nimmt. Die zweite Freude besteht nach dem Glauben des Dichters, in welchem derselbe sehr stark ist, in dem ersten Blicke, welchen die Dame ihrem künftigen Sclaven zuwendet. Der Dichter beklagt in Trauer, daß er diese zweite Freude nicht genieße, weil er mehr liebend als geboten, über das Gebot hinaus folgsam ist. Einen eben so starken Liebhaber kann niemand nachzuweisen behaupten. Der Dichter allein vermag von sich zu sagen, daß er mehr geleistet, als das Gesetz der Liebe verlange und die Liebe selbst übertroffen habe. Er singt die zweite Freude mehr mit trauriger als froher Stimme. Wenn er ihrer nicht theilhaftig worden, so ist nicht Mangel an Liebe Schuld daran. Der dritten Freude hat der Dichter vier volle Strophen gewidmet; sie besteht darin, wenn der Liebende der Geliebten die Qualen erzählen darf, welche das Verlangen nach ihrem Anblicke ihm bereitet. Die vierte Freude findet der Dichter in der Nöthigung, auszusprechen, wo er zuerst entbrannte, wie er einer klugen Dame diente, die ihm an Stande und Tugend weit überlegen. Allein so wie die übrigen, so endet auch diese vierte Freude, ohne daß seine Noth ein Ende nimmt. Die fünfte Freude besiehet darin, wenn der Liebende immerdar seinen Dienst zu ihrem Vergnügen darbieten darf. Nach drei Strophen nimmt der Dichter von dieser Freude Abschied, ohne seinem Trauerliede ein Ende zu setzen, denn auch die sechste Freude muß er im Klagetone schildern. Sie besteht darin, wenn das Harren damit belohnt wird, daß dem Liebenden von Weitem das Angebot einer wirklichen Hoffnung oder der Zusage des ersehnten Glückes sich nahet. Die siebente Freude allein kann den Schmerzen des Dichters ein Ziel setzen. Sie bestehet im Lieben und wieder geliebt werden. Wenn die göttliche Liebe den Feind zu lieben gebietet, so muß man um so eher den Freund lieben; wenn der

Wille hiezu nicht vorhanden iſt, muß Tugend denſelben dazu nöthigen, den treuen Diener zu lieben. Wenn den Amor die ſieben Freuden nicht bewegen können, ſo ſollen ihn wenigſtens die fünf Leiden rühren. Den Schluß bildet die oben erwähnte Strophe, worin er um ein Grab mit Macias bittet. — In dem bereits gedachten Balliede verkündigt der Poet, daß er toll ſey und für eine lange und ſchwere Beleidigung ſich rächen wolle. Er ſagt, er ſey vor Liebe durchaus verſtummt und vermöge nur zu bellen. Indem er ſo ſeine Nöthen ausbellt, hat er zuweilen Luſt, mit eigenen Zähnen ſich anzufallen und zu zerfleiſchen. Heulet, ruft er, arme Gefühle, denn man thut euch Schmach an, erhebt nur um ſo ſtärker euern Schrei. — Für ſeine Noth findet er nirgends Abhülfe, auch nicht in den Tiefen des Meeres. Da er aber nicht damit zu Stande kömmt, die Urſache ſeines Leidens ganz deutlich zu machen, ſo hält ers für das beſte Mittel zu ſchweigen. — Ich meines Theiles habe nach dem, was mir davon bekannt geworden, nicht die hohe Meinung von den poetiſchen Gaben des Rodriguez del Padron faſſen können, welche ſeine Zeitgenoſſen davon hegten.

Macias der Verliebte.

Ebenfalls aus Galicien, dem Lande der romantiſchen Schwärmerei und dem Pater Balthaſar de Victoria zufolge auch aus El Padron, ſtammte der Dichter Macias, der eben ſchon beiläufig einmal erwähnt ward. Der Marquis von Santillana nennt ihn in ſeinem kritiſchen Sendſchreiben den groſſen Verliebten und unter dieſem Namen iſt er in der Literaturgeſchichte bekannt geblieben; ſein Familiennamen iſt wie der ſeines Landsmannes Rodriguez verkommen. Denn Macias iſt nur ein Vorname und die ſpaniſche Form für Matthias. Die Vermuthung Sarmiento's (§ 680.), daß Macias mit dem vom Marquis von Santillana unmittelbar vor ſeinem Namen genannten Fernan Casquicio (oder Cascais, Cascacio) eine Perſon geweſen, iſt noch nicht begründet. Wenn auch Macias poetiſches Verdienſt in Ermangelung ſeiner Werke[1]), von

1) Einige Verſe des Macias ſind in Baenas Liederbuche zu finden cf. Sanchez I. S. 147. Seine meiſten Gedichte ſcheinen galiciſch geweſen zu ſeyn.

welchen nur wenige Bruchstücke auf die Nachwelt gekommen sind, nicht mehr auf eine authentische Weise gewürdigt werden kann und nur im Nachhalle des Ruhms, den er in seinem Zeitalter genoß, geahndet werden mag, so ist doch sein Lebensausgang insofern ein Stück der Geschichte der spanischen Poesie zu nennen, als er veranschaulicht, wie sich das Dichterleben der castilianischen Poeten praktisch ausnahm. Ich erzähle deßhalb das unglückliche Abenteuer mit den Worten des Gonzalo Argote de Molina in dessen nobleza de Andaluzia. Im Königreiche Jaen, an der Gränze des Königreiches Granada, thaten sich damals die adligen Herrn nicht minder durch rühmliche und heldenmäßige Unternehmungen, als durch sonderbare und merkwürdige Liebeshändel hervor. Um die nämliche Zeit war der durch Gelehrsamkeit berühmte Don Enrique de Villena, Großmeister vom Calatravaorden, bei welchem Macias, der sich durch seine Beständigkeit in der Liebe bekannt gemacht hat, in Diensten stand. Seine Jugend und Lebhaftigkeit rissen ihn dahin; er überließ sich gänzlich der Liebe und deren Leidenschaften. Er verliebte sich in ein schönes Mädchen, das gleichfalls zu dem Hofstaate des Marquis, seines Herrn, gehörte. Das Liebesverhältniß ward mit ihrer Bewilligung sehr geheim gehalten. Ohne daß der Großmeister etwas davon ahndete, verheirathete derselbe die Dame, eben als sich Macias einmal abwesend befand, an einen angesehenen adlichen Herrn von Porcuna. Macias ließ sich dadurch nicht abschrecken und hielt sich der Beständigkeit seiner Geliebten, welche ihn bisher so zärtlich geliebt hatte, so fest versichert, daß er ihr diesen Schritt keineswegs als eine Unbeständigkeit anrechnete, sondern vielm hr glaubte, daß sie, durch die Befehle ihres Gebieters genöthigt, sich dieser Vermählung nur gefügt habe. Er ward auch bald durch ingeheim erhaltene Briefe überzeugt, daß er im Herzen seiner Geliebten noch Herr sey. Von der Zeit hoffte er eine Gelegenheit noch glücklich zu werden und blieb eben so verliebt, beständig und zärtlich gegen sie als zuvor und setzte den Liebeshandel fort. Derselbe blieb indessen nicht unentdeckt und der Gemahl der Schönen ward davon unterrichtet. Er wagte es jedoch nicht, sich an Macias Leben zu vergreifen, weil dieser unter den im Dienste des Großmeisters stehenden Rittern vorzügliche Gunst genoß. Er fand es gerathener, den Großmeister von dem Falle in Kenntniß zu setzen. Dieser ließ den Macias vor sich erscheinen und machte demselben die heftigsten Vor-

würfe über ſeine Handlungsweiſe, verbot ihm auch, ferner an die Dame zu denken und forderte ſchlechthinige Entſagung aller Liebe zu ihr. Allein die Liebe hatte den Macias ſo ſehr eingenommen, daß ſie von allen Seiten mit Hinderniſſen umringt, nur, wie es zu geſchehen pflegt, eben durch dieſe Hinderniſſe neues Wachsthum erhielt und ſo ſtark wurde, daß er Alles auf das Spiel ſetzte und ſeine Liebſchaft nach wie vor betrieb, der Geliebten auch bei allen Gelegenheiten Beweiſe ſeiner Liebe gab. Der Großmeiſter, welcher ihn für verloren, alle ſonſtigen Mittel aber unzureichend hielt, ließ Macias gefangen nehmen und ſchickte ihn nach Arjonilla, einem dem Orden zugehörigen Orte, fünf Leguas von Jaen. Hiermit glaubte er allen Klagen wider ihn ein Ziel geſteckt zu haben. In der unbequemen Gefangenſchaft, worin ſich Macias zu Arjonilla befand und in der er ſein Unglück beſeufzte, fand er kein anderes Mittel zur Linderung ſeiner Liebespein, als das Dichten von Liebesliedern, welche er ſeiner Gebieterin überſendete. So beſänftigte er ſeinen Schmerz und unterhielt er ſeine Hoffnung. Von den Liedern, die er damals verfertigt hat, findet ſich eins in einem alten Liederbuche, das in der Bibliothek des Escoriales aufbewahrt wird. Es beſtehet aus vier Strophen, deren erſte dieſe iſt:

Cativo de miña tristura
Ja todos prenden espanto,
E preguntan, que ventura
Foy, que me atormenta tanto,
Mas non se no mundo amigo,
Que mais de meu quebranto
Diga, desto que vos digo,
Que ben ser nunca devia
Al pensar que faz folia.

Dieſe Lieder und die Briefe, welche Macias fortfuhr an die Dame zu ſchicken, fielen ihrem Gemahle in die Hände. Letzterer vermochte der Wuth, womit ihn die Eiferſucht darob erfüllte, nicht länger in ſich zu tragen und beſchloß daher, auf einmal der Sache ein Ende zu machen. Mit Schild und Speer bewaffnet beſtieg er ſein Roß und begab ſich nach Arjonilla. Daſelbſt erblickte er den Macias, der eben, ſeiner Liebe widriges Geſchick beſeufzend an einem Fenſter ſeines Kerkers ſtand. Der Anblick des verhaßten Feindes erbitterte den Ritter in dieſem Augenblicke dergeſtalt, daß er ſeinen Speer nach ihm ſchleuderte und ihn damit durchbohrte. Der unglückliche

Liebende, tödtlich von dieſem Wurfe getroffen, gab unter tauſend verliebten Klagen und Seufzern ſeinen Geiſt auf. Den Ritter aber, der ſich alſo gerochen, rettete ſeines Pferdes Schnelligkeit; er entkam nach Granada. Macias Leichnam ward in der Kirche der heiligen Catharina auf dem Schloſſe zu Arjonilla, wohin denſelben die angeſehenſten Ritter der Gegend trugen, mit allen Ehrenbezeugungen beerdigt. Der blutige Speer, welcher ihm das Leben genommen, ward auf ſein Grab zum traurigen Denkmal ſeines Unglückes geſteckt und folgende Inſchrift daran befeſtigt:

Aquesta lanza sin falla
Ay coytado
Non me la dieron del muro
Nin la prise en la batalla
Mal pecado.
Mas viniendo a te seguro
Amor falso y perjuro
Me firió sin tardanza
E fue tal my andança
Sin ventura.

d. h. Dieſe unfehlbare Lanze, ach ich Unglücklicher, ward nicht von einer (belagerten) Mauer auf mich geſchleudert, auch traf ſie mich nicht für meine Sünden in einem Kampfe. Sondern dir entgegen gehend, falſcher und treuloſer Amor, verletzte ſie mich unaufhaltſam, und ſolchen Gang nahm mein unglückliches Schickſal." So weit Gonzalo Argote de Molina [1]), welcher auch noch die bereits oben erwähnte Stelle aus den ſieben Liebesfreuden des Rodriguez del Praden und eine andere aus der Hölle der Liebe des Garci-Sanchez de Badajoz anführt, welche beſagt, daß dieſer Dichter am Eingange den Macias auf einem Seſſel erblickte, von Wunden verletzt, welche ſeinem Leben ein Ziel ſetzten und bekränzt mit Blumen. Im Tone eines trauernden Liebenden, ſprach er, eine Kette um den Hals, den Anfang ſeines Liedes: Gelobt ſeyeſt du Amor für alle Qualen, welche ich erduldete [2]). — Dieſe Geſchichte des Macias

1) Faſt mit den nämlichen Worten erzählt Sarmiento (§. 694 sqtt.) die tragiſche Geſchichte und Sanchez Bd. I. S. 138 sqtt.

2) Dieſe cancion mußte dem Marquis von Santillana, welcher nur vier Lieder von Macias kannte, unter denen die: loado seas Amor etc. ſich nicht findet, nicht bekannt ſeyn. Auch Quintana ſagt: Macias habe nur vier canciones gedichtet.

dürfte ein Beleg zu der Charakteriſtik ſeyn, die ich weiter oben von der Minnekunſt der Ritter gegeben habe. Dies mag mich für das längere Verweilen bei einem Dichter entſchuldigen, welcher vorzugsweiſe den galiciſchen Dialect anbauete und der caſtilianiſchen Literatur ferner ſtehet, obgleich er am Hofe des caſtilianiſchen Königs und des caſtilianiſchen Villena lebte. Seine Liebe ward ſprüchwörtlich und der Beiname des Verliebten wird ihm nirgends verſagt. Faſt alle Dichter ſeiner Zeit feierten ihn. Calderon ſagt in der Komödie: Um die Liebe zu beſiegen, muß man ſie beſiegen wollen, von einem Liebenden: „Macias war ſicherlich kein Milchbruder.“ Wie Mena in ſeinem Labyrinth den Macias in der Sphäre der Venus angetroffen, habe ich ſchon bemerkt. Eben ſo habe ich eines Gedichtes vom Marquis von Santillana: Liebesklage überſchrieben, gedacht, welches ich nur von den ſpaniſchen Ueberſetzern des Bouterweckiſchen Werkes dem Marquis von Villena zugeſchrieben finde, ohne daß für dieſe von allen übrigen Literatoren ſo abweichende Angabe Gewährsmänner genannt ſind. Das Gedicht iſt in Bezug auf Macias merkwürdig genug, um hier noch einmal näher darauf zurückzukommen: Der größere Theil der Nacht iſt ſchon verſtrichen, des Mondes Licht erbleicht und des anbrechenden Tages Strahl beginnt ſich zu zeigen. Der Dichter ruhet noch von ſeinen Mühſalen und ſeinem Leide, da vernimmt er ein Klagelied in dieſen Worten[1]): „Grauſamer und übermüthiger Amor, dein Stolz möge dir übel gerathen, da du deiner Macht ungeachtet keine Gerechtigkeit walten läſſeſt.“ Erſchreckt fährt der Dichter aus ſeinem Schlafe auf, wendet ſich gegen die Seite des Tones und erblickt den Klagenden, einen beſchädigten Mann, mit einer breiten Wunde in der Seite, welcher ſein Klagelied mit verſtörtem Antlitze fortſetzte: Aus dem Fröhlichen, der ich war, haſt du mich, o Amor, in einen Trauernden verwandelt um die Stunde, als du mir die Geliebte nahmſt, die du mir gegeben.“ Der Dichter frägt, was der Erſcheinung ſo herben Schmerz mache und ob für das Leid, welches ſie trage, kein Troſt gegeben ſey? Die Erſcheinung erwiedert, der Dichter möge nicht um ihren Troſt beſorgt ſeyn, denn ihr Wirken ſey, Kla-

1) Iſt die Anfangsſtrophe eines Liedes von Macias. Wahrſcheinlich ſind die übrigen der Erſcheinung in den Mund gelegten Worte ebenfalls Strophen aus Liedern des Macias, wie es bei der vierten wenigſtens unbezweifelt der Fall iſt.

gelieder zu ſingen: „Da ich des Glückes in der Zeit der Freude verluſtig ging, ſo hoffe ich immer auf Luſt, weil ich beſtändig trauern muß.“ Der Dichter entgegnet: Der Schmerz, welcher die Erſcheinung plage, ſcheine doch einer zu ſeyn, der wohl einmal aufhören würde. Sie erwiedert: wer um der Liebe willen an grauſamer Wunde leide, dem komme es zu, allezeit zu ſingen: „Gefangener meiner Trauer, bin ich allen ein Entſetzen und ſie fragen, welch ein Mißgeſchick mich quälet.“ Der Dichter meint, die Erſcheinung möge nicht klagen, denn ſie ſey weder der erſte noch letzte, welcher von dem Leide wiſſe, an welchem er ſieche. Sie aber antwortet: Der Dichter werde finden, ihr Schmerz ſey ſo herbe, daß ſie immerdar ſingen müſſe: „Doch diene ich dir luſtlos, ach Liebe, ach Liebe, ach Liebe; das große Leid weicht nimmer von mir.“ Der Dichter frägt, ob er nicht den Anlaß des Uebels und den Hauptgrund der grauſamen Verwundung erfahren dürfe. Er erhielt die Antwort: Wechſel und Vergeſſenheit hätten ihn ſo verletzt, deßhalb müſſe er das Trauerlied anſtimmen.“ Grauſamkeit und Wechſellaune haben mich zur Trauer erfaßt, denn da mir ferne iſt, die mich gefangen hielt, ſo weiß ich keinen Schutz.“ — Der Geſang der Erſcheinung tönte nicht mehr und ward vom Dichter nicht ferner vernommen; allein dieſer erkannte deutlich, daß der Tod ihn quälte und nimmer von ihm abließ, auch ſtimmte er unaufhörlich mit großer Zerknirſchung den Trauergeſang an, den er hören ließ als er ſtarb: „Da ich an meiner gern gepflegten Liebe keine Freude haben kann, ſo werde ich ſterben, um nicht mehr in Sorgen den Verluſt meines Glückes anzuſehen; deßhalb nehme, wer mir glaubt, ein warnend Beiſpiel an einem fremden Haupte und keine Feſſeln über ſich, aus denen er nicht hinausgehen kann, wenn's ihm gelüſtet.“ — Wer auch der Verfaſſer dieſes beweglichen Trauerliedes ſeyn mag, Santillana oder Villena, er darf ſich deſſen nicht ſchämen. Jedenfalls überlebte Villena ſeinen unglücklichen Diener. Derſelbe muß daher vor 1434. geſtorben ſeyn. Dieſes ſchöne Trauerlied hat auch im deutſchen Dichter von Cronegk Anklang gefunden, welcher es in ſeinem Gedichte „Günthers Schatten“ nachgebildet hat. Allein er hat ſo viel Puder darauf geſtreuet und ſo viel Zopfband hineingeflochten, und dazu noch ſo viel dünne Brühe geliefert, daß der wirkliche poetiſche Gehalt faſt nicht mehr erkennbar iſt. Auch dem Macias hat er die beiden Verſe gewidmet:

„Macias ſeufzet dort und fühlt die vorgen Triebe,
Doch trauert noch zugleich ſein Lied und ſeine Liebe."

Bei dieſer Gelegenheit muß rühmend anerkannt werden, daß der zu ſeiner Zeit ſo gefeierte Dichter des Rodrus einer der erſten in Deutſchland war, welcher in ſeinem Aufſatze über die ſpaniſche Bühne auf die poetiſchen Schätze des edlen Volkes in Caſtilien aufmerkſam machte und wahrſcheinlich auch (wenigſtens im vorigen Jahrhunderte) der erſte war, welcher Scenen aus Calderon und Lope de Vega (in ſeinem Aufſatze über die abgebrochenen Reden in Schauſpielen) verdeutſchte. Von einem im caſtilianiſchen Dialekte gedichteten Liede des Macias theilt Sarmiento (§. 705.) Bruchſtücke mit, welche ſich durch anmuthige Verſification, innigen und naiven Ausdruck empfehlen. Eins davon wird in Baenas cancionero aber dem Fernan Perez Guzman zugeſchrieben.

Poeſieen des Garci-Sanchez von Badajoz.

Ein ebenfalls unglücklich liebender Dichter war Garci-Sanchez von Badajoz, deſſen Hölle der Liebe ſchon genannt werden mußte. Er verliebte ſich in eine Anverwandtin und verlor darüber gar den Verſtand. Seine Verſe ſind noch heute der Spiegel ſeines dichteriſchen feurigen Geiſtes, der in zerſtörender Gluth von eigener Flamme vernichtet wird, die ihn beſtändig durchlodert. Die poetiſch wirkſame Kraft ſeiner Leidenſchaft ſuchte ſich ſelbſt an den heterogenſten Stoffen Geſtalt und Ton zu geben. So nahm er in den Leciones de Job apropriadas a sus passiones de amor einige Capitel des Buches Hiob als Text zu einer Paraphraſe, welche nur ſeiner Liebe zum dichteriſchen Ausdrucke zu verhelfen beſtimmt war. Er hat dieſe Arbeit in neun Lectionen eingetheilt. Das Ganze gibt ſich als das Teſtament eines unglücklichen Liebhabers, deſſen poetiſche Kraft und Innigkeit gerade in der abenteuerlichen Paarung mit den Hiobiſchen Sentenzen recht hervorgehoben wird. Die frommen Zeitgenoſſen, welche dieſe Entweihung des bibliſchen Wortes durch die Zurichtung für Zwecke irdiſcher Liebe als eine ſchwere Sünde des Dichters anſahen, deuteten die Verrückung ſeines

Verſtandes und ſein unglückliches Ende (deſſen Beſonderheiten ich nicht habe ermitteln können), als göttliche Strafgerichte für jene Entheiligung. Da, ſo fangen dieſe Leciones an, Amor verlangt, daß ich in dieſem Alter eines ſo qualvollen Todes ſterbe, und ich mich in ſo ſchlimmer Zeit befinde, möchte ich meinen letzten Willen ordnen. Oft fühle ich mich aber in ſolcher Lage, daß ich es nicht würde ausführen können; das verurſacht mir Qual. Da ich es aber eben vermag, ſo will ich jetzt mein Teſtament errichten. Und weil mein Geſchick wollte, daß mein Sinn mit Blindheit und Eitelkeit geſchlagen wurde, ſo begehre ich kein anderes Paradies als meine Seele in ſeinen Händen zu laſſen ꝛc. ꝛc. Seinen dichteriſchen Ruhm vermacht er der Geliebten, denn keine andere Habe beſaß er, ſeitdem er jene Dame bediente. Den Ort des Begräbniſſes überläßt er der Beſtimmung der Hinterbliebenen. Bei ſeinem Todtenamte ſoll folgende Anrede an Amor gerichtet werden: Der du den Macias verliebten Andenkens getödtet haſt, dieſer hier, den dein Sieg alle Tage überwand, erachtete deine Qualen für einen Ruhm." Er gebietet, daß bei ſeinem Leichenbegängniſſe das Kreuz ſeiner Qualen vorauf getragen werden ſolle. Klagen verlangt er bei den Todtenfeierlichkeiten von ſo traurigem Tone, daß alle Herzen zum Mitleid erſchüttert werden ſollen. Viele Ehren begehret er nicht. Denn der Tod, den der Dichter ſtirbt, iſt eine genugſame Ehre für ihn, da er ihn aus Amors Händen empfängt. Um aber eine gewiſſe Ordnung in die Feier zu bringen, verlangt der Dichter den Vortrag ſeiner neun Leciones, die er nun beginnt. Er bittet die Liebe um Verzeihung, daß ſeine Tage nichtig waren, da er am Ende ſeiner Laufbahn ihrer Ungunſt unterlegen. Sage an, ſpricht er, was iſt der Menſch, daß du ihn ſo groß machſt und mit Gunſt durch die Bezeigungen deines Namens überhäufſt. Warum ſtellſt du dein Herz ihm ſo nahe, um ſo grauſam gegen ihn zu ſeyn, der ſchon in deinen Banden ſich befindet? Du beſuchſt ihn täglich und gewährſt ihm Beſchwerniß und Vergnügen, Trauer und Freude. Wie lange willſt du mir nicht verzeihen und mich meinen Gram verſchlucken laſſen. Ich erkenne, daß ich mich gegen dein Geſetz und deine Anordnung verſündigte; allein was ſoll ich dir gewähren, du Verderben der Leute; du haſt mein Leiden verurſacht, ohne daß ich etwas anderes that, als du wollteſt. Niemals war ich dein Feind; um dir zu folgen, floh' ich mich ſelbſt. Warum aber behandelſt du mich,

der ich dir alſo eigen bin, als deinen Gegner? Mir ſelbſt habe ich mich zum Verdruſſe gemacht, aus einem Zufriedenen ward ich ein Klagender; aus Seligkeit iſt Verzweiflung geworden. Warum entbehſt du mich nicht aller Qual, da du doch weißt, daß ich ſie nimmer verdiente. Erwäge wohl, wie ich an deinem tödtlichen Uebel erkrankte, gib Erleichterung meinem Leiden, ſieh' an, wie ich auf Staube zur Ruhe mich bette. Mein Schlummer iſt ſo übel, daß ich unter beſtändigen Qualen wache. Suchſt du mich ſpäter, ſo wirſt du mich nicht am Leben finden. So lautet die erſte Lection, welche überſchrieben war: Parce mihi domine. In der zweiten, worin er das Wort: Taedet animam meam paraphraſirt, ſpricht der Dichter ſeinen Lebensüberdruß aus. Er bittet ſeine Geliebte, da er nicht geſündigt, ihn auch nicht zu verdammen. Zu einem ſolchen Urtheile findet er keinen Grund, da er ihr allezeit dienſtbar geweſen; den Lohn, auf welchen ſie durch ſein Dienen Anſpruch habe, verweigere ſie ihm. Es ſtehe ihr übel an, ſeine Anklägerin über Dinge zu machen, welche ſie ſelbſt angerichtet. Er nennt ihre Augen die Anſtifter ſeiner Leiden, ſo wie die ſeinen den Anlaß ſeiner Verdrießlichkeiten; ſie blicke, um zu tödten, er, um zu ſterben. Ihre Tage ſeyen ſehr verſchieden von den ſeinigen, ſie ſey Gebieterin, er Gefangener; ſie lebe in Freuden, er in unbeſchreiblicher Trauer. Nach einigen andern Vorwürfen verſichert der Dichter: Niemand, der die Geliebte einmal geſehen, könne aus ihren Händen entkommen. Die dritte Lection iſt überſchrieben: manus tuae domine fecerunt me. Der Dichter ſagt, zum Liebhaber ſey er durch die geliebte Hand geformt. Er macht der Geliebten Vorwürfe, daß ſie ihm, nachdem ſie ihm ein ſo erhabenes Sein angewieſen, ſo bald wolle fallen laſſen. Er bittet ſie, ſich ſeiner zu erinnern, als des Erdenkloßes, den ſie ſelbſt gebildet. Er iſt ganz ohne Macht; er iſt Eigenthum der Geliebten, welche über ſein Gewinnen und Verlieren zu entſcheiden hat und ihn wieder in Staub zu verwandeln vermag. Aus dem Schlafe zum Daſeyn hat ſie ihn gerufen und Liebe eingehaucht. Ihre Schönheit iſt ſeinem Geiſte eingeprägt geblieben. Die vierte Lection iſt überſchrieben: Responde mihi, quantas habeo iniquitates. Dieſe Frage richtet der Dichter an ſeine Geliebte, um zu erfahren, in wie fern er die harte Behandlung verdiene, welche ſie ihm angedeihen läßt. Er frägt ſie, warum ſie ihr Antlitz vor ihm verberge, als ob er ihr Feind ſey; ſie ant-

wertet ihm eben ſo wenig als dem Blatte, das der Wind mit ſich dahin reißt. Alle ihre Gewalt, ſo klagt er, habe ſie wider ihn gewendet; er folge ihr, ſie verfolge ihn; während er ihren Anblick ſo ſehr verdient habe, ſuche ſie ihn mit Bitterkeit und Schmerzen heim, um ihm den Tod zu verurſachen. Unter die Vorwürfe dieſer Lection miſcht Garci Sanchez, wie bereits in die vorigen, lateiniſche Bibelſtellen, welche ſich unter dieſem Liebesharme ſeltſam genug ausnehmen, z. B.

> Y consumere me vis
> Señora por los servicios
> adolescentiae meae —
> Posuisti in nervo pedem
> meum et observasti omnes
> semitas de los mios pies.

Die Vorwürfe laufen immer darauf hinaus, daß die Geliebte es auf ſeinen Tod abgeſehen haben ſoll. Unter der Ueberſchrift: homo natus de muliere ſagt Garci Sanchez in der fünften Lection, daß der vom Weibe geborne Menſch ein kurzes Leben führe, ihm geſtattet aber nicht einmal die Liebe ein ſchmerzloſes Daſeyn in dieſer kurzen Zeit. Mit Trauer erfüllt, vergehet und vertrocknet er gleich einer Blume, weil er von ihr noch kälter als ein Fremdling behandelt wird. Obgleich er einem Schatten gleich, welcher ſich alle Augenblicke verändert, fliehet, ſo findet er allem zerſtörenden Einfluſſe zum Trotze ſich doch nicht verändert, denn er liebt als ein beſtändiger Liebhaber. Warum öffnen ſich, ſo fragt er, deine Augen niemals meinem Schmerze? In dem Gerichte, was ſie über den liebenden Sänger hält, iſt ſie zugleich Partbei, Richter und Zeuge, wobei er natürlich ſeinen Handel allemal verlieren muß. Er bittet ſie inſtändigſt, einmal ein wenig abzulaſſen vom Kampfe, damit er ein wenig Ruhe finde. Onus mihi hoc tribuat, frägt der Dichter in der ſechsten Lection mit Hiob verwundert, daß die Geliebte ſeine Seele in der Hölle feſt halte, deren Qualen er auf noch ſo lange zu beſtehen bereit iſt, wenn ſie ihm nur einen Zeitpunkt bezeichnen möchte, wo ſie ſeiner einmal gedenken wollte. Er iſt unglücklich über einen ſolchen Aufſchub und frägt naiv: ob ſie glaube, daß der Menſch nach dem Tode leben könne? Doch tröſtet er ſich damit, daß mit dem Tode ſein Mißgeſchick doch endlich einen Schluß finden müſſe. Dann werde ſie ihn rufen, er aber nicht antworten und ſich befinden, wo ſie ihn nimmer erblicken würde. Um der Opfer willen, die

der Dichter ihr gebracht, bittet er sie, sich seiner Dienste zu erinnern. Spiritus meus attenuabitur ist die siebente Lection überschrieben. Auch sein Geist wird, wie der Trauernde meldet, sich bald verzehrt haben in seiner leidenschaftlichen Thätigkeit. Er kann schon nicht mehr auf Dank rechnen für seine langen und treuen Dienste. Seit er ihre Schönheit erblickt, ist sein ganzes Daseyn eine Bitterkeit. Er schildert die Qualen seiner Nächte, die Verdrießlichkeiten seiner Tage; wenn sie es begehrt, will er seine Wohnung in der Hölle nehmen, er ist zufrieden mit einem Lager von glühenden Kohlen. Liebe ist die Mutter seiner Pein, Tod sein Vater, Qual und Schmerzen sind seine Geschwister. Er frägt nach dem Ruhme und Wohlbehagen, deren er vormals genossen u. s. w. Pelli me carnis consumptis ruft Garci-Sanchez am Anfange seiner achten Lection mit Hiob, indem er sich bereits zu den Verstorbenen rechnet; seine Wünsche haben ein Ende, seine Sorgen einen Ruhepunkt. Es bedarf nur noch einer Berührung von der Hand der Liebe, damit er stirbt, welche nie abgelassen hat, ihn zu verfolgen. Er wünscht eine Zusicherung des Aufzeichnens seiner Leiden, damit die Welt bis an ihr Ende derselben kundig sey. Die Schrift soll mit metallnen Lettern auf Feuerstein geschrieben werden. Mit einem nicht eitlen Ruhme gedenkt der Dichter sich jenes Tages zu erheben, wo er seine Gebieterin im auferstandenen Fleische, wie er sie lebend sah, wieder erblicken wird. Mit dieser Hoffnung legt er sich ruhig schlafen. Allein in der neunten Lection: Quare de vulva adduxisti beklagt er sich noch einmal über den Gram, der ihn zeitlebens verzehrt und sein Daseyn verbittert hat. Er bittet nur um einen Augenblick, in welchem der Schmerz seinen gewaltsamen Tod beweinen dürfe, ehe er vielleicht in das Land der finstern Furcht eingehet. Nachdem er dies Land noch malerisch geschildert, versichert er der Geliebten, daß seine dortige Pein ihr wegen seiner treuen Dienste Rache verschaffen solle. — Diese Lectionen übersendet Garci-Sanchez mit einem lieblichen und sehr galanten Begleitgedichte seiner Dame in der Weise von Gebeten, wie man sie bei Todten abzusingen pflegt. Er hofft, daß sie, da er ihr die Verse gewidmet und sie zur Vollstreckerin ernannt habe, dieselben wenigstens lesen werde[1]). Die Hölle der

1) Warum Brinkmeier gerade aus der Veröffentlichung dieses Gedichts so wie den sieben Freuden der Liebe und Amors zehn Geboten von Rodriguez del Padron auf eine ungewöhnliche Milde der Censur schließen will, indem vielleicht

Liebe, wozu dem Dichter, wie nach der Eingangsſtrophe zu urtheilen, das gleichnamige Gedicht des Guivara den Anlaß gab, beſtehet aus 43 Strophen von elf achtſylbigen Verszeilen. In den Tiefen ſeiner traurigen Gedanken umherirrend, geräth der Dichter in die Qualen dichteſter Finſterniſſe und ſieht ſich unter den Liebenden in der Hölle der Liebe, von welcher Guivara geſungen. Das Ganze erblickt er von hohen Mauern umgeben. Er tritt hinein und gewahrt auf reichem Sitze einen Jüngling, in dem er den Genius der Liebe erkennt. Er meldet ſich ihm als einen Liebenden. Jener erbietet ſich, ihm ſein Gutes zu zeigen, nachdem er ſeine Uebel geſchmeckt. Sie gehen in ein anderes Gebäude, wo ſie die unglücklichen Liebhaber, unter denen hohe Herren anzutreffen ſind, finden. Sie ſind nach der Angabe des Herrſchers der Liebe ſämmtlich in derjenigen Verfaſſung, welche ihnen in dem Momente eigen war, als ihre Liebe den höchſten Punkt erreicht hatte. Es werden nun 38 caſtilianiſche Poeten, theils noch lebende, theils verſtorbene, dem Garci-Sanchez gezeigt, deren jeder einzelne mit ſeinen eigenen Worten klagend ſich vernehmen läßt, wie es in dem oben mitgetheilten Gedichte, worin der Schatten des Macias dem Marquis von Santillana (oder wer der Sänger geweſen ſeyn mag) erſcheint, der Fall war. Zunächſt erblickt Garci Sanchez eben dieſen Macias mit den beiden Wunden in der Bruſt, welche ſeinen Tod herbeiführten, und mit Blumen bekränzt. Derſelbe ſpricht den Anfang ſeiner Canzone: Loada seas amor. Mit einem ähnlichen Spruche empfängt ihn Juan Rodriguez del Padron. Am eiſernen Gitter eines Fenſters erblickt Garci Sanchez den Marquis von Santillana, welcher in Haft gehalten wird. Weiter gewahrt der poetiſche Waller den Monſalva, Guivara, Don Rodrigo de Mendoza, Juan de Mena mit einer tiefen Wunde. Den Diego Lopez de Haro ſiehet Garci-Sanchez in einem Kreuzgange auf einem hölliſchen Sitze, weil ſein Uebeles größer iſt, an einem ausgezeichneteren Orte. Der Stuhl brannte in Flammen. Trauernd wandert Jorge Manrique umher. Es folgen San Pedro, Juan de Hineſtroſa (der das ſtrenge Leiden beweint,

jeder, der den Inhalt, ohne Dichter zu ſeyn, ausgeſprochen, ſich eine Anklage auf Leben und Tod beim Glaubensgerichte, das damals wohl nicht beſtand, zugezogen haben würde, kann ich nicht ganz begreifen. Ayala und Hita enthalten weit bedenklichere Sachen und Boccaz nebſt den übrigen italieniſchen Novelliſten trieben ihre noch weit ſchlimmere äſthetiſche Wirthſchaft ungeſtraft unter des Papſtes eigenen Augen.

das von einem vergifteten Pfeile in seiner Bruſt ausgehet, der eine tödtliche Wunde zurückließ) und Cartagena. Der Vizeconde von Altamira gehet trauernd umher, in Liebesbetrachtungen vertieft und von Zeit zu Zeit ſeufzend. Es folgt ein Don Luis, welcher ſein Bruder genannt wird. Ein groſſer eiſerner Haken, von der Hand einer Jungfrau geworfen, hat das Herz des Diezo Mendoza durchdrungen. Don Luis de la Terre ſchaucte gen Norden. Einen abſchreckenden Anblick bot Manrique de Lara mit ſeinen zahlreichen Wunden dar und ſeinem rings um ihn her über den Boden hingegoſſenen Blute. Don Bernardino de Velasco im ſeidenen Coſtüme zeigt ſich wie ein Reiſender. Don Hernando d'Ayala ſchreitet mit aller ihm eigenthümlichen Anmuth durch einen Saal dahin; ihm ſoll keiner an Liebe vergleichbar ſeyn. Eſtevan de Guzman gehet weinend umher. Der Comendader Juan de Hineſtroſa iſt von einem Pfeile ſchrecklich durchbohrt, deſſen Schaft Garci Sanchez noch beben ſiehet; er hob ſeine Hände gegen den Herrſcher der Liebe auf. Don Bernardino de Manrique ſang wie ein Menſch, der außer ſich iſt. Garci Sanchez ſiehet in ihm das Ebenbild ſeines eigenen Zuſtandes. Yñigo Manriquez brennt mit getheiltem Herzen lichterloh in Flammen. Diezo de Caſtilla führt mit den Flammen einen Kampf auf Tod und Leben. Weiterhin erblickt Garci Sanchez den Don Antonio de Velasco nebſt deſſen Bruder Sancho. Mariño erſchien mit Armbruſt und Köcher in einem freudenloſen Zuſtande. Zu Alvar Perez ſprach der Herrſcher der Liebe: ich begehre, daß du mein Fähnrich wirſt und Perez empfing die Fahne aus jenes Händen. Seinen Bruder Don Alonſo erblickt Garci Sanchez, vor Liebe geſtorben, unter Blumen begraben; Lerchen und Nachtigallen ſangen ihm ein Sterbelied. Don Manuel de Leon erſcheint vom Kopfe bis auf die Füſſe bewaffnet und die Geſchichte ſeiner Liebe in einem Bilde ausgeführt, auf welchem auch die ſieben Mauren bemerkbar ſind, welche er erlegte, ſo wie Löwen, die er bändigte und tauſend andere Abenteuer. Verſe von ihm führt Garci Sanchez nicht an. Hierauf ſtellt ſich der ſchmerzhaft durch die Liebe verwundete Graf von Haro dar, ſodann Yñigo Lopez. Lope de Soſa war mit Pfeilen überdeckt. Luis de Copindela ſtand mit freudeloſem Antlitze, denn er wachte nicht und ſchlief nicht. Hernando de Llanos begoß ſeinen Garten, worin aber nicht ſowohl Birnen und Aepfel, als Liebesleiden gezogen wurden. Rodrigo Meria loderte in leben-

digen Flammen; er war todt und lebte, frei und schmachtete in Gefangenschaft. Lope de Leon singt mit einer ganzen Gesellschaft Liebender, unter denen Liebesfragen verhandelt werden. Juan de Guzman, Erstgeborner des Geschlechtes Niebla, sitzt bei tiefem Leide in dichter Finsterniß, so daß Garci Sanchez kaum seinen Schmerz sehen kann. Schließlich bittet der Dichter diejenigen Ritter um Vergebung, welche er aus Unbekanntschaft mit ihren Vorzügen, die vielleicht die erste Erwähnung verdienten, nicht mit namhaft gemacht hat. Wenn sie ungehalten darüber seyn sollten in dieser Hölle sich nicht mit aufgenommen zu finden, so will er ihnen die Thür offen erhalten und sie mögen sich selbst noch hinzusetzen. Als eine Blumenlese verliebter Phrasen von nahe an einem halben hundert Dichtern ist dieses Stückchen, das außer dem mussivischen und literar historischen Werthe noch das Verdienst einer schönen Diction und zierlichen Versification hat, immer noch werth, einmal durchlaufen zu werden. — Das „claro obscuro" überschriebene Gedicht des Garci Sanchez fängt mit einem mythologischen Prunke an, welcher durch die zierlichen und innigen Klagen verschmäheter Liebe, welche darauf folgen, als wiederholtes Echo störend hindurchtönt. — Von beträchtlicherm Umfange ist ein Gedicht mit dem Anfange: a la hora en que mi se worin Garci Sanchez Liebesphantasieen zum Besten gibt. Nach einer sehr lieblichen Einleitung meldet der Dichter, wie ihm der Geist der Liebe seiner gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Leiden vorgestellt, welche Garci Sanchez im Style der Troubadours seinem Leser mittheilt. Hierauf wird Amor ihm in aller Lieblichkeit und Schöne sichtbar. Ein Knabe an Alter hatte er sich mit allen Waffen gerüstet, welche der Dichter nebst dem sonstigen Aufzuge der Erscheinung auf das Liebenswürdigste schildert. Der Dichter läßt sich mit derselben in ein Gespräch ein, worin ihm Eröffnungen über die Symbolik jenes Aufzuges gemacht werden, so wie über die entsetzliche Macht, welche dem zierlichen Knaben gegeben ist. Amors Gewand ist mit Inschriften bedeckt, deren eine besagt: wer durch meinen Pfeil getroffen wird, stirbt einen süßen Tod. Die andern enthalten die Schilderungen seiner mächtigen Thaten. Der Dichter verschmähet Amors angebotene Gaben und will seiner Gebieterin, welche ihn nicht erhört, eigen verbleiben. Er bittet, daß Amor ihr diesen seinen Entschluß melden möge. Da Amor den Dichter so hartnäckig findet, sucht er demselben in anderer Weise beizukommen,

indem er ihm die Art ſeiner Peinigungen unter dem Bilde einer Schmiede vor Augen ſtellt, deren Beſtandtheile der Dichter als Marterwerkzeuge der Liebe erblickt, ſowie die Arbeiten als Qualen, welche dem Verliebten bereitet ſind. Ungeachtet der Veranſchaulichung ſeines Elendes, welches ihn von ſeinem Entſchluſſe abbringen ſoll, verharrt der Dichter bei demſelben; „er will ruhelos wie die Salamander im Feuer leben.“ Amor mit ſeiner Schmiede verſchwand. Allein ihr Glühen und Hämmern iſt in der Bruſt des Dichters zurückgeblieben, welcher ſich zunächſt durch dieſes Klagelied Luft macht. — Auf einige kürzere Gedichte folgt im cancionero general ein poetiſches Geſpräch des Garci Sanchez mit dem Glücke, welches er um Dauerhaftigkeit gebeten hatte, indem er es als Anſtifterin ſeines Leides anklagt. Das Glück entſchuldigt ſich auf eine ganz geiſtreiche Weiſe, wobei es dem Kläger zu Gemüthe führt, wie er mit Unrecht ſeine Anklage geſtellt. Die Schönheit der Geliebten, nicht das Glück ſey Schuld des Leides. Das Glück nennt ſich hierbei eine Wirkung ohne Weſen, einen gelegentlichen Ausgang, den es mit dem Zuſammenklang mehrer verſchiedenen Töne vergleicht. Der Dichter bittet das Glück um Auskunft, auf welche Weiſe es möglich geworden, daß die Liebe ihn ſo zugerichtet. Die pſychologiſchen Aufſchlüſſe, welche das Glück dem Dichter über ſeinen verliebten Zuſtand macht, ſind ein ſehr intereſſanter Beitrag zur Metaphyſik der Liebe, welche die alten Ritter pflegten. Das Glück ſchneidet mit der Erklärung: daß ſeine unbändige Leidenſchaft alle Geometrie und die Gränzen ſeiner Gerichtsbarkeit überſchreite, dem Dichter alle Ausſicht auf Ruhe ab. Dieſer faßt den Entſchluß, ſchweigend zu leiden. — In einem andern ſehr artigen Gedichte beantwortet Garci Sanchez einem Ritter die Frage: wie er ſeine Zeit hinbringe, wenn er von der geliebten Freundin abweſend ſey. Natürlich vergnügt ſich der Verliebte an dem Schmerze, welchen die Entziehung des Anblickes der Geliebten ihm bereitet. — Eine zierliche Galanterie iſt das Gedichtchen, welches aus der angenehmen Empfindung hervorquell, die dem Dichter den Genuß einiger Confituren erregte, welche die Hand der Geliebten berührt hatte. — Wahre und dichteriſche Innigkeit und Zärtlichkeit wohnt dem Liede bei: **La hermosura arabiada**, worin Sanchez die Vorzüge ſeiner Geliebten mit herzlicher Anerkennung ſchildert. — Allerliebſt iſt ein Liedchen, worin Garci-Sanchez alle Vögelchen, welche einen klagenden Sang haben, auf

fordert, ſeine Leidenſchaft zu beſchwichtigen, welche keineswegs vom Erdulden langer Pein etwa ermüdet iſt, vielmehr in Verdoppelung ihrer Noth ein beſonderes Verdienſt ſucht, weßhalb der traurige Sang eben den Zweck haben ſoll, die Spannung der Leidenſchaft auf jene doppelte Höhe der Pein zu erzielen. — Die gefiederten Sänger ſcheint Garci-Sanchez überhaupt als traute Genoſſen ſeiner Liebesſehnſucht und Vertraute ſeines Liebesharms gern angeſehen zu haben. Sie ſpielen auch in dem anmuthigen Liebesgedichte, welches anfängt: la mucha tristeza mia, eine Hauptrolle. Die unaufhörliche Trauer, welche dem Dichter ſein ſehnendes Verlangen bereitet, läßt ihm, wie er hier verſichert, weder bei Nacht noch bei Tage Ruhe, wenn er die Geliebte nicht zu ſehen vermag. Die Tage überlebt er nicht und die Nächte durchwacht er in Banden; ſchläft er Nachts einmal ein, ſo träumt ihm, er ſey in einer Wüſte geſtorben, in der Art, wie er einen ſolchen Traum nun beſchreibt. In Liebesverzweiflung, ſo träumt er, wandelt er durch ein wildes Gebirge, in welchem er außer einer Nachtigall kein anderes lebendes Weſen antrifft; es däucht ihm, der Schmerz, den er hegt, nahe ſeinem Ende. Liebe, welche es erfuhr, ſuchte den Dichter auf und befragt die Nachtigall: Sage an, liebliche Nachtigall, ſaheſt du etwa hier einen getreuen Liebhaber in der Irre gehen, der von mir verwundet ward? Wie, biſt du die Liebe? fragt die Nachtigall. — Ja, ich bin die, der du folgſt, durch die ihr Alle in Süße lebt, die ihr tapfer liebt. — Ich weiß, nach wem du frägſt, entgegnet die Nachtigall, du meinſt Garci Sanchez. — Es iſt noch nicht lange her, daß er einſam an dieſem Geſtade wandelte; als ich ihn ſah und er mich, wollte ich wiſſen, wer er wäre; alsbald erzählte er mir's und ſprach: ich bin derjenige, den die Liebe am grauſamſten behandelte; ſie brachte mir unſäglichen Schmerz; nicht Liebe tödtete mich, ſondern die Trauer um ſie. Ich fragte ihn, ob ich ſeinen Leiden irgend eine Erleichterung verſchaffen könnte. Er verneinte es, weil er das Heilmittel verabſcheue, ſeit er an demſelben verzweifelte. Alſo ſprechend und Thränen vergießend, ging er im heftigſten Schmerze dahin; und viele andere Vögel folgten ihm, bis er todt in einen Graben ſtürzte; da ſangen wir ihm das Grabeslied, weil er an Liebe ſtarb; noch war er nicht halb todt, als Trauer und Vergeſſenheit ihn grauſam zur Erde beſtatteten; mit grünen Lorbeern ward ſein Leib umwunden. Seitdem ward es bei uns Vögeln der Liebe Sitte, über ſeinem Grabe am Abend und in

der Morgenfrühe ſüße Lieder zu ſingen. Die Liebe giebt den Vögeln troſtreiche Zuſicherungen wegen ihres Cultus am Grabe des Dichters. Dieſer aber ſpricht am Ende ſeines Gedichtes ſeine Freude über das ſüße Völkchen aus, das ihm ein ſo ehrenvolles Leichenbegängniß gehalten; dieß verſetzte ihn in die lieblichſte Stimmung, weil er, was er hier ſchreibt, für Wahrheit hielt. Da erwachte er und fand ſich lebendig und im Gefühle des Schmerzes, nicht geſtorben zu ſeyn. — Die Zierlichkeit und Reinheit des Ausdruckes in Garcia Sanchez Liebesgedichten rühmen alle ſpaniſchen Literatoren. Den ſüßen, ſchmachtenden und den erſchütternden Ton der Leidenſchaft weiß er, wo er nicht ſpitzfindiſirt, zu treffen, denn er iſt in der Regel nur das Echo wirklicher Gefühle und inſtinktmäßig richtig angeſchlagen.

Alonzo von Cartagena.

Als ebenbürtiger Sänger des Liebeswehes tritt neben Garci-Sanchez ein nachheriger Kirchenfürſt auf. Es iſt Don Alonzo de Cartagena. Sein eigentlicher Name war Alfonſo de Santa Maria. Sein Vater Don Pablo [1], anfangs Biſchof von Cartagena und ſpäter Biſchof von Burgos (ſtarb 1435, über 80 Jahr alt), hatte früher dem moſaiſchen Glauben angehört und bei der im Jahre 1390 mit Frau, Söhnen und Geſchwiſter erklärten Annahme des chriſtlichen den Namen Santa Maria ſtatt ſeines jüdiſchen Salomon Levita ſich geben laſſen. Die drei Söhne, welche er noch als Jude gezeugt hatte, und von denen auch noch der älteſte ein Bisthum erlangte, haben ſich alle einen literariſchen Namen erworben, vor Allen aber Don Alonzo (geb. 1390), welcher ſpäter den Biſchofſitz von Burgos einnahm. Ferreras nennt ihn (wenigſtens in der deutſchen Ueberſetzung) einen legitimirten Sohn des Biſchofs Don Pablo, was auf eine uneheliche Geburt ſchließen laſſen könnte, wogegen Nicolas Antonio ihn einen legitimen Sohn nennt. Das orientaliſche Blut, welches in ſeinen Adern rann, macht vielleicht das Feuer der Empfindungen erklärlich, die in ſeinen Liedern ſtürmen. Doch war er von Jugend auf zur chriſtlichen Kirche und Schule

1) Auch dieſer war Schriftſteller. Wir ſind jedoch nur lateiniſch geſchriebene theologiſche Werke deſſelben bekannt. In einem derſelben: scrutinium scripturarum beklagt er ſich, daß ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen von den Königen über die Maaßen geehrt würden. Die ſpaniſchen Juden ſchrieben viele Werke in der Landesſprache, in Proſa wie in Verſen. Rabbi Daniel Levi de Barrios ſchrieb unter vielen andern Werken einen Tractat in caſtilianiſchen Verſen, welcher von den Juden Nachricht gibt, die in ſpaniſcher Sprache geſchrieben. Pablo de Santa Maria hinterließ auch eine Chronik der Könige von Caſtilien. Er zeichnete ſich als geiſtlicher Redner aus und war bei den Königen Heinrich III. und Johann II. in großem Anſehen.

gehalten werden und hatte es besonders weit im bürgerlichen und kirchlichen Rechte so wie in der damals sogenannten Naturphilosophie gebracht. Er war noch Dechant von Santiago, als er von Johann II. auserwählt wurde, der Gesandtschaft anzugehören, womit der König das Concil zu Basel beschickte. Hier hielt er eine berühmt gewordene Rede über den Vorrang der Könige von Castilien vor den englischen. Seine strenge Sitte und Gelehrsamkeit empfahlen ihn dem Papste Eugen dergestalt, daß dieser ihm das Bisthum von Burgos verlieh. Diesem Berufe stand er mit Ansehen und Würde vor. Auch zu weltlichen Geschäften mit Geschick begabt, ward er von seinem Könige nach Portugal als Gesandter geschickt. Seinen erfolgreichen Verhandlungen gelang es, einen von dieser Krone der Castilianischen drohenden Krieg abzuwenden. Er gehörte selbst einem geistlichen Orden an und sorgte dafür, daß die Klöster und Kirchen seines Sprengels, welche in Verfall gekommen waren, wieder hergestellt wurden. Auf Geheiß des Königs Johann übersetzte er die Werke des Seneca ins Spanische. Ueber die neue Uebersetzung der Ethik des Aristoteles hatte Alonzo einen heftigen gelehrten Streit mit dem berühmten Lenardo von Arezzo. Auch mehre philosophische und theologische Abhandlungen verfaßte er. Er war gerade sechzig Jahr alt, als er eine Wallfahrt nach Santiago unternahm, die ihn sehr befriedigte und erbauete. Bald nach seiner Rückkunft endigte er am 12. Juli 1456. sein Gott wohlgefälliges Leben, in welchem er alle Tugenden eines Prälaten, namentlich Bescheidenheit, Wohlthätigkeit, Frömmigkeit, himmlische Gesinnung, Gehorsam und strenge Erfüllung seiner Ordenspflichten reichlich entfaltet hatte. Hernan del Pulgar hat im XXII. Titel seiner claros varones das Leben dieses ausgezeichneten Kirchenfürsten beschrieben, ist aber aus dem Biographen, von den Tugenden Alonzos erwärmt, unwillkürlich sein Lobredner geworden. Seine Persönlichkeit schildert dieser Zeitgenosse als sehr einnehmend und so ehrwürdig, daß Niemand in seinem Beiseyn ein unanständiges Wort zu sagen sich unterstand, geschweige eine solche Handlung sich erlaubte. Aeußere Reinlichkeit, welche er für einen Ausdruck und Abglanz innerer Reinheit hielt, galt ihm überaus viel. Er lispelte ein wenig. Perez Guzman, welcher der Sitte der Zeit gemäß einen Trauergesang über seinen tödtlichen Hintritt anstimmte, der bereits eben näher erwähnt worden, gibt sich als Alonso's Schüler zu er-

kennen. Er hebt hervor seine Wissenschaft und Verdienste in der Moral, im bürgerlichen und Kirchenrechte, in der Physik, der Philosophie, der Theologie, der Rednerkunst, der Geschichte und zartsinniger Poesie. Unter seinen zahlreichen Schriften sind folgende in der Landessprache verfaßten hauptsächlich zu bemerken. — Der Doctrinal de los caballeros, eine Anweisung für den Adel über Dinge, welche für denselben wissenswürdig sind. — Anacefalosis o recapitulacion historica de los Reyes de España — Memorias de Virtudes — El libro de las doce questiones — Apologia sobre el Salmo »judica me Deus« — Der auf dem baseler Concile vorgetragene: Tratado sobre la precedencia de la silla de Castilla à la de Inglaterra — Sobre la pertenencia de las Conquistas de Canaria, Tanger, Fez y Marruecos à Castilla. — Die Gedichte, welche ihn hier für uns besonders anziehend machen, finden sich in den Liederbüchern zerstreuet und sind meistens Lieder der Liebe, welche er vermuthlich in seiner Jugend und vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl dichtete. Einzelne sind ausgezeichnet schön und sprachlich vollendet. Die Gluthen, welche aus dem Herzen des nachmals so heiligen Mannes emporlodern und durch die Kunst des poetischen Gedankens von ihm zur Rede gezwungen werden, sind nicht selten sehr irdischer Art, obwohl nirgends unrein. Mit Recht macht Bouterwek auf den malerischen Sturm in folgenden, hier freilich mühsam mit ihrer Wörtlichkeit nachgebildeten altväterischen Stanzen aufmerksam, welcher in wildem Brausen der Leidenschaft dahin fährt:

So Körper, wie Seele, so Sterben wie Leben
Erleuchten, umnachten des Feuers Gewalten;
Wohin sie die fassenden, rasenden, streben,
Da setzen sie, ohne zu selbst zu erkalten.
Was thu ich, da Alles mir Feindschaft verkündet?
Da Gutes und Böses nur Leiden mir schafft?
Mich glühet das Feuer, das wild mich entzündet,
Des Gewalt mich bewältigt, mich hält und mich bindet,
Mich bindet und löset mit siegender Kraft.

Wo soll sich mir Trauer, wo Freude mir zeigen?
Seit rings mich so große Gefahren betreffen,
Muß ich weinen, muß lachen, muß reden, muß schweigen,
Kein Heil ist zu finden, zu suchen, zu hoffen.

Nicht such' ich's zu suchen, noch mag ich's erfliegen,
Bedrängt und bedrängt von so grimmigen Plagen,
Nicht will ich besiegt seyn, noch will ich besiegen;
Nicht will ich beschweren, noch will ich vergnügen;
Nichts weiß ich zu thun und nichts weiß ich zu sagen.

Was thu' ich voll Trauer bei solcher Beschwerde,
Wen sendet Ihr, daß er mir helfe in Klagen,
Wohin auf der Erde, daß ruhig ich werde?
Was sieht' ich, was thu ich, was nehm' ich zu tragen?
Gebt Mittel zum Heile; ich kann's nicht erreichen,
Mein Uebel zu heben, mein Leid zu bezwingen,
Ich zeig's, ich verlleck es, muß dulden, muß schweigen,
Drum wird mir, drum muß mir das Leben zerspringen.

Diese coplas müssen ihrem Verfasser selbst sehr gefallen haben, denn er hat dieselben später glossirt, wobei er sich stellt, als ob sie von einem fremden Verfasser herrühren. Seine Glosse richtet er an diesen vorgeblichen Verfasser, dem er über seine Verse nebenher einige Complimente sagt. In dieser durch zwanzig Strophen geführten Glosse sind die Antitheten, die Wortspiele und leidenschaftlichen Uebertreibungen wo möglich noch weiter ausgedehnt und gehäuft. So heißt es z. B. einmal vom Liebesfeuer, das den Dichter durchglühet:

Su fuerça, que fuerça, my fuerça, por fuerça
Me enfuerça que fuerce my mal no diziendo ese.

Schließlich wendet sich der Glossator mit neuen Artigkeiten an den Verfasser der glossirten Verse mit der Bitte, dieselben, wo es ihm nöthig scheine, zu bessern und zu ergänzen. — Sehr übel weggekommen ist in dem Gedichte Cartagenas, welches anfängt: mezcla de tal perfection, ein Bruder Yñigo, welcher der Königin ein, wie es scheint, nicht ganz gehöriges Gedicht überreicht hatte. Der König, welcher dieß ungnädig vermerkt zu haben scheint, trug dem Cartagena auf, dem armen Bruder eine Version zu ertheilen. Der Dichter entledigt sich dieses Auftrages nicht ohne einer zierlichen Höflichkeit gegen seinen Herrn in gar feinen Wendungen und gut gewählten Gedanken zuvor Luft gemacht zu haben. Nach glimpflichem Eingange nimmt die dem Franz Yñigo gewidmete Strafrede die Farbe des bittern Wortwechsels der Tenzone an und läuft durch acht nett versificirte Decimen hin, in deren letzten er Yñigo besonders darüber anlässet, daß er einer Frau, wie der Königin, ein

solches Gedicht zu überreichen sich erdreistet, das schlechteste Gedicht, das ihr jemals zu Füßen gelegt worden. — In dem Gedichte: Esta que quereys saber beantwortet Cartagena die ihm von einigen Damen vorgelegte Frage: ob seine Geliebte Frau oder Jungfrau sey, ausweichend, indem er fürchtet, daß sie erkannt und von den Fragerinnen angefeindet werden werde, weil sie ihre Gebieterin zu seyn verdiene. Er läßt es daher bei allgemeinen Lobpreisungen ihrer Vorzüge bewenden. — In einem andern Gedichte erfahren wir ihren Namen: Mencia. Er nimmt hier die einzelnen Buchstaben, aus denen dieser Name zusammengesetzt ist, durch und bringt damit eine neunzeilige Strophe zu Stande. — In anmuthigen Siebenzeilern bewegt sich ein artiger poetischer Dialog zwischen dem Herzen und der Zunge (Sprache) des Dichters, worin sich das Herz sehr beklagt, daß die Zunge, die doch in seinem Dienste stehe, seine Vortheile so übel wahrnehme und ihn im Stiche lasse, wo es gilt, dieselben zu vertreten, namentlich schweige, wenn es darauf ankomme, das Herz vor der Geliebten auszuschütten. — In einem an den Vizconde de Altamira gerichteten Sendschreiben beklagt der Dichter sich mit jenem, daß eine gemeinschaftlich angebetete Schöne weder den einen noch den andern erhöre. Die gleiche Hoffnungslosigkeit und der gemeinschaftliche Schmerz sind sehr treffend geschildert. — Das Gedicht: Yo el enemigo de mi enthält eine Beschreibung des Trennungsschmerzes, dem der Dichter sich hingegeben sah, als er von der Geliebten hatte abwesend seyn müssen. — In dem Gedichte: Enemigos vos cansastes, welches einen Dialog zwischen den Augen und Herzen des Dichters darbringt, lesen wir die Anklage des Herzens, welches die Augen bezüchtigt, daß sie sein Leiden verursacht haben, worauf die Augen erwiedern, daß sie nur dahin sich gewendet, wohin das Herz sie geführt, und daß das Herz mithin an ihren Thränen Schuld sey. Das Herz behauptet bei diesen beiderseitigen Leiden doch am übelsten gefahren zu seyn, da ihm die Thränen zur Erleichterung fehlen, um deren Spende es daher die Augen bittet. Die Augen entgegnen, da das Herz mit seinem Willen leide, so möge es zusehen, wie es damit zu Stande komme. Zwischen die beiden Streitenden wirft (wie die Ueberschrift besagt) der Dichter den Stock, indem er sich als den Träger der Leiden beider Klagenden bezeichnet, der in seiner Person das doppelte Weh mit sich umherträgt. — Sehr zärtlich und galant sind drei Neun-

zeiler, mit denen Cartagena einer Dame einen an ihn gerichtet gewesenen Brief zurücksendet, und worin beide Schreiben sich redend vernehmen lassen und den armen Dichter beklagen, den sie trostlos verlassen haben. — Zu den Versen: no quereys damas querer warnt er auf Geheiß seiner Freundin die Frauen, welche Liebhaber besitzen, daß sie sich vor den Nachstellungen und Berückungen derselben in Acht nehmen sollen. Es mag dem Dichter schwer angekommen seyn, alle die verliebten Betheuerungen und Liebeserweise, in denen er selbst als Huldiger der Damen stark war, hier als erlogene Deckmantel, um damit zum Zwecke zu kommen, darzustellen. — Seltsam ist der poetische Einfall, daß der Dichter an einem Gitterfenster seine Huldin neben einem Negerweibe erblickt und durch die Schwärze der letztern versucht in den Ausruf ausbricht, daß Satanas sich hinwegheben und seine Gebieterin nicht anfechten wolle. — Das Lobgedicht auf die Königin Isabella (Johanns II. zweite Gemahlin), welches anhebt: De otras reynas diferente ist ein Stückchen sehr feiner Hofpoesie voll verbindlicher, aber dichterisch genug eingekleideter und ausgedrückter Redensarten, in denen unter andern die sechs Buchstaben, aus denen der Name Isabel besteht, symbolisirt werden. Isabella ist dem Dichter „auf Erden die erste, im Himmel die zweite Frau." In einem Wortspiele wünscht er, daß der Römer gelingen möge, das R aus dem Namen Granada zu entfernen [1]). — In den coplas: Es amor donde es fuerça antwortet Cartagena einer Dame auf die Frage: was Liebe sey, zwar nicht auf eine so kurze und glückliche Weise als im Sohne der Wildniß von Halm Parthena den Jngemar auf gleiche Frage bescheidet, doch aber treffend genug, um noch heute eine gewisse Wahrheit ansprechen zu dürfen. Eine längere Dichtung Cartagenas mit dem Anfange: Si alguna vias de amor avia enthält eine Unterredung des Liebesgottes mit einem Verliebten, dem ersterer in nächtlicher Erscheinung nahet und mit erschreckender Stimme erweckt und auffodert, seine Reden anzuhören. Der Verliebte, welcher eine sehr hohe Meinung von Amors Gewalt hat und dieselbe sehr fürchtet, schenkt willig sein Gehör. Amor fodert Anerkennung dafür, daß der Verliebte

1) Ganada heißt: gewonnen, erobert. Man könnte sich versucht fühlen, hier an die andere Königin Isabella, Johanns II. Tochter, zu denken, wenn Cartagena nicht gestorben wäre, ehe diese andere Königin so genannt werden konnte.

erlangt, was er erbeten. Dieser entgegnet mit der Anrede: Erhebung von unserer Qual, Qual unserer Erinnerung, Erinnerung unseres Ruhmes, Ruhm unserer Fesseln, Fesseln, welche uns so binden, daß wir sterben, wenn sie gelöst wird und wenn sie uns tödtet, uns lebendig macht ꝛc. — Hier haben wir ganz die Manier, welche als Culteranismus zwei Jahrhunderte später von dem guten Geschmacke in der spanischen Literatur so sehr verschrieen ward, wobei man aber übersah, daß solche Auswüchse ihren tiefen Hervorgang aus dem Wesen des Nationalgeschmackes und Bedürfnisses nahmen und keine der spanischen Poesie von Außen willkürlich eingeimpfte Sprossen sind. In einer nicht minder spitzfindigen Weise nimmt Amor das Wort von Neuem und philosophirt über seine Eigenschaften, Verrichtungen und sein Verhalten gegen seine Getreuen; der Verliebte entnimmt daraus, wie er Amors Macht bisher noch nicht nach Würden geschätzt und frägt, wie es zugehe: daß Ruhm und Schmerz so häufig als gleichzeitigen Empfindungen bei ihm sich einfinden? Diese Frage veranlaßt den Liebesgott noch näher einzugehen auf die Metaphysik der Liebe, woraus der wißbegierige Liebhaber entnimmt, daß er denn doch sehr in der Klemme sich befinde, weßhalb er dringend darum bittet, ihm eine Erleichterung angedeihen zu lassen, wobei er das Harte seiner Lage verhüllt. Amor hat Erbarmen und verurtheilt die Grausame, welche dem Verliebten, d. h. dem Dichter, ihre Neigung vorenthält, bei Strafe des Bannes zur Gegenliebe. Der Verliebte dankt, ist aber nach neuen Aufschlüssen über das Wesen der Liebe begierig, weßhalb Amor die Erläuterungen weiter fortsetzt, die der Verliebte durch Bemerkungen und Wahrnehmungen aus seiner eigenen Empfindungsweise hervorruft. Der Dichter zweifelt zuletzt wieder an einem Erfolge bei der spröden Geliebten, obgleich Amor ihn sein mächtiges Waffenzeug zu Gemüthe führt. Um ihn vollkommen zu beruhigen, fordert Amor den Dichter auf, ihm zu folgen an das Lager der Schönen, welche, wie er sagt, im Schlafe begriffen ist. Er verheißt ihm Genugthuung und wiederholt, da der Dichter verzögerliche Einreden zum Vorscheine bringt, die Weisung, ihm zu folgen, auf kategorische, allen Widerspruch niederschlagende Weise, womit das in anmuthigen Strophen von neun Zeilen lebendig fortschreitende Gedicht schließt, dessen Einzelheiten in dem kurzen Faden, welchen ich auszog, nicht veranschaulicht wer-

den können. Von dem Vorrathe der Gedichte des Cartagena kann ich nur noch einige Stücke mustern. — In einer allerliebsten canción versichert der Dichter, er wisse nicht, weßhalb er geboren sey, denn er finde sich so aufs Aeußerste gebracht, daß der Tod ihn und er das Leben nicht wolle. Zeitlebens werde er mit dem Tode gerechten Streit darüber haben, daß dieser ihn nicht wolle, während er doch sein begehre. Der Dichter weiß nicht, welch' ein Ende er gewärtigen soll, da ihm zu sterben versagt ist, aber doch klar vorliegt, was ihm das Leben seyn müsse. — In einer andern canción schilt der Dichter mit seinem Willen, daß dieser nach einem guten Leben strebe, denn das beste, das man sich erwählen könne, sey nicht, würde nimmer seyn und bringe stets nur Sorge; drum möge er sich der vergangenen süßen Zeit erinnern, die er vergeudet ꝛc. Den moralischen Ernst und das philosophische Studium erkennt man aus dem schönen, in halbverfügen Decimen abgefaßten und an seinen Vater gerichteten Gedichte, welches beginnt: si el navigante temiese, welches lauter ächte und wie die Zeit sie lichte, recht verständige Lebensbetrachtungen enthielt, den rechten Gegensatz von dem Sturme, welcher in den oben mitgetheilten Stanzen rausche. Wenn der Schiffer, sagt der Dichter, sein vergangenes Schicksal wohl in Betracht zöge, dann müßte es ihm, dünkt mich, schwer werden, ferner zu fahren; denn ohne allen Zweifel ist es ein ausgemachter Leichtsinn, wenn aus einem Glücksunfalle sich in den andern stürzt, wer in den sichern Hafen einfahren konnte. Ist der nahe Untergang augenscheinlich und unverkennbar, so denkt man darauf, sein Leben zu ändern, weil die Gefahr so nahe ist, und faßt Vorsätze, fortan ein anderes Leben zu führen; weiß man sich aber in Sicherheit, so verlängert man die Hoffnung von einem Tage zum andern. Obwohl wir den einen Irrthum einsehen, lassen wir vom andern nicht ab. Mein geringes Wissen sagt mir an, daß wir in jener Art das Meer und das Uebel der Welt durchschiffen. Gott gab uns in dem festen Körper ein Schifflein, die Fahrt wohl oder übel zu vollbringen. Die Freiheit ist der Kiel, Vernunft das Steuerruder; in diesen Fahrzeugen, die Seelen an Bord, segeln wir dahin; folgen wir bloß dem Kiele, so verlieren wir nothwendig, was wir nie erringen werden, da das Leben eine Reise ist, welche schnell endet und abläuft, wenn auch niemand dieselbe abkürzt, so beruhet der gute Verlauf im Steuerruder.

Mit dem Menschsein schenkte uns Gott unbeschränkte Freiheit, das Böse oder Gute zu erwählen; er gab uns die Sinnlichkeit und den Zügel dazu in die Hand. Also stehet es bei uns, zu straucheln oder uns stehend zu behaupten, wenn die Begehrlichkeit ziehet, und diese mit dem Zügel der Vernunft im Zaume zu halten. Niemand sage, daß dem Feuer unserer Neigungen keine Ruhe verschafft werden könne und unsere Leidenschaften sobald ihrem Gegentheile weichen; denn, ist uns auch eine reizbare Empfindung gegeben, welche es gelüstet, dem Uebel nachzulaufen, so ist uns doch als Gegenwind die klare Einsicht in die Fehler verliehen, die wir begehen. Entschuldigen wir uns damit, daß Gott wisse, was da seyn werde, so ist es wahr, ich läugn' es nicht, daß in seinem Wissen das Ziel, zu welchem wir seit unserer Geburt auf dem Wege sind, gegenwärtig ist; darum möge aber niemand in den thörichten Irrthum verfallen, sein Können für beschränkt zu halten; denn wenn er auch unser Ziel vorausstehet, so zwingt er doch die Creatur nicht. Wie etwa Jemand unter uns, dem Ballspiele zuschauend, weiß, welcher von den Spielern der Gewinnende seyn wird, also verhält sich's mit Gott. Ich sehe zwar voraus, daß der eine dem andern an Geschicklichkeit überlegen und der ungeschicktere unterliegen wird; allein ich bewirke doch nicht, daß er unterliegt. Hieraus erkennen wir also, daß wir ganz allein die Schuld an dem Bösen sind, das wir vollbringen und jede Entschuldigung, die wir vorbringen, eine falsche ist; sehr bekannte Dinge sind es, welche uns Sterblichen in die Hand gelegt sind: unser Tod, unser Leben, unsere Schuld, unser Böses. Daraus folgt als unzweifelhafter Schluß, daß der Mensch der Verwirrung anheim fällt, wenn die Vernunft demselben nicht hilft; der gerade Wille allein ist es, der niemals sich ändert. „Wenn ich mein Gewissen ändere, wird Gott meine Bestimmung ändern." Dieser Schluß gilt nicht; denn sein Vorherwissen gehet neben unserm freien Willen her. In seinem unendlichen Wissen ist Alles vorausbestimmt, Alles ist klar und geschrieben; allein daß Alles so geordnet ist, hindert unser Belieben nicht. Wenn aber Jemand Anstoß an dieser Erklärung nehmen sollte, die ich unmaßgeblich aufgestellt, so halte er sich des bessern Verständnisses wegen an die Vergleichung. Es kann sich daher, wen Gott verdammt, niemals auf eine hinterlistige Verleitung berufen, denn er legte unser Wohl und Weh, unsern Ruhm und unsere Strafe nicht in eine fremde Hand. Und

da frühe oder spät unsere Thaten ein Ende haben müssen, so wird Derjenige, welcher in diesem menschlichen Spiele seine Hand zu erheben wissen wird, dieses Vortheils genießen. Wer es ausführt, wird Freude haben und Ruhm in dieser Welt, so lange er lebt, auch Ruhm in der andern, sobald er diese verlassen. Wenn Euch das Gegentheil sagen sollte, bedenket, Herr, zuerst, daß ich Sohn und Rather (?) bin, und daß derjenige am besten dient, der Euch den besten Rath ertheilt.

Der Baccalaureus Alonzo de la Torre und seine Hervorbringungen in Poesie und Prosa.

Ein anderer Dichter von graduirtem Stande war der Baccalaureus Alonzo de la Torre. Dieser Baccalaureus de la Torre ist mit einem weit spätern Baccalaureus Francisco de la Torre nicht zu verwechseln. Velasquez scheint zwar an die Existenz dieses zweiten Baccalaureus nicht zu glauben und schreibt die unter diesem Namen in die Welt gegangene Sammlung lieblicher Gedichte, die er selbst herausgab, dem berühmten Quevedo zu. Allein nicht nur haben Mendibil und Silvela S. II. tom. III. und S. 482. tom. II. ihrer bibliotheca selecta diese Meinung aus Gründen aufgegeben und an einen wirklichen Baccalaureus de la Torre [1]) ernstlich geglaubt, der schon zu Boscans Zeit berühmt, ein Zeitgenosse desselben und wahrhafter Verfasser der von Quevedo herausgegebenen Gedichte gewesen, auch eine vom Baccalaureus Alonzo de la Torre verschiedene Person war, sondern auch Quintana hat in der introduccion zu seiner poesias selectas mit guten Gründen die Identität Quevedos und des Verfassers der unter de la Torre's Namen verbannten Gedichte zweifelhaft gemacht. Vom Baccalaureus Alonzo de la Torre ist mir nur so viel bekannt, daß er um die Mitte der Regierung Johanns II. blühete und wahrscheinlich am Hofe Johanns I. von Navarra (nachmals auch von Aragon) lebte. Ueber sein Vaterland, seine Herkunft, seine Studien,

1) Böhl de Faber will anscheinend in der tabla alfabetica zum III. Bande seiner Floresta gar einen Baccalaureus Francisco de la Torre von noch einem zweiten Francisco de la Torre unterschieden.

seine bürgerliche Stellung und über das Jahr seiner Geburt wie seines Todes läßt sich nichts sagen. Nur daß er Baccalaureus war, bezeugt der Titel seiner Schriften. Die gelehrtesten Männer jener Zeit pflegten sich mit diesem untergeordneten Grade zu begnügen. Der Inhalt seiner Schriften würde etwa zu dem Schlusse berechtigen, daß er jenen Grad in der philosophischen oder juristischen Facultät erlangt. Der vom Hofe erhaltene Auftrag zum Entwurfe einer philosophischen Abhandlung über moralische und politische Vorschriften zur unterrichtenden und angenehmen Lectüre für den Kronprinzen Carlos von Viana, von welchem noch die Rede seyn wird, beweiset, daß man in seine Einsichten und Fähigkeiten ein großes Vertrauen setzte. Der Baccalaureus entledigte sich wahrscheinlich dieses Auftrages zwischen den Jahren 1436. und 1437., indem er „die liebliche Erscheinung der Philosophie und freien Künste" (La vision deleytable de la Filosofia y artes Liberales) schrieb. Seine im cancionero general abgedruckten Gedichte [1]) sind artig und lieblich und gehören zu den vorzüglichern poetischen Erzeugnissen seiner Zeit. So dürfte er wohl einer der ersten gewesen seyn, welcher den nachmals so oft verschleierten poetischen Gedanken gegen die Geliebte aussprach, wie seine Liebe ihn in zwei schlimme Wagnisse verwickele, indem er, abwesend, starbe um sie zu sehen und, gegenwärtig, den Tod leide, weil er sie sähe. Voll Leides frägt er, was er in solcher Klemme beginnen solle, wo er, abwesend, mit sich selber nicht zu leben vermag, aber doch auch nicht in der Nähe der Geliebten, ohne die er doch nicht leben kann. — O könnte ich euch, so ruft er in einem andern Liebesliede doch ohne euch fürchten zu müssen, vergessen und ohne Klage ansehen, welche Beruhigung für mich würde das seyn? O welch' eine Herrlichkeit, wenn ich sehe, daß ihr euern Grimm, daß ihr eure Wuth mildert; dann würde ich nicht mehr von lebendigen Flammen mein Inneres entbrannt fühlen. Allein dieses Feuer habt ihr auf solche Art geschürt und entzündet, daß ihr es nimmer erblickt, bis es nach völligem Ausbrennen erlöschen seyn wird. Muth und Macht über mich habe ich als Ueberwundener aufgegeben. Ohne ein Mittel zum

---

1) In der königl. Bibliothek zu Paris befindet sich nach Nicolas Antonio eine Handschrift unter dem Titel: Poesias del gran Filosofo de la Torre.

Heile, lieb' ich Betrübniß stärker; denn für mein Leben gibt es kein Mittel mehr. Alle Hoffnung verlasset mich und nicht einmal eine Einbildung bleibt; sie hält sich mir so fern, daß sie nimmer meine Gesellschaft suchen wird. Schmerz und Trauer bleiben allein zurück; niemals darf ich denken zu genesen oder kräftig zu werden; mein großes Unglück bleibt mir; von meinem Verderben kann ich mich schon nicht mehr zurückziehen. — In dem Gedichte: El triste que mas morir, welches aus zehn Decimen und einer halben besteht, ertönen uns sehr bewegliche Klagen der Liebe entgegen. Lebensmüde fürchtet er doch die Trennung von der Geliebten mehr als den Tod; gleichwohl bittet er den Abschied sich aus, weil er weiß, daß er sterben muß, wenn er ihn erlangt. In der einen Hand hält er die Feder, in der andern das Messer; vor ihm liegt das Papier zum Briefe. Kein menschliches Wissen reicht aber aus zu sagen, was er fühlt. Allein der Schmerz soll der Feder den Sieg verleihen und er will sie ansetzen, seine Leiden zu schildern. Er beklagt, sich unter Amors Herrschaft hingegeben zu haben. Für einen Tag des Glückes ist der Dichter die ganze übrige Lebenszeit unglücklich. Diesem verzweifelten Leben ziehet er in aller Weise den Tod vor. Er jammert in klagenden Tönen, daß ihm das Glück der Gegenliebe versagt werde und sucht in eindringlicher Weise sich dieselbe zu sichern. Er schließt mit der ehrerbietigen Versicherung, daß, wo und so lange er lebe, er allezeit der Geliebten unterthänigster Diener seyn werde. — In dem Gedichte: Comorteo desconocida thut er der undankbaren Schönen zu wissen, daß er ohne Hoffnung elend daran ist um ihren Willen sein Leben zu verlieren; er sieht sein frühes Grab bereits vor Augen. Er wirft ihr vor, daß sie ein Lob darin suche, an ihn, der sich ihr so vertrauensvoll hingegeben, Rache zu nehmen. Er nennt sie übel berathen, daß sie auf den Tod eines Menschen ausgehet, welcher durch seine Dienste ihr so nützlich werden konnte, wobei er versichert, wie er keineswegs aus Todesfurcht also spreche. Niemals sey Einer auf der Welt gewesen, der also gelitten; auch sey kein Zweiter zu finden, welcher für unergründliche Liebe so schlecht gelohnt worden. Doch will er sterben, wenn es einmal ihr Begehr ist, obwohl die Schrecken des Todes mächtig auf ihn eindringen. Er bittet sie alsdann um die Barmherzigkeit, seinem Leben nur bald ein Ziel zu setzen. Allein er fürchtet vergeblich zu bitten, denn vor der Geliebten grausamem Antlitze würde

Ulyſſes ſtumm und Achilles feige werden ꝛc. — In dem Liede: Lodo mi mal se accresciuta läuft die Tendenz in den Schlußgedanken hinaus, daß die Hoffnung ihn erhoben und geſtürzt. — Auch das Gedicht mit dem Anfange Sino benigno cruel hat die Schilderung ſeiner verliebten Zerriſſenheit zum Vorwurfe. Er beſchreibt, wie er beim Aufſetzen ſeiner Gedanken das Papier zerreißt und wie im Lager ſeines Herzens ſich die Empfindungen feindlich bekämpfen. Die Feder ſchwankt ihm von Furcht und Hoffnung bewegt, und über allem Streiten ſteht Amor ſicher an ſeinem Orte. Meinung wechſelt in ihm mit Meinung. Von Ja ſchwankt er hinüber zum Nein. Für Alles findet er gleich triftigen Grund. Sein Inneres bildet ſich ab in ſeinem Aeußern; Freude und Leid löſen einander darin ſchnell ab. Voll Trauer ſchickt er ſich an, ſeine Verſe zu ſchreiben; wer ſein äußeres Gebahren beobachtet, muß ihn für ſinnlos halten. Er weiſet zur Erklärung dieſer Erſcheinung auf die Außerordentlichkeit ſeiner Geliebten hin. Es iſt ſeine Schuldigkeit ſie zu lieben, denn keine Rede vermag ihre großen Verdienſte zu ſchildern, welche ſelbſt den Neid überwunden haben. Sie eben ſind aber der Anlaß ſeiner Herzensbeſchädigung. Nur der Dichter, Amor? Sie wiſſen wie es darum ſtehet. Er ſchweigt zu ſeinem Frommen über das Nähere. Er erklärt ſich für einen demüthigen, beſtändigen und geheimen Liebhaber, der ohne Beleidigung der Ehre deren, welche er liebt, ſich am bloßen Lieben genügen läßet, der, unbekannt in der Welt, in der Liebe tiefſter Verdammniß lebt. Die Geſetze der Liebe aber befolgt er mit ſolcher Unaufmerkſamkeit, daß er in Einem fort davon abirrt, ſeines Fehles aber allezeit gewahr wird, wenn er lange darüber hinaus iſt. Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer nehmen ihn wechſelweiſe in ihren äußerſten Graden ein. Zwiſchen Glück und Leid ſchwebt er umher und leidet die höchſte Qual, wenn er der höchſten Ruhe am nächſten ſcheint. Jedem andern bekannten Uebel iſt durch irgend ein Mittel zu begegnen; allein des Dichters Leiden iſt ſo groß, daß dafür ein Mittel nicht vorhanden iſt. Wer nicht kann, was er will, der wolle dasjenige, was er kann und wenn er das Lieben nicht will, ſo ſuche er Zufriedenheit mit demjenigen zu erlangen, das ihm am meiſten Qual macht. In ſolchem Leide aber eine ruhige Miene zu heucheln, iſt eine unbillige Qual. Auch das Verſtecken des Vergnügens

unter dem Schleier der Traurigkeit ist eine schwere Aufgabe ꝛc. Zuletzt kommt der Dichter zur Einsicht, daß Gott allein ihn heilen könne und wendet sich mit der Bitte um Hülfe an denselben; den Lesern aber stellt er anheim, aus seiner Schilderung zu entnehmen, was er leide und was er gelitten hat. — Der Betrachtung dessen, was der Baccalaureus Alonzo de la Torre als Poet leistete, schließe ich hier ausnahmsweise die nähere Erwähnung seiner schriftstellerischen Arbeiten in ungebundener Rede an, zumal dieselben als Allegorieen doch der Poesie näher verwandt sind als der Prosa. Ich habe schon den Titel des moralphilosophischen Werkes genannt, das der Baccalaureus auf allerhöchsten Hofbefehl schrieb. Der Anlage und dem Inhalte nach darf es eine Nachahmung des Boethius genannt werden. Um seinem Vortrage einen annehmlichern Ton zu geben, erdachte er sich einen Traum, in welchem ihm die philosophischen Gestalten, die er einführt, sich darstellen. Deßhalb nennt er das Buch die ergötzliche Erscheinung. Es ist zu ersehen, daß zunächst die Bitten des Priors vom Orden des h. Johannes in Navarra Juan de Beamonte, Erziehers und Kammerherrn des Prinzen von Viana, dem Baccalaureus die Feder zu dieser Schrift in die Hand gaben. Das Originalmanuscript derselben ward in so hohen Ehren gehalten, daß die Aufbewahrung im eigenen Zimmer des Königs von Aragon erfolgte. Einige hochstehende und gebildete Personen erwogen, daß die Verbreitung der in diesem Buche niedergelegten Weisheit der Welt wie der Ewigkeit Nutzen stiften könne und nahmen deßhalb Abschriften von der „ergötzlichen Erscheinung." Das Interesse an diesem Werke verbreitete sich so schnell, daß es alsbald in die catalonische Sprache übersetzt ward und 1484. zu Barcelona gedruckt erschien. Das Original ward 1489. zu Tolosa gedruckt. Eine zweite Ausgabe erschien 1538. zu Sevilla. Nach den erwähnten Abschriften ohne Zweifel verfertigte Domingo Delfini, ein venetianischer Nobile, eine italienische Uebersetzung, welche er als ein von ihm herrührendes Original erscheinen ließ, ohne zu erwähnen, daß es eine Bearbeitung der vision delectable sey. — Einem braven Spanier Francisco de Caceres bezeichnete schon damals, was heutzutage sehr häufig geschiehet, daß er aus Unkunde der Literatur seiner eigenen Nation die ausländische Arbeit wirklich für ein Original hielt und 1563. ins Castilianische übersetzte. Torres Buch zerfällt in zwei Theile.

Der erste handelt von den freien Künsten und den natürlichen Wissenschaften. Der zweite hat es mit der Moralphilosophie, der Politik und Oekonomie zu thun. Das Ganze ist zusammengesetzt aus Reden und Unterhaltungen zwischen der Vernunft, der Wahrheit, dem Verstande und den Tugenden und Leidenschaften. Der am meisten anziehende, belebende und lebendigste Theil dieser Vision, in welcher alle die darin auftretenden allegorischen Gestalten Form und Bewegung lebender und leidender Wesen annehmen, ist die Unterredung, welche der Verstand mit den vier Cardinaltugenden hat. Der Gebrauch der Allegorie zum Vortrage didaktischer Wahrheiten lag der Zeit des Baccalaureus de la Terre dermaßen in den Gliedern, daß deren Anwendung nicht befremden darf. Wenn nur solche Allegorien, welche geistreich sind oder in denen das belebende Prinzip des Geistes besonders hervortritt, anziehend gefunden werden, so können die ziemlich trivialen Gestalten, welche der Baccalaureus de la Terre mit seiner Erfindungskraft heraufbeschwört, kein großes Interesse für sich in Anspruch nehmen. Konnte selbst Raphael, welcher in der Malerei ein weit wirksameres Mittel der Gestaltenbildung besaß als die Kunst des Gedankens zur Verfügung hat, für die Philosophie keinen unzweideutig philosophischen und für die Theologie keinen zweifellos theologischen Ausdruck finden, als er beide Vorstellungen allegorisch als Frauenbilder karikirte, so mag dem wackern de la Terre die Unbeholfenheit und die kräftige Nothhilfe, welche seine Phantasie dem allegorischen Bildungstriebe zu Theil werden ließ, um sein Geistesvermögen und Tugenden zu versinnlichen und als eloquente Damen, die ihre Weisheit auskramen sollen, einzuführen, nicht allzuhoch angerechnet werden, um so weniger, als es doch gebildete Spanier genug gibt, welche über die vision deleytable gleich vortheilhaft urtheilen als Menéndez und Silvela, welche derselben nachrühmen, daß Moral und Politik darin ihre unangenehme Nacktheit mit dem Schleier der Allegorie verhüllt und die Grazien des Styles die Erhabenheit der Gedanken verschönt hätten. Was nun die Reden betrifft, welche die klugen Frauen, namentlich die vier Cardinaltugenden, unter einander führen, so laufen dieselben der Hauptsache nach auf moralische Verhaltungsregeln hinaus, die freilich nach unsern heutigen Begriffen auf einem schon sehr plan getretenen Terrain sich bewegen und dem angekündigten deleytable in der Ueberschrift der Vision wenig entsprechen, oder gar diesen

Ausdruck zu rechtfertigen angethan sind. Zur Zeit des guten Baccalaureus mag es wohl anders gewesen seyn. Wegwerfend über solche nur durch die Unbill der Zeiten trivial gewordene Gedanken zu urtheilen, ist ein eben so verwerflicher Urtheilsanachronismus, als wenn man eine ehemalige Schöne nur nach der Häßlichkeit ihrer alten Tage richten will. Wirklich trivial ist nur die Aeußerung des Gedankenarmen, der aus Ideenmangel längst verbreitete Gedanken nur in seine Wortformen umgießt. Die Gedanken, welche der Baccalaureus zu Markte bringt, waren aber zu ihrer Zeit noch keine allerwärts feil gehaltene Waare. Deßhalb konnte denn auch z. B. die Klugheit in ihrer „ergötzlichen Erscheinung" hier mit einiger Prätension auftreten und, in der Ueberzeugung, nichts Gewöhnliches zu sagen, fodern, daß jeder, der ihr Freund seyn wolle, die von ihr verkündigten Regeln (welche jetzt etwas vernunft erscheinen) befolgen müsse, wobei sie freilich bescheiden genug hinzusetzt, daß oft einem Einfältigen in den Sinn komme, was selbst dem Klugen nicht einfalle. Diese Regeln laufen aber meistens auf eine Rechtlichkeit hinaus, welche vielfach altfränkisch geworden ist und sind von der beschränkten und verwerflichen Pfiffigkeit, womit z. B. unser Knigge in seinem „Umgange mit Menschen" aufwartet, sehr weit entfernt; der Ausdruck der doch nicht selten originell eingekleideten Klugheitsregeln des Baccalaureus de la Torre ist keineswegs gemein und strebt sichtlich nach einer ästhetischen Cultur. „Eitle, schwierige oder wohl gar unmögliche Gedanken, sagt er z. B., weise von dir zurück, denn eine Thorheit würde es seyn, sich einzubilden, ein Ochse könne fliegen, nicht minder als die: von einer Henne zu denken, sie solle pflügen oder einen Wagen ziehen. Ein Gedanke muß der Möglichkeit sowie der Person entsprechen, sonst ist er eine ohne Füllmund in die Luft hineingebauete Wand oder ein Kraut ohne Wurzeln. Der Mensch muß der Zeit, dem Falle und dem Verhältnisse angemessen denken, nicht aber nach Träumereien sein Denken einrichten, denn der Finger ist nicht so dick, wie er sich in einem polirten Stahle ausnimmt. Und darum gibt es einen Spiegel, den der Vernunft und einen zweiten, den der phantastischen oder täuschenden Einbildung." Man wird die Neigung der Castilianer zum sprüchwörtlichen Ausdrucke auch in dieser Sentenz nicht verkennen. Manche Maximen sind sehr treffend und mit epigrammatischer Schärfe ausgedrückt, z. B. „wer klug

seyn will, muß diejenigen Worte, deren alleiniger Zeuge er bleiben will, in seinem Herzen begraben. Es ist ein eitles Verlangen der Leute, welche unvorsichtiger Weise etwas selbst nicht verschweigen können, daß Andere dasselbe vorsichtiger Weise verschweigen sollen." — Im Allgemeinen ist die Sprache der „ergötzlichen Erscheinung" fließend und elegant genug; denn die Wohlredenheit des Verfassers, welcher zu seiner Zeit nicht leicht Jemand den Preis streitig machen konnte, schmückte und zierte ihre Diction mit einem gebildeten und edlen Ausdrucke. Geläugnet aber kann nicht werden, daß, indem er dem Satz einer Sprache, welcher damals noch der Reichthum und die Mannichfaltigkeit fehlten, die sie ein Jahrhundert später gewann, Numerus und Harmonie zu geben suchte, sich ein gewisses studirtes Wesen in einer mit der natürlichen Anlage und der üblichen Construction widerstreitenden Weise an den Tag legt. Eben so wenig vermochte er den, damals unter den, classische Bildung affectirenden Gelehrten allgemein verbreiteten Fehler zu vermeiden, in seine Rede latinisirte Worte einzumischen. Doch war er im Gebrauche dieser Worte weit sparsamer als andere seiner Zeitgenossen. Im Allgemeinen ist seine Schreibart jedoch blühend, ohne aber weichlich zu werden, gedrungen ohne Dunkelheit und zierlich ohne Mattigkeit. Seine Bilder und Beschreibungen haben den Anstrich einer gewissen Pracht, ohne dabei ins Phantastische zu verfallen. Von welcher Seite man de la Torres Schreibweise betrachten und wie man sie auch beurtheilen mag, so darf seine Vision doch unbedingt als eines der anziehendsten Denkmale fortgeschrittener Cultur der castilianischen Prosa des fünfzehnten Jahrhunderts betrachtet werden. Ich darf daher meine Leser der „ergötzlichen Erscheinung" schon etwas näher führen. In dem moralischen Traume, dem sich die Phantasie des Baccalaureus hingibt, wird ihm unter andern gezeigt, wie der Verstand auf den heiligen Berg hinrirt, und was er von dieser Höhe überschaute und erblickte. Ich gebe ein Stück dieser Beschreibung. „Die Wahrheit und die Vernunft ergriffen den Verstand bei der Hand und zogen ihn mit sich fort in den Garten des Vergnügens. Es erschien die Wahrheit angethan mit einer Kleidung, welche kostbarer und theurer war als menschliche Berechnung zu schätzen wußte. So groß war die Gewißheit im Glauben an ihre Aussprüche, daß einem vernünftigen Menschen dieselben zu

läugnen unmöglich fiel. Die Liebenswürdigkeit und das Wohlwollen in ihrem Benehmen war so groß, daß es eine Glückseligkeit war, ihr Aeußeres zu betrachten. Ihre Gestalt und deren Stärke stand im Ebenmaaße mit der Einsicht. Ihre Worte waren so zuverlässig und pflanzten solche Festigkeit ins Herz, daß vor dem Gegentheil keine Furcht und kein Zweifel Statt fanden. In ihrer Rechten trug sie einen Spiegel vom klarsten Diamant, der mit einer Menge von Perlen und kostbaren Steinen geziert war. In der Linken führte sie eine höchst richtige Waage aus lauterm unvermischten Metalle. Die Vernunft war ihr sehr ähnlich, ihre Kleidung war aber glänzender, ohne gerade kostbarer zu seyn. Es war aber mit der Vernunft ein wunderbares Ding; denn zuweilen schien ihr Haupt hinanzureichen bis an den Himmel, dann wieder zu den Wolken und andere Male hatte sie Größe und Gestalt eines Menschen. Ihre Augen schienen eher Sterne, ihre Haare eher Gold und die Gesichter beider Schwestern eher Spiegel als sonst ein vergänglicher Stoff zu seyn. Der Verstand fand ein solches Vergnügen an dieser Anschauung, daß er auf nichts Anderes die Augen wendete. Als jene ihn so außer sich und beinahe halb verdutzt und betäubt erblickten, foderten sie ihn auf, den Wohnsitz und Garten zu betrachten, den sterbliche Menschen noch nicht betreten hatten. Der Verstand schauete umher und fühlte nie geglaubtes und begriffenes Entzücken. Zuerst war es an diesem Orte niemals Nacht; denn Alles war heller Tag; die Sonne schien siebenmal glänzender als gewöhnlich, ohne daß Wolken sie hinderten und hemmten. Die Wärme war so milde, daß sie alle Sinne erfreuete und auf eine gemäßigte und liebliche Weise erquickte. Es war fast wunderbar, daß bei so großer Klarheit weder die Hitze ihr Maaß überschritt noch eine bemerkliche Kälte sich zeigte. Es waltete vielmehr eine mittlere Temperatur. Ferner waren die Bäume dieses Gartens so fruchtreich, so duftend und schön, und mit so köstlichen und lieblich schmeckenden Früchten bedeckt, daß sie dem denkenden und empfindenden Vermögen Erquickung und Freude gewährten. Mißgestaltene und schädliche Pflanzen waren verbannt von dort; nur unvergleichlich schöne und duftende wurden gepflanzt und gezogen; der ganze Boden des entzückenden Gartens war damit angefüllt. Alle schädlichen, wilden und übelgestalteten Thiere waren verbannt. Nur einige lieblich singende Vögel waren vorhanden. Ihre Stimmen

füllten die Stätte mit englischer Melodie und süßen Gesängen. Mitten im Garten stand der Baum des Lebens und der Erkenntniß des Bösen und Guten. An seinem Fuße floß durch Röhren ein Quell feinsten Silbers, und die Stelle, wo er hinabfiel, bestand gänzlich aus Perlen, Sapphiren und Rubinen. Der Baum trug Früchte, welche allem Hunger ein Ende für immer machten. Das Wasser hatte die Kraft, unersättlichen Durst zu löschen und verlieh ein ewiges und glückieliges Leben. An dieser Stätte gab es nicht Krankheit und Tod, noch Trauer oder Mattigkeit; sondern da war nur Leben, Heil, Freude, Ueberfluß und unerschöpfliche und unabläßige Fülle aller ohne menschliches Elend. Da gab es keine feindselige Nachstellung neidischer und giftiger Zungen, keine gebäßige Verfolgung eitler Meinungen, keine böllische Zwietracht noch Bruderzwist, kein schwaches, furchtsames, trauriges Alter, noch Unwissenheit und Schwäche der Kindheit, keinen verwegenen Jugendübermuth noch eitle Hoffnung oder die Traurigkeit der Furcht. Dagegen fehlt es auch an nichts, das schön, recht, vortheilhaft und gut ist. Alles war innige und liebevolle Eintracht, Alles Wohlwollen und ungeheuchelte Freundschaft, aus der Alles hervorgehen muß, was tugendhaft, löblich und wohlgeordnet seyn will. Nachdem der Verstand sich das Alles der Reihe nach angesehen, befragten ihn die Jungfrauen um den Zweck seiner Herkunft. Er erwiederte, wie er ein großes Verlangen und eine, allen Begriff übersteigende Lust nach Wissen habe, dem Endzwecke, um dessen Willen der Mensch geschaffen worden. Er wolle sie um die Gefälligkeit gebeten haben, ihm hierüber eine so gute Gewißheit als möglich zu geben; denn seines Erachtens wären die Mißverhältnisse und die Abscheulichkeiten, in denen die Menschen sich befinden, so groß, daß anscheinend ihre Schöpfung keinen geistigen oder einen von andern thierischen Wesen verschiedenen Zweck habe. Weil unter den Menschen eine größere Unordnung als unter jenen angetroffen würde, so könne er doch die ihm gemachte Mittheilung, daß es einen Gott und eine Vergeltung des Bösen und Guten gebe, nicht eher glauben, bis ihm dieselbe erweislich gemacht werde. Denn er sehe die Gerechten Qualen leiden und elendiglich umkommen, die Tugendhaften verfolgt werden, die Uebelthäter aber bei allen Missethaten belohnt und in Ehren leben, geliebt, reich und auch so sterben ꝛc.

Im ersten Capitel des zweiten Theiles der Vision wird gezeigt,

wie der Verſtand an der Hand der Vernunft die ihm vorher zweifelhaften Gegenſtände deutlicher erkennt. Ich gebe ein Stück der Unterhaltungen zum Beſten, welche die Vernunft und der Verſtand, den erſtere in ihre Häuslichkeit eingeführt hat, pflegen. Die Vernunft fodert ihren Gaſt auf, ihr die Beſtimmung des Menſchen anzugeben und die Zweifel, welche er über dieſelbe hat, vorzutragen. Sie zeigt ihre Bereitwilligkeit, ihm hierauf in beſter Weiſe Beſcheid zu thun, weil ſie eben ſehr gut aufgelegt dazu iſt und Ort und Gelegenheit ihr günſtig ſcheinen. „Der Verſtand ſprach: Geprieſen und für immerdar gedankt ſey Gott, der mich mit ſeinem Lichte erleuchtet hat. Denn ich bin ein ganz anderer als zuvor; es drehen ſich vor meiner Einbildung nicht mehr die phantaſtiſchen Geſichter umher; ich weiß vielmehr, daß es einen glorreichen und ſeligen Gott gibt, welcher der Schöpfer und Hervorbringer aller Dinge ſowie deren Erhalter und Regierer iſt. Desgleichen weiß ich, daß Alles von ihm geordnet iſt und kein Ding die ihm von Natur angewieſene Ordnung übertritt; übereinſtimmend und ohne Wandel ſind alle Einrichtungen. Nur die Menſchheit überſchreitet und erſchüttert die rechten Regeln der Natur; nichts iſt an ihr wohl geordnet und geleitet, noch irgend etwas feſt und ſicher; Alles iſt ungeordnet, ungerecht und veränderlich. An keinem andern Geſchöpfe gewahren wir dergleichen; denn die den Himmel bewegende Intelligenzen, ſowie die Himmel, die Planeten und Sterne bewahren die ihnen von Gott angewieſene Ordnung, desgleichen die Elemente und ſelbſt die Thiere ꝛc. Namentlich bekömmt nun die Geiſtlichkeit ihr Theil. „Und die Vernunft ſprach: welche Unordnungen gewahrſt du im erſten Hauſe (dem von der Heiligkeit verwalteten)? Es ſind, ſprach der Verſtand, der Unordnungen ſo viele, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll. Allein demzufolge, was du mir geſagt, beſtehet der erſte Fortſchritt des Menſchen darin, daß ſein Verſtand von ſchändlichen Einbildungen gereinigt und geſäubert werde und ſich durchleuchten laſſe von der Gewißheit der Wahrheit, auf daß er nachher Werke vollbringe, welche ſeiner Einſicht entſprechen; denn wenn der Wille der Einſicht folgt, werden die Werke ſeyn wie der Wille. Gewiß iſt es, daß ſie in der Welt auf die beiden Arten leuchten mit dem Verſtande durch Lehre und Hinweis mit den Werken durch Beiſpiel. Wenn du nach der Einſicht fragſt, ſo zweifle ich, ob in der Welt Leute zu finden, welche vom Wiſſen weiter ent-

fernt ſind. Vielmehr ſcheint es, als ob man abſichtlich die Dümmſten und Unwiſſendſten hiezu auserſehen habe. Denn wenn ſich hier einmal ein Menſch von einiger Wiſſenſchaft findet, trifft man dagegen auf dreitauſend Unwiſſende; und dahin iſt es gekommen, daß ſie nur die Wiſſenſchaft achten, welche Geld gewinnen lehrt, ſo daß es unter ihnen ſprüchwörtlich geworden iſt, das Wiſſen oder die Wiſſenſchaft zu verhöhnen, welche kein Geld einträgt, als ob ſie überflüſſig und unnütz und ihre Kenntniß übrig wäre. Alle ihre Thaten ſind abſcheulich von der kleinſten bis zur größten. Wo gibt es, frage ich, mehr Unmäßigkeit und Zügelloſigkeit in der Völlerei? wo mehr ungetadelte und verwegene Ehebrüche, wo den unerlaubten Gewinn der Simonie? Wo Kirchenſchändungen, wo mehr Ausſchließungen von der Kirche? — Wo ſchleichen mehr Lug und Trug der Heuchelei? Wo iſt die Frömmigkeit mehr verloren gegangen als unter ihnen? Wo iſt ſo wenig Gewiſſen, wo ſo wenige Furcht Gottes?" — Auf die Frage, welche Unordnungen er im Hauſe der Gerechtigkeit erblicke, erwiedert der Verſtand: „Wahrlich es ſind deren ſo viele, daß ich es nicht zu ſagen vermag. Denn es iſt gewiß, daß, ſo wie wir in Bezug auf die andere Welt ein Beiſpiel an denen hatten nehmen können, von denen wir eben ſprachen, ſo wir uns an dieſen hier ſpiegeln können." Dem Verſtande kamen hier folgende Abſcheulichkeiten vor: „Die höchſten Perſonen ſah ich nach eitlen Meinungen und um ungeordneter und verwegener Gunſterweiſe willen ihre Handlungen einrichten; ich ſah ſie ſehr empfänglich für üble Belehrungen und geneigt auf fremde Leichtgläubigkeit zu ſpeculiren." Für Wohlthaten ſah der Verſtand Uebelthaten geſpendet und wie er ſich genau umſchauete, war das ganze Haus angefüllt mit Verrätherei, Trug und heimlichem Uebelwollen, verſtellter Freundſchaft und traurigem unglücklichen Neide. Schmeicheleien und Lügen ohne Zahl umgeben ihn, offene Fallſtricke, zitternde Furcht und Bangigkeit, eitle Hoffnungen, thörichte Einbildungen, boshafte Verfolgungen, Mißgunſt und ſchändlicher Hohn, Sorgloſigkeit und Kuppelei waren überall zu erblicken, nebſt maßloſer Begehrlichkeit, eiteler Prahlerei und Ruhmſucht, welche es auf die Nacheiferung höherer abgeſehen hat. Räubern und Uebelthätern ward durchgeholfen. Wo die Geſetze zuerſt gegeben worden, ſah man dieſelben zuerſt gebrochen werden; die Stätte der Gerechtigkeit war eine Oede voll Räuberei; alles, was dem guten Leben wi-

verſpricht, war dort anzutreffen. Das Recht beſtand im Beſitze der größern Macht und die Gerechtigkeit war herabgeſunken zur Ohnmacht. Die Geſetze waren den Spinngeweben vergleichbar, in welche die Fliegen und andere Thierchen hineingelockt werden, um dieſelben zu verderben. Der Trug derer im Hauſe der Heiligkeit legte, wie der Verſtand ſagt, ſich darin zu Tage, daß man von einer andern Welt ſprach und dieſelbe dadurch, daß man ſich darum nicht kümmerte, für eine Lüge erklärte, abgeſehen davon, daß man ſich darüber luſtig machte. Die Leute im zweiten Hauſe hatten für den Verſtand den Anſchein von ſolchen, welche ſich wollten dienen laſſen und mittelſt der Geſetze durch Furcht herrſchen, ſowie ſie mit der Annahme ſich begnügten, Alles beſtehe in Gebornwerden und Sterben und darüber hinaus liege nichts. Ueberall zeigte ſich dem Verſtande Widerſpruch. Was die Einen lobten, tadelten die Andern, was die Einen für heilig hielten, war in den Augen der Andern Abgötterei; was Dieſe für Wahrheit erklärten, war in den Augen Jener Lüge. — Alles beſtand in Wahn, Verfolgung, Trug, Ruchloſigkeit, Abſcheulichkeit, Treubruch, Geldgier, Unordnung, Laſter, Unvernunft. Weder konnte man im Meere und auf dem Lande eine ſolche Unzahl von Fiſchen und andern lebenden Geſchöpfen, noch am Himmel ſo viele Sterne erblicken, als hier verſchiedene Lebensweiſen der Menſchen. Deßhalb war dem Verſtande der Schluß nahe getreten, daß die Schöpfung der Menſchen keinen vernünftigen Endzweck gehabt habe; denn einem ſolchen entſprach keine einzige Handlung. — Die Vernunft ſetzt dem Verſtande nun auseinander, wie Alles in der Welt und in der Natur ſeinen vernünftigen Zweck habe und wie es undenkbar ſey, daß der Menſch, welchem die Herrſchaft gegeben worden über Alles, allein einem ſolchen vernünftigen Zwecke nicht dienſtbar ſeyn ſolle. Der Vernunft iſt auch der Grund bekannt, weßhalb die Menſchen ſich einbilden, daß es andere Güter nicht gibt, als diejenigen, welche ſie dafür erkennen. Sie gleichen dem mit dem dreitägigen Fieber Behafteten, welcher alle ſüßen Gegenſtände für bitter hält, oder dem Augenkranken, welchem ſich Alles von einerlei Farbe zeigt. Die Vernunft erſucht den Verſtand, vor allen Dingen feſtzuhalten, daß die Menſchen allerdings eine Beſtimmung haben, aber nur nicht diejenige, nach welcher ſie insgemein zu handeln ſcheinen. Auch ſetzt ſie auseinander, daß das Wohlergehen der Böſen nur ein

ſcheinbares ſey. Alle Menſchen haben ungeachtet des Anſcheins vom Gegentheile einerlei Beſtimmung, wenn dieſelbe auch auf verſchiedene Art erreicht wird, ſo wie Sattler und Waffenſchmiede, obgleich in verſchiedener Richtung beide dem Kriegszwecke dienen ꝛc. Dieſer Zweck des Menſchen iſt: gut leben und handeln und man bezeichnet denſelben als Glückſeligkeit. Zu Erreichung dieſes Zweckes ſchlagen die Menſchen verſchiedene Wege ein, einige verſuchen es auf dem Meere, andere zu Lande ꝛc. und fragt man dieſelben, was ſie dabei bezwecken, ſo iſt ihre Antwort: ein zufriedenes Leben. Indeß faſſen ſie das erſtrebte Glück in verſchiedener Weiſe auf; bei einigen beſtehet daſſelbe in ſinnlichen Genüſſen und dieſe ſetzen ſich ein ſehr untergeordnetes Ziel, denn der Bauch iſt ihr Gott, wie die Schrift ſagt. Andere haben ſich die Befriedigung der fleiſchlichen Lüſte zur Aufgabe ihres Lebens gemacht, noch andere ſetzen die Glückſeligkeit in den Beſitz großer Summen Geldes; wieder andere bemühen ſich, den Leuten die Meinung beizubringen, daß ſie gelehrt oder tapfer, weiſe oder gut ſind, wobei es ihnen nicht ſowohl um dieſe Eigenſchaften ſelbſt als um deren Schein zu thun iſt. Dieſe ſind aber doch in ihrem Streben weit höher als die erſtern. Andere bemühen ſich um Ehre und wie viele ſind nicht für dieſelbe geſtorben ꝛc. — An einer andern Stelle ſpricht die Vernunft ſich über die Leidenſchaften aus, welche manchem Stande und manchem Alter eigenthümlich ſind. Der Jugend eignet ſie die fleiſchlichen Gelüſte. Dieſe iſt auch leicht beweglich und erregbar, was aus phyſiologiſchen Gründen abgeleitet wird, ſie hat eine Neigung zum Wetteifer mit Andern und will gern mehr gelten, als ſie zu leiſten vermag. Alle ihre Handlungen haben etwas Extravagantes. Dem Alter wird der Fehler der Ungläubigkeit zugeſchrieben, der ſeinen Grund darin hat, daß man oft hintergangen iſt; ſodann ſind alte Leute ſehr argwöhniſch und legen alles übel aus, weil ſie ſelbſt ſich häufig irrten und Andere nach dem bemeſſen, was ſie ſelber einſt waren; ſie ſind ferner verzagt und furchtſam; ſie ſind geizig, denn ſie leben nicht in Hoffnung künftigen Glückes, ſondern in der Erinnerung vergangener Uebel ꝛc. Auch Familienangewohnheiten gibt es. So legen die Söhne adliger Geſchlechter großen Werth auf die Ehre; dagegen ſind ſie hochherzig, freigebig, höflich ꝛc. in Folge der erhaltenen guten Erziehung. Die Reichen haben wieder ihre eigenen üblen Gewöhnungen ꝛc. Nachdem

die Tugenden aufgezählt ſind, führt de la Torre dieſelben auf die vier Cardinaltugenden zurück. Sie treten nacheinander auf und führen Geſpräche mit dem Verſtande. Die Klugheit eröffnet den Reihen und wird nach ihrer allegoriſchen Perſönlichkeit geſchildert. Der Verſtand bittet ſie um Mittheilung einiger Lebensregeln. Sie willfahrt ihm durch Angabe einer Reihe kerngeſunder Maximen, welche meiſtens treffend ausgedrückt ſind. Sie ſind zum Theil ſo tüchtig, daß ſie auch noch heute ihre Geltung finden. Nach der Klugheit ergreift die Gerechtigkeit das Wort und läßt ſich alſo vernehmen: So wie die Klugheit die Lenkerin des Verſtandes iſt, bin ich die Wohlthäterin des Willens, denn es würde nichts helfen, das zu verſtehen, was ſich gebührt, wenn der Wille das Nämliche nicht auch liebte und dieſe Liebe des Guten und Wahrhaften heißt Gerechtigkeit; viele thuen die Handlungen des gerechten Mannes, ſind aber nicht gerecht, weil ihnen jene Liebe und Willensübereinſtimmung fehlt. Was iſt Gerechtigkeit anders, als eine ſtillſchweigende und geheime Uebereinkunft und ein natürliches Band, das auf der Unterſtützung Vieler beruhet und ein Verbindungsmittel für die menſchliche Freundſchaft und Geſelligkeit iſt? Sollte die Redlichkeit in den Fall kommen (ſo meint weiterhin der Baccalaureus), ſich mit einer Lüge retten zu können, ſo iſt es keine Lüge mehr; die Ungerechten werden von den Uebeln überwunden und die Uebel vom Gerechten beſiegt. Bemerkenswerth iſt, daß dieſer mittelalterliche Moraliſt beſonders darauf hinweiſt, wie Gott nicht blos die ſchirmt und begabt, welche ihn liebten und wahrhaft an ihn glaubten, ſondern auch diejenigen, welche die Götzen verehren und dagegen Gläubige, welche die letztern tyranniſiren, vernichtet. — Von der Tapferkeit kennt der Baccalaureus de la Torre ſechs Arten. Etliche ſind bürgerlich (civiles) tapfer, welche aus Ehre und Schande kämpfen, weil ſie ſehen, daß die Tapfern geehrt und die Feigen verachtet ſind. Andere ſind tapfer aus Furcht, z. B. diejenigen, welche gezwungen mit den Wellen des Meeres kämpfen. Andere haben ſoldatiſche Tapferkeit, wobei ſie ſich auf die Kunſt des Kriegführens verſtehen. Die vierte Tapferkeit iſt die der Wuth, indem viele im Zorne Handlungen verrichten, welche für tapfer gelten. Andere ſind tapfer aus Gewohnheit, weil ſie z. B. vielen Schlachten beigewohnt haben, wobei es glücklich für ſie abgelaufen iſt; in dem dadurch erlangten Vertrauen unternehmen ſie ſchwierige Dinge. Andere endlich ha-

ben eine viehiſche Tapferkeit ohne Beachtung der Stärke des Gegners. Die erſten, welche um Ehre und Schande kämpfen, ſind den Tugendhaften ähnlich; allein ganz ſind ſie es nicht; denn viele unter ihnen ſind nur da tapfer, wo man ſie kennt und werden feige ſeyn, wo man ſie nicht kennt. Die zweiten, welche aus Furcht feige ſind, ſind noch ſchlimmer, denn die Tugend muß frei und aus Liebe geübt werden und darf nicht gezwungen noch aus Furcht handeln. Die militäriſche Tapferkeit hält der Baccalaureus für keine eigentliche Tapferkeit, denn dieſe geworbenen und weit hergekommenen Ritter machen ſich, wenn ſie große Gefahren vor ſich erblicken, aus dem Staube, die bürgerlich Tapfern ſiehet man daher in Gefahren mehr ausdauern. Auch die in der Wuth Tapfern ſind dem Verfaſſer nur Wagehälſe und keine eigentlich Tapfern; ſie gleichen dem Werge, welches ſchnell aufflackert und erliſcht. Die Gewohnheitstapfern gelten dem Baccalaureus ebenfalls nicht für wirklich Tapfere; denn wirkliche Tapferkeit ruhet feſt im Herzen und iſt nicht dem Zufalle und dem Glücke hingegeben; auch die ſechsten ſind nicht tapfer, ſondern wie Thiere, weil ſie gar nicht darauf Acht haben, wer ihnen gegenüber ſtehet. Die wahre Tapferkeit erklärt der Verfaſſer demnach für ein Mittelding zwiſchen Kühnheit und Furcht und die größte Tapferkeit iſt ihm der Sieg über ſich ſelbſt und die Ueberwindung der Leidenſchaften. Was hilft es einem Manne, ruft er aus, die Indier des Mittel- oder Nordmeeres überwunden zu haben, wenn er ſelbſt von Zorn und andern Leidenſchaften beſiegt wird? — In Bezug auf die Mäßigkeit empfiehlt unſer Moraliſt, nicht dahin zu arbeiten, überflüſſige Reichthümer, welche die Quelle von Trauer und Mühſal ſind, zuſammenzuhäufen, ſondern nur dahin zu trachten, kein Bettler zu ſeyn, noch in große Noth zu gerathen, weil die menſchliche Natur ſich gegen das Uebermaaß der Noth wehrt. Man ſoll nicht mit Rohheit und Unempfindlichkeit vor Vergnügungen die Flucht ergreifen, aber dieſelben auch nicht mit ungemeſſener Luſt verfolgen ꝛc. Dann folgen wieder eine Menge kurzer Sätze, in denen der Verfaſſer die Regeln ſeiner Lebensklugheit vorträgt. Dein Leben, ſagt er unter andern, ſey beſſer, als dein Geſicht; ſäe deinen Ruhm nicht an, pflüge den des andern nicht ab; ſey langſam im Zorn, im Mitleiden aber raſch ꝛc. Die Sprache dieſer vision deleytable hat etwas Kernhaftes und Würdevolles und einen geſunden Gliederbau. Zum

philoſophiſchen Ausdrucke ernſter Wahrheiten zeigt ſie ſich ſehr gefügig und läßt ſchon ahnden, wie ſehr ſie dem Vortrage auf dem Predigtſtuhle entgegenkommen würde.

Der heilige Vicente Ferrer und ſeine Predigtgabe.

Es iſt hier der Ort eines Wundermannes zu gedenken, welcher kraft der ihm von Oben eingegoſſenen Gabe der Beredſamkeit durch ſeine Predigten unglaubliche Erfolge in Spanien und andern Ländern hervorrief. Dieſer Mann war der Dominicaner Vicente Ferrer aus einer angeſehenen Familie zu Valencia, geboren 1346 oder 1357 und geſtorben am 5. April 1419. Obgleich er mehrere Schriften in lateiniſcher Sprache hinterlaſſen [1]) und ſich dieſer zu ſeinem ſchriftlichen Ausdrucke allein bedient zu haben ſcheint, ſo hat er doch beim Predigen keine andere als die ſpaniſche Sprache gebraucht und zwar den Dialect ſeiner Vaterſtadt. Dieſer liegt zwar nur neben dieſer Betrachtung, allein ich benutze gern die Veranlaſſung auf ein Phänomen aufmerkſam zu machen, an welchem die Gabe der Sprachen, wie ſie am erſten Pfingſtfeſte erſchien, der neuern Zeit in einer begreiflichen Geſtalt ſich wiederholen zu wollen ſchien. Schon als Knabe zeigte er eine vorherrſchende Neigung zum Predigen, die er dadurch bethätigte, daß er ſeinen Spielkameraden angehörte Predigten vortrug. Unter eifrigen Studien der theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften übte er ſich bei anhaltender Frömmigkeit im Gebete und ſtrenger Abtödtung der Sinne. Aus der Stille ſeines Kloſters an den päpſtlichen Hof zu Avignon gerufen, wo ſein Landsmann Peter von Luna als Benedict XIII. auf dem hierher verſetzten Stuhle Petri ſaß, bekämpfte er mit allem Nachdrucke ſeines Eifers durch Wort und Beiſpiel das herrſchende Sittenverderbniß. Benedict XIII. wollte den heiligen Mann zur Würde eines Cardinales erheben, konnte aber von deſſen Demuth niemals die Zuſtimmung dazu erhalten. Er betrieb vielmehr mit allen

1) Predigten — Briefe vom geiſtlichen Leben — Troſt in Anfechtungen u. ſ. w.; bei Obigen bin ich Görres gefolgt.

Kräften ſeine Entlaſſung, um ſeinen Beruf als Miſſionär zu erfüllen. Er erhielt endlich dieſelbe. Unermüdlich durchzog nun der heilige Mann in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens alle Provinzen ſeines Vaterlandes, Südfrankreich, Savoyen, Burgund, die Picardie, Normandie, Poitou und Bretagne. Durch die Lombardei nach Genua vorgedrungen, ward er von ſeinem Könige[1]), den er mit acht andern Wahlmännern zum Throne erhoben, heimberufen und kehrte über die Balearen nach Aragonien zurück. Von Heinrich IV. nach England berufen, beſuchte er auch die britanniſchen Inſeln. Wohin er ſich wendete, zogen ihm Fürſten, Biſchöfe, Prälaten und der ganze Clerus unter Geſängen entgegen und er ritt dann in aller Demuth inmitten des Prachtzuges daher. Kam er in eine Stadt, ſo feierte Alles von der gewöhnlichen Arbeit, während er predigte. Kein Handwerker, der nicht, um ſein Zuhörer zu ſeyn, freudig ſeine Werkſtatt verlaſſen hätte. Das Verlangen, ihn zu hören, ſteckte ſelbſt die Kranken an, die nur mit Mühe in ihren Betten erhalten werden konnten. Er ſelber war raſtlos. Nur fünf Stunden Schlaf gönnte er ſich. Dann las er Meſſe und ging an das Tagewerk. Große Volksmaſſen umgaben ihn überall, vom Verlangen, ſeine Predigt zu vernehmen und unter ſeiner Leitung Uebungen anzuſtellen, zu einander geführt. Man zählte oft über 80,000. Er wählte bei ſolchen Gelegenheiten Prieſter, welche für die Bedürfniſſe dieſer Leute zu ſorgen hatten, indem ſie Beicht ſaßen, Bußzüge anordneten und den Dürftigen Almoſen ſpendeten. Auch Notare fanden ſich im Zuge, um die von Ferrer geſtifteten Verſöhnungen und Vergleiche auf der Stelle zu verbrieſen. So eindringlich war ſein Wort, daß man die Anzahl der von ihm bekehrten Laſterhaften im Allgemeinen auf 100,000 angibt. Allein 25,000 Juden bekehrte er zum Chriſtenthume und weihete ihre Synagogen in Kirchen um. Durch ihn wurden auch 8000 Sarazenen dem Chriſtenthume gewonnen. Sein Wort geſtaltete ſich zum Grundſteine vieler Klöſter, Hoſpitäler, Brücken und anderer gemeinnütziger Anlagen. Keine Stadt, die er beſuchte, blieb ohne Zeugniß von der Macht ſeines Wortes. Unzählbar wurden all-

---

1) Derſelbe Ferdinand, welcher bei der Regierungsgeſchichte Königs Johann II. von Caſtilien während deſſen Minderjährigkeit er ſich als Mitregent auszeichnete und ſchon mehrmals rühmlich erwähnt wurde.

mählich die Fälle, in denen er den Lauf alter Blutrache unterbrochen und der blutigen Folge von Wechſelmorden Gränzen ſetzte. Die Zahl der Buhldirnen, Kuppler, Mörder, Seeräuber, Wucherer, Gotteslästerer, welche er zur Erkenntniß ihrer Verbrechen genöthigt, ſchlägt man allein auf 40,000 an. Begreiflich wars, daß er alſo wirkte. Denn mit eigener Heiligkeit, welche als hinreißendes Vorbild vor die Beobachter hintrat, verband er jene allgewaltige Beredſamkeit, die eben ſo durch den Ernſt des Inhaltes, wie durch den Glanz des Vortrages ausgezeichnet war, und in welchem die Würde, das Feuer, die anregende Kraft, die überfluthende Gewalt, ſo wie die Fähigkeit zum ſprachlichen Faſſen göttlicher Dinge und Gedanken, welche dem ſpaniſchen Idiome beiwohnt, zu voller Anſchauung kam. Durch ſeine Feuerreden angeregt, glaubten die Hörer nicht einen Menſchen, ſondern einen Engel des Himmels zu vernehmen. Die heilige Schrift und das Zeugniß heiliger Männer waren ihm für alle Fälle gegenwärtig. So überraſchte er durch Reichthum überzeugender Belege, während er durch einwohnende Kraft erſchütterte. Sein Organ gehorchte durchaus ſeinem Willen und ſtellte ihm nach Bedarf des Augenblickes ſcharfe, ernſte, weiche, immer aber ergreifende Töne zu Gebote. Die Thränen kamen ſeinen Hörern ſchon, wenn er kaum begonnen. Redete er aber vom jüngſten Gerichte, vom Leiden des Herrn und von den Höllenſtrafen, ſo brach oft alles Volk in ſolch' ein Weinen und Schluchzen aus, daß er oft lange Zeit inne halten mußte. Wunderbar erſchien hierbei, daß die entfernten Hörer, welche oft wegen der Unzahl der Gegenwärtigen in großem Abſtande von Ferrer ſich befanden, ihn nicht minder deutlich als die nahe Anweſenden verſtehen konnten. Das Wunderbarſte war und erinnerte an die Apoſtel, daß er immer nur die Sprache ſeiner Vaterſtadt Valencia redete und darin, in welcherlei Lande er auch auftrat, von deſſen Angehörigen wohl verſtanden ward. Die Anweſenden bedäuchte es, ein jeder vernehme nur ſeine Landesſprache und ſtaunte (wie die Apoſtelgeſchichte von den erſten Heidenboten meldete) die Menge, weil ſie ein Jeglicher in ſeiner Sprache ihn reden hörten. Da mochte es wohl geſchehen, daß es herging, wie am erſten Pfingſtfeſte. Und ſie entſetzten ſich Alle und verwunderten ſich, indem ſie zu einander ſagten: „Sind nicht Alle dieſe, die da reden, Galiläer? Und wie hören wir ein Jeglicher in unſerer Sprache, in der wir geboren ſind, Parther und Meder und Ela-

miter ꝛc. Wir hören ſie in unſern Zungen reden von den großen Thaten Gottes.“ Ferrers Zuhörer legten am Ende jeder Predigt wirklich das laute Zeugniß ab, wie ſie jedes Wort verſtanden, als hätte er in ihrer Sprache geredet. Mit dieſer Sprachengabe war ihm eine ſolche Macht über die Gemüther gegeben, daß er dieſelben im Nu umzuwandeln wußte. So begab er ſich einſt im Dauphiné in ein Thal, bewohnt von Banditen, Mördern und Räubern, die ſchon viele Prediger ermordet, welche man ihnen geſendet, und wandelte ſie binnen einigen Tagen ſo um, daß man das Thal, welches zuvor Unflathtbal geheißen, Reinthal nannte. Viele Einſichtigen unter ſeinen Zeitgenoſſen, wenn ſie ſeine Gaben und die Löblichkeit und Frömmigkeit ſeines ganzen Lebens erwogen; wenn ſie die um ihn ſich dringenden Maſſen des Volkes betrachteten, das ſich glücklich ſchätzte, ihn nur zu ſehen, und überglücklich jeden pries, dem es vergönnt war, ihm die Hand zu küſſen; wenn ſie die Werke ins Auge faßten, die er wirkte, jene Macht, welche über die Gemüther ihm zu Gebote ſtand, wenn ſie die Wunderzeichen, ſo von ihm ausgingen, überlegt, urtheilten daher: Nach den Apoſteln der früheſten Zeit des Chriſtenthums ſey keiner geweſen, der ihm gleich gekommen, viel weniger aber Einer, der ihn übertroffen. Sie hatten wohl nicht Unrecht, ſagt Görres, keiner hatte wohl in ſolchem Umfange von dem Verſprechen Gebrauch gemacht, das dort Jedem gegeben worden: So er den gleichen Glauben mitbringe, werde er Gleiches, ja noch Größeres zu üben vermögen. — Papſt Calixt III. canoniſirte im Jahre 1455. dieſen evangeliſchen Sendboten. — Von dieſer Abſchweifung an den Hof Johanns II. von Caſtilien zurückkehrend, ſetze ich die Muſterung der vornehmen Poeten und Dichter fort, der ich durch dieſen Abſtecher in das Wundergebiet die nothwendige Abwechslung gönnen mußte, wenn ſie nicht durchaus eintönig werden ſoll.

Alvar Garcia de Santa Maria, Alfonſo Alvarez de Villaſandino und Francisco Imperial.

Von dem redlichen und weiſen (wie ihn Fernan Perez de Guzman in einer Zuſchrift nennt) Alvar Garcia de Santa Maria, einem Bruder Cartagenas und einem Sohne des Biſchofs

Paulus von Burgos, königl. Staatsrathe von Caſtilien, welcher auch die nachmals von Perez Guzman vollendete Chronik Johanns II. (vom Jahre 1406—1420) geſchrieben hat, und ſich auch mit verſchiedenen Gedichten in die Reihen der Hofpoeten ſtellte, habe ich alles Suchens ungeachtet, nichts zu Geſichte bekommen können. Auch bei dem erſten Ferdinand von Aragonien galt er viel. Beſſer ergehet es mir ſchon mit den Poeſieen des Alfonſo Alvarez de Villaſandino, auch de Illescas genannt, den der Marquis von Santillana in ſeinem Sendſchreiben als einen großen und fruchtbaren decidor, alſo nicht als Dichter, bezeichnet und welchem der mehrmals erwähnte Gonzalo Argote de Molina den allerberühmteſten Dichter ſeiner Zeit nennt, deſſen Werke ſich ſchon zu Molina's Zeit im Escurial befanden. Er dichtete auch im galiciſchen Dialekte. In der bald zu erwähnenden Sammlung des Baena nehmen dieſelben den erſten Platz ein, wobei ihn Baena als einen berühmten Dichtermeiſter und Beförderer dieſer Kunſt bezeichnet. Molina nennt wegen der vorzugsweiſen Berückſichtigung Villaſandinos den cancionero des Baena auch den cancionero des Villaſandino. Er blühete unter den Regierungen Johanns I., Heinrichs III. und Johanns II. Auf das Ableben der beiden erſten dichtete er Trauergeſänge, begleitete auch den Infanten Ferdinand nach Aragonien, als derſelbe den Thron dieſes Landes beſtieg. Er war, wie es ſcheint, zweimal verheirathet. Vom Glücke beſonders begünſtigt darf man ſich dieſen Dichter nicht denken. Seine Gedichte ſollen häufig poetiſche Bettelbriefe ſeyn. In einem derſelben an die Königin Catharina erbittet er ſich ein Geſchenk, um ſich in Illescas ankaufen zu können. Hieraus ſchließt man, daß der Dichter zu Illescas ſein Heimweſen gehabt und davon ſeinen zweiten Namen erhalten habe. Die Bittſchreiben um Geld und Geſchenke ſind auch an andere Könige und Große gerichtet, z. B. an den König Ferdinand von Aragon, den er, wie obgedacht, nach Saragoſſa zu deſſen Krönung begleitete. Wegen der Eile, womit gereist wurde, fiel dem Dichter ſein Maulthier. Er richtete ſogleich einige Strophen an den König, worin er um eine Gabe bat, ſich ein anderes erkaufen zu können. Die mir zu Geſicht gekommenen Gedichte Villaſandinos zeichnen ſich durch eine leichte, geſchmeidige Verſifikation und anmuthige Empfindung mit Gedankenfriſche aus. Gelehrten Prunk verſchmähet er durchaus. Deßhalb iſt er für den Marquis von Santillana auch

nur gran decidor, aber kein Dichter (poeta). Würdig und einfach iſt das Loblied auf die Jungfrau Maria, womit Baenas Liederſammlung anhebt. Die myſtiſche Tiefe der Vorſtellung einer Gottesgebärerin, und das unergründliche Geheimniß der in ihr vollzogenen Menſchwerdung des Wortes erſcheint hier in dem unbefangenen Liede noch ſo wenig Gedankenanſtoß zu erregen, daß davon mit einer beiſpielloſen Objectivität die Rede iſt, gleichſam als könnte es nicht anders ſeyn. — Ebenſo einfach iſt ein Liebeslied, welches den Gedanken wiedergibt: Seit ich von dir mich trennte, o Licht meiner Augen, ſah ich um der Treue willen, welche ich dir ſchulde, keine Freude; ſo große Nöthen litt ich, leide ich, gewärtige ich zu leiden, daß, wenn ich dich nicht ſehe, ich nicht weiß, was aus mir werden ſoll. — In dem ſchon bei Erzählung von Alfonſo des Weiſen Verdienſten um die ſpaniſche Poeſie erwähnten Lobgedichte auf die Stadt Sevilla findet man bereits die Anklänge zu den prachtvollen Vergleichungen, welche bei Calderon in unabläſſiger Fluth und Aufeinanderfolge oft durch mehre Seiten dahin rauſchen. Er nennt die Stadt einen Quell großen Wunders, einen Garten ſüßen Duftes, einen kaiſerlichen Aufenthalt, ein reiches ſchönes Gefäß. — In ihr ſind die Elemente Waſſer, Erde, Feuer und Luft, Reichthum und Lieblichkeit, Ueberfluß und üppige Fruchtbarkeit. Lob und Preis dem heiligen Könige Don Fernando, der dieſen Grund gewann! Im Paradieſe muß wohl wohnen, wer im Kriege mit den Mauren[1]) ſo reiche Schätze gewann und zugleich ſo vieles Land und die Stadt, welche in der Welt die glänzende, die überaus glückliche, welche Gott liebte und liebt, geheißen wird. Glanz und Klugheit, Tapferkeit und Ritterlichkeit, große Reinlich-

1) Eine Bemerkung, zu welcher auch ſchon früher Anlaß vorhanden war, die aber an jeder andern Stelle, weil ſie nur gelegentlich gemacht wird, eben ſo gut Platz finden kann, mag in Bezug auf die Benennung Moro hier ſtehen. Alte und neue Ueberſetzer ſpaniſcher Schriften haben das Verſehen begangen, das ſpaniſche Wort Moro mit Mohr zu überſetzen, während der Mohr im Spaniſchen Negro oder Ethiope genannt wird. Lächerlicher Weiſe veranlaßte dieſer Ueberſetzungsfehler den geiſtvollen Chodowiecky die Zorayda ſchwarz darzuſtellen, obſchon Cervantes ſagte, daß ihre Hände weiß wären wie Schnee. Moro heißt im Spaniſchen in der Regel nur ein afrikaniſirter oder hispaniſirter Araber, Saracene, Maure. Zu vergleichen iſt übrigens die oben zu Herreros Gedichte: Der Schmerz der Jungfrau, gemachte Bemerkung.

keit und Fröhlichkeit herrscht unter ihrer Bevölkerung, deßhalb muß wahrlich alle Welt eine so vollendete Stadt im Munde führen ꝛc. — Auf den Tod König Heinrichs III. verfaßte Villasandino einen Trauergesang. Da dies Gedicht wohl um die wirkliche Zeit des Todes entstanden seyn mag, so kann man daraus folgern, daß Villasandino schon mit dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts ein rüstiger Dichter war. Der gar mächtige König von Castilien, sagt der Dichter, konnte in der Welt nicht erreichen, daß er ein Vergnügen ohne Beschwerde, eine Freude ohne Makel genoß. Schauet, wie wir ihn hier im kleinen Häuslein erblicken, auf der Todtenbahr vor dem Chore aufgestellt, seine mächtige Herrschaft, sein reicher Schatz vermochten ihn nicht vor dem Abrufe zu sichern. Seine zahlreichen Beamten und Diener, welche einst an seiner Seite auf die Welt herabsahen, müssen sich nun auf eine neue kluge Kunst legen und bitten jetzt da, wo man sie ehedem gebeten. Sorgenvoll und in der Ferne stehend, sprechen sie: nun ist die Zeit unseres Mangels vorhanden; viele Drangsale haben wir eingetauscht und werden von der Welt nunmehr verspottet ꝛc. Trügerisch ist das Glück dieser Welt, denn ihr sehet es vergehen; deßhalb sollte sich Niemand mühen um großen Reichthum oder ansehnliche Herrschaft, denn ich sehe daraus keine bessere Frucht hervorgehen, als aus der Sorgfalt im Vollbringen guter Werke und Uebernahme von Entbehrungen zu Theil wird, denn alles Uebrige hat wenig Werth. Deßhalb, ihr Herren, möchte ich gern, daß ihr sehet, wie der Spott sich über Alles verbreitet ꝛc. — Solche und andere, jetzt freilich seit langer Zeit trivial gewordene, übrigens sehr gut gemeinte Betrachtungen konnten an Johanns II. Hofe, wenn sie nur in fließenden Versen vorgetragen worden, auf einige Beachtung sich Rechnung machen und den guten Baena mit Enthusiasmus für den Dichter erfüllen. Wie ein echter Troubadour weihete Villasandino seine Muse auch den Empfindungen anderer, indem er diesen den poetischen Ausdruck verlieh, dessen die Empfindenden nicht selbst mächtig waren. So befinden sich in Baena's Sammlung drei Lieder unseres Dichters, welche die Liebe des Grafen Pedro Niño de Buelna, von dem noch ausführlich die Rede seyn muß, zu der Doña Beatriz zum Gegenstande haben. In den Ueberschriften ist angegeben, daß Villasandino dieselben bei verschiedenen Anlässen auf Bitten des Grafen für dessen Geliebte verfasset. Die Lieder sind aber so ein-

gerichtet und der individuellen Veranlaſſung ſo fern gehalten, daß man ſie jedem andern Liebhaber bei jeder beliebigen Gelegenheit an die erſte beſte Geliebte in den Mund legen könnte. Denn ſie enthalten nur allgemeine Liebesklagen und die gewöhnlichen Vorwürfe, welche ein ſchmachtender Liebhaber ſeiner Geliebten macht.

Zu den verſchollenen Dichtern gehört auch der Meiſter Francisco Imperial, von deſſen Ruhme der Marquis von Santillana ſo viel Aufhebens macht und den er einen Poeten nennt, weil ihm Troubadour zu gering däucht. Der Name dieſes gefeierten Dichters wird von dem oft genannten Hiſtoriker Argote de Molina bei einer ſehr romantiſchen Gelegenheit genannt. Der berühmte Tamerlan überſandte mit andern Geſchenken, welche er König Heinrich III. von Caſtilien verehrte, demſelben auch zwei ſehr ſchöne Damen, welche in der Schlacht von Ancyra als Kriegsbeute in ſeine Hände gefallen waren, und welche ſich in Spanien Doña Angelina de Grecia und Doña María de Gomez nannten[1]). Die erſte wurde, als eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit, von den Hofdichtern in Caſtilien um die Wette poetiſch verherrlicht. Unter ihren Huldigern befand ſich auch Meiſter Francisco, ein zu Sevilla wohnhafter genueſiſcher Ritter, von deſſen Lobgedichte in Villaſandinos (Baena's) Liederbuche einige Strophen erhalten ſind, welche in ſogenannten Halbverſen zierlich verſchlungene Worte glatt abrollen laſſen. — Um mich mit den nämlichen Verſicherungen der Verſchollenheit nicht zu wiederholen, muß ich hier rückſichtlich der übrigen poetiſchen Zeitgenoſſen des Marquis von Santillana, welche derſelbe in ſeinem Sendſchreiben anführt, die allgemeine Bemerkung abgeben, daß ich zwar hin und wieder etwelche nähere Bruchſtücknotizen über deren äußeres Leben beibringen könnte, aber über ihre Poeſieen gar nichts auszuſagen vermag, weßhalb ich auch jene Notizen, welche ohnehin

---

1) Auf dem Grabſteine der Angelina in der Kirche zu Segovia, welchen Argote de Molina ſah, war zu leſen, daß ſie die Tochter eines Grafen Juan und Enkelin eines ungariſchen Königs, ſo wie Gemahlin des Diego Gonzalez de Contreros geweſen, welcher regidor von Segovia war. In die Donna María dagegen verliebte ſich Payo Gomez, Heinrichs III. Geſandter an Tamerlan, der ſie nach Sevilla übergebracht hatte. Der König nahm dieſe nicht ohne Folgen gebliebene Liebſchaft ſehr übel und Gomez mußte über Galicien nach Frankreich entfliehen. Später verzieh ihm ſein Herr und er vermählte ſich förmlich mit der Donna María.

für dieſe Literaturgeſchichte wenig Werth haben, für mich behalte. — Es fällt dagegen auf, daß der Marquis manchen ſeiner Zeitgenoſſen, welche die Nachwelt ehrend auszeichnete und von denen ich bereits mehrere nannte, nicht mit aufführt. Vielleicht, daß ſeine befangene Kritik den poetiſchen Hervorbringungen dieſer Männer vollen Sitz und Stimme am Hofparnaſſe nicht zugeſtand.

Poeſieen des Diego de San Pedro.

Unter dieſen Ungenannten befindet ſich auch Diego de San Pedro, Alcalde zu Valladolid, welcher in zwölfſylbigen Verſen ein Gedicht unter dem Namen: Die Thränen (llantos), verfaßte. Er richtete daſſelbe an den König Johann II. Pellizer lobt in ſeiner Geſchichte des Geſchlechtes der Sarmientos dieſes Gedicht ſehr. Ich bedauere ſehr, den carcel de Amor (Gefängniß der Liebe), ein Werk dieſes Dichters in Proſa nicht geſehen zu haben. Daſſelbe iſt nach dem, was Dieze in den Anmerkungen zum Velasquez darüber beibringt, ein unterhaltender Roman. Auch Sarmiento (§. 812.) bekam dies ſeltene Buch nicht zu Geſicht. Mir ſind nur einige von Diego de San Pedros Gedichten bekannt, welche in Liederbüchern abgedruckt worden. Die Lieder der Liebe, welche der ſo reumüthige Dichter ſang, ſind ſpezifiſch von denen ſeiner zahlreichen Zeitgenoſſen, die derſelben Saite ſo viele Klänge zu entlocken wußten, wenig verſchieden. Er lebt in Freude, Furcht und Schmerz, in Schmerz, weil er die Geliebte nicht ſehen kann, in Furcht, weil er ſie zu verlieren beſorgt, in Freude, weil er liebt. Er iſt und beſtehet und bezeugt es, aber in zwei getrennten Stücken, den Leib hat er bei ſich, die Seele aber weilt bei der Geliebten. Weil er ihr gehört, fühlt er Freude, dieſer verſchwiſtert ſich aber Bangigkeit, weil er ſie nicht auch ſiehet; in dieſem Nichtſehen beſtehetſein Verluſt, und im Verluſte ſein Schmerz. So lautet der Inhalt eines von Diego's Liedern. In einem andern ſitzt er einſam auf ſeinem Landgütchen; die Stärke ſeiner Sehnſucht zermartert ihn; mit ſchwerem Kummer wird ſie ihm das Leben verkürzen, denn alle Hoffnungen haben ihm das Widerſpiel gehalten,

niemals brachten ſie ihm des Heiles Gewißheit, nicht Thränen, nicht Glaube, nicht Wahrheit konnten ihm helfen, nur im Tode thut ſich ihm der Freiheit Hoffnung auf. — Ein anderes Lied kündigt Amorn den Gehorſam auf und drohet ihm Abfall des langen Dienſtes ungeachtet, da er ſo übel das Viele vergilt, was der Dichter an ihm gethan; ich habe dir, zürnt er, in meinem Herzen ein feſtes Haus des Glaubens errichtet, um mich dir ganz zu ergeben, nahm ich von mir ſelber Abſchied, in Hoffnung deiner Belohnungen ſah ich niemals mich frei. Er klagt, daß Amor ihm feindſelige Gaben gewährt und durch ſeine Gläſer ihm nur das Uebel habe ſehen laſſen, das er ſeinetwegen erleide. — Auf eine beredſame und eindringliche Weiſe wirft er in den an eine Hofdame der Königin Iſabella gerichteten Verſen: Dama, que my muerte guia dieſer Geliebten ihre Grauſamkeit vor. Er zeigt ihr, wie zerriſſen und öde es um ihrer willen in ſeinem Innern ausſiehet, ſo daß er die Gewißheit daraus entnehmen muß, ſie habe es auf ſeinen Tod abgeſehen. Er wirft ſich ſeine Sünde vor, daß er ſie wie ſeine Gottheit angeſehen, macht ihr aber den Vorwurf, daß ſie alle ſeine vergötternden Huldigungen nicht gerührt hätten und nichts ihr genützt habe. Er rückt ihr die Vergeblichkeit ihrer Verſprechungen vor, wenn er ſie liſtig findet, um zu betrügen, klug, um zu ſchaden, ſchön, um zu verletzen. Er hält ihr vor, wie ſein Glück ihr beſchwerlich, ſein Leiden ihr lächerlich geweſen. Je mehr er ſich ihr zu eigen gemacht, deſto weniger Erquickung ſey ihm zu Theil geworden. Nach andern Vorwürfen hält er es für gerathener, ſobald als möglich, wenn auch bedeckt mit Wunden, aus dieſem Handel herauszutreten, als ſpäter darin wohl gar den völligen Tod zu finden. — Sehr ſinnreich ſind die Complimente, welche er einer ſchönen und lieblichen Dame ſagt; zum Theil aber unüberſetzlich, weil das Wort gracia, welches im Spaniſchen Lieblichkeit und Anmuth bedeutet, zugleich die göttliche Gnade bezeichnet und die Anwendung beider Bedeutungen dem Dichter Anlaß gibt, in ſpaniſcher Uebertreibung die Schöne zugleich als künftige Himmelsbürgerin im vollen Gnadenlichte zu betrachten und ſich für unwürdig der Kühnheit zu erklären, ihr Lob hienieden zu verkündigen. — In dem Gedichte: Si muestro contentamiento ſucht er auf eine fein ſinnige Art denen, welche ihn im Verdachte hatten, heimlich einer gewiſſen Dame zu huldigen, dieſe Meinung auszureden und den etwa dazu Anlaß gebenden Beobachtungen

eine andere Deutung unterzulegen. — In einem Oſterſonntagsliede macht Diego de San Pedro die Bemerkung, daß Gott zwar an dieſem Tage die trauernden Seelen erlöſet, die ſeinige aber in dem Feuer, worin ſie brenne, belaſſen habe. Um ſeine Qualen zu erhöhen, habe Gott die Verfügung getroffen, daß die Noth aller befreiten Seelen noch auf die des Dichters gelegt werde. — In dem Liede: señora, en quien he mirado ſtellt der Dichter ſeiner Dame vor, wie er vordem wohl viele Schönen im hohen Style beſungen. Wie große Schönheit Gott denſelben aber auch mitgetheilt haben möge, ſo finde der Dichter doch nun, daß deren vereinigte Schönheit in der angebetenen Dame zuſammentreffe. Er erachtet ſich deßhalb zu ſchwach, alle dieſe Gaben zu preiſen und wünſcht ſich dazu eine andere Sprache (Zunge). Da aber kein Sterblicher das richtige Lob zu ſpenden vermag, ſo will der Dichter das Lob der Dame Dem überlaſſen, der ſie ſchuf. — In dem Liede: Pues no sufre lo que siento vermag der Dichter ſeinen Schmerz nicht länger an ſich zu halten und bittet die Geliebte um das Erbarmen, ihr denſelben anvertrauen zu dürfen. Er zeigt ihr, wie ſchrecklich es iſt, wenn er keine Mittel finden kann, um zu leben, keine Kraft, um zu dulden, keine Macht, um zu vergeſſen. — Einſt hatte der Dichter in einem Handſchuhe einer Dame einen Liebesbrief zugeſteckt. Sie hatte die Rückſichtsloſigkeit begangen, denſelben einigen Rittern zu zeigen, die ihr den Hof und ſich nun über den Dichter luſtig machten. In dem Liede: Dama tan poco constante macht Diego der Dame über dieſes Benehmen Vorwürfe. Er zweifelt an ihrer vollkommenen Güte, weil gute Frauen dergleichen nicht übers Herz bringen können. In dem Liede: Pues my propria piedad legt er einer Zigeunerin, welche er damit an die Geliebte ſendet, die Abſicht in den Mund, dem Trauernden, welcher ſeine Freiheit eingebüßt, dieſelbe durch Diebſtahl wieder zuwenden zu wollen. Die Zigeunerin muß die zu Beſtehlende noch beſonders bitten, den Diebſtahl geſchehen laſſen zu wollen. — An einem Faden, den ihm ſeine Dame gegeben, knüpft der Dichter in dem Liede: El hilo, que en esto dia die Betrachtung, daß ſie ihn damit gefeſſelt habe. — Die ausführlichſte ſeiner im allgemeinen Liederbuche aufbewahrten poetiſchen Productionen iſt ein Gedicht, überſchrieben: Des Glückes Verachtung, worin er bei gereiftem Verſtande die Einſicht gewonnen zu haben zeigt, wie er bisher durch eitle Werke und leichtfertige Schriften die Zeit

vergeudet. Er legt das Geständniß dieses seines Irrthumes ab und fährt sodann fort, seine Schriften einzeln zu verdammen, vor allen andern den carcel de amor, der dem Liebhaber so sehr zusagte, dem Munde so süß war und solch' einen Raum für die Sünde darbot. Der Dichter will beim Lesen dieses Werkes selber zu seinem Schaden empfunden haben, eine wie tödtliche Feindin die Sprache für die Seele seyn kann. Ferner bereuet er die Irrthümer, welche er einem „sermon" beigegeben, wobei ihn Amor geführt und die Blindheit den Irrthum nicht habe entdecken lassen. Sodann gereuen ihn seine Liebesbriefe, welche seine Ankläger vor Gott seyn werden. Hierauf kommt eine canzon an die Reihe der Verwerfung; es folgen dann die Romanzen, in welchen er Waffen erblickt, mit welchen dereinst auf ihn selbst wird gezielt werden. Aber du, so fährt der Dichter fort, ewiger Vater, sey mein Rath und meine Zuflucht durch deine allgemeine Verzeihung; ohne die göttliche Gnade würde ich nicht wissen, was ich sagen soll; da du, heiliger Gott, der Güte Quelle bist, so gefalle dir, o Herr, mich wegen der Vergangenheit loszusprechen und mir in der Gegenwart Hilfe zu gewähren." Er fühlt, wie verkehrt es ist, das Glück zur Gebieterin und die Vernunft zur Sklavin zu machen und begreift nicht, wie unser Verstand sich ihm unterzuordnen vermag. Nicht seine Stärke, sondern unsere Schwäche macht uns dem Glücke unterthan. Wenn wir, wie seine Gefangenen, uns finden, so ist es, weil alle unsere Motive ein lahmes Ziel haben; wir leben in dem, was uns schadet und sind schwach in dem, was die Ehre erfordert. Wenn wir auch einsehen, wie es unserer spottet, so gehen wir ihm doch vermöge unserer Eitelkeit nach und geben auf, was wir hoffen. Wer kann aber, wenn er wirklich weise ist, ein so verkehrtes Gesetz befolgen? Wem es gefällig zu seyn sich stellt, dem gewährt es seine Scheingüter, damit er mit Unterpfändern des Todes sich bereichere. Fliehen wir daher seine eitle Beglückung, fliehen wir seine Thorheit ꝛc. Das Glück wendet uns stets ein falsches Gesicht zu; es schmeichelt, um grausam zu seyn; es gleichet dem Thiere, welches mit der Bosheit auf der Lauer nur vor den Augen schmeichelt ꝛc. Der Kluge begehrt und verlangt nicht nach den Gütern, welche das Glück ihm bieten mag. Alles muß ein Ende nehmen und zu Staube werden, deßhalb ist Gewinn nicht Gewinn und Verlust nicht Verlust. Das Leben schließt kein wahres Vergnügen in sich. Die Erfahrung und

Geſchichte lehren es. Der Dichter ſchildert dem Glücke gegenüber die Vortheile der Armuth. Das Glück verſpottet ſowohl diejenigen, welche es emporhob, als diejenigen, welche es unten ließ. Reichthum und Ehre zu erſtreben wäre ein gut Ding, wenn zwiſchen Noth und Tod eine Spanne Zeit wäre, derſelben zu genießen. Was hilft es, mit Reichthümern das Leben zu verbeſſern, aus deſſen Mitte uns der Tod hinwegruft. Alexander machte, vom Glücke begünſtigt, die halbe Welt ſich unterthänig. Allein was half ihm Hab' und Macht, da er ſein Leben nicht weiter bringen konnte? Leben wir der Natur getreu, ſo genügt uns Alles. Der Dichter hat Viele gekannt, welche vom Glücke den verkehrten Gebrauch machten; in ihrem blinden Eifer nehmen ſie die Vernunft zur Stiefmutter und zur Mutter das Glück. Die Reichthümer haben nur Werth, wenn man ſie verſchenkt. Wir ſind von einer ſchwachen Compoſition; ohne eine gehörige Werthſchätzung geben wir für das Vergängliche das ewig Bleibende hinweg. Gott gab uns hienieden nur die Hoffnung des Glückes; die Wirklichkeit ſoll uns erſt drüben werden. Der Ruhm, dem wir nachjagen, iſt ein eben ſo vergängliches Gut, ſo ſpät wir denſelben gewinnen, ſo bald wird er wieder verloren. Der Dichter gehet nun zur Betrachtung von der Kleinheit der Erde über im Vergleich zum ganzen Sonnenſyſteme und beweiſet daraus unſere Unbedeutenheit. Wir ſind aus Koth und unedelem Metalle geſchaffen. Kein Sterblicher hat eine vollkommene Freude. Ein Menſch, den hohe Abkunft beglückt, entbehrt der Hausfrau. Einem Manne, der ein gutes Weib hat, fehlen andererſeits Kinder. So fehlt neben einem Beſitze dem Eigenthümer der Beſitz vieler anderer Dinge. Zuletzt beſtehet das größte Verdienſt darin: Zu verachten, was von Allen geſchätzt wird, wie der Dichter an dem von Seneca aufgeſtellten Beiſpiele des Fabricius nachweiſt. Dieſes thut dar, daß nicht derjenige arm iſt, welcher wenig beſitzt, ſondern der, welcher viel begehrt. Alle Uebel entſtehen aus dem Ueberfluſſe zeitlicher Güter: Begierde, Neid, Schwelgerei, Eitelkeit, Uebermuth. Wie kann nun in weltlichen Dingen, welche ſo ſehr dem Wechſel unterliegen, ein Beſtand gefunden werden? Es iſt mithin Thorheit, denſelben nachzugeben. Daraus nimmt der Dichter Anlaß, ſich offen gegen das Glück auszuſprechen und zu erklären, wie er ſich weder von ihm für überwunden erklären,

noch daſſelbe fürchten wolle. Er macht dem Glücke ſodann Vorwürfe über ſein Verfahren und die üble Behandlung derer, die mit ihm zu verkehren haben und ſchließt mit der Bedeutung, daß, wenn das Glück der Armuth des Dichters ſpotten ſollte, er ſeiner Lügenhaftigkeit ſpotten werde. — Dieß iſt ungefähr der zuſammengezogene Gedankenverlauf in dem Gedichte wider das Glück, worin der wackere Diego de San Pedro eine eben ſo ehrenwerthe Geſinnung als richtige Lebensweisheit in einer anmuthigen, poetiſchen Rede vorträgt, welche gewiß nirgends einen gewiſſen Anklang verfehlen wird.

Die übrigen Dichter des Johanneischen Zeitalters. — Ihre Gleichartigkeit. — Sammlungen ihrer Gedichte in den verschiedenen cancioneros. — Sonderung des poetischen Vorrathes.

Sehe ich mich, an dieses Stadium meiner Geschichte angelangt, unter den mancherlei Namen um, welche die auf uns gekommenen Dichtungen aus dem Zeitalter König Johanns II. an der Stirn tragen und will ich mir diese Namen aus den mir zugänglichen Vorräthen biographischer Notizen durch Züge aus ihrem eigenen Leben, die ich dem Geiste ihrer Poesieen vermähle, näher gestalten, so gewahre ich, daß der schon so spärlich tröpfelnde Quell jenes Vorrathes nunmehr gänzlich versiegt und zwar so sehr, daß nicht einmal die nöthigen Jahreszahlen und das Lebensalter der Verfasser jener Poesieen sich ermitteln lassen. Die verwandtschaftliche Sympathie ihrer Musen und der Umstand, daß sich keine anderweit berühmte historische Erinnerung an diese Namen knüpft, tilgt alle specifischen und individuellen Unterschiede unter den Poesieen, wenn man dieselben auch nach den Namen ihrer Verfasser gruppirt und dadurch zu sondern sucht, so sehr hinweg, daß man sich versucht fühlt, alle als Kinder einer Familie zu betrachten. Lösche jene Namen der Verfasser aus den Ueberschriften hinweg, würfelt die verschiedenen Poesieen tüchtig durch einander und ich will den sehen, welcher mir bei zugestandener Anwendung alles ersinnlichen Scharfsinnes die Gedichte nach den Verfassern wieder aussondert. Alles bewegt sich in derselben poetischen Sphäre und die Dichter aus dem Zeitalter Ferdinands und Isabellens gehören ihrer geistigen Richtung nach ganz der Johanneischen Zeit an, so daß die letzte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und der Anfang des folgenden, eine sonst so merkwürdige Zeit für Spanien, in Bezug auf die Geschichte seiner Poesie fast spurlos vorüber gegangen sind. Darum läßt sich auch eine Geschichte der castilianischen Poesie vom Ende der Regierung Johanns II. bis zum Erscheinen der unter Carl V. sich offenbarenden modernen Richtung, die den Eintritt eines neuen Zeitalters bezeichnet, wenigstens mit den mir bekannten Hilfsmitteln gar nicht schreiben. Chronologie und Biographie lassen gänzlich im

Suche und eine Verſchiedenheit in den Productionen wird ſo wenig angedeutet, daß es unmöglich ſcheint, hieraus zu errathen, wie etwa ein Buch, oder gar eine Dichtung die andere erzeugte, ein Dichter den andern weckte, einer auf den andern freundlich und feindlich, belebend und zerſtörend, ermattend oder hinreißend einwirkte und ſo endlich in der Reihe der Dichter, deren Namen ohne alle Perſpective und Geſtalt vor uns da ſtehen, bei jedem Einzelnen der lebendige Wechſel mit dem Strome der Anſichten und Empfindungen andere Erzeugniſſe zeitigte. Zu einem Aufzeigen des Werdens dieſer Hervorbringungen fehlt es an allen innern und äußern beſtimmenden Merkmalen. Auch nicht eine größere, vor den übrigen Epoche machende Dichtung iſt mir aus dieſem Zeitalter bekannt und ſo iſt der vorhandene Schatz ein buntes poetiſches Aggregat in welches ſich etwa nur dadurch Licht und einige Ordnung bringen läßt, daß man die Verfaſſerſchaften ganz auf ſich beruhen läßt, auf alle Entfaltung eines pragmatiſchen Cauſalzuſammenhanges verzichtet, den Standpunkt der Zeit ganz bei Seite läßt und die vorgefundenen Maſſen unter verſchiedene allgemeinere Kategorieen zuſammenfaßt. Hiezu will ich aber nicht die Schemata einer nachgeborenen Aeſthetik wählen, indem die Behandlung nach äſthetiſchen Differenzen nur unvollkommen, und etwa nur beim Drama, welches ich demgemäß auch für ſich betrachten werde, durchzuführen iſt, da die Sichtung ihre ganz beſondere Schwierigkeiten hat. Ich werde den noch übrigen Vorrath der caſtilianiſchen Poeſieen des fünfzehnten Jahrhunderts nach den von dem ausgezeichnetſten Kenner der ältern ſpaniſchen Poeſie gewählten, auch ſchon vorgefundenen Geſichtspunkten: geiſtliche Poeſieen, Lehrgedichte, Liebeslieder und Scherzlieder überſchauen. Zuvörderſt liegt mir aber ob, über die Sammlungen (cancioneros) Auskunft zu geben, in welchen dieſe Dichtungen auf die Nachwelt gekommen ſind. Velasquez mag wohl Recht darin haben, daß die Sammlungen ſehr viel dazu beigetragen haben, das Andenken der alten Dichter zu erhalten. Allein ſie gerade ſind andererſeits daran Schuld, daß ſich nur die Gedichte, ſonſt aber, außer etwa den Namen, von den meiſten Verfaſſern gar keine Nachrichten erhalten haben. Weil man in den Sammlungen recht viel Hübſches und ſchon Auserwähltes beiſammen hatte, ſo begnügte man ſich bei der damals noch üblichen Vervielfältigung der Bücher durch Abſchrift, dieſe Sammlungen abzuſchreiben, was man

weit billiger hatte, als die Veranstaltung von Abschriften der vollständigen Werke jedes einzelnen Dichters, unter denen denn doch wohl vom Anfange an, Manches nicht allgemein Ansprechende gefunden ward. Die Handschriften der gesammten Werke einzelner Dichter wurden daher selten und gingen allmählich verloren. Nach Einführung der Buchdruckerkunst brachte man aus dem gleichen Grunde, der die anfängliche Verbreitung derselben gefördert hatte, zunächst nur diese Sammlungen zum Drucke, deren eine immer wieder die andere durch größere Vollständigkeit überbieten und ausstechen wollte. So kamen die außer den Sammlungen vorhanden gewesenen Handschriften von Dichterwerken ganz in Vergessenheit und waren, als eine spätere Zeit die Unbill einer frühern gut machen und die alten Dichter durch Veröffentlichung völlig zu Ehren zu bringen sich geneigt zeigte, meistentheils gänzlich verschwunden. In den Unruhen, welche Spanien seit Anfange des laufenden Jahrhunderts heimgesucht, gequält und verwüstet haben, ist nun vollends für Erhaltung solcher alten Handschriften wenig geschehen und eine Menge derselben, welche erweislich noch vor 100 Jahren namentlich in Klöstern und Kirchen vorhanden gewesen, sind verloren gegangen.

Die erste Sammlung von castilianischen Dichtungen mehrer Verfasser, von welcher man Kenntniß hat, ist schon unter der Regierung König Johanns II. durch Juan Alfonso de Baena veranstaltet, welcher selbst Dichter war. Er gehörte früher dem mosaischen Glauben an und erhielt den Namen, unter dem er uns bekannt ist, bei seiner Taufe. Geboren ward er im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Er sammelte alle Stücke der alten castilianischen Sänger, deren er habhaft werden konnte und widmete dieselben dem Könige Johann II., dessen Geheimschreiber er war. Seine eigenen Verse mit darin aufzunehmen, trug er kein Bedenken. Die Sammlung, welche meines Wissens noch nie gedruckt worden, war in einem handschriftlichen Codex von 202 Blättern im Jahre 1781. noch vorhanden. Sie ist auf Papier mit den schönsten Buchstaben des fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben. In jenem Jahre befand sie sich in der königlichen Bibliothek im Escorial. Die spanischen Uebersetzer von Bouterweks Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit fanden die Handschrift des cancionero von Baena am bezeichneten Orte nicht mehr vor und fürchten, daß sie bei den

Verwirrungen, welche der Krieg mit Napoleon über Spanien herbeizog, abhanden gekommen seyn möchte [1]). Nähere Nachricht über dieses kostbare Denkmal castilianischer Poesie gab Joseph Rodriguez de Castro 1781. in seiner biblioteca Española. Die Ueberschrift lautete: Cancionero de Poetas antiguos que fizo, e ordenò compuso e acopilo el Judino Johan Alfon de Baena, Escrivano e servidor de Rey D. Juan nuestro Señor de Castilla d. i. Liedersammlung aller Dichter, verfertigt, geordnet, zusammengetragen und gesammelt von dem ehemaligen Juden Juan Alfonso von Baena, Secretär und Diener des Königs Don Juan, unsers Herrn von Castilien. — Zuerst erwähnte Baena, wie schon gedacht, des „Meisters und Beförderers" der Dichtkunst, Alfonso Alvarez de Villasandino und hierauf folgen nach der Ordnung die Gedichte von 62 namhaft gemachten Verfassern, worunter auch verschiedene Rabbinen. Von Villasandino hat Baena mehr Gedichte als von irgend einem der andern Poeten mitgetheilt. Er beginnt den Reigen mit einem Lobliede auf die Jungfrau Maria und hebt also an: „Allhier beginnen die sehr genau scandirten und lieblich gereimten Lieder, die wohl geordneten, feinsinnigen Fragen und Antworten und die schön gefeilten und gut gebaueten Gedichte von unendlicher Erfindung, welche zu seiner Zeit verfertigt und geordnet hat der sehr weise und kluge Herr und besonders gewandte Arbeiter in der Poesie und fröhlichen Kunst Alfonso Alvares de Villasandino, welcher vermöge der ihm von Gott eingegossenen Gnade der Schmelz, das Licht, der Spiegel, die Krone und der Herrscher aller Dichter und Minnesänger gewesen, welche es bisher in ganz Spanien gegeben hat." Von den in dieser Geschichte oder vom Marquis von Santillana schon genannten Namen finden sich in Baenas Liederbuche außer Villasandino noch folgende: Pedro Lopez de Ayala, ein Baccalaureus (etwa de la Torre?), Ferrant Sanchez Calavera, Alonzo de Morana, Baena, Meister Imperial, Macias, Mena, der Archidiaconus von Toro, in welchem Sanchez einen Pedro Tenorio (I. S. 182.) erkannt haben will, der zu den Zeiten Johanns I. dichtete und den Pedro der Grau-

1) Brinckmeier macht bei Gelegenheit des Perez Guzman S. 105. seines Abrisses die Bemerkung, daß auch „der jetzt erschienene cancionero general von Baena Gedichte von P. M. enthalte. Mir ist von einem solchen Abdrucke noch nichts bekannt geworden. S. 47. hatte Brinckmeier nur erst gesagt, daß einer Ankündigung in den Blättern für literarische Unterhaltung zufolge diese Sammlung zu Paris im Drucke erscheinen werde.

ſame ſeiner Stelle entſetzte, Fernan Perez de Guzman, Rodriguez del Padron. Daß Baena der übrigen hier genannten Dichter nicht gedenkt, z. B. des Marquis von Santillana, auch ſelbſt mehrer von denen nicht, welche im kritiſchen Sendſchreiben dieſes gelehrten Marquis genannt worden ſind [1]), iſt auffallend genug, ſcheint aber zu beweiſen, daß Baenas Zeitgenoſſen über den Werth ihrer Dichter ein anderes Urtheil hatten, da man nicht annehmen kann, Baena habe einen oder den andern Dichter etwa deßhalb hinweggelaſſen, weil ihm deſſen Werke nicht zugänglich geweſen. Zu der auffallenden Erſcheinung, daß er weder des Marquis von Santillana, noch verſchiedener von den Dichtern gedenkt, welche dieſer auszeichnete, liefert vielleicht der Umſtand einen Schlüſſel, daß die Gelehrſamkeit und diejenige etwas philiſtrös moraliſirende Weltanſchauung, ſo wie das Allegorieenweſen, worin der Marquis von Santillana und ſeine Geſchmacksgenoſſen den Vorzug eines Gedichtes ſetzten, in Baenas Liederbuche weit weniger zu Worte kommen, als man es nach den bei Hofe herrſchenden Geſchmacksanſichten erwarten ſollte. Vielleicht gab es alſo ſchon damals auch unter den Kunſtpoeten eine Nationalpartei, deren Vertreter etwa Baena geweſen ſeyn mag, und die jenen unpoetiſchen Eindringlingen am caſtilianiſchen Parnaſſe entgegenarbeitete, welche die Marquiſe von Villena und Santillana, ſo wie die ihres Mäcenates ſich erfreuenden Dichter als Verſchönerungsmittel mit Freuden willkommen hießen. Sollte dieſe Vermuthung zutreffen, ſo würden die vielen fremden Namen, welche Baena gibt und die Nichterwähnung Anderer bekannter nicht auffallen. Vorläufig beruhet ſie auf der Wahrnehmung der kunſtloſen Friſche, welche über die aus Baenas Liederbuche bekannt gewordenen Poeſieen ausgegoſſen iſt und der in der ſpaniſchen Ueberſetzung von Bouterweks Werke befindlichen Bemerkung, daß anſtatt der

1) Auch anderwärts habe ich von dieſen Poeten nichts aufzutreiben vermocht und kenne nur die dürftigen Notizen, welche Sanchez in ſeinem ſchätzbaren Commentare zu jenem Sendſchreiben liefert. Zu dieſen verſchollenen Poeten gehören Don Juan de la Cerda, des Marquis Großvater Mendoza, Alonzo Gonzalez de Caſtro, Don Enrique (Herzog von Arjona), Pedro Velez de Guevara (Sanchez hält ihn für den aus dem cancionero general bekannten Guevara, Fernant Rodriguez de Puerto Carrero (wenn er nicht identiſch iſt mit dem Puerto Carrero des cancionero general), Juan Capoſa, Ferrant Manuel de Lando.

Gelehrſamkeit, welche faſt in allen Dichtungen vermiſst werde, die Baena mittheilt, ſich in den meiſten ein dichteriſcher Geiſt, in andern Feinſinnigkeit und Anmuth, in allen aber Leichtigkeit der Verſification offenbare. Durch dieſe Eigenſchaften zeichnen ſich auch Baena's eigene Gedichte aus, namentlich eins auf den Tod einer erlauchten Perſon, vermuthlich des Königs, von welchem ich ein ziemlich langes Bruchſtück vor mir habe, in welchen der ſchmerzliche Eindruck mit lebendigen Farben geſchildert wird, den die Todesfunde bei den verſchiedenen dem Hofe nahe Stehenden hervorgebracht hat. Ganz lebendig iſt auch ein Zankgedicht gegen einen Juan Garcia, worin er ſeine Sprache mit einem ſcharf ſchneidenden Bohrer vergleicht. Daſſelbe gehet mit wenigen Unterbrechungen in einerlei Reime aus. Sonſt kenne ich, nebſt einigen kleinern Liedern von Fernan Sanchez Calavera, aus Baenas cancionero nur noch das Gedicht eines gewiſſen Pero Ferrus, welches einen Abriß vom Leben König Heinrichs II. enthält. Der König wird ſelbſt redend eingeführt und hält ſich ganz unbefangen eine gut ſtyliſirte und in kurzen Verſen rund und behende ablaufende Lobrede, wobei er hervorzuheben nicht unterläſſet, wie er ein wahrer Gläubiger Jeſu Chriſti und ſeiner Kirche ſehr gehorſam geweſen, wie er nach Kräften der heiligen Jungfrau gedient und weder in der Aufregung noch aus Narrheit einem oder einer Heiligen Uebles nachgeſagt. Wohlgefällig bemerkt er, daß Gott ihn zu ſüßem Ruhme berufen. Sogar ſein Alter gibt er gewiſſenhaft in Zahlen an, die mehrere Zeilen einnehmen. Wohlgefällig erwähnt er die Seelenmeſſen, welche ihm die hinterbliebene Gemahlin halten läßt und wofür er ihr verheißet, mit ihm im Paradieſe zu ſeyn. Er ſchließt ſeinen Sermon mit erbaulichen Betrachtungen und Aufmunterungen. — Mehr eine weitere Fortſetzung als eine neue vermehrte und erweiterte Bearbeitung von Baenas Sammlung ſcheint das allgemeine Liederbuch (cancionero general) des Hernando von Caſtillo zu ſeyn. Doch iſt die Vermuthung nicht abzuweiſen, daß er auſſer Baena vielleicht noch ältere Sammlungen Anderer vor Augen gehabt und aus mehreren zuſammengetragen hat. Dieſe Sammlung enthält Poeſieen von 138 genannten und mehren ungenannten Dichtern, meiſtens von Juan de Mena bis auf des Verfaſſers Zeiten, welcher das cancionero etwa im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts zuſammengeſtellt hat, deſſen erſte Ausgabe 1510. ans Licht

trat. Derſelben folgten mehre neuere, welche mit verſchiedenen neuen Stücken vermehrt wurden, während man in den frühern abgedruckt geweſene Stücke hinwegließ. Dieſes allgemeine Liederbuch kann als das Mauſoleum angeſehen werden, welches das angebrochene neue Zeitalter dem abſcheidenden Mittelalter der caſtilianiſchen Poeſie ſetzte, und in welcher es die Reliquien einer lieben Vergangenheit ſammelte und der Unbill der Zerſtreuung und des Verkommens entzog. Die Sammlung enthält eine Auswahl der nach Caſtillo's Urtheile beſten Werke der Dichter aus dem genannten Zeitraume, denen aber auch einige aus dem vierzehnten und dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zugeſellt ſind. Der Mangel des Sammlers an poetiſcher Kritik ergibt ſich aus der Art der Anordnung, welche er ſeinem Stoffe gab. Er wechſelte mit der Zeitfolge und der Ordnung der Materien willkürlich ab. Die geiſtlichen Gedichte ſtellte er an die Spitze der übrigen. Dazu liefern ihr Contingent: Juan Taflante, der Vizconde von Altamira, Hernan Perez de Guzman, der Baccalaureus Alonzo de la Proaza, der Graf von Oliva, ein Niclas Nuñez, Rodriguez del Padron, Gines de Cantzales, Soria, der Marquis von Santillana, Diego Lopez de Haro, der Comthur Avila und Puerto Carrero.

Hierauf folgen mehre italieniſche Sonette geiſtlichen Inhaltes von einem mir unbekannten Dichter und drei Gedichte ähnlichen Inhaltes im valencianiſchen Dialecte von einem Vincent Fernandez. Unter der Ueberſchrift: Comiençan las obras de . . . reihen ſich hieran Dichtungen des Marquis von Santillana, von Juan de Mena, Hernan Perez de Guzman, Gomez Manrique, Lope de Eſtuñiga, dem Vizconde von Altamira, Diego Lopez de Haro, Antonio de Velasco, Luis de Vivero, Hernan Meria, Coſtana, Suarez, Cartagena, Juan Rodriguez del Padron, Pedro Torrellas, Rodrigo Davalos, Jorge Manrique, Guevara, Juan Alvarez Gato, Comendador Roman, vom Marquis von Aſtorga, Diego de San Pedro, Garci Sanchez de Badajoz. Nun folgen 156 canciones, zum Theil von ſchon eben genannten Dichtern, zum Theil aber von andern, als: dem Infanten Juan Manuel, Papia, Diego de Quiñones, Iñigo de Velasco, vom Grafen von Feria, vom Herzoge von Medina Sidonia, Diego de Mendoza, Vendaño, Sianes, vom Adelantade von Murcia, Juan de Meneſes, Peralta, Alonzo de Cardena, Lope de Soſa, Rodrigo

Manrique, Pinar, Juan Fernandez de Eredia, vom Comthur Escriva, Francisco de la Fuente, Diego de Caſtro. — Auf die canciones folgt eine Reihe gloſſirter und ungloſſirter Romanzen von namhaften und ungenannten Dichtern. Unter dieſen Romanzen, welche meiſt lyriſcher Art ſind, habe ich nur wenig hiſtoriſche und Ritter-Romanzen gefunden, z. B. Durandarte, Durandarte — — und die bekannte Romanze vom Grafen Claros, welche den Reigen hier eröffnet und von einem Francisco de Leon gloſſirt iſt. Ein Gegenſtück zu dieſer Romanze iſt von Lope de Soſa aufgenommen mit einer Gloſſe von Soria. Dann folgen die lieblichen Lieder: Rosa fresca, Rosa fresca und Fonte frida etc. mit Gloſſen. Wenn wir hiernächſt im cancionero general Romanzen von Diego de San Pedro, Nuñez, Soria, Alonzo de Cardona, Juan Manuel, vom Commendador Avila, Juan de Leyva, Garci Sanchez de Badajoz, Durango, Luis de Caſtelvi, Pedro de Acuña, Quiros, Baccelaureus Alonzo de Paza (Lob der Stadt Valencia), Juan del Enzina und Cumilla antreffen, ſo findet ſich die oben ausgeſprochene Anſicht beſtätigt, daß mancher namhafte Kunſtpoet es nicht verſchmäht hat, in der Volksweiſe ſein poetiſches Müthlein zu kühlen. Auf dieſe Romanzen folgt im cancionero general ein poetiſcher Wettgeſang, dem König Johann II., von dem auch einige Verſe darin verwebt ſind, präſidirt und worin die beiſitzenden Hofdichter auf einen zufällig gegebenen Gegenſtand einen poetiſchen Einfall zum Beſten geben. In der erſten Hälfte des Wettgeſanges hat Cartagena das Amt auf einen ſolchen Einfall etwas Paſſendes zu erwiedern. Das Ganze iſt offenbar eine Nachbildung des Tenzonengeſanges. Ich muß geſtehen, daß mich der erlauchten Namen ungeachtet, unter denen viele dieſer poetiſchen Einfälle figuriren, nur wenige derſelben angeſprochen haben. Dieſer poetiſchen Spielerei ſchließt ſich im cancionero eine andere, nämlich 44 Gloſſen von ſchon genannten Dichtern an. Es folgen ſodann 54 Villancicos, faſt alle von bereits mit andern Gedichten beim cancionero betheiligten Dichtern. Hinter den Villancicos leſen wir poetiſche Frage und Antwortſpiele von Juan de Mena mit dem Marquis von Santillana und andern Hofdichtern, deren Namen zum Theil im cancionero bisher noch nicht genannt wurden, z. B. einem Baccalaureus von Valencia, einem Moſſen Crespi de Valdaura, Caſtillo, Verdancha, Vinyoles, Sancho de

Roras, einem Biſchof von Chafalu ꝛc. Dieſen terzonenartigen Dichtungen ſchließt ſich abermals eine nach den Dichtern geordnete Blumenleſe unter der jedesmaligen Ueberſchrift: comiençan las obras de . . . an, welche durch einzelne coplas anderer Dichter unterbrochen werden, unter denen ſich auch italieniſche sonetti und capitoli ungenannter Dichter befinden. Die ſogenannten obras ſind auch in der Regel nichts weiter, als einige coplas. Zu dieſen poetiſchen Mittheilungen haben auch Dichter beigeſteuert, von denen der cancionero ſchon andere Gaben brachte: Coſtana, Puerto Carrero, Avila, der Herzog von Medina Sidonia, Gomez, der Graf von Caſtro, Francisco de la Fuente, Juan del Enzina, Luis de Tovar, Llanos, Barva, Sancho de Rojas, Juan Manuel, Gonzalo Carrillo, Tapia, Nicolas Nuñez, Soria, Villaquiran, Biſchof von Ciudad Rodrigo, Boscan Pinar (von dem ein poetiſcher Wettgeſang mitgetheilt wird, worin hohe Herrſchaften mit verflochten ſind), Per Alvarez de Ayllon, Badajoz el Muſico, Graf von Oliva, Alonzo de Cardona, Francisco Carroz (unter deſſen Gedichten eine cancion des Juan Rodriguez del Padron ſich verlaufen hat), Moſſen Crespi de Valdaura (von dem auch eine Gloſſe im valencianiſchen Dialecte zu Verſen des Moſſen Jordi de Sant Jordi mitgetheilt iſt), Francisco Fenollete (unter deſſen Verſe wieder dergleichen von Tapia und Cardona gemiſcht ſind). Juan Fernandez de Evedia, Geronimo de Artes, Quiros, Moſſen Vinyoles (im valencianiſchen Dialecte), Francisco Hernandez Coronel (liefert eine Gloſſe zu Cartagenas coplas vom Liebesfeuer, die oben in Ueberſetzung mitgetheilt wurden), der Comthur Eſtuniga, der Comthur Eſcriva (welcher ſchon mehr der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angehört), Vasquez (anſcheinend aus derſelben Zeit), der Comthur Hernando de Ludueña, Luis del Caſtillo. Nach einem neuern Gedichte von 1557. folgen wieder vier Sonette von unbekannten Verfaſſern und dann Verſe von Francisco de Caſtillo. In einem Anhange werden neuere Gedichte ungenannter Verfaſſer mitgetheilt, nebſt zwei Gedichten von Rodriguez del Padron und Jorge Manrique. Dieß iſt eine ungefähre Ueberſicht deſſen, was der cancionero general darbietet. Das letzte Drittel etwa beſtehet aus Zuſätzen, welche der Sammlung, ſo wie ſich dieſelbe erweiterte, immer hinten angehängt wurden. Ich habe mich bei den obigen Angaben der mir bekannten vollſtändigſten im Jahre 1573. bei

Nacio in Antwerpen erſchienenen Ausgabe bedient, welche auch Dieze in ſeinen Anmerkungen zum Velasquez als eine ſehr vollſtändige auszeichnet, obgleich er zugibt, daß in den neuern Ausgaben Stücke fehlen, welche in den frühern mitgetheilt waren. Zu bemerken habe ich noch, daß die Anführungen des voran gedruckten Inhaltsverzeichniſſes höchſt ungenau ſind, noch mehr aber die Ueberſchriften über den einzelnen Blattſeiten. Das Ganze erſcheint als ein kritikloſes Durch- und Hintereinander von Gedichten aller Art aus ganz verſchiedener Zeit, welche willkürlich in gleicher Weiſe auch zu verſchiedenen Zeiten vermehrt und im Einzelnen mit andern vertauſcht wurden. Bei allen Mängeln der Auswahl und Anordnung machte die Liederſammlung des Fernando de Caſtillo ein ſo entſchiedenes Glück in Spanien, daß ſie nicht nur viele Ausgaben erlebte, ſondern ihr auch eine Menge anderer folgten, welche zum Theil, wie die des Pero Guillen, des Alfonſo de la Torre, Ramon Dellavia noch Manuſcript ſind. Nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſcheint der Titel cancionero unbeliebt geworden zu ſeyn. Die cancioneros des Juan del Enzina und Juan de Mena waren auch mit Liedern anderer Dichter ausgeſtattet. Die Nachweiſung der einzelnen Liederſammlungen darf mich hier nicht aufhalten. Viele Lieder finden ſich auch in den Romanceros, weil ſie in der beliebten Form der Romanzen componirt waren. Andere muß man in portugieſiſchen Sammlungen aufſuchen, weil viele Portugieſen auch caſtilianiſch dichteten. Uns intereſſiren hier natürlich nur die Gedichte aus Johanns II. und der Königin Iſabella Zeiten. Für den Mangel aller dieſer auch in Spanien ſehr ſelten gewordenen Sammlungen in Deutſchland wird der Entbehrende vielfach entſchädigt durch die ſchon mehr erwähnte Floresta de Rimas antignas Castellanas von Böhl de Faber, welche 1821—25. in drei Bänden zu Hamburg erſchienen iſt. An Reichthum, geſchmackvoller Auserleſenheit, vortrefflicher Anordnung, correctem Abdrucke, angenehmer äußerer Ausſtattung übertrifft dieſer „Wald," in welchen man ſich nur mit höchſtem Vergnügen ergebet, alle ähnlichen Sammlungen, welche nicht allein von ſpaniſchen, ſondern von Poeſieen überhaupt veranſtaltet ſind. Sehr zu bedauern iſt, daß dieſer große, gründliche und feinſinnige Kenner der Schönheiten der caſtilianiſchen Dichtkunſt mit ſeinen äſthetiſchen Urtheilen ſo karg iſt und durch ſeine kritiſchen Blitze, die er hier und dort in ſeinen Anmerkungen hinwirft, nur das übrige Dunkel, dem

eine Erleuchtung gar nicht zu Theil geworden iſt, deſto greller erſcheinen läßt. Viele Freunde ſeines herrlichen Schatzes caſtilianiſcher Poeſie würden es ihm ſicher mit mir gern verziehen haben, wenn er die Sorgfalt, Genauigkeit und Gründlichkeit ſeiner Nachweiſungen mehr dem Geiſt und Stoffe als der Form zugewendet und lieber den Freund der Dichtkunſt als den Literator zufrieden zu ſtellen getrachtet hätte; da das Wenige, was er dem erſtern bietet, die großen Reichthümer, welche er geizend an ſich hält, ahnden und deren Verborgenheit als eine ſchmerzliche Entbehrung um ſo mehr empfinden läßt, als er dieſelbe nach der Vorrede des I. Bandes zu ſchließen für die Oeffentlichkeit völlig vorbereitet hatte und ſie nur in den Druck geben durfte. Daß er dieſes gethan hätte, iſt mir nicht bekannt geworden. Sehr ſchön iſt der Grund, womit der treffliche Sammler dieſe Zurückhaltung entſchuldigt. „Ueberflüſſig, ſagt er, hat es geſchienen, anpreiſende Urtheile hinzuzufügen. Nach der Anſicht des Herausgebers entbehrt keine der auserleſenen Dichtungen des Verdienſtes. Dieß iſt nicht allemal bloß in der Erhabenheit der Albanas, Leons und Chaides begriffen; es glänzt auch in der Frömmigkeit, Zartheit, Einfalt ſo vieler Villancicos und Canciones, welche dieſe Sammlung zieren. Andre Male beſtehet daſſelbe in Scharfſinn und Gedankentiefe und ſchimmert auch in den Doppelſinnigkeiten, welche der ſcherzenden Poeſie eigen ſind.“ Alſo ein Gedicht, welches in der Floreſta aufgenommen iſt, hat ſchon deßhalb Werth. Im Kopfe jedes andern als Böhl de Fabers würde ein ſolcher Gedanke geſchmacksrichterliche Vermeſſenheit und hohe Einbildung ſeyn. Nur er, der wirklich Ausgezeichnetes leiſtete, der ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Geſchmack ſo glänzend beurkundete und mit eiſernem Fleiße einen Schatz zuſammenbrachte, dem das Mutterland keine einheimiſche Sammlung auch nur von Ferne an die Seite ſetzen konnte, nur er durfte, ohne zu verletzen, mit ſolchem Selbſtvertrauen reden. Ich meines Theiles habe nur zu bedauern, daß der belobte Literator außer den Dichtungen der bisher von mir behandelten Sänger, aus dem Zeitalter, deſſen poetiſche Erzeugniſſe ich jetzt zu betrachten habe, nur verhältnißmäßig wenige aufgenommen und namentlich den cancioneros nicht noch reichlichere Schätze enthoben hat. Freilich hatte er auch die literariſchen Goldminen des ſechzehnten Jahrhunderts auszubeuten, für deren Erträgniſſe auf Koſten der Mittheilungen aus früherm Zeitalter Raum gewonnen werden

mußte. — Wer das Caſtilianiſche verſtehet, ſagt Böhl de Faber weiter, und poetiſchen Sinn hat, wird in den geiſtlichen Gedichten Alles finden, das die Seele erhöhen und die Andacht beleben kann, in den Lehrgedichten aber den Fünftelſaft menſchlicher Weisheit, in den Liebesliedern den Ausdruck Alles deſſen, was die allgemeinſte und tiefſte unſerer Leidenſchaften eingibt und in den Scherzgedichten alles, was ohne Schaden das geſellige Leben verſchönt und angenehm macht." Halten wir nun noch der hier angedeuteten Sonderung des poetiſchen Geſammtvorrathes der Liederbücher eine Schau über die reichen Maſſen, welche aus dieſer Scheidung hervorgehen.

Geiſtliche Gedichte.

Zunächſt bin ich nichts weniger als geſonnen, mit Sismondi dem ehrenwerthen Bouterwek das verwundrungsvolle Urtheil nachzubeten, daß die geiſtlichen Gedichte, welche die ſpaniſche Andacht als Beiſteuer zu den Liederbüchern lieferte, von Gefühl und Frömmigkeit ganz entblößt ſeyen. „Man ſollte glauben, ſo lauten Bouterweks eigene Worte, die Dichter einer ſo poetiſch geſtimmten Nation müßten in einem Zeitalter, wo großen Theiles die Natur ohne Kritik aus ihnen ſang, auch dem Chriſtenthume ſeine poetiſche Seite abgeſehen haben. Aber die chriſtliche Dogmatik ſchlug mit ihrer ſcholaſtiſchen Steifheit den Dichtergeiſt nieder; und gerade die unpoetiſche Seite des Chriſtenthums ſchien den ſpaniſchen Dichtern des fünfzehnten Jahrhunderts die beſingenswerthe, weil ſie die gelehrte war. Auch wagte man um ſo weniger, der Phantaſie in andächtigen Verſen Spielraum zu geben, weil man an einen buchſtäblichen Glauben gewöhnt war, und die Anerkennung der Heiligkeit des Buchſtabens mit der Rechtgläubigkeit identificirte, ehe noch ein Inquiſitionsgericht mit dem Scheiterhaufen drohete. Dieſe ſtrenge Orthodoxie der ſpaniſchen Chriſten war aber wieder eine Folge ihres fünfhundertjährigen Krieges mit den Mauren. Der ſpaniſche Ritter focht während dieſer langen Zeit immer für Religion und Vaterland zugleich. Durch die beſtändige Oppoſition des chriſtlichen mit dem muhamedaniſchen Cultus waren die ſpaniſchen, wie

noch jetzt die morgenländiſchen, Chriſten gewöhnt, ihre Religion zur Schau zu tragen. Aber ſie trugen ſie eben deßwegen mit der ängſtlichſten Formalität zur Schau. So kam es, daß aller religiöſe Enthuſiaſmus der Spanier im fünfzehnten Jahrhunderte doch wenig oder gar keine Lieder erzeugte, die mehr Poeſie als ein gewöhnlicher Kirchengeſang enthalten. Man mag leſen wie Juan Tallante, der die meiſten geiſtlichen Lieder im allgemeinen Liederbuche verfaßt hat, die zwanzig Vollkommenheiten der heiligen Jungfrau aufzählt, oder wie der Vicomte von Altamira mit den fünf Buchſtaben des Namens Maria ſpielt, oder wie Fernan Perez de Guzman das Ave Maria trockener, als in Proſa vorträgt; immer findet man daſſelbe Einerlei ohne alle poetiſche Umbildung des dogmatiſchen Stoffes." — Dieſes Urtheil meines ſonſt hoch verehrten Lehrers iſt aus religiöſen, äſthetiſchen und hiſtoriſchen Irrthümern zuſammengeſetzt. Wie ein Philoſoph, welcher ſich darin gefiel, eine außerhalb der Kirche lebende „Religion der Vernunft" zu ſuchen und die gefundene als eine Wahrheit zu veröffentlichen, an der kirchlichen Rechtgläubigkeit einer mittelalterlichen Zeit, Anſtoß nehmen kann und wie letztere ſeinem forſchluſtigen Privatgeiſte nicht zuſagen mag, iſt wohl erklärlich. Die ſcholaſtiſche Steifheit liegt aber nicht im lebensvollen und der tiefſten wiſſenſchaftlichen Speculation ſich willig darbietenden Kirchenglauben, ſondern in dem Vernunftphiloſophen, welcher ſich in eigenem Syſteme bornirt hat. Eben ſo irrig iſt die vermeintliche Verzagtheit und Beſorgniß gegen die Heiligkeit des Buchſtabens anzuſtoßen, welche die ſpaniſchen Dichter des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts abgehalten haben ſoll, der Phantaſie in andächtigen Verſen Spielraum zu geben [1]). Denn einmal fehlt es nicht an Liedern ſolcher Art;

1) Selbſt Villemain nennt dieſe Zeit le bon tems des Espagnols, c'étoit leur siècle de l'independance religieuse. Er ſagt, daß der Verkehr mit bei den Spaniern erzeugt habe plus de liberté en matière religieuse, que dans tout autre pays de l'Europe. Von den Biſchöfen ſagt er: on ne les voit pas lutter par des anathèmes contre la puissance civile, on les voit favoriser les traités, qui, dans une ville assurent aux Chretiens des églises et aux Maures des mosquées. On les voit admettre même des distinctions tolérantes entre les Chretiens, qui sont été quelque tems sujets aux Maures et les Chretiens, qui n'ont jamais subi ce joug: ils exigent moins des premiers.

Böhl de Faber nennt deren Gebiet ſogar ein „vorzüglich reichbegabtes Fach in der altſpaniſchen Dichtkunſt," anderntheils gewährte die Pracht des katholiſchen Cultus, die Bouterwek ſelbſt mit dem Vorwurfe des zur Schautragens zu tadeln ſucht und die Fülle der heiligen Geſchichte mit ihren lieblichen und ſchrecklichen, erhabenen und einfältigen Scenen der andächtigen Phantaſie wohl jedenfalls einen reichlichern Stoff zu poetiſcher Geſtaltung als das freiſinnigſte Syſtem der Religionsphiloſophie, deren Erbgut noch in der Regel eine dürre Geſtaltloſigkeit geweſen iſt. Weiter oben habe ich darauf hingewieſen, daß, wie auch Villemain in der oben mitgetheilten Note bezeugt, die ſprichwörtlich gewordene und durch die Inquiſition mit ehrner Conſequenz gehandhabte Strenggläubigkeit des Buchſtabens gar nicht ein Erzeugniß derjenigen Zeit iſt, in welcher unſere Betrachtung weilt und am wenigſten ein Hervorgang aus der Oppoſition des Chriſtenthums wider den Muhamedanismus, da vielmehr der Verkehr mit den Mauren vielfach mildere Anſichten vermittelte, ſo daß von jener ängſtlichen Formalität, welche Bouterwek den Dichtern dieſes Zeitalters zuſchreibt, nichts wahrzunehmen iſt. Ganz überſehen hat aber Bouterwek, daß die poetiſche Stimmung der ſpaniſchen Nation hauptſächlich mit auf den, vom Ritterthume durchdrungenen, Geiſt des Chriſtenthumes zu ſetzen iſt, weßhalb es ſich als eine große Vergeblichkeit und eine Umkehrung der Verhältniſſe darſtellt, wenn Bouterwek klagen will, daß das ſpaniſche Mittelalter dem Chriſtenthume ſeine poetiſche Seite nicht abgeſehen habe. Die ſpaniſche Nation hat dieß vielmehr vom Anfange an beſſer und erfolgreicher gethan, als irgend eine andere. Eine enthuſiaſtiſchere Verehrung durch Lieder und poetiſche Lobpreiſungen iſt in keinem andern Lande der heiligen Jungfrau, dieſer durch und durch poetiſchen und doch ſo grundhiſtoriſchen Geſtalt zugewendet. Das Zarte und Rührende, das Kindliche, Rechte und Schlechte, die Innigkeit, das Feuer, die unnennbare Sehnſucht, der überirdiſche Drang der religiöſen Empfindung ſind auch kaum in der Poeſie irgend eines andern Volkes ſo würdig vertreten und zu Worte gekommen, als in der caſtilianiſchen Dichtkunſt aller Zeiten. Daß Juan Tallante, den Bouterwek als einen Repräſentanten des poetiſchen Eiterleis und des Mangels poetiſcher Umbildung eines geiſtlichen Stoffes anführt, dieſen Vorwurf nicht verdient, wird wohl jeder gern anerkennen, welcher ſeine poetiſchen Ergüſſe näher betrachtet. Allerdings weilt

er bei Momenten der christlichen Betrachtung, welche als unbegreifliche Mysterien der Kirchenlehre dem Denkglauben aller Zeiten ein Gräuel gewesen sind, weil sie mit zähem Widerstande alle Versuche vereitelten, sie in die Sprache des ordinären Verstandes zu übersetzen und so das Wunder hinauszuspediren. Die Jungfräulichkeit Mariens, die Erlösung durch das Leiden Christi am Kreuze, die Idee des Lammes und andre grundchristliche Anschauungen müssen freilich einem Sinne widerwärtig seyn, der sich mit dem Vorhaben trägt, die Religion auf philosophischem Wege zu erfinden und zu begründen. Wenn man aber von diesem Vorhaben sich unbefangen erhält, werden auch die Lieder, welche Tallante jenen Vorstellungen der Kirche widmete, sich in einem ganz andern Lichte zeigen, als die philosophische Blendlaterne auf sie werfen will. Wie einfach und voll herzinniger Poesie wird z. B. in einer Romanze die Passion des Herrn von Tallante vorgetragen. Er sagt: An des bittern Holzes obern Stamme büßte der Herr des ersten Vaters Schuld; ganz ward sie abgewaschen im Blute des Lammes. Gegenwärtig war bis ganz zuletzt die traurige Mutter und der, welcher ihr zum Sohne gegeben worden für ihren ächten Erben; auch diejenige, welcher Jesus so gern und bald verziehen hatte. Die Klagen, welche jene ertönen ließ, erquickten den Mittler. Ihre Worte waren, wie ich sie hier sage: O erbarmungsreiche Kraft im Sohne des wahrhaftigen Gottes; ganz umgewandelt in einen fremden Anblick schaue ich dich; dein glorreiches Antlitz ist nicht mehr das von zuvor, nicht mehr vorhanden sind die röthlich glänzende Farbe und des Leuchten strahlenden Schimmers, und den zarten Leib, der ganz von meinem Fleische, sehe ich unansehnlich als eines armen Pilgrims. Zur Erhöhung deiner Qual bist du der Genosse von Schächern; blutige Gebilde zeigen sich überall auf deiner Haut; deine heiligen Füße und Hände durchstoßen mit eisernen Nägeln; dein heilig Haupt umflicht ein Kranz nach unerhörter Verordnung mit 72 Dornenstacheln, aber nicht mit Blüthen des Rosenstrauches, sondern mit scharfen Spitzen, wie es sich ein blutdürstiger Henker ausgesonnen. — Blutesströme netzten den Boden, auf welchem, in das Erdreich hineingetrieben, das heilige Kreuz stand. Unter solchen Peinen verschied der wahre Messias. — Im Hinweise auf das Vertrauen zum dritten Tage, welchen der Schluß der Romanze enthält, wird uns der Schlüssel zu der schönen Ruhe und schlichten

Einfalt gegeben, in welcher die Mutter Gottes ihre Klagen angehoben. Durch die Gottesgewißheit hat ſie die brennende Qual des irdiſchen Schmerzes überwunden und ſich zu der Sicherheit eines würdigen Mitleids erhoben. — Ein ander Mal ruft Tallante beim Anblicke eines Crucifixes aus: Unendlicher, unvergänglicher Gott, die ganze Welt iſt wahrhaft von dir erſchaffen; mit innigſter Liebe biſt du für uns am Holze geſtorben; denn dir gefiel es, ſolches Leiden um unſere Schuld willen zu erdulden, o Lamm Gottes (o agnus Dei) — führe uns hin, wo der Schächer ſich befindet, den du retteteſt, weil er ſprach: memento mei. — Reizend iſt ein auf geflügeltem poetiſchen Worte getragenes Lied Tallantes, in welchem der ſterbende Erlöſer von ſeiner Mutter Abſchied nimmt und welches ungefähr dieſen einfachen Gedanken ausdrückt: Scheide ich von dir, meine Mutter, ſo begebe ich mich zu Gott; bald werde ich wiederkehren zu dir; ganz voll Wunden ſcheide ich; unterdrückt und geſchmähet; mit Glorie umſtrahlt werde ich in zwei Tagen zurückkommen, bald werde ich wiederkehren zu dir. Aus der Gefangenſchaft will ich diejenigen führen, welche ich durch meine Leiden erlöste, damit ſie dort oben mit uns den Segen empfahen; bald werde ich wiederkehren zu Dir. — Auch ein Ave Maria, welches Bouterweck überſehen haben muß, iſt bemerkenswerth. Gegrüßet ſey, liebliche Maria, (ſagt der Dichter) das muß man alſo auslegen: Heimathswind des Meeres, der du die Schiffenden führeſt. Gegrüßet ſeyſt du, meine Herrin, entnommen der Sünde, welche die Welt befleckt hat; gegrüßet ſey mir, o Glanz des Tages! Gegrüßet ſeyſt du Gnadenerfüllte, gegrüßet köſtliches Heiligthum, gegrüßet heiliges Behältniß, voll jenes Brodes, das die ganze Welt ſättigt, in dieſem engen Leben uns die Bruſt erweitert und uns ruft und einladet zu ſeinen untrüglichen Freuden. Sei gegrüßet; der Himmel heiliger Herr iſt mit dir, nicht bloß mit dir, ſage ich, ſondern in dir, köſtliche Blume, Tempel der göttlichen Liebe. Sey gegrüßet, die Dreieinigkeit, welche deine Demuth ſchauete, offenbarte deinen Werth. Gegrüßet ſeyſt du, glorreiche Jungfrau, benedicte unter den Frauen; dieſes Namens biſt du allein würdig, köſtliche Jungfrau! denn ſeit die Urmutter nach der verbotnen Frucht lüſtern war, iſt jedes Weib durch ſchädliche Strafe verdunkelt. Gegrüßet ſey darum, o Gebieterin, deines Leibes geſegnete Frucht. Sie zu loben ſind Zunge, Feder und Schrift

nicht ausreichend. Gegrüßet ſey um der betrübten Welt, um der erſten Sünde willen; am Holze triumphirend befreiete er dieſelbe. Um dieſes Gebetsanrufs willen, ſehr heilige Herrin, bitte den König, welchen die Welt anbetet, für das chriſtliche Volk; denn unſer Gebet iſt nie verſchmähet, und ihre heilige Fürbitte blieb niemals ohne Erfolg. — Ein anderer Gebetsanruf des Dichters an die heilige Jungfrau zum Roſenſtrauch iſt ungemein lieblich durch die Einmiſchung der Duftfreuden, welche auf den Namen des Gnadenbildes anſpielen.

Das Gedicht, welches Juan Tallante den zwanzig Vortrefflichkeiten (excelencias) der Jungfrau Maria gewidmet, leidet zwar an einer gewiſſen Zuſammenhangloſigkeit, indem er in jeder der einundzwanzig achtzeiligen Stanzen ein Stück der heiligen Erlebniſſe der Mutter Gottes mehr erwähnt als ausführt; es iſt aber eine kritiſche Ungerechtigkeit, wenn Bouterwek ſchon an den erſten Zeilen der Anfangsſtanze, welche die ſündenloſe Geburt der Jungfrau zu feiern beſtimmt iſt, genug zu haben verſichert. Seine ſubjective Abneigung gegen die Betrachtungsweiſe des katholiſchen Chriſten macht den Göttinger Philoſophen blind für die poetiſchen Vorzüge, welche dieſelbe darbietet und hervorbringt. Ohne die Ueberſchriften der einzelnen Stanzen würde man übrigens aus den oft räthſelhaften Andeutungen, welche darin anzutreffen, häufig nur mit Mühe den Gegenſtand des Geſanges errathen können. Die zwanzig Vollkommenheiten will ich wenigſtens bezeichnen: die Empfängniß und Geburt der Jungfrau, die Verlobung mit Joſeph, der engliſche Gruß, die Fleiſchwerdung des Wortes, die neun Monate der Schwangerſchaft, der Beſuch bei der Eliſabeth, die Hoffnung der Geburt, die Niederkunft ſelbſt, die Geburt des Sohnes Gottes, die erſte Ernährung, die Beſchneidung, die Anbetung der Könige, die Darſtellung im Tempel. Hier macht der Dichter einen weiten Sprung und läßt unvermittelt die Einſetzung des heiligen Abendmahles folgen, die Worte vom Kreuze: Siehe dein Sohn, die Auferſtehung, die Himmelfahrt, die Ausgießung des heiligen Geiſtes, die Aſſumption. In der Schlußſtanze bittet Tallante die Jungfrau um Verzeihung, daß er ſie mit ſo unvollkommenen Mitteln und in ſo ungenügender Weiſe zu verherrlichen, ſich unterfangen. — In ſieben daktyliſirenden Zwölfzeilern preiſet Tallante die Befreiung der Jungfrau vom Erbübel. Auch an dieſen, innige

Frömmigkeit und lautere Andacht athmenden Zeilen, iſt die rührende Ergebenheit des feiernden Sängers gegen die verehrte Mutter unſeres Herrn von angenehmer poetiſcher Wärme getragen. — In fünf Octaven beſingt Tallante die heilige Dreifaltigkeit. In den drei erſten feiert er, ſo gut das Dogma der poetiſchen Ausdrucksweiſe ſich fügen mag, die Attributionen, welche die Glaubenslehre dem Vater, dem Sohne und dem Geiſte beilegt. Dann wendet er ſich in der vierten Stanze an die Jungfrau, welche er nach den genannten Dreien der höchſten Ehren für würdig hält. Er nennt ſie einen köſtlichen Edelſtein, welcher früher, weit früher vorhanden war, als Himmel und Erde und die übrige Schöpfung und gehet in der fünften Stanze über zu einer Apoſtrophirung des wahren Kreuzes. — Auch in dem Gebete: virginal por Dios elets, welches der Dichter von ſeinem Krankenlager an die Jungfrau richtete, ſuche ich vergebens die dogmatiſche Dürre, welche Bouterwek davon abgehalten hat, von Tallantes Poeſieen nähere Kenntniß zu nehmen. Mit weicher Hingebung ſpricht er in poetiſchen Bildern das Anerkenntniß der holdſeligen Vorzüge und Gnaden aus, welche der Schöpfer in der Perſon der lieblichen Magd niedergelegt hat. Er hält es für keinen Raub an Gott oder Chriſto, wenn er um ihre Verwendung bei jenen zu ſeinen Gunſten diejenige anſpricht, in welcher Gott zum Menſchen gebildet ward, und wenn er von ihrer Mitwirkung ſeine Erhörung gewärtigt. — Providencia Divinal iſt der Anfang eines andern in 23 Decimen abgefaßten Gedichtes des Juan Tallante, worin er den Triumph des Kreuzes feiert. In den drei erſten Strophen wendet er ſeine Rede an den Vater, den Sohn und den Geiſt, deren Functionen und Eigenſchaften er in umſchreibender Weiſe ausſpricht, wie er in der vierten Decime die Unausſprechlichkeit und Unbegreiflichkeit des Geheimniſſes der Dreifaltigkeit feiert, deſſen gläubige Annahme mit feſtem Sinne er empfiehlt. Man ſoll, ſo verlangt der Dichter, jene „Romance“ bewahren, welches die Apoſtelverſammlung ausſprach. „Beachte, ſo ſpricht er, daß in dieſer «Balada» viele Hauche ſind.“ Ungeachtet aller Härten und einzelnen Rauhigkeiten findet er doch in dem Geheimniſſe der Dreieinigkeit den ſchönſten Einklang, wendet ſich an dieſe erhabene Macht und bittet ſie um Kräftigung und Beiſtand. Doch verſäumt er nicht, auch noch die Mutter Gottes in beſon-

dern Anſpruch zu nehmen und ihr die ſchönſten Beinamen zuzulegen. Unter dem Beiſtande der heiligen Drei und der Mutter des Lichtes will er nun das Holz des heiligen wahrhaften Kreuzes betrachten, „an welchem derjenige großes Leid erfuhr und den Todeskampf erlitt, welcher den Zorn auslöſchte, als er für Adam die Schuld austilgte, welche er nicht gemacht.“ Seltſam iſt die Aufforderung, in welcher Tallante Gehör verlangt für ſeine Meldung von dem rohen, knotigen Pfahl, an welchem der rothwangige Jüngling, des mächtigen Königs Sohn, aufgehängt werden ſollte. Tallante ſchildert den Ort und die Art des Wuchſes, welchen der Baum, aus welchem das Holz des heiligen Kreuzes entnommen ward, im Haine Mamre hatte. Zur Zeit der Königin Saba war das Holz Beſtandtheil einer ſchönen Brücke. Dann ward daſſelbe nach Sion gebracht, wo ſich eine lange Geſchichte daran knüpft, bis es dem Sohne Gottes aufgelegt ward, um es mit dem Cyrenäer auf den Calvarienberg zu tragen. Nach der Kreuzigung wurde der heilige Leib vom Kreuze genommen; ohne Zweifel aber blieb am Holze die göttliche Narbe. Der Dichter feiert nun die Verklärung des Kreuzes und ſeine Andacht erſchöpft ſich in ehrerbietigen Vergleichungen, wodurch er dem Werthe, welchen die heilige Reliquie in ſeinen Augen hat, auf eine würdige Weiſe Anerkennung zu verſchaffen ſucht. — In einem längern Gedichte, das die Euchariſtie zum Gegenſtande hat, bringt Tallante in ausbündiger Redeweiſe die hohe Unbegreiflichkeit und das tiefe Geheimniß des Altarsſacramentes in den Kreis ſeiner poetiſchen Anſchauung nicht ohne Zagen und Zweifel über die Möglichkeit, das Unnennbare und Unbegreifliche in Worte zu faſſen, worüber er einen langen entſchuldigenden Umſchweif macht. Sodann preiſet er die unerhörte Herablaſſung Gottes welcher ſeines Buſens ewiges Licht auf die Erde herabgab, . . a mit Staube vermiſcht aus dem jungfräulichen Schooße zu irdiſchem Daſeyn hervorzugehen und das wundervolle Geheimniß der Menſchenerlöſung zu vollbringen, indem er ſein heiliges Fleiſch zu ſühnender Speiſung uns darbot. Die tiefe Myſtik des heiligen Mahles, zu dem uns der Heiland eingeladen, wird dann zu ergründen und darzulegen geſucht, wobei die geheimnißreiche Verbindung der beiden Naturen in Chriſto zur Sprache kömmt. Die Koſtbarkeit des Preiſes, um den unſere Erlöſung vermöglicht wurde, wird dann

erwogen und wie das Bewußtſeyn derſelben und ſeiner Wirkungen uns in den heiligen Genuß begleiten müſſen, worauf das Gedicht mit einem Gebete um heiligende Wirkſamkeit des Gottesgeiſtes im Communicanten ſchließet. — Gleichfalls von weiterm Umfange iſt ein Gedicht Tallante's, welches das jüngſte Gericht zum Gegenſtande hat. Mit beredtem poetiſchen Schwunge malt uns der Dichter ein Bild von den Schrecken der Zukunft, welche in dieſem Gerichte ſich aufthun wird und ſchließt mit einer Aufforderung zum in ſich Gehen, um dem Tage der Schrecken ruhiger entgegen ſehen zu können. Wer auch hier „keine Umbildung des dogmatiſchen Stoffes" zu erblicken vermag, muß ſeine Augen mit rationaliſtiſchem Starrſinne ziemlich feſt verriegelt haben. Der unbefangen Sehende und Fühlende wird doch nicht frei bleiben von einer Anwandelung tiefer gehender Regungen des Verſtändniſſes der mächtigen Zukunft, deren Schleier des Dichter poetiſche Seherkraft zu durchſpähen ſich bemühet. — Recht eindringlich iſt auch die in eigener Todesnoth des Dichters von ihm gehaltene Betrachtung des Leidens Chriſti im Garten Gethſemane während eines Gebetes, deſſen warme Glaubensüberzeugung ebenfalls von der Trockenheit des Einerleis, über welche Bouterwek in dieſen geiſtlichen Poeſieen klagt, wenig ſchmecken läßt. — Einfach und wahr, weil lebendig empfunden ſind die Strophen, welche Tallante dem Sacramente der Beichte widmete. — Auch die Erbſünde hat bei Tallante einen poetiſchen Erguß hervorgerufen, an welchen eine dogmatiſche Trockenheit und eine dürre Eintönigkeit nicht gerade getadelt werden können, wenn gleich der Dichter „dieſe intricate Materie," wie er ſeinen Gegenſtand bezeichnet, mit ſehr kirchlichen Augen betrachtet und in der Anſicht der Sache ſelbſt nichts anderes erſcheinen läßt, als die Kirche lehrt. Das Beharren auf Einem, welches gerade das Kriterium ihres Werthes iſt, wird man doch aber der Wahrheit wohl nicht verkümmern wollen. Es kommt bei der äſthetiſchen Beurtheilung ſolcher Dinge lediglich auf die Behandlung an und dieſe hat meines Erachtens Tallante ganz glücklich getroffen. — So iſt es mit dieſem Tallante beſchaffen, den Bouterwek ſo ſehr herabſetzen zu müſſen glaubt. Das achtzeilige Gedicht des Vizconde de Altamira auf die Buchſtaben, aus denen der Name Maria beſteht, hätte einer beſondern Erwähnung in Bouterweks allgemeiner Geſchichte wohl nicht bedurft. Aber auch

die andern geiſtlichen Gedichte, welche der reiche Nachlaß des fünfzehnten Jahrhunderts darbietet, verdienen ſchwerlich den Vorwurf eines Einerlei's ohne poetiſche Umbildung. Vielmehr iſt die Mannichfaltigkeit, womit dasjenige, was Bouterwek als das Einerlei des poetiſchen Stoffes bezeichnet, poetiſch angeſchauet und behandelt ward, bewunderungswürdig. Dieſes Einerlei, deſſen Aufgabe nur mit eigenwilliger Verwerfung und Abänderung des Glaubens der Väter möglich war, wozu es jene Zeit noch nicht gebracht hatte, kann wohl von einem richtigen Geſichtspunkte aus den Dichtern, welche daſſelbe behandelten, nicht zu einem Vorwurfe gemacht werden, ſondern muß der jetzt Mode gewordenen poetiſchen Zerfahrenheit einer ohne Angelſtern auf gränzenloſem Tummelplatze ſich umher treibenden Phantaſie gegenüber meines Bedünkens als ein Vorzug geprieſen werden. Wer hat es je dem frommen Chriſtenglauben zum Vorwurfe machen wollen, wenn er vertrauend ausſpricht: Chriſtus heute, Chriſtus morgen und Chriſtus immerdar. Welche Fruchtbarkeit ſteckt in dieſem ſogenannten Einerlei, welche Fülle von Gedanken, Empfindungen und Werken iſt nicht allein im ethiſchen Gebiete, ſondern auch auf den Schauplätzen aller Künſte daraus hervorgegangen? Kein Vorwurf iſt daher übler erwogen. Das Unendliche, deſſen Darſtellung und Hineingebärung ins Endliche, ja die Tendenz jeder echten Kunſtform iſt, das Göttliche deſſen Offenbarung, das Ewige deſſen Erſcheinung im Irdiſchen die Kunſt vermitteln will, iſt ja auch nur das ſtete Einerlei. Schon aus der nahen Beziehung, worin deßwegen die Kunſt zur Religion ſtehet, und aus dem überſchwänglichen Reichthume der Ideen, welche die Religion anregt, läßt ſich von vorne herein beweiſen, daß die religiöſe Poeſie, wenn ſie im echten Dichtergeiſte, welcher doch dem caſtilianiſchen Poeten des fünfzehnten Jahrhunderts nicht abzuſprechen, ihren Urſprung nimmt, nichts Gemeines hervorbringen kann. Die wahre Kunſt will immer chriſtlich werden ihrer Natur nach, denn die höchſte Kunſt iſt nur möglich im Chriſtenthume, wie auch die Erfahrung gelehrt hat. Deßhalb hat ſie ſogar eine Tendenz nach jenem Einerlei, welches einem Kopfe, der „nach Ideen zur Beſchleunigung der Fortſchritte einer haltbaren Religionsphiloſophie" nachſuchen konnte, nachdem das Chriſtenthum ſeit achtzehnhundert Jahren jedem, der ernſtlich wollte, den ſicherſten Anhalt gewährt hatte, in ſeinem Weſen gänzlich verborgen geblieben war. Wie

die Jungfrau Maria zu der poetiſchen Huldigung kam, welche ihr im ganzen Mittelalter geſpendet wurde, iſt bei der Betrachtung des Einfluſſes der Chevallerie auf die Poeſie bereits angedeutet. Aber auch ohne dieſes Rittertbum war die Erſcheinung erklärbar. Hatten doch der heimſuchende Engel und Johannes des Täufers Mutter in einem Augenblicke, als ſie des heiligen Geiſtes voll war, die Holdſelige eine Begnadigte und eine Geſegnete unter den Weibern geheißen und war doch Maria von demſelben Geiſte ergriffen in den prophetiſchen Jubelruf ausgebrochen: Von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter! Die caſtilianiſche Poeſie hat es nicht verſchuldet, wenn moderne Aeſthetiker, denen das Chriſtenthum ſtark abhanden gekommen, dieſer bibliſchen Verkündigungen uneingedenk, ſich über den ſogenannten Mariencultus, an dem auch die Poeſie ihren Antheil haben wollte, unwiſſender Weiſe verwundert. Sie hatte es noch nicht zu der tiefſinnigen Einſicht gebracht, daß die rührende Verehrung, welche der Menſchgott ſelbſt ſeiner jungfräulichen Mutter widmete, und welcher ſo viele Begnadigte und heilige Menſchen gefolgt ſind, ein ſchnöder Götzendienſt ſey. Da das Mittelalter vergangen und ſein Mund verſchloſſen iſt, ſo kann es ſich gegen den Unverſtand und die Ungerechtigkeit ſolcher Anſichten und Urtheile nicht vertheidigen. Es würde ſonſt ſeine Berechtigung zu der Verehrung der Holdſeligſten ſchon durch einen Seitenblick auf die maßloſe Vergötterung führen, womit ein Theil der neuern Geſchichtſchreibung und Biographik verſchiedene Lieblingsheroen, als Luther, Hutten, Sickingen, Guſtav Adolph und andere Männer des geprieſenen Fortſchrittes beehrt. Die Geſinnung, welche den Mariendienſt als einen abgöttiſchen Aberglauben durchaus verwirft, macht ſich ihrerſeits nicht das geringſte Gewiſſen daraus, ihren Helden Tugenden anzudichten, welche ſie nicht beſaßen, ihre wirklichen Vorzüge in ſuperlativſte Uebertreibung hinaufzuſchrauben, ihre Fehler und Menſchlichkeiten dagegen in einen ungeheuer weiten Mantel der Liebe zu verhüllen, und dann mit fanatiſchem Eifer jeden zu verfolgen, welcher nicht dieſen doch zum Theil erſt ſelbſtgeſchaffenen Gegenſtänden übertriebenſter Verehrung mit ihr Weihrauch opfert. So verblendet und in ihre Helden verliebt iſt dieſe Fortſchrittsgeſinnung, daß ſie es zwar gelten läßt und vielleicht heimlich gut heißet, wenn der hiſtoriſche Chriſtus von der modernen Religionswiſſenſchaft geiſtig noch einmal gekreuzigt und begraben

wird, wenn dieſe Wiſſenſchaft in pantheiſtiſchen Blasphemieen dem poſitiven Kirchenglauben tödtliche Schläge verſetzt und mit unerhörtem Egoismus alles emancipirt, was derſelbe fleiſchlich nennt, dagegen für die Chriſtenheit oder mindeſtens für den Proteſtantismus fürchtet und ein Zetergeſchrei erhebt, wenn Jemand auf eine Uebereilung, einen Widerſpruch, einen Fehlgriff Luthers aufmerkſam macht und nur einfach der Geſchichte Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wahrlich! Man muß die Grundfeſten des Proteſtantismus, deſſen unwiderſtehliche Macht und Geltung doch ſo emphatiſch geprieſen werden, für überaus morſch halten, wenn man durch ſolche Aeußerungen die von dem kühnen Manne ausgegangene Reformation für gefährdet hält. Luther hatte, als er das canoniſche Recht, die wider ihn ergangene Bulle des Papſtes und einige Schriften ſeiner Gegner feierlich in die lodernde Flamme eines Scheiterhaufens warf, die bedeutungsvollen Worte geſprochen: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“ Wollten die enthuſiaſtiſchen Verehrer des Reformators nur mit demſelben Eifer, als ſie dieſe Selbſtcanoniſation pflegen und ſchützen, auch diejenigen gewähren laſſen, welche Mariens Wort an ihre Baſe Eliſabeth: Siehe, von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter! als an ſich geſprochen, befolgen. Möchten ſie eine ſolche Vergünſtigung namentlich denen zu Statten kommen laſſen, welche, wie unſere caſtilianiſchen Poeten, vor der gefeierten Glaubensverbeſſerung lebten und daher auch mit dem beſten Willen noch nicht im Stande waren, den Mariencultus für die an Anbetung gränzende Verehrung irgend eines andern durch die Reformation emporgebrachten hiſtoriſchen Charakters aufzugeben. Sie wollen auch nicht und finden ſich wie durch abgöttiſche Gräuel verletzt, wenn man auf die Jungfrau bedeutungsvolle und Liebesausdruck bezeugende Namen überträgt und ſie: Heil, Verlangen, Krone, Süßigkeit, Hoffnung u. ſ. w. nennt. Natürlich! denn es iſt bei ihnen hergebracht, dieſelben Namen, welche ſie als Ausdruck zärtlicher Liebe Freunden beizulegen, keinen Anſtand nehmen, unchriſtlich zu finden, wenn ſie derjenigen gegeben werden, welche uns den Heiland der Welt geboren hat. In dieſer Namengebung haben es vor Allen die caſtilianiſchen Dichter vielen Andern zuvorgethan und müſſen daher jener Betrachtungsweiſe zu großem Anſtoße und Aergerniſſe gereichen. Ganz zweifeln an ihrer Berechtigung will ich

indeſſen nicht. Es mögen allerdings Zeiten und Aeußerungen nachgewieſen werden, in denen es bei Vernachläſſigung des Volksunterrichtes vorgekommen iſt, daß die Verehrung der Jungfrau wie die der Heiligen aus Unwiſſenheit über ihre Gränze hinausgetrieben ward oder wo ſelbſt höher geſtellte Geiſter von der Geſinnung, welche in den Heiligen nur Gott ſelbſt liebt und ehret, der ſich durch jene verherrlicht hat, abgewichen, dem Geſchöpfe höhere Ehre zuzuwenden geſchienen, als dem Schöpfer ſelbſt. Unrecht aber iſt es, wenn eine rohe und geiſtloſe Oberflächlichkeit ſolche Wahrnehmungen zu unumſtößlichen Beweiſen ſtempelt, daß die Heiligenverehrung ein abgöttiſcher und ruchloſer Gräuel ſey, während ſie duldet, recht findet und in poetiſches Entzücken geräth, wenn Dichter ihre Huldinnen, die mit Maria und andern heiligen Frauen nicht die entfernteſte Vergleichung aushalten, zu wahren Engeln ſtempeln und die Liebe in ſpitzfindiger und oft ruchloſer Manier ſich aus ſehr ſchwachen Geſchöpfen Gottheiten bildet, deren Cultus in maaßloſer Uebertreibung alles weit zurückläßt, was katholiſche Dichter zur poetiſchen Verherrlichung der Mutter Gottes geſungen haben. Noch ſeltſamer aber iſt es, daß man perſonificirte chimäriſche Begriffe, wie z. B. die Freiheitsidee unſerer jungen poetiſchen Liberalen, welche mit allem Glanze der Dichtkunſt aufgetakelt zur Verehrung öffentlich ausgeſtellt und abgöttiſch angebetet, die Verwüſtung vieler Köpfe befördern, gelten läßt und dieſen Cultus in Schutz nimmt, welcher meines Bedünkens dem, was man ſich unter Götzendienſt zu denken hat, ſo ähnlich ſiehet als ein Ei dem Andern. Doch ja! Die Freiheitspuppe hat man ſich ſelbſt gemacht. Damit kann der Egoismus ſich wohl befreunden, weniger aber mit poſitiven hiſtoriſchen Charakteren, welche die Geſchichte ans Licht bringt, ohne uns darüber zu befragen. Daß ein inneres Gefühl jeden Chriſten unaufhaltſam nöthigt, in wahrhaft heiligen Menſchen den Abglanz von Gottes eigener Heiligkeit, welche ihm darin zum perſönlichen Verſtändniſſe gelangt, zu verehren [1]), ignorirt eine durch Anſichten, wie die vorgedachten, geleitete Aeſthetik gänzlich. Eben ſo mißverſtändlich faßt ſie die Natur der an dieſe Heiligen gerichteten Fürbitten auf, in dem es dieſer Anſicht durchaus entgehet, wie derjenige,

1) Wo ein ſolcher Abglanz in Luthers Thun und Trachten nachgewieſen werden kann, gönne ich demſelben eine ſolche Verehrung von Herzen gern.

welcher Jemanden um seine Fürbitte bei einem Andern ersucht, die gewünschte Gnade ja gar nicht von dem Fürbittenden, sondern von diesem Andern erwartet, und wie daher die Anrufung Mariens und der Heiligen weniger die gefürchtete Schmälerung des Mittleramtes Christi, als recht eigentlich dessen Anerkenntniß in sich schließt. Fällt doch auch Niemanden ein, zu behaupten, daß der Geistliche am Altare, welcher Gott diese und jene Fürbitte zum Vortheile eines oder des andern seiner Pfarrkinder vorträgt, wie fast täglich vernommen werden kann, in das Mittleramt Christi eingreife! Wenn man es aber für etwas ganz Erlaubtes hält, einen noch lebenden Menschen um sein Gebet für uns zu bitten, wenn es die Apostel selbst ihren Gläubigen mehrfach zur Pflicht machten, auch für einander zu beten, warum sollte es unzulässig seyn, die Fürbitte der Engel und auserwählten Seelen, die sich ohne Sünde bei Gott finden, in Anspruch zu nehmen, da dem Einwande, daß sie unser Verlangen nicht vernehmen können, das Schriftwort entgegensteht, daß über einen Sünder, der da Buße thut, Freude ist unter den Engeln im Himmel. Jene befangene und verblendete Aesthetik ist oder stellt sich dann auch blind für die Einsicht, daß der Herr das ausgewählte Gefäß, welches das Heil der Welt tragen sollte, mit ganz außerordentlichen Gnaden und Vorzügen ausgeschmückt haben müsse. Sie versteht nicht das Bestätigen dieser Begnadigung in dem Gruße des Engels. Es ist ihr ferner, wie klar auch das Evangelium hier den Willigen sehen läßt, nicht bekannt geworden, daß Christus seine Mutter mehr als irgend ein Geschöpf liebte und liebt, und daß hinwieder Maria ihn als ihren Gott, als ihren Sohn und als ihren Erlöser mehr liebte und liebt, als irgend ein anderes Geschöpf. Jene glaubensleere Auffassungsweise will endlich keine Augen haben dafür, wie natürlich es ist, daß eben diese Liebe Marien antreiben muß, alle diejenigen, für welche ihr göttlicher Sohn in unendlicher Liebe sein edeles Blut vergossen, mit der zärtlichsten Liebe auch in ihrem seligen Aufenthalte zu umfassen, so daß man sie für deren ewiges Heil unablässig besorgt zu seyn, sich denken muß und beschäftigt, für die Geliebten in mütterlicher Fürbitte sich zu ergießen." Die Engel müßten, so sprach ein edler Verstorbener, den ich einst kannte, Teufel und die Heiligen böse Dämonen seyn, wenn auch nur von ihnen gedacht werden könnte, daß sie sich in einer starren kalten Gleichgültigkeit uns gegenüber befänden und ihre Liebe Gottes

wäre nichtig in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht auch auf die vernünftigen und der Liebe gleichfalls empfänglichen Geſchöpfe überginge und für uns nicht thätig ſeyn wollte." Dieſen Glauben, welchen die caſtilianiſchen Dichter des Mittelalters mit der katholiſchen Kirche, welcher ſie angehörten, und welche damals noch die unzerſpaltene war, theilten, haben ſie auch in ihren frommen Liedern bekennt. Wir erkennen aus denſelben, wie auch ſie der Ueberzeugung lebten, daß die Glieder der triumphirenden Kirche, welche einſt der Kirche auf Erden einverleibt waren, noch in höherer Art für die Zurückgebliebenen wirken, als durch das hinterlaſſene Vorbild ihrer Tugenden, und daß jener Wirkſamkeit ein beſonderes Entgegenkommen der noch im Erdenkleide wallenden Mitglieder der ſtreitenden Kirche entſpreche. In dieſem, aber nicht im Bouterweki'ſchen Sinne muß man dann die zahlreichen Marienlieder der Spanier und ihre poetiſchen Verherrlichungen anderer Heiligen auffaſſen. Dabei iſt auch nicht zu überſehen, wie die katholiſche Kirche, durch die Litanei, die ſie an ihren Feſttagen die Gläubigen beten lehrt, Anleitung zum Preiſe der Holdſeligen gibt. In derſelben häuft ſie aus der Fülle ihrer Inbrunſt die Ehrennamen, womit die begnadigte Fürſprecherin angerufen werden ſoll. Mehre derjenigen Zunamen, deren weiterhin gedacht werden wird und welche ein proteſtantiſches Ohr vielleicht verletzen, jedenfalls aber befremden, ſind aus der Litanei entnommen, wo ſie meiſtens in einem figürlichen und ſymboliſchen Verſtande zu nehmen ſind.

Der Liebesdichter Niclas Nuñez kann bei ſo bewandter Sache nicht umhin, der erſten unter allen Jungfrauen ſeine Huldigungen darzubringen: O Jungfrau, ſo ruft er in einem Marienliede, du haſt Gott geboren! und uns Allen einen ſo großen Sieg verliehen; ſchaffe meine Trauer in Freude um, denn du vermagſt unſere Qual in Glorie zu verwandeln. — Herrin, belehre mich zu dir dergeſtalt, daß mein Leiden vertilgt wird, ich in nichts den Tod fürchte und dich zu ſchauen vermag auf deinem engliſchen Throne; ungeborene wardſt du geboren und verdienteſt dir ein ſo langes Angedenken, ſchaffe meine Trauer in Freude um, denn du vermagſt unſere Qual in Glorie zu verwandeln. — In einem andern Liede führt Nuñez zutraulich unbefangen die Jungfrau als Redende ein, indem er ſie Antwort ertheilen läßt auf ſeine Frage: Sage mir, Königin des Himmels, ob du ſeine Tochter und die Mutter Gottes biſt? Ich bin,

erwidert Maria, diejenige, welche es verdiente, Mutter ſeiner Vollkommenheit zu ſeyn und den Schmerz um das zu tilgen, was durch Eva verloren ging, ſo daß von mir der Gott geboren ward, der mich und euch erlöſet hat. Ich bin der heilige Tempel, den er verherrlichen wollte, damit der Gott darin wohne, in deſſen Anſchauen ich lebe, um unſer Vorbild ſeyn zu können, wollte er, obwohl er Gott iſt, auch Menſch für uns werden. Ich vermindere durch mein ſtetes Gebet eure Sünden, damit ihr an den Ort gelangen könnt, für welchen ihr geſchaffen wurdet, und zu welchem angelangt, ihr erfahren ſollet, was es heißt, Gottes Antlitz zu ſchauen u. ſ. w. — Auch einen Lobgeſang auf den heiligen Elohim ſtimmte Nuñez an. In einer wohl durchgeführten Allegorie ſchildert er den Kampf Gottes mit dem abgefallenen Erbfeinde, welcher mit dem Sturze deſſelben in die Hölle endigt. — Einfach rührend und kindlich innig iſt das Lied eines Unbekannten, welches anfängt: Tierra y cielo se quejaba, worin unter kurzer Andeutung der bei Chriſti Tode beobachteten Naturerſcheinungen die Freude geprieſen wird, welche aus der mit Chriſti letzten Worten vollendeten Erlöſung der Menſchheit hervorgehet. — Eben ſo einfach kindlich iſt ein Lied des Diego Lopez Haro, worin die Jungfrau redend eingeführt wird, auf ihre Bedeutſamkeit als Gottesgebärerin hinweiſt und dafür die Verehrung der Völker in Anſpruch nimmt. — In dem Liede eines andern Anonymus dieſer Zeit ſagt die heilige Jungfrau: Weil der König des Himmels verſchieden iſt, den ich geboren habe, wird der Tod Troſt für mich ſeyn. Ich bin die einzige Mutter, welche ohne Schmerzen und Sorgen gebar; dafür muß ich ſie jetzt doppelt leiden, denn zwiefach iſt mein Schmerz, weil ich meinen Sohn verlor, den König des Himmels, den ich geboren. Da er mit ſeinem tapfern Sterben ſo viele Todte tödtete, ſo ziemt es ſich, daß ich für ſolchen Tod viele Tode ſterbe; ach! mir genügt kein Troſt, denn der König des Himmels ſtarb, den ich geboren. Vöglein, die ihr fliegt, Thierlein, die ihr kriecht, ſagt an, warum ertönt nicht euer Schrei, damit ihr mich tröſtet, denn ich allein bin ohne Troſt, da ich meinen Sohn verloren, den König des Himmels, den ich geboren. — Der Baccalaureus Alonzo de Proaza ſtellt folgende religiöſe Betrachtung an: Das Himmliſche iſt das Gewiſſe, denn dasjenige, was die Welt uns gibt, wird zuletzt ſein Ende haben. Sicher, immerwährend und wandellos iſt das Himmliſche und das Gewiſſeſte hienie-

den iſt ungewiß und veränderlich, denn weil es an ſich wandelbar iſt, wird zuletzt, auch was am längſten währt, ſein Ende finden. Wenn wir betrachten, was von Oben kömmt, ſo iſt es einfach, rein, geiſtig, hier unten iſt Alles, was wir anſchauen und behandeln, groß und ſinnlich und ich weiß nicht, weßhalb wir es nicht vertauſchen gegen das, was Oben iſt, da es zuletzt ein Ende nehmen wird. Die Seele, welche auf den himmliſchen Höhen eingebürgert iſt, verbauert in dieſen niedern Tiefen und findet ſich niemals geſund in dieſer hieniedigen Welt, welche am Ende untergehen wird. Und weil wir klar erkennen, daß das Hieniedige ein Ende nehmen wird, ewig aber bleiben wird, was von Dorten kömmt, ſo wollen wir nach dem letzten ſtreben; denn die Freude, welche wir dort haben werden, wird dauern und nimmer vergehen. — In einem Gedichte von fünf altmodiſchen Decimne ſtellte der Graf von Oliva ein Bild des Ecce homo hin, worin er das ſchwankende, feige und grauſame Benehmen des Pilatus gegen den Erlöſer recht treffend ſchildert. Es begegnet ihm hierbei, daß er einmal den Pilatus einen Präſidenten nennt. — Von den religiöſen Liedern Juan de la Encinas darf ich hier ſchweigen, weil ſie ganz im Tone ſeiner dramatiſchen religiöſen Dichtungen gehalten ſind, von denen ich weiterhin zu ſprechen habe. — Gediegene und einfache Frömmigkeit der Alten offenbart ein würdiger Hymnus von Loſado an den Sohn Gottes. Er ruft denſelben an, gedenkt, wie er, um uns von der Hölle zu erretten, aus dem Himmel hinabſtieg, um ſchmählichen Tod zu erdulden. Der Dichter bittet, der Erlöſer wolle bei ſeinem Erbarmen gegen Alle auch ihm ſich nicht entziehen. Der Herr habe denen, welche den Tod ihm gaben, verziehen, für Alle, welche ihn beleidigten und verfolgten, bei ſeinem Vater fürgebeten und dem Schächer das Paradies verheißen, er möge daher auch dem Dichter Verzeihung gewähren. Den Erlöſer betet und ſchauet der Dichter an, er iſt das Gut, nach welchem er Sehnſucht empfindet, er iſt ihm Lehre und Beiſpiel, geheiligter Tempel, Prieſter und Opfer, in ihm erblickt er die große Wohlthat der geſammten Welt; denn durch ſein Thun hat er uns vom Tode und arger Gefangenſchaft errettet. Wunder und Geheimniſſe hat er verrichtet und namenloſe Schmach erlitten. Der Dichter flehet: Der Gottesſohn möge ihn das Ziel erreichen laſſen, für welches er das Alles gethan, da es nur Liebe geweſen, aus welcher er uns, da er uns erlöſete, den Ruhm als

Beſitz zutheilte. — Eigenthümliche Benennungen für die Jungfrau Maria wählt ſich die dichtende Frömmigkeit des Dichters Soria in einem Liede auf deren Himmelfahrt. Da heißt die Mutter Gottes ein geheiligter glückſeliger Tempel, eine Spitze der Vollkommenheit des Vaters, ein Wegweiſer am Pfade zum Himmel, eine reiche Standarte und Fahne, an welcher die Augen der Gläubigen hängen, eine Hölle der Heiden, eine Treppe zum Paradieſe, eine Roſe ohne Dornen, der Anfang und das Ziel der Tugend, ein Buch heiliger Lehre, ein Heilmittel gegen Uebel. — Andere Heilige ſind weniger der Gegenſtand caſtilianiſcher Dichtung dieſer Zeit, doch hat es auch ihnen nicht an poetiſcher Huldigung gefehlt. So z. B. beſingt Gines de Caſtizares die Stigmatiſation der heiligen Catharina von Siena, von der er unter Anderm ſagt, daß Gott ſeine Wunden in Carmoiſin an ihr ausgearbeitet habe. Die cancion, worin dieſe Aeußerung enthalten iſt, hat der oben erwähnte Baccalaureus Proaza gloſſirt. Dieſer ſtellt die Stigmatiſation vor unter dem Bilde von fünf Roſen, welche Chriſtus der Heiligen, einer erprobten Dienerin, als ſein Wappen verliehen habe, zum Danke für die lange anhaltende und andächtige Betrachtung ſeiner Wunden. Dieſe Gloſſe iſt übrigens ein ganz wackeres Stück geiſtlicher Poeſie. Auch der Baccalaureus Proaza beſingt die heil. Catharina von Siena in einer wohl gelungenen Allegorie, in welcher er den Kampf ſchildert, welchen drei Geſpenſter mit den drei heiligen Gelübden, die von der Heiligen abgelegt waren, zu beſtehen hatten. Der Kampf fiel natürlich zur Verherrlichung Catharinens aus. — Fernan Perez de Guzman beſang, wie ſchon gedacht, den heiligen Dionys und widmete auch dem heiligen Aegidius ein Lied, worin deſſen geiſtige Vorzüge auf Koſten der heidniſchen Philoſophie erörtert werden.

Voll chriſtlicher Wärme und ſchöner Innigkeit finde ich ein altes Weihnachtslied, welches anfängt: o quien con vos entrara, worin der Dichter ſich wünſchet, der Jungfrau bei deren Einzuge in Bethlehem begegnet zu ſeyn. Dieſes ſchöne Stück iſt eine chriſtliche Idylle im beſten Sinne. Wie ſorgfältig der Dichter alle kleinen Vorkommniſſe bei der Geburt des Heilandes in ſeine frommen Anſchauung hineinziehet und ſich ſelig fühlt im Gedanken, hier und dort helfend und dienend gegenwärtig ſeyn zu können! Von der naiven Innigkeit dieſes und anderer Weihnachtslieder, welche zeigen, wie die

alten Helden mit dem Chriſtkinde an ſeinem Wiegenfeſt gleichſam ſelbſt wieder zu Kindern wurden und ſich mit herzlicher Kindlichkeit des Feſtglanzes erfreueten, kann ſich eine ſo ſehr aus den Fugen der einfachen Chriſtlichkeit getretene, in complicirten Verhältniſſen ganz verkommene Zeit, wie die unſrige, kaum noch eine Vorſtellung machen und findet vielleicht läppiſch ſpielend, was zu ſeiner Zeit ungeheuchelt wahrer Ausdruck holdſeliger Frömmigkeit war. Dem unbefangenen Betrachter, welcher das freudenreiche Geheimniß der Fleiſchwerdung in ſinnender Seele erwägt, vernimmt aber in dieſen Dichtungen den heiligen Jubel, womit jene Zeit am Weihnachtsfeſte die alte und ewig neue Kunde begrüßte, daß in der Menſchheit erſchienen ſey das ewige Wort, der Eingeborne vom Vater, zum Heile der Welt, der Göttliche als Menſchgewordener in der Abſicht, auch die Menſchen göttlich zu machen. Es ertönt dem, der ſolcher Vernehmungen kundig, aus ſolchen Liedern das feſtliche Gloria entgegen, das einſt die himmliſchen Heerſchaaren ſelbſt ſangen: Ehre ſey Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen. Den kindlichen Charakter der poetiſchen Feier dieſes beſeligenden Feſtes bedingt das Ereigniß ſelbſt und deſſen kirchliche Feier. Auf dem Altare ward der Menſch gewordene Geiſt angebetet und neben dem Altare, wie es ſtets üblich war, in ſeiner Krippe vorgeſtellt, wie er als Kind unter Thieren und armen Hirten in ſeiner Demuth und Niedrigkeit, aber voll Güte und Huld erſcheint. Die heilige Frühfeier des Engel- und Hirtenamtes in den Kirchen hatte und hat noch in den katholiſchen Kirchen etwas unendlich Zartes, Inniges, Kindliches und Rührendes. Dieſes ſpiegelt ſich in der heiligen Dichtung ab, die mit ſympathetiſcher Empfindung auch den übrigen Feſtkreiſen nahet, welche ſie mit dem Cultus verherrlichen hilft. Die göttliche That der Welterlöſung, welche das Herz des Oſterfeſtkreiſes ausmacht, hat ſich aber der größern Theilnahme der heiligen Dichtkunſt zu erfreuen gehabt, denn die Paſſion hat es an ſich, ein unaufhaltſames Heer wallender Empfindungen aufzuregen, welche auch in die Productivität poetiſcher Stimmungen übergehen, um ſo lieber, als das Chriſtenthum auch die Erlöſung der Kunſt iſt, welche erſt zu Begriff und Verſtändniß gelangte, ſeitdem die Offenbarung in Chriſtus alle andern Offenbarungen und ſo auch die der Kunſt, in ihrem tiefern Weſen enthüllt hat. Für dieſe Zeit der Buße hat denn auch die Poeſie den Empfindungen zer-

kuirſchter Herzen Worte geliehen, um mit Leben und Kraft die Gefühle darzuſtellen und hervorzurufen, welche die Seele in dieſer Zeit bewegen ſollen. Gleiche Empfindungen ruft die Erinnerung an die Nähe des Gerichtes hervor, welche die Kirche am Feſte Aller Heiligen und Aller Seelen feiert. „Was beginnſt du, alſo ſingt einer der alten caſtilianiſchen Dichter, was beginneſt du, meine Seele? Was ſinneſt du, wenn du nicht an den Tod denkeſt, da ſich der Tag nahet, der Tage ſchrecklichſter und mächtigſter. Ach, das Leben fliehet und der Tod eilt dir mit Segel und Ruder nach! Beachte, daß ein tödtlicher Zufall dich auf das Lager werfen und dir die Hoffnung auf Geneſung raſch ausgehen kann. Vernünftig iſt es daher, ein wenig daran zu denken. Bitte Gott um die Gnade, daß er die Angſt jener Stunde wahrhaft und wirkſam empfinden laſſe. Ordne deine Angelegenheiten ſogleich jetzt in der Art, wie du ſie, wenn es mit dir zum Sterben gehet, geordnet haben möchteſt.“ Darauf ermahnet der Dichter, den Sinn los zu machen von den vergänglichen Dingen, an welche ſich derſelbe geklammert hat. Er zeigt, wie die Seele im Tode ſich von denſelben doch trennen muß. Denn hier angelangt, muß der Menſch ausrufen: „Fahre hin du trügeriſche Welt, fahret hin meine Güter und Erbſchätze, fahret hin ihr Renten und Landhäuſer, fahre hin, o mein Weib und ihr meine geliebten Kinder! Gekommen iſt meine Stunde, meiner Tage Zahl iſt erfüllt. Was nützet mir jetzt meiner Freuden bittre Frucht. — Nichts helfen die Ehren, die Vergnügungen, der Adel meines vergangenen Lebens; der Reichthum kann mir das Heil nicht geben. — Wehe mir Unglücklichen! Nichts frommet mir in dieſer Stunde; der grauſame Schlag des unvermeidlichen Todes will jetzt fallen, da mich bedäuchte, daß mir noch lange Zeit und langes Leben blieben. Die Luſt iſt verflogen; keine Spur, keine Erinnerung blieb davon zurück; die Zeit iſt erſchienen, in welcher ich erkenne, wie Alles, was der Menſch erſtrebt, Stroh und Schlacken iſt; denn er und es und Alles gehen zuletzt zu Grunde. — Doch dieſe Trennung von den ſichtbaren Dingen iſt ſo ſchwer noch nicht, ein anderes Bewußtſeyn drückt ſchwerer die ſündenbelaſtete Seele, daß ſie ſcheiden und den Leib todt auf Erden zurücklaſſen muß. Den Wanderer ſchmerzt's, wenn er den Gefährten, mit dem er eine Strecke gewandelt, verlaſſen muß, eben ſo den Stier, wenn er von ſeinen Pfluggenoſſen ſcheidet. Welch ein Kampf mag es erſt ſeyn, wenn die Seele von ihrem Genoſſen ſich trennen muß!

— Dieſes Scheiden wird ihr nicht erlaſſen, wie ſehr ſie ſich auch wider den Ausgang ſträuben mag. Die Augen ſchlägt ſie zum Himmel empor und erblickt Gottes richtendes Schwerdt, zum Boden ſenkt ſie dieſelben nieder und ſchauet das offene Grab, zu den Seiten ſich wendend, ſtarren böſe Geiſter ihr entgegen. — Befindet ſie ſich in dieſer Bedrängniß, dann ruft der Tod zum Abmarſch, die Bruſt röchelt empor, mit Schleime füllen ſich Mund und Zunge, die äußern Gliedmaßen erſtarren vor Froſt, der Athem ſtockt, es verglaſen die Augen. Man zündet die Kerze an, reicht dem Kranken ein Crucifix, den größten Troſt in einer ſolchen Stunde, der eine ſpricht: Jeſus, der andere weint; im Nu entweichet die Seele und kraftlos liegt der abgelebte Körper da. Sie thun ihm ein Leichentuch um, ſie binden ihm Füße und Hände feſt, legen ihn in einen Sarg, worin er die Speiſe der Würmer werden ſoll; unter die Erde verſcharrt iſt er bald von Allen vergeſſen. Dieß Ende haben, wenn wir es wohl erwägen, der Große und der Kleine, der Niedere und der Edelmann, der Herr, der Diener, der Arme, der Reiche und demſelben entgehen nimmer weder Magnat oder Fürſt, noch König oder Papſt. — Den Körper ſeiner Verweſung überlaſſend, ſiehet der Dichter der Seele nach, welche ohne Pfad in einer unbekannten Gegend, in einer neuen Sphäre ſich bewegt und dem Gerichtehofe ſich nahet, wo ſie von Allem verklagt iſt. Allein bald geräth ſie in einen Hinterhalt grimmiger Feinde — ſie wird ergriffen und vor Gericht geſchleppt. Wenn ſie nun vor dem Antlitze des ſtrengen Richters und ewigen Gottes erſcheint, thun die grimmen Diener der Hölle ihr Aeußerſtes, daß die Seele verdammt werde, die nirgends Entſchuldigung findet. Alle rechnen ihr ihre geſammten Sünden vor, ohne eine einzige auszulaſſen; jeder übertreibt die Schuld, ſelbſt die geheimſten Gedanken, Vergeßlichkeiten und Mängel kommen zum Vorſchein. Vor den ſtrengen Richter tritt Einer auf als Ankläger und ſpricht: Als ein gerechter Richter mußt du nach dem gemeinen Nutzen ſehen; es iſt deßhalb deines Amtes, dieſe ſündige Seele zu verdammen; als mein mußt du ſie mir überlaſſen, denn als ſie dein war, begehrte ſie, meine Sklavin zu ſeyn; ſie gab ſich völlig in meinen Dienſt und achtete meinetwegen ihren Herrn gering; ſie hat dich verläugnet, wiewohl du ſie mit deinem koſtbaren Blute erkauft hatteſt. Schau, wie blind ſie war; denn ohne daß ich ihr von dieſem Leben etwas gab, hat ſie

mir immer gehorcht — leitete ich ſie an, ſo ſchwor und verſchwor ſie ſich in gleichem Augenblicke; begehrte ich, daß ſie ihre Freunde verläumdete, ſo häufte ſie Bosheit, Niedrigkeit und Schande auf dieſelben und belegte es mit Zeugen; führte ich ſie zum Raube an, ſo beging ſie Raub an heiligen und weltlichen Dingen; gefiel es mir, daß ſie ihr Gut, ihren Ruhm und ihr Leben nach meinem Geſchmacke hingäbe und ihr Heil auf's Spiel ſetzte, um dir zu mißfallen, ſo bedurfte es nur eines Winkes und ſie lebte mir zu Gefallen und dir zum Verdruſſe. Verhieß ich ihr ſchändliche, ſchlüpfrige und ſchaamloſe Dinge, ſo hätte ſie ſich mögen Speeren und Spitzen entgegenwerfen, um ſie nur zu wittern; die geringſte Lockung zog ſie von dir und deinem Himmel ab. Für mich ſtand ſie auf, aß ſie, ging und kleidete ſie ſich ꝛc. und für dich that ſie nimmer etwas Gutes ꝛc. Wie oft kameſt du, ein Bettler, an ihre Thür mit der Bitte, ihr Schutz zu gewähren, wie du ſie geſchützt! Sie warf dir die Thür ins Geſicht ꝛc. Wie oft war ſie in Gefahr, verloren zu gehen und wurde durch einen Ruf von dir gerettet; wie oft wäre ſie eines kläglichen Todes geſtorben, wenn du es nicht gehindert hätteſt. Wie viele Stunden und Tage haſt du auf ihre Reue zugewartet und ſie ertragen, indem du deine Langmuth übteſt? ꝛc. Zu Zeugen alles deſſen gebe ich die beſten Freunde an, welche ſie zu ihrer Vertheidigung aufzuſtellen vermag, deren Liebe ſie Gottes Geſetz und Gebote nachſetzte. Zeuge iſt ihr Gewiſſen, welches durch verſchiedene Mahnungen ſie bat, Buße zu thun für die Beleidigungen, welche ſie ihrem Gotte zugefügt. Zeugen ſind Himmel, Feuer, Luft, Meer und Erde. Zeuge iſt die Nahrung, aus der ſie Kräfte gewann, um dich zu beleidigen. Zeuge iſt die Freude, welche die Teufel über ihren Tod empfinden. Zeuge biſt du ſelber; denn du kenneſt den Abgrund ihrer Uebelthaten. Die Zeit iſt erſchienen, in welcher die Verrätherin ihre Schuld büßen muß; genug haſt du auf ſie gewartet; ſchleudere jetzt den gerechten Spruch, ſtrafe ihr Schandleben durch das ewige Feuer, mit welchem ſie in der Hölle brennt. — Die unglückliche Seele antwortet nichts, denn ſie hat nichts gethan, das Gott angenehm war und vernimmt entſetzt ihre Anklage; traurig und verwirrt ſchweigt ſie, weil Entſchuldigung ſie anſchuldigt ꝛc. Sie bebt und fürchtet den ſchweren und entſcheidenden Spruch zu hören: Hinweg Verfluchte, zu brennen durch zahlloſe Jahrhunderte. — Was ſagſt du hiezu, o Seele, was

hälſt du vom entſetzlichen Kampfe, in welchem du dich bald befinden kannſt? — Lerne, lerne jetzt zu ſterben, damit du lebeſt, wenn du ſtirbſt ꝛc. Erwäge, o Seele, wenn dir ein Fünklein Verſtand geblieben iſt, um den Rath und das Gebot Gottes zu vollziehen, mein Lieb und bald wirſt du über deine Leidenſchaften triumphiren!

Könnte ich die kräftige Sprache, den vollklönenden, ſtrengen Wohllaut widergeben, welcher in den Verſen herrſchet, in deren Rahmen dieſes erſchütternde Bußgemälde eingefaßt iſt, ſo würde wohl kaum ein Leſer ſich dem Geſtändniſſe entziehen dürfen, daß niemals irgend eine andere ähnliche Anſprache einen tiefern Eindruck in ihm zurückgelaſſen. — Dieſem erſchütternden Ernſte gegenüber bewundere man die rührende Einfalt eines andern alten Liedes, worin der Dichter frägt: Was, o mein Gott, ſoll die Erde hervorbringen, die du ſo beſprengeſt? „Dornen für mich, Blumen für euch!“ — Mit ſolchen Quellen benetzt, wird ein Garten entſtehen. Ja, aber aus demſelben werden ſehr verſchiedene Kränze gewunden werden.“ Weſſen ſollen, o mein Gott, dieſe Kränze werden? „Die Dornen für mich, die Blumen für euch!“ — Zum Schluſſe dieſer Proben von der altcaſtiliſchen geiſtlichen Poeſie gebe ich eine Allegorie des portugieſiſchen Infanten Don Juan Manuel, welcher gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte und an Johannes II. von Portugal Hofe blühte, ſeiner ſpaniſchen Lieder wegen auch noch einmal erwähnt werden muß. Es iſt derſelbe, den einige Literatoren mit dem caſtilianiſchen Infanten Juan Manuel verwechſelten, welcher über hundert Jahre früher lebte und Verfaſſer des Grafen Lucanor iſt. Das Gedicht iſt coplas über die ſieben Todſünden überſchrieben und an den König Johann II. von Portugal gerichtet, den er in den erſten beiden Strophen anredet. Im Nachſinnen über des Königs große und vortreffliche Eigenſchaften ward der Dichter, er weiß nicht wie, ſeiner Sphäre entrückt und fand ſich in einem von hohen Gebirgen umſchloſſenen Thale wieder. Hier gewahrte er zwei Wege, welche anfänglich einer ſind, nachher aber, wie das pythagoräiſche Y (Ypſilon), auseinander laufen. Der Dichter war aber ſo beſtürzt, daß es ihm an der rechten Beſinnung fehlte. Nachdem er ſich ein wenig beſonnen, beſchleicht ihn der Zweifel, welchen Weg unter den beiden vor ihm aufgethanen er verfolgen ſolle. Der zur Linken war ſehr breit, eben, grün, fröhlich und zu einem Rennplatze ſehr geſchickt, mit fruchtbaren Boden, mannigfaltig mit Blumen eingefaßt und bedeckt,

ſo daß er davon zum Theil unerkennbar wurde. Ganz anders zeigte ſich der zweite Weg, einſam und abgelegen lief er abwärts, war mangelhaft und bedenklich für Unverſtändige, obwohl der Vorſichtige ganz wohl darauf fortkommen konnte. Unſere Menſchlichkeit hat es an ſich, daß ſie das Leichtere lieber wählt. Der Dichter ſchlug alſo den Pfad ein, welchen Adam kam, als ſein Weib ihn berückt hatte, daß er einen Mundbiſſen über ein göttliches Gebot ſetzte. Als der Dichter auf dieſem Wege viele Tagereiſen zurückgelegt, glaubt er verworrene Stimmen durcheinander zu vernehmen; trauriges Geſeufz und ſchmerzliches Geſchrei drang in ſein Ohr, aus denen nur das zu entnehmen war, daß es von Eingeſperrten ausging, welche aus dem Kerker zu entkommen keine Hoffnung hatten. An einer tiefen Grube endigte der Weg. Der Dichter bemerkte, daß der größere Theil der Menſchen hineinſtürzte; unten war das ewige Feuer zubereitet, das die Sterblichen martert, welche für Güter des Augenblicks ein immerwährendes Uebel erwählen. Der Dichter bemerkte auch noch ſechs andere Wege in dieſe Grube ſich münden, auf denen er Leute allen Schlages herandrängen ſah. Er wußte ſich ſchon nicht mehr zu wenden, ſo viel Volks umgab ihn auf allen Seiten. Er fürchtete ſein letzter Tag ſey gekommen. Zum glanzloſen Feuer hätte er ſich verdammt gehalten, wenn Gottes Gnade ihn nicht errettet; denn mit leuchtender Geberde trat ihm eine Jungfrau ſo überirdiſch ſchön entgegen, daß er dieſelbe nicht zu beſchreiben vermag. Dieſe befreiete ihn von der gefährlichen Stelle, an welcher er ſich befand. Er aber redete ſie an: O glänzende Erſcheinung, an Glanze allem überlegen, entbehrt deine Reinheit aller Vergleichung, dich, deren Güte ich meine Befreiung aus dem Abgrunde und aus zahlloſen Nöthen verdanke, bitte ich, mir deinen Namen und dein Amt zu erklären.“ Die Erſcheinung gibt ſich als die göttliche Gnade zu erkennen, und bezeichnet mit ſcholaſtiſchen Merkmalen und einem lateiniſchen Ausdrucke näher ihr eigenthümliches Weſen. Dieſe Antwort entſetzt den Dichter. Er muß ſich Zeit nehmen, ſich zu erholen. Göttliche Führerin, entgegnet er dann, da ohne mein Verdienſt ein ſolches mir zufällt, ſo gieb mir Aufſchluß über das, was ich hier ſchaue. Die Erſcheinung erwiedert, daß von den beiden Wegen, die der Dichter im Anfange geſehen, der eine zu Gott, der andere ins ewige Feuer führe; die ſieben Wege ſeyen die ſieben Todſünden, mittelſt deren die Sterblichen dem hölliſchen

Feuer verfallen. Der erſte Weg iſt der des Dünkels und Uebermuthes, auf demſelben verließ Satanas die himmliſche Heimath, nun kamen die aufgeblaſenen babyloniſchen Thurmerbauer, ſowie die Großen Egyptens mit ihrem Könige. Auch alle Andere, welche ſich in der Welt überheben, mußten hinab in dieſen Schlund. Der zweite Weg iſt der des Geizes. Auf demſelben haben die Harpyen ihren Aufenthalt, und fahren diejenigen zur Tiefe hinab, welche das Metall anbeten; aus Troja kam Antenor, aus Thracien Polymneſter und Midas der phrygiſche König, aus Rom aber Kaiſer Domitian. Wenn alle Schreiber der Welt ſich zuſammenthäten, würden ſie mit dem Verzeichniſſe derer, welche dieſes Weges kamen, nicht zu Stande kommen. Auf dem dritten Wege kommen täglich in hellen Haufen die Anbeter der Venus an, die Schaaren der Ehebrecher, Nothzüchter, Verführer, welche ihre Seligkeit für immerwährende Schmerzen verloren. Auf dem vierten Wege kommen die Neidiſchen, denen fremdes Glück ſteten Kummer macht. Alle übrigen Todſünden ſind ſüß in ihrer Ausübung, dieſe aber dörret die Seele, ſo oft ſie begangen wird. Unzählbare Schaaren kamen von dieſen Sündern aus allen Orten und Völkern zuſammen. Wenn alle Menſchen Schreiber würden und nichts thäten, als die Neidiſchen verzeichnen, ſo würden ſie doch niemals damit fertig werden. Auf dem fünften Wege erreichen den ewigen Abgrund diejenigen Leute, deren Abgott ihr Bauch iſt; dieſe ſcheußliche Rotte ſollte man nicht einmal nennen und nicht unter die Argen zählen, da ſie die ärgſten ſind. „Damit aber, ſagt die Erſcheinung, die Sterblichen den Rückzug nehmen und in dieſes Laſter nicht verfallen, magſt du niederſchreiben: daß an Prälaten allein eine große Menge kam und kömmt; ich möchte von ihnen ſagen, daß ſich nach der Größe der Prälatur das Maaß der Gefräßigkeit richtet.“ — Auf dem ſechſten Wege ſtrömen die Zornmüthigen heran. Dieſe Gelegenheit benutzt die Sprecherin vorm Zorne zu warnen. Sie weiſet darauf hin, daß Gott, den wir doch den Allmächtigen nennen, jeden Fehler zu verzeihen bereit iſt, und der ohnmächtige Menſch will keine Verzeihung gewähren. — Der ſiebente Weg iſt der Gang derer, welche in Amt und Pflichten läſſig geweſen; läſſig werden diejenigen genannt, welche ſorgſam ſind in zeitlichen Angelegenheiten, aber von den himmliſchen ihren Sinn abwenden. Die Erſcheinung rechnet den König Aurel (wahrſcheinlich Roderich) von Spanien, welcher Schuld an dem

Verrathe an die Mauren war, unter dieſe Sünderſchaft. Obgleich das Feuer, welches der Dichter ſiehet, das ewige iſt, ſo iſt es, wie die Erſcheinung andeutet, doch nur eine accidentelle Strafe; das eigentliche endloſe Uebel, nur aus theologiſchen Gründen begreiflich, iſt die in Entbehrung des Anblicks der Gottheit beſtehende eſſentielle Strafe. Denn je beſſer Gott iſt als alle guten Dinge, ſo viel größer iſt das Unglück, ſeinen Anblick zu entbehren. Die Sprecherin fodert den Seher nun auf, mit ihr den traurigen Weg zu verlaſſen und ſich dem angenehmern zuzuwenden. Der Dichter, dem nichts lieber war als den grauenvollen Ort zu verlaſſen, ſchwieg, um durch ſein Reden nicht etwanigen Aufenthalt zu veranlaſſen. Er fand aber den Weg ſo geartet, daß er glaubte, er würde denſelben ohne den Beiſtand ſeiner himmliſchen Gefährtin nicht haben zurücklegen können; ihre liebliche Unterredung half ihm über alle Raubigkeiten hinweg und je länger er ging, deſto beſſer aufgelegt fand er ſich dazu, und zitterte nur vor dem Augenblicke, wo das Geben ein Ende nehmen würde. Anſteigend gelangten ſie auf einen erhabenen Punkt, von wo aus ſie alle Theile der Welt überſchauen konnten. Die Geringfügigkeit derſelben machte dem Dichter beſonders die Thorheit derer klar, welche für etwas ſo Kleines die göttliche Klarheit aufgeben. Auf dem höchſten Punkte angelangt finden ſich die Wandernden von einer grünen Ebene umſchloſſen; vier Hauptſtröme ergoſſen ſich dort, ſeltſame Bäume ſtanden umher; kein Sterblicher hat einen Begriff von dieſes Aufenthaltes Lieblichkeit; verbannt von dort war alle Mangelhaftigkeit, welche durch alle vier Elemente in der Welt herrſcht; die Wärme zunächſt war lieblich gemäßigt, die Gleichförmigkeit der Temperatur iſt nicht zu beſchreiben; ſtete Klarheit herrſchte in der Luft, die Sonne glänzte dort ſtärker im ſiebenten Grade; alles war Glanz ohne das Uebermaaß der Hitze oder Kälte; liebliche Süße verbreitete die Mitte. Springende Bächlein, die den Garten durchirrten und aus einem Quell hervorbrechen, bildeten die Geſtalt eines Kreuzes; das klare Naß überſchimmerte überall, wo es rann, den Boden; wer daraus trank, fühlte für immer ſeinen Durſt gelöſcht. Ueberall erzeugte der Boden Frucht tragende Bäume. Nur duftende Kräuter ſproßten hervor. Vorn an der Quelle ſtand ein Stamm, der Baum des Lebens genannt und geſchrieben ſtehet, daß ſeine Frucht ins Unendliche allen Hunger ſtillt. Des Dichters Sinn ſtand nach dem Genuſſe ſo vielen Glückes und er konnte ſich

vom Anblicke nicht trennen. Allein ſeine Gefährtin trieb ihn an, den Weg zu vollenden, um an die Burg zu gelangen, welche ſich vor ihnen zeigte. Näher gekommen erblickten ſie vier Thürme an derſelben, welche die erſte Sphäre berührten; in ewiger Diamantſchrift lautete die Anzeige über dem Thore dahin, daß den Tod nicht ſchmecken ſolle, wer dort wohnen würde. In den erſten Thurm eingetreten, fanden ſie ein Frauenzimmer von mehr als engelhafter Schönheit auf einem Gerichtsſtuhle; ſehr ernſthafte Perſonen umgaben dieſelbe; dauerhaft gemalt und mit feinen Teppichen behangen war dieſes Gemach. Hier waren, ſo redet der Dichter ſeinen König an, die Thaten in Teppich gewirkt, welche du vollbrachteſt und durch welche du deine angeerbten Reiche erweitert haſt; des Meeres großer Ocean unterwarf mit ſeinem Geſtade ſich deiner Hand; ein großes Volk war aus der Ketzerei zum Chriſtenthume bekehrt ꝛc." — Die Zeiten, in denen die myſtiſche Allegorie eine Hauptrolle ſpielen konnte, ſind längſt vorbei und es liegt zwiſchen der Zeit, wo der Prinz Juan Manuel ſeinem königlichen Anverwandten zu Ehren die eben vorgetragenen dichtete, eine Zeit, in welcher dieſe Dichtungsweiſe zum feinſten poetiſchen Filigran ausgearbeitet, an ihrer eigenen Subtilität unterzugehen drohete und die Art des Prinzen plumpes Machwerk eines ungeübten poetiſchen Steinmetzen erſcheinen konnte. Wenn wir jedoch das Zeitalter und ſeine übrigen Erzeugniſſe vergleichen, mögen wir dieſe Allegorie immerhin edel und alterthümlich ſchön nennen. Allein es wird Zeit, auch die übrigen Gattungen des dichteriſchen Vorrathes zu muſtern, den die ſpaniſchen Liederbücher aus dem fünfzehnten Jahrhundert uns darbieten. Der religiöſe Theil dieſer Poeſie iſt ein praktiſcher Commentar zu Schillers wahrem Worte:

Höheres bildet die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Ich beklage jeden, welcher durch negirende Glaubensvorurtheile ſich um die erhabene Freude gebracht hat, die in Kunſtſchöpfungen verleiblichten Dogmen in hinreißend ſchöner Geſtalt zu bewundern, welche nun ſchon einer 1800 Jahre alten Kirche mit nie verſiegender Lebensfriſche die künſtleriſche Begeiſterung unterhalten und unvergängliche Kunſtblüthen treiben. Wehe dem Kunſtrichter, welcher eine ſolche Erſcheinung auf die vorgebliche Sinnlichkeit des Katholicismus zu gründen ſucht. Mit Schmiedefäuſten wird man niemals Spitzen klöppeln!

Lehrgedicht.

Welchen Geiſt das Lehrgedicht der Spanier im fünfzehnten Jahrhundert athmet, habe ich ſchon oben anzudeuten verſucht, ſo wie ich auch den Schlüſſel zu finden mich bemühet habe, welcher über den Umſtand Aufſchluß gewährt, daß ſich die Didaktik ſo ſehr auf die gelehrte Seite zu legen befliß. Mehr und minder ſpiegelt ſich auch in den moraliſchen Liedern, welche die cancioneros aus jener Zeit uns erhielten, dieſe Tendenz ab. Die vorzüglichſten dieſer Compoſitionen habe ich bereits unter den Namen ihrer Verfaſſer angegeben. Die Abhandlung über die geiſtliche Poeſie dieſes Zeitraums hat dargethan, daß ſich mit derſelben nicht ſelten die Didaktik, namentlich vermittelſt der Allegorie, ſo verbindet, daß es ſchwierig wird zu beſtimmen, in welche Claſſe von beiden ein ſolches Gedicht einzuſchätzen iſt. Am meiſten ſchadet dieſen Gedichten der Umſtand, daß ſie weniger in prunkenden Tugendempfehlungen ihre poetiſche Würde ſuchen, ſondern in alltägliche Lebensvorſchriften ſich verlieren, welche längſt zu ſo bekannten Sätzen geworden ſind, daß wir auch mit allem Hineindenken in ihr Alterthum und aller daraus hervorgehenden Entſchuldigung für die Dichter das unbehagliche Gefühl der Trivialität nicht los werden und nur etwa an den Schönheiten der äußern poetiſchen Form ein Intereſſe nehmen. Die moraliſchen Verhaltungsregeln, welche ſie vorzutragen für gut finden, haben jene alten Dichter noch nicht durch maleriſche Beſchreibungen und überraſchende Ausſchreitungen zu unterbrechen verſtanden. Die Allegorie, welche aus der Gefahr helfen ſollte, das äſthetiſche Intereſſe im moraliſchen verſinken zu ſehen, war auch in den wenigſten Fällen geeignet, das Gute auch als ſchön empfinden zu laſſen, worauf es doch ankam, wenn dieſe Erzeugniſſe moraliſcher Betrachtung auf dichteriſchen Werth Anſpruch machen wollten. Zu eigentlichen Lehrgedichten nach den Requiſiten äſthetiſcher Lehrbücher brachten es die Spanier noch lange nicht und waren namentlich in demjenigen Zeitraume, deſſen Betrachtung jetzt vorliegt, noch weit davon entfernt. Die ganze Idee des eigentlichen Lehrgedichtes[1]) kömmt erſt

1) Wonach es ſich eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft oder eine anziehende und nützliche Beſchäftigung des wirklichen Lebens zum Gegenſtande ſetzt und mit innigſtem Intereſſe ſo ergreift, daß es denſelben von ſeiner anziehendſten Seite mit der Miene des Lehrenwollens behandelt.

auf einer ästhetischen Culturstufe zum Bewußtseyn und zur Ausführung, die noch weit über derjenigen belegen ist, zu der die spanische Literatur sich im funfzehnten Jahrhunderte erhoben hatte. Diese Literatur hat es überhaupt hierin nie der vorzüglichern Didaktik anderer Literaturen gleich gethan, was ihr meines Erachtens nicht zur Unehre gereicht, sondern Zeugniß für das grundpoetische Lebenselement der spanischen Natur ablegt. Denn, wie bereits mehrfach angedeutet worden, bleibt die Didaktik bei allem poetischen Aufwande, mit dem sie sich aufzuputzen weiß, nur eine Adoptivtochter der wahren Poesie und jeder Unbefangene, welcher ihr Geburtsattest richtig zu lesen weiß, wird darin bekundet finden, daß sie ihre leibliche Abkunft der Prosa verdankt. Ist es erlaubt, das Göttliche durch solchen Vergleich zu profaniren, so wird der Genius, ein Sohn Gottes, unbedingt sich lieber von der Poesie Maria als der Prosa Martha bedienen lassen. Auch selbst im goldenen Zeitalter der spanischen Literatur wurden alle andern Dichtungsarten fleißiger angebaut als gerade die didaktische. Schon diese Erscheinung nöthigt zu der Vermuthung, daß erhebliche Gründe obwalten mochten, die Aufmerksamkeit der spanischen Dichter diesem Gebiete zu entfremden. Nicht Unrecht dürfte dem scharfsinnigen Martinez de la Rosa in der Bemerkung zu geben seyn, daß die kräftige Phantasie, welche die spanischen Dichter in der Regel durchglühete, ihrem Geschmacke eine stärkere Richtung zu derjenigen Compositien gab, in welchem jene ihren Reichthum auf eine freiere Art entfalten konnte. Allerdings mußte ihnen dort künstlerisch wohler zu Muthe seyn, als auf dem streng begränzten und magern Gebiete der Didaktik, wo der Verstand die Richtschnur und den Compaß nie aus der Hand läßt, wo die vorwärtseilende Einbildungskraft immer am Zügel zurückgehalten wird und wo die poetischen Zierrathen und Verschönerungsmittel ohne nüchterne Mäßigung den Zweck der poetischen Veredlung und Verklärung einer prosaischen Wahrheit in die Verdunkelung verkehren würden. Im sechszehnten, geschweige denn im fünfzehnten Jahrhundert hatte außerdem der philosophische Gedanke, von dessen Anregung die Idee zu eigentlichen Lehrgedichten vom organischen Zusammenhange der poetischen Entwickelung ausgehet, auf der pyrenäischen Halbinsel noch keine solche Fortschritte gemacht, daß er den Plan eines solchen Gedichtes sich vorzeichnen und so vorherrschend durchführen konnte, um den noch so mächtigen Ansprüchen

der Phantaſie auf eigene Thätigkeit das Feld zu überlaſſen. Auch bei andern Nationen hat ſich das Ergebniß der Literaturgeſchichte dahin herausgeſtellt, daß, wie die Philoſophie überhaupt in der Form des Lehrgedichtes entſtanden, das Letztere auch nur da zu einiger Vollendung gediehen iſt, wo ein gewiſſes Maaß von Wiſſenſchaftlichkeit herrſchend war. Von der friſchen Kraft ihres ſtrebenden Sinnes hingeriſſen, durch Himmel und Klima zu anmuthigern Compoſitionen angeregt, Zeugen von kühnen Thaten und hiſtoriſchen Hauptereigniſſen, welche zum heroiſchen Liede begeiſterten, dichteten die alten ſpaniſchen Dichter, wenn ſie nicht die Empfindungen ihres Herzens feierten, oder die Natur, welche ſie bezauberte, poetiſch beſangen, lieber in jeder andern Gattung als der ernſten und gemäßigten Weiſe, welche die erkünſtelte Didaktik mit ſich bringt und vorſchreibt. Die Meiſten mochten ſich zu dieſer reifes Nachſinnen und fleißiges Durcharbeiten erfordernden Gattung um ſo ſchwerer bequemen, als ſie insgemein andern Lebensſorgen und Thätigkeiten hingegeben, nur eine karge Muße für die Poeſie übrig hatten, die ihnen nur etwa dann und wann ein ungezwungenes, frei hinaus geſungenes Lied ſpendete, aber nicht die Zeitmittel gewährte, welche zu ausführlichen poetiſchen Exercitien jener Art erforderlich ſind. Selbſt die Sprache, weit beſſer für den Ausdruck der Größe und Erhabenheit im Leben und der Erfindung, als für den Ausdruck ruhiger Gedanken und die mittlere Sphäre, in welcher die Didaktik ſich bewegt, ausgebildet, gab ſich zu jeder andern Art poetiſcher Conception williger her, als zu dieſer. Das theologiſche Moment machte überhaupt ſein Uebergewicht über die Weltweisheit geltend und verſchlang vorzugsweiſe die didaktiſchen Elemente, zu denen ein Anſatz in dieſem Zeitalter ſich zeigte. Ich bitte nicht zu überſehen, daß ich hier immer nur vom *größern* didaktiſchen Gedichte geredet habe, indem von der moraliſirenden Poeſie, welche ſich im fünfzehnten Jahrhunderte ziemlich in die Mode warf, Alles dasjenige Geltung behält, was ich weiter oben darüber beigebracht habe. Der moraliſche Ernſt und die großartige Würde des caſtilianiſchen Charakters bedurften immer des Bekenntniſſes der Grundſätze einer edeln Rechtlichkeit. Die Poeſie wurde dem Caſtilianer zum Beichtſtuhle, in welchem er ſolche Bekenntniſſe laut werden ließ. Wäre nicht die Neigung, dieſe moraliſirende Didaktik durch Gelehrſamkeit und Allegorie zu heben, ſo vorherrſchend geworden, ſo würde die Poeſie ſich dabei weit vor-

theilhafter geſtanden haben. Doch hierüber habe ich mich bereits oben hinlänglich ausgeſprochen. Es bedarf nur noch der Erwähnung einiger andern alten Gedichte didaktiſcher Art. Zu dieſen rechne ich ganz beſonders die Lobrede auf die Frauen vom Commendador Fernando de Ludueña, in welcher ſich eine treffende Pſychologie des weiblichen Weſens mit caſtilianiſcher Galanterie paart. Des Beſtrebens wegen, welches der Commendador an den Tag legt, ſeine aus der Erfahrung gewonnene Anſicht von der Weiblichkeit auf eine äſthetiſch intereſſante Weiſe vorzutragen, rechne ich dieſes Gedicht zu der didaktiſchen Gattung. Die Frauen, ſagt der alte Ludueña, ſind der hauptſächlichſte und verdienſtvollſte Theil der Welt. In altväteriſchen, aber reizenden Wortſpielen ſetzt er ſeine Galanterie fort, nennt ſie die Vergoldung der Welt, welche ihnen ihre Fortdauer verdankt, indem Alles in der Welt durch ſie lebt und ohne ſie wider ſeine Natur leben würde. Sie erheitern und erhalten uns unſer Leben, durch ſie leben wir daſſelbe, ſie vernichten die verzweifelnde Sorge, welche ohne ſie uns erfaſſen würde. Sie ſind unſere Geltung und unſer Wollen; ſie ſind unſer Geſchäft, unſer Vergnügen und unſere Ausdauer. Sie wiſſen ſich beliebt, ſie wiſſen ſich gefürchtet zu machen und dabei doch zu dulden. Sie wiſſen ehrenhaft zu ſeyn und ſich dienen zu laſſen, aber auch ſelbſt zu dienen. Viele haben Geduld, viele machen Freude, obwohl ſie ſelbſt mißvergnügt bleiben, viele erleiden Unrecht, aber mit Verſtand und Ergebung. Nehmt ein Weib aus dem höchſten Stande, aus den mittlern Kreiſen und ein ganz geringes Weib, alle ſind voll Güte und ſind ſo geſetzt, als ſie es nur irgend ſeyn müſſen. Alle verſtehen es, Vortheile zu erlangen und Viele auch, dieſelben zu bewahren. Von argen und thörigten rede ich nicht; denn es gibt deren ſo wenige, daß man ſie nicht mitzählen darf. Ich beginne, ſagt der Dichter, ſogleich mit dieſer von vornherein abgegebenen Erklärung, wobei mich keine Vorliebe beſtimmt, ſondern ich nur der Wahrheit und Vernunft nachgebe. Ich nehme die vermählten und unterdrückten Frauen in Schutz, welche Männer haben, die Arges begehen und ein unordentliches Leben führen. Einige ſind Spieler, andere ſtreitſüchtig und deßhalb nicht zu ertragen; andere haben ſich ſchmerzliche Vorwürfe zu machen über ſo laſterhafte Laſter, daß man dieſelben nicht nennen darf. Die Frauen aber wiſſen mit reinem und klugen Sinne dieſelben ſo ehrenhaft zu verſtecken, daß

niemals ihre Geberde verräth, was ihr Herz empfindet. Wie viele Eheherrn verſpielten nicht die Schmuckſachen ihrer Frauen, und ſie zeigten ein lächelnd Geſicht. Wie viele kehrten von ihren Lüſten heim und verhöhnten die Keuſchheit! Wie viele wurden durch die Frauen von tauſend Uebeln geheilt, welche ſie im Dienſte erzielt hatten, und wie viele ſtarben von Fehlern frei, weil jene dieſelben zu bedecken gewußt hatten! Gibt es dagegen unter uns einen, welcher den Fehler, ſo ſein Weib hat, verſchwiege? Wahrlich nicht einen gibt es, welcher das Schlimme, ſo er weiß, nicht Allen bekannt machte. Wenn man beide mit einander vergleicht, muß aber meines Erachtens derjenige am meiſten belobt werden, welcher den Andern am meiſten ſchirmt und deſſen Fehler verdeckt. Wie viele Weiber müſſen Jahre lang, von ihren Männern allein daheim gelaſſen, bei Waſſer und Brod leben, ohne die Nachbarn zu ſehen, gehütet wie Gold auf dem Tuche, damit ihre Ehre nicht leide noch ihre Habe ſich mindert. Dabei ſchadet ihnen die Einſamkeit nicht und der Wille geräth nicht auf Abwege, obwohl die Koſt mager wird. Freilich wurden in alten Zeiten viele mächtige Männer (das iſt gar keine Frage!) durch die Hände ihrer Weiber gelenkt, und auch jetzt gibt es deren noch viele. Ich wüßte nicht irgendwo geleſen zu haben, daß einer, der von ihnen geleitet worden, zu Grunde gegangen wäre; im Gegentheil ſind ſie geſtiegen, erhalten und gewachſen. Das hat keinen andern Grund als die Klugheit und richtige Einſicht, und iſt es liſtige Kunſt, ſo iſts eine vollendete Liſt, welche als Verdienſt gelten muß. Wahrheit aber iſt es, daß alles aus Güte entſpringt. Wer andere ſpricht, hat einen boshaften, der Wahrheit feindlichen Mund. Sprechen wir von der Wittwe, welche auf ſchmerzliche Weiſe ihren Gatten verlor, ein Verluſt, welcher ohne Zweifel größerer, bitterer und tödtlicher iſt, als irgend ein Anderer, ſo daß jene ungelogen und die gewiſſeſte Wahrheit zu ſprechen, ein Leben leben, daß ſie lebend den Tod erdulden und, obgleich geſtorben, am Leben bleiben. Viele unter ihnen hinterblieben mit unerwachſenen Kindern und geſchwächter Habe; verlaſſen zogen ſie jene in der Einſamkeit auf und verbeſſerten ihre Lage. Und die zarte Jugend verlor wegen der Unterweiſung durch die Mutter bei deren Wittwenſtande nichts, obwohl ſie den Vater verloren. Einige werden durch dergleichen bei ihrem Alter freilich ſehr gedrückt; aber andere müſſen im jugendlichen Alter, ſchön wie die

Engel, dieſelben Pfade betreten; aber mit voller Güte, mit Charakter und aller Liebe, die ihnen zu Gebote ſtehet, ſo wie mit Sanftmuth, beherrſchen ſie die Höhe der reinſten Keuſchheit. Es iſt Unrecht, wenn man die lieblichen Mädchen, welche von Laſtern verfolgt werden, klagen läßt, wenn gleich ſie mit tugendhafter Klugheit viele der Funken zu erſticken wiſſen, welche ſie in Brand verſetzen könnten, den Willen der Jugendluſt verſagen, und unüberwunden von derſelben am Ende ihres Tagewerkes in der Klarheit Hafen einlaufen. O Herr! Welch ein Verdienſt krönt das ſchöne Mädchen, welche in den Palaſt ſich verſetzt findet, wenn ſie ihre Jugend mit einer tugendhaften Klugheit ſchmückt, welche denkt, wo ſie gelockt wird, und ihres Willens ſich alſo bedient, daß ſie am letzten Tage ihres Gewinnes ſicher iſt. Nicht recht iſt's, wenn eine Jungfrau ſich weigert, zu Hofe zu gehen und ſich ſchauen zu laſſen, denn ſie kann doch das Vergnügen und die Fröhlichkeit nicht unterlaſſen, zu welchen ſie geboren iſt, und dieſe liebliche Geſtalt, welche ſie den Engeln nahe ſtellt, darf ſie nicht verbergen, ſie muß nur darauf ſehen, daß ſie den rechten Weg nicht verliert. Aber die boshaften Zungen und niederer Pöbel, dem jene Tugend anſtößig iſt, finden ſich ſogleich zur Hand, um Verdammung auszuſprechen und diejenigen mit tauſend Fehlern zu beladen, welche im Tugendſchmucke prangen. Redet ein Mädchen in einem Geſellſchafts- oder Ballſaale mit Jemanden, den ſie lieb hat, ſo muß ſie alsbald dafür unerbittlich als eine Arge ſich verurtheilen hören; boshafter Sinn denkt immer das Schlimmſte, das iſt eine alte Sünde, die kaum von einer andern übertroffen wird. Hunderttauſend Frauen, welche in unſerm Caſtilien zum Hofe gehören oder zu deſſen Feſten kommen, geben aus tauſend Vergnügungen geſund wie Aepfel hervor, ohne Verletzung noch Flecken; hölliſche Bosheit wär' es ſie zu verdammen oder läſſig zu ſeyn in ihrem Lobe. Sehen wir aber von dergleichen ab und faſſen wir nur den Vortheil ins Auge, welcher von den Frauen ausgehet, wobei wir nicht von Vorliebe uns leiten laſſen, ſondern den Weg des Rechtes inne halten, wie er uns eben führt, ſo iſt es die allgemeine Meinung derer, welche am beſten unterrichtet ſind, daß unter uns und zu unſerer Zeit Gott nichts Preiswürdigeres geſchaffen hat. Sie ſind es, welche die Härtigkeit ungeſchlachter Männer, wie Waſſer das Salz erweichen; ihretwegen zieht Anmuth auch aus Tugend

Vortheil, und dieſe wird ihr vorzüglichſter Beſtandtheil; durch ſie wird die zierende Artigkeit geweckt und gemehrt und die lange Weile vertilgt; ſie zerbrechen die Vergrößerungsgläſer der überwallenden Leidenſchaft. Sie flößen dem Feigen, ohne ihn zu ſtützen, Muth ein und machen ihn zum Manne, bewirken, daß er ſich oben erhält und ſeinen Gang fortſetzt, ohne anzuſtoßen durch Zügelloſigkeit ſeines Gedankens; ſie halten den Laſterhaften im Zaume und verdammen ihn; ſie verwandeln mit der Fülle ihrer Hand Mängel in Ehren. Was wolltet ihr beginnen, o Höflinge, wenn es an dieſem Königshofe keine Damen gäbe? Wer würde ſich der hochmüthigen, durch ſüße Uebel genährten Gedanken erbarmen? Wo bliebe der ſüße, liebliche Geſang, der fröhliche Tanz, das Lanzenrennen, der Kleider Zier? Ohne alles dieſes würde der Hof ſein wie ein Quell ohne Waſſer. Da von den Frauen nun ſo anerkannte Tugenden ausgehen, welche viele Laſter vernichten, ſo erfodert es die Vernunft, daß man ihnen beſtändig diene, und zwar mit vollkommenſter Ergebenheit; denn gerecht erſcheint es, demjenigen zu dienen, der es verdient; ein wahrhafter Mangel an Tugend iſt es, wenn man das Gegentheil thut. — Alſo der galante Luduñeo. — Die alten ſpaniſchen Didaktiker haben es, wo ſie die falſche, vom Marquis von Santillana und Juan de Mena feſt gehaltene, zum Glücke aber nicht immer befolgte, Idee fahren ließen, daß ein poetiſches Geiſteswerk eine verkleidete Wiſſenſchaft ſeyn müſſe, in der Regel dahin gebracht, durch poetiſchen Vortrag für gewiſſe allgemeine Wahrheiten, deren Verbreitung ihnen Herzensangelegenheit war, zu intereſſiren und den Gedanken mit dem Gefühle in ein ſolches Gleichgewicht zu bringen, daß ſie das ſo leicht mögliche Abgleiten nach dem Boden der Proſa glücklich gemieden. Das lyriſche Gefühl, von dem ſich der poetiſch-reflectirende Spanier nie ganz los zu ſagen vermag, war ihm ſehr behülflich dabei, daß er nur ſelten in die Gewöhnlichkeit der Proſa verfiel, welcher er ohnehin auf den anmuthigen Windungen der lieblichen Versarten, die ſich willig der Aufnahme ſeiner Gedanken darboten, leicht entgehen konnte. So laſſen ſich z. B. des Rodrigo Oſorio ächte und verſtändige Betrachtungen über die Werthloſigkeit alles Irdiſchen recht gut leſen, ohne vom Gefühle beſchlichen zu werden, daß man etwa nur in proſaiſchen Anſichten ſich bewege. Ich bemerke, daß die Verſe ungemein fließend in zwölfzeiligen Strophen

ablaufen, was ich natürlich nur verſichern, in der Darlegung des Gedankenganges mittelſt proſaiſcher Rede aber auch nicht einmal andeuten kann. Die Ehren und Vergnügungen, ſagt der poetiſche Weiſe, welche in dieſer geliehenen Welt am meiſten erfreuen, ſind nur eine heuchleriſche Schminke, welche beim leiſeſten Winde zerſtiebt. Ueber dich, o Welt, beklagen wir uns mit Recht und ſtarkem Grunde, denn wir ſehen, daß wir, wie unaufhörlich wir auch mit dir verkehren, dich doch verlieren, bevor wir dich kennen gelernt haben. Das grobe Sinnenweſen des ſchweren Leibes, an dem wir uns ſchleppen, verhindert die Klarheit des herrlichen Geiſtes, der uns zu Theil geworden, und ſo lange wir in dieſen äußerſten Zwieſpalt zertheilt ſind, vermögen wir nicht die Geheimniſſe zu erkennen, welche, wie wir glauben, in dir verborgen ſind; die Seelen, welche dieſes erdigen Stoffes entkleidet ſind, ſchauen klar dieſe Verborgenheiten: deine wahre Geſtalt, dein Elend, dein Doppelgeſicht, mit deſſen einer Hälfte du uns zu den ſüßen zeitlichen Lüſten verlockeſt, während du uns mit dem andern endloſe hölliſche Qualen zuſendeſt. O Welt, lichtloſer Aufenthalt vernunftloſer, roher Thiere, tiefes Thal der Bitterkeit, mit Uebeln und Leiden angefüllter Verbannungsort, mit Dornen beſtelltes, verpeſtetes, vergiftetes Land, Süßigkeit, welche uns in den Stand der Verdammten bringt! Hätten unſere erſten Eltern nicht das göttliche Verbot übertreten, ſo wären wir alle Erben des Ruhmes, deſſen wir beſtändig genießen würden; Qual, Pein, Noth, Hunger, Kälte und Hitze würden nicht ertragen werden müſſen; zu keiner Zeit würden die Bäume entblättert ſeyn ſondern in beſtändigem Grün prangen. Häßliches Alter würde unſere ſchöne Jugend nicht entſtellen, noch anderes Ungemach, welches dem Heile feindlich iſt, empfunden werden. Allezeit würden wir fehlerlos dem Willen Gottes angenehm ſeyn, ſeine Gebote halten und nichts Tadelnswerthes unternehmen. Auch Laſter und Sünden würden unſere benedeiten Seelen nicht beflecken und wir nicht verdammt werden, noch in endloſen Strafen Qualen erleiden. Allein um jener Sünde willen, welche unſer Urvater beging, wurde er mit unſerer Mutter Eva, der er folgte, verjagt und verbannt. Auch wir leben in der Verbannung, aber in dem Verlangen, dahin zurückzukehren, woher wir gekommen waren, arm und enterbt, des Ruhmes und der Freude entbehrend, welche wir verloren haben; nach jenen ſeufzen wir, Thränen und Klagen nehmen jene Richtung; darum

ſind wir allezeit unzufrieden und mißvergnügt. Die unerklärliche Traurigkeit, an welcher die Menſchen ſo häufig leiden, hat ihren Urſprung und Hervorgang daher, denn dort wird ſie gezeugt und geboren; deßhalb iſt unſerm Gedächtniſſe ein angeborener Schmerz eingeprägt, daß wir der Ehre verluſtig gegangen ſind und irdiſche Einbuße unſer Erbtheil geworden iſt. Aus Freien, Selbſtſtändigen und Ununterworfenen ſind wir Sclaven und Tributlinge geworden, aus Zufriedenen Mißvergnügte, aus Brüdern unruhige Gegner, aus Herren Dienende, aus Gerechten, Heiligen und Guten Unvollkommene, aus Göttlichen menſchliche, mit Fehlern bedeckte Sünder. Wenn die Gott entſproſſene Seele dieſe Zuſtände betrachtet und erwägt, ſo demüthigt und beugt ſie ſich, geräth in Unruhe, Verwirrung, außer Faſſung und erſeufzet. Sie erkennet die Vollkommenheit, zu welcher ſie gebildet und erſchaffen worden, ſo wie ihren Zweck; ſie wird nun das Verderben inne, das ihr bevorſteht, wenn ſie dieſem Ziele nicht zuſtrebt. Weil aber das Fleiſch empfindet, daß es aus einem verderblichen Stoffe beſtehet, ſo lebt ſie in ſtetem Mißvergnügen, weil ſie erkennet, wie ſie der Leidenſchaft und Sterblichkeit unterworfen iſt; die anerkannt größte Strafe, welche Gott über die Schuldigen verhängen konnte, iſt, daß jene beiden für das Leben getheilt und geſondert wurden. Obſchon die Seele eine ganz zweifelhafte und unſichere Bahn vor ſich hat, muß ſie beſtändig wach ſeyn, um in Furcht auf den entſetzlichen Tod zu warten; wenn derſelbe aber gekommen, iſt die Liebe zum Leben ſo groß, daß, wie gut die Seele auch geführt ſeyn mag, die gewaltſame Trennung doch mit Schmerz erfolgt. Denn ſie läßt den ſo ſehr geliebten Leib bei den Sterblichen in der Verbannung, in Staub zerfallend und übel behandelt, von Würmern zernagt und mißachtet. Die heiligen Seelen aber, welche durch Verdienſt den Himmel und Ruhm erwarben, wünſchen vereinigt zu werden mit den Leibern, welche ſie hienieden zurück ließen. Denn beide waren zu einem Sein geſchaffen, vereinigt und verbunden, um immerdar die beſeligenden endloſen Freuden zu beſitzen, und obwohl die Seele in Ruhe der gewonnenen höchſten Freude theilhaftig iſt, ſo wird ihre Herrlichkeit ſo lange nicht vollkommen ſeyn, als ſie des Bruders Begleitung entbehrt. Deßhalb wird uns keine Ruhe zu Theil, ſondern ein mühevolles Leben umfängt uns ſo lange, bis wir zu dem herrlichen Vaterlande heimkehren, welchem wir den Rücken wendeten.

Dort werden diejenigen, welche auf eine würdige Weiſe ſich wieder einheimiſch machten, die Freuden antreffen, welche gleich ewig ſeyn werden als Gott, vor dem ſie ſich aufhalten. Deßhalb mag nimmer Einer hoffen, ſo lange er ſich verbannt und abweſend von jener Herrlichkeit befindet, daß irgend ein menſchliches Verhältniß ihn befriedigt. Uns über dieſe Welt, ſo lange wir leben, zu beklagen, würde nicht Recht ſeyn, über uns müſſen wir's, weil wir den Lüſten nachhangen, die uns die Liebe zu ihr einflößt.

Dieſe Didaktik iſt vielleicht in höherem Grade religiös als philoſophiſch. Zur Zeit des wackern Oſorio waren aber Theologie und Philoſophie bei den meiſten noch eins; wenigſtens hatte die letztere noch nicht den nachher ſo nahe gefundenen Spaß entdeckt, des Chriſtenthumes und ſeiner widerſinnigen Dogmen zu ſpotten und den großen Offenbarungen der Aſtronomie und Natur gegenüber des kleinen Menſchen Atomes zu lachen, das ſich einbildete, der allmächtige Gott ſey ein Jude geworden und laſſe ſich, von irgend einem Bäcker geſtaltet, in eine Büchſe einſperren, eine Nahrung beliebigen frommen Hungers. Damals war der Kern des Chriſtenthums aus ſolcherlei Hülſen noch nicht gelöſet und die weiſen Meiſter, welche dieſe ſaubere Aufgabe zu haben vermeinten, ſtanden erſt noch zu erwarten. Nachdem die corroſive Kraft des verſtändigen Scheidewaſſers, womit dieſe angebeteten Wohlthäter der Menſchheit beſtens aufwarteten, alle Disciplinen durchdrungen hatten und ein rein gläubiges Gemüth faſt nur da noch zu finden iſt, wo keine Disciplin den Zutritt hatte, iſt es freilich ſchwer, ſich den wahren Werth ſolcher ernſthaften Betrachtungen, als Oſorio uns bietet, zu würdigen, weil unſer Urtheil mehr oder minder von der Peſt des Unglaubens angeſteckt, die richtige Einſicht zur Würdigung ſolcher frommen Beſchaulichkeit im vollen Maaße kaum noch beſitzen dürfte.

Liebeslieder.

Dagegen iſt unſere Zeit trotz des Liebesgewimmers, das von Poeten ohne Zahl ſeit langer Zeit in Almanachen und Zeitſchriften unterhalten worden, nicht unempfänglich geworden gegen die Poeſie in den caſtilianiſchen Liedern der Liebe, welche aus

dem fünfzehnten Jahrhundert uns übrig geblieben ſind. Für die Sichtung dieſes ächten Kornes aus dem Wuſte aller Jammer- und Jubelphraſen, welche aus der ewigen Fülle dieſer reichſten aller menſchlichen Empfindungen von Alt und Jung, in Oſt und Weſt, zu Meer und Lande, auf der Höhe und im Thale, im Palaſte wie in der Hütte angeſtimmt ſind, iſt uns das Auge noch offen und der Blick noch ungetrübt. Dieſe Liebeslieder haben denn auch bei allen Liebhabern der caſtilianiſchen Poeſie das entſchiedenſte Glück gemacht, weil die Aeſthetiker aller Gattungen, wenn ſie auch über die höchſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens und der Welt die verſchiedenſten und höchſt widerſprechenden Anſichten hatten, den Vernünftlern zum Trotz darin übereinkommen, daß die Liebe Geiſt und Seele unſeres innern irdiſchen Lebens ſey, wobei Viele noch weiter gingen und dem Gefühle der Liebe eine über das Irdiſche hinausragende Dignität zugeſtehen wollten. Um den Geiſt der Minnepoeſie des ſpaniſchen Mittelalters zu begreifen, muß man ſich an dasjenige erinnern, was oben über den Einfluß der provencaliſchen Poeſie auf die ſpaniſche beigebracht iſt. Weil bei aller Macht des leidenſchaftlichen Gefühles der Dichter die poetiſchen Ergüſſe deſſelben immer der Bearbeitung des Verſtandes unterſtellte, ſo wurde auch bei den caſtiliſchen Minnedichtern dieſe Liebe (mit einigen Ausnahmen allerdings) in die Handſchellen einer gewiſſen mehr erwähnten metaphyſiſchen Manier geſchlagen und es kam eine Erotik zum Vorſcheine, welche faſt in Verſuchung führt, zu glauben, daß die Liebeshändel, welche den Gegenſtand dieſer Dichtkunſt ausmachten, bei allem Anſtriche friſcher Durchdrungenheit mehr den Geiſt als das Herz des zärtlichen Sängers in Bewegung geſetzt haben. Nicht ſelten finden wir in dieſen Liedern die Liebe zuweilen mit der Förmlichkeit einer Kunſt und Wiſſenſchaft behandelt, wie es auch die Troubadours gethan. Darum begegnen uns denn auch ſo viele Betrachtungen über den Charakter der Liebe und daraus abgezogene Vorſchriften, dieſe ungebärdige Empfindung zu disciplíniren und zu zweckmäßiger Thätigkeit anzuleiten. Deßhalb haben dieſe Lieder nicht ſelten einen didaktiſchen Beigeſchmack. Ein gründlicher Pſychologe, dem es ein Ernſt iſt, das Gefühl der Liebe in allen ſeinen Nüancirungen zu verfolgen und auf allen Irrgängen und Wendungen zu begleiten, die es einſchlagen kann, verſäume ja nicht, neben der Provencalen auch die caſtilianiſche Liebesliederpoeſie mit zu Rathe zu ziehen, welche

ihm preiswürdige Aufschlüsse und Stoffbeitrag zu tief gehenden Forschungen gewähren wird. Ob auch die castilianischen Liebesdichter, wie die Troubadours, und ja selbst der keusche Petrarch [1]) neben ihren idealen und poetischen Liebschaften auch geheime und sinnlichere Liebschaften gepflogen, ist nicht in gleichem Maaße ermittelt, als es bei den Provencalen der Fall ist. Der spanische Ernst, die anständige Würde waren auch einer solchen Frivolität minder geneigt, als der leichtere Sinn der Provencalen. Doch fehlt es auch nicht an Liedern, deren derbe Sinnlichkeit genugsamer Vermuthung Raum gibt, daß diese über Liebe philosophirenden Sänger in ihrem Leben gerade nicht immer platonisirt haben mögen. Eine Besonderheit, welche jede deutsche Uebersetzung spanischer Liebesgedichte schon von Hause aus verfälschen muß und die sich auch in der italienischen und portugiesischen Erotik wieder findet, bestehet darin, daß el amor, die Liebe, im Spanischen männlichen Geschlechtes ist. In der Allegorie der Liebe, welche auch den castilianischen Liebesdichtern gemein ist, erscheint daher das allegorische Wesen, welches die Liebe vorstellt, als eine männliche Person und erhält als solche Prädicate, welche gar nicht zutreffen können, wenn man die Liebe als ein weibliches Wesen denkt. Man kann sich hier zwar im schlimmsten Falle beim Uebersetzen damit helfen, daß man der Allegorie die Mythologie unterschiebt und für die Person, welche die Liebe allegorisiren soll, den alten Liebesgott Amor eintreten läßt, welcher denn auch zuweilen von den Dichtern wirklich gemeint war, obgleich bei weitem nicht so oft, wie der deutsche Leser, wegen des ihm geläufigen Wortes Amor, der ihm nur den Liebesgott bedeutet und der Vorstellung der Liebe, als einer Person, sich denken mag. Weit leichter lassen sich die Minnelieder der Troubadours ungezwungen in deutscher Rede wieder geben, weil bei ihnen in der Allegorie der Liebe diese als ein weibliches Wesen erscheint, indem das Wort Amor in der provencalischen Sprache weiblich geworden ist. — Zu welchen Gefühlsexcessen die poetische Minne, welche die Eigenthümlichkeit der Chevalerie ist, ausschlug, habe ich bei Darstellung des Einflusses, den das Ritterthum auf die Poesie übte, bereits angedeutet.

---

1) Welcher es bei seiner amore unico et honesto doch auch zu einigen Kindern brachte, welche nicht von den Bäumen geschüttelt waren, wie die Göthe'sche Philine es wünschte.

Die alte caſtilianiſche Liebesliederpoeſie ſpiegelt dieſe Exaltationen treu ab und ſucht die Myſtik der Minne nach allen Seiten hin zu erſchöpfen. Dieſen poetiſchen Liebesſchwärmern begegnet es auch wohl, daß ſie ſich im anbetenden Gefühle für die Geliebte ſo weit verſteigen, daß ihnen ſelbſt der Glanz der göttlichen Dinge neben derſelben erbleicht und es nicht anders anſiehet, als ob die Huld der Angebeteten vom Dichter der Gnade des Himmels vorgezogen würde. Im Allgemeinen aber hat das ſpaniſche Minnelied des Mittelalters, wie ſchon angedeutet worden, die aus dem Ernſte der ſpaniſchen Reflexion hervorgehende Neigung, den pflichtmäßigen Kampf der Vernunft mit der Leidenſchaft darzuſtellen. Hierbei ſtellt ſich ſtillſchweigend das vergötterte Liebesgefühl als eine Thorheit dar, deren die Weisheit des Dichters, auf poetiſchem Wege Meiſterin zu werden, ſich befleißigt, wobei die Poeſie vor der unſchönen Strenge der Moral aber nicht ſelten Einbuße erleidet. Den leidenſchaftlichen Ausdruck des poetiſchen Liebesgefühls wußten dieſe caſtilianiſchen Minnehelden aber ſehr wohl zu treffen. Namentlich führte die Eiferſucht eine hohe Sprache, welche mit der Rachſucht ſo nahe verwandt iſt, wie der große Macias ſo ſchmerzlich zu empfinden hatte. Dabei war ihnen aber auch die zarte Rede nicht verſagt. Die Umſtändlichkeit ihrer Empfindungsgemälde näherte den Charakter manches ſpaniſchen Minneliedes der eigentlichen Elegie. Es liebt viele Worte und wird dem ſpaniſchen Ernſte, welcher ſonſt zu kargen liebt, zum Trotze leicht geſchwätzig, wodurch ein üppiger und weicher Ton in das Gedicht kömmt, der an den Klang der italiäniſchen Canzone erinnert, deren Romantik vielfach derjenigen in den caſtilianiſchen Liebesgedichten ähnelt. Zur Abwechslung ſprach ſich das Liebesgefühl, wie an den canciones bereits nachgewieſen worden, in wenigen Worten und nicht ſelten mit einer epigrammatiſchen Wendung lyriſch aus, ſo daß einzelne dieſer Liederchen als lyriſche Epigramme betrachtet werden könnten, welche von denen in der griechiſchen Anthologie ſich nur durch ihre Romantik unterſcheiden, was in gewiſſem Betracht freilich eine ſehr weite Scheidung bedingt. Im Allgemeinen gehet, wo nicht die Kürze des Stückes dem poetiſchen Anlaufe ein Ziel ſetzt, der Anhauch elegiſcher Milde, deren Anflug an manchem alten caſtilianiſchen Liedesliede wie ein poetiſcher Thautropfen glänzet, in die Aufwallung und den Sturm der Leidenſchaft über, welchen erſt die Vernunft den Zügel überwerfen muß, wobei, wie gedacht, die Poeſie ein

wenig zu kurz zu kommen pflegt. Glänzende Vergleichungen und kühne Metaphern, wie sie der Orientalismus des spanischen Geistes voraussetzen lassen sollte und nachmals auch in üppigster Pracht z. B. bei Calderon hervorgebracht hat, treten in diesen Liebesliedern doch verhältnißmäßig noch wenig hervor, so reich auch deren Vorrath ist. Ohne Zweifel hat dies seinen Grund in dem Vorherrschen des provencalischen Kunst- und Minnegeschmackes, welcher die nationale einheimische Neigung zu jenen kühnen und überschwenglichen Bildern darnieder hielt. So dialektisch aber auch die Minnepoesie sich gebahte, so tiefsinnig sie den subtilen Fäden der Liebesempfindungen auf allen Irrgewinden ihrer Gänge durchs menschliche Herz nachgeben und so gründlich und treu sie die Natur dieser Gefühle auch studirt haben mochte, so brachte sie es doch noch nicht zu der bereits in Plato's Phädrus dargelegten und neuerdings wieder ausgebeuteten Entdeckung, daß der Zug der durch geschlechtliche Differenz gesonderten Individuen der Menschengattung zu einander auf den jedem Geschlechte eingepflanzten Triebe beruhe, den Mangel ihrer gegenseitigen Einseitigkeit durch ihre Ergänzung physisch wie psychisch zu negiren. Diese Minnedichter sind daher auch noch nicht zu der ganz unpoetischen Wahrnehmung gelangt, daß die Personen verschiedenen Geschlechtes einander suchen, um im Individuum sich als Gattung zu finden, wobei die Liebe zu der besondern Persönlichkeit nur ein Schein ist, indem das Erstreben der Allgemeinheit der Gattung das Wesentliche seyn soll. Ganz im Gegentheil finden wir hier, wie überall, wo das Gefühl der Liebe in seiner echten Beschaffenheit und in der potenzirten Innigkeit, so wie der möglichsten Höhe und Tiefe, mithin in höchster Vollendung sich offenbart, daß der Liebende sein Sinnen und Trachten ausschließlich auf ein Individuum stellt und daß Alles, was die Liebe zu einer positiven Erscheinung des Herzens macht, und Alles, wodurch sie lebt und webt, dahin fallen würde, wenn nur die Sehnsucht nach einer generischen Totalität die Geschlechter zu einander führte und die innigste Vereinigung nur als das affirmative Mittel aufgesucht würde, das Individuum von sich zu befreien. Höchst possirlich müßte die Scene ausfallen, wenn ein ritterlicher castilianischer Sänger am lendemain einem jungen Professor der Philosophie Glück zu dem gemachten Versuche, sich von seinem Individuum zu befreien wünschte, sich aber, da es dem verliebten Herrn Professor, um das Individuum der Anvermählten seiner Theorie zu Folge gar nicht

zu thun iſt, die junge Frau ſich ausbäte, um deren affirmative, das Individuum von ſich befreiende Kraft auch für ſeine Perſon einmal zu verſuchen. Zu ſolchen Theorien verſtieg ſich das geſunde Liebesgefühl der Caſtilianer nicht. Wechſelten ſie auch im Laufe des flüchtigen Lebens den Gegenſtand der Liebe, ſo war doch die jedesmal herrſchende Neigung eine ausſchließliche und recht eigentlich an eine beſondere Individualität gebundene und es würde blutige Händel geſetzt haben, wenn man dem verliebten Macias, welcher wie die nur gedachte Weisheit ihm überreden möchte, in ſeinem Liebesfeuer für die Freiin von Porcuna nur den Trieb empfand, ſeine Einſeitigkeit durch eine geſchlechtliche Ergänzung zu negiren, ein hierzu eben ſo taugliches Frauenzimmer angetragen hätte. Solche türkiſche Meinungen über die Beſtimmung der Frauen, welche dieſe hinwiederum auch gegen die Männer geltend machen dürften, waren der übrigens ſo unbändigen Sinnesart jener alten Degen ganz fremd. Bei einer ſolchen Metaphyſik der Liebe würde auch ſicherlich diejenige Veredelung der geſellſchaftlichen und Familien-Verhältniſſe, welche wir mitten im barſchen Mittelalter vor ſich gehen ſahen, weder Beſtand noch Fortgang gewonnen haben. Aller aufgehefteten Vernünftelei und witzigen Tändelei zum Trotz war den caſtilianiſchen Minneſängern die Liebe, was ſie auch wirklich iſt und bleibt, Geiſt und Seele des *natürlichen* innern Lebens. Daß ſie dieſes Leben, wie auch ſchon die Troubadours gethan, in eine höhere Sphäre hinaufheben und ſündlicher Weiſe neben der Religion einen Cultus der Liebe, wenigſtens poetiſch, einzurichten ſich verſucht fühlten, habe ich bereits oben angedeutet.

Als rüſtigen Sänger der Liebe ſtellt Böhl de Faber, nachdem er ein Liebesgedicht Juan de Menas mitgetheilt, den wackern Peter *Alvarez de Aylon* voran. Im cancionero general iſt zuvörderſt eine in kunſtvollen Decimen vorgetragene Traumviſion in Form einer Epiſtel an einen Freund mitgetheilt. Die Geliebte ſtellte ſich ihm, während er in ſchmerzlichen Gedanken an ſie eingeſchlafen war, in übermenſchlicher Schönheit dar. Dieſelbe verblendete ihn dergeſtalt, daß er bei allem innern Anreize zum Reden ſtumm blieb. In Entzücken verſunken, ſchauet er nur auf ſie. Sie fordert ihn auf, zu reden. Er bittet um den Tod, welcher ihm minder hart dünkt, als die Entziehung ihres Anblickes. Sie zeigt ſeinem Schmerze Beileid. Das entzückt ihn ſo, daß er zu ſterben noch mehr bereit iſt.

Außerordentlich ſchön iſt nun die Schilderung des nahenden Todes und wie er ſich der Geliebten empfiehlt und Gottes Verzeihung anflebt, daß er zuletzt nur ihrer gedenkt, ſtatt an ſein Seelenheil. Sein letzter Wille iſt ein Hauch der innigſten und zarteſten Liebe. Die Anordnungen wegen ſeiner Bekleidung und Beiſetzung ſind allegoriſch. Sein Sterbekleid ſoll Treue, ſein Gürtel Traurigkeit ſeyn u. ſ. w. In lieblicher Schwärmerei gehet das ſo fort, bis er zuletzt die Geliebte bittet, daß ſie, wie ſeine Tödterin, ſo auch ſeine Teſtamentsvollzieherin ſeyn möge. Mitleidig will ſie ihm helfen. Die Rührung über dieſe Theilnahme erhöhet ſeine Aufregung und er ſtirbt in Gedanken an ſie. Er kann dieſen Tod nicht lieblich genug beſchreiben. — Vortrefflich iſt auch ein in fünf Neunzeilern abgefaßtes Gedicht Apollons (Anda ve triste figura), womit er der Geliebten ſein Bildniß überſendet, das Ebenbild ſeiner Traurigkeit, dem er aufträgt, die Dame zu bitten, ihm das Leben zu geben, welches ſie dem Originale genommen. Scharfſinnig und dichteriſch ſind die Vergleichungen und Aehnlichkeiten, welche er zwiſchen ſich und dem Bilde findet. Nur darin, daß es nicht gleich ihm das Leid der Liebe empfindet, erſcheint ihm das Bild unähnlich. Zuletzt trägt er ſeinem gemalten Beten auf, die Geliebte um Erbarmen für ihn zu bitten. — In der Esparsa: El triste que recibio vergleicht ſich Apollon demjenigen, welcher durch einen andern tödtlich verwundet, wenn auch geheilt, bei deſſen Anblick doch wieder Erneuerung ſeiner Wundſchmerzen empfindet. Denn wenn er die Geliebte ſiehet, erneuet ſich auch ſeine Wunde. — Luis de Vivero verſichert in den Octaven: O quien pudiese deziros der Geliebten, wie ihn der Schmerz, welchen er bei ihrem Anblicke empfinde, außer Stand ſetze, ihr auszudrücken, wie mächtig ſeine Qual ſey. Wenn ſie ſeine Entfernung wolle, möge ſie ihm Füſſe geben zum Hinweggehen, Sprache um ſich zu verabſchieden, und Hände um ſich zu tödten. Denn in der Stunde, da er ſie zuerſt erblickte, überlieferte er ihr Alles, was er beſaß, ſo daß er nicht mehr bei ſich iſt, ſondern bei der Geliebten. Nur Thränen und Seufzer ſind ihm geblieben, um der Geliebten damit zu dienen. Da aber ſolcher Dienſt nicht frommt, ſo bittet Vivero die Freundin, ihm das Seinige zurückzugeben, namentlich das Herz und zwar unverletzt; denn ſo wie ſie es ihm anbietet, mag er es nicht. — Ein geiſtreiches Spiel der Gedanken und Empfindungen entwickelt derſelbe Vivero in den Octaven: Si n'os huviera mirado, worin er

anmuthig darſtellt, wie er in Folge des Anblic'es der Geliebten zwiſchen Leben und Sterben getheilt iſt und wie er ſelbſt davon die Schuld eben ſo ſehr trägt als die Dame. Dennoch aber hält er ſie allein werth, für ſie alſo zu leiden. — Feierlich zärtlich ſind die innigen Strophen Entre penado y contento, welche Vivero an die Geliebte als einen Abſchied richtete, als ein großer Herr, dem er in der Werbung um die Schöne zu weichen ſich verpflichtet hielt, ihm geboten hatte, ſein Verhältniß mit derſelben abzubrechen. Aus nicht minder tiefem Liebesgefühle quillen die künſtlich verſchlungenen Verſe: conozco de conoceros, welche Vivero an die Geliebte richtete und in welchen er die entzückenden Freuden ſchildert, welche ihm ihr Anblick gewährt, den, für den Tod zu erkaufen, er nicht zu theuer hält. — In quiero contar mis dolores ſchildert Vivero mit glühenden düſtern Farben die traurigen Empfindungen ſeines Herzens bei der Erinnerung an den Tod der Angebeteten. Einſt, ſo heißt es unter andern, war ich Gefangener im Kriege der Liebe, denn Amor nahm mich gefangen. Die ganze Zeit über, worin er mich gefangen hielt, war ich nicht lebendig. Nachdem ſie geſtorben und ſie und er erloſchen waren, erſtarben meines Herzens ſüße Klänge und ich ſtarb ihren Tod. Verſtand und Ueberlegung gaben dem Herzen, das im fremden Tode geſtorben war, das Leben zurück. Verſtand ſprach: Ich, ich will es übernehmen, vor dieſer Gluth deine Hütte zu bewahren, in welcher ich immerfort Wache halten werde. Nun wird weiterhin allegoriſch ausgeführt, wie der Verſtand Traurigkeit und Kummer zu Hütern des Dichterherzens beſtellt. Die Erinnerung ſpielte aber aller künſtlichen Wachſamkeit einen Poſſen und hielt des Liebenden Herzens Empfindungen wach. — Die Verſe Tristeza porque combates hat Vivero an ſeine Traurigkeit ſelbſt gerichtet, welcher er vorwirft, daß ſie ihre grauſam gehandhabte Herrſchaft über ihn lediglich der Liebe verdanke. Die Traurigkeit ſucht ſich, ſelbſt redend, gegen die gemachten Vorwürfe zu vertheidigen und führt dem Dichter zu Gemüthe, daß nicht ſie ihn, ſondern er ſich ſelber quäle, ſie fliehe zwar nicht vor demjenigen, welcher ſie ſuche, verfolge aber noch weniger denjenigen, welcher vor ihr fliehe. Sie gibt ihm daher den Rath, von ihr zu laſſen. — Vivero ſcheint dies beherzigt zu haben, denn in den Octaven: No me aparto yo de amor gibt er an, weßhalb er Abſchied von der Liebe genommen, nachdem er eine Anzahl

Eventualitäten durchgenommen, welche ihn nicht zu dieſem Entſchluſſe gebracht hätten.

Der Dichter Suarez, deſſen Vornamen der cancionero nicht einmal mittheilt, und den er unmittelbar vor Cartagena aufführt, redet ſein eigenes Lied, das er der Geliebten ſendet, mit den Worten: trauriges Papier, an. Er trägt ihm auf, ſich ehrerbietig in der artigen Gegenwart derer zu benehmen, welche der ſtete Gegenſtand von des Dichters Betrachtung iſt. Wenn ſie nach dem Sänger fragen möchte, ſoll das Lied hinfällig antworten, daß es, da es vom Sänger ſchied, denſelben in mehr Ohnmachten geſehen, als es Buchſtaben in ſich enthalte. Fragt ſie, weßhalb? ſo ſoll ihr die Antwort werden, daß die Sehnſucht, dort zu ſeyn, wohin das Leid gelangt, ihn tauſend Tode ſterben laſſe. Bemerkt ſie: daß ihr unbekannt ſey, was ihm ſo argen Kummer bereite, ſo ſoll das Lied antworten: daß er nur in ihren Banden ſchmachte. Die Aufträge des Dichters an ſein Lied erſtrecken ſich auch auf die Verſicherung ſeiner Beſtändigkeit und auf die Mittheilung, daß er die hundert Tode, mit welchen er gerungen, längſt geſtorben ſeyn würde, wenn ihn nicht der Hoffnung Kraft lebendig erhielte. Er fordert das Lied auf, ihn vor ſeinem Abgange an die Geliebte noch einmal ſcharf ins Auge zu faſſen, um ihr zu melden, wie elend und leidend ihn die Liebe gemacht. Es ſoll ſorgſam darauf achten, welche Eindrücke dieſe Mittheilungen auf ſie machen und welche Aufnahme der Bote ſelbſt finde ꝛc. — Weniger in die Erotik, als zur Metaphyſik der Empfindungen gehört ein reizendes Gedicht (Hanme dexado passiones), worin Suarez zuerſt ſich als in einem Zuſtande befindlich ſchildert, in dem er weder Wunſch noch Freude hat und den er durch Gegenſätze als den der wahren Apathie zu zeichnen ſich bemühet. Allein damit ſind ſeinem geiſtigen Vermögen und Kräfte ſowie ſeine Sinne nicht zufrieden, welche der Reihe nach in ihrer Oppoſition gegen einen ſolchen Zuſtand der Gleichgültigkeit, worin der Dichter verharret, aufgeführt werden. —

Nicht verwerfliche Beiträge zu der ſpaniſchen Liebesliederpoeſie des fünfzehnten Jahrhunderts lieferte auch der portugieſiſche Infant Juan Manuel, der Camareiro Mór des Königs Johann II. in Portugal, der oben bereits als Didaktiker genannt werden mußte, und nicht allein mit dem Verfaſſer des Grafen Lucanor verwechſelt iſt, ſondern von dem unten zu erwähnenden Pater Clemencin auch mit dem ſpätern Juan Manuel, dem Günſtlinge Philipp I. Hätte

ich (ſo ſagt er in den gewandten Neunzeilern: Que yo cien bocas tuviese) hundert Münder und wäre meine Stimme von Eiſen, dennoch würde ich nicht im Stande ſeyn, meine Nöthen zu melden; und doch gebietet Ihr mir mein trauriges Leben zu melden. Unmöglich iſt es, o Gebieterin, in zweitauſend Jahren zu erzählen, was ich in einer Stunde leide. Allein wie wahr dieß auch ſey, ſo will ich meiner Gewohnheit folgen, nur Euern Befehl, nicht meinen Willen zu thun, und da Ihr wahrhaftige Zeugin meines Verderbens ſeyd, ſo werdet Ihr inne werden, daß ich von meiner Qual mehr ſage, als ich vermag, aber weit weniger, als ich empfinde. Seit ich von Euerm Anblicke geſchieden ward, mache ich mein Lager durch meine maaßloſen Thränen zu einem See; nimmer hören meine Leiden noch meine bittern Schmerzen auf, die ſo groß ſind, daß ich nicht begreife, wie die Höllenqualen größer ſeyn können. Die Nächte verwandeln mein Empfinden aus Klarheit in Finſterniß und dehnen des Gedankens Traurigkeit von der Enge zu umfaſſender Weite aus ꝛc. Wie glücklich ſind, welche aus Lete tranken, da ſie ihre Schickſale vergaßen: allein ich durfte ein ſolches Glück nicht einmal lieben, denn obwohl meine Einbildung mir ein Leben mit Traurigkeit gibt, ſo würde ich ohne dieſelbe doch nicht leben; denn wie groß auch meine gegenwärtige Qual ſeyn mag, ſo läßt ſie mir doch einige Freude an vergangener Luſt. Allein dieſe Erkenntniß mindert mein Leiden nicht, ſondern vergrößert nur meine Qual, da ich ſtündlich meines Verderbens Wachsthum empfinde. Euere herrliche Geſtalt, welche meine Erinnerung feſthält, tritt mir, als wäre ſie gegenwärtig, vor die Augen und bei dieſem Empfinden und meiner traurigen Einſicht bleibe ich leidvoll bekümmert, ſo nahe der Qual als fern dem Vergeſſen. Täglich ſtelle ich mir vor, wie ich einſt Euch erblickte und vergegenwärtige mir die Stunde, in welcher ich mit Euch ſprach; und was ich Euch damals ſagte und wie, als ich Euch nicht antworten ſah, ich lieber den Tod, als ſolche Qual ertragen wollte. Alle Orte, an denen ich Euch ſah und nicht mehr erblicke, umwandere ich täglich auf tauſenderlei Wegen und Weiſen und weine an der Stelle, wo ich einſt mich freuete; Ihr könnet Euch vorſtellen, was ich thun mag, wo ich weinte, denn nichts vermag ich zu vergeſſen. Die Höhen, über welche wir wandelten, durchſtreife ich jetzt ohne Euch; an unſern einſtigen Erholungsſtellen ſterbe ich faſt unter Seufzern; die grünen Auen und Ströme müſſen nothwendig meine Schmerzen ſo vergrö-

ſtern, daß ich ſie nicht mehr zu zählen und ohne Verwirrung zu melden weiß. Die Tonkunſt, welche vordem mein Weh linderte, vergrößert daſſelbe nun ins Unermeßliche; ſinge ich jetzt ein Lied, das ich in jenen Tagen ſang, ſo geſchieht es in ſolcher Bewegung, daß ich meine Thränen nicht verbergen kann. Um mein Leiden vollſtändig zu ſchildern, müßte ich eine lange Reihe von Jahren leben; mein leidvolles Leben, zwar übermäßig lang, um meine Qual recht auszuempfinden, iſt doch zu kurz, um deren Umfang auszuſprechen. — In leichtgleitenden Decimen iſt ein anderes Liebeslied abgefaßt, welches beginnt: Membrança del mal passado. Juan Manuel beklagt, daß die Erinnerung des vergangenen Leides dem gegenwärtigen nicht einmal zu Worte zu kommen geſtatte. Unentdeckt aber kann es nicht bleiben, weil das Herz ſeine ſchrecklichen Wunden nicht zu verbergen weiß. In bitterer Betrübniß Ketten findet er ſich dergeſtalt geſchlagen, daß daraus für ihn kein Entrinnen iſt, wie für keinen, den die Liebe gefangen hält, ohne daß er zu ſterben vermag. Um nicht ſchweigend ſein allezeit wachſendes Uebel zu verbergen, will Juan Manuel weinend enthüllen, was ſein Herz vor Liebe leidet. Wenn auch nach Enthüllung ſeines ſpröden Schmerzes deſſen Gewalt ihn um ſeinen Lohn bringen ſollte, wird die Kraft, denſelben zu verdienen, doch allezeit lebendig bleiben. Darum iſt er ſo kühn, der Geliebten über ſein Leben Rechenſchaft zu geben. Indem er beginnt, ihr ſein trauriges, gequältes Geſchick ohne Klage darzuſtellen, iſt er ſich bewußt, daß beim Anblick der Geliebten, deren Schönheit ihm den Tod gibt, ohne ihn zu tödten. Nun ſchildert er beredt die Leiden, welche ihm aus dem Bewußtſeyn ſeiner Liebe hervorgehen und doch nur, indem er der Geliebten dient, zu leben vermag. Auch canciones dichtete der Infant. Vor allen gefällt mir folgende:

Meine Seel' erliegt im Bangen,
Muß in Bälde untergehen,
Wenn ſich ſo entgegenſtehen
Schaamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen. —

Liebe heißt mich, daß ich ſage,
Schaam dagegen macht mich feige,
Liebe treibt mich, daß ich jage
Schaam will, daß ich leid' und ſchweige.

So daß, kann ich nicht gelangen
Noch zu einigem Entſchluß,
Mich Wehrloſen tödten muß
Schaamgefühl auf meinen Wangen
Und im Herzen bittre Wehen.

Durch artige canciones zeichnete ſich auch aus der Vizconde von Altamira. Die dauerndſte Eroberung dieſes verliebten Kriegers ſo ſingt er in einem dieſer Lieder, iſt ein dünner Ruhm, welcher ſich verziehet, ohne ſichtbar zu werden und ſo ſtehet ſeine Erſcheinung, auf welche Amors Anſehen ſich gründet, auf ſchwachen Füßen. Denn ſobald wir das Haupt erheben, erblicken wir nur einen Schatten. Zeigt er aber ein einnehmendes Aeußere und läßt er ſcheinen, daß bei ihm gut wohnen ſey, dann laſſet uns vor dem dünnen Ruhme fliehen, welcher ſich verziehet, ohne ſichtbar zu werden. — Das argwöhniſche Leben, ſo lautet eine andere cancion, welches aus der Liebe hervorgehet, iſt ein verhüllter Tod und die gefahrvollſte Qual. Wenn ich zweifle, daß Eure Treue gegen mich aufrichtig ſey, ſo geſchiehet es nicht, weil mir's an Liebe fehlt, ſondern weil der am meiſten argwöhnt, wer am ſtärkſten liebt, ſo daß das argwöhniſche Leben, welches aus der Liebe hervorgehet, der grimmigſte Tod und die ſchmerzlichſte Qual iſt. Eine andere cancion lautet:

Kämpfen muß ich mit zwei Leiden
Mir zu Pein und Mißgeſchicke,
Einem, wenn ich dich muß meiden,
Einem, wenn ich dich erblicke.

Sehend dich, ſterb' ich vor Liebe,
Machtlos, ſelbſt mir beizuſtehen.
Meid' ich dich, ſterb' ich im Triebe,
Immer wieder dich zu ſehen.

Jenes mehrt mein Mißgeſchicke,
Dieſes ſchaffet neue Leiden,
Daß ich dich mit Schmerz erblicke
Und vergeh', muß ich dich meiden.

Auch in Villancicos war dieſer Dichter glücklich. Mehr als er denkt, ſagt er in einem ſolchen Liede, verliert derjenige, welcher die Hoffnung einbüßte und das Leben behielt. Denn, iſt die Hoffnung verloren, ſo ſchlägt kein Troſt an und der traurige Leib, welcher

bleibt, iſt nur das Grabmal des Lebens. Als lebendig Begrabener wird darin leben, wer nicht ſterben konnte, nachdem ihm die Hoffnung verloren gegangen war. Der Höllenſtrafen größte Qual beſtehet, ſagt er, darin, Gott nicht zu ſehen; die meinige iſt eben ſo groß, da ich nicht hoffen darf, Euch zu ſehen. Wie könnte ich Euch aber auch ſehen, da ich vom Weinen erblindete, ſeitdem mein Hoffen erſtarb. Gegen mein Leben wie gegen mein Leiden gibt es kein Mittel. In der Liebe zogen ſie die Looſe, ſo daß dem Leben der Schmerz zu Theil wurde und tauſend Tode der Hoffnung zufielen. Solchen Mißgeſchickes halber bin ich, wie jeder zugeſtehen muß, der Bedauernswertheſte, der jemals geboren ward. — Welch größeres Unglück (ſo lautet ein anderes Villancico von Altamira) kann es geben, als Euch ſehen, um Euch nicht wieder zu ſehen. Euch ſehen und dann ſcheiden, verurſacht ſolch ein Leiden, daß das Herz tief bekümmert das Leben noch leben ſiehet. Denn Glück und Luſt kann nur verlieren. Wenn mir Euer Anblick Qual ſchuf, ſo empfinde ich dieſelbe noch ſtärker, wenn ich Euch nicht ſehe; denn in Euerm Anſchauen betrachtete ich die Glorie, welche ſchon die Liebe zu Euch an ſich trug. Wer hoffet, macht ſich ja eher auf Glück als auf Verluſt gefaßt. Meine Qual will ich erdulden, meinen Schmerz lieben; meinen Sinn zu ändern, vermag der Tod nicht. Denn die Trauer des Gedankens iſt ſtärker als das Vermögen des Todes. Da der Tod ſo wünſchenswerth iſt, mag Euere Gnade mir denſelben verleihen; ſterbend beweiſet man eben, daß die Treue nicht ſtirbt und die Gruft wird das Leid ſeyn, daß ich Euch ſah, um Euch nicht wieder zu ſehen. — Ein liebliches Lied (cancion) eines Zigeunermädchens iſt uns von Alvar Fernandez de Almeida aufbewahrt:

Töne meine Schellentrommel
Laut, mein Sinn iſt anderwärts.

Wenn Du, Trommel, nur verſtändeſt
Meine Qual und ſie empfändeſt,
Müßt' der Ton, den du entſendeſt,
Klagen meinen bittern Schmerz.

Wenn ich nur die Trommel rühre,
Großes Weh' ich dann verſpüre;
Drob gewaltſam ich entführe
Jede Mahnung an den Schmerz. —

Meinem Herzen, o Ihr Herrn,
Sind die Qualen nimmer fern;
Mein Geſang iſt Tonverzerr'n,
Denn mein Sinn iſt anderwärts.

Diego Lopez de Haro muß dem Verfaſſer des cancionero general als ein bedeutender Dichter erſchienen ſeyn. Dieß folgere ich aus der Stellung ſeiner Werke ziemlich am Anfange des Liederbuches und aus der Reichlichkeit, womit daraus geſchöpft iſt. Das erſte Gedicht, eine metaphyſiſche Unterhaltung zwiſchen dem Gedanken und der Vernunft, in welcher letztere den erſten auf den rechten Weg zu bringen weiß, iſt eines Auszuges nicht wohl fähig, auch mehr didaktiſcher Art, dagegen erſcheint Haro in den übrigen Mittheilungen als ein rüſtiger Liebesdichter. In einem Briefe nennt er ſeine Dame einen Abgott von Schönheit und trägt ſeinem Briefe auf, derſelben ſeine tiefe Betrübniß anſchaulich darzuſtellen, was der Brief um ſo beſſer könne, da er nächſter Zeuge ſeiner Traurigkeit geweſen. Er nimmt Abſchied, um in fernem Lande ſeinen Schmerz auszuweinen, der ihm unter den Leuten das Herz abdrückt. Die Vorſtellung dieſer trübſeligen Empfindungen iſt ſehr beweglich und die Geliebte müßte ein Herz von Stein gehabt haben, wenn ſie dieſen Brief ohne mitleidige Regungen geleſen haben könnte. — Eine andere artige Zuſchrift erläutert das Siegel, womit er den Brief an die Geliebte verſchloſſen, als Symbolik ſeiner liebenden Empfindungen. — Am meiſten gefällt ſich dieſer Sänger aber in der Schilderung der Trennungsſchmerzen, welche ihn beim Abſchiede von der Geliebten erfaſſen. Die ſpaniſchen Sänger ſind überhaupt weit fruchtbarer in poetiſcher Darlegung der Liebesleiden als der begeiſternden Schilderung der Liebeswonne und der kleinen und größern Freuden, welche der Liebende überall als Blüthen an ſeinem Lebenspfade ſtehen ſiehet und dankbar pflückt. In einem Abſchiedsgruße erſcheint Haro mit ſich, mit Gott und der Welt zerfallen, weil er ſich von der Dame ſeines Herzens trennen muß. Je kleiner die Lieder, deſto grotesker nehmen ſich die ungeheuern Gasconaden des Schmerzes aus. — Vortrefflich iſt der Verdruß über die Untreue der Geliebten zu elegiſchem Empfinden mit dem Liebesſchmerze verbunden in dem Gedichte Haros: O que no hallo razon, das er an eine Dame richtete, mit der er die Abrede getroffen, daß er keiner andern als ihr dienen, ſie dagegen keines andern Dienſt und Werben geſtatten wolle.

Sie hatte ihm nicht Wort gehalten und er gibt ihr ſein Wort mit dem gedachten Liede zurück. — Wie er ſchon am Schluſſe dieſer Epiſtel merken läſſet, ſprechen andere Lieder es klar aus, daß er nicht im Stande iſt, dieſen Entſchluß auszuführen und ſich immer wieder der Geliebten zuwenden und von ihr die Spenden der Liebesſchmerzen erwarten muß, die ihm zu einer wahren Wolluſt werden. Er ſcheint einen Zuſtand, welcher frei iſt von Liebesleid und Kummer, gar nicht mehr für einen begehrlichen zu halten und doch iſt die Traurigkeit ſolcher Lage ſein beſtändiges Klagelied und wenn er keine gegenwärtigen oder vergangenen Bekümmerniſſe zu beweinen hat, ſo ſucht ſein Trauerlied die Möglichkeit künftiger ſich zum Gegenſtande. Das letzte der im cancionero mitgetheilten Gedichte Haro's iſt ein Teſtament der Liebe. Den Eingang bildet eine Anrufung des Gottes der Liebe. Er trägt dieſem auf, ſobald er ausgeathmet, ſein Herz der Geliebten zu überbringen. Seine Augen will er um des Gegenſtandes willen, den ſie geſchauet, nicht mit ſeinem übrigen Leibe unter die Erde beſtatten laſſen. Er ordnet auch an, wie und was man bei ſeiner Beſtattung ſingen ſolle, ſowie er auch eine Grabſchrift vorſchreibt, welche die Treue und Beſtändigkeit ſeiner Liebe preiſet. — Vermuthlich der Verwandtſchaft des Gegenſtandes wegen läßt das Cancionero dieſem Teſtamente ein anderes folgen, welches Antonio de Velasco im Namen eines Portugieſen aufgeſetzt hatte. Daſſelbe iſt weniger eine Liebesangelegenheit als offenbar ein Scherz, wie die Ausführlichkeit beweißt, womit über die Kleidungsſtücke teſtirt wird. Doch weiß dieſer Velasco auch zartere Liebesweiſen anzuſchlagen, z. B. in dem Liede: Si el mal que vos m'aveys fecho, worin er ſich glücklich preist, daß ein Leiden, das ihn ſchmerzt, von der Hand der Geliebten herrührt, aus der ihm ſelbſt der Tod willkommen ſeyn würde. — In einem andern Liede befragt Velasco die Geliebte, was er ihr zu Leide gethan, daß ſie ſich beklage. Wenn Ihr, ſagt er, Unwillen gegen mich empfindet, warum behaltet ihr denſelben, da Ihr wiſſet, daß es in Eurer Hand liegt, mich zu tödten, wenn Ihr wollet? Was ich bei meiner Betrübniß gewann und worin ich lebte, war allein der Gedanke, Euch zu dienen, da ich mich aber betrogen ſah, ſo iſt mir der Tod wenig furchtbar. Das Leben wünſche ich nur, um Euch dienen zu können, da ich aber das Gegentheil inne werde, ſo gewinne ich nur beim

Sterben, denn das Leben Eurethalben verloren, iſt kein Verluſt für mich. —

Die alten caſtilianiſchen Degen müſſen häufig von ihren Schönen ſehr ſpröde behandelt worden ſeyn. Namentlich hat der Dichter Coſtana über ſolche Behandlung zu klagen. Er hält ſich, wie er in den Stanzen: La grandeza de mis males meldet, überzeugt, daß die täglich wachſende Größe ſeiner Liebesleiden ſelbſt die wilden Thiere, wenn ſie dieſelben zu ſehen vermöchten, zum Mitleiden bewegen würde, dem die grauſame Schöne ſo ſtreng ihr Herz verſchließt. Er ſucht daher durch eine Reihe ungemein dringender und beweglicher Beſchwörungen das Mitleiden der Unempfindlichen herauszufordern, wobei er die ganze Tonleiter der Liebesbetheuerungen mit vollen Griffen auf- und abſpielt. — Eine eigenthümliche Compoſition lieferte Coſtana in dem Gedichte, welches anhebt: Al tiempo que se levanta. Er ſchildert zunächſt, wie, wenn alle übrigen Weſen ſich zur Erquickung nächtlicher Ruhe überlaſſen, er allein dieſe Wohlthat vergeblich ſucht, indem gerade alsdann ſein Liebesleiden mit ungebändigter Gewalt hervorbricht, und er ſich auf einem Lager unter Seufzern ruhelos windet. Wenn er, vom Leide ermüdet einſchlafen wollte, hielten die Seufzer ihn wach. Er gibt eine allegoriſch-ſymboliſche Beſchreibung ſeines Lagers, welche in der That ſinnreich genug iſt, die ihm aber ſelbſt zu lang wird, ſo daß er zum Schluſſe eilt. Während er in ſeiner Liebesnoth weder ſchlafen noch wachen, weder leben noch ſterben kann, vernimmt er draußen ſüße Laute des Geſanges. Er erweckt ſeinen Gedanken, welcher ſich zu ſeinen Füßen niedergekauert hatte und ſendet ihn hinaus, um die Sängerinnen zum Eintreten zu nöthigen. Derſelbe kömmt mit der Nachricht zurück, daß die Liebe, die Sehnſucht und die Hoffnung draußen ſtänden. Alle drei treten nacheinander ein und werden in ihren allegoriſchen Trachten und Attributen geſchildert. Die Hoffnung unter andern trug ein grünes, zerriſſenes und abgetragenes Gewand und näherte ſich mit matten Schritten. Sie führte eine Laute. Der Dichter lud die Damen zum Sitzen ein. Ihre Muſik that ihm wohl. Er ſchildert, was ſie ihm vorſpielten. Dieß ſind wieder allegoriſche Bezüge auf ſeinen verliebten Zuſtand. Nachdem die Sängerinnen ihn weidlich erquickt, reicht er ihnen den Sängerlohn, der Sehnſucht ein Schmerzenskleid von grüner Farbe und mit Thränen angefüllt, das er mit einigen elegiſchen Worten

begleitet. — In den coplas: Como el cisne va sintiendo ſchildert Coſtana der abweſenden Geliebten ſeinen Zuſtand und die ſchmerzlichen Empfindungen ſeines Herzens: „Wie der Schwan, ſo beginnt er, wenn er ſich zum Sterben kommen ſiehet, ſeine Flügel trauernd ausbreitet und ſeine Stimme lauter erhebt, um das Leid, worin er ſich befindet, bekannt zu machen und wie er durch ſolchen Geſang ſein Ende beſchleunigt und in Klagelieder über ſeinen eigenen Tod ſich ergießt, ſo will ich Unglücklicher, der ich gar nicht hätte geboren werden ſollen, da mein Mißgeſchick mir die Gewißheit baldigen Todes gibt, doch vor meinem Ende unter großem Leide meine Qual ſingen, hernach mag mein Leben zerrinnen und der Tod ſeine Empfindungen über mich ausbreiten.“ Nun redet er ſein Lied an, das er in die Welt entſendet und auf eine allegoriſch ſentimentale Weiſe zu ſeiner Reiſe ausrüſtet. Er gibt ihm die Zeichen an, woran es erkennen mag, ob es an diejenige gelangt iſt, für die es beſtimmt ward. Er bezeichnet die Geliebte beſonders durch die Angaben ihrer Härte und Sprödigkeit gegen ihn. Wenn dich, ſo ſagt er, zuletzt ein Liebender in deinem Wege verhindern ſollte, ſo bitte ihn in großer Liebe und, indem du ihm mein ſchweres Leid zeigeſt, daß er dich baldigſt weiter pilgern laſſe und wenn er ſich ſtrebt dem Schmerze zuzuhören, dem ich erliege, ſo ſage ihm, daß er meinem Tode und dem, was ich fortan beginnen möge, Rückſicht ſchenken ſolle.

Mit feuriger Liebesberedſamkeit verlangt Pedro de Torrellas in den dreizehnzeiligen coplas: Cessen ya de ser loadas, daß ſeine Schöne allen andern vorgezogen werde. Alle Damen der Gegenwart, fordert er, ſollen nicht weiter gelobt werden, an die der Vergangenheit ſoll man nicht mehr denken, noch an die Künftigen den Gedanken heften. Seiner neuen Liebe will er alle Aufmerkſamkeit zugewendet wiſſen; alle Liebenden ſollen ihren Geliebten den Beinamen der Beſſern abnehmen. Denn des Dichters Geliebte „mache alle bisherigen Erſten zu Zweiten.“ Hierauf ſchildert er die Vorzüge, womit die Geliebte, welche ſeine Verehrung ganz zu ignoriren ſcheint, ihn gefeſſelt und verſichert ihr ſeine Ergebenheit, bittet ſie auch zu geſtatten, daß er als der ihrige ein Leben ohne Freiheit führe, die ausgenommen, ſein Lied an ſie zu richten. Wenn nun, ſo ſchließt er, mein ehemaliges, nun jetziges Leben noch mir angehörte, ſo würde ich wünſchen, mit demſelben aus der Welt abzuſcheiden ꝛc.

Auf eine andere Weiſe ſuchte Juan Alvarez Gato ſeine Schöne für ſich zu ſtimmen: Weil ſeine Liebesqual, ſein fruchtloſes Seufzen, ſeine traurigen Gedanken und ſchmerzvollen Empfindungen ihn doch dem Tode entgegenführe, und weder früh noch ſpät in ſeinem Kummer Erleichterung eintritt, ſo entſchließt er ſich, ſchon um nicht feige geſcholten zu werden, ſeine Geliebte herauszufordern. Er will, da ſein Ruhm einmal verdunkelt iſt, ſein Loos der Todesgefahr ausſetzen, um neuen Sieg zu erringen, oder um ein Leben zu verlieren, das ihm doch ſchon verloren gegangen iſt. Zu der Herausforderung glaubt er in der Feindſeligkeit, womit die Schöne ihn behandelt, eine Berechtigung zu finden. Nun beſchreibt er auf allegoriſche Weiſe Roß und Waffen, deren er ſich bedienen will: ein Roß der Beharrlichkeit mit Leidenſchaft geſattelt u. ſ. w. Mit dieſen Waffen will er am Wege ihrer gewärtig ſeyn. So gut er gewaffnet, ſo hat er doch Angſt, daß die Lanze der Ungunſt und das Schwert der Grauſamkeit, welche die Schöne gut zu führen weiß, ihn ſchwer verwunden werden. Dann aber denkt er in ſeiner Traurigkeit wieder, daß ſie auf dem Roſſe der Güte, gegen welches er keinen Widerſtand zu leiſten wüßte, erſcheinen und ihm willfahren werde. Vorherrſchend aber iſt ſeine Bangigkeit vor den ſchlimmen Waffen, welche ſie führen wird: grimme Verachtung, höhnende Antworten ꝛc. Am meiſten aber ſinkt ihm die Hoffnung beim Anblick ihrer Feſtungswerke: Klugheit, Liebenswürdigkeit, Schönheit u. ſ. w. Er iſt auch gewärtig, daß ihn ſchon ihre Sittſamkeit zu Boden werfen wird. Doch iſt ihm der Tod von ihren Händen lieber, als das bisher geführte Leben. Dringend bittet er zuletzt, daß die Schöne die Herausforderung annehmen und den Ort beſtimmen möge, wo beide ſich treffen ſollen. — Gato weiß aber noch andere Arten, ſeiner Dame die Empfindungen ſeines Herzens kund zu thun. Es ſind zwei coplas: viendo me como me muero von ihm aufbewahrt, welche er auf einen Stab ſchrieb und mit demſelben auf das Dach der Wohnung ſeiner Geliebten warf, weil er ſich nicht getrauete, ihr perſönlich ſeine Leidenſchaft zu geſtehen. — Das Schweigen über ſeine Liebe bringt in auch noch in andere Ungelegenheiten. Denn diejenigen, welche ſeine Schöne lieben, kommen zu ihm, klagen ihm ihre Liebesſchmerzen, oder eröffnen ihm ihr Liebeshoffen, wie er in den coplas: Como ya mi mal es viejo ſchildert. — Sehr treffend und charakteriſtiſch ſind die Decimen des Comendador Roman Vos mi Dios por mi tris-

tura, worin er ſeine Häßlichkeit der unvergleichlichen Schönheit der Geliebten gegenüber hinſtellt. Letztere iſt gebildet aus einem ſtrahlenden Elemente und mit Klugheit begabt; Gott freuete ſich über ihre Geburt. Ihr Leuchten überſtrahlt der Sterne Glanz. Sie iſt ein Ausbund von Sittſamkeit, ein Spiegel der Schönheit, worin alle Schönen ſich betrachten. Der Dichter dagegen iſt ein häßlicher Bauer, ein ſchwerfälliger Papagei, ein Türke, Jude, Guinéer, eine grobe, zierloſe Mohrengeſtalt. Unter Geklüft und mit jedem Tadel behaftet geboren, iſt er unter Schlangen aufgezogen; in der Finſterniß erzeugt, iſt er garſtiger als die Nacht. Sie iſt hervorgegangen aus Gottes Hand, mehr gefürchtet als das Glück, ſchöner als der Mond und leuchtender als der Morgenſtern. Sie iſt in die Welt gekommen, ein Troſt für dies trübſelige Leben, Kaiſerin am Hofe, aufmerkſamer angeſchauet als der Polarſtern, und inniger betrachtet als eine Heilige. Dieſem entgegen ſchildert der Dichter ſich als einen Sohn Lucifers, ſprüchwörtlich ſchwarz, mit caſtanienbraunem Geſicht, einen Auswurf des Aetna oder Vulcans. Die Fabel kann eine ſo einfältige Figur als die ſeinige nicht erfinden; er iſt ausgearteter als ein Laſtträger, wilder als eine Beſtie ꝛc. — Er malt ſich, nachdem er andere Vorzüge der Geliebten erwähnt, als einen kalten Tölpel, einen willenloſen Grobian, eine Wachsfigur, eine ſträfliche Anweſenheit, als eine Vogelſcheuche in einem Feigenbaume, eine böſiſche Erſcheinung. — Als die Geliebte erzeugt wurde, ward der Welt die Glorie als Gabe zu Theil und die Freude wiedergewonnen, die Traurigkeit aber ging zu Grunde. Die Schönheit, womit ſie geboren ward, vernichtete des Dichters Heil. Dieſer dagegen ward an einem Tage der Trauer, der Bitterkeit geboren, an einem Tage der Sorgen, der Furcht, der Qual u. ſ. w. Man muß dieſe ganze groteske Entgegenſetzung leſen, um einen Begriff von der ſeltſamen Verliebtheit des Dichters zu erhalten. Ich will nur noch einige Complimente für die Geliebte mittheilen. Sie übertrifft die Güte an Gütigkeit, iſt ein Wunder dieſes Lebens, eine Perle der Klugheit, ein Schacht von Vollkommenheiten, alle ihre Reden ſind Zucker und Süßigkeit, ihre Qualen ſind Entzücken, ihre Leiden Sieg, ihr Hoffen iſt Haben, ihre Anmuth Beſitzthum, ihr Vergeſſen Erinnerung. Der Dichter macht die Angebetete ſchließlich darauf aufmerkſam, daß ſie durch ſeinen Tod doch nichts weiter gewinnen werde, als den Namen einer Mörderin.

Minder phantaſtiſch und der natürlichen Gefühlsäußerung beſſer entſprechend drückt ſich die Zärtlichkeit des Marquis von Aſtorga gegen ſeine Geliebte aus in dem Gedichte: Esperança mia por quien, — Meine Hoffnung, redet er ſie an, für welche mein ſchmerzerfülltes Herz leidet, möge es dir gefallen, Gebieterin, mir den Lohn zu reichen, um welchen ich dich bitte. Wem anders darf ich meine Klagen anvertrauen als dir, da ich keinen Augenblick der Freude habe, wenn du mich ſterben läſſeſt, meines Lebens Leben? Der mächtige Gott der Liebe, welcher die überwundenen Liebhaber tröſtet, gebietet mit erklärtem Willen, daß meine Klagen an dein Ohr tönen. Das einer ſo ſchönen Perſon wohl anſtändige Mitleid möge deinen Willen meinem ſchmerzens- und leidvollen Leben zuwenden. Und jene mächtige Sehnſucht, welche den Liebenden zudringlich macht und je mehr er Schwierigkeiten findet, deſto beharrlicher in ſeinem Wollen erſcheinen läßt, und welche liebende Frauen bis zum halben Tode in Trauer verſenkt, möge dich bewegen, meine Noth in ausgezeichnetes Vergnügen zu verwandeln. Der allgewaltige Schmerz, welcher auch die höchſt Stehenden erreicht, mag dich verſehrend berühren; denn berührt er dich, ſo iſt es unmöglich, daß meine Traurigkeit unbegriffen bleibt. Dann iſt es vielleicht möglich, daß bei dem harmvollen Leben, welches hiervon für dich die Folge ſeyn möchte, und beim Anblicke meines großen Leidens du von dir ſelbſt beſiegt, dich beſiegen möchteſt. Feſter Thurm der Huldigung [1]), mir ſo ſchön erſcheinendes Bollwerk, möge der Liebe Klage dein Herz erwecken, welches außerdem ſchlafen gehet. Bogen grimmiger Pfeile, der du mein Heil verſehreſt, ſey überzeugt, daß, wenn dies Alles dich nicht zur Liebe bewegt, ich ein todter Mann ſeyn werde. Vernimm die Botſchafter, welche dir die ſeltſame Kunde überbringen; mögen meine aufrichtigen Seufzer dich rühren, welche mir, wenn ich ſie auslaſſe, das Innere zerreißen. Mag das wilde Leid empfunden werden, womit ich ſie dir zuſende, mag dein Herz die ſchwere Qual fühlen, welche das meinige deinetwegen empfindet. Sehe ich dich nicht, ſo ſterbe ich vor Einſamkeit; erblicke ich dich aber, ſo ergreift mich Verzweiflung, daß ich dich wieder laſſen muß. Da empfinde ich auch ein mit Schmerz vermiſchtes Entzücken, welches mich täuſchet, und

1) Torre de homenage hieß der in jeder Feſtung befindliche Thurm, in welchem der Commandant dem Könige den Eid der Treue ſchwur.

wenn ich ausleſen will, was mir das Beſſere ſey, wird mein Scha-
den nur immer größer. Ich gleiche einem Kranken, deſſen zuſam-
mengepreßter Schmerz ſich ausdehnt, was ihm am meiſten frommt,
iſt ihm am widerlichſten. Mein Leben iſt eine Wohnſtätte, in welche
nur Qualen Zutritt haben, deſſen Thür meinem Glücke verſchloſſen
iſt und deſſen Eingang nur für traurige Gedanken ſich öffnet.
In dieſer ſchmerzlich bewegten Weiſe läuft das Liebeslied noch
durch fünf Zwölfzeiler fort, welche das Verdienſt eines angenehmen
Rhythmus haben.

Unter den Liebesgedichten Tapia's, welche der cancionero
mittheilt, eröffnet ein längeres den Reigen, worin der Dichter er-
zählt, daß, als ſein Herz frei war und ohne Liebe, Amor ihn auf-
ſuchte und ihm gebot, ſie zu haben; er weiſt ihn auch an eine Dame,
der er dienen ſolle. Er führte, ſo meldet er, ein ſorgenloſes Leben,
in welchem ihn weder Ruhm noch Schmerzen drückten. Da ſah
er einen Ritter eintreten, wie ein Fremder gekleidet, aber von ei-
nem einnehmenden Aeußern, welcher ſtraff nach ſeinem Namen
fragte. Der Dichter empfängt ihn freundlich und frägt höflichſt nach
ſeinem Begehr und da der Fremde ihn für den erkennt, den er
ſucht, freuet er ſich ſeines muntern Ergebens und gibt ſich ihm als
Amor zu erkennen, den der Dichter ganz aus ſeinem Gedächtniſſe
vergeſſen, und der ihn jetzt für ſeinen Dienſt anwerben will. Ob-
wohl Tapia ſich der Liebe ſo unkundig ſtellt, ſo weiß er ihr doch
nun eine Standrede zu halten, welche klar genug darthut, daß er
wohl bewandert iſt in der Geltung, welche der mächtige Gebieter
der Leben, wie er ihn nennt, anzuſprechen hat. Denn er ſchildert
beredt das Ungemach, welches Amor auf ſeine Getreuen häuft
und knüpft daran die Bitte, ihn mit der zugedachten Ehre zu ver-
ſchonen. Amor ſucht ihn über ſeine Befürchtungen zu beruhigen,
und ſagt, daß er ſich deſſen, der ihm ungeheuchelte Dienſte leiſte,
zu deſſen eigenem Wohle gütig annehme. Diejenigen, welche ſich
über ihn beklagten, waren an ihren Leiden und Schmerzen ſelber
ſchuld. Er verheißt ihm aber ein ſchmerzenfreies und todtloſes
Leben. Tapia hält die Zuſage für einen Fallſtrick, um ihn deſto
ſicherer zu fangen und bezweifelt die Aufrichtigkeit der Verſprechun-
gen, deren Nichterfüllung er an ſo manchem Liebediener erlebte. Er
ſucht daher dem Antrage auszuweichen. Amor entgegnet, daß er
eine ſo ſchlimme Meinung an ihm nicht verdient habe. Er for-

dert ihn auf, dieſelbe ſchwinden zu laſſen und mit ihm Cameradſchaft zu halten, wobei er ſich genugſam werde überzeugen können, daß Amor ein ſo arger Geſelle gar nicht ſey. Der Dichter wird daher aufgefordert, Amors Namen und Freuden zu folgen. Es wird ihm eine Dame, die Blume unter den Weibern, zugeſagt. Keine gleicht ihr an Schönheit, keine an Verſtand und Liebenswürdigkeit. Es wird verkündet, daß der Dichter ſchon bei ihrem erſten Anblicke entbrennen würde und daß eine Freude ihn erfüllen ſolle, welche zu Trauer und Schmerz nimmer ausſchlagen werde. Der Dichter werde ſelbſt hinterher die Zeit, welche ihm liebelos verloren ging, bejammern. Amor verheißt ihm ſchließlich die Treue der Dame, wofern er ſelbſt nur ihr dieſelbe halten werde. In einer anmuthigen cancion gibt Tapia ſich den Ueberredungskünſten gefangen und verſpricht in Amors Cameradſchaft und Gefolge zu treten und der Dame, die ihm verheißen, beſtändige Treue zu halten. — Als eine Dame ihn gefragt: was Liebe ſey, gab Tapia ihr in einem artigen Zwölfzeiler die Antwort: Liebe iſt eine Viſion, welche, wie ſchnell ſie ſich bildet, eben ſo raſch zerrinnt, ein Gefühl, aber kein überlegender Gedanke, ein Gebilde von Schönheit, welches die Augen betrübt, ein gedoppelter Schmerz, aber nur eine einfache Freude, welche aus dem Verlangen hervorgegangen, das, Herrin, iſt die Liebe, welche eben ſo leicht verloren gehet, als ſchwer zu gewinnen iſt. — Als ſeine Schöne nach Guadalarara verreist war, ſendete ihr Tapia acht coplas in Decimen nach, welche ihr den Zuſtand ſeines Herzens ſchildern ſollen. „Gehet, ſo ſpricht er, Ihr unglücklichen Verſe, welche mein Schmerz erfand und deren Ton mein Leid ſtimmte, gehet hervor aus dem geheimen Innern der Liebe und verſetzet daſſelbe dahin, wo ich zu meinem Glücke der beſtändigſte Liebhaber war und wo der Sitz meiner Sorgen iſt, obwohl ich zu meiner Betrübniß dort ſchon vergeſſen bin. Gehet nach Guadalarara, da werdet ihr die Schönheit erblicken, deren Anblick das Geſicht koſtet, wo Ihr meine Qual hell, meinen Ruhm aber verdunkelt ſehen werdet ꝛc. Ihr Boten meiner betrübten Gedanken werdet als Gefährtinnen meine aufrichtigen Beklemmungen, meine Klagen, meine Qualen überbringen. Auch das wahrhafte Siegel meiner beſiegelten und zuverläſſigen Treue nehmet mit euch, womit Liebe die Pforte verſchloß, die ich nicht öffnen laſſe, ich müßte denn zuvor meinen

Tod finden. Nehmt den Schlüſſelring, an welchem der Schlüſſel befeſtigt iſt, den die wahrhafte Liebe geſchmiedet und mit jenem Stahle gehärtet, der meine Neigung verſtärkte. Die Pforte ward verſchloſſen von meines Glückes Hand; ihre Verbindlichkeit und ihre übermäßige Schönheit bildeten das Schieß. Bringet ihr meine Sorgen, meine Qualen und meine Leidenſchaft, meine vergeſſenen Dienſte, meine aus meines Herzens Innerm herausgeriſſenen Seufzer" ꝛc. Auch die Luſt, welche ihn überwunden, und das Gedächtniß, ſeinen Feind, ſendet er der Geliebten und trägt ſeinem Liede auf, derſelben alle Liebesdienſte, Reden, Verſe, in denen ſeine Leidenſchaft ſich ausgeſprochen, wieder in die Erinnerung zu rufen, welche ſie unvergolten gelaſſen. Endlich aber ſoll es ihr die Nachricht von ſeinem Tode überbringen, denn er fühlt ſich im Angeſichte der erfahrenen Täuſchung nicht mehr lebendig und ſeitdem er dieſe Entdeckung gemacht, iſt er weder frei noch gefangen ꝛc. In dem Liede Yo estava por mi ventura macht Tapia einer Dame eine zärtliche Liebeserklärung. Längſt hat er ſich, wie er ſagt, der Sorge, noch einmal verliebt zu werden, entſchlagen und glaubt, der Liebesſchmerz finde bei ihm nur noch in der Erinnerung ſeine Stelle und die alten Wunden ſeyen völlig geheilt. Er hoffte daher auch nicht mehr auf Liebesluſt und Freude. Da erblickte er die neue Freundin und ihre Schönheit warf ſein ganzes Syſtem der Ruhe um und ſein Schifflein wieder hinaus in der Liebeswogen ſtürmiſchen Drang. — Ein beſonderer Einfall war es, daß Tapia, als eine Hofdame Donna Mencia de Sandoval, nach unſerer Art zu reden eine Löwin des Hofes, welche eine Menge Herzen verwirrt gemacht hatte, auf eine Zeitlang verreiſ't war, ein Gedicht verfaßte, in welchem er einem jeden der Liebhaber der Donna Mencia eine copla in den Mund legt, welche in der jedem eigenthümlichen Weiſe deſſen Traurigkeit über die Abweſenheit der Angebeteten ausſpricht. Ueber einen Mangel an Mannichfaltigkeit des Liebesgrames darf man ſich beim Leſen dieſer coplas, deren lezte Tapia zum Gefäße der Aeußerung ſeines eigenen Schmerzes ſich vorbehalten hat, nicht beklagen.

Der Dichter Niclas Nuñez, welcher abwechſelnd mit der Mutter Gottes auch ſeine irdiſche Geliebte beſang, hatte den eigenthümlichen Einfall (in den coplas: Estas oras vezareys), den beſtimmten Tageszeitgebeten (horas) ſeiner Geliebten eine auf ſeine Liebe bezügliche Deutung und Anwendung unterzulegen und ſie anzu-

weiſen, wie ſie dieſen Gebeten jenen Bezug zu geben habe. Am Morgen, ſagt er, ſolle ſie die Bußpſalmen beten, um ihr Schuldbewußtſeyn gegen den Sänger zu tilgen und um ihre Grauſamkeit vor ihrem eigenen Gewiſſen zu büßen. Aehnliche Verhaltungsmaaßregeln empfiehlt er der Geliebten für das salve Regina, für die Meſſe, deren einzelne Theile alle eine Anwendung auf ſeine Liebe erhalten, für das credo, das pater noster, für das agnus etc. — Auch die Caſuiſtik der Liebe cultivirte Nuñez Poeſie. So z. B. beantwortet er in der poetiſchen Epiſtel: Señor, señor Fenollar dieſem Freunde die Frage: ob es beſſer ſey, einem Fräulein, einer Vermählten, einer Wittwe, einer Andächtigen oder einer Kloſterjungfrau in Liebe dienſtbar zu ſeyn. Bei den Nonnen findet er es aber doch in ſeinem Gewiſſen bedenklich, Gott ſeine Geliebte abtrünnig zu machen. Bei einer Vermählten dünkt ihm die Sünde am geringſten, der Sieg am größten ꝛc.

Badajoz el Muſico ſendete ſeiner abweſenden Geliebten einen poetiſchen Brief nach Genua, den er anredet: Glückſeliger Brief des unglücklich Geborenen, beſtätigt durch die Kraft der Liebe und verſiegelt mit dem Siegel der Treue ohne Compas und Maaß. Natürlich packt er dieſem Sendboten eine Menge Verſicherungen der verſchiedenſten Arten ſeines Liebeskummers auf, welche alle ſo kräftiger Art ſind, daß man nichts weniger erwartet, als der Dichter werde längſt zur Leiche geworden ſeyn, ehe ſeine Liebesklagen zu Händen der Geliebten gekommen ſeyn werden, wobei man freilich der Verwunderung nicht Herr werden kann, daß er auf eine ſo ausgeſuchte Weiſe die Ausdrücke für ſein vorgebliches Leid zu finden weiß. Dieſe ganze Epiſtel, welcher übrigens wirklich dichteriſcher Werth beiwohnt, iſt unverkennbar durchaus in provencaliſcher Manier gedichtet. Solche Epiſtolographie der caſtilianiſchen Ritter an ihre Damen entſpricht ganz dem Liederbotendienſte der Provencalen, von welchen im bieher Gemeldeten nicht wenige Anklänge durchtönen. — Nicht übel iſt die poetiſche Apoſtrophe, welche derſelbe Badajoz an ein Bild ſeiner Geliebten richtete, das er beſaß und welches ſehr getroffen war. Kaum vermag der Andächtige vor einem Gnadenbilde, von welchem er Wunderwirkungen erwartet, inniger beten, als der Sänger hier zum Conterfei der Geliebten redet. Er äußert zum Schluſſe den Wunſch, daß das Bild an ſeinem Grabe aufgeſtellt werden möge, damit ſeine Treue, welche nicht ſterben würde, daran einen Geſellſchafter hätte. — Durch einen gefälligen Guß und liebliche Ge-

danken empfehlen ſich auch die coplas, mit denen der nämliche Dichter der Geliebten ſein eigenes Bildniß überſandte.

Wirklich dichteriſchen Werth hat auch die Schilderung eines Traumgeſichtes, welches der Graf von Oliva in achtzehn lieblichen Decimen zum Beſten gibt. Im Thale der Traurigkeit ſich ergehend, traf er einen Einſiedler an, welcher in klagender Gebärde ſich ihm darſtellt und ihn mit der lakoniſchen Anrede begrüßt: du biſt an meinen Leiden krank. Mit beklommener und bekümmerter Stimme verſichert der Dichter dem ehrwürdigen Vater, daß er ſich wundern müſſe, wie jener, der ihn nimmer geſehen, bei ſeinem bloßen Anblicke das Uebel erkannt, das er ſelbſt noch nicht recht begreife. Der Einſiedler erweiſt ſich nun ſehr bewandert in des Dichters Leidensgeſchichte, ſagt ihm, wie lange und in welcher Art er ſich ſchon quäle. Von einem ſo heiligen alten Vater, welcher mit ſeinem Unglücke ſo wohl Beſcheid weiß, möchte Badajoz gern guten Rath vernehmen, denn er erſcheint ihm wie ein Spiegel unter den Sterblichen. Doch fragt er vorerſt nur, wer die Regel des Ordens aufgeſtellt, zu dem er ſich zähle und welcher Gelübde Erfüllung dieſelbe auferlegt. Der Eremit nennt die Geſellſchaft den Orden der Verbannung. Das einzige Gelübde der Mitglieder iſt Verſchwiegenheit, und es wird erwartet, daß, je länger Jemand in dieſem Orden gedient, um ſo weniger Belohnung er erwarte. Der Eremit warnt den Dichter, nach dem Augenſcheine zu urtheilen und nicht blos ſeinen wollenen Ueberwurf ins Auge zu faſſen. Denn er trägt unter demſelben ein anderes mit tauſend Stacheln beſetztes Gewand. Doch erbietet er ſich, dem Dichter Arzenei zu reichen. Da, ſo ſagt er, das Unglück deine Freundin und Einſamkeit deine Genoſſin iſt, ſo mache dir den Tod nicht zum Feinde, auf daß man ſage, du habeſt den Ruhm völlig empfunden. Denn der unblutige Sieg kann nicht anders als durch den hitzigſten Kampf errungen werden ꝛc. Der Eremit macht nun eine allegoriſche Schilderung dieſes Kampfes, ſowie der Waffen und des übrigen Kriegsbedarfes, wobei es nicht an ſeltſamen Zuſammenſtellungen der Art fehlt, wie man ſie in der ſpätern Periode des verſchrobenen Geſchmackes in Spanien ſo häufig finden kann, z. B. du wirſt die Canonen ſo aufſtellen, daß ſie mächtige Schüſſe thun auf deine lebendigen Leidenſchaften mit den Steinkugeln der Unvernunft und dem Pulver der Seufzer. Der Eremit empfiehlt, daß der Kämpfer keine

Brücke zu ſchlagen geſtatte, wenn dieſelbe nicht mitten inne abbräche; denn des Abweſenden höchſtes Gut beſtehe darin, ſein Leiden gegenwärtig zu haben, ohne demſelben abhelfen zu können. Auch die Hülfstruppe des Vergeſſens ſoll er nicht annehmen, wenn ſie ſich ihm anbietet, denn dem traurig Abgefertigten gefällt, nachdem er ſich einmal verloren, dasjenige am meiſten, was ihm ſchädlich iſt ꝛc.

Zu den Liebenden, welche ihre Freude nur in einer unglücklichen Liebe zu finden ſich müheten, gehört auch Alenſo de Cardona. Als er ſich anſchickte, zu ſeiner Geliebten zu gehen, ſang er, daß er ſeiner Sehnſucht nachgeben wolle, um dieſelbe noch größer zu machen; ſeinen Schmerz will er vermehren, weil das Leben, das er beſitzt, ſchon halb todt iſt vor Liebe. Er will einen Ruhm erringen, ſo geartet, daß der gewonnene Sieg in einen zweiten offenkundigen Tod ſich verwandelt. Er will die Wunde erneuern, welche Abweſenheit ein wenig überheilt hat. Er will die Genugthuung für das Uebel, welches ſich nicht befriedigen läßt, in Empfang nehmen und ſeinem Urtheile entgegen gehen. Die Schönheit zu erblicken ſchickt er ſich an, welche ſein ganzes Leiden veranlaßte; ſeine Traurigkeit gehet er verdoppeln, ihre Geſtalt iſt das Ziel ſeiner Blicke; an ihr will er inne werden, daß er ſich nicht täuſcht. Indem er die Treue bewahrt, welche er der Angebeteten gelobt, verſichert er, daß deren Beſtändigkeit ſo nachdrücklich ſey, daß, wiewohl er an derſelben zu Grunde gehet, er doch lieber auf dieſe Weiſe verderben, als über das Gelöbniß Reue fühlen will. Cardona empfindet, wenn er die Geliebte nicht ſehen kann, eine ſo heilloſe Qual, daß es derſelben an einem Maaße gebricht. Deßhalb iſt er genöthigt, ſein Verderben als Heilmittel aufzuſuchen. So ziehet ihn Liebesdrang in die Gegenwart der Angebeteten, um ihre Vollkommenheit zu ſchauen und noch ſtärker gefangen zu werden, als er es bereits war. — In einem andern Liebesliede: libre va la triste vida tritt Cardona einen ähnlichen Gang unter freudigern Empfindungen an, denn hier weinen ſeine Augen über die Freude und das Glück, welches ſie zu ſehen hoffen; in Traurigkeit waren ſie bisher todt, werden aber aus Leid und Betrübniß hervortreten, wenn ſie der Geliebten anſichtig werden. In den coplas: Quando no puedo quexas entſchuldigt ſich Cardona über ſein Schweigen, als er ſich mit der Geliebten in einem Geſellſchaftszimmer zuſammen befand.

Er verſichert, daß er ſeine Leidenſchaft weit ſtärker fühlt, wenn ſie ihn verſtummen macht, als wenn ſie zum Ausdrucke Worte findet. In der copla: Yo que de firmezo lloro gibt Cardona der Geliebten Antwort auf die Frage: weßhalb er ſich ſchwarz trage. Mit dieſer Farbe will er darthun, daß ſeine Treue nicht verloren ging, obwohl das Leben abſtarb. Ihn tödtete Verſchmähung. Damit man ſeines Leides Gewißheit wahrnehme, trägt er ſchwarz, weil dieß für einen Todten die ſchicklichſte Farbe iſt. — Als eine Rakete einer Dame auf die Hand geflogen war und dieſelbe ein wenig verbrannt hatte, dichtete Cardona eine artige copla, worin er ſagt, daß, wer niemals Schmerzen empfunden, auch keine Leidenſchaft empfinde; deßhalb ſey es gut, wenn ein grauſames Herz etwas gepeinigt werde. Sicherlich habe Gott den Brand, welcher ihr die Hand verſehrte, deßhalb geſendet, damit ſie inne werden möge, wie demjenigen zu Sinne ſey, welcher für ſie entbrannt ſey.

Durchaus an die Weiſe der Provencalen erinnern die coplas von Francesco Carroz, welche anfangen: Estava yo transportado. Einer Dame gegenüber hatte ſich dieſer an eine ſeidene Tapetenwand in einem Geſellſchaftszimmer angelehnt. Die Dame blickte ihn an und wurde ſogleich beim Anſehen ſeiner Mienen inne, daß er mit einer Leidenſchaft ſich trage. Seyd Ihr, ſo fragte ſie ihn, ein auf den Teppich geheftetes Gemälde, oder ſeyd Ihr derjenige, den ich leiblich ſehe? Der Dichter lächelte und blieb die Antwort ſchuldig. Die Fragerin aber, welche erfahren, daß er einer andern ſchönen Dame zu Minnedienſte ergeben ſey, richtete die Frage an ihn: ob man wahrhaft lieben und doch die erſte Liebe für eine zweite, die ſich darböte, aufgeben könne? Er erwiederte: Nein, dafern die aufzugebende wirklich die erſte Liebe ſey. Die Dame war natürlich mißvergnügt über dieſe Antwort und Carroz überſendete ihr, um ſie zu verſöhnen, das erwähnte Gedicht, worin er zunächſt ſehr anziehend den Hergang erzählt. Ungemein treffend ſchildert er ſeine Verlegenheit über die in Betreff der zweiten Liebe an ihn gerichtete Frage im Bilde eines Seeſturmes. Die Verwirrung über den Entſchluß zu einer Antwort kann nicht lebendiger dargeſtellt werden. Mit angenehmer Gewandtheit und feiner Dialektik ſpinnt er das Gedankenſpiel fort, indem er beweiet, daß die Dame, wie die erſte, ſo auch die zweite ſey. Um dieſes Spiel recht zu würdigen, muß man den Verlauf des Gedichtes im Originale leſen.

Die Mittheilungen, welche der cancionero general aus den Werken des Quiros gibt, heben mit einem poetiſchen Selbſtgeſpräche an, worin er zuförderſt nicht begreifen zu können verſichert, wie man in der Liebe ein Glück finden könne, ihn wenigſtens verſetze der Anblick der edlen Geſtalt in tiefe Trauer und öden Schmerz; denkt er über den Urſprung deſſelben nach, ſo richten ſich ihm vor Schrecken die Haare auf. Wie der Katholiſche den Abtrünnigen meidet, ſo hält Quiros jeden noch geringer als einen Mauren, der ihren Namen ohne Anbetung ausſpricht. Allezeit iſt ſeine Einbildung mit ihrer Schönheit beſchäftigt, immerfort vergegenwärtigt er ſich ihre Anmuth, bittet um Erbarmen und entbrennt mehr und mehr. Obgleich er fortgeſetzt brennt, ſo nimmt doch das Feuer, an welchem er entzündet iſt, nimmer ein Ende; wäre es eine künſtliche Flamme, ſo würde es ſich verzehren; da es aber eine natürliche iſt, ſo nimmt es niemals ab. In dieſer Art geht das Gedicht noch durch viele Stanzen hin und trägt alle die Liebesüberſchwänglichkeit zur Schau, deren nur ein caſtilianiſches Gemüth fähig iſt. — In die Strophen, welche beginnen: el dolor del corazon hat Quiros auf eine angenehme Weiſe canciones hineingewebt, welche er als Ausflüſſe verſchiedener verliebter Stimmungen darſtellt. — Eigenthümlich iſt die von Quiros in einem andern Gedichte durchgeführte Idee, alles aufzuzählen, was er durch die Liebe empfangen (natürlich nur Qualen und Leiden) und was er aufgewendet oder ausgegeben (natürlich lauter Güter und werthvolle Dinge). Er ziehet dann die Rechnung und findet, daß die Geliebte tief in der Schuld ſteckt. Deßhalb nimmt er keinen Anſtand, höchſt bedeutende Anforderungen an dieſelbe zu ſtellen und etwas dringend die Bezahlung in guter oder ſchlechter Münze zu begehren.

Zu den gewandteſten Liebesdichtern des cancionero gehört der Comendador Eſcriva. In einer copla bietet er in der Faſtenzeit zierlicher Weiſe ſeiner Geliebten, welche den Aſchenbrauch feiert, ſein von Liebe zu ihr in Aſche verbranntes Herz an. Dieß und andere kleine Liederchen der Art ſind, wie der Augenſchein lehrt, bei beſtimmter hiſtoriſcher Veranlaſſung ins Leben getreten, z. B. eins, wo Eſcriva die Hofdamen ohne ſeine Geliebte zur Jagd ziehen, ein anderes, wo er dieſelbe ihr ſchönes Haar kämmen ſieht. Sehr zart und auf Anlaß des Vorwurfes mehrer Damen, daß der Dichter ein vergnügtes Geſicht zeige, da ihm die Geliebte nicht hold ſey, ver-

faßt, iſt die copla, worin Escriva ſagt: Uns iſt ein Thier bekannt, welches beim Tode ſo freudig erregt iſt, daß es, je mehr es dieſem ſich nähert, um ſo ſüßern Geſang hören läßt. So auch mache ich, voll Freude zu ſterben für die, welcher ich lebte, Zeichen der Heiterkeit, um dasjenige zu verbergen, was ich empfinde. — Sehr bewegt vom Liebesleide ſind die Strophen: Gloria de mis pensamientos, welche Escriva bei einem Abſchiede von der Geliebten dichtete: „Gloria meiner Gedanken, ſo hebt er an, Erholung von meinen Kämpfen, welche meine treuerfüllte Freude zu vergeblicher Grundlage erkor, auf welcher ich mir mit geſtorbenen Hoffnungen an meiner Qual genügen ließ. Die Stunde iſt nahe, nach welcher ich dich alsbald nicht mehr ſehen werde, meines Todes erſte und meines Lebens letzte. Schon fühle ich mich zu dem Grade unglücklich, daß mich jeder Augenblick nach dem Abſchiede ein Jahrtauſend von Sorgen dünkt. Meine Seele, welche ſeit dem Tage, an welchem ſie zuerſt deine leuchtende Geſtalt ſchaute, ſich niemals von dir trennte, ſo daß ich ſie nicht mehr für die meinige halten konnte, wird dir ſagen, wie unglücklich ich ſcheide, da mich Furcht allezeit abhielt, in deinem Beiſeyn meine Traurigkeit zu offenbaren.“ Obgleich der Werth der Geliebten den Dichter in deren Anweſenheit verwirrt macht, ſo trägt derſelbe doch auf ſeinem Antlitze das Gepräge ſeiner Gedanken; nur iſt alles überdeckt mit einem Schleier von Seide ſeiner Furcht, um vor Niemanden als Gott im Himmel enthüllt zu ſeyn. Nachdem er noch beklagt, wie es der Geliebten ſo gänzlich unbekannt ſey, daß ſie ihm täglich ſo großes Leid zufüge, ſagt er ihr ein rührendes Lebewohl und bittet ſie um Erlaubniß, ſeinen Seufzern, deren Hervortritt ihre Grauſamkeit ſonſt hinderte, in ihrer Abweſenheit freien Lauf zu laſſen. — In den coplas verdaderas angias mias läßt Escriva eine ironiſche Schadenfreude zum poetiſchen Ausdrucke kommen, welche darüber jubelt, daß die Geliebte durch ihre Verſchmähung ihn nun an den Rand des Grabes gebracht hat. Ihr, meine wahrhaften Bekümmerniſſe, ſo beginnt er, geheime Seufzer, Erinnerungen der Verirrung, welche meine traurigen Tage abkürzt, Sorge, die nimmer ermüdet, Gloria des Leidens, das mich umfängt, kommt die Rache zu ſchauen, welche mein Hoffen an meinem Verlangen nimmt. Gequälter Gedanke, der du zügellos umher irreſt, jetzt ſollſt du Ruhe finden, jetzt zufrieden ſeyn; jetzt, ihr betrübten Augen, ſollt' ihr meinen freudenreichen Tod ſehen, deſſen Grund gelegt ward,

als ihr die trugreiche Dame zuerſt erblicktet, der ihr folgtet. Und du, meine unverletzte Treue, die nimmer in meinem Leben mit Einwilligung gebrochen ward, ſondern allezeit ſich gleich blieb, du wirſt den Vortheil genieſſen, welcher die Ergebenheit begleitet; ſiehe, ob ſie dir dein Recht gewähren; ſtatt des Goldes geben ſie dir ein verächtliches Metall. Du, mein beharrliches Gedächtniß, mit dem ich nichts zu vergleichen weiß, jetzt wirſt du inne werden, was es gilt, wenn man feſter iſt als Diamant, denn nun iſt die Zeit erſchienen, wo Liebe deine immer wachſende Beharrlichkeit und dein anhaltendes Betrachten mit Vergeſſenheit belohnen wird. Jetzt werden meine Uebel an meinem Leiden Rache nehmen, indem ſie meine Lebenskraft mit dem Leben, das ſie mir gewähren, zerrinnen ſehen, nicht etwa, weil meine Geduld ihre Kräfte verloren, ſondern weil nach dem, was ich empfinde, tauſend Leben meine Qual nicht aushalten werden. Mein Herz und doch nicht mein Herz, weil Liebe dich mir noch ſtärker entfremdete als jene, für die ich leide und welcher ich am ſtärkſten mißtraue, jetzt wirſt du dich in Freuden erblicken, weil du für immer dableiben wirſt, wo ich nicht bleiben durfte. Du meine betrübte Seele, du Aufenthalt ſo vieler Beſchwerniß, du weißt nur zu gut, daß deine Gebieterin mich in die andere Welt ſendet. Weil weder mein Sterben noch mein Abſcheiden ſich aufhalten laſſen, ſo mag der Leib von hinnen fahren, allein die Treue nicht gleich dem Leben berührt werden ꝛc.

Es würde viel zu weit führen, wenn ich von jedem Sänger, welcher zur Füllung des cancionero general ſeine Spende in Liebesliedern beigetragen, ſolche Gedichte mittheilen wollte. Die nicht gerade immer mit Rückſicht auf den poetiſchen Werth ausgewählten Proben mögen hinreichen, eine Vorſtellung von der poetiſchen Liebesliteratur der Caſtilianer des fünfzehnten Jahrhunderts zu gewähren. Ich hätte dabei freilich noch nähere Notiz von den vielen Frage- und Antwortſpielen in Verſen und von den Gloſſen, an denen der cancionero ſehr reich iſt, geben können. Allein ich hielt nach demjenigen, was ich oben über dieſe poetiſchen Spielereien im Allgemeinen beigebracht und was ich bei dem vergleichenden Hinüberblick auf das Gebiet der provencaliſchen Poeſie geäußert habe, ein ausführlicheres Eingehen auf dieſen Gegenſtand und ein Belegen durch Muſterſtücke für nicht weiter erforderlich. Dagegen thut es mir wahrhaft leid, von den vielen Villancicos, dieſen Kindern eines poetiſchen Augenblickes, die

in kurzem Raume weniger gereimter Zeilen irgend eine Empfindung, von welcher der Sänger gerade ergriffen iſt, kunſtlos ausdrücken, keine deutſche Auswahl vorlegen zu können. Bei dieſen flatternden Gedanken und hingehauchten poetiſchen Zügen iſt der Kunſtwerth und das äſthetiſche Intereſſe oft ſo ſehr in die urſprüngliche Form und das ſpaniſche Wort hineingebannt, daß es vergebene Mühe ſeyn würde, übertragungsweiſe dem deutſchen Leſer einen Geſchmack vom Originale beibringen zu wollen. Jedenfalls dürften ſie nur metriſch wiedergegeben werden und dazu iſt, wie ich wiederholt erkläre, ein Dichter erforderlich, der nicht allemal in der Perſon eines bloßen Literators ſteckt. Um aber doch nicht ganz mit einer großen Gattung von Poeſieen auszufallen, will ich wenigſtens zwei dieſer lieblichen Sächelchen beibringen. Das erſte beginnt im Spaniſchen Todos duermen corazon:

Alle ſchlafen, o mein Herz,
Alle ſchlafen, nicht dein Schmerz.

Denn des Wehes Ungemach
Hält dich unaufhörlich wach,
Und des Kummers tiefe Schmach
Drückt dich mit des Leidens Erz.

Das andere beginnt: mis amores:

Alſo lieb' ich dich, o Liebe,
Daß mein Wünſchen nicht mag wagen,
Irgend einen Wunſch zu tragen.

Hätt' ich mich zum Wunſch verſtiegen,
Würd' ich hoffen auch ſogleich.
Doch es muß dich mißvergnügen,
Siehſt du mich hoffnungsreich.
Tod erflehend, leb' ich trübe,
Da mein Wünſchen nicht darf wagen
Irgend einen Wunſch zu tragen.

Im Allgemeinen wird man wahrgenommen haben, daß die ſpaniſche Minnepoeſie mehr zum Trübſinn neigt, und den leichten, heitern Charakter, welchen ſo viele provencaliſche Liebeslieder athmen, von ſich fern zu halten, recht eigentlich befliſſen iſt. — An wahrer Leidenſchaft fehlt es den ſpaniſchen Liebesliedern in der Regel nicht. Ihre Funken ſprühen durch alle metaphyſiſchen Umhänge, womit die urſprüngliche Lebendigkeit des Gefühls ſeine Nacktheit zu

umhüllen bemühet war. Wie sehr auch die Grübelei häufig der wahren Empfindung Eintrag thun mag und wie sehr die Härten im Ausdrucke spitzfindiger Gedanken manche Unverständlichkeit herbeiführen, so wenig sind diese Maschinen im Stande, die Tiefe wahrer Leidenschaft zu verdecken und die hervorquillenden Töne zarter Wehmuth aufzuhalten. Fast überall erklingt mitten aus dem Wirrwarr des Vernunftgeraffels die ganze Seele der melancholischen Guitarre hervor und bringt die Innigkeit der spanischen Leidenschaft uns zu hellem Verständnisse. Doch zeigen sich schon hier die Anfänge jener an Dunkelheit gränzenden Fülle, welche in dem spätern Culteranismus zum Geschmacksverderben führte.

Scherzgedichte.

Wenn ich mich in der Betrachtung der Erzeugnisse, welche die scherzende Muse im fünfzehnten Jahrhundert am castilianischen Parnasse hervorsprießen sah und pflegte, weit kürzer fasse als mit der Umschau in den übrigen Gattungen der Poesie jenes Zeitalters, so hat dieß seinen natürlichen Grund nicht allein darin, daß der Scherz minder fruchtbar und ergiebig sich erzeigte, als die Lyrik, Erotik und Didaktik und daß Manches hierher Gehörige schon bei der Romanzenpoesie mit in Betracht gezogen wurde, sondern weil diese Gedichte am meisten eigenthümlich oder national sind und dem mit dem spanischen Leben einer seit Jahrhunderten verklungenen Zeit nicht vertrauten Ausländer um so schwieriger zum Verständnisse kommen, als selbst der geborne und eingebürgerte Kenner der spanischen Poesie hier seine bedeutenden Schwierigkeiten antrifft. Das Lächerliche hat nun einmal für die Meisten nur einen schwachen Reiz, wenn es nicht durch zufällige, locale oder individuelle Beziehungen oder Anspielungen belebt wird. Diese Bemerkung, welche die ganze Geschichte der komischen Literatur bestätigt, findet auch in der spanischen ihre Bewahrheitung. Wegen dieser zufälligen und besondern Komik, welche weniger die Autorität der Vernunft wider allgemeine Thorheiten herstellen soll, als auf einen lustigen Augenblick, einen momentanen Reiz berechnet ist, werden solche komischen Geisteswerke in demselben Verhältnisse unverständlicher, als das Zeitalter sich ändert. Ein großer Theil der komischen Kraft gehet mit dem Publikum zu Grabe, welches deren Wirkungen erfuhr und auf welches die letztern berechnet

waren. Die ſprüchwörtlichen Redensarten und Wortſpiele dem deutſchen Leſer verſtändlich zu machen, muß der Ueberſetzer in ſehr vielen Fällen geradezu aufgeben. Dem in der religiöſen, didaktiſchen und Liebespoeſie ſo ernſt und ſchwermüthig ſich zeigenden Spanier widerfährt es nicht ſelten, daß er bei geeigneter Veranlaſſung in einen überſtrömenden Humor und barocken Muthwillen ſich hineingezogen ſiehet, dem er durch poetiſche Ausgelaſſenheit huldigen zu müſſen glaubt. Die Scherzgedichte, welche aus ſolcher Laune hervorgehen, ſind fröhlich und muthwillig bis zum Uebermaaße. Wie ſchwierig von denſelben eine Vorſtellung im Deutſchen auch zu geben ſeyn mag, darf ich mich bei der übernommenen Verpflichtung der Führerſchaft durch das ganze Gebiet der ſpaniſchen ſchönen Literatur des Mittelalters von einigen Mittheilungen doch nicht entbinden. Sonſt bin ich der Meinung, daß es die Mühe wenig lohnt, wenn man ſich ein eifriges Studium daraus macht, alle ſolche zufälligen, perſönlichen und localen Anſpielungen und Beziehungen, welche die Würze eines komiſchen Gedichtes aus grauer Vorzeit ausmachen, verſtehen zu wollen. Je näher ein ſolches Erzeugniß der Gegenwart ſtehet und je nähere Beziehung auf Bekanntes daſſelbe nimmt, um ſo mehr wird es eine dankbare Arbeit, ſeinem Verſtändniſſe nachzugehen. Dieſer Geſichtspunkt fällt aber natürlich bei den Hervorbringungen der ſcherzenden Muſe aus dem ſpaniſchen Mittelalter hinweg.

Auf der Gränze der erotiſchen Lyrik und der geiſtreich ſcherzenden Heiterkeit ſtehen die vortrefflichen Decimen, womit der cancionero die Mittheilungen aus den Werken des Suarez eröffnet (Las damas que condenoyo). Er nimmt hierin den im Minnedienſt den Damen ergebenen Theil des männlichen Geſchlechtes wider die Vorwürfe in Schutz, welche die Damen ihren Dienern machen. Er wirft ihnen Ungerechtigkeit vor, wenn ſie, was ein Verdienſt iſt, den Männern als Schuld anrechnen. Den An ſchuldigungen könnten tauſend Ent ſchuldigungen entgegengeſetzt werden, da aber die Ueberlegung der Männer von der Zuneigung verblendet wird, ſo vermögen ſich dieſelben nur übel zu vertheidigen und unterliegen, ohne daß die Vernunft über ſie obgeſiegt hat. Die Damen pflegen zu behaupten, daß die Männer alle gelobte Treue brechen, daß ſie trügen, daß ſie verläumden, ſchmähen; daß ſie den Sieg begehren, nur um die Frauen zu

verkleinern und denſelben nur darin finden, mit Läſterzungen das reine Andenken der leztern zu beflecken. Dergleichen Vorwürfe ſind allezeit bei der Hand, wenn ein Mann ſeine Leidenſchaft offenbaret und ſeinen Werbungen wird die Pforte des Lohnes verſchloſſen. Wenn aber Einer durch kleine Liſten den Eingang zu erringen weiß, ſo iſt er weit entfernt, Genüge zu thun, ſondern wird mit tauſend Argwohnen, Liſten und Verſtellungen verfolgt. Sehet aber nur an, bemerkt Suarez dagegen, wie tief wir in euerm Joche und Netze ſtecken, denn vielerlei leiden nebſt der Vergünſtigung zu dienen, iſt des Mannes höchſte Belohnung. Die Macht der Damen iſt, wenn Liebe die Schranken durchbrach, ſo ſtark, daß Weiſe und Thoren ſich Zügel und Sporn gefallen laſſen. Ihr ſeyd die Furchtbaren, wir die Furchtſamen, euch wird gedienet und gehorſamt, wir müſſen gehorchen. Wir ſind die Unterjochten, ihr freie Gebieterinnen und Siegerinnen, wir überwundene Knechte. Ihr ſeyd die Angebeteten, wir die Verſchmäheten, ihr die Gelobten, Geſchäzten, wir die Verachteten. Ihr allein beſizet die Macht, die Alles vermag, ihr allein könnet euch auswählen, wen ihr liebt, wir aber nur diejenige, welche uns liebt. Tauſend unerhörte Formen des Dienſtes erfinden wir, Aufwartungen, Botſchaften, verliebte Zuſchriften, welche wir noch vor dem Tode erlaſſen. Alle Bürden der Gefahr und des Schreckens nehmen wir auf uns und wagen uns euretwegen in Höhen und Tiefen. Und was haben wir davon? Eure Schönheit wächst immer mehr, unſere Qual nimmt immer zu. Eurer Ungerechtigkeit iſt eine billige Behandlung unbekannt und wiewohl wir einerlei Menſchheit angehören, haben wir doch vor euch nicht dieſelben Rechte. Nun gehet Suarez auf den Vorwurf des Mangels an Beſtändigkeit über. Er zeigt, daß die Frauen damit ſich ſelber anſchuldigen, weil ſie ſich an dem Feuer verbrennen, das ſie in die Männerherzrn ſchleudern und nur ertragen, was ſie ſelbſt anſtifteten. Sie können nie genug Anbeter bekommen, immer neue heranziehend, erkalten ſie für die ältern. Dabei zeigen ſie eine Menge Verdrießlichkeiten und machen ſich auf tauſenderlei Weiſe gegen ihre Liebhaber unangenehm. Eine zahlloſe Menge Damen laſſen die ſichern Wurzeln im Stiche, um ſich an den Zweigen feſtzuhalten. Die Schuld der Männer iſt es nicht, wenn ſie ſich tauſenderlei Täuſchungen vorwerfen laſſen

müſſen. Denn wie der eingezogene Inquiſit kraft der Tortur eine Menge Zugeſtändniſſe macht, legt der von der Angebeteten Gemarterte eine Menge Schwüre und Betheurungen ab. Um den Liebhaber aufs Höchſte zu quälen, thun die Angebeteten trotz der Offenkundigkeit ſeiner Bemühungen und Zuſtände völlig unbekannt mit denſelben. Mit ſolchen Härlein läßt ſich der nicht feſſeln, welcher das Gewebe der Frauen durchſchauet; denn auch der Einfältigſte weiß, was vorn und hinten iſt. Von den angeblichen Trughandlungen fällt alſo der größere Theil auf die Weiber zurück; das wiſſen auch die ſehr wohl, welche in ihren Banden ſchmachten. Allein ſie ſchweigen und dulden. Seine ſchwere Unterwerfung hat dem Dichter nicht die Einſicht, ſondern nur die Kühnheit genommen. Er betrachtet nun den Vorwurf der Verläumdung. Wenn Jemand dem Leben der Frauen aufpaſſet, ſo heißt es ſogleich, ſeine Zunge gehe auf Schaden aus. So täuſcht der Weiber eigener Argwohn ihr Urtheil. Weil in ihrem Herzen jedes Geheimniß in Gefahr iſt, ſo urtheilen ſie ſogleich, es müſſe bei den Männern ſich eben ſo verhalten. Allein dieſe Undankbarkeit läßt der Männer Geſchlecht ſich nicht zu Schulden kommen; denn der Gute verſchweigt vermöge ſeiner Tugend, der Böſe kraft ſeines Vortheiles ſeine Siege. Thut ein Eiferſüchtiger es nicht, ſo ſchadet er damit den Männern mehr als den Frauen. Diejenigen, welche boshafte Schmähungen über die Frauen in Umlauf bringen, bekennen ſich nicht dazu, dieſelben geſagt zu haben. Wenn aber nun einer ſo einfältig iſt, darauf nachzureden, dann regnet es Verwünſchungen, Beleidigungen ſo lange auf ihn, bis er gänzlich verwirrt bleibt. Wie ſollte nun Jemand, der auch weiß, welchen Nachtheil er von einer den Frauen gehaltenen übeln Nachrede haben wird, die Thorheit begehen, ſo theure Güter leichtfertig der Gefahr des Verluſtes auszuſetzen? Einen mühſam errungenen Schatz wird man vielmehr mit höchſter Sorgſamkeit verwahren. Diejenigen, welche ſich ein Gewerbe daraus machen, die Ehre der Damen zu kränken, mögen ihrer Aemter und Dienſte entſetzt werden, wie Könige mit treuloſen Vaſallen verfahren. Für die Sünder darf aber nicht der Gerechte mit beſtraft werden. Uebrigens dürften auch jene noch Entſchuldigung finden, daß ſie, wovon ihr Herz voll iſt, nicht bei ſich behalten können; denn die im Innern wüthende Flamme

verſchafft ſich durch Klagen eine Ableitung. Der geheizte Ofen würde zerſpringen, wenn er keinen Luftzug hätte. Suarez glaubt mit dem Allen dargethan zu haben, daß das Recht auf der Männer Seite ſich befinde und die Frauen zu den erhobenen Anklagen keinen Grund haben, dieſelben vielmehr als ein Scherz betrachtet werden müſſen und die Schuld auf der Anklägerinnen eigenes Haupt zurückfällt. Allein ihn befällt die Angſt, daß er ſchon zu viel geſagt haben mag. Wenn ſeine Verſe, meint er, etwas beweiſen, das die Gegnerinnen verdrießt, und wenn er ſich weiter gehen läßt, als er darf, ſo wagt er es nur wie der Hund, welcher mit Wuth beißet. Wenn ſein Vers ſchmähet, ſo ſoll man ihn nicht verdammen, denn es widerſpricht ſein Gefühl und was er entrüſtet äußert, mißbilligt die ruhige Vernunft. Die Damen, ſagt er ſich entſchuldigend weiter, bergen einen ſo fröhlichen Troſt und ſind ein ſo ſüßer Krieg, daß ihrer wegen die Erde mehr Vergnügen enthält als der Himmel; ſie ſind eine ſo unerſchöpfliche Freude, daß darin aller Hader untergehet; ſie ſind ein zweiter Gott; ſie ſind der Schmuck unſerer Welt, wie die Sterne für den Himmel. Sie ſind das Licht, welches das nebelvolle Herz erleuchtet; ſie ſind das höchſte Gut hienieden, ſie ſind der Tempel, in welchem alle Andacht der Männer weilt; ſie ſind die Schwingen, auf denen ſich der höchſte Wunſch erhebt, der Durchgang zum Glücke, der Spiegel, vor und mit welchem wir ſchmücken, was häßlich ſcheint. Die Welt leuchtet immerdar durch ihre Huld. Sie glänzen dort wie ein leuchtender Teppich an rauher Wand; und weil dieß aus dem Munde der Wahrheit hervorgegangen iſt, muß es ſeine Beſtätigung finden, wogegen, was der Dichter geläugnet, der Beglaubigung entbehren mag. — Es iſt unmöglich, die graziöſe Haltung zwiſchen Ernſt, Ironie und Scherz, in welche dieſe Decimen hineinſchillern, ſo daß man wechſelsweiſe verſucht wird, ſie für eins oder das andere zu halten, im Deutſchen auf eine ungezwungene Art wieder zu geben. Namentlich verzweifle ich, daß die feinen Nüancirungen, welche die Uebergänge verwiſchen und die ſchelmiſche Naivität, in deren gutmüthigem Humor ein Schalk ſich verbirgt, dem anſchaulich gemacht werden könne, welcher das Original zu leſen außer Stande iſt. — Vernehmlicher ſchon tritt, wenn auch noch im Hintergrunde, das komiſche Element in der anmuthigen Schilderung auf, welche

Suero de Ribera in den coplas: no teniendo de porder von einem Geſellſchaftshelden der damaligen Zeit macht. In dieſem Gemälde eines mittelalterlichen petit-maitre oder Löwen, der doch ſchon viele Attributionen aufweiſen kann, welche ihn auch für den modernen Dienſt noch geſchickt machen würden, finden wir reiche Beiträge zur Kenntniß der damaligen Sitten und Kleidertracht. Der Dichter, welcher eben nichts Beſſeres zu thun weiß, dachte, wie er ſagt, über die Art nach, wie man ſich zu benehmen habe, um dem guten Tone zu entſprechen. Was er darüber mittheilt, iſt ſeiner Verſicherung zufolge, geeignet, eine volle, wahre und klare Vorſtellung von einem Geſellſchaftshelden zu geben, den er kurzweg galan nennt. Dieß Wort hat die accentuirte Nebenbedeutung, daß der Stutzer auch auf den Beifall der Damen ſpeculirt und denſelben erwarten darf. Zunächſt verlangt Suero de Ribera von ſeinem Stutzer, daß er ein anſtändiges und friedfertiges Weſen offenbare, nicht allein in der Stadt umher ſpaziere und gut zu antworten verſtehe. Er muß mit einiger Bosheit bewaffnet, auf Umzüge gefaßt und mit Geiſtesgegenwart ausgerüſtet ſeyn. Ein Träumer darf er nicht ſeyn, er muß Einbildungskraft beſitzen, zierliche Späſſe zu machen verſtehen und ſelbſt Unbedeutenheiten mit Lebendigkeit vorbringen. Einiger Stolz und hochfahrendes Weſen darf ihm nicht fehlen, das Lachen muß er zu verbergen verſtehen. Gegen Ungeſittete muß der Stutzer in aller Weiſe ein abſtoßendes Betragen beobachten. Eine muntere Schönheit ſtehet ihm wohl an. Wenn nur wohl eingeſchnürt in der Taille, darf er eine gewiſſe Nachläſſigkeit in der Tracht ſich erlauben; mit Handſchuhen muß er wohl verſorgt ſeyn, mit den Strümpfen darf er es ſo genau nicht nehmen. Eine ſchwächliche Bläſſe muß er zeigen und ſehr artig ſeyn. Weiß er von Waffenrüſtungen nur wohl zu reden, ſo braucht er ſich nicht hineinzuſtecken. Wenn er auf einem Rappen oder Grauſchimmel daher trabt, darf er am Zaume die Kinnkette nicht führen. Dabei muß er einen kurzen dünnen Mantel tragen. Wie Handſchuhe, ſind Hut und Ueberſchuhe dem Stutzer unerläßlich. Er muß zu ſingen verſtehen und zu dichten in Reimen und Strophen. Leſen muß er die Geſchichten und Bücher von den irrenden Rittern. Sattel und Steigbügel müſſen der Mode entſprechen. Den ganzen Tag über darf der Stutzer nichts Gekochtes genießen, Obſt

ausgenommen, welches die Melancholie vertreibt ꝛc. Flöte, Laute und Guitarre ſind des Stutzers beſte Freundinnen; alte traurige Weiſen zu ſingen ſein liebſter Troſt. Den Sporn darf er nur an einem Stiefel führen und nicht ſelbſt den Stall beſuchen. Alles Genannte muß gehörig eingeſchult ſeyn. Damen und Wohlgerüche ſind des Stutzers höchſte Freude, ſo wie ein Tanz im Kühlen bei ſtarker Liebesverwundung. Bei Feſten mit Liebesleuten darf er nicht Stunde noch Augenblick verſäumen und muß die Behauptung feſthalten, daß ſeine Gebieterin der Beſten beſte iſt. Große Mäßigkeit muß er im Trinken beobachten, damit er immer gut duftet, des Durſt Erregenden hat er ſich daher zu enthalten. Um ſich ein beſſeres Anſehen zu geben, muß er bei jeder Gelegenheit einen Schwur anbringen, denn einen tüchtigen Liebhaber ziehet Gott wegen einer Sünde nie zur Rechenſchaft. Allezeit muß der Damen Held großſprechen und ſtattlicher thun, als der Herzog von Mailand, nach Ritterart der Falkenbeize obliegen; dabei kann er der Windſpiele entrathen, welche nur theure Freſſer ſind. Er mag getroſt Geld borgen und nach Gelegenheit Schneider und Schuſter bezahlen. Seinen Beſuchern braucht er keinen langen Aufenthalt zu geſtatten und darf ſie ungezogen nennen, wenn ſie ihm hierin entgegen ſeyn möchten. Dem Stutzer iſt ein jeglicher Tag recht, um ſich zu vergnügen und Verdruß und lange Weile zu vertreiben. Er muß ſich großthun mit Raufhändeln, ſich niemals für beſiegt erklären und behaupten, daß er Faſanen und Lerchen geſpeiſet.

Pedro de Torellas, den wir oben als Liebesdichter kennen lernten, wußte ein bitteres Schmählied auf die Damen am Schluſſe zu einer Galanterie für ſeine Geliebte zu geſtalten, welche nach Durchleſung der fünfzehn erſten coplas ſehr verwundert darüber geweſen ſeyn mag, daß alles Gift, welches über das ganze Geſchlecht ausgegoſſen worden, nur einen Weihrauch für ſie bedeuten ſolle. Wer, ſo ſagt Torellas, die Frauen mit Liebe verfolgt, verdirbt ſich ſelbſt. Denn ſie verfolgen den, der vor ihnen fliehet und fliehen vor dem, der ihnen folgt. Sie lieben nicht wieder, wenn ſie geliebt werden, noch belohnen ſie Dienſte. Alle ſind unerkenntlich und ſpenden ihre Wohlthaten vom Eigenſinne allein geleitet ꝛc. Der Natur nach ſind ſie Wölfinnen, wenn man ſie erwählt, Aale, wenn man ſie halten will und Igel im Wider-

ſtreben. Nicht achten ſie Tugend oder Hoheit, Verſtand, Güte oder Wiſſenſchaft. Haltet den Gedanken feſt, ihr Liebhaber, ſie halten insgeheim Frieden mit denen, womit ſie öffentlich im Streite erſcheinen. Sie geben ſich den Anſchein, als ſey ihnen unbekannt, was ſie wiſſen; was ſie begehren, zeigen ſie wohl; anſtatt des Vergnügens heucheln ſie Verdruß und Haß gegen das, was ſie lieben. An dem, was ſie feſt glauben, erdichten ſie zu zweifeln ꝛc. Alle ſind von Natur boshaft und argwöhniſch, behalten kein Geheimniß und lügen. Wie der Wind das Blatt entführt, geräth der Abweſende bei ihnen in Vergeſſenheit ꝛc. Im Gefühl ihrer Ohnmacht und im Bewußtſeyn des Mangels aller Herrſchaft, führen ſie, um dennoch zu herrſchen, trügliche Lippen. Zu ſchminken verſtehen ſie ſich und wiſſen durch Geberden zu lügen, um Verrath zu ſpinnen. Ohne Grund ſtehet ihnen Lachen und Weinen zu Gebote und in der Diplomatie ſind ſie außerordentlich bewandert. Bildet euch nicht ein, ſie durch Liebe zu etwas zu bewegen. Wollet ihr, daß ſie etwas thun, ſo laſſet zuvörderſt die Furcht rege werden. Völlig trunken in Verkehrtheit, glauben die Männer an ſie und die meiſten gehen verkauft dahin, ohne ſie zu erkennen. Vergnügen und Vortheil ſind aller ihrer Werke Zweck ꝛc. Würde von der Furcht nicht ihre Bosheit zurückgehalten oder durch Verſtellung bedeckt, dann dürfte kein Menſch vorhanden ſeyn, welcher mit ihnen leben möchte. Wollet ihr an ihnen beſſern, ſo habt ihr ſie zu Feindinnen, dagegen ſind ſie große Freundinnen deſſen, der ihnen zu ſchmeicheln weiß. Aus Begierde gelobt zu werden, ziehen ſie jegliches Lob an ſich, wobei ihnen ſelbſt Verbotenes willkommen iſt. Ein in Zorn entbranntes Weib iſt jeder Bosheit fähig. Die Lüge findet bei ihr eine Beſtätigung, als ob ſie Wahrheit wäre ꝛc. Ein Weib iſt ein Geſchöpf, welches unvollkommen heißen darf und mangelhaft gezeugt. Hierin beſtehen ſeine Fehler und der Mangel ſeiner Vorzüge und da den Frauen dieſe Unvollkommenheit, wo ſie dieſelbe ſehen laſſen, natürlich iſt, ſo ſchließe ich, daß ſie daran nicht ſchuld ſind. Alſo iſt nach des Dichters Meinung der Weiber größerer Theil geartet. Er ſtellt nicht in Abrede, daß auch eine nicht geringe Anzahl beſſer geſinnter ein größeres Lob zu verdienen befliſſen ſind. Indem er ſich zum Schluſſe an die Freundin wendet, verſichert er derſelben, wie ſie allein dem gemeinſamen Looſe entgegen, ein-

zig daſtehe. Sie ſey, behauptet er, diejenige, welche Alles zunichte mache, was ſeine Verſe beſagten. Sie verdiene Lob und Preis und werde es vor allen Uebrigen hiezu bringen.

Mit einer ähnlichen Wendung zog ſich Hernan Meria aus gleicher Verlegenheit, nachdem er auf Geheiß zweier Damen eine poetiſche Zuſammenſtellung der Gebrechen ihres Geſchlechtes unternommen hatte. Er gibt ſich zwar den Anſchein, als ob er ſich ſehr gegen Annahme dieſes mißlichen Auftrages geſträubt habe. Dieſer Verſicherung ſitzt aber der Schelm im Nacken. Denn „aus Furcht vor Hader läßt er doch ſeine Barke in den weiten Ocean hinausfahren.“ Er macht aber auf die Gebrechlichkeit ſeines Schiffleins und die Gefährlichkeit des Fahrwaſſers aufmerkſam, in welchem ſo unzählige Tauſende von Fahrzeugen mit Segeln und Rudern ihren Untergang fanden. Er wagt alſo mit ſeinem geringen Wiſſen und Vermögen den Verſuch, wie gut er Böſes zu ſagen verſtehe. Dabei bedingt er ſich aber ausdrücklich aus, daß ihm ſeine Sünde nicht zugerechnet werde. „Vernehmt, vernehmt alſo, ihr großen Bitterinnen, hört und vernehmt meine Worte, welche auf euern Betrieb gegen euch Uebelthäterinnen ſtreiten.“ Ironiſcher Weiſe bittet er ſie um Entſchuldigung für die eitle Rede, in der er ſie lobte. „Verzeihet Pedro Torrellas, meine gewundenen Zeilen zur Vertheidigung jener; denn ich finde, daß eure Worte über ſie durchaus wahr ſind. Wo ihr dieſelben gefunden, weiß ich nicht. Da ihr klüger ſeyd als Lälius, ſo möget ihr ſie wohl ſelbſt erfunden haben; denn was ihr von ihnen urtheilet, iſt Wahrheit wie ein Evangelium.“ Meria nennt den Torrellas außerdem einen Propheten, einen Bileam, Johannes oder Elias, dem ohne Gottes beſondere Zulaſſung nicht die Gnade zu Theil geworden ſeyn würde, Verſe zu verfaſſen, in welchen die argen Fehler des andern Geſchlechtes ſo deutlich dargelegt worden. Meria citirt für die Richtigkeit dieſer Anſicht den Horaz und den Corbaccio des Boccaz, den er eine Leuchte der Welt nennt. Er meint, daß auch der ſchreibfertigſte in langen Jahren die Fehler des andern Geſchlechtes nicht auslernen noch ausſchreiben könne. Eine Zählung derſelben räth er nicht anzufangen, weil dieſelbe ihr Ende nimmer erreichen werde. „Du Kraft des Vaters Corbaccio, du Wiſſer des Sohnes Torrellas, verleihet meiner Zunge Fertigkeit, auf daß ſie ohne Umſchweife

das Schlimme herausſage, was ich über die Weiber denke. Verleihe mir, Herr der Welt, volle Sprache der Wahrheit und beredſamen Geiſt ꝛc.“ Nun hebt er ſeine Schmähungen wider die ſchönen Widerſacherinnen an. Er nennt ſie ein leeres Binſenkraut, einen falſchen Flötenton, ein leichtes Blättermachwerk voll menſchlicher Schuld und tadelt ihre queckſilberne Beſchaffenheit. Ihr Sein iſt ihm weſenlos; ſie ſind ein erſtarrender Hauch, eine in Dampf aufgehende Freude, ein eben gereichtes, ſchnell wieder hinweggenommenes Geſchenk. Wer mit ihnen wohl daran iſt, mag Acht haben, daß er ſich nicht einmal hinwegwendet. Denn ſchnell iſt er entſetzt und vergeſſen. Haß und Liebe ſind bei ihnen dicht nebeneinander. Tödten, Verwunden und Heilen geſchiehet bei ihnen aus einem Athem. Wenn ſie ſich verſagen, bieten ſie ſich an. Geben ſie ſich gefangen, ſo ſinnen ſie ſchon wieder aufs Auslöſen. Wenn ſie ſich uns ergeben, verlieren wir ſie; kommen ſie, ſo ſind ſie ſchon wieder auf dem Abzuge. Am meiſten ſind auf der Flucht, welche da bleiben. Niemals ſind ſie ohne Widerſpruch. Der Verdruß iſt ihnen am nächſten, wenn derſelbe am entfernteſten zu liegen ſcheint. Scheel ſehen und freundlich blicken liegen ihnen nebeneinander. Neben Zweifel und Ungewißheit beherbergen ſie vermeſſene Sicherheit. Wild und zahm iſt zugleich ihre Art ꝛc. Bei wem ſie mit ihren Untugenden ihren Zweck erreichen, wer ihren Trug duldet, wer zu ihren Uebelthaten ſchweigt, wer ihre Laſter lobt, mit dem möchten ſie tauſend Jahre leben. Tapfere Rüſtung führen ſie ſchwachen Wagen gegenüber. Bei höflicher Begegnung gebahren ſie ſich unhöflich. Wo ſie ein Band fühlen, machen ſie ſich ans Aufknüpfen. Bei großer Unenthaltſamkeit und Sittenverderbniß ſpielen ſie die Mäßigen und Keuſchen ꝛc. Von Natur furchtſam, macht Zufall ſie kühn, gegen die Natur ſind ſie mitleidig, ihrem Weſen nach neidiſch. Der Zufall beherrſcht ſie. Zur Habſucht geneigt, macht Zufall ſie freigebig. Der Dichter führt noch eine Menge Fälle an, in denen die Weiber eine Tugend zu haben ſcheinen, deren entgegengeſetztes Laſter eigentlich ihre Natur iſt. Ueberhaupt läuft ſein Thema dahin aus, zu zeigen, daß die Weiber ein durchgängiger lebendiger Widerſpruch mit ſich ſelbſt und ihren Umgebungen ſind, und die Verſtellung ihrer Haupteigenſchaft iſt. Vor dem, den ſie fürchten, ſind ſie ſchweigſam und gütig. Allein beobachtet man ſelber

vor ihnen Schweigſamkeit, ſo zwitſchern ſie uns etwas vor trotz den Schwalben ꝛc. Im Verlaufe ſeiner Schmähungen müſſen die Ritterbücher, die Mythologie und alte Geſchichte dem Dichter auch Vorrath zu ſeinem Gifte liefern. Da werden Lancelot und Ginevra, Triſtan und Iſolde, Cleopatra, Medea, Hypermneſtra herangezogen. Dem Dichter wird zuletzt ſelbſt bange, ob er den Streit glücklich hinausführen wird. Er flüchtet deßhalb zu ſeinem Torrellas und Corbaccio, denen er überläßt, weiter zu fechten. Er ſelbſt lenket ein. „Wie im Feuer das feine Gold nicht beſchädigt wird, ſondern gereinigt und zwiſchen Dornenzweigen die Blume ihre funkelnde Pracht und Schönheit nicht einbüßt, ſo thun meine widerwärtigen Reden den Guten keinen Schaden und zwiſchen ſo heilloſen Feuern brennen und beleidigen die Kohlen meiner Verſe nicht.“ Dagegen wünſcht der Dichter, daß ſie die Argen deſto empfindlicher brennen mögen und verſichert ſchließlich ſeinen beiden Auftraggeberinnen, daß das Geſagte und Geſchriebene lediglich nur für ſie ſey.

In dem lebensfrohen Liede Casajemonos de lucia fordert der gewandte Juan de la Encina, von dem ich weiterhin noch ausführlicher ſprechen muß, wenn ich vom Drama handle, zum Genuſſe der Gegenwart auf, denn die Beſchwerden kommen ſchon, ohne daß wir dieſelben ſuchen. Laſſet uns des Lebens erfreuen und Mühſal vernichten. Wer Vergnügen haben kann, verabſchiede den Schmerz, verabſchiede, verabſchiede ihn. Denn die Beſchwerde kommt, ohne daß wir ſie ſuchen. Vor langer Weile laſſet uns fliehen aus allen Kräften, den Vergänglichkeiten laſſet uns nacheilen und Beſchwerniſſe abſchütteln. Den Vergnügen wollen wir nacheilen, denn die Beſchwerde kommt, ohne daß wir ſie ſuchen. Laſſet uns immer dazu halten, fröhlich zu ſeyn und vergnügt, traurige, ſorgenvolle Gedanken laſſet uns fliehen, nur nach dem Vergnügen laſſet uns immer ſtreben, denn die Beſchwerde kommt, ohne daß wir ſie ſuchen. — Hoy comamos y bebamos, ſo ruft Encina in einem andern Liede. Schmauſen und trinken wir heute. Singen und freuen wir uns! Denn morgen müſſen wir faſten. Zu Ehren des letzten Carnavaltages laſſet uns heute noch einmal weit aufthun, laſſet uns füllen den Wanſt und das Fell tüchtig vollſtopfen. Denn es iſt löbliche Rathsſitte, daß wir uns heute überladen, da wir morgen faſten müſſen. Dem guten Heiligen

muß Ehre widerfahren, denn morgen müſſen wir darben; ſchmauſen und zechen wir daher tüchtig; denn morgen müſſen wir darben; ſchmauſen und zechen wir bis wir berſten, denn morgen geht es ans Faſten.

Auch einige Strophen von den berühmten Disparates des Juan del Encina dürften hier am rechten Orte ſtehen. Ihrer äußern Form nach ſind dieſe Disparates, wovon unten noch einmal die Rede ſeyn muß, zwanzig neunzeilige Strophen in vierfüßigen gereimten Trochäen. Der Anfang dieſer poetiſchen Tollheit lautet alſo: In der Nacht eines Morgens, als es bereits nach Mittage war, ſah ich eine beladene Wolke angepilgert kommen, ingleichen ein Schild mit einem Schwerte in Einſiedlergeſtalt, reitlings auf einer Bank in gezwickeltem Zeuche, das zwar durchaus heil aber doch völlig zerriſſen war. Nicht lange darauf ſah ich einen Nachttopf in Pontificalibus erſcheinen, welcher in einem Schuhe herangeſchleift wurde. Hinter demſelben bemerkte ich eine mit Purzelkraut beladene Katze ſich nahen und ein parce mihi [1]) ohne Windeln, das auf einem großen Gänſerich ritt, um ſtattlicher aufzutreten. In einem Winkel aber erſchien der gute Pater Horneule, der auf einem Stiefelknechte muſicirte und dazu brüllte: Simſon muß ſterben! Auch ein Kyrie Eleiſon erſchien, dem durch ein armſeliges Frauenkleid die Lenden wohl zuſammengeſchnürt waren, ſo wie eine Elſter und eine Maus, welche in einem weiten Geſchirre einen Tanz aufführten. Eine Sardelle erhob ſich übermüthig mit einem Stocke nach dem „Befreie uns vom Uebel"; ſie war in einen Vorhang eingehüllt. Auf einem Hügel von geſalzenem Fleiſche aber ſah ich einen Topf und einige Strohflaſchen ſich mit einander herumbalgen, welche mit Fleiſchbrühe angefüllt waren und auf einer Steineiche Fiſche fingen. Zu Lande aber ſah ich drei Kürbiſſe angeſchwommen kommen, desgleichen ein Hohlbeil mit einer Säge, welche hinkend hinwegflüchteten; auch ein beatus vir auf einer purpurrothen Eſelin fand ſich ein ꝛc.

Leider gehören die beſten unter den komiſchen Gedichten der ſpaniſchen Poeſie des fünfzehnten Jahrhunderts zu der ſchon einmal erwähnten derben Gattung, welcher ich durch weitere Verbreitung eine nähere Auszeichnung angedeihen zu laſſen, keine Neigung habe. Die vor-

1) Die erſte Lection der Todtenmeſſe.

züglichern derſelben ſind in Romanzenform und in den cancioneros, mit denen ich es hier zunächſt zu thun habe, nicht enthalten, ſo manche Romanze im Style der ritterlichen Zärtlichkeit von namhaften Verfaſſern darin auch Aufnahme gefunden hat. Unter den von mir ſelbſt gefühlten Lücken und Unvollkommenheiten dieſes Buches iſt mir keine unangenehmer, als die mangelhafte Vorſtellung von der ſcherzhaften Poeſie des ſpaniſchen Mittelalters, mit welcher ich beim jetzigen Schluſſe meiner Betrachtungen der ältern cancioneros meine Leſer entlaſſen muß. Zum Glücke kann ich auf eine kleine Nachleſe vertröſten, welche die Geſchichte der dramatiſchen Literatur im vorliegenden Zeitraume darbieten wird.

Dramatiſche Literatur des ſpaniſchen Mittelalters [1]).

Indem ich mich anſchicke, zu dem anziehenden Geſchäfte überzugehen, die Anfänge des ſpaniſchen Theaters zu ſchildern, deſſen ſpätere Reichthümer und glänzende Erfolge ſprüchwörtlich geworden ſind, finde ich es gerathen, den der Hauptſache nach in dieſer Geſchichte verfolgten chronologiſchen Weg zu verlaſſen und dieſen Theil meiner Darſtellung nach der äſthetiſchen Differenz zu behandeln, wobei ich Alles zuſammenfaſſe, was aus der Dramatik des ſpaniſchen Mittelalters uns bisher bekannt geworden, innerhalb dieſes ausgeſchiedenen Tummelplatzes aber wieder die Zeitfolge zur Führerin nehme und bei den Dramatikern, ſo weit es nicht ſchon geſchehen, zugleich nebenher deren übrige Werke kürzlich betrachte. Ich muß um Erlaubniß bitten, etwas weit ausholen und auf ſchon entfernte Zeiten zurück greifen zu dürfen. Dieß bin ich der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſchuldig. Wir ſtehen vor dem Zweige der ſpaniſchen Poeſie, worin die Literatur der edeln Nation am höchſten culminirte, worin ſie Epoche machte und die häufig genug verſchwiegene Fundgrube unzähliger ausländiſcher Dramatiker ward. Das Drama hat ſo überwiegend die edelſten Kräfte der Dichtkunſt an ſich gezogen und in ſeine Sphäre vereinigt, daß die fruchtbarſten und namhafteſten Schriftſteller darin ſelbſt in ihren Fehlern als groſſe Dichter glänzen. Die ſpaniſche iſt zugleich die einzige Nation, welche die Poeſie des Chriſtenthumes und zwar in der katholiſchen Form im Drama beibehalten und im kühnen Fluge zu Höhen emporgetragen hat, zu welchen die Muſe anderer Länder als zu unerreichbaren Zielpunkten hinaufſchauet. Das ſpaniſche Drama iſt mithin einzig in ſeiner Art. Es lohnt ſich alſo ganz beſonders, den dunkeln Pfaden nachzugehen, auf denen es ſich zu einer groſſen literar-geſchichtlichen Erſcheinung entwickelte, und dieſe führen, wie bereits angedeutet, recht weit zurück.

Die innere Nothwendigkeit für die Entſtehung des Dramatiſchen

1) Nichts bedaure ich aufrichtiger, als daß dieſer Theil meines Manuſcriptes bereits in die Druckerei gegeben war, als ich v. Schacks Geſchichte des ſpaniſchen Theaters kennen lernte, welche ich bei Obigem nun nicht mehr benutzen konnte.

liegt, wie ſchon von Andern bemerkt worden, in der Poeſie ſelbſt; ſie muß dieſe Form entwickeln, ſobald ſie das Epiſche und Lyriſche ſo weit durchgeführt hat, daß beides in der draſtiſchen Darſtellung zu integrirenden Momenten ſich aufheben kann. Jene Entwickelung knüpft ſich, ſo weit bekannt, überall an den Cultus. Denn ihre Darſtellung ſucht Oeffentlichkeit und dieſe findet ſie nur, wenn ſie die Religion zu ihrer Grundlage macht, die unter allen in einem Volke vorhandenen Verhältniſſen, geiſtigen Lebensſphären und Veranſtaltungen allein diejenige populäre Allgemeinheit hat, welche der Lebensathem iſt, durch welchen die dramatiſche Kunſt gedeihet. Auf der andern Seite iſt das innere Verhältniß zwiſchen Cultus und Kunſt überhaupt ein Lebensverhältniß. Die innere Verſöhnung des Geiſtes mit ſich ſelbſt wird durch den Cultus vermittelt und gibt ſich ihren Ausdruck in der Kunſt. Dieß erfolgt ſchon abgeſehen von irgend einer poſitiven Religion. Deßhalb erhält das Gemüth des Künſtlers nicht erſt nach vollbrachtem Gebete und Opfer die Weihe, das Schöne zu ſchaffen, ſondern in ſeinem Gemüthe iſt dieſe Weihe etwas Unmittelbares, ſie iſt die Sache der Genialität und auch ohne äußern Cultus feiert des Künſtlers Seele in der Stunde der Begeiſterung einen innern, der ſein Gemüth mit Seligkeit erfüllt und zum Schaffen befähigt. Der verſöhnte Geiſt will nicht blos das Göttliche denken und wollen, ſondern er hat auch das Bedürfniß, daſſelbe anzuſchauen, um ſich ganz darein zu verſenken und ſich von ihm durchdringen zu laſſen. Im Verſtändniſſe des Kunſtwerkes empfindet gewiſſermaßen erſt das Gemüth ſeinen Frieden mit Gott und iſt ſo auch der Einheit mit demſelben gewiß. *Wie daher nichts mehr in die Weihe der Andacht verſetzen kann, als die höhere, heilige Kunſt, ſo iſt ſie auch ganz unzertrennlich vom wahren Cultus*[1]. Sie hilft, da ſie ſich die Darſtellung des Unendlichen in der faßlichen Form des Schönen zur Aufgabe geſtellt hat, die Aufgabe der Religion zum Theil mit löſen. Bei dieſer fand ſie daher auch immer ihre nächſte Pflege. Auf jeder Seite einer ächten Kunſtgeſchichte iſt zu leſen, und alle vorhandenen Kunſtwerke aller Zeiten und Völker bezeugen es, daß die wahre Heimath der Kunſt am Altare iſt, daß Alles, was von der Kunſt in das gewöhnliche Leben niedergehet, ſeinem Urſprunge nach dort wurzelt, eine Strahlenbrechung von

1) Worte aus Matthias Schrift: Die Idee der Freiheit.

dort, und als ſolche allein lebendig iſt. Dieſe Wahrheit kommt allerdings in Zeiten abhanden und aus der Erinnerung, in denen eine hochmüthige und glaubensleere Aeſthetik vom Throne der Kunſtkritik herab, die Kunſtgeſchichte von Vornen (a priori) in der Art zu conſtruiren unternimmt, daß die Vergangenheit ihr etwa nur ihre Materialien als unvermeidliche Darbietungen reicht, aus welchen ſie ihren Bau zuſammenſetzt, dabei aber der Entwickelung der Kunſt den Gang anweiſet, den der Theoretiker ihr zu geben für gut findet. Wird aber auch durch ſolches Gebaren die Wahrheit auf einige Zeit vergeſſen und wohl gar beſtritten, ſo muß ſie, je länger zurückgehalten, deſto mächtiger emporſprudeln, gleich dem Quell, den man durch Verſtopfen von ſeiner Grille: hervorfließen zu wollen, zu heilen befleißigt iſt. Die Kunſt hat aber nur ein wahres Leben, wenn ihre göttliche Abkunft und Bedeutung dem Künſtler immer gegenwärtig bleibt. Darum iſt die heilige und religiöſe Kunſt der Gipfelpunkt, der Sonnenheerd, der Frucht ſprießende Kern aller Kunſt. Sie gehet als Dienſtmännin zu Lehen beim höchſten Herrn und iſt im Hauſe der Kunſt die wahre Gebieterin. Die weltlichen Sprößlinge und Fächer haben nur erlaubnißweiſe neben dieſer Meiſterin ihre Fächlein und Zellen angelegt, weil die ihren Vortheil verſtehende Kirche als Bewahrerin und Pflegerin alles Guten und Schönen tolerant genug iſt, alle jene Richtungen der Kunſt gewähren zu laſſen, welche mit ihrer eigenen Aufgabe für die Menſchheit nicht im Widerſpruche ſtehen. So hat denn auch die Wiege der Schauſpielkunſt im Hervorgang aus einem innern Verhältniſſe überall neben dem Altar geſtanden und ihr Patriotismus dieſe ihre Geburtsſtätte zu verſchönern ſich mächtig angetrieben gefühlt. Der heutige proteſtantiſche Cultus, welcher die Vermittelung der inneren Anſchauung des Gemüthes nach Außen faſt überall abweiſet, Anſchaulichkeit und Sinnlichkeit verbannt wiſſen und allein durch das Wort der Predigt, welche ſich ſo leicht zu kahlen Dogmen vereinfacht, wirken will, verkennt bei ſolcher Anſicht durchaus die innerlich nothwendige und hiſtoriſch gerechtfertigte Zubülfnahme der äſthetiſchen Einwirkung auf das Gemüth und verwiſcht damit das Gepräge des Chriſtenthumes. Denn er trennt, was Gott und Natur vereinigte oder was die Geſchichte als zuſammengehörig offenbaret, und behandelt ſeine Gläubigen ſpiritualiſtiſcher Weiſe als reine Intelligenzen. Er ſchweigt auf die Forderungen der ſinnlichen Natur, ſtatt ſie zu läutern und zu veredeln, gänzlich und weigert ſich hartnäckig, auch in

den unentbehrlichen Aeußerlichkeiten den Widerschein Gottes anzuerkennen und wirken zu lassen. — Bei obiger Bewandtniß der Sache aber wird man es durchaus natürlich finden, daß das Schauspiel, die vollendetste der Künste, ursprünglich von jeher einen Theil des Gottesdienstes bildete. Sein Inhalt war ein religiöser. In Bildern und Symbolen sollte es dem Menschen das Walten und die Thaten der Götter und sein eigenes räthselhaftes Wesen sowie die Geheimnisse der sichtbaren und unsichtbaren Natur darstellen. Seine Leitung war daher auch eine priesterliche. Spuren dieses Zusammenhanges mit dem Cultus trug das antike Drama auch noch im Grunde der tiefsten Entartung des Heidenthumes. Das Christenthum war, wie gedacht, nicht erschienen, um den künstlerischen Trieb des Menschen, einen unvollkommenern Nebenzweig des religiösen zu unterdrücken. Es wies denselben daher, wo er sich anbot, den festlichen Gottesdienst zu verherrlichen, nirgends zurück und wehrte ihm daher zunächst auch nicht, bei der Ordnung des Gottesdienstes seelenvollen Gesang aus andächtigen Herzen anzustimmen, welcher überall die erste Aeußerung der Kunstregung zu seyn pflegt und sich so gern zum Ausdrucke der Unaussprechlichkeit tiefer Empfindungen hergibt. Hatte doch selbst Christus nach Einsetzung des heiligen Abendmahles mit seinen Jüngern den Lobgesang angestimmt und waren doch schon in den ersten christlichen Gemeinden nach Ausweis der Apostelgeschichte Hymnen und Psalmen gesungen. Mit beredten Worten schildern die Väter der Kirche, die Macht, den Zweck und Nutzen des geistlichen Gesanges. Um den Sinn für den Glauben zu pflegen, sagt Basilius, begleitet die Kirche die Glaubenslehren mit einer angenehmen Melodie, damit wir durch die süße Lieblichkeit des Gehörten, wenn gleich wir den Sinn des Ausgesprochenen nicht fassen, ergriffen werden. Justinus aber schreibt: Der Gesang weckt die Seele zum brennenden Verlangen nach dem, was in den Hymnen besungen wird, stillet die rebellischen, vom Fleische kommenden sinnlichen Gelüste, verscheuchet böse Gedanken, die uns von unsichtbaren Feinden eingeflößt werden, befruchtet die Rede, daß sie empfänglicher werde für himmlische Güter, macht die Kämpfer der Tugend in der Widerwärtigkeit starkmüthig, stählet sie zur Standhaftigkeit und wird ein Heil- und Linderungsmittel für die Frommen wider die Beschwerden dieses Lebens. — Wie viel Thränen, sagt Augustinus, seiner Andacht im

Dome zu Mailand gedenkend, habe ich vergoſſen bei den Hymnen und heiligen Geſängen, die mit rührender Andacht in deiner heiligen Kirche geſungen wurden, und wie ſehr wurde durch ihr Anhören mein Gemüth bewegt. Der Geſang drang lieblich in mein Ohr und die Wahrheit des Geſungenen floß in mein Herz und aus ihm ſtrömte das heilige Gefühl der Andacht." — Wie durch den Geſang die Lehren, ſo wurden durch zeichnende und bildende Kunſt die hiſtoriſchen Momente, auf welchen die Wahrheit des Chriſtenthumes gefeſtet iſt, den Andächtigen während des Gottesdienſtes zur Erbauung gegenwärtig erhalten. Ja ſelbſt die Tanzkunſt wurde in den Kreis der religiöſen Feierlichkeiten gezogen. Der heilige Baſilius ſtellt die Jungfrauen als um den Altar tanzend dar. Natürlich waren dieſe Tänze keine Galloppaden, Maſurkas und andere Baſtarde, wodurch die göttliche Abkunft der Kunſt in dem Bereiche, welches das griechiſche Heidenthum Terpſichoren anwies, aufs Schmählichſte verdunkelt und ihrer Berechtigung, ihren Stammbaum bis in jene edele Wurzel hinabzuführen, gewiſſermaßen verluſtig gegangen iſt. In den Zeiten, als die hohe Geiſtlichkeit mit den Biſchöfen an der Spitze in der älteſten Chriſtenheit an vorzüglichern Feſttagen den feierlichen Kirchentänzen ſich anreihete, war das Bewußtſeyn noch nicht abhanden gekommen, daß man durch ernſte ausdrucksvolle Stellung und paſſend abgemeſſene Bewegung Empfindungen und Gedanken auszudrücken vermöge, deren Anweſenheit der Würde des Gottesdienſtes entſprach und von derſelben gefordert wurde. Vergegenwärtigt man ſich, wie die Natur die mimiſche Kunſt zur Verbindung mit der Declamation und dem Geſange hin- und die eigentliche Schauſpielkunſt hervor-treibt, ſo wird man inne, wie es von den religiöſen Tänzen und Geſängen faſt nur eines einzigen Schrittes bedurfte, um die beim Cultus waltenden Empfindungen und Vorſtellungen in lebendiger dramatiſcher Darſtellung mit Mienen und Worten äußerlich wieder zu geben. Der hiſtoriſche Chriſtus war mit der von ihm geſtifteten Lehre eins, die Erkenntniß ſeiner Geſchichte, daher zugleich eine Erkenntniß der von ihm an die Menſchheit überbrachten Religion. Deßhalb iſt die chriſtliche Dogmatik ſo durch und durch mit Geſchichte verwachſen, daß ſie faſt ganz in ſolche übergehet und der Cultus iſt wieder die concrete Dogmatik. Der Ewige, deſſen Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit die neue Religion ſich zur

Aufgabe geſtellt hatte, war als ein ganz Irdiſches erſchienen. Die lebendige Erinnerung an die Geſchichte dieſes Ereigniſſes, die populäre Grundlage des Glaubens mußte daher der Keim der neueren dramatiſchen Kunſt werden. Die Richtigkeit dieſer Anſicht muß ſelbſt die anſcheinende Caricatur beſtätigen, welcher wir in Rothe's Anfängen der chriſtlichen Kirche I. 42. begegnen, wo es heißt, „daß der Cultus der modernen Kirche beſtimmt ſey, ſich in die Kunſt, wie ſie namentlich im Schauſpiele alle ihre Strahlen vereinige, aufzulöſen.“ Als nächſtes dramatiſches Erzeugniß des chriſtlichen Cultus erſcheint die Feier der Meſſe, des Mittelpunktes im katholiſchen Gottesdienſte, der noch der einzige war, als die Keime der modernen dramatiſchen Kunſt in der Kirche anſchlugen. Der ganze Hergang bei der Meſſe ſtellt ſich dar als eine dramatiſche Gedächtnißfeier, als eine Wiederholung des größten Weltſchauſpieles, des Leidens und Opfers Chriſti, worin bekanntlich Introitus, Credo, Canon, Ablation, Wandlung, Communion, Dankſagung, Segen als einzelne Theile den Fortgang dieſer großen Opferhandlung darſtellen. Ich ſetze Leſer voraus, welche zur allgemeinen Charakteriſtik des katholiſchen Cultus „Lichterchen, Bilderchen, Knickſe“ nicht mehr für ausreichend erachten. Wer ein Buch leſen will, muß erſt die Buchſtaben kennen lernen. Wer das gethan hat und ſo zu einem vollſtändigen Begriffe der Meſſe gelangt iſt, wird, wenn er unbefangenen Urtheils iſt, er mag einer Confeſſion zugethan ſeyn, welcher er wolle, zugeſtehen, daß die Kirche hier ihren ganzen Geiſt erſchöpft hat, um den Gottesdienſt zum Kunſtwerke zu geſtalten. Den Umfang der religiöſen Symbolik, welcher ſich durch das Ganze ziehet, zu erſchöpfen, würde hier nicht am Orte ſeyn. Wer ſich in der Kürze darüber eine Vorſtellung machen will, der mag die treffende, auf wenigen Seiten enthaltene Auseinanderſetzung in Dr. Herbſt's Schrift: die „Kirche und ihre Gegner“ nachleſen. Schon das daſelbſt Mitgetheilte dürfte genügend ſeyn, um den Unkundigen mit dem großen, weithin greifenden Sinne dieſes religiöſen Actes einigermaßen vertraut zu machen. Hier weben, ſagt Herbſt, ſymboliſche Kräfte, hier regt ſich der Geiſt des Herrn im lebensvollen Organismus. So wird die heilige Geſchichte Gebet, das Gebet Geſchichte und das eben iſt der Charakter des wahren, religiöſen Cultus. Hier allein iſt auch ächte Kirchenmuſik möglich, deren Bedeutung über gewöhnlichen Kunſtge-

auß[1]) weit hinausgehet. Es gilt, die große Realität des Opfertodes Jeſu Chriſti, das Welt geſtaltende, Himmel ſchaffende Erlöſungswerk in allen Formen der Sprache, deren Ausdruck das Wort allein nicht erſchöpft, in den Moment der Zeit treten laſſen. In Handlung, Wort, Ton und Bild zugleich wird hier geredet; in dieſer Allſeitigkeit der Ausdrucksweiſen wird die Kirche ſelbſt zum Kunſtwerke und in dieſer Objectivität vollkommen ſättigend für ihre Bekenner." Die katholiſche Kirche wird den von ſ. g. Gebildeten mit Entrüſtung oder gelindeſten Falles mit Achſelzucken ihr gemachten Vorwurf, daß ihre Feierlichkeiten, namentlich die Meſſe, etwas Schauſpielartiges und Theatraliſches haben, kaum zurückweiſen wollen, ſondern nur auf die richtige Bedeutung zu bringen ſuchen, indem ſie darauf hinweiſet, daß alle ihre Ceremonieen wirklich veranſchaulichende Darſtellungen der heiligſten Begebenheiten unſerer Religion ſind, wodurch ein kirchliches Gemüth ſo wenig verletzt oder nur geſtört wird, daß ſich ſeine Andacht vielmehr dadurch getragen und gehoben fühlt. Man thut der katholiſchen Kirche Unrecht, wenn man bei der Reflexion über die Mitwirkung der Symbolik und Kunſt im Cultus nicht die Vorſtellung gegenwärtig hat, daß Chriſtus nach der Ueberzeugung der Katholiken in der Kirche ſelbſt noch fortlebt, und zwar nicht blos wirkſam, ſondern auch leiblich und perſönlich, in leibhafter Geſtalt, in der körperlichen Verhüllung des allerheiligſten Sacramentes und in Wiederholung ſeines ganzen Lebens im heiligen Jahrescyklus der Feſte der Kirche und in deren ganzem geſchichtlichen Leben. Dieſe Vorſtellung prägt auch den, an ſich unweſentlichen Aeußerlichkeiten den Charakter inhaltreicher und ſinniger Bedeutſamkeit auf. Alles wird durch ſie beziehungsreich und bezeichnend und indem die Kirche die Sinne in Anſpruch nimmt und denſelben anſcheinend eine Schauſtellung bietet, will ſie eben ſo ſehr die Empfindung erregen, als das Nachdenken beſchäftigen.

Bei dieſer Anlage und dieſer Bedeutung des Cultus ging denn auch Hand in Hand mit den großen Tonwerken chriſtlicher Meiſter aus dem Gottesdienſte die heilige Dramaturgie der mittlern Zeit

---

1) Wozu ſie in vielen größeren Städten mittelſt jährlich wiederkehrenden Charfreitagsmißbrauches entweihet wird, ohne daß man damit Anderes erreicht, als daß die Paſſion des Herrn eine weichliche Gefühlsandächtelei durch viele unchriſtliche Herzen gießt.

hervor. Sie entwickelte ſich immer geſtaltvoller, je nachdem man dem Volke eine dramatiſche Theilnahme an den Feierlichkeiten geſtattete. In dieſem Sinne war die Liturgie der morgenländiſchen Kirche für die Feier der heiligen Nacht und des Dreikönigstages ſchon im fünften und ſechsten Jahrhunderte verfaßt, wobei der Stern der Weiſen erſchien. Aehnliche dramatiſche Vorſtellungen wurden auch in Frankreich ſchon unter den Carolingern an denſelben Feſttagen in den Kirchen celebrirt. Nebenher entſtand auch die Sitte des Auferbauens einer Krippe zu Weihnachten, wie der Heilige von Aſſiſi zuerſt im Felſenthale den umwohnenden Hirten that und die noch an vielen Orten fortdauert. In ähnlicher Weiſe fand jährlich eine Vorſtellung ſtatt, welche die Huldigung der heiligen drei Könige aus Morgenland vor dem Kinde im Stalle zu Bethlehem wiederholte. Carl V. von Frankreich brachte ſo jährlich ſein Opfer vor der Krippe dar; drei Ritter ſchritten ihm dabei mit den Schaalen, welche Geld, Weihrauch und Myrrhen enthielten, voraus. Die älteſten literariſchen Ueberbleibſel der ſpaniſchen Dramatik werden uns mehrfach auf dieſe Sitte zurückführen und die nähere Ausführung veranſchaulichen. — Neben jenem dramatiſchen Elemente im ordentlichen Gottesdienſte begegnet man ſchon ſehr früh Spuren von eigentlichen geiſtlichen Schauſpielen, die theilweis von Geiſtlichen verfaßt und von ihnen oder unter ihrer Leitung in der Kirche ſelbſt, auf den Kirchhöfen oder in den Klöſtern zur Erbauung und Belehrung der Chriſten aufgeführt wurden. Die fromme Muſe legte deßhalb auch die heilige Sprache der Kirche ab. Sie ließ ſich mit beredter Zunge in der Volksſprache jeder Nation, in der ſolche Darſtellungen ſich hervorthaten, vernehmen und erſchien auch ſonſt im jedesmaligen Landescoſtüm nicht nur in der Kirche, ſondern überall und allezeit vor dem geſammten Volke, namentlich aber an den großen Jubel- und Feſttagen zur Erhöhung und Läuterung ſeiner Freude und an den Tagen tiefſter Bedrängniß und Wehklage, um, gen Himmel zeigend, durch ihre heiligen Bilder vom Leiden und der Verherrlichung Chriſti und ſeiner Kirche die niedergeſchlagenen Gemüther aufzurichten und mit Ergebung, Vertrauen und Muth zu erfüllen. In ihrem ſtets inniger werdenden Verkehre mit der Welt ward auch die heilige Muſe immer weltlicher und leichter geſinnt; neben den heiligen Vorſtellungen ſcheuete ſie ſich nicht, jetzt auch den weltlichen ſich zu widmen; ſie wurde gegen die erſteren allmälig

gleichgültiger; dann machte ſie ſich, ganz in die Welt hinausgetreten, darüber in Parodieen als Poſſenreißerin luſtig und endlich trat ſie allem Heiligen als zuchtloſe Apoſtatin mit teufliſchem Hohne und Ingrimme entgegen[1]). — Dieſer in Umriſſen angedeutete allgemeine Verlauf offenbarte ſich auch in concreter Geſtaltung in Spanien, wo es indeß nie zu der eben erwähnten Ausartung kam, weil der geſunde chriſtliche Sinn widerſtand, den erſt der moderne Liberalismus zu bezwingen angefangen. Vemos, ſagt Martinez de la Roſa, que en España la memoria mas remota de representaciones dramaticos viene unida con la creencia y el culto religioso asi como habia acontecido en la antigua Grecia y como es natural que suceda siempre en circunstancias parecidas. Die erſte bis jetzt bekannte ſichere Spur des ſpaniſchen Drama findet ſich im 24. Geſetze des ſechsten Titels der berühmten siete partidas König Alfonſo's X., welcher alſo lautet: „Die Prieſter ſollen keine Poſſenſpiele darſtellen, damit die Leute herbeikommen, um dieſe zu ſehen, wie es wohl geſchehen iſt. Wenn andere Perſonen es thun, dürfen die Prieſter nicht hinzukommen, weil dabei viele Derbheiten und Unanſtändigkeiten vorfallen. Auch ſollen dergleichen Stücke nicht mehr in den Kirchen aufgeführt werden; wir befehlen vielmehr, daß man mit Schimpf und Schande diejenigen hinausweiſen ſoll, die dergleichen vornehmen; denn die Kirche Gottes hat die Beſtimmung, daß man darin betet und nicht Poſſenſpiele darin aufführt. Unſer Herr Chriſtus ſprach im Evangelio, daß ſein Haus ein Bethaus genannt, nicht aber zu einer Räuberhöhle gemacht werden ſolle. Doch gibt es Vorſtellungen, die den Prieſtern erlaubt ſind, z. B. die Geburt unſeres Herrn Chriſti, in welcher gezeigt wird, wie der Engel zu den Hirten kam und ihnen ſagte, daß der Heiland geboren werden, oder die Erſcheinung deſſelben, als die heiligen drei Könige ihn anzubeten kamen, oder die Auferſtehung, worin gezeigt wird, wie er gekreuzigt wurde und am dritten Tage wieder auferſtand. Sachen wie dieſe, welche den Menſchen ermuntern, Gutes zu thun und Andacht im Glauben zu haben, können ſie aufführen, zumal die Leute ſich dabei erinnern

1) Bei obiger allgemeinen Schilderung habe ich auf die vortrefflichen, im ſechsten Bande von Phillip's und Görres hiſtoriſch-politiſchen Blättern für das katholiſche Deutſchland S. 1 flgd. befindlicher Abhandlung des Theaters im Mittelalter, dankbare Rückſicht genommen.

mögen, daß, wie dieß hier dargeſtellt wird, ſich einſt Alles in der Wirklichkeit begab. Dabei muß es aber ordentlich und ſehr andächtig hergehen, auch nur in großen Städten, wo es Erzbiſchöfe oder Biſchöfe gibt und nach deren oder ihrer Stellvertreter Anordnung. Auf Dörfern oder an ſchlechten Orten ſollen die Aufführungen nicht Statt finden, auch nicht um Geld damit zu gewinnen." Aus dieſem Geſetze ergibt ſich, daß es in Caſtilien damals ſchon lange Zeit kirchliche Darſtellungen heiliger Geſchichten gegeben, welche von Geiſtlichen aufgeführt wurden und daß neben denſelben bereits vollſtändige Poſſenſpiele in den Kirchen durch die Geiſtlichen zur Aufführung kamen. Alfonſo wollte durch dieſe Verordnung ohne Zweifel dem ſtrengen Verbote Innocenz III., daß die Geiſtlichen zu Poſſenreißern ſich nicht hergeben ſollten, in Spanien Geltung verſchaffen. Wenn im dreizehnten Jahrhunderte die Mißbräuche bei Aufführung der kirchlichen Dramen ſchon ſo weit gegriffen hatten, ſo wird man in der Annahme nicht weit vom Ziele treffen, daß dergleichen geiſtliche Schauſpiele mindeſtens wohl ſchon im eilften Jahrhundert in der pyrenäiſchen Halbinſel zur Aufführung kamen. Die Geiſtlichen mögen wohl zuerſt auf ziemlich unſchuldige Weiſe dem Einſchleichen des allmählich zu unwürdiger Poſſenreißerei ausgearteten weltlichen Elementes in die kirchlichen Schauſtellungen nachgeſehen haben. Denn es ſtehet feſt und läßt ſich durch eine Menge auch von Moratin allegirter Concilienbeſchlüſſe nachweiſen, daß die aus den Römerzeiten überkommene Luſt und Leidenſchaft für öffentliche Schauſtellungen aller Art, namentlich aber theatraliſche, auch in dem erſten und folgenden Mittelalter in aller Stärke fortdauerte und die Kirche auf alle Weiſe dieſe Schaubegierde, welche unter der Firma Augenluſt ſogar bibliſch mit verboten erachtet werden konnte und wider welche die Kirchenväter (Auguſtinus) ſich ſo energiſch ausgeſprochen, zu zügeln trachten mußte. Da aber die Welt ſich ſtärker zeigen wollte, als das geiſtliche Weſen und der Clerus den Unordnungen, wozu die wilden Schauſtellungen Anlaß gaben, kein Ziel zu ſtecken vermochte, ſo hatte er es für gerathener gefunden, der öffentlichen Neigung nachzugeben, dabei aber Veranſtaltungen zu treffen, daß er der Leitung derſelben ſich bemächtigte, um ſie zu zügeln. Dieß ward dadurch bewirkt, daß man die kirchlichen, nur auf Erbauung abzweckenden Aufführungen mit denjenigen Reizen beſcheiden ausſtattete, welche

das Volk an die öffentlichen Spiele und Schauſtellungen feſſelten. So zog man durch Gewährung ähnlicher Befriedigung die mißleitete und mißbrauchte Schauluſt von den dazu bisher erwählten Stätten ab in die Kirche und unter die Aufſicht der Geiſtlichen. Dieſe Auskunft war beſſer gemeint, als erwogen. Wer eine Bewegung zu beherrſchen zu wollen vermeint, wird in der Regel in ihren Strom hinein- und unaufhaltſam mit fort-geriſſen. Um das Volk zu feſſeln und es die außerkirchlichen Vergnügungen vergeſſen zu laſſen, mußte der in und von der Kirche gebotene Erſatz immer ſtärker mit Welt gewürzt und gepfeffert werden. Der unkirchlichen Einſchiebſel in die geiſtlichen Aufführungen wurden immer mehre. Eine Profanation des Gottesdienſtes und der Tempel des Herrn war davon eine unausbleibliche Folge. Die katholiſche Pracht des Cultus war mit den Freiheiten der Bühne in eine monſtröſe Vereinigung getreten. Die nämlichen Perſonen, welche auf dem Predigtſtuhle das Wort Gottes verkündigten und am Altare das Meßopfer darbrachten, mußten nachher das andächtig geweſene Volk durch Späße und Poſſenreißereien beluſtigen. Nach Ablegung des prieſterlichen Ornates mußten ſie ſich in allerlei lächerliche und unwürdige Verkleidungen ſtecken und in verächtlichen oder lächerlichen Rollen figuriren. In dieſe Scenen (Farßen, deren Handlung aus der heiligen Schrift oder den apokryphiſchen Evangelien entnommen und mit allegoriſchen Figuren ausſtaffirt war) wurden nun die Myſterien der Religion eingewickelt, deren Darſtellung überſinnliche Vorſtellungen und Empfindungen: Ehrerbietung vor der Heiligkeit der Dogmen, vor der Standhaftigkeit der Märtyrer und dem Leben und Wirken des Heilandes, zu erwecken beſtimmt war. Gegen eine ſolche Richtung ſuchten nun Innocenz III. und Alfonſo X. zu reagiren. Doch waren ſie nicht ſo glücklich, den gehofften Erfolg ganz zu erreichen[1]). —

---

1) Die Menge fand an dieſen ſatyriſchen Buffonnerien einmal Geſchmack und die nichts weniger als allgemein würdige Geiſtlichkeit ihren Vortheil dabei. Um die gänzlich verfallene Disciplin ſeines Clerus zu reformiren, hielt Alfonſo Carillo, Erzbiſchof von Toledo, im Jahr 1473 eine Synode zu Toledo, in deren Beſchlüſſen unter andern folgende Stelle vorkömmt: Weil aber ſowohl in verſchiedenen erzbiſchöflichen und biſchöflichen als auch andern Kirchen unſrer Provinz ſeit Alters her die Sitte eingeriſſen iſt, daß an verſchiedenen Feſttagen, z. B. der Weihnacht, der Heiligen Stephanus und Johannes und der unſchuldigen Kinder, ſo wie

Von dieſen dramatiſchen Aufführungen iſt mir kein Text bekannt geworden, vielleicht auch niemals einer gedruckt. Neben dieſen Dar-

---

bei den erſten Meſſen eines neuen Prieſters während des Gottesdienſtes, Schauſpiele mit Larven, Ungethümen und zuweilen höchſt unanſtändigen und mannigfachen Erdichtungen in den Kirchen aufgeführt werden, wobei Lärmen, ſchändliche Verſe und läſterliche Reden vorfallen, ſo daß der Gottesdienſt und das Volk in ſeiner Andacht geſtört werden, ſo verbieten wir derlei Larven, Spiele, Ungethüme, Spektakel und Gaukeleien, ſo wie das Herſagen ſchändlicher Gedichte und Reden alles Ernſtes und beſtimmen, daß diejenigen Geiſtlichen, welche ſich auf die Beimiſchung ſolcher unehrbaren Spiele in den Gottesdienſt einlaſſen oder ſolche geſtatten, wenn ſie an den gedachten Kirchen Benefizien genießen, um einen Monatsbetrag derſelben geſtraft werden ꝛc. Hierdurch wollen wir aber ehrbare und fromme Darſtellungen, welche das Volk zur Andacht ſtimmen, weder an den gedachten noch an andern Tagen verboten haben." — Der unanſtändige Mißbrauch erhielt ſich aber dennoch fort, ſo daß man, wie Mariana in ſeiner Abhandlung de spectaculis angibt, „in den Tempeln das vorſtellte, was man kaum an den ſchlechteſten und verworfenſten Orten zu thun ſich erlauben würde und das Concil von Toledo im Jahr 1565. die Aufführungen verbieten mußte, die am Feſte der unſchuldigen Kindlein Statt fanden, weil dieſelben durch eine ſchandbare Frechheit der Sprache beſchmutzt waren. Zugleich ward befohlen, daß der Ordinarius die Darſtellungen und Schauſpiele zuvor prüfen und dieſelben nicht während des Gottesdienſtes aufgeführt werden ſollten." Wären ſie doch, ruft Mariana aus, gänzlich aus den Kirchen verbannt; denn, was haben Tanz und Schauſpiele mit der Andacht gemein? Allein man glaubte bis zu einem gewiſſen Grade der überkommenen Gewohnheit und dem Vergnügen des Volkes nachgeben zu müſſen, wobei man aber als Geſetz ausſprach, daß in den Kirchen nur ſolche Aufführungen Statt finden dürften, welche zur Andacht erregen und vom Laſter hinwegziehen." Der Mißbrauch war aber ſo tief eingewurzelt, daß noch 50—60 Jahre nach dem Concile Mariana nur wie ſchüchtern ſeine Stimme gegen derartige Vorſtellungen zu erheben wagte. „Schwer iſt es", ſagt er", dieſe verderbliche Gewohnheit auszurotten, welche ſchon lange Zeit unter dem Beifalle der Menge ſich feſtgewurzelt hat und es drohet ſogar die Gefahr des Anſcheins, als wollten wir durch dieſe Erörterung den Gottesdienſt beeinträchtigen, wobei wir einigen Verdacht der Gottloſigkeit auf uns laden" „Man geſtattet," ſagt er, „daß ſchändliche Weibsbilder die Kirchen betreten und daſelbſt Aufführungen geben; mehr als einmal hat ſich das in dieſen Jahren in der Hauptkirche Spaniens begeben und nach ihrem Vorgange auch in andern des Königreiches, wobei ſolche Sachen dargeſtellt werden, welche das Ohr nicht ohne Schauder vernehmen kann und welche wieder zu erzählen man Scheam und Ab-

ſtellungen, welche die Kirche bot und welche hauptſächlich der Menge zu Statten kamen und auf deren Geſchmack berechnet waren, hatte

---

ſchen fühlt." Noch heutzutage werden nach Martinez de la Roſa's Zeugniſſe in einigen kleinen Orten in Spanien die Verkündigung des Engels, die Verehrung der Hirten in Bethlehem, die Paſſion und andere Gegenſtände auf gleiche Weiſe kirchlich dargeſtellt, als es ehedem zu Madrid geſchah: Man erbauet im Chor eine Art von Schaubühne, welche man das Monumento nennt und worauf die Handlung vorgeſtellt wird. Die zahlreich dabei auftretenden Figuranten tragen noch alle das Coſtüm des Mittelalters, wie es beim Urſprunge dieſer Ceremonien Sitte ſeyn mochte. Dort findet man die San-benito, die ſchwarzen Masken, die hohen, ſpitzen Mützen, die nachſchleppenden Röcke, die Gürtel oder vielmehr Panzer von Stricken, kurz das ganze Zubehör einer Proceſſion beim Auto da fe. (Biardot: Studien über Spanien.) — Dieſe kirchlichen Dramen ſind der Urſprung der zahlloſen Stücke der ſpaniſchen Bühne, deren Inhalt der heiligen Schrift entlehnt iſt, welche die erſten Genies der Nation zu Verfaſſern haben und welche noch heute, im Wechſel mit abgeſchmackten Compoſitionen der Art zur Aufführung auf der Bühne gelangen. — Einen gleichen Urſprung haben auch die dramatiſirten Lebensläufe der Heiligen, die bereits im ſechzehnten Jahrhundert ſo gewöhnlich waren, daß, wie Rojas (viage entretenido) ſagt: es bald in Sevilla keinen Dichter mehr gab, der nicht über irgend einen Heiligen eine Comödie geſchrieben. Bei Cervantes waren ſie, wie aus dem Don Quixote erſichtlich, ſehr im Miſcredite. Noch häufiger aber waren die aus den kirchlichen Darſtellungen hervorgegangenen allegoriſchen Dramen, welche unter den Namen autos sacramentales bekannt ſind und zu Ehren des Frohnleichnamsfeſtes aufgeführt wurden, weßhalb Lope de Vega in ſeinem Auto: El nombre de Jesus auf die Frage: Y que son autos? Die Antwort gibt: Comedias a gloria del pan que tan devota celebra esta coronada villa. Dieſe wurden auf den Hauptplätzen der Städte und während der Proceſſion ſelbſt gefeiert. Auch dieſe Gattung ward von den ſublimſten Köpfen cultivirt und ſelbſt von Cervantes nicht verſchmähet. Dann kam die Gattung in ungeſchickte Hände und wurde bis zur Monſtroſität entſtellt, welche die aufgeklärte Zeit Carls III. gern zum Vorwande nahm, die Darſtellung der Autos sacramentales ganz und gar zu verbieten. Aus der mitgetheilten Stelle der siete partidas ergibt ſich, daß den heiligen Darſtellungen auch Zarſpen juegos de escarnio zur Seite gingen, in welchen viele „Unanſtändigkeiten und Derbheiten" vorfielen. Das Auftreten darin wird den Prieſtern unterſagt und die Kirche zum Schauplatz denſelben verweigert. Dieſe Stücke flüchteten ſich auf die Bühne, nachdem ſie in der Kirche keine Stätte mehr fanden und gingen in den ſogenannten Entremeses auf, welche unter dieſen Namen ſchon lange die Poſſenſe die Großen hatten verherrlichen helfen, wo ſie von den

ſchon längſt eine Veranſtaltung, die Großen Spaniens gewiſſermaßen dramatiſch zu vergnügen, in dem Inſtitute der Juglares beſtanden. Dieſen Stand bildeten Männer und Frauen, welche aus Muſik, Tanz und komiſcher Pantomime ein Gewerbe machten. Sie zogen im Lande umher und warteten mit ihren Künſten denen auf, die ihrer begehrten und ſie lohnten, vornämlich den Königen und Großen. Der Urſprung dieſes Standes verliert ſich im Dunkel der entfernteſten Jahrhunderte. Die Vereinigung von Muſik, Geſang, Tanz, Geberdenſpiel und charakteriſtiſch darſtellender Mimik iſt dem Menſchen dergeſtalt natürlich, daß alle Nationen und Zeitalter dergleichen nach Maßgabe ihrer Culturſtufen mehr oder minder durch die Kunſt vervollkommnet aufzuweiſen hatten. Die erſte Spur ſpaniſcher Juglares findet ſich in der coronica general, wo bei Gelegenheit der Vermählung der Töchter des Cid mit den Grafen von Carrion angeführt wird, daß zu den in Valencia dieſerhalb veranſtalteten Feierlichkeiten ſich auch Jongleurs eingefunden. Eine gleiche Nachricht findet ſich bei Erwähnung der anderweiten Verheirathung dieſer Damen mit den Infanten von Navarra und Aragonien. Ein Document aus dem Jahre 1136. iſt von einem Jongleur unter ausdrücklicher Bemerkung dieſes Standes als Zeugen unterſchrieben. In der ſpätern Zeit werden ſie faſt in allen Werken erwähnt, Berceo, Juan Lorenzo, der Prinz Juan Manuel, der Erzprieſter von Hita und eine Menge Anderer gedenken dieſer Leute. Zu den Zeiten Alfonſo des Weiſen (X.) bilden die Juglares bereits einen Stand, welcher in mehr als einer Rückſicht des Monarchen Aufmerkſamkeit

---

ſogenannten facedores de escarnio aufgeführt wurden, die dabei durch Abſingen von Romanzen, Poſſenreißereien, Inſtrumentalmuſik und Tanz die königliche Familie und andere vornehme Leute privatim vergnügten. Dieſe Leute gehörten zu den oben genannten Juglares. Aus dieſen Entremeſes gingen die nachherigen sainetes hervor, kleine beluſtigende Stücke, welche man gleich jenen in größern Aufführungen einſchob. Die meiſten großen Dramatiker hielten ihre Federn nicht für zu gut, auch zur Veränderung sainetes zu ſchreiben. Sie haben die ganze Zügelloſigkeit der frühern klerikaliſchen Buffonaden beibehalten. Sie beſtehen, ſagt Biardot, aus einem leichten Canevas, auf welchen einige heitere Scenen geſtickt und einige boshafte Wortſpiele verſtreut ſind. Sie erregen weniger ein anſtändiges Lächeln als eine derbe und ungezügelte Luſtigkeit, aber es iſt ſchwer, ſich dieſer nicht aufs Gerathewohl hinzugeben, wenn der Darſteller nur einigermaßen erträglich iſt.

auf ſich zog. Bedeutſam iſt das bei Gelegenheit der Würdigung von Alfonſos literariſchen Verdienſten in dieſer Geſchichte bereits näher betrachtete Schreiben des provencaliſchen Troubadours Girand Riquier im Namen der Juglares an dieſen König, ſeinen Gönner, worin er um Abſtellung des Mißbrauches bittet, daß mit jener Benennung alle Troubadours ohne Unterſchied ihres Werthes und Verdienſtes benannt werden und aus deren Anlaß vermuthlich die Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Jongleurs wieder feſter beſtimmt wurden, wovon bereits am angeführten Orte die Rede geweſen iſt. Diejenigen unter den Jongleurs (bufones), welche öffentlich für Geld Geſänge, Tänze, Pantomimen und Muſik aufführen, werden in dieſem Geſetzbuche für ehrlos erklärt, worin möglicher Weiſe ein Grund davon gefunden werden kann, daß ſich lange Zeit wenige dem Schauſpielerſtande von Profeſſion widmen wollten. Da das Schauſpiel damals noch eine ganz kirchliche und religiöſe Bedeutung hatte, ſo durfte man auch ſeine Aufführung nicht Leuten anvertrauen, welche das Geſetz infamirte. Sancho IV. hielt dieſer Juglares eine anſehnliche Menge an ſeinem Hofe. Es ward damals ſelten ein Feſt begangen, ohne daß die verſchiedenen Arten von Troubadours daran Theil genommen hätten oder vielmehr ſie machten allein die Würze dieſer Feſte aus, welche ſeit Einführung der gaya ciencia einen ſtärkern poetiſchen Anſtrich erhielten. Dieſe ciencia vereinigte zwar die Freunde der Poeſie, wie auch die derſelben huldigenden Troubadours zu Geſellſchaften, welche gemeinſchaftlich in poetiſchen Wettkämpfen und Disputationen ſich verſuchten, aber doch niemals etwas ſchrieben oder dichteten, was unter die Kategorie eines dramatiſchen Gedichtes ſich begreifen ließ. Es blieben die darſtellenden Verſuche der Troubadours ſtets nur eine Vereinigung der drei Künſte, welche ihre Wiſſenſchaft ausmachten, des Tanzes, der Muſik und der Dichtkunſt, ohne beſtimmte Aufeinanderfolge, ohne Regel, ohne ſceniſche Anordnung. Doch waren dieſe Jongleurs, ſobald ihnen ein etwaniges irgend darſtellbares dramatiſches Erzeugniß von anderswo geboten werden konnte, zur Darſtellung deſſelben die geeigneten Perſonen, weßhalb ſie denn wohl auch unzweifelhaft die aus der Kirche verwieſenen juegos de escarnio vor ihren erlauchten Gönnern zu einer dramatiſchen Aufführung brachten. Der Name facedores de escarnio läßt wenigſtens vermuthen, daß es früh genug geſchehen ſeyn mag. Da-

durch hob ſich die Achtung vor dem Stande der Juglares wieder etwas. Als im Jahre 1328. bei Gelegenheit der Krönung Alfonſes IV.[1]) von Aragonien, der Infant Don Pedro, Bruder des Königs, und andere Große eine ſpaniſche Aufführung mit Sang und Tanz veranſtalteten, waren auch verſchiedene Juglares dabei, welche verſchiedene poetiſche Compoſitionen des Prinzen vortrugen. Wären dieſe Leute noch ſo verachtet geweſen, als früher, man würde ſie wohl nicht an einem Spiele haben Theil nehmen laſſen, in welchen ſie Genoſſen der Edelſten im Lande wurden.

Der Todtentanz.

Ums Jahr 1360. dürfte auch, nach Wolfs treffenden Combinationen, die Entſtehung der Danza general en que entran todos los estados de gentes zu ſetzen ſeyn. Der Verfaſſer dieſes Todtentanzes, welchen man einem ungefähr in der genannten Zeit blühenden Dichter dem Juden Rabbi Don Santo zugeſchrieben, weil die Danza in der Bibliothek des Escorial ſich in einem Codex mit den consejos y documentos des Juden befindet, iſt unbekannt und es iſt ein Beweis von Villemains nicht ſeltener Flüchtigkeit, wenn er, nachdem Sanchez und Moratin dieß längſt mit Gründen ausgeſprochen, doch den Rabbi Don Santo für den Verfaſſer des Todtentanzes ausgibt. Es war ihm aber wohl hauptſächlich darum zu thun, den wortſpielenden Einfall anzubringen: La singularité de sa fortune est explique par ses noms: il étoit un noble (Don) pour les Espagnols et un Saint (Santo) pour les Juifs. Gleich den Spott- und Narrenſpielen iſt der Todtentanz eine jener Eigenthümlichkeiten des Mittelalters, deren Bedeutſamkeit wie ſo viele andere tiefſinnigen Anſchauungen der Schlamm, der in die neue Zeit hineinfluthenden Aufklärung dicht überzogen hat, ſo daß wir ſie uns immer erſt mühſam wieder enthüllen müſſen, um unſere Freude am Tiefſinn der als rohes Mittelalter verläſterten Vorzeit, zu haben. Die Anſchauung, daß der Tod mit einem Jeden tanze, welche aus Anlaß der damals herrſchenden ſchnell tödtenden Peſt das 13. und

1) Cf. Blas Nasarres Abhandlung von der ſpaniſchen Comödie vor deſſen Ausgabe der Comedias y entremeses des Cervantes und Velasquez S. 62.

14. Jahrhundert ſo gern zum Vorwurfe künſtleriſcher Darſtellung machte, ging aus tiefſtem Ernſte der Einſicht der Bedeutung und Aufgabe des Lebens hervor. Will man nicht die Einſicht, alſo das bewuſste Erkennen, als den Entſtehungsmoment jener Vorſtellung gelten laſſen, ſo doch ſicherlich den treffenden Inſtinct der Wahrheit. Nur die Freiheit des Bewuſstſeyns der Ewigkeit des Geiſtes vermag über den Tod zu lächeln und deſſen Vorſtellung zum Stoffe künſtleriſcher Verarbeitung zu nehmen, ſich verſtatten. Der Tod, der ſo dem Menſchen gegenübertritt, bringt im vergleichenden Hinblicke auf die Vergänglichkeit des Leibes und die ewige Dauer des Geiſtes, dem treuen Erkenner die Thorheit der hienieden auf Anerkennung pochenden irdiſchen Beſtrebungen zum Bewuſstſeyn und reiſset ihn aus den eiteln und nichtigen Träumen ſo wie der Vertiefung in die inhaltloſen Intereſſen empor, welche ſonſt im leeren Hienieden ſich an uns hängen, denn wir erkennen in ihm den ſtrengen und erbarmungsloſen Vernichter alles deſſen, was unſere Eitelkeit anzog und erfreuete. Im Todtentanze nun vollziehet der Tod dieſes alle Erdengröſse erwartende Gericht mit unerbittlicher Partheiloſigkeit und überraſchend ſchnellem Einbruche des unaufhaltſamen Urtheiles. Jeden ſtört er, jedem kömmt er noch zu früh, jeder hat Aufſchub nothwendig, denn es wird auch nicht Einer gefunden, welcher ſich würdig erachten dürfte, ſo gleich den Tag des Herrn zu ſchauen und nicht in irgend einem eiteln Beginnen abbrechen müſste. Allein der Tod verträgt keine Einrede, Entſchiedenheit iſt das Weſen ſeines Handelns; er iſt unabweislich, achtet nicht das Beſtehende und iſt gleichgültig gegen das Werdende und hat ſiegreiche Gründe wider alle Entſchuldigungen und Aufſchubsgeſuche. Dieſe, von Roſenkranz ſo treffend hervorgehobene Idee liegt denn auch dieſer, ſo weit bekannt, in Spanien einzigen und in Europa alteſten Danza general des Unbekannten zum Grunde. Man hat dieſelbe der dialogiſchen Form wegen unter die Dramen zu ſetzen beliebt, um der dramatiſchen Kunſt der Caſtilianer ein recht hohes literariſches Alter zu ſichern. Moratin läſst mit dieſer Danza die dramatiſche Literatur beginnen. Allein ein Drama iſt dieſer Todtentanz ſo wenig als die ähnlichen Hervorbringungen, von welchen die Geſchichte der Poeſie anderer Völker zu erzählen weiſs. Es iſt ein in Octaven de arte mayor geſchriebenes Gedicht. Moratin iſt der Meinung, daſs dieſe Verſe wirklich aufgeführt worden und zweifelt blos, ob ſie geſungen oder recitirt worden, iſt aber

nicht bedenklich in der Annahme, daß der Vortrag mit Tanz und Spiel abgewechselt. Ob der Tod mit den aufgeforderten Personen wirklich getanzt, darüber spricht er sich nicht aus. Wolf aber äußert die Vermuthung, daß die Todtentänze in mimischen Kirchenaufzügen ihren Ursprung haben möchten. Nach einer kurzen prosaischen Einleitung eröffnet der Tod die Scene mit den Worten: „Ich bin der Tod, stehe allen Geschöpfen mit Gewißheit bevor, welche sind und seyn werden, so lange die Welt währet. Ich rufe und spreche: O Mensch, warum kümmerst du dich so sehr über dieses so kurze und im Augenblicke vorübereilende Leben. Keinen noch so mächtigen und starken Riesen gibt es, der sich vor diesem meinem Bogen zu schützen vermöchte; sterben mußt du, wenn der Schuß meines grausamen Pfeils dich durchdringt." Nach drei fernern Octaven erscheint ein Prediger, welcher Allen die Nothwendigkeit des Todes noch näher zu Gemüthe führt und die Vollbringung guter Werke empfiehlt, um sich geschickt und bereit zu machen zu dem Tanze, welchen der Tod für einen Jeden in petto hat. Dieser erläßt nun seine Aufforderung zu jenem Tanze: „Zum Todtentanze kommt ihr Geborenen Alle und jeden Standes, die ihr in der Welt seyd; wem es nicht beliebt, den werde ich alsbald mit Gewalt und wider Willen hieher kommen lassen; der Pater hat euch schon gepredigt, wie ihr Alle Buße thun müsset. Wer sich das nicht zu Herzen nimmt, der mag sich nachher alle Hoffnung vergeben lassen." — Der Tanz beginnt, indem der Tod seine Blicke auf die Menge wirft. Er ruft zwei Jungfrauen: „Jetzt fordere ich zu diesem meinem Tanze die beiden schönen Jungfrauen, so ihr hier sehet. Sie kamen in der gar übeln Absicht, meine Gesänge zu vernehmen, welche so betrübend sind. Allein es werden ihnen weder Blumen noch Rosen helfen, noch der Putz, den sie sich anzulegen gewohnt sind; vermöchten sie es, sie würden sich gern von mir trennen; allein es ist nicht möglich, sie sind mir verlobt ꝛc." Nachdem die Jungfrauen den Reigen eröffnet, kommen alle Stände vom höchsten bis zum geringsten, der geistliche wie der weltliche, mit ihren Abstufungen in gleicher Art an die Reihe, so daß der Tod in der einen copla die Einladung an seine Tänzer ergehen läßt, dieser aber in der folgenden dem Jammer um sein frühzeitiges Scheiden Luft macht. Die letzte der 71 Octaven enthält die Resignation und die frommen Vorsätze der Sterblichen [1]).

1) Cf. Wolf Beiträge zur Geschichte der castilianischen Nationallitteratur S. 133.

Eben ſo wenig als durch den Todtentanz ein Fortſchritt oder auch nur ein Anfang der dramatiſchen Kunſt bezeichnet werden mag, dürfte dieß mit den Stücken der Fall ſeyn, die der Großvater des Marquis von Santillana (ſ. oben deſſen Brief), Pedro Gonzalez de Mendoza componirte. Es waren anſcheinend dramatiſche Dichtungen, in welchen die römiſche Comödie nachgeahmt und denen eine Beizierde von Estribillos und Hirtengeſängen hinzugefügt war. Vermuthlich wurden dieſe Stücke auf Befehl des Königs gefertigt und zum Vergnügen des Hofes privatim dargeſtellt. So Moratin. Martinez de la Roſa dagegen meint, daß man keine dieſer Compoſitionen eine dramatiſche nennen könne. Eine öffentliche und literariſche Dignität erwarben dieſelben jedenfalls ſich nie. Dieſe Eigenſchaft irgend einem poetiſchen Erzeugniſſe in dramatiſcher Form aufzuprägen, vermochte auch König Johanns II. poetiſcher Hof nicht, obwohl es dort, wie oben gezeigt worden, nicht an Kräften und Neigung fehlte, neue Zweige der Dichtkunſt zur Blüthe zu treiben. Die Zeit, wo die Keime einer wirklichen dramatiſchen Kunſt das Licht begrüßen ſollten, war noch nicht gekommen, und was die ſich ſelbſt nicht klare poetiſche Fruchtbarkeit dem Aehnliches hervortrieb, war immer noch nicht der ächte Anfang des ſpaniſchen Nationaldramas, ſondern verirrter Auswuchs anderer Stämme. Das nicht auf die Nachwelt gekommene allegoriſche Drama des Marquis von Villena, welches 1414. zu Saragoſſa bei der Krönung Johanns II. zur Aufführung gelangte, gehört zu jenen dramatiſchen Vorzeichen, die noch nicht das Drama ſelbſt ſeyn konnten. Gonzalo Garcia de Santa Maria, der Chroniſt König Ferdinands des Rechtlichen[1]), meldet, daß in dieſem Feſtivitätsſtücke die allegoriſchen Figuren der Gerechtigkeit, der Wahrheit, des Friedens und der Barmherzigkeit aufgetreten ſind. Wenn daher auch in den kirchlichen Dramen nicht etwa der Gebrauch allegoriſcher Perſonen, wie wahrſcheinlich, noch früher Statt gefunden, ſo erhellt doch ſchon aus dieſer Anführung, daß Cervantes und Andere im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert, welche ſich die Erfindung des Benutzens ſolcher Figuren zu dramatiſchen Zwecken berühmten,

1) Cf. Blas Naſarres Abhandlung von der ſpaniſchen Comödie. — Martinez de la Roſa im aprodice sobre la comedia und Moratin Origines del Teatro Español.

mit ihrer Ruhmredigkeit an die zweihundert Jahre zu ſpät kamen. Bouterweks und Sismondis Hypothese, daß dieſes Stück Villena's im lemoſiniſchen oder provencaliſchen Dialecte gedichtet geweſen, hat Martinez de la Roſa in einer Note zu ſeiner Abhandlung über die Comödie treffend abgefertigt und gezeigt, daß es nur im caſtilianiſchen Idiome geſchrieben ſeyn konnte.

Die comedieta de Ponza des Marquis von Santillana.

Von einem andern dramatiſch zugeſchnittenen Erzeugniſſe aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts haben wir nähere Nachricht. Es iſt des Marquis von Santillana comedieta de Ponza, welche kein Literator erwähnte, bis Martinez de la Roſa dieſelbe durch einen glücklichen Zufall unter den Manuſcripten der Pariſer Bibliothek auffand. Aufgeführt ward dieſe comedieta, welche um das Jahr 1436. zu ſetzen iſt, eben ſo wenig, als ſie nach der Anſicht des Dichters eine ſolche Beſtimmung haben mochte, der in einem Briefe an die Gräfin de Modica y de Cabrera verſichert, daß er vielfachen Bittens ſeiner Freunde ungeachtet, dieſe comedieta noch niemals aus den Händen gegeben habe. Ueber die Benennung comedieta [1]) gibt Santillana ebenfalls Rechenſchaft. Da meines Wiſſens in Deutſchland von dieſem Stücke noch nichts bekannt geworden iſt, ſo werde ich ſchon länger dabei verweilen dürfen. Das Stück beginnt mit einer Anrufung. Der Dichter ſtellt vor, wie er in Schlaf verſunken geweſen, als von einem traurigen Geſpräche und einer klägelichen Rede ſeine Ohren getroffen wurden; ſie waren ſo entſetzend, daß die bloße Erinnerung daran den Dichter zum Mitleiden bewegt. Dem Klange ſich zuwendend, erblickt er vier Damen, deren Aeußeres ihm verrieth, daß er Halbgöttinnen oder mindeſtens Perſonen hohen Standes vor ſich habe. Sie waren ſchwarz gekleidet, drei trugen Kronen und riefen den Tod ſo kläglich, daß er zweifelt, ob die von Ovid geſchilderten Klagen der Gorgonen ſo heftig geweſen. Die drei Damen waren die Königin Mutter, die Königinnen von Na-

1) Moratin meint, man dürfe nach den Gründen dieſes Namens eben ſo wenig fragen, als warum Dante ſein Meiſterwerk eine Comödie genannt.

varra und Aragon und die Infantin Catharina, in Trauer verſetzt durch die Seeſchlacht von Ponza (1435 gegen die Genueſer), in denen die Könige und der Infant Gefangene blieben. Die Königin Mutter wendet ſich an den Dichter Boccaz, den man ſich gegenwärtig denken muß und bittet denſelben, den traurigen Hergang zu beſingen; auch die andern Damen ſprechen ihre Klagen über das Mißgeſchick aus. Boccaz antwortet in zwei italieniſchen Strophen den vier Damen. Es folgt ein Vortrag der Königin Mutter, worin ſie den Ruhm ihrer Familie und ihre erlauchte Abkunft verkündigt und einen ihrer Söhne nach dem andern ſchildert und feiert: Die Könige von Aragon und Navarra, die Infanten Enrique und Pedro, eben ſo ihre Töchter, die Königinnen von Caſtilien und Portugal: „Jene beſitzen die großen Spanien ſammt vielen Gegenden, welche gen Abend belegen, vom Ende des Landes bis zu den Gebirgen, welche die Gallier von unſerm Volke trennen.“ Die alte Königin meldet ſodann verſchiedene Vorzeichen, die ihrem Unglücke voraus gingen. Dann folgt die Erzählung eines Traumes, den ſie gehabt, worin ſie einen Sturm zu beſtehen und in einem kleinen Nachen zu verſinken meinte. „Die aufwartenden Edelleute riſſen die reichen Vorhänge des Bettes auseinander und gaben mir zu erkennen, wie ſchon das Licht der Morgenröthe nahe und die Landbauer in die Felder rufe; ich hörte, wie das Geſelge in klagenden Tönen im ganzen Palaſte umherflüſterte; ich begann zu fürchten, bezwang die Schläfrigkeit und fragte ängſtlich, was ſie vor hätten.“ Es wurde der Schlaftrunkenen nun der Brief der Königinnen von Portugal und Caſtilien überreicht, in welchem der Ausgang der Schlacht und die Gefangennahme der Könige und des Infanten gemeldet ward. Der Brief wird ſeinem ganzen Inhalte nach mit der Beſchreibung der Schlacht vorgetragen. „Nach Leſung des Briefes fiel ſie zur Erde, der Sprache und Beſinnung beraubt, nicht minder verwundert als die trauernde Dido; bald erheben auch die andern das kläglichſte Wehegeſchrei, wovon ſie Meldung geſchehen und wie es nicht gehört wurde, als Lucius fiel noch als Varius beſiegt war.“ Nun kommt das Glück (fortuna) in Frauengeſtalt, um die Leidtragenden zu tröſten. Es erfolgt eine ſehr reizende Beſchreibung des Glückes und der vielen Fürſten, welche es zu Begleitern hat. Es wird ihm eine lange Rede über ſeine Macht in den Mund gelegt, welche alſo endiget: „Wohl ihr, theuren Königinnen, wann ich es geſtattete und Euern Gemahlen die Freiheit gäbe, welche Welt würde dann wohl ihren wilden, räu-

nen Muth aufzuhalten vermögen? Wahrlich schon erseufzte der ganze Osten und alle Völker Galliens und Ungarns; auch die von Mittage klagten gegen mich, sowie die gänzlich besiegten Völker. Inzwischen war ihre Gefangennahme einmal bestimmt und angeordnet; doch kümmert euch der langen Haft wegen und daß die Freiheit versagt werde; hasset und fliehet die Sorge, welche euch also quält, beästigt und peinigt; singet Halleluja, denn die Freude nahet und gedenket nicht der vergangenen Zeit. Nicht nur befreiet sollen sie werden und wieder eingesetzt in ihre Herrschaften, sondern große Reiche, Gegenden und Provinzen werden ihnen zufallen, die mir allesammt gehören, die Abkömmlinge eures Geschlechtes werden lange einen großen Theil der Welt besitzen; habt guten Muth, denn dessen bin ich gewiß, Jammer und Klage mögen nun aufhören. Außer Spanien werden ihnen verschiedene Theile der Erde als Erbtheil zufallen, und ihre Thaten werden als Heldenwerke in der Welt gepriesen werden; ihrem Winke und Joche werden unterthan sein die Völker, welche aus den Flüssen Jordan, Euphrat, Ganges und Nil trinken; ihre Fahnen werden siegreich seyn und nimmer überwunden werden. Mit diesen Worten endete die Herrscherin über die Lebenden ihre Rede und die Ausführung ließ nicht lange auf sich warten; denn bald wurden mir die vier Herren frei und froh gegenwärtig, von denen meine Comödie und meine Arbeit singen; wer es bemerken will, bemerke sich ein so großes Wunder, und ihr klugen Zuhörer staunet." „Hier endet der Tractat (tratado), genannt die Comedieta de Ponza." Mit glänzenden Strahlen zwang das Frühroth die Finsterniß hinweg und nöthigte dieselbe, Spanien zu verlassen, so daß mir die große Fürstin und deren Gefährtinnen entschwanden. Wer wollte aber wohl darüber zweifelhaft seyn, ob es mißfällig und entmuthigend gewesen, einen so unglücklichen Fall nochmals in solche Freude sich verwandeln zu sehen. — So schließt diese originale Composition, welcher Meratin nach den etwas verächtlichen Bemerkungen darüber keinen sonderlichen Werth beizulegen scheint. Man darf, wenn man die Epoche ihrer Entstehung in Betracht ziehet, immerhin vor der Erfindung, der dramatischen Form, der Sprache und dem runden, wohlklingenden Versbau einige ästhetische Achtung haben, nicht minder aber vor der einnehmenden und poetischen Wendung, welche der erfindungsreiche Santillana, ohne wider die Geschichte zu verstoßen, dem schweren Unfalle zu geben wußte, der ihm zum Vorwurfe gedient hatte. Die Octaven de

arte mayor Comedieta, worin ſie abgefaßt, ſind übrigens ſehr geläufig. Als im Jahr 1436. König Johann und ſeine Schweſter, die Königin von Aragon, ſich in Soria einen Beſuch machten, gab es, wie die Chronik dieſes Königs beſagt, Hoffeſte aller Art und dabei komiſche Actionen. Daſſelbe geſchah, der Chronik zufolge, zu Briviesca bei Gelegenheit der Uebernahme der Prinzeſſin Blanca als Braut des Prinzen Heinrich. — Nachdem dieſer Prinz als Heinrich IV. nun König geworden war, konnte das dramatiſche Element, welches den Hoffeſtivitäten eine geläufige Zugabe geworden war, in den unruhigen Zeiten keine Nahrung finden, obgleich er ein großer Liebhaber der Muſik war. — Ins Jahr 1469. würde die angeblich im Hauſe des Grafen Urraca bei Gelegenheit der Vermählung Ferdinands und Iſabellens ſtatt gefundene theatraliſche Aufführung, deren Exiſtenz auch Moratin (der aber ſonſt gar nichts Näheres anzugeben weiß) annimmt, wenn gleich er ungewiß iſt, ob das Stück noch vorhanden ſey, zu ſetzen ſeyn, wenn nicht aus den unten bei Juan de la Encina angegebenen Gründen die Aufführung bezweifelt werden müßte.

Dramatiſche Ausbeute der Liederbücher.

In den alten cancioneros, welche die Poeſieen dieſes Zeitraumes enthalten, trifft man keine eigentlichen dramatiſchen Verſuche an. Doch dürfen zwei Compoſitionen nicht unerwähnt bleiben, welche uns in Caſtillos Liederbuche erhalten ſind und von denen eine den Puerto Carrero, die andere den Commendador Eſcriva zum Verfaſſer hat. Die dramatiſche Form, welche die Dichter dieſen Erzeugniſſen gegeben haben, iſt aber nichts weniger als eine nothwendige. Es ſind erotiſche Reflexionen, denen durch zufälligen Anlaß und zur Abwechslung die dialogiſche Form gegeben iſt. Von Handlung, von Scenirung, vom Fortſchreiten nach einem Ziele, von Situationen iſt darin kaum die Rede. Doch fehlt es denſelben keineswegs an dramatiſcher Lebendigkeit und ſie ſcheinen mir, obgleich bis jetzt überſehen, weit dramaähnlicher als das Geſpräch Amors mit einem Alten, von dem weiterhin die Rede ſeyn muß und als die comedieta de Ponza und Mingo Rebulgo. Dem Gedichte des Puerto Carrero dient zwar eine Begebenheit zur Unterlage.

Allein derſelben fehlt es an allen dramatiſchen Motiven und ſie ſtehet nur etwa da, um dem Gedichte einen Eingang zu geben, das nachher gar keine Notiz weiter von dieſem Anlaſſe nimmt, ſondern denſelben mit der einen auftretenden Perſon ganz und gar fallen läßt, um den Dichter als einen Verliebten von der traurigen Geſtalt erſcheinen zu laſſen. Dem Dialoge liegt folgendes Verhältniß zum Grunde. Der Dichter nahm ſeinen Weg eines Tages durch eine Straße, worin er ſeine Geliebte in einem Fenſter oder auf einem Balcon mit einer Freundin antraf, welche für ihn zugleich eine Vermittlerin war. Letztere hieß Xerez. Er hatte beide nicht bemerkt. Von ſeiner Dame angerufen, begann er mit ihr ein Geſpräch. Im Laufe deſſelben macht ſie mit ihm Scherz und verſtellt ſich vor ihm, wobei ſie ihre Rede an die Freundin richtet. Dieſe einfache Begebenheit iſt der Gegenſtand eines Dialogs, in welchem der Dichter, die Geliebte (eine Schweſter des Lope Oſorio) und Xerez auftreten. Letztere ſpricht nur wenige Worte und der Dialog befindet ſich bald in den Händen beider Hauptperſonen allein. Der Eingang iſt lebendig genug. Sie ſagt: Puerto Carrero! Er: Herrin! Sie: Wohin gehet ihr? Er: Ich weiß nicht, wohin ich gehe, woher ich komme, wo ich mich befinde, und weiß überhaupt von mir jetzt nichts. Sie: Niemals ſah ich euch ſeltener. Er: Es iſt wahr. Allein ihr ſelbſt ſeyd daran Schuld. Denn ſeitdem ich euch kennen lernte, denke ich nicht mehr an mich ſelbſt. Sie: An wen kann, wer an ſich nicht denkt, wohl denken. Er: An euch. Ihr ſeyd unvergeßlich und reißet mich heraus aus meiner Vergeßlichkeit. Um mich ſelbſt lebe ich unbekümmert und Gott will, daß das Andenken an euch mich in ſolche Bekümmerniß verſetzt, daß ich in völliger Vergeßlichkeit lebe. Sie (zu Xerez): Hörſt du Schweſter? Xerez: Ich höre. Sie: Was hältſt du davon? Xerez: Daß er nicht das Böſe verdient, was du ihm ſagſt. Sie: O ſchweige und mache mir keinen Verdruß. Es iſt kein Unwille, wenn ich ihn veranlaſſe zur Büßung des Gethanen noch mehr zu ſagen. Xerez: Du beliebſt zu ſcherzen und wunderſt dich über Jenes? Sie: Mich dauert, euch in dieſem Zuſtande zu ſehen. Xerez: Und mich, was du thuſt. Laß ſehen, weßhalb du mit ihm redeſt, dem du ſo übel willſt. Sie: Du wirſt wenig daraus entnehmen. Auch er verſteht es nicht. Xerez: Willſt du ſehen, wie er ſich die Gelegenheit zu Nutze macht, ſo rufe ihn; ſieh', ob er kommen wird. Sie: Nein, rufe du ihn, damit er ohne Arg heraufkomme. Xerez: Beſſer iſt es, wenn du

ihn läſſeſt, denn es iſt ſündhaft. Er iſt unglücklich genug; das Leid, welches du ihm zugefügt, iſt groß genug. Bringe ihn nicht zur Verzweiflung. Sie: Beunruhige dich nicht, wenn du ihn beunruhigt ſiehſt, denn was ſich in ſeinem Aeußern ausſpricht, iſt mehr Schein. Auch bin ich nicht gefühllos bei ſeinem Kummer. Xerez: Wenn es nur nicht übel mit ihm abläuft! — Die Freundin verheißt der Xerez einen guten Spaß. — Xerez macht Schwierigkeiten. Die Angebetete ruft aber den Liebhaber an, welcher unterdeſſen in Gedanken geſtanden hat, und fordert ihn auf, wenn er zurückkäme, bei ihr einzuſprechen. Er verſichert, wie er für ſie bereits zurückgekehrt und ihrer Befehle gewärtig ſey. Während er heraufkommt, macht die Schelmin ihre Freundin Xerez aufmerkſam darauf, welche Widerſprüche ſie an dem Dichter wahrnehmen würde, wie er beſtändig geben wolle und doch nicht fortkäme, wie er immer den Tod im Munde führe, ohne ans Sterben zu denken u. ſ. w. Auch der Monolog Puerto Carreros während des Hinaufſteigens auf der Treppe wird mitgetheilt. Er bemerkt wohl, daß ihm eine Schlinge gelegt werden ſoll, denn es iſt ihm unerhört, daß er angerufen worden. Er empfiehlt ſich Gott mit dem Bemerken, wie er dem Rufe nicht habe widerſtehen können, wobei er in jene extravaganten Liebesausbrüche verfällt, welche wir in der Liebesliederpoeſie dieſes Zeitalters bereits haben kennen lernen. Auf ſein Befragen, was die Herrin befehle, erwiedert ſie: daß er übeln Todes ſterben oder ſolcher Art leben möge, daß er vor ſeiner eigenen Frage die Flucht ergreifen müſſe. Auf Puerto Carreros Frage: ob ſie ſeinen baldigen Tod begehre, erfolgt die Antwort: das nicht, aber als Lohn für die Qual, welche er zur Schau trage, ſolle er ganz das Gegentheil von dem, was er ſuche, empfangen. Puerto Carrero erwiedert, wie er bei ihrem Anblicke nur ſein Leiden ſuche, weil er der Nothwendigkeit, ihr zu dienen, nicht widerſtehen könne. Er ſucht ein Leben voll Seufzer, weil er ſie hat kennen lernen. Er ſucht das Ende, ſein Geſchick läßt ihn daſſelbe nicht finden. Er ſucht mehr Schmerz, als er verſchweigt, denn ſein großes Mißgeſchick iſt ins Formloſe gewachſen. Die boshafte Geliebte meint hierauf, daß er wohl thun würde, ein Ende für einen ſo weit ausholenden Anfang zu ſuchen, damit die Zeit ihrer Unterhaltung nicht ungenutzt verſtreiche und er nicht gehen müſſe, wenn es ihm am wenigſten lieb ſey. — Unter verblümten Liebesbetheuerungen verſichert P., daß, wer ohne ſie leben müſſe, ſein ganzes Leben

hindurch ſterbe. Das ſpitzfindige Hin- und Herreden, welches darauf berechnet iſt, den guten Puerto Carrero zu ängſtigen und zu quälen, wird nun lange genug fortgeſetzt, um erkennen zu laſſen, daß die beiden Sprecher ſehr gewandte Dialektiker in den metaphyſiſchen Regionen der Liebe ſind. Legen die Redenden auch nicht gerade, wie das Drama ſolches erfordert, durch ihre Ausſprüche den beiderſeitigen Charakter dar, ſo gewährt doch die Lebendigkeit, womit ſie die Gedanken wechſeln und dieſelben ineinandergreifen laſſen, eine Art dramatiſches Intereſſe, welches wir ſonſt in zahlreichen Dialogen, die nur trockene Gedanken oder eine zerſtückelte Abhandlung mit einförmigem Wechſel der Behauptungen, Einwendungen und Beantwortungen liefern, vermiſſend entbehren. Das Stück iſt zu lang, um einen zuſammenhängenden Auszug davon geben zu können. Die Art der Behandlung der Liebesſachen in der caſtilianiſchen Poeſie kennen wir ohnehin ſchon zur Genüge. Auffallend iſt die ausgeſuchte Grauſamkeit, womit die redend eingeführte Geliebte hier den Dichter quält und einer Abſurdität nach der andern beſchuldigt, ſo wie die Demuth, mit welcher er alle Sottiſen hinnimmt und die Unterwürfigkeit, in der er immer nur ihres Befehles gewärtig iſt. Alle ſeine ernſthaften, lyriſch tief gefühlten Verſicherungen gefällt ſich die geiſtreiche Spröde als läppiſche oder gar luſtige Einfälle zu bezeichnen. Wirklich aber auch iſt die Spitzfindigkeit der Erotik in den Reden Puerto Carreros aufs Aeußerſte getrieben. Nicht ſelten kommt es zu trefflichen Vergleichungen und Wortſpielen ganz in der Art, wie Mereto und Calderon nachher in ihrer Meiſterſchaft die Fülle hervorbrachten. Freilich iſt dabei oft die Bemerkung nicht ungegründet, welche auch Puerto Carrero von ſeiner Geliebten hören muß: er ſolle die Bilder und Vergleichungen hinweg laſſen und ſeinem Gefühle den natürlichen Ausdruck geben, denn alles, was er ihr ſage, bleibe zwiſchen den Zeilen ſtecken. Entweder fehle es ihm bei ſeinem Gebahren an wirklicher Leidenſchaft oder an Verſtande. Puerto Carrero betheuert dagegen der Ungläubigen, daß, was ſie von ihm ſehe und höre, die reine Wahrheit ſey. Ueber beides wundere er ſich: über ſich, daß er ſo vieles dulde, über ſie, daß ſie ſo handle. Ohne euch, fährt er fort, fühle ich mich ſterben. Bin ich aber in eurer Gegenwart, ſo gelange ich nimmer zur Freude und zu einem gedeihlichen Leben. Urtheilet daher, was ich empfinden muß. Mich peinigt das Verlangen, euch zu ſehen, ſehe ich euch, ſo verlangt mich, euch zu hören und höre ich euch, ſo möcht' ich euch

ganz kennen; deßhalb fühle ich eine Nöthigung, euch zu dienen. Ueber dem Dienen wächst abermals mein Verlangen und das Verlangen bringt mich zur Verzweiflung an dem Ruhme, deſſen ich theilhaftig bin, wenn ich mich neben euch erblicke. Ich leide mehr, als ich zu ſagen vermag; die Liebe iſt argwöhniſch, deßhalb bin ich eiferſüchtig, um immer noch feindſeliger wider mich ſelber zu ſeyn. Es iſt mein Mißgeſchick, daß ich ſo ohne Glück geboren ward und ihr mit ſolcher Vollkommenheit, daß die Leidenſchaft unvermeidlich blieb. — Hierauf hat die Grauſame weiter nichts als ein: Ihr redet. — Nein ich wollte nicht, erwiedert Puerto Carrero. — Aber ihr wolltet doch etwas ſagen, iſt ihre Antwort. — Zwiſchen eine andere Liebesbetheuerung wirft ſie die Frage: wo iſt dieſer Handſchuh genähet? — Einer ferneren Verſicherung ſetzt ſie eine Bemerkung über Seide entgegen. Auch frägt ſie bei einer andern liebeswarmen Aeußerung: wem doch dieſer Vers oder Einfall angehöre? — Ein anderes Mal macht ſie den unerſchöpflichen Liebesredner aufmerkſam darauf, daß es ſchon ſpät werde, oder ſie wendet ſich an Xerez mit der Frage: wo ihr Stickmuſter liege? Alsdann erklärt ſie dem Dichter rund heraus, daß er bei aller erheuchelten Leidenſchaft, aller vorgeblichen Klagen meilenweit von ſeinen Redensarten entfernt ſey. — Das iſt dem guten Puerto Carrero doch zu viel und er iſt außer ſich, daß ſie ihm nicht einmal zugeſtehen will, wie er für ſie leidet. Sie macht ihm den Vorwurf, daß er doch ſo friſch ſey, während er ſich ihr als einen beinahe Todten darzuſtellen ſuche. An einer andern Stelle tadelt ſie ihn, daß er Redensarten in die Luft werfe und glaube, daß ihm Verzeihung angedeihen müſſe, wenn er Entſchuldigungsgründe hinſpräche. Sie wirft ihm ſogar vor, daß er Unartigkeiten ſage. Puerto Carrero verſichert, daß es ihm leid ſey, wenn er dieſes gethan habe, und daß er herzliche Reue empfinde, denn er wolle ihr dienen und der Ihrige ſeyn, ſo lange er lebe und in noch größerer Treue als er zu zeigen im Stande ſey. Meine Treue, ſagt er, iſt eure Gefangene, obwohl ſie dort nur den Tod zu erwarten hat. — Wie die maaßloſe Furcht, welche die Menſchen in Stürmen auf dem Meere empfinden, mit dem guten Wetter zu verſchwinden pflegt, und ihre unmäßige Habſucht und der Gefahrkitzel mit der Hoffnung ſie wieder auf's Meer treibt, ohne daß ſie die tauſend Gelübde und Wallfahrten, welche ſie auf der See gelobten, erfüllt haben, alſo erlebt es der Dichter an ſeinen eigenen Vorſätzen und Empfindungen. — Zuletzt ſchickt die Geliebte ihre Anbeter zum Abend-

essen nach Hause, wo ihn seine gute Frau erwartet. Er gehet natürlich in höchster Betrübniß und damit hat der in zierlichen Neunzeilern gereimte, sehr geschickt componirte Dialog sein Ende.

Die zweite an die dramatische Form erinnernde Composition im allgemeinen Liederbuche, welche den Commendador Escriva zum Verfasser hat, nennt sich selbst in der Ueberschrift nur einen Dialog. Das ist sie denn auch, obgleich zwischen den (meistens in Decimen) versificirten Reden der Autor selbst als Erzähler in Prosa auftritt. Sogleich der Eingang ist Erzählung. Von Liebesmühen ermattet, so meldet uns der Dichter, lag er einst in der Nacht schlaflos auf seiner Ruhestätte. Indem er die äußern Augen schloß, um den von der Leidenschaft schwer angegriffenen Körper auszuruhen, behielt er das innere Auge der Phantasie offen. Das Gedächtniß aber erweckte ihn beim Hinblick auf die überstandenen Schmerzen zu neuen. Seine Augen flossen über von zahllosen Thränen. Er redet (in Versen) die Augen an und frägt sie nach des Weinens Grunde. Sie antworten (in Versen), daß sie das Uebel, welches sie ihm zugefügt, nicht anders büßen könnten, als durch Weinen. Der Dichter erzählt (in Prosa), wie er vor Seufzen nicht habe antworten können. Endlich findet er Worte und bittet sie (in Versen), mit dem Weinen einzuhalten, denn das Weinen sey kein Lösegeld für den Gefangenen, den sie verkaufen, ein Tod, der den Dichter schnell tödte, müsse sein und ihr Wunsch seyn. Diese und andere in tiefe Seufzer gehüllte Worte (so fährt Escriva in Prosa erzählend fort), redete seine Zunge als Botin seines Herzens. Er rang mit dem Schlafe, vermochte aber nicht einzuschlummern. Seine quälende Unruhe riß ihn von einem Gedanken zum andern fort. Endlich ermannte er seine durch Seufzer heißer gewordene Stimme und stieß gegen Amor Verwünschungen aus. Er nennt ihn (in Versen) einen lieblosen Grausamen, einen listigen Betrüger, einen diebischen Wolf, welcher an der ihm anvertrauten Heerde zum Verräther geworden. Nachdem er seine Opfer mit den Ketten der Freude zu fesseln verstanden und sie zu seinem Eigenthume gemacht, wären seine Gnaden und Vergünstigungen Schmerz, Noth und Pein. — Kaum hatte Escriva diese Worte ausgesprochen, als er, wie er erzählt, heftig und schnell an seiner Thüre klopfen hörte. Von einer Stimme, so süß, daß sie seine aufgeregten Empfindungen einschläferte, wird auf das poetische Werda? Escriva's geantwortet: Amor, von dem er eben spreche, sey da draußen. In prosaischer Rede drückt der Poet zierlich seine

Beſtürzung über dieſen unerwarteten Beſuch aus und verſichert, daß das Höchſte, was er von ihm erbitten möge, der Tod ſeyn werde; anderes erwarte er auch gar nicht, denn zur Freude ſey er in ſeiner Traurigkeit ſo wenig aufgelegt, daß dieſe ſelbſt ſeine Freude ſeyn müſſe. Amor antwortet in einer Decime, daß er nicht gekommen ſey, um dem Dichter den Tod zu geben, ſondern ihn zu der Erkenntniß zu bringen, daß er einem Todten auch das Leben zu geben vermöge. Den Lebenden könne er freilich auch tödten, den Traurigen erfreuen, dem Bekümmerten Arzenei reichen, den Gefallenen aufheben, dem Verirrten zum Führer dienen. Dagegen hält der Dichter Amorn in Proſa ſeine Verkehrtheit, ſeinen Irrthum und ſeine Unwahrheiten vor, indem er durch ſeine Verfaſſung, in die er durch jenen gerathen, ganz das Gegentheil von dem zeige, was er da Alles verheißen. Dann fordert er (in Verſen) ſein Herz auf, zu bezeugen, wie viele Leiden Amor auf daſſelbe mit falſchen Sinne gehäuft. Das Herz folgt in zwei Decimen dieſer Anweiſung. Es muß aber, wie der Dichter erzählend bemerkt, vor Betrübniß ſeine Rede einſtellen, obgleich Amor ermunternde Worte ſpricht. Der Dichter muß nun ſelbſt ſeinem Herzen zu Hülfe kommen und fährt fort, dem Liebesgotte ſeine Grauſamkeiten vorzuwerfen. Dieß bewirkte denn ſo viel, daß Amor, wie Escriva weiter erzählt, die unerbittliche Geliebte in ſtrenger Rede, worin er ſich Cupido nennt, ſogleich vor ſein hohes Tribunal entbieten läßt. Das Geſpräch zwiſchen der Dame und Cupidos Boten wird mitgetheilt. Der Dichter erzählt hierauf, wie er während des Wartens auf die Geliebte um die Zeit des erſten Morgenſtrahles auf Amors Geheiß in einer dichten Wolke entrückt, ſich mit einem Male auf einem entzückenden farben- und duftreichen, von lieblichen Bergen umſchloſſenen Gefilde befunden, ſo daß er im Rauſche über alle, durch die Sinnen ihm zugeführten, Lieblichkeiten in ſüße Selbſtvergeſſenheit verſunken ſey. Die Beſchreibung dieſes kleinen Paradieſes iſt höchſt anmuthig. Escriva ſiehet auf einem Fluſſe eine Barke, in welche er eintritt, um an das jenſeitige lockende Geſtade hinüber gebracht zu werden. Als er den ſchweigenden Fährmann befragt, wer er ſey, erwiedert ihm dieſer (in erſter Perſon ſprechend), er ſey die Sorge und ſeine Barke das Leiden, ohne welche man über die Untiefe nicht gelangen könne ꝛc. Am andern Ufer angelangt, ſo erzählt Escriva, habe er ſich in der grünen Lieblichkeit irrend umhergetrieben. Es begegnet

ihm ein ſchönes Mägdlein, welches ein ſüßes Lied ſingt, das mitgetheilt und des Inhalts iſt: daß, wer den Weg der Liebe gehet, bald die Freudigkeit einbüßt, wenn Hoffnung ihn nicht führt. Der Dichter ſpricht das Mädchen (in Verſen) um ihren Namen an. Sie gibt ſich als die Hoffnung zu erkennen, die ihm noch unbekannt ſey und dieſe Gefilde ſeyen der Wohnſitz der Liebe, welche der Sänger um Gerechtigkeit bitte für die Leiden, welche die Nichterwiederung ſeiner Liebe ihm zuführe. Der Dichter bittet die Hoffnung, ihn zu führen. Sie übernimmt gern dieſes Amt. Hand in Hand beſteigen beide den vor ihnen liegenden, fröhlich grünenden Hügel, zu welchem ein Zudrang zahlloſen Volkes Statt fand, um welches ſich der Dichter, in der Sehnſucht, Amorn zu ſehen, gar nicht kümmerte. Ein Chor engliſcher Stimmen ward gehört, welche das Gloria Amors in einem ſchönen von Eſcriva mitgetheilten Liede ſingen. Beide ſinken am Boden auf die Knie und die Hoffnung ſpricht eine Decime, in welcher ſie dem mächtigen, mit hohen Beiwörtern angeredeten Gotte ſeinen Gefangenen vorſtellt, deſſen er ſich erbarmen möge, den die Grauſamkeit tödtet, die Liebe aber lebendig erhält. Auf der ringsum laufenden Tribüne, welche die Knieenden vor ſich hatten, erblickte Eſcriva, wie er meldet, eine Menge Damen in Gefolge Derjenigen, welche ihm ſo viele Leiden zubereitet hatte. Vor Schrecken wird er blaß und faſt ohnmächtig. Die Schilderung iſt reizend. Die Dame tritt vor und fragt nach Amors Begehr. Amor rückt ihr vor, daß ſie einen ihr in treuer Liebe ergebenen Diener durch Unempfindlichkeit tödte. Die Schöne verlangt Gehör, ehe das Urtheil geſprochen werde. Amor veranlaßt den Dichter zum Reden. Nicht vermag derſelbe, von Leidenſchaft gepreßt, ſeine Klagen vorzubringen. In zwei ſchönen Decimen fordert ihn Amor ermunternd auf, ſeine ſo klare Sache dreiſt vorzubringen. Mit Hülfe ſeiner treuen Führerin ermannt ſich Eſcriva und bringt die Anklage vor. Die Dame entgegnet, wer ihn genöthigt habe, ſie zu lieben, da ſie ihn doch nicht liebe. In dem hierauf fortgeſetzten Wechſelgeſpräche ſetzt die Dame ihre Sprödigkeit fort und ſchließt damit, dem Dichter die alleinige Schuld an ſeinem Zuſtande beizumeſſen. Dieſer iſt ganz darniedergedrückt, ſo daß die treue Hoffnung für ihn das Wort nehmen und auf Grund der eben gethanen Aeußerungen der Dame deren Anklage bei Amor fortſetzen muß. Die Reden ſeiner ſüßen Genoſſin waren, wie Eſcriva (in Proſa) erzählt, dem Gott der Liebe

gar angenehm und er neigte ſich ſichtlich dem Dichter zu. Allein bei ſeiner hohen Gerechtigkeit konnte er doch nicht zugeben, daß die Dame allein alle Schuld an dem traurigen Zuſtande trage, in welchem Escriva ſich befand. Er verkündet demnach eine Sentenz dahin, daß er nach Anhörung beider Theile und Erkenntniß der Schmerzen, welche der Kläger erdulden müſſe, die Angeklagte wegen ihrer Härte gegen den vortrefflichſten Liebhaber zu einem bittern, liebeloſen Leben verurtheile. Als der Dichter ſeinen Liebeslohn fordert, ſagt ihm Amor zu, daß die Leidenſchaft ſeinem trauernden Herzen nicht ſchaden ſolle. Damit iſt der Dichter nicht zufrieden, weil er auf Amors Befehl geliebt zu haben verſichert. Er wünſcht, Amor möge, da er hierzu die Macht beſitze, lieber gebieten, daß die Dame ihn liebe, was in der Art geſchehen könne, daß er ihr Mitleid mit ſeinem Zuſtande einflöße. Sie entgegnet hierauf, zu tödten vermöge Amor ſie wohl, aber nicht zu zwingen, wider ihren Willen zu lieben. Amor ſagt: daß, da er ſie nicht zwingen könne, den Dichter zu lieben, er dieſen von der Liebe zu ihr frei machen wolle. Der Dichter ſagt, daß ſeine Liebe bei dem Gedanken, ſie vergeſſen zu ſollen, nur noch ſtärker wachſe. Amor erwiedert, daß ihm alsdann nicht zu helfen ſey und er anderweit lieben müſſe, wenn er von ihm Genüge haben wolle. Der Dichter ziehet vor, in Traurigkeit und Liebe ſein Leben hinzubringen, bis er ſein Grab vor ſich ſehe. Amor verſichert, daß ihm des Dichters Schickſal nahe gehe, daß er aber bei dem Entſchluſſe, von ſeiner Liebe ſich nicht trennen zu wollen, nichts für ihn zu thun im Stande ſey. Escriva beſchließt ſein Gedicht nun mit folgender Erzählung (in Proſa). Mit dem Schmerze, womit die zum Tode Verurtheilten vor ihrem Heimgange die Nachricht ihres bittern Todes verſchlingen, trennte ich mich von Amor und als ich mich, um mich von ihr zu verabſchieden, nach meiner Begleiterin umwandte, bemerkte ich ſie ſchon weit ab von mir auf der Flucht. Ich bemühete mich nicht, ihr zu folgen, denn da mir ein verzweiflungsvolles Leben beſtimmt war, ſo bedurfte ich ihrer Geſellſchaft nicht und während ich dem tiefen Fluſſe meine ermüdeten Schritte zuwendete, um den Ueberreſt meines geringen Lebens zu verzehren, nahm mich die nämliche Wolke, welche mich hieher hinauf geführt hatte, wieder auf; die ſüßen Lieder, welche mich bei meiner Ankunft begrüßten, waren verändert in Grabesgeſänge. In meine Einſamkeit gelangte ich zurück und hoffe unter Thränen

mit äußerſtem Verlangen als freudiges Ende meiner Leiden den verzweifelten Tod, welcher, wie lange ich auch lebe, mich nicht fällen will, ſo daß, weil ich lebe, meine abgemüdete Seele zur Ruhe nicht eingehen kann. — Dieſe Dichtung Escrivas, deren ſprachlicher Zauber man ſich im Deutſchen wieder zu geben vergeblich bemühen würde, gehört nach meinem Gefühle zu den anmuthigſten Gaben der dichtenden Erotik, welche der cancionero general uns aufbehalten hat. Bei aller Leidenſchaft iſt über das Ganze eine ſo beſcheidene, rührende Milde ausgegoſſen und die Beharrlichkeit des unglücklich Liebenden ſo ſchön gezeichnet, daß das pſychologiſche Intereſſe ſich auf eine eben ſo kräftige Art angeſprochen findet, als das äſthetiſche. Mir iſt es auffallend geweſen, wie man die beiden Dichtungen Puerto Carreros und Escrivas bei den bisherigen Muſterungen des alten dramatiſchen Vorrathes der caſtilianiſchen Poeſie ſo wenig hat beachten können, daß kaum auf das Gedicht Escrivas eine flüchtige Rückſicht genommen iſt. Bei alle dem iſt auch in dieſen Compoſitionen ſo wenig, als in den früherhin erwähnten, das eigentliche Drama ſchon zum Durchbruche gekommen. Sie ſind, wie geſagt, wilde Sprößlinge, welche an Stellen des caſtilianiſchen Parnaſſes hervortrieben, die einmal nicht zur Pflanzſtätte der dramatiſchen Kunſt von der waltenden Muſe auserwählt zu ſeyn ſchienen.

Das Geſpräch: Mingo Rebulgo.

Mit Recht iſt ſchon von mehreren Literatoren bemerkt, daß auch der über Gebühr berühmt gewordene ſatyriſche Dialog: Mingo Rebulgo kein Drama genannt werden könne, eben ſo wenig als die Mimen des Sophron und die dialogiſch gehaltenen Idyllen des Theokryt. Dieſes Paſtoralgeſpräch, womit Etliche die literariſche Geſchichte des ſpaniſchen Drama ganz irrig (da, wie gezeigt, andere dramatiſche Verſuche weit früher waren) haben anfangen wollen, wird einem ſonſt nicht bekannten Dichter, dem Rodrigo Cota zugeſchrieben, welcher nur noch dadurch zu einigem Ruhme gelangt iſt, daß man ihn zum Verfaſſer des erſten Actes der Celeſtina und des derſelben angehängten Geſpräches zwiſchen Amor und einem Alten hat machen wollen. Man weiß nur, daß im fünfzehnten Jahrhundert in oder bei Toledo zwei Anverwandte, Oheim und Neffe, leb-

ten, welche beide den Namen Rodrigo del Cota führten. Der ältere, gemeinhin unter dem Namen des Onkels bekannt, soll den Mingo Rebulgo gedichtet haben. Allem Anscheine nach gehörte dieſes Individuum zur Zahl jener Liederdichter oder Stegreifreimer, deren es in Spanien zu jeder Zeit bis auf die Gegenwart gegeben hat, d. h. einer Art Leuten [1]), die durch eine gewiſſe Fertigkeit im Verſemachen, und indem ſie ſich gewöhnlich des Kunſtgriffes bedienten, Verſe, von denen ſie wußten, ſie würden verlangt werden, im Voraus zu verfertigen, der Gegenſtand der Bewunderung bei Concurſen geworden waren, und die niemals verfehlten, ſich beim Schmauſe einzufinden, wenn ein Prieſter ſeine erſte Meſſe geleſen, ein Mönch ſein Gelübde abgelegt, oder irgend Jemand ſeinen academiſchen Grad erlangt hatte. Er war nicht viel beſſer als ein gewöhnlicher Jongleur. Ob aber das Geſpräch, welches man auch dem Juan de Mena zuſchreibt (was ganz ungereimt iſt, da Mena vor Heinrichs IV. Regierungsantritt ſtarb), wirklich einen ſo harmloſen Reimer zum Verfaſſer hat, muß dahin geſtellt bleiben. Unter dem Namen Mingo Rebulgo verſteckte ſich jedenfalls ein Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, um deſto freier ſich über die Verwaltung, die Trägheit und Unfähigkeit des Königs ſatyriſch herauszulaſſen. Man hat auch Fernando del Pulgar (ſ. unten) als Verfaſſer genannt. Denn dieſer lieferte zu dem Geſpräche einen Commentar, welcher das ſehr ſchwierige Gedicht [2]) ſo klar und leicht verſtändlich macht, daß man des Schluſſes ſich nicht erwehren mag, nur der Dichter ſelbſt und kein Anderer habe ſich mit ſolcher Faßlichkeit commentiren können (Sarmiento memorias §. 867—872.). Der Styl iſt der aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Redeführer ſind der Hirte Mingo Rebulgo [3]) und der Prophet Gil Arribato. Letzterer iſt als der Frager hingeſtellt und Mingo (Domingo) gibt unter ſatyriſchen und allegoriſchen Bildern Aufſchluß über den traurigen Zuſtand der caſtilianiſchen Monarchie. Daß nicht die Herrſchaft Johanns II. ſondern Heinrichs IV. gemeint iſt, liegt am Tage. Denn der Charakter des letztern, ſeine Neigungen, ſeine Fehler, ſeine Schlupfwinkel, ſein

1) Siehe Langerhanns Blumenleſe S. 55.

2) Cujos vocablos, wie Aldrete S. 184. ſagt, tienen necesidad de interprete del mismo tiempo, y sin el pocos oy los entenderan.

3) Mehrere Literateren, die das Stückchen wohl nie vor Augen hatten, ſagen, der Dialog heiße nach dem Namen der beiden ſich unterredenden Hirten.

durchaus liederliches Leben und ſeine ſcandalöſe Leidenſchaft zur Hofdame der Königin, der Portugieſin Doña Guiomar de Caſtro, ſind unverkennbar und nach dem Leben in dem Dialoge geſchildert. Die Meinung des Dichters ging dahin, einen Propheten oder Wahrſager in Geſtalt eines Hirten auftreten zu laſſen, welcher die Sorge um ſeine Heerde aus der Acht läßt und ſeinen Lüſten und Vergnügungen nachgeht. Dies beſagen die 3—10. Stanze. In den vier folgenden zeigt er, wie die vier Cardinaltugenden: Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit und Mäßigkeit, welche unter der Geſtalt von vier Hirtenhunden abgebildet werden, abhanden gekommen ſind. Stanze 14—17. geben zu verſtehen, wie inzwiſchen die Wölfe die Heerde überfallen und dieſelbe auseinander jagen. Stanze 17—18. werden die Leiden geſchildert, welche auf dem Volke laſten. Arribato bemerkt, daß der üble Zuſtand des Volkes nicht in der Vernachläſſigung des Hirten allein, ſondern auch aus ſeiner eigenen böſen Beſchaffenheit zu erklären ſey. Er gibt zu verſtehen, daß es ſeiner Sünden wegen einen mangelhaften Herrſcher habe und wenn Glaube, Liebe, Hoffnung im Volke walteten, daſſelbe an den gegenwärtigen Uebeln nicht leiden würde (St. 19—22.). Es werden einige Zeichen beſchrieben, welche Unheil bedeuten und als Krieg, Hunger und Tod ausgedeutet werden (St. 23—27.). In den vier folgenden Stanzen ergeht die Drohung und Aufforderung, zu beten, zu beichten und zu büßen, um die drohenden Leiden abzuwenden (St. 27—32.). In den letzten Stanzen wird das Leben des Mittelſtandes geprieſen, weil daſſelbe die meiſte Sicherheit gewährt. Die Strophen ſind neunzeilig und beſtehen aus einer Redondilie und Quintilla. Als Probe finde hier die 30. Strophe in Ueberſetzung eine Stelle: Aber Revulgo ſiehe dich vor, daß du nicht auf Nebenwegen gehſt. „Du mußt anfertigen eine Brühe von Chriſtenwurzel [1]) und dich vor den Schlangen hüten. Die Brühe muß derb gerührt und recht ſcharf ſeyn, daß ſie dir in der Naſe kribbelt; wer an dieſer Brühe ſchwitzt, wird nicht gefährdet werden.“ — Dieſe ſehr dunkle Rede wird von Pulgar alſo commentirt: „Der Prophet zeigt hier, wie ſich der Beichtende bei der Beichte gehaben muß; er ſagt, man ſolle zu derſelben nicht auf Nebenwegen gehen, d. h. dieſelbe lauter und wahr ablegen, wie in der vorigen Strophe bereits bemerkt iſt. Und weil bei der Beichte die

1) Im Spaniſchen Ajos, Knoblauch, mußte des Wortſpieles wegen mit einem andern Gewächs vertauſcht werden.

Reue die Hauptſache iſt, ſagt er, es ſoll eine ſcharfe Brühe von Chriſtwurzel gemacht werden. Chriſtwurzel bedeutet chriſtliche Geſinnung und aus dieſer ſoll die Brühe bereitet werden. Sich vor Schlangen hüten, d. h. vor Verſuchungen, Anſpielung auf die Schlange, welche unſere Mutter Eva verſuchte und weil Reue Zerknirſchung bedeutet, ſo ſagt er, die Brühe müſſe derb gerührt und ſcharf ſeyn. Er will ſagen, ſie müſſe dergeſtalt gerührt werden, daß ſie die Härte der Sünde bezwingt. Daß dir die Naſe kribbelt, bedeutet den großen Schmerz der Reue, den man empfinden ſoll. Wer an dieſer Brühe ſchwitzt, kann nicht gefährdet werden. Hier deutet er ihm die Vollkommenheit des Heilmittels an. Schwitzen heißt mit Reue und Schmerz über die Sünde weinen, die Zerknirſchung ſoll völlig und der Zerknirſchte gerettet ſeyn, wenn er Beichte gethan oder dieſelbe thut, ſobald er kann." — Es erhellet ohne mein Bemerken, daß der Werth dieſer Egloge etwa nur in ihrem Alter (um 1470.) und darin, daß noch keine frühere bekannt geworden, beſtehet. Dasjenige Epoche machende Stück, von dem an die Geſchichte der dramatiſchen Kunſt in Spanien datirt werden müßte, iſt ſie ſicherlich nicht und würde das auch ſelbſt dann nicht ſeyn, wenn ſie keine andern dramatiſchen Verſuche zu Vorgängern gehabt hätte.

Juan de la Encina und ſeine Werke.

Als den erſten wirklichen Dramatiker, wenn auch nicht gerade, wie Böhl de Faber und Wellmann ſich vorſtellten, als den Vater des ſpaniſchen Dramas haben wir ohne Zweifel Juan de la Encina oder del Encina zu betrachten. Wenigſtens hat keins der ältern poetiſchen Producte in dramatiſcher Form ſich einen Namen von literariſchem Klange erworben. Wie wenig die frühern Geſchichtsſchreiber der ſpaniſchen Poeſie und Beredſamkeit die Werke der von ihnen beſprochenen Schriftſteller gekannt haben und wie wenig eigene Kritik daher ihren Urtheilen zu Grunde liegt, iſt aus der lange Zeit durch einen dem andern nachgeſchriebenen Notiz erſichtlich, daß man Encinas Geburtsjahr nicht wiſſe. Er ſelbſt hat aber darüber in der poetiſchen Beſchreibung ſeiner Wallfahrt nach Jeruſalem (Tribagia), wie Martinez de la Roſa[1]) und die ſpaniſchen

1) In dem apendice zur arte poetica: sobra la Comedia (epoca II.)

Ueberſetzer des Bouterwek[1]) nachweiſen, Auskunft gegeben. Wenn er hier meldet, daß er am 1. Juli 1519., wo er die Pilgerfahrt angetreten, fünfzig Jahre zählte, ſo iſt ſein Geburtsjahr auf 1468—69. zu ſetzen. Hieraus erhellt, wie ſehr der weiſe Blas Naſarre irrte, als er in ſeiner den Comödien des Cervantes vorangeſchickten Geſchichte der ſpaniſchen Bühne erzählte, daß Ferdinand der Katholiſche bei Gelegenheit ſeiner Vermählung mit Iſabellen von ſeinem Gaſtfreunde, dem Grafen v. Ureña, unter andern Zeitvertreiben auch durch theatraliſche Darſtellung eines komiſchen Stückes von Juan de la Encina vergnügt worden. In gleichem Irrthume befindet ſich Luzan, wenn er behauptet, das bei jener Gelegenheit aufgeführte Drama befinde ſich in Encinas Werken. Denn dieſe Vermählung fand im Jahre 1469. Statt. Da dieſelbe bekanntlich insgeheim vollzogen war, ſo würden auch ſchwerlich aus Anlaß derſelben ſo oſtenſible Vergnügungen Statt gefunden haben. Es iſt hier wahrſcheinlich eine Verwechslung mit dem Stücke vorgegangen, welches Encina zur Vermählungsfeier des Sohnes jener Majeſtäten, eines Prinzen Juan, dichtete und aufführte. Encina ward, wie Moratin meldet, zu Salamanca oder in einer nahebei gelegenen Gemeinde geboren. Er betrieb ſeine Studien auch auf dieſer berühmten Hochſchule, deren officieller Protector Gutierre de Toledo, ein Bruder des erſten Herzogs von Alba, ſein beſonderer Gönner ward. Gleicher Gönnerſchaft erfreuete er ſich, als er ſpäter dem Hofe ſich anſchloß, auch Seitens dieſes Herzogs Don Fadrique und ſeiner Gemahlin Iſabel Pimentel. Unter dem Namen: Cancionero veranſtaltete er 1496. die erſte zu Salamanca gedruckte Sammlung ſeiner poetiſchen Werke, die er den katholiſchen Majeſtäten und deren Sohne, ſo wie dem Ehepaare ſeiner herzoglichen Beſchützer und deren Sohne widmete. In vermehrten Ausgaben erſchien dieſe Sammlung 1505. in Burgos, 1509. zu Salamanca, 1512. und 1516 zu Saragoſſa (Folio), 1501. zu Sevilla[2]). Darin befindet ſich die erſt 1521. oder 1528. zu Rom in 8. gedruckte Tribogia natürlich noch nicht. Nicolas Antonio iſt mithin übel berichtet, wenn er (biblioth. Hisp. nova S. 521.) das Cancionero Encinas

1) Historia de la Literatura Española. S. 232.

2) Cf. Ebert bibliogr. Lexikon 6696. Die Farsa de Plocida y de Vitoriano iſt nach dem Dialogo de las Lenguas S. 149. erſt in Rom verfaßt und daſelbſt, wie Moratin bezeugt, 1514. gedruckt.

als noch ungedruckt angibt. Der vierte Theil des cancionero begreift die dramatiſchen Arbeiten des Dichters. Dieſe wurden von den Durchlauchten, dem Admiral von Caſtilien Fadrique Enriquez, dem Herzoge von Infantado und andern vornehmen Herrn und Damen vom Hofe zur Aufführung gebracht, wobei der Dichter ſich als gewandter Darſteller und durch heitere Laune auszeichnete. Der Anlaß und der Zeitpunkt ſeiner vor 1514. vorgenommenen Ueberſiedelung nach Rom ſind unbekannt. Nur ſo viel weiß man, daß er mehre Jahre in der Weltſtadt weilte und daſelbſt den Studien, namentlich in der Muſik oblag, in welcher er es zu ſolcher Virtuoſität brachte, daß er zu ſeiner Zeit für einen der erſten Tonkünſtler galt. Dieze in ſeinen Anmerkungen zum Velasquez läßt ihn beim Papſte Leo X. Capellmeiſter werden und zur Belohnung für die in dieſem Amte geleiſteten Dienſte in das Priorat zu Leon gelangen. Die Reiſe nach Jeruſalem trat er, nachdem er zum Prieſter geweihet worden, in Geſellſchaft eines Marquis von Tarifa an. Noch im Jahre 1519. war er in Rom wieder einheimiſch und beſang ſeine Wallfahrt mit genauerſter Angabe aller Reiſevorfälle. Späterhin nach Spanien heimgekehrt, ſtarb er, 65 Jahre alt, zu Salamanca, in deſſen Hauptkirche er begraben liegt. Juan de la Encina hatte eine natürliche poetiſche Anlage. Dieß ergibt ſich daraus, daß er, wie in der Vorrede zu der im Jahre 1516. erſchienenen Sammlung ſeiner Gedichte geſagt wird, alle die darin enthaltenen Werke von ſeinem vierzehnten bis zum fünfundzwanzigſten Jahre gedichtet hat. Die hauptſächlichſten ſeiner Werke ſind eine Ueberſetzung der Eklogen Virgils, der Triumph des Ruhmes, verſchiedene (13) dramatiſche Gedichte, welche der Dichter ſelbſt eglogas nannte, die poetiſche Schilderung der Reiſe nach Jeruſalem, die Kunſt der caſtilianiſchen Poeſie, die Ungereimtheiten (Disparates, burleske Witze mit widerſinnigen Contraſten, bei denen der Reiz des Lächerlichen eben im Widerſinne gefunden wird) und verſchiedene ungebundene Poeſieen. Die Werke Encinas waren ſo bei ſeinen Landsleuten in Vergeſſenheit gerathen, daß viele nicht allein von ſeiner Exiſtenz nichts wußten, ſondern ſeinen Namen, der in der weltbekannten Redensart Disparates de Juan de la Encina, womit man etwas ſinnlos und närriſch Zuſammengereimtes bezeichnete fortlebte, für einen erfundenen hielt. Dieſes Schickſal verdankte Encina ſeinen Disparates, von denen oben ein Stück mitgetheilt worden und welche unter ſeinen Werken ſo ſprüchwörtlich wurden,

daß man darüber die andern so wie den Verfasser ganz unbeachtet ließ. Schon Quevedo fand daher in seiner visita de los chistes, worin sein witziger Spott diejenigen durchziehet, welche glauben, daß ein Maure Calainos, ein König Perico, Pero Grutto und andere romanhafte Personen wirklich gelebt haben, kein Bedenken, unter den erdichteten Existenzen gleichsam auch Juan de la Encina mit einzureihen [1]). Nachdem vielleicht auf diese Autorität hin, anderthalb Jahrhunderte an die Wirklichkeit des wackern Dichters kaum ein Mensch mehr geglaubt hatte, fand Pater Sarmiento (Memorias §. 532.), obwohl Velasquez schon vor ihm die Daseynsfrage nicht mehr in Zweifel gestellt, in allem Ernste die Versicherung nöthig, daß „Encina wirklich gelebt habe und ein berühmter castilianischer Poet gewesen, von dessen sehr seltenen Werken er eine Ausgabe selbst gesehen habe." Encinas Abhandlung über die castilianische Poesie ist einer der ältesten Versuche in der Poetik, welche die spanische Literatur aufzuweisen hat. Dieselbe verheißt viel und erfüllt wenig. Der Anfang macht uns auf tiefe Forschungen und gediegene Untersuchungen gefaßt. Eure königl. Hoheit, sagt er in der Zuschrift an den Prinzen Johann, Die ein solches Musterbild im Hinblick auf die Trefflichkeiten und Tugenden ihrer erlauchten Eltern haben, hatten kaum die ersten Anfangsgründe und Unterweisungen hinter Sich, als Sie unter glänzenden Siegesthaten im Schooße der süßen Philosophie Sich Ihre eigene Erziehung gaben, die ausgezeichneten Geister Ihres Reiches begünstigten und dieselben durch ihren eigenen Vorgang zur Wissenschaft anfeuerten. Dieß Alles erwägend, habe ich mich entschlossen, eine castilianische Poetik auszuarbeiten, nach welcher man besser unterscheiden möge, was gut oder übel erfunden (trovado)." Dabei will er zeigen, daß er ein Kunstverständiger und kein ungelehrter Troubadour sey. Nach diesen Ankündigungen erhalten wir jedoch in neun Capiteln nur kurze Betrachtungen und Anweisungen über folgende Gegenstände: 1) Von der Entstehung und dem Ursprunge der castilianischen Poesie und Untersuchung, woher dieselbe ihre Art zu dichten genommen habe, wobei von den Alten und den Italienern die Rede ist. Die Restauration der Poesie unter den Neuern schreibt er mit aufrichti-

1) Die höchst ergötzliche Visita de los chistes befindet sich in der 1821. erschienenen Ausgabe der Obras jocosas de Quevedo tomo II. S. 1—74. S. 26. tritt Juan de la Encina auf und beklagt sich, daß man ihn zum Urheber alles Ungereimten mache.

ger Verläugnung des spanischen Stolzes dem Dante zu, bemerkt aber dann mit nationaler Selbstgefälligkeit, daß die Dichtkunst von jenen ausgehend nach Spanien gelangt und hier weiter ausgebildet sey, als anderswo. Encina wußte mithin von der eigentlichen Geschichte der Literatur seines Vaterlandes so wenig als viele andere spanische Literaten späterer Zeit. Ja er selbst widersprach seiner Angabe in praxi, indem er trotz seiner Berührungen mit dem Auslande als Poet immer Spanier blieb. 2) Vom Unterschiede der Poesie und der Kunst der Troubadouren. 3) Ueber den Unterschied eines Poeten von einem Reimer (Troubadour). Jener soll von diesem so weit unterschieden seyn, als ein kunstgebildeter Musikus von einem (Natur?)-Sänger, ein Meßkünstler von einem Steinhauer oder wie ein Hauptmann von einem gemeinen Soldaten. 4) Vom Haupterfordernisse zum Versemachen. 5) Von der Messung und Prüfung der Verszeilen und den Arten des Versemachens. 6) Von den Consonanzen und Assonanzen, so wie deren Prüfung. 7) Von den Versen, Strophen und deren Verschiedenheit. 8) Von den poetischen Farben und Freiheiten, desgleichen einigen Reimzierrathen. 9) Wie man die Strophen lesen und schreiben muß. Diese magere Angabe genügt schon zu der Ueberzeugung, daß uns hier statt der vorausgesetzten tief angelegten Untersuchungen nur eine trockene Prosodie geboten wird. So merkwürdig diese Abhandlung ist, so wenig enthält sie von wahrer Kritik und lebendigem Begriffe derselben. — Virgils Hirtengedichte hat unser Poet in lieblicher castilianischer Liederform umgebildet. Sie lassen sich anmuthig genug lesen. Der Wohllaut dieser, so wie der übrigen Verse Encinas verräth das freie musikalische Gefühl des Tonkünstlers, welches die Befriedigung des harmonischen Bedürfnisses auch dem Dichter zum Gesetze machte. Weniger dürfte dem Leser der Einfall zusagen, die Virgil'schen Gedanken mittelst allerhand hineingestreuter Anspielungen auf die glorreichen Unternehmungen des katholischen Königspaares umzudeuten, auf dessen Verherrlichung allein auch der triumpho de la fama berechnet ist. Die wohllautende Anmuth der Versification fehlt auch dem in coplas de arte mayor abgefaßten Berichte der Reise ins heilige Land nicht. Die castilianischen Uebersetzer von Bouterweks spanischer Literaturgeschichte haben auf die starke Aehnlichkeit hingewiesen, welche das „admirativo preludio" zu diesem Gedichte mit der vortrefflichen Lobrede Don Quixotes auf

das goldene Zeitalter vor den Hirten zeigt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dem Cervantes diese liebliche Einleitung die Idee zu jenem rhetorischen Meisterstücke an die Hand gab. Unter den kleinern lyrischen Gedichten Encinas ist manches ausgezeichnet durch poetische Wahrheit, sanfte Wärme der lyrischen Empfindung und den Hauch der Harmonie, welcher den Rhythmus der gefällig gebaueten und leicht ablaufenden Verse belebt. Leztere Vorzüge, welche die Träger der erstern sind, lassen sich in einer metrischen Uebersezung schwer wiedergeben und gehen in einer prosaischen wohl ganz verloren, weßhalb man hier, außer der unten befindlichen, ungern gegebenen, Proben davon nichts erwarten wird. Einige Cetrillas Encinas sind von so hinreißender Anmuth und Frische [1]),

---

1) Z. B. folgendes:

Lieber erwählt
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Wo man sein achtet,
Süß ist der Tod,
Wo es vergessen,
Leben nur Noth.
Besseres bot
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Liebelos zu leben
Ist nur Verlust,
Mehr noch als Leben
Lieb' in der Brust.
Eh' sich bewußt
Leids und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

Sieg ist das Streben
Liebender nur,
Ruhm zu erwerben
Zeigt es die Spur.
Stärket den Schwur:
Lieber betrüben,
Als nicht zu lieben.

Erst in den Schmerzen
Liebe uns schmeckt,

daß ſie noch jetzt, nachdem die Gattung vierhundert Jahre lang durch zahlreiche Beiträge der beſten Dichter der Nation bereichert worden, von Martinez de la Roſa (annotacion 12. zum vierten Geſang der arte poetica) und den caſtilianiſchen Ueberſetzern Bouterweks (Bd. I. S. 234) zu den Beſten ihrer Art gezählt werden. Es iſt daher befremdlich, daß ſeit den cancioneros des ſechzehnten Jahrhunderts Encinas kleinere Gedichte, ſo viel uns bekannt, in keine der zahlreichen Gedichtſammlungen, die bis zum Anfange unſeres Jahrhunderts erſchienen ſind, aufgenommen worden und ſelbſt Quintana in ſeiner bekannten trefflichen Blumenleſe keine Beiträge von Encina bringt noch deſſen überhaupt in ſeiner einleitenden Geſchichte der Poeſie gedenkt. Böhl de Faber urtheilt in den Anmerkungen zu ſeinem altſpaniſchen Theater wohl nicht unbefangen, wenn er ganz allgemein äußert: „Der ehrliche Encina überhaupt war mehr ein Reimer als ein Dichter.“ Schwerlich wird er den lieblichen Abſchied, den Encina in ſechs neunzeiligen Strophen mit Reimen der Liebe ertheilt und die Entgegnung der letztern in demſelben Versmaaß und Reim unter dieß Urtheil zu befaſſen geneigt ſeyn. Sie beweiſen, daß erotiſches Getändel zu allen Zeiten ſich über die altfränkiſchen Formen erhoben und ſich eine zierliche Eleganz des Ausdruckes zu ſchaffen, auch dieſe ſelbſt durch die Sprachweiſe der Zeit hindurch zu ſtrahlen gewußt hat. Wer läſe nicht gern, wie der Dichter ſich über die Liebe und deren Täuſchungen beklagt, die ihm ſtatt Freuden und Luſt nur Leiden und Schmerz eingetragen und das reizende, dieſen Gegenſätzen ſich anſchließende nochmals in Calderons Style ſo über-

---

Furcht hält im Herzen
Sie nicht verſteckt.
Darum bezweckt:
Lieber betrüben,
Als nicht zu lieben.

Lieb', die nicht leidet,
Glück nicht begehr!
Sehnſucht entſcheidet,
Schmerzt ſie auch ſehr.
Schenkt uns doch mehr
Leid und Betrüben,
Als nicht zu lieben.

ſchwenglich weit getriebenen Aetitheſenſpiel, dem der förmliche Abſchied folgt. Die Entgegnung iſt nicht minder reizend, worin Amor dem Dichter milde Vorwürfe macht, wie er ganz die Stellung gegen ſeinen Gebieter verkenne und zum Verräther werde an ſeinem Wohlthäter und wie es weit mehr dem letztern zukomme, in ſo herausfodernder Art den Frieden zu brechen. Er macht ihn aufmerkſam, wie nur bewährte Treue gegen Amor beglücken und die Abſchiednahme zur Beruhigung nimmer führen könne, indem der Abtrünnige doch wider Willen allezeit Amors Vaſall bleibe und ſeine trotzigen Vorſätze, ihn zu verläugnen, nimmer durchzuführen vermöge. In allem Glanze ihrer Geſchicklichkeit zeigt ſich Encinas Muſe in einer Ueberſetzung des Pſalms: Miserere, worin die Leichtigkeit der Verſification, die Süßigkeit der Laute und die Genauigkeit in der Wiedergabe von Wort und Verſtand einen lieblichen Wetteifer entfalten.

Am bedeutſamſten erſcheint Encina aber in der caſtilianiſchen Literatur als Dramatiker. Seine ſatyriſchen Dialogen und Eklogen in Geſprächsform werden mit Verſchweigung aller bisherigen wirkungslos vorübergegangenen dramatiſchen Verſuche von Mendibil und Silvela (S. 49. Bd. III. ihrer Biblioteca selecta), „die beſcheidene Wiege der dramatiſchen Poeſie" Caſtiliens genannt. Obgleich nur ſeinen hohen Gönnern zugeeignet und vorgeſtellt, denen ſie ſich durch die nämlichen äußern Vorzüge empfahlen, die ſeinen lyriſchen Compoſitionen oben nachgerühmt ſind, wußten ſie doch, wie Moratin ſagt, „ſich den Weg in das Volk zu bahnen, welches ſeitdem zuerſt durch Schauſpieler von Profeſſion kleine dramatiſche Darſtellungen mit drei oder vier Perſonen, in denen die Rollen der Weiber Jünglingen zugetheilt waren, aufführen ſah." Anſcheinend waren Encinas kleine Dramen, welche den Uebergang aus dem ihnen noch zum Grunde liegenden kirchlichen Drama in das weltliche bilden, die erſten, welche öffentlich außer den Kirchen und getrennt von der kirchlichen Feier auf die Bühne kamen. Ihm mag man daher wohl die Ehre zuzuerkennen das Theater aus der Kirche in die Salons verlegt und die ſpaniſche Schauſpielkunſt ſäculariſirt zu haben. Der armſelige Apparat, womit das beſcheidene Publikum ſich damals noch begnügte, war leicht beſchafft und dadurch die Aufführung ſolcher Dramen ſehr leicht gemacht, was ohne Zweifel ihre Verbreitung und das Emporkommen einer weltlichen Büh-

nenkunſt im Anfange am wirkſamſten förderte. Wie gering damals die Anſprüche der Zuſchauer an das Aeußerliche theatraliſcher Aufführungen geweſen ſeyn müſſen, erſehen wir aus der Schilderung, welche der erſt 1549. geborene Cervantes von des „großen Lope de Rueda" Theater gibt, den er als Kind noch ſelbſt hatte debütiren ſehen. Dieß war faſt ein halbes Jahrhundert nach Encinas Blüthenzeit. Da der Zuſtand von des letztern Bühne jedoch begreiflicher wird, wenn ſich darlegt, wie dieſelbe nach immerwährenden Fortſchritten etwa 50 Jahre ſpäter beſchaffen war, ſo wird der Anachronismus einer Schilderung von Lope de Ruedas Theater bei Gelegenheit von Encinas Dramen um ſo mehr Entſchuldigung finden, als Ruedas Dramen jenſeits des uns geſteckten Zieles liegen und daher dieſe Schilderung, wenn ſie für jene Zeit aufgeſpart würde, den Leſern gegenwärtiger Schrift verloren gehen dürfte. „Zur Zeit dieſes berühmten Spaniers, ſagt Cervantes in der Vorrede zu ſeinen eigenen Comödieen, war die ganze Geräthſchaft eines Schauſpieldichters und Theaterdirektors in einem Sacke enthalten und beſtand in vier weißen Schäferpelzen, mit vergoldetem Leder beſetzt, vier falſchen Bärten und Aexeln und vier Schäferſtäben oder mehren oder wenigern. Die Schauſpiele waren nur Unterredungen, wie Eklogen zwiſchen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin; man verſchönerte und verlängerte ſie mit zwei oder drei Zwiſchenſpielen von einer Negerin, Kupplern, Tölpeln und Biscaiern. Derſelbe Lope ſpielte dieſe vier Rollen mit aller Vortrefflichkeit und Wahrheit, die man erdenken kann. Zu jener Zeit gab es keine Couliſſen, keine Gefechte zwiſchen Mauren und Chriſten zu Fuß und zu Pferde; da gab es keine Geſtalt, welche durch die Theaterverſenkung aus dem Mittelpunkte der Erde hervorſtieg oder emporzuſteigen ſchien. Die Bühne beſtand aus vier in ein Viereck geſtellten Bänken, mit vier oder ſechs Brettern darüber, ſo daß ſie ſich vier Hände breit über den Boden erhob. Man ſah keine Engel oder Geiſter auf Wolken vom Himmel herabſteigen; der ganze Zierrath des Theaters war ein alter an Schnüren zu beiden Seiten aufgehängter Teppich; er trennte den Platz der Zuſchauer von der Bühne. Dahinter ſtellte man die Muſiker, welche ohne Guitarre irgend eine alte Romanze ſangen." Wenn ſich bei dieſen mangelhaften Einrichtungen, welche dem Auge ſo wenig boten und der Täuſchung, vermöge deren die Darſtellung den Schein der

Wirklichkeit annehmen ſoll, ſo wenig förderlich waren, die ſchaulustige Menge der ärmlichen Bühne begierig zudrängte, und durch deren dürftige Gaben ſich entzückt fühlte, ſo begreift man leicht, daß hier dem Gedeihen und der Entwickelung dramatiſcher Kunſt ein ganz anderer und zuträglicherer Boden bereitet war, als in der äſthetiſch luxuriöſen Uebersättigung in Augenluſt und Unnatur, welchen gegenüber das Drama heutiges Tages ſeinen Einfluß und ſeine Anziehung auf das Publikum äußern ſoll. Deßhalb ſind auch die Momente, in denen von einer Volksbühne die Rede ſeyn könnte, für lange Zeiten vorüber. Da Encinas dramatiſche Compoſitionen den Moment der Umwandlung der theatraliſchen Kunſt aus einer kirchlichen in die weltliche darſtellen und dieſen Umſchlag gewiſſermaßen vor unſern Augen vollbringen, ſo iſt ein Theil derſelben auf Veranlaſſung kirchlicher Feſte gedichtet, aber nicht zur Begleitung der kirchlichen Feier oder als Einſchiebſel in dieſelbe beſtimmt, ſondern erheiternder Abwechslung der Privatandachten der Gönner des Dichters, vorzüglich am Weihnachtsfeſte gewidmet. Es wurde nämlich zu dieſem Feſte, wie noch heute ſowohl in Spanien als anderer Orten Sitte iſt, eine ſogenannte Krippe, d. h. eine bildliche oder plaſtiſche Darſtellung der Geburt Chriſti und der dieſelbe begleitenden Umſtände und Ereigniſſe in den Häuſern der Feiernden aufgeſtellt. Vor dieſen Darſtellungen[1]) pflegten die Familien ihre Frühmetten zu beten. Aus Encinas Eklogen ergibt ſich, daß auch der Herzog von Alba in einem Saale ſeines Hauſes eine ſolche Aufſtellung zum Chriſtfeſte beſorgen ließ. Der Verrichtung der Gebete ſchloß ſich dann die Aufführung der Eklogen unter muſikaliſcher Begleitung an. Der Name der Eklogen, worunter man nur Hirtengedichte verſtand, war inſofern ganz zutreffend, als das Auftreten von Hirten bei der Geburt des Herrn durch die evangeliſchen Berichte gerechtfertigt und die Feier der erſten Weihnacht von Hir-

1) Vielleicht ſtehen damit die Beſcheerungen, welche man den Kindern am Chriſtfeſte darbringt, in Verbindung. Dieſe ſcheinen aus bibliſchen Darſtellungen hervorgegangen zu ſeyn. Daher man ſo häufig den ganzen Apparat der Arche Noah, Adam und Eva, ſo wie die Thiere des Paradieſes ꝛc. und die Ausartungen dieſer Darſtellungen in Holz geſchnitzt oder Blei gegoſſen oder mit Puppen antrifft. Von da iſt man zu Abbildungen weltlicher Gegenſtände, namentlich nachdem die urſprüngliche Bedeutung verwiſcht war, übergegangen.

ten ausgegangen war. Die beiden erſten Eklogen dieſer Art, welche zugleich die einfachſten ſind und deren Aufführung ſetzen Martinez de la Roſa[1]) und Moratin in das Jahr 1492. Böhl de Faber hat dieſelben, wie es ſcheint, als eine Eklege behandelt und hinter einander abdrucken laſſen, Moratin trennt ſie dagegen in zwei. Beide mögen hierin den ihnen vorliegenden alten Drucken, die mir fehlen, gefolgt ſeyn. Die Verſicherung, daß man den Anſchub des zweiten Stückes an das erſte gar nicht bemerkt, mag einen Hinweis auf die Zuſammenbangloſigkeit dieſer Hirtengeſpräche liefern. Ich werde bei Angabe des Inhalts beide als ein einziges Stück betrachten, weil in dem erſten Theile ohne Hinzunahme des zweiten kaum eine Hindeutung auf ein Weihnachtsſpiel zu finden ſeyn würde. Es treten im erſten Theile die beiden Hirten Johannes und Matthäus auf. Unter dem erſten will der Dichter ſich ſelbſt verſtanden wiſſen und hat ihn auch ohne Zweifel vor ſeinen Gönnern ſelbſt dargeſtellt. Er ſucht ſeine Gebieterin (die Herzogin), um ihr ein Geſchenk zu überreichen, erkennt dieſelbe und bittet ſie, ſeine Gabe anzunehmen. Sie möge nicht fürchten, ſich daran zu übereſſen, denn es ſey überhaupt nichts zum leiblichen Genuſſe. Nach einigen Complimenten an die durchlauchtigſte Frau wird auch deren Gemahl als ein Cäſar, als ein neuer Hektor becomplimentirt und nicht minder ſeinen Tugenden im Frieden Weihrauch geſtreuet. Matthäus, dem Johannes nachgeeilt, tritt nun auf und macht jenen herunter, daß er ſich in den Palaſt der Herrſchaften eingedrängt. Matthäus iſt das perſonificirte Wort der Neider Encinas und derer, welche ihm ſcheel ſehen.

---

1) Auf das Zeugniß 1) des Rojas in deſſen viage entretenido, welcher an einer Stelle ſagt, daß die ſpaniſche Comödie um die Zeit entſtanden ſey, als die Mauren aus Granada vertrieben und die Inquiſition eingeführt worden und an einer andern, daß es in den Tagen geſchehen, wo Columbus die neue Welt entdeckt und Gonſalvo von Cordova Neapel zu erobern begonnen, ſo wie daß die erſten Eklogen der Art von Encina herrührten. 2) Des Chroniſten Rodrigo Mendez de Silva (im Catalogo real de Eſpoña), welcher wörtlich ſagt: Im Jahre 1492. begannen in Caſtilien Geſellſchaften öffentlich die Comödien des Juan de la Encina, eines Poeten, der Lieblichkeit mit Anmuth und Unterhaltung paarte, aufgeführt zu werden, indem damit die Feſte des Admirals von Caſtilien Don Fadrique Enriquez und des Don Iñigo Lopez de Mendoza, zweiten Herzogs von Infantado, gefeiert wurden. — Böhl de Faber folgt in ſeinem Teatro Español der letztern Angabe.

Er ſucht den Werth ſeiner Werke, die er der Herzogin überreicht, herabzuſetzen. Johannes vertheidigt ſich dagegen und zwar mit einiger Zuverſicht, weil die Gönner ſeine Gaben bereits angenommen haben. In dem Zanke behaupten beide ihre Hirtenrollen, indem ſie deſſen Gegenſtand in ihre ländlichen Verrichtungen hineinſymboliſiren. Johannes verſpricht, im nächſten Mai der Herrſchaft andere Arbeiten vorzulegen, woraus ſie die Ueberzeugung ſchöpfen ſollen, daß nicht allem ſeinem Thun ſolche Ruſticität anklebe als dem bisherigen. Matthäus beruhigt ſich zuletzt. Hier möchte das Ende des erſten Theiles zu ſetzen ſeyn. Nach einigen unbedeutenden Reden geſellen ſich die Hirten Marcus und Lucas den beiden vorigen zu, ſo daß nun jeder Evangeliſt ſeinen Namensvertreter im Weihnachtsſpiele hat, das nun eigentlich erſt beginnt. Die Hinzugekommenen melden dem Johannes und Matthäus „als eine ſehr lange Neuigkeit, welche einer großen Rede bedürfe, daß Gott eben geboren worden, Gott und Menſch zugleich und eine Jungfrau war ſeine Mutter.“ Marcus und Matthäus wollen es gleich gemuthmaßt haben, doch iſt Matthäus ſo beſcheiden, zu geſtehen, daß jener es noch früher gewußt, „der da geſchrieben, daß eine Jungfrau gebären würde.“ Auch Johannes will in langer Hoffnung dieſen Moment „erlauert haben.“ Als den Gegenſtand ſeiner Hoffnung bezeichnet Johannes, „daß Gott, welcher das Wort war, um Fleiſch zu werden, in den Schooß einer Jungfrau herabgekommen.“ Lucas bemerkt, wie ein Regen ſey er herniedergekommen, um dem Uebel der Erbſünde abzuhelfen, das der erſte Vater über uns gebracht, und erzählt die Geſchichte der Heimſuchung und Empfängniß. Matthäus bedauert (wahrſcheinlich mit Hinblick auf den Eingang zum Evangelium ſeines Namensvetters), daß er nicht Zeit habe, die Genealogie Marias und ihres ganzen Stammes zu erzählen, die er wohl kenne. Johannes nennt den Geborenen den Weinſtock, das Leben, die Wahrheit und den Weg und fordert Alle auf, demſelben zu dienen und mit ihm zu bekennen, daß er das göttliche Wort ſey. Marcus und Matthäus thun es und Lucas hinterher ebenfalls mit dem Bemerken, daß ſie es ſo eben von einem Engel vernommen unter großen Schrecken, dem aber eine große Freude gefolgt ſey, da ſie den Geſang der himmliſchen Heerſchaaren ertönen hörten. Er preiſet den Neugeborenen als einen guten Hirten, der ohne Furcht ſterben wird, um kein Schaaf zu verlieren. Johannes ſagt aus,

daß jener demnächſt dem Petrus die Heerde zu weiden überlaſſen werde, ſo wie die Schlüſſel. Matthäus fordert auf, ihm anzuhangen, da ſein Joch ſanft und ſeine Laſt nicht ſchwer ſey. Lucas empfiehlt demüthig zu ſeyn, um demnächſt erhoben zu werden. Marcus fügt hinzu, daß der Geborene der ſey, auf den die Prophezeiungen ſich beziehen und für den man Johannes den Täufer gehalten. Dieſen habe er in ſeinem Dorfe einſt geſehen, als derſelbe in Abrede geſtellt, daß er der Verheißene ſey und ſich für unwürdig erklärt habe, dieſem die Schuhriemen aufzulöſen. Nachdem Lucas und Marcus noch einige Beſtimmungen Johannes des Täufers und Chriſti berührt, ſpricht Johannes: Es ſey das Brod des Himmels gekommen, das Brod des Lebens und des Troſtes und mit fünf Broden werde er mehr Hirten ſpeiſen, als ein anderer mit fünftauſend. Lucas fordert nun endlich auf, das Kind in Augenſchein zu nehmen und nach Bethlehem zu gehen, wo ſie es in Windeln gehüllt finden würden unter Thieren in einem Stalle, den Herrn des Reichthums in ärmſter Verfaſſung, um uns an Armuth zu gewöhnen. Zu zwei und zwei ſingen ſie nun auf Johannes Aufforderung ein Weihnachtslied, als villancico mit dem Refrain Huiho! Huiha! worin die Freude ſich ausſpricht, daß der Heiland geboren worden, Bethlehem wird geprieſen, da ſein Ruhm die Welt durchdringen ſoll. Maria wird gerühmt als eine Jungfrau von 15 Jahren von lieblichſter Geberde, wie nicht eine Hirtin in tauſend Gemeinden gefunden werde. Sie wollen ſie aufſuchen in Bethlehem:

Schon wallet das Frühroth,
Laßt eilen, es taget,
Maria erfraget,
Die Tochter von Anna,
Sie machte uns froh,
Huiho!
Auf, auf, ſie iſt nah,
Huiha!
Er, der uns erſchaffen,
Heut' Nacht er erſah,
Huiho, Huiha!
Er iſt rettend jetzt da!

Dieſes älteſt bekannte, wirklich aufgeführte noch vorhandene Feſtſpiel iſt, wie man ſiehet, noch ziemlich roh und von Erfindung faſt nicht die Rede. Vielmehr ſcheint der Dichter ſich etwas darauf

eingebildet zu haben, in die Reden der vier Hirten eine Art Moſaik aus den Schriften der ihnen gleichnamigen Evangeliſten gebildet und ihnen einzelne Worte derſelben in den Mund gelegt zu haben. Jede Verwickelung iſt bei einer ſolchen Anlage und Tendenz ausgeſchloſſen. Die Verſe ſind wie in den übrigen Dichtungen Encinas wohllautend und zierlich gefügt. Das dritte Weihnachtsſpiel Encinas iſt ſchon lebendiger im Dialog. Böhl de Faber nennt es einen wohlgeſetzten Gevatterſchnack. Welmann findet darin eine artige kleine Idylle; ſo verſchieden iſt das äſthetiſche Wohlgefallen an einerlei Production bei tüchtigen Kunſtkennern. Es wird wohl das Richtige in der Vereinigung beider Anſichten am ſicherſten gewonnen. Vier Hirten kommen in einer Höhle zuſammen, wo ſie ſich bei einem Feuer die Unannehmlichkeit des übeln Wetters, das ſie hineingeſcheucht, ſich vertreiben. Sie ſprechen über die ſchlimme Witterung, die heuer in vielen Regengüſſen ſich Luft macht. Einer iſt in der Stadt geweſen und erzählt, wie es da auch nicht beſſer hergegangen. Wir erfahren dabei, daß man damals am Ende des Jahres 1498. ſich befunden. Zu den Unglücksfällen, welche das große Waſſer herbeigeführt, gehört auch der Tod eines Kirchners, über den man ſich Mittheilungen macht. Einer der Hirten ſchlägt ſcherzhaft dem andern vor, die Nachfolgerſchaft des Verſtorbenen zu übernehmen. Da die lange Weile die Sprechenden ergreift, bringt Juan drei Caſtanienzweige, jeden mit zwanzig Caſtanien zum Vorſchein, womit ſie anfangen Gerade und Ungerade zu ſpielen, wobei allerdings ſchnackiſche Reden fallen. Als ſie dieſes Spieles überdrüſſig, wollen ſie eben ein anderes beginnen. Da erſcheint plötzlich dieſen Hirten, welche ſich in Caſtilien eben über Begebenheiten des Jahres 1498. unterhalten, ein Engel, welcher ſich dahin vernehmen läßt: Sie ſollten ſich nicht fürchten, er künde ihnen große Freude an. Es habe dem Heiland gefallen, in dieſer Nacht in Davids Stadt geboren zu werden. Er fordert die Hirten auf, ihm zu dienen und gibt ihnen die bekannten Zeichen an, wie und wo ſie ihn anzutreffen hätten. Rodrigacho fordert nun ſeine Gefährten auf, ihm nach Bethlehem zu folgen. Miguelejo fordert zur Eile auf, weil der geputzte junge Geck (repicado, der Engel?) die Sache für gewiß gemeldet. Sie ſind ſich jedoch deſſen nicht gewiß, wer da geboren worden und eilen um ſo mehr, der Sache auf den Grund zu kommen, wobei jeder dem Neugeborenen ein ländliches Geſchenk beſtimmt,

in deren Wahl ſie einander überbieten. Schließlich mahnt Migueleſo nochmals zur Eile, „bevor es noch ſtärker regnet.“ — Dieß Stück hat am Ende kein Weihnachtslied. — Kunſtvoller als dieſe iſt die von Moratin ins Jahr 1494. geſetzte Compoſition eines Paſſionsſpieles, welches vor einem Grabmale im Betſaale der herzoglichen Gönner aufgeführt ward. Zwei als Vater und Sohn einander anredende Eremiten treffen auf dem Wege zum heiligen Grabe zuſammen. Auf die Frage des jüngern: Wohin des Wegs? ertheilt der ältere die Auskunft, daß Chriſtus, wie man erzähle, gekreuzigt worden. — Chriſtus, unſere Klarheit, unſer Herr, entgegnet der junge Eremit, wofür hat er das erleiden müſſen? — Für uns, heißt die Antwort, um für unſere Uebelthat genug zu thun. Der Junge bittet, ſich dem Alten anſchließen zu dürfen, welcher ſich beeilt, wo möglich noch den heiligen Leichnam zu ſehen und erzählt inzwiſchen die Marter- und Kreuzigungsgeſchichte, ſo wie das Urtheil des Pilatus, welche der junge Einſiedler mit Fragen mehrfach unterbricht. Seltſam iſt es, daß der alte, welcher Anfangs wie nach Hörenſagen ſpricht, ſich nachher auf ſeinen eigenen Augenſchein beruft, um dem Gefährten die Erzählung zu bewahrheiten. Nun fällt dem jüngern bei, daß auch er das Erdbeben und die Trauer der Natur wahrgenommen. Inzwiſchen ſind ſie weiter gegangen und der alte macht auf ein Monument aufmerkſam, welches ihm das Grab Chriſt zu ſeyn ſcheint. Bei demſelben tritt ihnen Veronica entgegen, welche ſich über ihre ſpäte Ankunft verwundert und in rührender, mütterlicher Weiſe der Leidensgeſchichte noch weiter erwähnt. Die einfache, ungeſchminkte Schilderung verfehlt auf ein unbeſtochenes Gefühl auch heute ihre Wirkung ſchwerlich. Sie erzählt, wie ſie dem todmüden Heiland mit dem Tuche den Schweiß abgetrocknet, und weiſet den Abdruck des Schmerzesantlitzes in dieſem Tuche vor, welchen ſie eine Originalabbildung nennt. Der alte preiſet ſie glücklich wegen des Beſitzes derſelben. Ergreifend iſt die einfache Schilderung der Verlaſſenheit des Erlöſers bei ſeinem Tode, bei dem nur Maria und Veronica gegenwärtig geweſen. Der alte Eremit fordert auf, am heiligen Grabe niederzuknieen und im andächtigen Gebete zu weilen. In ihrer Betrübniß erſcheint ihnen ein Engel, welcher das Grab preiſet, das den Leichnam des Gekreuzigten umſchließt, des köſtlichſten, aber wenig geachteten Schatzes. Er hält ihm eine Art Schlummerrecitativ und verkündet zum dritten

Tage die demnächſtige Auferſtehung Chriſt. Den Beſchluß macht ein Villancico als Paſſionslied, worin angedeutet wird, wie das gegenwärtige Leid ſich in Freude verwandeln wird, wenn der Erlöſer ſeinen großen Sieg feiert und welches mit der Aufforderung ſchließt die Hoffnung auf Chriſtum zu ſetzen. Dieſe Compoſition hat einen durchaus reinen und herzlichen Charakter, den Ausdruck ungeſchminkter und liebenswürdiger Frömmigkeit und zeigt einen warmen poetiſchen Ton. — Wahrſcheinlich in demſelben Jahre ward die Auferſtehungseclege gefeiert, wie es ſcheint, in demſelben Locale. Es treten Joſeph und Magdalena, ſo wie die Jünger auf, welche nach Emmaus gingen. Der Dialog beginnt mit Joſephs Betrachtung des Grabes und ſchließt mit der Erſcheinung eines Engels, der die Freude der Anweſenden durch Beſtätigung der Auferſtehung vollkommen macht. Es folgt ein Villancico. — Die zwei Faſtnachtsſpiele Encinas ſind aus dem Jahre 1495. In beiden treten die nämlichen Perſonen, die vier Hirten: Beneito, Bras, Pedruelo und Llorente auf. Erſtere klagen über den bevorſtehenden Abgang des herzoglichen Gönners in den franzöſiſchen Krieg. „Die Erörterung einer ſolchen Zeitung iſt der Tod.“ Sentimental werden die verwaiſeten Heerden mit unter die Leidtragenden gezogen. Die Hirten ſprechen die loyalſten Wünſche für eine glückliche Reiſe und einen ſieggekrönten Ausgang des Unternehmens aus. Man tröſtet ſich, daß die Herrin daheim bleibe und ſpendet auch dieſer gebührenden Lobesduft. Pedruelo kömmt inzwiſchen vom Markte, wo er Hühner verkauft und zum nächſten Sonntagsgerichte Lauch und Sardellen erſtanden hat. Dadurch werden Bras und die Zuſchauer daran erinnert, daß man ſich in der Faſtenzeit befindet. Außerdem bringt Pedruelo die Neuigkeit, daß zwiſchen Spanien und Frankreich Frieden geſchloſſen ſey. Aus Freude über dieſe Nachricht gelobt Beneito dem Ueberbringer ein jähriges Lamm. Alle drei ſind hocherfreuet und vereinigen ſich mit dem hinzutretenden Llorente zur Abſingung eines Villancico, worin Gott um Frieden und wenn der Krieg unvermeidlich ſeyn ſollte, um Sieg gebeten wird. Von der Feſtnacht iſt in dem Stücke weiter die Rede nicht; welches, wie das Bisherige zeigt, lediglich auf ein Compliment für die Gönnerſchaft hinausläuft. Ich finde es bis auf Sprache und Verſification von mindern Belang und demſelben zu viel Ehre erwieſen, wenn Moratin darin eine Schürzung und Löſung des Kno-

tens gewahr und dadurch geneigt wird, dieſer Compoſition einen beſondern dramatiſchen Werth beizulegen. — Im zweiten Faſtnachtsſpiele treten wieder die eben genannten Hirten auf. Beneito ſitzt in aller Bequemlichkeit ſchmauſend, als Bras mit dem Rufe eintritt; Hinaus mit dem Fleiſchwerk. Beneito nöthigt ihn mitzueſſen. Bras entgegnet, daß er bereits vollſtändig geſättigt ſey, frägt indeß, was es gibt und läßt ſich, da ihm das Genannte behagt, gefallen, am Schmauſen und Zechen Theil zu nehmen. Beide thun ſich gütlich, wie es ihre Herrſchaften zuvor gleichfalls gethan. Beneito meint, alles Gütlichthun werde nicht anſchlagen, da die Faſtenzeit ſie wieder zahm machen werde. Nun gibt er eine poſſirliche Beſchreibung der Faſten, die aber doch der des Erzprieſters von Hita nicht gleich kömmt. Bras iſt in komiſcher Verzweiflung über die trübſelige Ausſicht. Die herzu tretenden Pedruelo und Floriente werden zum Sitzen aufgefordert. Nach verſchiedenen komiſchen Verationen muß Pedruelo den mitgebrachten Melkeimer mit friſcher Ziegenmilch zum Beſten geben, an dem ſie alle, derweil er die Runde macht, ſich trefflichſt laben. Sie ſingen gemeinſchaftlich das oben näher erwähnte Villancico, worin ſie ſagen: heute müſſe man ſchmauſen, zechen und ſich freuen, denn morgen werde gefaſtet ꝛc. — Man ſiehet, dieſe Ekloge iſt ein bloßes Geſpräch, dem es jedoch keineswegs an dialogiſcher Lebendigkeit fehlt. In ſeinen übrigen dramatiſchen Productionen hat Encina den Boden der Kirche gänzlich verlaſſen. Die älteſten darunter ſind ein Paar zuſammengehörende Liebesſpiele aus den Jahren 1495—1496, deren eins die Fortſetzung des andern iſt. Das erſte iſt überſchrieben: Vom Ritter, welcher Hirte wird. Die auftretenden Perſonen ſind der Hirte Mingo, die Hirtin Pascuala, andere Hirten und der Ritter. Mingo tritt bei Pascuala an, welche ſich in einem unüberſetzlichen Wortſpiele wundert, daß er am heutigen Sonntage (domingo) nicht bei ſeiner Gattin Menga ſey. Mingo gibt zu verſtehen, daß ein zärtlicher Zug ihn zu ihr treibe. Pascuala gefällt aber nicht, daß er allein zu ihr kömmt. Er ruft Gott zu Zeugen an, daß er Pascuala mehr liebe als ſeine Gattin und dieſelbe ihretwegen zu verlaſſen bereit ſey, und bietet ihr eine Roſe an. Sie iſt vom Dufte entzückt und nimmt dieſelbe. Er bittet um ein Liebeszeichen. Sie weiſet ihn ab, da ein Ritter zu ihr kommen werde, Mingo aber nur ein Hirte ſey. Der Ritter erſcheint und macht der Pascuala ſchöne Redensarten, welche dem Städter

nicht zu trauen, ſich den Schein gibt, worüber er ſie zu tröſten ſowie zu überreden ſucht, dem Hirten ſeinen Laufpaß zu geben. Mingo warnt, der Ritter ſchmähet, Jener drohet. Beide betheuern der Hirtin ihre Liebe. Der Ritter wirft Mingo ſeine Armuth vor. Dieſer entgegnet, daß nicht die Habe, ſondern Thaten beliebt machen und daß es tauſend kleine Gegenſtände gebe, die dieß bewirkten. Dieſe führt er ausführlich auf. Es ſind Blumen, Früchte, Vögel, unter denen ſelbſt Raben, Dohlen und Kräben nicht fehlen. Der Ritter nennt alles dergleichen bäueriſch. Mingo erſucht den Ritter, es auf Pascualas Entſcheidung ankommen zu laſſen, wen ſie mehr liebe. Der Ritter gehet auf den Vorſchlag ein und Pascuala erklärt ſich zu Gunſten des Ritters, wenn er Hirte werden wolle. Der Ritter iſt es zufrieden und weiſet Mingo ab, bietet ihm aber künftiges hirtenfreundſchaftliches Verhältniß an. Mingo beißt mit möglichſt freundlicher Miene in den ſauern Apfel, ein Hirtenlied als Villancico beſchließt die Handlung. — Im zweiten Stück treten dieſelben Perſonen und zugleich Mingos Frau, Menga, auf. Es iſt überſchrieben: Von den Hirten, welche vornehme Leute werden. Der Ritter erſcheint als Hirte Gil mit Mingo und ſpricht ſeine Unluſt aus, mit Pascuala länger das Hirtenleben fortzuführen, äußert vielmehr ſeine Neigung, mit ihr ins vornehme Leben zurückzukehren. Sie iſt es zufrieden. Mingo frägt ſein Weib, was ſie dazu meine. Sie wünſcht es nachthun zu können, meint aber doch, es ſey ein bedeutender Unterſchied, denn Gil ſey bereits ein Hofmann geweſen, Mingo aber noch nicht. Er, der früher nebenher der Pascuala den Hof gemacht, ſpricht nun ſeiner Frau gegenüber und in Bezug auf dieſelbe den Satz aus, daß Liebe Alles möglich mache. Sie findet es begreiflich, da Gil ſogar aus Liebe Hirte geworden. Mingo wendet ſich alſo mit der Bitte an Gil, ihm zum Vornehmwerden behülflich zu ſeyn. Gil iſt mit dem Vorhaben einverſtanden und gibt zu deſſen Ausführung gute Vorſchläge. Mingo und Frau gehen ſo gelehrig darauf ein, daß Gil ſelbſt erklärt, man werde Mingo für einen vollkommenen Cavalier halten. Auch Menga beſtehet ihre Studien ſehr gut und wird zu Gnaden angenommen. Den Schluß macht unter gemeinſchaftlichem Tanz ein Villancico, worin männiglich gewarnt wird, der Liebe, welche ihn ruft, die Thüren zu verſchließen, ihr vielmehr gehorſam zu ſeyn, denn ſie vermöge Alles, aus Hofleuten wiſſe ſie Hirten, aus Hirten Hofleute zu machen. Nach der Inhaltsangabe zu dieſem

Stück hatte daſſelbe noch eine andere Beſtimmung. Gil tritt im Anfange in den Saal, wo die herzoglichen Durchlauchten ſich befinden und hat Mingo hinter ſich, welcher erſtaunt an der Thüre ſtehen bleibt und nicht einzutreten wagt. Auf Gils Wink faßt er ſich aber ein Herz, tritt ein und überreicht in Encinas Namen den herzoglichen Herrſchaften ein Exemplar ſeiner geſammelten Werke, wobei er verſpricht, nichts anderes zu dichten, als was ſeine Herrſchaft ihm auferlegen würde. Pascuala und Menga werden nun ebenfalls hereingerufen und es erfolgt, nachdem ſie insgeſammt auch die Hirtenkleider mit Hofcoſtume vertauſcht hatten, der obengedachte Geſang und Tanz. In dieſen eingelegten pantomimiſchen und balletartigen Scenen glaube ich die Keime der nachher dem ſpaniſchen Drama ſo eigenthümlich und berühmt gewordenen Intermezzos (Entremeſes) oder Zwiſchenſpiele finden zu dürfen. Von ausgezeichneter Leichtigkeit iſt die Handhabung der Sprache zu dialogiſchen Zwecken in dieſen beiden, ſchon mehr eine fortſchreitende Handlung darſtellenden Dramen. — Das nächſte in der Reihe von Encinas Stücken, welches die Benennung Auto führt und ins Jahr 1496. fällt, iſt eine luſtige Rauſſcene. Zwei Hirten, Piernicurto und Johann Paramas, verkaufen ländliche Producte auf dem Markte. Es kommen einige Studenten, welche ihnen in die Haare fallen und noch ſchlimmere Späſſe mit ihnen treiben. In dem Bemühen, ihnen zu entkommen, haben ſich die Landleute getrennt. Johann Paramas hat ſich in das Haus eines Edelmannes geflüchtet. Er erreicht einen Saal (vermuthlich denſelben, in dem die Aufführung Statt fand) und erzählt, was ihm begegnet. Piernicurto nimmt ſeinen Rückzug eben hierher und erzählt, wie alle Verkaufsgegenſtände verloren gegangen ſeyen. Einer der Studenten findet ſich gleichfalls in dem Saale ein. Da er allein iſt, wird er von den Hirten hinausgeworfen. Es kommen noch zwei Hirten hinzu und Johann Paramas ſtimmt ein Villancico an. Zuvörderſt iſt nicht abzuſehen, warum Encina dieſe dialogiſirte Scene ein Auto genannt und dann zu bemerken, daß die Sprache (vielleicht der Gemeinheit der Handlung wegen) auffallend roh und bäuriſch gehalten iſt. — Ein anderes Stück Encina's aus demſelben ſehr fruchtbaren Jahre iſt vor dem Kronprinzen Don Juan aufgeführt worden. Auf die Klagen eines von Amors goldenen Pfeilen übel verwundeten Hirten Pelayo treten die Hirten Bras und Juanillo auf. In einer verbotenen Viehweide hatte ſich Amor erluſtirt, Pelayo aber ihn darüber bedrohet.

Amor ſchoß ab und Pelayo fiel verwundet zu Boden. Ein Ritter kömmt dazu und erhält von den Hirten auf die Frage, was dem Unglückſeligen fehle, die Antwort, daß er am Liebesweh ſieche. Der Ritter gibt ſeine Weisheit zum Beſten und ſagt unter andern zum Hirten: „Sieh und beachte wohl, wie Amors Weiſe alſo beſchaffen, daß unter den tauſend Todesleiden, mit denen er uns heimſucht, das übelſte iſt, daß er uns nicht tödtet. Gott behüte uns vor ſeinem Zorne. Schau, ſchau Amor iſt ſo verblendet und grauſam, daß er wie der ſchlechte Armbruſtſchütze auf die eigenen Leute zielt.“ Ausgezeichnet in dieſem Stücke iſt das Selbſtgeſpräch Amors im verbotenen Gehege, an deſſen Anfange er warnt, daß Niemand wagen möge, es mit ihm aufzunehmen, wenn er nicht allezeit in Aufruhr und Streit mit ihm liegen wolle und welches eine vortreffliche Schilderung ſeiner Macht und ſeines Einfluſſes in den lieblichſten Verſen und Worten enthält. — Ein Liebesthema behandelt auch das folgende, im Jahre 1497 aufgeführte Stück. Filено, Zambardo und Cardenio, drei Hirten, treten auf. Es wird erzählt, wie Filено von Liebe zu einem Mädchen Jeſira ergriffen iſt. Er wird verſchmähet und theilt nun Zambardo und Cardenio ſeine Bekümmerniſſe mit. Da ſie ihm nicht helfen können, entleibt er ſich ſelber. Seine Freunde erſcheinen, heben ſeinen Leichnam auf und tragen denſelben hinweg, um die Beſtattung zu bewirken. Als Ausnahme von allen übrigen iſt dieſes Stück in versos de arte mayor gedichtet und hat alle bekannten Vorzüge von Encinas Diction und Verſification. In den Klagen Filенos über die Fehler des Weibes iſt viel leidenſchaftlicher Verſtand. Das dreizehnte und letzte Stück Encina's iſt die bereits erwähnte Farße von Placida und Victoriane. Daſſelbe iſt gänzlich verſchollen, weil es aus jetzt unbekannt gewordenen Gründen von der Inquiſition 1559 verboten worden. Der eben erwähnte unbekannte Verfaſſer des Dialogo de las lenguas (lo que me contenta mas, ſagt er) ziehet es allen übrigen Werken Encinas vor. Die Ausführlichkeit, womit von dieſem Dichter und ſeinen literariſchen Hervorbringungen die Rede geweſen, darf in dem Umſtande eine Entſchuldigung ſuchen, daß er als der erſte angeſehen werden muß, der das ſpaniſche Drama und Theater der Dienſtbarkeit der Kirche entzog, daſſelbe, wie ſchüchtern und verſtohlen auch, in die Welt einführte und dadurch den Grund zum Emporblühen des bei weitem wichtigſten Zweiges der ſpaniſchen Literatur legte.

Gil Vicente's ſpaniſche Dramen [1]).

Höchſt merkwürdiger Weiſe, vielleicht nur aus patriotiſchem Eigenſinne, verſchweigen die ſpaniſchen Literatoren ganz die Verdienſte des Portugieſen Gil Vicente (geb. 1480) zu Barcellos † 1557) um das ſpaniſche Drama. Selbſt Moratin entſchließt ſich, aber faſt wie im Verdruß nur, zur Angabe der Titel von G. Vicente's ſpaniſchen Stücken. Neben ſeinen portugieſiſchen Arbeiten für die Bühne dichtete nämlich Gil Vicente, deſſen Leben der portugieſiſchen Literaturgeſchichte angehört und deßhalb hier nicht weiter berührt wird, zur Abwechslung auch Dramen im caſtilianiſchen Idiom, welches damals den Portugieſen ſehr geläufig war. Dem Zuſchnitte nach glichen die früheſten dieſer Stücke denen des Encina; nur daß ſich von vornherein eine weit größere Mannichfaltigkeit, ein reicheres dramatiſches Leben, eine umfaſſendere Phantaſie und beſſerer theatraliſcher Verſtand bekundet. Wie Encina dichtete Gil Vicente, gleich jenem noch theilweiſe auf kirchlichem Boden ſtehend, Hirtengeſpräche zur heiligen Chriſtnacht; allein das Dogma tritt in dieſer Feier ſchon in tieferer Auffaſſung hervor und belebt das poetiſche Streben. Doch herrſcht in dieſen religiöſen Stücken eine größere Mannichfaltigkeit und bedeutenderes Geſchick der dramatiſchen Compoſition. Auch haben die Hirten nicht ſo ausſchließlich von den Rollen Beſitz ergriffen. Es treten neben ihnen Perſonen der verſchiedenſten Art auf, an denen eine beſſer individualiſirende Charakteriſtik auffällt. Auch an allegoriſchen Figuren, deren Menge das Drama der Kirche oft ſo froſtig machte, fehlte es nicht. Obwohl das religiöſe Moment und der demſelben gewidmete Theil der dramatiſchen Handlung nur loſe an die Hauptaction ſich anlehnt, ſo herrſcht doch eine weit reichere Erfindungsgabe in den Stücken, als wir ſie bei Encina wahrnehmen. Wie Encina verlegte Vicente aber bald und mit noch größerer Freiheit und Abſtreifung des kirchlichen und dogmatiſchen Elements ſeine Scenen außerhalb des Gebiets der Legende oder bibliſchen Geſchichte, welche er in mehreren Stücken nur als ein Relief beibehielt. Wenn nun

1) Von dem Aufſatze über Gil Vicente in Prutz literarhiſtoriſchem Taſchenbuche für 1846. habe ich erſt Kunde erhalten, als Obiges ſchon geſetzt war.

andere ganz reine, in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens ſich bewegende ältere Compoſitionen der Art bis jetzt nicht bekannt geworden ſind, indem die dramatiſchen Arbeiten des Terre Naharro mindeſtens ſechzehn Jahre ſpäter bekannt wurden, und Encinas Arbeiten nur Skizzen und Scenen geblieben ſind, ſo darf der wackere Vicente als eigentlicher Urheber des wirklichen modernen National-Luſtſpiels betrachtet werden. In Gil Vicentes Comödien und Autos ſind in geiſtvollen aber rohen Formen die Umriſſe von Lopes Bühne im Keime zu erblicken. Den Geiſtlichen und Poſſenreißern wirkſam entwunden, hörte die dramatiſche Kunſt auf, ein Anhang und ein Beilaß anderer Feierlichkeiten zu ſeyn und trat auf Vicentes Theater mit ſelbſtſtändigen Reizen auf. Komiſche Kraft, reizende Naivität und ſorgloſe Einfalt in den Regeln der Kunſt geſellen ſich mit den abentheuerlichen Ideen einer phantaſievollen Romantik zur unübertrefflichen Miſchung dramatiſcher Compoſitionen. Mythologiſcher und allegoriſcher Apparat iſt in den ſ. g. Tragicomödien nicht geſpart. Es fehlt nicht an den ſeltſamſten Anachronismen und Nebeneinanderſtellungen antiker und moderner, altfränkiſcher und eleganter Gedanken, Sitten und Gebräuche. Obwohl die aneinander gereihten Scenen (noch nicht in Acte vertheilt) den wechſelnden Verlauf einer Handlung verfolgen und die Schürzung und Löſung eines dramatiſchen Knotens veranſchaulichen, ſo verläugnet ſich doch in dem Mangel eines dramatiſchen Zuſammenhanges und dramatiſcher Entwickelung die Unfertigkeit der Bühnenkunſt nicht, welche noch nicht aus einer Idee herauszuarbeiten verſtand. In bunter Unordnung fliegen wie in einer Laterna Magica die Scenen als geiſtreiche Capriccios hinter einander vorüber, ohne innere Verbindung und motivirten Hervorgang auseinander, wie ohne äußere Ausführung. Die burleske Schilderung von Charakteren des gemeinen Lebens iſt lebendig und friſch, wiewohl ohne feinere Nüancirung. Der eigenthümliche Reiz beſtehet in der Schalkhaftigkeit und Naivität, mit welcher hier Charaktere und Zuſtände aufgefaſt werden. Durch den Carnevalsjubel dieſer Arglоſigkeit tönen ſüße lyriſche Anklänge. Unter den 42 dramatiſchen Compoſitionen, welche Gil Vicente nachgelaſſen, befinden ſich acht Stücke ganz in ſpaniſcher Sprache. Die portugieſiſch geſchriebenen Stücke bleiben hier natürlich außer Betracht, obwohl dieſelben viele Einſchiebſel in caſtilianiſcher Sprache enthalten. Unter jenen acht ſind fünf Autos, zwei

Comödien und eine Tragicomödie. Unter den Autos befindet sich das älteste von Gil Vicentes Stücken: „Ein Weihnachtsspiel, das erste, welches man in Portugal habe aufgeführt in Gegenwart des Königs Emanuel, der Königin Beatrix, seiner Mutter, und der Herzogin von Braganza, ihrer Tochter, zum Geburtstage des Prinzen Johann (III.) von Portugal am 6. Juni 1502." Wellmann nennt daß Stück den wahren Embryo eines Drama. Die ursprünglich an jenem Tage gemachte Aufführung bestand in einer Gratulationsscene eines vergeßlichen Maßen gewaltsam und unter Faustschlägen in den Königssaal eingedrungenen Hirten, welche derselbe an die Anwesenden richtet und worin er verkündigt, daß der neu geborene einst als Johann III. König von Portugal werden würde. Er verkündigt, daß hinter ihm drein noch dreißig Gefährten folgen werden, Schweinehirten und Kuhhirten, welche für den Prinzen Milch, Eier, Käse und Früchte bringen. Dieser kurzen Rede folgt die Bemerkung: „Es treten die Hirten ein und überreichen dem Prinzen die gedachten Geschenke, und weil dergleichen in Portugal etwas Neues war, gefiel es der Königin dermaßen, daß sie den Dichter bat, es zur Weihnacht zu wiederholen, weßhalb derselbe das nachstehende Auto unter sechs Hirten verfertigte." So war also dieser dramatische Versuch, welcher aus der Kirche in die Welt trat, aus einem Gratulationsgedichte hervorgegangen. Der Hirte Gil tritt auf (erscheinend mit seiner Heerde) und wählt sich einen abgelegenen Weideplatz, wo er sich der Welt zu entziehen und durch Gesang zu erfreuen vernimmt. Während er singt, kommt Brás und frägt nach dem Grunde seiner Absonderung. Gil schildert ihm die Annehmlichkeit der Einsamkeit, welche jenem nicht ganz einleuchtet, weßhalb er ihm zuredet, sich von der Welt nicht abzusondern. Lucas kommt dazu, indem er Ziegen sucht, welche ihm, wie er erzählt, verloren gegangen, als er eine Hirtin beim Tanze belauscht und der Heerde nicht geachtet. Gil findet in diesem Verfalle einen Anlaß zum Lobe seiner Zurückgezogenheit. Er schilt den Lucas, fordert ihn auf, die Ziegen zu suchen und dieselben Gott zu befehlen, der sie ihn finden lassen werde. Auch wenn die Wölfe sie gefressen? frägt Lucas etwas gotteslästerlich. Brás räth eine Anhöhe zu ersteigen und laut zu rufen. Da es dunkel wird, gibt ihm Gil einen Brand. Lucas ruft nun eine Menge Hirten, aber nicht der Ziegen wegen, sondern fordert sie auf, es sich bei Gil, der sie freundlich aufnehmen werde, gefallen zu lassen. Zwischen dem herzugekommenen Sylvester und den beiden vorigen entspinnt

ſich nun ein Geſpräch über Sylveſters Verheirathung, die kürzlich bevorſtehet, mit poſſirlichen Einfällen durchwebt, wobei die Mitgift der Braut ausführlich hergerechnet wird. Sodann machen ſie ein Spiel, werden hierauf müde und ſchlafen ein. Während ſie ſchlafen, hört man die Engel ſingen. Gil weckt die übrigen, denn die groſſe Kunde ſey erſchollen, daß die Jungfrau geboren habe, wie die Engel verkündet. Bras meint, es möchten Grillen geſchwirrt haben. Allein Gil bringt mit ſeiner Aufforderung, ſich nach dem bezeichneten Orte auf den Weg zu machen, durch und veranlaßt, daß jeder dem Kinde etwas zur Verehrung mitnehme. In einem gemeinſchaftlichen Geſange ſprechen Alle den Vorſatz aus, den Gang anzutreten. Sie befinden ſich an Ort und Stelle, wundern ſich über die ärmliche Hütte und wie das Kind vor Kälte zittert, deſſen Mutter ſie die mitgebrachten Gaben überreichen, wobei ſie tanzen und ſingen. Gil erſchöpft ſich gegen ſeine Kameraden im Preiſe der Schönheit der Mutter Gottes und ſagt, Salomon habe beim hohen Liede dieſelbe vor Augen gehabt und ſie dabei genannt: columba mea formosa o tota pulchra amica mea. Die übrigen wundern ſich, daß Gil Lateiniſch ſpricht. Dieſer erzählt weiter, wie die Propheten den neu Gebornen vorherverkündigt. Er ſey das Lamm qui tollit peccata. Man wundert ſich von Neuem über Gils Gelehrſamkeit. Er erklärt dieſelbe für ein Wunder Gottes. Das Stück ſchließt mit der Aufforderung des Lucas, einen Freudengeſang anzuſtimmen. Man wird leicht erkennen, wie im Schäfer Gil ſich die ſchöne Herrſchaft des überſinnlichen Prinzipes repräſentirt. — In einem zweiten Weihnachtsſpiele: dem Auto von den Königen aus Morgenland, treten zwei Hirten, ein Einſiedler und ein Ritter auf. Der Hirte Gregorio irrt ſchon dreizehn Tage unter allerlei Mißgeſchick umher, um den vom Engel verkündigten neu Gebornen aufzuſuchen und trifft mit Valeriano zuſammen, dem er ſein Leid klagt. Dieſe weiſet ihn zum Bruder Alberto, welcher ihm Beſcheid ſagen werde. Derſelbe iſt auch ſogleich zur Hand und Gregorio trägt ihm ſein Anliegen vor, wobei er ſowohl des Breviers als des Roſenkranzes erwähnt. Alberto preiſet den Himmel, der einem einfältigen Schäfer eine ſolche Sehnſucht nach dem Heilande ins Herz gegeben und ſchildert den Zuſtand der heiligen Jungfrau. Beide Hirten legen dem Eremiten ſchwierige caſuiſtiſche Fragen vor, z. B. ob es Sünde ſey, wenn man einer Grille, deren Zirpen uns unangenehm iſt, die Beine ausreißt, ob es Sünde ſey, verliebt zu ſeyn? worauf Alberto mit Würde Be-

ſcheid thut. Der Ritter kommt dazu und fragt, wo hier der Weg nach Bethlehem gehe? Valeriano antwortet mit bäuriſchen Witzen, worüber der Ritter, der ſich für einen Araber ausgibt, ſehr ärgerlich wird. Er erzählt, daß er ſich von einer großen Reiſegeſellſchaft verloren, welche einem Sterne nachgezogen. Es ſeyen drei Könige darunter geweſen. Auf die Frage nach dem Sterne gibt der Ritter an, daß er ſehr hell und ein leuchtendes Kind mit einem Kreuze darin zu ſehen ſey. Als Valeriano hört, daß der Ritter ein vornehmer Herr iſt, klagt er ſein früheres Benehmen ſelbſt als brutal an und bittet um Verzeihung, die jener gern gewährt, da ſie ja jedem Todſünder, der da bittet, zu Theil wird. Die drei Könige erſcheinen und ſingen ein Villancico, womit das Stück ſchließt und welches die Freude der Welt über des Herrn Geburt beſchreibt. — Weit ausgeführter und anziehender iſt das Auto von der Sibila Caſandra. Die handelnden Perſonen ſind Caſandra, eine Hirtin mit ihren drei Tanten und Salamon ein Hirt mit ſeinen drei Oheimen. Das Stück beginnt mit einer Erklärung Caſandras, daß ſie ſich nie vermähle und ihre Freiheit aufgeben wolle. Sie weiſet daher auch die nun erfolgenden Werbungen Salamons ab, der ſich vergeblich auf die von den Tanten erhaltenen Zuſagen beruft. Seinen Verdacht einer andern Liebe beſtreitet ſie eben ſo ſehr als ſeine Beſorgniß, daß ſie ihn etwa verachte. Recht artig ſetzt ſie ihm dagegen die Leiden der Verheiratheten auseinander. Er verſpricht es den Geſchilderten nicht nachzuthun. Sie verſichert, ſich durch ſolche Blümchen nicht abwendig machen zu laſſen und beſchreibt die Noth weiter. Als Salamon ſie unangreiflich findet, drohet er, ihre Tanten zu Hülfe zu rufen. Während er abweſend iſt, beſtärkt Caſandra ihren Entſchluß in einem Liedchen wider die Ehe. Hernach erſcheinen die Tanten, welche ſich vergeblich abmühen, jene ihrem Anbeter willfährig zu machen. Auf den Rath der Tante Pereſica werden die Ohme Salamons herbeigerufen, welche mit dem Liede: Toll iſt das Mädchen! Wer mag ſie bereden? auftreten. Auch dieſe verſuchen ihre Ueberredungskünſte. Moſes macht geltend, daß die Ehe ein Sacrament und von Gott eingeſetzt ſey, wobei er den Hergang nach der Schöpfung ausführlich erzählt und wie Gott Adam und Eva zur Ehe aufgefordert. Caſandra ſagt, die Ureltern ſeyen von Gott geſchaffene Perſonen geweſen; allein ihre Werber wären des Teufels. Es ergibt ſich nun, daß ſie deßhalb Jungfrau bleiben wolle, weil ſie vernehmen, Gott ſolle von einer ſolchen

geboren werden. Hierin wird ſie beſtärkt durch etliche Aeußerungen der Anweſenden, welche gehört, daß die Geburt unter Hirten und in einem Stalle erfolgen ſolle. Die Oheime erklären ſie für verrückt und hoffärtig; indem ſie ihr bemerklich machen, daß die Mutter Gottes nur eine demüthige Jungfrau ſeyn könne. Es gehet nun ein Vorhang auf; man erblickt eine Geburt Chriſti (nacimiento) und vier Engel ſingen. Die Oheime und Tanten apoſtrophiren und adoriren das neugeborene Kind und die göttliche Mutter und auch Caſandra entſchließt ſich zuletzt hiezu und ein Geſang (villancion) zum Lobe der Mutter Gottes beſchließt das Stück, welchem Naivität, ſchalkhafte Laune und niedliche Lieder, wie auch Wellmann bemerkt, etwas Vaudevilleartiges geben. — Weit einfacher iſt das Auto von den vier Jahreszeiten, welches der als Hirt verkleidete Winter mit einem Geſange eröffnet, dem er Klagen über ſein trauriges Leben einwebt, die er beſonders aus dem übrigens ſehr gut geſchilderten Ungemache der Jahreszeit vernimmt. Er nimmt ſich vor, einzuſchlafen, um zu verſuchen, ob er davon warm werde. Nun tritt der Frühling auf, als ein Gärtner gekleidet und ſingt vom Schmelz der blüthenreichen Auen, den lieblichen Tönen des Nachtigallengeſanges und der zur Liebe einladenden Milde der warmen Lüfte. Der Sommer, eine lange, ſchwächliche und kränkliche Geſtalt mit einem Strohhute, ſteigt auf und klagt über Hitze, Durſt, Fieber und lange Weile. Der Frühling ſchilt ihn einen Baſtard, der alles in Stroh verwandle, was er zum Grünen gebracht; der Sommer replicirt: Lenz ſey ein unzuverläſſiger Geſelle, deſſen Blüthen keine Dauer hätten. Dem Herbſte, der inzwiſchen auftritt, wird vom Frühlinge der Sommer als ein Galgengeſicht vorgeſtellt, als er ſich nach den Anweſenden erkundigt, der ihm Alles ausgedörrt habe und Schuld daran ſey, wenn Herbſt nichts mehr zu zeitigen gefunden. Mit großem Prunke und Geräuſche tritt nun Jupiter auf und ſchilt die „Brüder Jahreszeiten," daß ſie der Liebe deſſen vergäßen, der eben geboren werden. Er ſagt: „Laßt uns zu dem Herrn pilgern, der uns geſchaffen hat." Ein nacimiento wird ſichtbar und Jupiter ſagt in frommer Adoration, er komme aus der Höhe, um anzubeten und den Gehorſam aller Creatur darzubringen, in der ganzen runden Welt ſchließe kein einziges ſich hierin aus, Diana und der leuchtende Phöbus, Mars, Mer-

eur, Venus, Juno und der ſtrenge Saturn, alle ſeyen der Anbetung voll, auch Caſtor und Pollux und der ganze Kreis der Plejaden. Der Winter erklärt dem Jeſuskinde, er habe nun einmal die traurige Figur, welche Chriſtus ihm anerſchaffen, gleichwohl bete auch er ihn an. Der Frühling berühmt ſich dagegen ſeiner belebenden Eigenſchaften. Trotz „ſeiner Fieber und Schwächen, ſo wie ſeines traurigen Daſeyns" beugt ſich auch der Sommer und will ſeinen Kummer verſchweigend, Tag und Nacht anbeten." Der Herbſt bringt zum Schluſſe fröhlich „ſeine Früchte und Erndten dar, welche nur ein ſchwacher Tribut in Betracht der Frucht ſind, daß der Herr Fleiſch geworden. — Von der Comedia de Rubena kenne ich nur die durch Böhl de Faber mitgetheilte erſte Scene. Ein Abt in Caſtilien hat eine von ihm ſehr geliebte Tochter, in welche ſich ein bei ihm in Dienſten ſtehender junger Geiſtlicher verliebt. „Die Unterhaltung nahm bei ihr ein Ende, welchem kein Anfang zu wünſchen geweſen wäre." Rubena fühlt die Folgen dieſes Verkehrs. Ihr Geliebter entflichet. Der Vater iſt ein ſtrenger Mann. Die Arme beweint ihr Unglück für ſich. Das Stück eröffnet mit einer Nachtſcene, worin Rubena ſich von den Geburtswehen ergriffen fühlt. Sie bricht in rührende Klagen aus, deren natürlicher Wahrheitston durch den mit trauerndem Wehklang der Verſe ſeinen Eindruck auf keinen Leſer oder Hörer verfehlen kann. Benita, ihre Dienerin, welcher ſie ſich bisher nicht anzuvertrauen wagte, erwacht von dem Selbſtgeſpräche und frägt, was ihr ſey und was ſie ſchmerze. Rubena gibt vor, daß ſie Würmer habe. Benita aber iſt nicht dumm und macht allerlei Anſpielungen über die Veränderungen, welche ſie ſeit Monaten an ihrer Gebieterin bemerkt. Da dieſe fortfährt, ſich nicht entdecken zu wollen, vielmehr ſie auffordert, eine gewiſſe Genebra, eine Bendicidera (Segenſprecherin, vermuthlich ein altes Weib zum Beſprechen der Schmerzen) zu rufen, ſo erzählt Benita ihr zum Poſſen Anekdoten, was Rubena natürlich ſehr grauſam findet. Die Scene ſchließt mit einem Gebete Rubenas an die Mutter Gottes, welche ſie bittet, ihr trauriges Geſchick ſo verborgen zu halten, wie ſie einſt ſelber ihr göttliches Geheimniß bewahrt. Auch Wellmann ſcheint außer dieſer vortrefflich gelungenen Scene der Rubena nichts geleſen zu haben. — Von der Tragicomödie: Der Triumph des Winters, iſt mir ebenfalls nur

das von Böhl de Faber mitgetheilte Bruchſtück bekannt, worin zuerſt der Winter auftritt und eine burleske Schilderung von ſeinem Weſen, ſeinen Eigenſchaften und Wirkungen entwirft. Er nennt ſich Johann Zauſehaar (de la greña), Holzverwüſter, Hagelſäer ꝛc., den Gott der kalten Dünſte, den Oberhauptmann des Seegeſchicks u. ſ. w. Der Hirte Brisco Pelayo tritt auf und ſingt. Dann ſegnet er für ſich den Herbſt und den Vater, der denſelben erzeugt und ſpricht übel vom Winter, den wohl Satanas gemacht haben möge, und dem er ſonſt gar üble Nachrede hält; zwiſchendurch aber fährt er fort, ſich Eins zu ſingen. Der Winter tritt ihn an und fragt, weßhalb er zu gleicher Zeit klage und ſinge. Brisco erwiedert, bei dem Winde höre, bei der Kälte verſtehe er ihn nicht. Der Winter ſagt, er habe wohl keine Ohren? Im Nebel ſehe er ihn nicht, erwiedert jener. Wenn er nicht verlobt wäre, möchte er des Teufels werden, deßhalb ſage er der Stimme, die ſich in ſeiner Nähe vernehmen laſſe, der Winter ſey doch nicht ſo ſchlimm, daß er nicht etwas Gutes bringe. Der Winter: Du läſterſt mich, Hirte, als ob ich die Hölle wäre. Wärſt du der Winter, ſo würde ich dich noch für ſchlechter halten, erwiedert jener. Der Winter fordert ihn auf, weiter zu ſingen. Brisco entgegnet, das Singen bedeute nicht bloß Freude, ſondern auch Leid, und gibt ihm auf weitere Fragen ganz kurzweilige Antworten, welche dem Winter wohl gefallen. Der Hirte Juan tritt auf und ſingt. Wider die Kälte ſingt und ſpringt er, ſonſt wäre er längſt todt niedergefallen. Gegen alle Uebel gibt es Mittel, ſagt er, gegen Flöhe die Einſamkeit, gegen Ratten die Katzen, für den Tod das Begraben, gegen Hunger den Schlaf, wider die Kälte das Tanzen. Brisco heißet den luſtigen Bruder willkommen. Juan bemerkt, jener habe ſein Sommerverdienſt beſſer zu Rathe gehalten und ſich dafür einen Winterpelz angeſchafft, während er ſeinen Lohn in Blumen vergeudet und nun keinen Schutz gegen die Kälte habe und macht eine traurige aber doch wohlgemuthe Schilderung ſeiner Zerriſſenheit. Der Winter fordert beide auf, in ihr Dorf zurückzugehen, denn es ſey ſein Wille, daß man ſeinen zweiten Triumph auf dem Meere von Guinea erblicke. — Aus dem Auto von den Aerzten theilt Böhl de Faber nur die letzte Scene mit. Ein Geiſtlicher beichtet hier auf die anmuthigſte und leidenſchaftlich beredteſte Weiſe

ſeinem Gewiſſensrathe die ſüße Noth ſeiner Liebe und frägt denſelben, was er thun ſolle? Da der Beichtiger vernimmt, daß jener bereits zwei Jahre in Liebe ſchmachtet, meint er, das ſey ja nur ein Tag gegen die Länge der Pein, die er ſelbſt leide. Der Geiſtliche müſſe ſehr ſchwach in ſeinen Schmerzen ſeyn. Er, der Beichtiger, brenne ſchon fünfzehn Jahre, ohne ſich Jemanden entdeckt zu haben. Man müſſe aber nicht glauben, daß ſich Liebe ſo ohne Weiteres wie ein Waffelkuchen genießen laſſe; man könne ohne Dornen nicht zu den Blumen gelangen. Der Geiſtliche bedürfe der Buße nicht, weil er verliebt ſey, denn Gott habe es ſo geordnet. Eva ſey verheißen worden, daß der Mann für ſie Vater und Mutter und das ganze Haus verlaſſen werde. Vorerſt wird dem Liebenden Schweigen auferlegt. Der Beichtiger aber will ſich in den Liebesgarten begeben und dort einen Liederſalat holen, den Gil Vicente angerichtet hat. Es erſcheinen nun vier Sänger und tragen die mit portugieſiſchen Verſen gemiſchte ensalada vor, welche ein muthwilliges Liebeslied iſt. — In der Comödie: Der Wittwer, treten auf: Der Wittwer mit ſeinen Töchtern Paula und Melicia, ein Geiſtlicher, ein Gevatter, Rosbel ein verkleideter Prinz, Gilberto ſein Bruder. Der Wittwer ergießt ſich in lange und bittere Klagen über den Verluſt ſeiner Gattin, die „ſchön war als ein Stern," ein Muſter in jeder Vollkommenheit, ein wahrer Engel des Himmels. Der Geiſtliche findet den großen Schmerz des Wittwers ganz gerechtfertigt, ſucht ihn doch aber zu tröſten und weiſet darauf hin, wie wir alle geboren werden, um zu ſterben. Es ſey Gottes Wille, darum müſſe er die Trauerkleider ablegen, welche ein Vorwurf für Gott wären. Er habe vielmehr Grund, ſich zu freuen, daß die Gattin ſo voll Reue und durch die Beichte beruhigt geſtorben ſey. Der Wittwer findet ſich auch ein wenig getröſtet. Der Gevatter erſcheint und wünſcht ſeine Lage mit der des Wittwers vertauſchen zu können, da er eine böſe Sieben zur Frau hat. Die Vorwürfe und Entgegnungen, welche er über dieſe Betrachtungsweiſe von dem Wittwer und deſſen Töchtern erfährt, weiß er durch eine luſtige Schilderung der ſchlimmen Eigenſchaften ſeines Weibes zurückzuweiſen, welche zu dem Beſten gehört, was die komiſche Muſe in dieſer Art hervorbrachte. Er nennt ſie z. B. eine Schlange, die zu ſeinem Unglücke unſterblich ſeyn muß, er führt aus, wie ſie ihm in

Allem zuwider iſt, wie ſie lügt, ſchimpft ꝛc. Der betrübte Wittwer beſchließt unter allen dieſen Schmähungen einen Gang an das Grab der Gattin, um dort zu beten, was den Unwillen des Gevatters zu neuem Spotte reizt. Melicia und Paula theilen ſich nun auf eine ungezwungene Weiſe ihre Betrübniß über den Tod der Mutter und ihre Verlaſſenheit mit. Melicia nennt den Tod, Paula das Leben ein Geheimniß, weil das Scheiden gewiß, man aber nie dazu vorbereitet iſt. Der verkleidete Roobel tritt zu den Mädchen. Er gibt ſich für einen Sackpfeifenſpieler Juan de las Brezas aus und erzählt ihnen eine erdichtete Lebensgeſchichte, worüber der Vater zurückkömmt, der mit ihm ein neues Examinatorium anſtellt, worin der Prinz einige Antworten à la Eulenſpiegel ertheilt, z. B. woher mein Freund? R. Aus meinem Lande. W. Welcher Ort iſt der deine? R. Er gehört nicht mir, ſondern ſeinem Herrn, dem ich denſelben nicht ſtreitig machen will. Der Wittwer nimmt Roobel auf ein Jahr in Dienſt, den er auch ſofort antritt, indem er Holz herbeiträgt, die Ziegen melkt ꝛc., wobei Vater und Töchter ſich über die Behendigkeit und das Geſchick des neuen Dieners freuen. Roobel gibt dazwiſchen auch ein Lied zum Beſten. Als er ſich mit den Mädchen allein ſiehet, fragt er ſie in einer Weiſe aus, daß beide erkennen, er ſey nicht der, wofür er ſich ausgibt. Ich bin einer, der in hellen Flammen lodert, erwiedert er und macht beiden Mädchen eine Liebeserklärung, die er nur ſehen und bedienen will, weßhalb er, der Herzogsſohn, ſich um Lohn verdungen habe. Er habe ſie beide ſeit dem erſten Tage, wo er ihrer anſichtig werden, ſo geliebt, daß er ſeinen Tod, wenn er von ihnen ausgehe, für ein Paradies halte. Den Roobel wolle nicht mehr, wie ihm gebühre, Herr, ſondern Sklave ſeyn. Die Mädchen thun ſehr erſchrocken; er hat ihnen auferlegt, ihn nicht zu verrathen. In einer Zwiſchenſcene findet der Wittwer abermals Gelegenheit, des Dieners ſich zu freuen und entfernt ſich zu einem Gange über Land. Paula und Melicia berathſchlagen für ſich, wie ſie ſich zu verhalten haben und kommen überein, daß ſie Roobel nicht verrathen wollen. Dieſer erſcheint und ſagt den Schweſtern wieder Schmeicheleien und Zärtlichkeiten, indem er verſichert, wie alle groben Arbeiten ihm ſüß werden, da er dieſelben für ſie thut: Er findet es ſelbſt ſeltſam, daß ein Gedanke zwei gleichzeitige Liebesneigungen umfaßt. — Zwi-

ſchen kömmt der Wittwer zurück, der auf dem Lande einen Freier für Paula gefunden und für Melicia eine Ausſicht bekommen hat. Rosbel weint, da er dieß hört und gibt auf des Alten Befragen nach ſeinem Kummer vor, den plötzlichen Tod einer Schweſter erfahren zu haben. Er will die Heerde in ein abgelegenes Thal treiben, damit ſeine Klagen Niemand beläſtigen. Der Alte befiehlt ihm zuvor den Stall auszuweißen. Während der Alte ſich ins Gebet begibt, klagen Rosbel und ſeine Geliebten gemeinſchaftlich. Er beſchwört ſie, in die Anträge der Freier nicht einzugehen. Sie verſichern ihm, weit davon entfernt zu ſeyn, in die Heirath zu willigen. Rosbel macht nun aber die Bemerkung, daß er beide Geliebten zugleich nicht ehelichen könne und ſchlägt daher vor, daß die Mädchen um ihn loſen. Sie finden es zwar ſeltſam, fügen ſich aber. Paula iſt die Glückliche ohne Neid ihrer Schweſter. Rosbel empfindet es als einen andern Tod, denn er intereſſirte ſich für Melicia eben ſo ſtark als für Paula. In dieſem Augenblicke erſcheint ſein Bruder Gilberto, welcher ihn aufzuſuchen in der Welt umherziehet und den Himmel preist, daß er den Vermißten nun aufgefunden, nach dem er überall ſpürte. Rosbel erkundigt ſich nach ſeinen Eltern, deren Traurigkeit Gilberto ſchildert. Sie hatten Heren um Rath gefragt, welche die Antwort ertheilten, daß Rosbel Schweine hüte und zwei junge Mädchen zu Gegnerinnen habe. — Rosbel erzählt nun, wie „dieſe Göttinnen des Lebens, die Königinnen der menſchlichen Kraft" ihn gefangen genommen. Ihr Kuhhirte zu ſeyn, wäre nichts Schlimmes, „da ſelbſt ihr Schweinhirte ein großer Kaiſer zu ſeyn verdiene." Rosbel macht ſeinem Bruder den Vorſchlag, die zweite" dieſer koſtbaren Waiſen zu freien. Gilbert ſchlägt ein. Der Wittwer kömmt dazu und macht den erkannten großen Herren Vorwürfe, daß ſie in einem Trauerhauſe mit Waiſen ſolche Händel anfangen. Als er aber vernimmt, daß es mit dem verabredeten Heirathen Ernſt ſey, lobt er ſeinen Schöpfer, daß es alſo gekommen und hält es für eine zu ſeinem Troſte gefügte Schickung. Er will zu ſeinen geliebten Freunden eilen und Tanz und Muſik veranſtalten. Während die Mädchen ſich umkleiden, tragen einige Sänger zum Beſchluſſe ein artiges Lied vor. — Wenn der Leſer nach den gelieferten Auszügen aus Encinas und Gil Vicentes Dramen nur unbedeutende,

wenig intereſſirende Compoſitionen in den letztern erkennen ſollte, ſo wird gebeten, ſolches mehr auf die Rechnung des Zergliederers als der Dichter zu ſetzen, welche nicht dafür angeſehen werden können, wenn unter dem Analyſiren der geiſtige Duft und die poetiſche Atmoſphäre verſchwunden ſind, welche ſich um die lebenvolle Sprache und den naiven Ton, welchen jene alten Poeten noch in aller Natürlichkeit zu treffen wußten, verbreiten. Das iſt einmal das Mißgeſchick ſolcher Auszüge, die darum eine höchſt undankbare Arbeit ſind. Gleichwohl darf der Literaturhiſtoriker ſich derſelben nicht entziehen, wo es darauf ankömmt, wenig oder gar nicht bekannte Gebiete zugänglich zu machen. Am beſten würde dieß freilich durch Ueberſetzungen geſchehen, für welche indeß nicht die dem Geſchichtſchreiber etwa beiwohnende Sprachenkunde ausreicht, ſondern ein dem Dichter, der überſetzt werden ſoll, homogenes oder wenigſtens analoges Talent erforderlich iſt, ein Erforderniß, welches der bloße Sprachkenner nicht gerade auch immer zu erfüllen im Stande iſt. — Daß die ſämmtlichen ſpaniſchen Stücke des Gil Vicente in kurzzeiligen Verſen abgefaßt ſind, wird kaum beſonders zu bemerken ſeyn. Auffallend bleibt, daß Moratin in ſeinem Catalogo de piezas dramaticas beim Jahre 1532. die Namen der acht ſpaniſchen Stücke des Gil bis auf die Rubena ganz anders angegeben hat, als vorſtehend geſchehen iſt. Er nennt ein Auto: Amadis, eine Tragicomödie: Den Tempel Apolls — eine Comödie: Pilgerfahrt der Beleidigten — eine Comödie: Das Schiff der Liebe — eine Tragicomödie zur Niederkunft der Königin, — eine Tragicomödie: Die Liebesſchmiede und eine Comödie: Der Wald der Täuſchungen. — Da Moratin vom Inhalte dieſer Stücke ſchweigt, ſo iſt nicht zu ermitteln, in wiefern dieſelben etwa unter einem andern Titel mit dem oben abgehandelten einerlei ſind. Der Amadis, welcher 1559. von der Inquiſition verboten ward, befindet ſich jedoch beſtimmt nicht darunter und würde daher ein neuntes Stück bilden. Um das lyriſche Talent Gil Vicentes noch anſchaulicher kennen zu lernen, mögen einige ſeiner Liebeslieder im Originalversmaaße verdeutſcht hier eine Stelle finden:

I.

Der Roſenbuſch.

Von dem Roſenbuſch' o Mutter,
Von dem Buſche komm' ich,
Am Ufer jenes Baches
Schaute ich den Buſch in Knospen,
Von dem Buſche komm' ich;
An den Ufern jenes Fluſſes

Schaute ich den Buſch in Blüthe,
Von dem Buſche komm' ich her,
Da ich ſah den Buſch in Blüthe
Brach ich ſeufzend mir die Roſen,
Von dem Roſenbuſch, o Mutter,
Von dem Buſche komm ich her.

2.

Schönheit des Mädchens.

Gar zu lieblich iſt das Mädchen,
Wie ſie ſchmuck iſt, iſt ſie ſchön,
Sage nun, mein guter Schiffer,
Der du auf den Schiffen lebteſt,
Ob das Schiff, ob ſeine Segel
Und die Sterne wohl ſo ſchön ſind?
Sage an, mein guter Ritter
Der du dich in Waffen kleideſt,
Ob das Roß und ob die Waffen,
Ob der Kriegeskampf ſo ſchön ſind?
Sage an, mein Hirtenbube,
Der du weideſt deine Heerde,
Ob die Heerde, ob die Thäler,
Ob die Berge wohl ſo ſchön ſind.

3.

Zorn des Mädchens.

Zornig iſt das holde Mädchen,
Wer, o Gott, mag mit ihr reden.
Ins Gebirge geht das Mädchen,
Ihre Heerde will ſie weiden,
Schön iſt ſie, als wie die Blumen,
Doch erzürnt wie Meereswogen.
Zornig iſt das holde Mädchen,
Wer, o Gott, mag mit ihr reden.

Die Tragicomödie: Cöleſtina.

Einſam, aber eine höchſt bedeutende Erſcheinung und ein ſichtlicher Fortſchritt zur dramatiſchen Compoſition ſtehet die, gewiſſermaßen in Handlung geſetzte Liebesgeſchichte des Calliſto und der Melibea da, welche auch den Titel Cöleſtina führt. Die Literaturgeſchichten führen dieſes Erzeugniß der Poeſie als eine Tragikomödie auf, während der Verfaſſer daſſelbe für eine Komödie angeſehen wiſſen will. Er hat dieſen Namen nicht durchſetzen können. Denn, wie er ſelbſt in der Vorrede bemerkt, hätten einige Freunde ſogar verlangt, daß das Stück eine Tragödie genannt werden müſſe, da es einen ſo traurigen Ausgang nehme. Er hat, ſich deßhalb, wie er ſagt, zu einem Mittelwege entſchloſſen und ſeinem Erzeugniſſe den Namen Tragikomödie gegeben. Alle Ausgaben[1]) führen demnach den Titel: „Tragikomödie des Calliſto und der Melibea, welche außer ihrem lieblichen und anmuthigen Style, viele philoſophiſche Sprüche und der erwachſenen Jugend ſehr nothwendige Rathſchläge enthält, die ihr zeigen, welches Truges Dienſtboten und Kupplerinnen voll ſind.“ Eine Komödie mag dieſe poetiſche Hervorbringung allerdings auch in dem Sinne gewiſſermaßen genannt werden können, wie viele ſpätere Bühnenerzeugniſſe der Spanier alſo heißen. Wie dramatiſch auch die Handlung des Stückes von Anfange bis zu Ende fortſchreitet, ſo iſt das Ganze doch eben nur eine dialogiſirte Novelle, weil Alles, was zwiſchen den handelnden Perſonen vorgehet, nur im Dialog vorgetragen wird, ſich aber nicht vor den Augen des Leſers aus innern Motiven und perſonalen thätigen Ingredienzen der Compoſition heraus entwickelt. Allein dieſer Dialog iſt auch ſo bewunderungswürdig, daß er ganze

1) Es ſind über dreißig. Man leſe dieſelben bei Moratin und in Eberts bibliographiſchem Lexicon Nro. 3861 nach.

Legionen frostiger Nachahmungen der alten Komödien, womit nach dem mittelalterlichen Schlummer die wieder erwachende Thalia zu debütiren begann, an dramatischer Lebendigkeit aufwiegt. In der Ver- und Entwickelung der Intrigue ist dieses Stück dem Besten, was die hierin ausgezeichnete spätere Bühne in Spanien lieferte, an die Seite zu setzen. In noch höherm Lichte glänzt das Genie des Verfassers, wenn der Leser dieser Komödie sich den Zustand der dramatischen Literatur bei den übrigen gebildeten Nationen Europas zur Zeit der Entstehung dieses Stückes in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigt und darauf einen vergleichenden Blick wirft. Der etwas jüngere Machiavelli ist in manchem Betrachte ein dramatischer Geistesverwandter des spanischen Dichters zu nennen. Die Länge des Stückes machte die theatralische Aufführung desselben weniger unmöglich als die monströse Eintheilung in einundzwanzig Acte und der Mangel an eigentlich dramatischer Handlung. Gleichwohl aber sind einige Scenen, namentlich aber diejenigen, welche die Katastrophe herbeiführen und darstellen, in Beziehung auf theatralischen Effect von einer Wirkung, wie sich wenige Bühnendichter rühmen dürfen, hervorgebracht zu haben. Der Contrast zwischen Liebesglück und Liebesleid ist auf eine so bewundernswürdige Art benutzt, daß man in der Gallerie der Tragödien der Liebe die Melibea dreist in der Nähe von Romeo und Julia aufstellen darf. Diese Tragödie ähnelt in vielen Zügen dem 150 Jahre ältern Werke des Spaniers, in welchem sich überhaupt, wie ich näher belegen werde, vielfach eine Anlage zu einem pyrenäischen Shakspeare hervorthut, an dessen Kraftmanier so mancher Witz, so manches Bild und so manche Empfindungsform erinnert. Ich glaube wohl, daß der im oben angeführten Titel ausgedrückte didaktische Zweck dem Verfasser mehr gegolten hat, als die unvergleichliche Darstellung von der Liebe Lust und Leid, welche sich selbst als den Kern des Stückes bleibend geltend zu machen gewußt hat. Allein ich argwöhne weit minder, als beim Erzpriester von Hita, daß beim Vorgeben jener didaktischen Absicht dem Dichter nebenher der Schelm im Nacken gesessen haben mag, denn er ist bis auf die künstliche Verborgenheit, worin er seinen Namen zu hüllen gesucht, im Allgemeinen ein ehrlicher Gesell und kein Spötter, wie der gute Juan Ruiz. Wenn Cervantes, welcher hie-

bei ganz ſicherlich auch des Dichters Didaktik mit vor Augen hat, an der Göttlichkeit der Melibea nichts weiter vermißt, als eine ſchickliche Verdeckung der Menſchlichkeiten, ſo trifft er darin genau die faule Stelle des Werkes: die äſthetiſche Widerlichkeit der übrigens meiſterhaften Schilderung ſchmutziger Unſittlichkeiten, ſehr genau, macht ſich aber ſtillſchweigend ſelbſt ein großes Compliment, indem eine Glanzſeite der Cöleſtina die Morgenröthe derjenigen Manier iſt, in welcher er ſelbſt als Sonne zu glänzen berufen war, als er in ſeinen Muſternovellen das ſociale und das Familienleben ſeiner Zeit ſchilderte. Viele einzelne Stellen in der Cöleſtina würde auch der ſcharfſichtigſte Geiſtesphyſiognom ohne Zweifel zuverſichtlich dem Cervantes zuzuſchreiben ſich veranlaßt finden, wenn ihm dieſelben aus ihren bekannten Umgebungen herausgeriſſen, als Bruchſtücke eines unbekannten Schriftſtellers zur Ermittelung des Verfaſſers vorgelegt würden; ſo ſehr tragen dieſelben das Gepräge von Cervantes literariſchem Character. Aber auch der aller Pedanterie abholde, lebendige und kräftige Dichter der Cöleſtina unterlag zuweilen der allgemeinen Krankheit ſeiner Zeit, der Sucht des Prunkens mit unzeitiger Gelehrſamkeit, welche noch zuletzt bei der hochtragiſchen Kataſtrophe dem Finaleffecte angefröſtelt wird, indem Melibea den beſchloſſenen Selbſtmord mit einer Menge von Beiſpielen aus der Geſchichte zu vertheidigen ſucht. Erfindung, Intereſſe und Wahrheit der Handlung, ſo weit von einer ſolchen in einem faſt nur dialogiſirten Werke die Rede ſeyn kann, gelungene Charakteriſtik, Reinheit und Lieblichkeit des Styles, unvergleichliche Behandlung des Dialoges, Witz, Dialektik, beißender Spott und heiterer Humor, erſchütternde Kataſtrophe und zu dem Allem eine ungemein zierliche Sprache verſchafften dem ſonderbaren Werke bei ſeinem erſten Bekanntwerden als einer bis dahin beiſpielloſen Erſcheinung rauſchenden Beifall, welcher ſelbſt zu fremden Zungen ſich Bahn brach. Unzählige Auflagen erlebte es in Spanien, achtmal ward es in die franzöſiſche, eilfmal in die italieniſche, einmal in die lateiniſche, einmal in die holländiſche und zweimal in die deutſche Sprache[1]) überſetzt. Der lateiniſche Ueberſetzer, unſer be-

1) Die treffliche Ueberſetzung von v. Bülow iſt mir erſt zu Händen gekommen, als ich den obigen Auszug bereits vollendet hatte. Ich würde vielleicht, auf dieſe Ueberſetzung verweiſend, mich haben kürzer faſſen können.

rühmter Landsmann, der Cüſtriner Caspar von Barth gerieth in ſeiner Vorrede in eine, an einem deutſchen Gelehrten des ſiebenzehnten Jahrhunderts ganz befremdende Extaſe. Schon auf dem Titel drückt ſich dieſelbe aus. Er lautet: Pornoboscodidascalus, ein wirklich göttliches Buch, das von einem unbekannten ſpaniſchen Verfaſſer als ein Drama unter dem Titel: Cöleſtina verfertigt iſt und an Lebensregeln, Vorbildern, Darſtellungen und Ermahnungen ſo reich iſt, daß kaum eine andere Sprache dergleichen aufzuweiſen hat, überſetzt von Caspar Barth während ſeines Studiums der caſtilianiſchen Sprache, für deren nebebei vorzüglichſtes Werk in Styl und Weisheit dieſes Buch gehalten wird." In der Vorrede trägt er nun gar kein Bedenken, zu erklären, daß keiner der Poeten des claſſiſchen Alterthums es dem ſpaniſchen Autor zuvorgethan. So ſprach der Mann, welcher bereits im neunten Jahre den Terenz auswendig wußte und ſelbſt Dichter und geſchmackvoller Kenner der römiſchen und griechiſchen Literatur war. — Eine unentbehrliche Fundgrube iſt die Cöleſtina für denjenigen, welcher die Sittengeſchichte des fünfzehnten Jahrhunderts zu ſchildern unternehmen will. Die Fortſchritte, welche Luxus und Sittenverderbniß bereits vor der Entdeckung der neuen Welt gemacht haben, erregen ein betrübendes Erſtaunen, ein freudiges aber die bewunderungswürdige Art, wie ein geiſtvoller Mann, ein Zeitgenoſſe dieſes Treibens, ein Gemälde davon zu liefern verſtand. Wegen ſeiner moraliſchen Zwecke ward dieſer Roman als ein dramatiſches Meiſterſtück angeſehen und fand unzählige Nachahmer. Es folgten einander eine Menge ſolcher dramatiſirten Sündenſpiegel, welche die Jugend vor den Verführungskünſten der Kuppler und Kupplerinnen warnen ſollten und die gemeinſte Wahrheit in ekelhafteſter Bloße proſtituirten, um durch grelle Effecte die Wirkſamkeit der Abſchreckungstheorie darzuthun. Eine Florinea, eine Selvagia, Perienus und Tibalda, eine Hexe, der Jammer des Schlafes und der Welt, eine Serafina, Hipolita und Andere traten gänzlich in die Fußtapfen der Cöleſtina. Feliciano de Silva, der vom Cervantes bitter verſpottete Verfaſſer des Ritterromanes Floriſel von Nicäa und Carls des V. Hiſtoriograph ließ die Kupplerin Cöleſtina, welche bereits im zwölften Acte des nach ihr genannten Stückes unter den Dolchen von Calliſtos Dienern fiel, wieder auf-

ſtehen als: Celestina resucitada in vierzig Scenen und ein Gaspar Gomez lieferte ſogar eine dritte Cöleſtina. Urrea, ein aragoniſcher Ritter, und Juan Sedeño brachten die alte Cöleſtina in Verſe. Alle dieſe dramatiſchen Schmarotzerpflanzen, welche ſich um den guten Stamm der Cöleſtina wuchernd ſchlingen, ſollen mich um ſo weniger hier aufhalten, als ſie, wenn ihre literaturhiſtoriſche Dignität auch eine beſſere Geltung anſprechen dürfte, der Zeit nach hinter dem Endziele liegen, an welchem die gegenwärtige Geſchichte ſtehen bleiben muß. Die Cöleſtina würde zwar der Zeit ihrer Entſtehung nach, wie es ſcheint, vor Gil Vicente und Encina ihren Platz haben finden müſſen. Allein ich habe ſie hinter denſelben abhandeln zu dürfen geglaubt, weil ich dieß Stück, wenngleich es ſich nur als eine dialogiſirte Novelle einführt, und wenn es auch der Anlage nach vielfach an des Erzprieſters von Hita Geſchichte des Don Melen de la Huerta erinnert, doch als einen weitern Fortſchritt in der dramatiſchen Kunſt betrachte, welche bei Gil Vicente und Encina ſich noch in einer weit geringern Ausbildung zeigt, ſo daß ihre Leiſtungen in ihrem ganzen Auftreten als das Unvollkommenere, Unreifere erſcheinen, welches jener vorausgehen mußte. Die Cöleſtina nimmt eine zu bedeutende Stelle in der ſpaniſchen Literatur ein, als daß der Verſuchung zu widerſtehen iſt, der Frage nach dem Verfaſſer näher nachzugehen und demnächſt einen ziemlich ausführlichen Abriß des Inhaltes mit Proben des Dialoges zu liefern. Das Sicherſte, was über den Verfaſſer zu ermitteln iſt, ergibt das Buch ſelbſt. Der erſte Act, etwa ein Fünftheil des Ganzen, war bereits in der Handſchrift häufig im Umlaufe und bekannt, bevor man das Ganze zu Geſicht bekam. Ueber den Verfaſſer dieſes auch als Bruchſtück höchſt anziehenden Erzeugniſſes war man im Zweifel. Da erſchien das Ganze. In der beſondern Anſprache an einen jungen Freund, womit die erſte vollſtändige Cöleſtina begleitet iſt, äußert der Herausgeber mit Bezug auf den erſten Act Folgendes:

„Ich bemerkte, daß der Verfaſſer demſelben nicht ſeine Firma beigefügt hatte. Es war derſelbe, wie einige ſagen, Juan de Mena und nach Andern Rodrigo Cota. Wer er aber auch ſeyn mag, des dankbarſten Andenkens iſt er werth wegen der geſchickten Erfindung, wegen Einſchaltung vieler Sittenſprüche, die er mit dem

Anſtriche witziger Heiterkeit aufführt; er war ein großer Philoſoph. Da er nun aus Furcht vor böſem Leumunde und ſchädlichen Zungen, die immer leichter bereit ſind, zu tadeln, als im Stande ſelbſt zu erfinden, es gerathen befunden, ſeinen Namen zu verhehlen und zu verſtecken, ſo macht mir keinen Vorwurf daraus, wenn ich aus der Abſicht, die ich ihm beimeſſe, auch den meinigen nicht nenne, ganz vorzüglich, weil ich Rechtsgelehrter bin, das Werk aber, wenn gleich ganz geſcheidt, doch meiner Facultät fremd iſt. Wer es erführe, würde ſagen, daß ich dieſe unerhörte Arbeit nicht, wie doch die Wahrheit iſt, zur Erholung von meiner Hauptbeſchäftigung, durch die ich in meinen eigenen Augen Werth erhalte, unternommen, ſondern mich darauf eingelaſſen, weil ich dem Rechte abwendig geworden. Was man mir übrigens auch nachreden mag, ich werde in einem Wagniß Genugthuung finden, beſonders wenn ich daran denke, daß ich, wie es gewiß iſt, nicht 14 Tage einer Ferienzeit, während meine Collegen ſich auf ihren Landſitzen befanden, auf die Vollendung derſelben verwendet habe. Doch mag es auch länger oder kürzer gewährt haben. Zur völligen Entſchuldigung nicht nur vor euch, ſondern allen denen, die es leſen mögen, biete ich folgende Verſe": dieſe Verſe ſind überſchrieben: „Der Verfaſſer entſchuldigt ſich wegen des durch Schreiben dieſes Werkes begangenen Mißgriffes gegen ſeine Tadler und Krittler." Dieſes Gedicht beſtehet aus eilf achtzeiligen Stanzen. Am Ende des Werkes finden ſich von Alonzo Proaza, dem angeblichen Corrector des Werkes, einige Verſe, deren letzte Octave die Ueberſchrift führt: „Enthülle ein Geheimniß, das der Verfaſſer in den Verſen verſteckte, die er ſeinem Buche voranſetzte." Die letzte Octave ſelbſt lautet aber alſo: „Weder will meine Feder, noch geſtattet es die Billigkeit, daß der Ruhm jenes großen Mannes noch die Ehre, deren er werth oder ſein berühmter Name durch unſern Anlaß mit Vergeſſenheit bedeckt bleibe. Deßhalb wollen wir von jeder Zeile ſeiner eilf Strophen die erſten Buchſtaben, welche auf eine geſchickte Weiſe ſeinen Namen, ſein Vaterland und ſein berühmtes Volk enthüllen, zuſammenſtellen." Lieſt man hiernach die Verſe am Anfang als Akroſtichen, ſo erhält man folgenden Satz: **Der Baccalaureus Fernando von Roras hat die Comödie von Calliſto und Melibea vollendet und war geboren im**

Flecken Montalban. Aus dem Bisherigen ergibt sich, wie Roras sich des Werthes seiner Arbeit zuversichtlich gewiß war, aber doch auch den Anstand eines Baccalaureus zu verletzen fürchtete, der über sein Fach nicht hinausgreifen durfte, wenn er sich zur Autorschaft von einem Werke bekannte, das seinem Berufe so fern ablag, wobei er aber doch der Eitelkeit nicht widerstehen konnte, unter der Hand seine Vaterschaft zu dem lieben Kinde an den Mann zu bringen. An diese Mittheilung knüpfte er aber die Vorsicht, daß er sich nur als Vollender eines von einem Andern entworfenen und stückweis ausgeführten Planes darstellte. Er zweifelte dabei nicht, daß die Freunde, welche sich das Werk und mithin sein Verfasser erwerben würden, der verschwiegenen und in Abrede gestellten Schöpfung des Ganzen durch ihn allein, ohne ihn anders als etwa zu seinem Ruhme zu verrathen, auf die Spur kommen würden. Die Ehre, Verfasser der vollständigen Célestina zu seyn, wird aber nur wohl für den gescheidten Roras in Anspruch genommen werden dürfen. Moratin meint, ohne auf diese Lösung zu fallen, ganz naiv, daß, da Roras selbst den Verfasser des ersten Actes nicht habe ermitteln können, solches jetzt wohl ganz unmöglich werden dürfte, zumal weder eine Prosa von Mena noch Cota, die nur Verse hinterlassen, mit der Prosa in der Célestina verglichen werden könne. Ganz unbefangen macht Moratin die Bemerkung, daß Niemand wer den ersten Act mit den folgenden zwanzig mit schuldiger Sorgfalt vergleiche, ohne die eigene Angabe des Roras[1]) zweifeln würde, daß das Ganze aus einer Feder hervorgegangen. Diese Meinung wird sich jedem aufdringen, der aufmerksam die Célestina liest, wie denn auch die Ueberzeugung unausbleiblich ist, daß Erfindung und Styl von Anfang an aus einerlei Quelle fließen. Im ersten Acte ist Alles so verknüpft und eingeleitet, daß die folgenden als das nothwendige Ergebniß, welches dem Verfasser des ersten Actes, als

1) Diese mag denn auch den Verfasser des Dialogo de las lenguas (Origenes de la lengua Español II. S. 165), so wie Velasquez (Origenes S. 98), Mendibil und Silvela (biblioteca selecta III. S. 57, Bouterwek S. 130) und Rosenkranz (allgemeine Geschichte der Poesie III. S. 47) verleitet haben, dem ersten Acte vor seinen Nachfolgern bedeutende Vorzüge zuzugestehen, die doch in der That auch den letztern keineswegs fehlen oder in geringerm Maaße eignen.

er denſelben ſchrieb, ſchon vorſchweben mußte, erſcheinen. Von dem im erſten Acte angelegten Gewebe erhält man erſt einen klaren Begriff, wenn man ſich bis ans Ende hindurch geleſen hat. Eine Stelle des Geſpräches zwiſchen Sempronio und Cöleſtina im dritten Acte ergibt, daß derſelbe, welcher mit den übrigen in vierzehn Tagen gearbeitet worden, während der Belagerung von Granada geſchrieben wurde, alſo gegen das Jahr 1492. Am Ende aber nennt Melibeens Vater, welcher freilich ein alter Mann war, den verliebten Macias ſeinen Zeitgenoſſen. Juan de Mena ſtarb aber ſchon 1456. und der erſte Act müßte, wenn dieſer deſſen Verfaſſer wäre, damals ſchon 30—40 Jahre vorhanden geweſen ſeyn. In dieſem Zeitraume erlebte die caſtilianiſche Proſa ſolche Veränderungen, daß es ſchwer geweſen ſeyn würde, die beiden Stücke in Styl, Sprache und Manier einander ſo ähnlich zu machen, daß ſie wie aus einerlei Guſſe erſcheinen. Daß der erſte Act aber nicht von Mena herrühren könne, hatten ſchon Nicolaus Antonio und ſpäter Sarmiento (Memorias §. 819) lebhaft gefühlt. Die dürre Reflexion der frohſtigen Didaktik, welche in Menas Poeſieen vorherrſcht, iſt unmöglich aus demſelben Kopfe hervorgegangen, in welchem der erſte Act der Cöleſtina ausgeboren wurde. Hätte der Luſtigmacher und Stegreifreimer Rodrigo Cota den erſten Act der Cöleſtina gedichtet, ſo würde unbegreiflich ſeyn, wie das Product dieſes berühmten Allerweltsmannes ſo vergeſſen werden mochte, daß man etliche Luſtern nach ſeinem Tode nicht mehr wußte, wer dieſes Stück, deſſen Ruhm alsbald, nachdem Rojas es von Neuem in die Welt geſendet, ganz Europa erfüllte, angelegt. Abgeſehen hievon, dürfte auch ſchwerlich dieſer Reimer ſich zu der Schreibart der Cöleſtina erheben haben, welche der Verfaſſer des Dialogo de las lenguas bis auf einige Archaismen für die natürlichſte, geſchickteſte und eleganteſte erklärt, welche in irgend einem caſtilianiſch geſchriebenen Buche angetroffen werden möchte, während Martinez de la Roſa bemerkt, daß die innern und ſprachlichen Trefflichkeiten der Cöleſtina dieſer Compoſition ſofort nach deren Bekanntwerdung großen Ruhm verſchafft hätten [1]). Moratin dagegen ſpricht ſich dahin

1) Invencion, interes, caracteres bien descritos, estilo puro y ameno dialogo natural y facil, chiste y donayre (aunque menos comedido y casto

aus, daß mit geringer Nachhilfe die Cöleſtina zu einem claſſiſchen Meiſterwerke erhoben werden könne, wie deren die ſpaniſche Literatur wenige aufzuweiſen habe. Leon de Amarita, der neueſte Herausgeber der Cöleſtina, rühmt derſelben gleichfalls nach, daß der Verfaſſer ſo gut geſprochen und geſchrieben, als man es nur immer jetzt verſtehe. Dergleichen reimt ſich übel mit den verdächtigen Nachrichten, die uns von Rodrigo Cota aufbewahrt ſind, wonach derſelbe nur als ein gemeiner Poſſenreißer erſcheint [1]), der es wohl nicht zu einem Erzeugniſſe bringen konnte, das der edle Cervantes in vollem Ernſte ein göttliches nannte. Ungemein dramatiſch iſt ſogleich der Anfang. Calliſto, ein junger Mann von altem Geſchlechte, mit allen adelichen Eigenſchaften des Leibes und Geiſtes ausgerüſtet, folgt ſeinem Falken, der ſich verflogen, in einen Garten nach, wo er Melibea findet, eine Jungfrau von hoher Schönheit und Geburt, die Tochter des Pleberio und der Aliſa. Er muß bereits früher in das Fräulein ſich verliebt haben. Denn ſeine erſte Anrede lautet ſchon alſo: Darin erkenne ich die Größe Gottes, daß er der Natur die Macht verlieh, dich mit ſo vollkommener Schönheit zu begaben, und daß er mir, ohne mein Verdienſt die Gnade gewährt, zu deinem Anblicke zu gelangen und zwar an einem ſo paſſenden Orte, wo ich mein geheimes Leid offenbaren kann. Ohne Zweifel und Vergleich größer iſt dieſer Lohn, als der Dienſt, das Opfer, die Andacht und frommen Werke, welche ich, um an dieſen Ort zu gelangen, Gott dargebracht. Wer ſah in dieſem Leben ſchon eines Menſchen Leib ſo beſeligt, als den meinigen? Die glorreichen Heiligen, welche ſich an Gottes Anſchauen erfreuen, empfinden kein

---

que debiera) diccion bellisima, esmaltado de modismos familiares y de sales castizas, mil dotes, en fin, tan *nuevas* como agradables, dieron grandisima fama á esa composicion, *apenas nacida*.

1) Doch iſt folgendes Lied von ihm nicht übel:

Dunkler Lichtglanz, blinder Blick,
Todtes Leben, Luſt voll Plage,
Glück, erfüllt von Mißgeſchick,
Trübes Lachen, frohe Klage,
Süße Galle, holde Pein,
Fried' und Krieg in einem Herzen,
Das kannſt Liebe du nur ſeyn,
Mit der Luſt erkauft durch Schmerzen.

größeres Glück, als ich jetzt bei deinem Anblicke. Aber o Trübsal! Darin sind wir unterschieden, daß sie in reiner Herrlichkeit der Furcht überhoben sind, aus ihrer Glückseligkeit herabzufallen, meiner Freude aber die Furcht vor der wilden Qual beigemischt ist, die deine Entfernung mir verursachen wird. — Melibea nimmt diese Ansprache sehr übel, hält dieselbe für einen Angriff auf ihre Tugend und heißt den Vermessenen sich zu entfernen. Zu Haus gekommen, läßt Calliſto seinen Unmuth an seinem Diener Sempronio durch Gezänk und wirres Gerede aus. Als Calliſto ihn unter Andern zum Teufel geben heißt, antwortet Sempronio: Ich, meines Bedünkens glaube nicht, daß, wer bei dir bleibt, mit mir gehen wird. Sodann macht er für sich einen meisterhaften Ueberschlag, wie er sich verhalten, wenn Calliſto, wie es den Anschein hat, sich umbringen sollte, kömmt aber endlich doch zu dem Resultat, daß es besser sey, sich seines Herrn anzunehmen. Calliſto fordert die Laute. Sie ist verstimmt. Wie mag, sagt Calliſto, der Verstimmte sie stimmen? Wie soll derjenige den Einklang empfinden, der mit sich selbst so im Mißklange stehet, in dem der Wille der Vernunft nicht gehorsamt? Er fordert seinen Diener auf, das traurigste Lied zu singen, das er kennet. Sempronio singt von Roms Brande unter Nero. Noch größer aber ist Calliſtos Feuer und noch geringer das Mitleiden deren, von der er sprechen will. Mit vortrefflicher Dialektik setzt er dieß dem Sempronio auseinander. Wenn das Fegfeuer so arg sey als der Brand, der ihn verzehrt, so will Calliſto nach seinem Tode lieber unter die unvernünftigen Thiere kommen, als durch jenes Feuer unter die Heiligen. Sempronio nennt das ketzerisch und fragt, ob Calliſto kein Christ sey. Ich bin, entgegnet dieser, ein Melibäer. Melibea bete ich an, an Melibea glaube ich, Melibea liebe ich. Nun weiß Sempronio, wo seinen Herrn der Schuh drückt. Melibea ist groß, sagt er, sie hat in meines Gebieters Herzen keinen Platz, sie gehet ihm sogleich wieder zum Munde heraus. Er verspricht seinen Herrn zu heilen. Vortrefflich ist die Unterredung, worin Sempronio dem Calliſto zu beweisen sucht, daß er sich seine Liebe aus dem Sinne schlagen müsse. Da er die Würde des Mannes der Gebrechlichkeit des schwachen Weibes unterwerfe. Calliſto entgegnet, er erkenne Melibeen für Gott an und glaube nicht, daß ein anderer Herr im Himmel

lebe. Sempronio wirft ihm vor, daß er ärger zu ſündigen gedenke als die Sodomiter, welche ſich doch nur mit Engeln vergingen, während er es mit einem Weſen thun wolle, das er für Gott halte. Verdammt ſeyſt du, ſpricht Calliſto, daß du mich lachen machſt, was ich das ganze Jahr nicht zu thun gedachte. Du gedachteſt alſo dein ganzes Leben lang zu weinen, fragt der Bediente und Calliſto bejahet es, weil er die liebe, welche zu erlangen, er unwürdig ſey. Sempronio ſpottet, daß ſein Herr verzweifle, ein Weib zu erlangen, da doch eine ſolche Menge Weiber, ſelbſt Göttinnen, zu ganz gemeiner Buhlſchaft ſich erniedrigten, was er ſelbſt Calliſtos Großmutter vorwirft. Sempronio citirt zum Beleg eine Menge Schriftſteller. Calliſto frägt: warum ſich denn dieſe am Ende dem Weibe doch unterworfen haben? Sempronio räth, lieber denen zu folgen, welche der Weiber Argliſten beſiegten, als denen, die ſich von denſelben beſiegen ließen. Calliſto verſichert, daß er, je mehr Schwierigkeiten Sempronio ihm mache, um ſo mehr Melibeen liebe. Sempronio rechnet ſeinem Herrn alle Vorzüge her, womit Glück und Natur ihn ausgeſtattet. Calliſto findet, daß Melibea das Alles in noch vollkommnerem Maaße beſitzt und beginnt eine feurige Schilderung von Melibeens Liebreizen. Haſt du die Fäden ſeinen Goldes geſehen, dergleichen man in Arabien ſpinnt? Noch ſchöner und an Glanze nicht geringer ſind Melibeens Haare. Ihre Länge erreicht die äußerſte Fußſohle und wenn ſie gekämmt und nach ihrer Art mit dem zarten Bande befeſtigt ſind, ſo iſt weiter nichts nöthig, um die Menſchen in Stein zu verwandeln. Ihre feurigen Augen werfen Strahlen, die langen Wimpern, die feinen, hochgeſchwungenen Brauen, das Ebenmaaß der Naſe, der kleine Mund, die weißen zierlichen Zähne, die ſchön gefärbten und ſchwellenden Lippen, der mehr längliche als runde Umriß des Geſichtes, die glatte und blendende Haut. Ihr Leib beſchämt den Schnee, die Miſchung der Farben wie von ihr eigens ſelbſt gewählt, die kleinen richtig geſtalteten Hände mit ſüßem Fleiſche bekleidet, die ſchlanken Finger, mit den breiten ſchön gefärbten Nägeln, welche ſich darſtellen wie Rubinen zwiſchen Perlen. Jenes Ebenmaaß, das meinen Blicken freilich entzogen blieb, weil die Hülle es bedeckte, halte ich für unvergleichlich ſchöner als dasjenige, welches

Paris an den drei Göttinnen zu beurtheilen hatte. — Sempronio meint, wenn Alles das wahr wäre, so sey Calliſto als Mann doch immer würdiger, weil das Weib nach ihm und nach Geringern begehre, denn der Philoſoph ſage: Wie die Materie nach der Form begehrt, alſo das Weib nach dem Manne. Auch macht er auf die Möglichkeit aufmerkſam, daß Melibea ſeinem Herrn, ſobald er in ihren Beſitz gelangt ſey, verhaßt werden könne, indem er ſie jetzt noch mit verſchönernden Augen anſehe. Er verſpricht aber doch das Verlangen ſeines Herrn zu befriedigen. Calliſto verheißt dem Diener goldene Berge. Er ſchlägt vor, ſich zur Beſeitigung von Melibeens Sprödigkeit der alten Kupplerin Cöleſtina zu bedienen, und gehet dahin ab. Calliſto ruft ihm nach: O allmächtiger, ewiger Gott, der du die Verirrten geleiteſt und die morgenländiſchen Könige mittelſt des vorausgehenden Sternes nach Bethlehem führteſt und zurückbrachteſt in ihr Vaterland, demuthsvoll bitte ich dich, du wolleſt auch meinen Sempronio geleiten, daß meine Qual und Trauer in Freude ſich wandele und ich Unwürdiger verdienen möge, zum erſehnten Ziele zu gelangen. Die folgende Scene ſpielt in Cöleſtinens Hauſe, welche mit Elicia, der Geliebten des Sempronio auftritt. Als dieſer ſich an der Thür meldet, muß Elicia erſt einen andern Liebhaber, Krito, der eben bei ihr iſt, verſtecken, gegen den ſie den Sempronio für ihren Vetter ausgibt. Nichtsdeſtoweniger ſchmähet ſie Sempronio, daß er ſie ſeit drei Tagen nicht beſuchte. Sempronio hört den Verſteckten raſcheln und Cöleſtina macht ihm weiß, es ſey ein Mädchen, das ihr ein dicker Prior anvertrauet. Da er ſie ſehen will, ſtellt Elicia ſich eiferſüchtig und er muß ablaſſen. Er gehet mit Cöleſtina. Unterwegs vertrauet er ihr Calliſtos Liebeshandel. Dieſer wird uns im Geſpräche mit einem andern Diener, dem Parmeno, vorgeführt, während Sempronio und Cöleſtina ſchon an der Thüre ſind und Einlaß begehren. Parmeno bemerkt, draußen ſtehe eine alte Hexe. Als Calliſto ihm dieſes Schimpfwort verweiſet, behauptet Parmeno, daß jene ſich dieſes Namens freue. Wenn ſie unter hundert Weibern daherkomme und eines: alte Hexe rufe, wende ſie flugs den Kopf nach dem Rufenden und antworte freundlichſt. Mit ihr gebe Alles ſich ab. Gehe ſie bei Hunden vorüber, ſo erklinge ihr Name in deren

Gebelle, wo Vögel ihr nahe kämen, fängen dieſe nichts Anderes; zu Schafen gekommen, werde ſie von dieſen angeblöckt; Pferde und Eſel, denen ſie nahet, wiehern und ſchreien ſie an: alte Hexe. Die Frösche in den Pfützen quacken nur ihren Namen u. ſ. w. Auf Calliſtos Befragen, woher er das Weib kenne, antwortet Parmeno, wie er bei ihr in Dienſten geſtanden. Er macht eine Schilderung ihres Treibens in einem ſchlechten abgelegenen Hauſe. Sie betrieb, ſagt er, ſechs Gewerbe, war Näthexin, Verkäuferin von Räuchereſſenzen, Schminkeverfertigerin, beſſerte Jungfernſchaften, war Kupplerin und pfuſchte nebenher ins Hexenhandwerk. Das Näthereigeſchäft führte eine Menge Dienſtmägde in ihr Haus, welche der Alten immer etwas mitbrachten, das ſie ihrer Herrſchaft entwendet hatten. Dieſe Geſchöpfe wurden von ihr an Studenten, junge Weltgeiſtliche und Speiſewirthe überlaſſen. Sie wußte mit den aufs Strengſte Eingeſperrten zu verkehren. Allerlei unverdächtige Zeiten, z. B. Stundengebete in der Charwoche, nächtliche Proceſſionen, Frühmetten u. ſ. w. wußte ſie zu benutzen, um die Eingeſperrten tief verhüllt in ihr Haus zu bringen, wo ſie mit eben ſo zerknirſchten Sündern zuſammentrafen, deren Maaß voll war, und welche ſich dorthin begaben, um ihre Vergehungen zu beweinen. Sie curirte kleine Kinder, nahm aus einem Hauſe Wolle an und ließ dieſelbe in einem andern ſpinnen, um nur Vorwand zu haben, in alle hineinzukommen. Beſonders unterhielt ſie Verbindungen in den Manns- und Frauenklöſtern, indem ſie Allen Alles war. Dieſe Schilderung wirft kein ſonderliches Licht auf die Reinheit der geſelligen, bürgerlichen und Familienverhältniſſe damaliger Zeit und iſt betrübend, ergötzlich dagegen die Beſchreibung der Rüſtkammer von Liebestränken und Zaubereien in Cöleſtinens Hauſe und in maleriſcher Anſchaulichkeit hingeworfen, bei allem moraliſchen Ekel, der uns dabei anwandelt. Viele verwaiſte und verirrte Mädchen heilte ſie aus Menſchenliebe. Ein Mädchen, das der franzöſiſche Geſandte ſich hielt, brachte ſie dreimal als Jungfer an. Auch hatte ſie ein Zimmer, worin ſie Liebesſchmerzen heilte, oder deren Erfolge herbeiführte, daß man dieſelben gern hatte. — Calliſto verſichert, er habe genug, dankt dem Parmeno für ſeine Warnung und bittet ihn, auf Sempronio nicht neidiſch zu ſeyn und die Hilfe nicht zu hindern, die derſelbe ſeinem Herrn bringe, auch überzeugt zu ſeyn, daß er

Parmenes Warnung nicht geringer halte, als Sempronios That. Calliſto macht dem Parmeno gute Verſprechungen. Cöleſtina und Sempronio haben vor der Thür einen Theil von Parmenos Warnungen gehört. Sempronio meint, das klinge fatal. Cöleſtina heißt ihn ſchweigen. Woher der Eſel gekommen iſt, wird bei meiner Treu auch der Sattel kommen. Sie ſagt, man müſſe mit ihm theilen. Er ſolle ſo zahm werden, daß er aus der Hand freſſe. Calliſto ruft dem Sempronio, der noch draußen wartet, zu; was thuſt du, Schlüſſel meines Lebens? Oeffne. O Parmeno, ſchon da ich ſie erblicke, bin ich geſund und lebendig. Schau, welch' ehrwürdige Perſon, welch ein Anſehen! Meiſt erkennt man doch den innern Werth ſchon an der Geſichtsbildung. O tugendhaftes Alter, o alt gewordene Tugend! Glorreiche Hoffnung meines erſehnten Zieles. O Ziel meiner köſtlichen Hoffnung. O Heilung meiner Leidenſchaft, Abhilfe meiner Qual, du meine Wiedergeburt, Belebung meines Lebens! Auferſtehung meines Todes! Mich verlangt, dir zu nahen, ich ſehne mich die Hände zu küſſen voll Hilfe für mich; die Unwürdigkeit meiner Perſon geſtattet es nicht. Fortan bete ich den Boden an, den du betrittſt und küſſe ihn aus Verehrung zu dir. — Cöleſtina bemerkt zur Seite gegen Sempronio, von dergleichen könne ſie nicht leben, das ſeyen abgenagte Knochen, Calliſto möge den Mund zu- und den Beutel auf thun. Laß dich ſtriegeln, lahmer Eſel. Du mußteſt früher aufſtehen. Parmeno dagegen bedauert ſeinen Herrn, daß er den allerälteſten Erdkloß von der Welt anbete, den ſein Fuß je am allerliederlichſten Orte betreten konnte. Calliſto, welcher merkt, was Cöleſtina gelüſtet, geht mit Sempronio ab, um für ſie Geld zu holen. In einer meiſterhaften Scene bearbeitet Cöleſtina den Parmeno für ihre Zwecke. Sie eröffnet ihm zunächſt, wie ſie gehört habe, welche Rathſchläge er ſeinem Herrn wider ſie gegeben. Sie wolle es ihm vergeben; er möge aber bedenken, daß der Mann nothwendigerweiſe das Weib und das Weib den Mann lieben müſſe. Parmeno erwiedert, daß es thöricht ſey, ſeinen Herrn in deſſen albernen Begierden zu ſtärken und legt die edelſten Grundſätze eines getreuen Dieners an den Tag. Er entdeckt ſich Cöleſtinen, welche ihren alten Bekannten und Zögling in ihm wieder erkennt. Sie überhäuft ihn mit Zärtlichkeiten, erinnert ihn, wie ſie allezeit mütterlich um ihn beſorgt geweſen und wie ſie vor Sehnſucht ſich verzehrt, als er ſich entfernt und nun vor Freuden

faſt ſterbe, da ſie ihn wiederfinde. Sie macht darauf aufmerkſam, daß ſie auch jetzt noch ſeine gute Mutter ſeyn wolle. Drum rathe ſie, ſich nicht auf ſeinen Herrn zu verlaſſen, der ein Leutebeſchwatzer ſey und überall nur ſeinen Vortheil ſuche. Er ſolle es lieber mit ihr halten, denn ſie wiſſe einen Schatz, den ihm ſein Vater aufbewahrt, und deſſen Ort derſelbe, ehe er ſtarb, ihr anvertrauet. Parmeno wird zweifelhaft. Er betrachtet Cöleſtinen als ſeine Mutter und doch iſt Calliſto ſein Herr. Er ſchwankt zwiſchen beiden. Die Treue für ſeinen Brodherrn ſcheint endlich zu überwiegen. Meiſterhaft weiß Cöleſtina allen tugendhaften Regungen zu begegnen, die Parmeno zum Vortheile ſeines Herrn ihren Verführungskünſten gegenüber auskramt. Namentlich aber weiß ſie durch wollüſtige Vorſtellungen der Liebesgenüſſe, welche ſie für ihn bereit haben will, die Treue des wackern Dieners zu erſchüttern. Da er immer noch nicht entſchieden ihr zuneigen will, wird ſie gar erboßt und drohet, ſich von Allem loszuſagen. Nun erwägt Parmeno, was ihm Cöleſtina denn eigentlich räth, und da er findet, daß ſolches ganz vortheilhaft und klug ſey, ſtellt er ſich ihr zu Befehl. Köſtlich äußert Cöleſtina ihre Freude. Calliſto erſcheint, händigt Cöleſtinen hundert Goldſtücke ein und entläßt ſie mit der Bitte, ihn nun bald zu berathen.

Im zweiten Acte unterhalten ſich Anfangs Calliſto und Sempronio über das Geſchenk, das erſterer der Cöleſtina gemacht. Sempronio philoſophirt angenehm dialektiſch über das Geben und Empfangen und das Lob der Großmuth und Freigebigkeit. Dem Calliſto wird die Zeit ſchon zu lang und er bittet den Sempronio, zur Cöleſtina zu gehen, um dieſelbe zu treiben. Er empfiehlt ihm, zu bewirken, daß ſie ſchon an des Dieners Anblicke den Kummer, den der Herr erdulde, ſo wie das Feuer ermeſſe, das ihn quäle ꝛc. Sempronio ginge, wie er ſagt, gern, um des Herrn Willen zu thun, er möchte aber auch bleiben, um ſeine Noth zu lindern. Die bedientiſche Dialektik iſt wieder überaus trefflich, namentlich als Sempronio ſeinem Herrn auseinander ſetzt, wie die Einſamkeit für einen Liebenden nicht tauge. Es ſey, ſagt er, eben ſo thöricht, Anlaß zur Betrübniß zu ſuchen, als der Witterung zu trauen. Jener Macias, der Abgott der Liebenden, klage über das Vergeſſen nur, weil er ſelbſt nicht vergaß. Die Betrachtung ihrer ſelbſt iſt die Qual der Liebe, ihre Erholung das Vergeſſen. Um den

Sempronio los zu werden, heißt ihn Calliſto den Parmeno zu rufen, um ihm die Einſamkeit zu verkürzen, welche Sempronio für ſo nachtheilig hält. Parmeno kömmt und meint, die Freigebigkeit ſeines Herrn würde beſſer bei der Melibea als bei Cöleſtina angebracht geweſen ſeyn. Calliſto ſucht ihn von der Nothwendigkeit einer Unterhändlerin zu überführen. Durch Widerſpruch und Warnung vor Fortſetzung des Liebeshandels reizt Parmeno ſeinen Herrn nur um ſo mehr, denſelben fortzuſetzen. Calliſto wird ganz ärgerlich auf ſeinen Diener und meint ironiſch, derſelbe ſehne ſich wohl nach Prügeln. Wenn du wüßteſt, ſagt er, welchen Schmerz ich empfinde, würdeſt du die brennende Wunde, welche mir Cupido's grauſamer Pfeil gemacht hat, mit anderem Waſſer netzen. So viele Hilfe mir Sempronio mit ſeinen Beinen bringt, entzieheſt du mir mit deiner Zunge und leerem Geſchwätze. Unter dem Scheine, treu zu ſeyn, biſt du ein Haufen Schmeicheleien, eine Büchſe voll Bosheiten, die rechte Herberge und Wohnung des Neides ꝛc. Sempronio ſcheute ſich vor ſeinem Weggehen und deinem Bleiben; ich wollte beides alſo haben und erdulde nun die Plage ſeiner Entfernung und deiner Gegenwart; es iſt beſſer allein zu ſeyn, als in ſchlechter Geſellſchaft. Parmeno ſpricht die Hoffnung aus, daß ſein Herr noch erkennen werde, wie ſeine harten Worte beſſer gemeint ſeyen, als Sempronios Schmeichelreden, der nur ſeine Leidenſchaft zu ſchüren beabſichtige. Calliſto heißt Parmeno ſchweigen und ein Pferd vorführen, weil er vor dem Hauſe ſeiner Gebieterin und Göttin vorüberreiten müſſe. Das Pferd wird gebracht. Calliſto reitet ab. Parmeno iſt nun ganz im Reinen, daß er es mit Cöleſtinen und Sempronio halten müſſe, da man in den Verräthern verſtändige Männer und in den treuen Dienern nur Gimpel zu erkennen vermeine. Wenn er Cöleſtinen geglaubt hätte, würde ihn Calliſto nicht gemißhandelt haben. Er entſchließt ſich fortan, gleich den Andern im Trüben zu fiſchen.

Im dritten Acte kommt der Cöleſtinen nachgeſendete Sempronio weit früher bei deren Wohnung an, als ſie ſelbſt. Er wirft ihr vor, daß mit dem Gewinne ihr Eifer verraucht ſey. Als Cöleſtina bemerkt, daß Vorſicht auch für ſie nöthig ſey, fängt er echt bedientenhaft eigennützig darüber zu reflectiren an, ob nicht auch für ihn der Handel verdrießlich ablaufen könne und nimmt ſich vor, wenn es ſchief gehen ſollte, ſich aus dem Staube zu machen, denn

es ſey beſſer den Dienſt, als zu Erhaltung deſſelben das Leben zu verlieren. Calliſto werde ja doch, ehe er ſtürze, ein Zeichen von ſich geben, wie ein Haus, dem Gleiches begegne, woran er ſeine Zeit erkennen möge. Jedoch gibt er ſich der Hoffnung hin, daß ſein Herr zum Ziele gelangen oder ſeine Liebe vergeſſen werde; je länger ſie währe, deſto mehr werde ſie ſich mindern; lange Gewohnheit mildere den Schmerz ꝛc. Man müſſe ſeinen Nutzen wahrnehmen, ſo lange der Handel ſchwebe ꝛc. Cöleſtina iſt ganz damit einverſtanden. Als Sempronio bemerkt, das werde auch nicht der erſte Liebeshandel ſeyn, den ſie fördere, erwiedert ſie: Nein, Gott ſey Dank, nicht viele Jungfern in der Stadt wirſt du geſehen haben, die offenen Laden halten und deren erſte Waare ich nicht zu Markte gebracht hätte. So oft ein Mägdlein geboren wird, trägt Cöleſtina deſſen Namen in ein Regiſter, um ſpäterhin nachzurechnen, wie wenige ihren Netzen entſchlüpft ſind. Cöleſtina erzählt dem Sempronio nun, wie ſie Parmeno gewonnen und wie ſie von deſſen Mutter Claudine, ihrer guten Freundin, die beſten Künſte erlernt. Die Schilderung der Einigkeit, worin ſie mit der Claudine gelebt, und wie gewandt dieſelbe geweſen, iſt ganz vortrefflich. Auf Sempronios Frage: Wie Melibeen beizukommen, erwiedert Cöleſtina, daß kein Wundarzt einen Schaden beim erſten Verbande beurtheilen könne. Doch meint ſie, dieſe Jungfrau ſey nicht die erſte, der ſie das Gackern abgewöhne. Beſonders viel verſpricht ſie ſich von der Nachwirkung der Süßigkeit der erſten Küſſe. Mädchen, welche hiemit einmal angefangen, wünſchen, wenn das Dunkel ihnen günſtig iſt, daß es niemals wieder tage, verwünſchen die Hähne, welche den Morgen anmelden; wenn ſie den Morgenſtern ſehen aufgehen, möchte ihnen die Seele untergehen; wird er hell, dann wird dunkel ihr Herz. Cöleſtina verſichert, wie ſie, ſo alt ſie ſey, noch guten Willen dazu hätte. Sie ergeben ſich der erſten Umarmung, bitten den Bittenden, leiden für den Leidenden, machen ſich zu Dienerinnen deſſen, der ihr Herr war, ſtellen die Befehle ein und laſſen ſich befehlen, durchbrechen Wände, öffnen Fenſter, heucheln Krankheiten, ſchmieren die Thürangeln, damit ſie ihren Dienſt geräuſchlos verrichten u. ſ. w. Cöleſtina entwickelt eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens und ihren Plan gegen Melibern. Als Sempronio ſie warnt, ſich nicht zu verrechnen oder gar ſcheeren zu laſſen, ſchilt ſie ihn über ſeine Naſeweisheit und daß ſie ſchon Brod mit

der Rinde gekauet, als Sempronio geboren ſey. Während Elicia und Sempronio in die Salbenkammer gehen, um der Alten die beſtellten Ingredienzen zu holen, beſchwört Cöleſtina unter Beilegung der gewaltigſten Beinamen und bei den ſeltſamſten Dingen den Pluto, ſich in das Garn zu wickeln, das ſie Melibeen verkaufen will und von da aus deren Herz mit heißeſter Liebe zu Calliſto zu verwunden. Sie drohet dem Höllengotte, ſeinen abſcheulichen Namen mit ihrer rauhen Rede zu zermalmen, wenn er ſie im Stiche laſſen würde.

Im vierten Acte erſcheint Cöleſtina auf dem Wege nach Melibeens Wohnung. Sie ergibt ſich der Erwägung deſſen, was Sempronio von dem Gange fürchtet. Nicht wohl erwogene Unternehmungen, ſagt ſie, laufen gewöhnlich ſchief ab, wenn ſie auch zuweilen einen guten Ausgang nehmen; reifliche Ueberlegung dagegen bleibt niemals ohne gute Frucht. Obgleich ich es ihm verſchwiegen habe, ſo iſt es doch möglich, daß, wenn Melibeens Eltern mich auf dieſer Schliche ertappen, ich mit nichts Geringerem als mit meinem Leben dafür büßen möchte. Cöleſtinen wird doch bange ob des Ausganges. Sie wird ungewiß, ob ſie den Gang fortſetzen ſoll: „denn Wagniß drohet offenbare Gefahr, und Feigheit unersetzlichen Schaden. Ausgezeichnet gelungen iſt der Alten das Ausmalen der Vorſtellung, wie Calliſto ſie empfangen werde, wenn ſie ſich von dem Handel zurückziehe. Endlich findet ſie es minder bedenklich, den Pleberio zu beleidigen als den Calliſto zu erzürnen. Vorwärts, ſagt ſie, will ich, denn die Schande, feige zurück zu bleiben, iſt größer als die Strafe, welche mich trifft, wenn ich kühn erfülle, was ich verſprach. — Sie hofft ſelbſt auf Fürbitter zur Milderung dieſer Strafe. — Alle Vorzeichen geſtalten ſich günſtig oder ich verſtehe mich übel auf dieſe Kunſt. Vier Männern bin ich begegnet, drei beißen Hans und zweien ſind Hörner aufgeſetzt. Das erſte Wort, das ich auf der Straße vernahm, betraf Liebeshändel. Ich bin nicht geſtolpert wie ſonſt wohl. Die Steine ſcheinen zur Seite zu treten, um mir Durchlaß zu gewähren. Die Röcke halten mich nicht auf; ich empfinde keine Müdigkeit vom Gange. Alle grüßen mich, kein Hund hat mich angebellt; kein ſchwarzer Vogel iſt mir zu Geſicht gekommen. — Cöleſtina trifft vor Pleberios Hauſe Lucrezien, eine Dienerin Melibeens und Baſe Elicias. Dieſe wirft ihr ſogleich vor, daß ſie wohl mehr als einen bloßen Beſuch beabſichtige. Von dem Geſpräche wird Melibeens Mutter Aliſa herbeigezogen, der Lucrezia die Alte auf eine höchſt ergötzliche Art

vorſtellt, wovon der Schluß iſt, daß ihr Name, mit Reſpect zu ſagen: Cöleſtina ſey. Aliſa gefällt dieſer Scherz; ſie läßt die Alte eintreten, welche ihr die großartigſten Schmeicheleien ſagt und Garn anbietet. Aliſa muß ihre kranke Schweſter beſuchen, ſie überläßt Melibeen die weitere Unterhaltung mit Cöleſtina. Dieſe hätte ſich bald durch einen kräftigen Freudenfluch verrathen. Als Aliſa fort iſt, lobt Cöleſtina Melibeens Jugend und hält ihrem eigenen Alter eine Schandrede, ſie nennt es eine Herberge der Krankheiten, eine Niederlage von Grübeleien, einen Freund von Zänkereien, ein beſtändiges Lamento, eine unheilbare Wunde, ein Brandmal der Vergangenheit, eine Qual der Gegenwart, eine traurige Sorge für die Zukunft, eine Nachbarſchaft des Todes, eine Hütte ohne Dach und Fach, in welche es von allen Seiten einregnet. Melibea verweiſet ihr, daß ſie ſchmähe, was doch alle Welt zu erleben wünſche. Cöleſtina antwortet mit einer treffenden Schilderung der Gebrechen des Alters, namentlich wenn Armuth hinzukomme. Als Melibea bemerkt, wie die Reichen doch ein anderes Lied anſtimmten, erfolgt wieder eine höchſt gelungene und lebendige Gegenüberſtellung der Armuth und des Reichthums, worin die Beſchwerden des letzteren ſehr gut geſchildert werden. Gleich trefflich iſt die Auskunft, die ſie gibt, weßhalb ſie, wenn auch die Fröhlichkeit der Jugend preiſend, doch nicht wieder jung zu werden wünſche. Melibea glaubt, Cöleſtinen ſonſt ſchon irgendwo geſehen zu haben, meint aber, ſie müſſe ſich ſehr verändert haben, wozu Lucrezia heimlich lacht. Cöleſtina weiß dieß ſehr gut zu motiviren und will die Geſchichte ihrer Herkunft beginnen. Vermuthlich, um ſich deren Anhörung zu erſparen, verſichert Melibea, wie ſie ſich gefreuet, die Alte wieder geſehen und kennen gelernt zu haben. Auch haſt du mir, fährt ſie fort, durch deine Unterhaltung Vergnügen gemacht. Das Folgende iſt zu trefflich, als daß ich mich ſcheuen ſollte, die ganze Unterhaltung hier aufzunehmen.

Melibea: Nimm dein Geld und gehe mit Gott, denn es ſcheint mir, du müſſeſt noch nicht gegeſſen haben.

Cöleſtina: O Engelsbild, köſtliche Perle, wie du alſo ſprichſt, erfüllet mich Freude, dich wieder zu hören. Weißt du nicht, was von dem göttlichen Munde gegen jene hölliſchen Verſucher geſagt ward, daß wir nicht allein vom Brode leben. Es iſt dem wirklich alſo, daß nicht bloß das Eſſen das Leben erhält, am wenigſten mich,

die ich gleich mehre Tage lang, ohne an Eſſen und Trinken zu denken, fremde Aufträge beſorge; denn allein darauf iſt mein Augenmerk gerichtet, wie ich den Guten gefällig ſeyn, ſelbſt für ſie ſterben könne; ſtets habe ich es ſo gehalten, daß ich es vorzog, mühſam, Andern zu dienen, als mich über eigene Genüge zu freuen. Wenn du mir daher die Erlaubniß ertheileſt, will ich dir den veranlaſſenden Grund meines Kommens ſagen, welcher ein anderer iſt, als den du bisher vernommen, und zwar ein ſolcher, deſſen Verſchweigung, wenn ich vergeblich wieder gehen müßte, uns Allen nachtheilig werden dürfte.

Melibea: Sage, Mutter, deine Anliegen alle, denn ich werde, wofern ich ihnen Abhilfe verſchaffen kann, dieſes ſehr gern thun, wegen der frühern Bekanntſchaft und Nachbarſchaft, welche gute Menſchen einander verbindet.

Cöleſtina: Meine? Fräulein! Meiner Freunde vielmehr, wie ich geſagt, die meinigen mache ich hinter meinen Thüren ab, ohne daß die Erde es erfährt, indem ich eſſe, wenn ich etwas habe; denn ungeachtet meiner Armuth fehlte es mir, ſeitdem ich Wittwe geworden, Gott ſey Dank, niemals an einem Dreier zu Brod und an vieren zu Wein; aufzuſuchen brauchte ich denſelben früherhin freilich nicht, denn überflüſſig hatte ich davon daheim in einem Schlauche, einer ward gefüllt, wenn der andere leer war; niemals legte ich mich zu Bette, ohne ein geröſtetes Stück Brod in Wein gegeſſen zu haben, wobei ich zur geſegneten Mahlzeit einige Dutzend Schlücke nahm. Jetzt, wo Alles auf mir allein beruhet, wird er mir in einem irdenen, ſchlecht gefüllten Töpflein, welches kaum zwei Nößel enthält, zugetragen. Zehnmal des Tages über muß ich zur Strafe meiner Sünden mit meinen grauen Haaren, denſelben zu füllen, nach der Schenke gehen; aber ich will nicht Todes verſterben, bis ich mich nicht in meiner eigenen Behauſung wieder im Beſitze eines Schlauches oder einer anſehnlichen Steinkruke befinde, denn in meinem Sinne gibt es nur dieß eine Bedürfniß, wie es auch heißt:

Brod und Wein,
Laſſen allein,
Jung, ſchön und hurtig ſeyn.

ſowie, wo der Mann fehlt, es an Allem fehlt. Was nützet das Rädchen, ſpinnt ihr nicht das Fädchen? Dieſes Alles, Fräulein, kommt

von dem, was ich euch von Anderer Anliegen, nicht von dem meinigen sprach.

Melibea: Fordere was du willst; sey es für wen es wolle!

Cölestina: Reizendes, edelbürtiges Fräulein, deine süße Sprache und freundliche Geberde nebst dem Aufwande von Freigebigkeit, welche du gegen mich Alte bezeigst, geben mir Muth, es dir zu sagen. Ich verließ einen zum Tode Kranken, welcher durch ein einziges, aus deinem edlen Munde hervorgehendes Wort, welches in meinen Busen niedergelegt wird, sich der Genesung versichert hält in Folge der tiefen Verehrung deiner Reize.

Melibea: Ehrsame Alte, ich verstehe dich nicht, wenn du dein Verlangen nicht verdeutlichen willst; auf der einen Seite reizest du mich zu Aerger und Unwillen und auf der andern machst du mein Mitleid rege; auf das Wenige, was ich von deiner Rede verstanden habe, wüßte ich dir keine genügende Antwort zu ertheilen. Ich schätze mich beglückt, wenn mein Wort nöthig seyn kann zum Heile eines Christen; denn wohlthun ist Gott ähnlich seyn, und derjenige, welcher Gutes thut, empfängt dasselbe um so reichlicher wieder, wenn es einem Würdigen zu Theil wird; und derjenige, welcher einem Leidenden Erleichterung gewähren kann und thut es nicht, mordet jenen, deßhalb unterlaß deine Bitte weder aus Blödigkeit noch aus Furcht.

Cölestina: Die Furcht verlor ich, Fräulein, da ich deine Schönheit erblickte, denn ich durfte nicht glauben, daß Gott vergeblich ein Antlitz vollkommener malte als das andere, dasselbe mit mehr Anmuth begnadigte und mit schönen Zügen, wenn er es nicht, wie das deinige, zu einem Magazine der Tugenden, des Mitleids, Erbarmens, der Dienerinnen seiner Gnadenerweise und Spenden machen wollte. Da wir doch aber alle menschlich sind, geboren, um zu sterben und es gewiß ist, daß Niemand zu sagen vermag, er sey nur für sich selbst geboren, warum sollten wir nicht an unsern Gaben und unserer Person die Nächsten Theil nehmen lassen, zumal wenn sie an verschwiegener Krankheit darnieder liegen und zwar solcher, wo der Anlaß zu Krankheit von da ausging, wo auch die Arznei ist?

Melibea: Um Gottes Willen, sage mir ohne weiteres Zögern, wer dieser Leidende ist, welchen ein so verwirrtes Uebel ergriff, daß seine Krankheit und das Heilmittel aus einer Quelle entspringen.

Cöleſtina: Wahrſcheinlich wirſt du, Fräulein, von einem jungen Ritter in dieſer Stadt gehört haben, einem Edelmanne von erlauchter Abkunft, welcher Calliſto heißet?

Melibea: Still, ſtill, ſtill, gute Alte, ſage nichts ferner, fahre nicht weiter fort. Er iſt der Kranke, um deſſen Willen du ſo viele Verſprechungen in deiner Bitte thatſt? Deſſenwegen du gekommen biſt, dir ſelbſt den Tod zu ſuchen? Deſſenhalben du ſo viele Umſchweife gemacht haſt, unverſchämte Ziege? Was fehlet dem Verlorenen, daß er ſolch ein Leiden empfindet? Von der Verrücktheit wird ſeine Krankheit herrühren. Was hältſt du davon, daß du mich ohne Argwohn der Verrücktheit dieſes Narren fandeſt? Mit welchen Worten machteſt du dich an mich? Nicht umſonſt heißt es, daß das ſchädlichſte Glied eines ſchlechten Mannes und Weibes die Zunge iſt. Auf den Scheiterhaufen mit dir, falſche Kupplerin, Hexe, Feindin der Ehrbarkeit, Anſtifterin geheimer Sünden. Jeſus, Jeſus, ſchaffe ſie mir hinweg, Lucrezia; ich ſterbe; nicht einen Tropfen Blutes hat ſie mir im Körper gelaſſen. Wohl verdient ſolches und mehr noch, wer ſolchen Menſchen Gehör gibt. Fürwahr, hätte ich nicht meine Unbeſcholtenheit vor Augen, und möchte ich nicht die Verwegenheit dieſes Frechen der Oeffentlichkeit entziehen, ich würde dich, Ruchloſe, auf eine Art behandeln, daß du Verſtand und Leben zu gleicher Zeit verlieren ſollteſt.

Cöleſtina (bei Seite): Zu übler Stunde kam ich hieher, wenn meine Beſchwörung fehlſchlägt. Ei wohlan! Weiß ich doch, wenn ich ſagen kann: He Brüder, Alles gehet nun verloren.

Melibea: Du ſprichſt noch zwiſchen den Zähnen in meiner Gegenwart, um meinen Verdruß zu vermehren und deine Strafe zu verdoppeln? Du möchteſt wohl meine Tugend verdammen, um einem Narren zum Leben zu verhelfen? Mich traurig machen, um ihn zu erfreuen, deinen Vortheil, den Lohn meines Fehltrittes, aus meinem Verderben ziehen, das Haus und die Ehre meines Vaters vernichten und zertrümmern, um die einer verruchten Alten wie du zu erhalten? Denkſt du denn, ich hätte deine Schliche nicht bemerkt und deine verdammte Sendung nicht gewittert? Allein ich ertheile dir die Verſicherung, daß der Botenlohn, welchen du von hinnen nehmen wirſt, dich für immer verhindern wird, Gott zu beleidigen, da er dir den Garaus machen ſoll. Antworte mir, Verrätherin, wie konnteſt du dergleichen zu thun, dich unterfangen?

Cöleſtina: Deine Beſorgniß, Fräulein, hält meine Entſchuldigung gefangen; meine Unſchuld gibt mir Muth, doch deine Gegenwart macht wieder mich beſtürzt, da ich dich zürnen ſehe, und was mich am meiſten ſchmerzet und quält, iſt, ſolchen Verdruß ohne irgend einen Anlaß zu erleben. Um Gott, Fräulein, laß mich meine Rede zu Ende bringen. Weder wird er ſchuldbar noch werde ich ſtrafbar ſeyn und du wirſt einſehen, daß Alles eher ein Dienſt Gottes iſt, als unehrbare Schritte, mehr um dem Kranken Geneſung zu gewähren, als um den Arzt an ſeiner Ehre zu kränken. Wenn ich bedenken möchte, Fräulein, wie leicht du aus dem Vorgegangenen Uebles zu argwohnen haben könnteſt, ſo würde deine Erlaubniß nicht hinreichen, um mir Muth zu geben in irgend einer Beziehung von Calliſto noch von irgend einem andern Manne zu reden.

Melibea: Jeſus, laß mich nicht mehr dieſen verrückten Wändeüberſetzer nennen hören, dieſes Nachtgeſpenſt, lang wie ein Storch, dieſe Figur auf einem ſchlecht gemalten Tapetenbilde, wenn ich nicht hier todt niederfallen ſoll. Dieſer iſt es, welcher mich neulich heimſuchte und in aberwitzigen Reden mit mir zu ſprechen begann, indem er ſtark den Verliebten ſpielte. Du magſt ihm ſagen, gute Alte, daß, wenn er ſich gedacht hat, ich wäre ſchon ganz ſein und das Feld ſtehe ihm offen, weil es mir mehr Spaß machte, ſeinen Unſinn anzuhören, als ſeinen Fehltritt zu beſtrafen; ſo wollte ich lieber, daß er für einen Narren gelte, als ſeine Frechheit veröffentlichen. Darum melde ihm auch, daß er ſein Vorhaben fahren laſſe und er werde geſunden, wo nicht, ſo könne es ſeyn, daß er einen Schwatz niemals im Leben ſo theuer erkauft hätte; denn er muß wiſſen, daß nur derjenige beſiegt iſt, welcher ſelbſt es zu ſeyn glaubt; ich ſtehe noch ſicher, er aber iſt ein Prahler. Den Narren iſt es eigen, alle Andern für ihres Gelichters zu halten. Und du packe dich mit deiner eigenen Botſchaft; eine Antwort wirſt du von mir nicht erhalten, darfſt dieſelbe auch nicht erwarten, denn überflüſſig wird derjenige gebeten, der kein Mitleid haben kann. Danke Gott, daß du aus dieſem Strauße ſo frei herausgekommen biſt. Wohl hatte man mir geſagt, was für Eine du ſeyeſt und mich vor deinen Eigenſchaften gewarnt, obgleich ich dich damals noch nicht kannte.

Cöleſtina (bei Seite): Feſter war Troja, und noch andere Widerſpenſtigere habe ich gezähmt; kein Sturm hält lange an.

Melibea: Was ſagſt du, Feindin? Sprich, daß ich dich verſtehen kann; haſt du eine Entſchuldigung, meinen Verdruß zu zerſtreuen, deinem Vergehen und Kühnheit Verzeihung zu erwerben?

Cöleſtina: So lange ich deinen Zorn ſchlucken muß, würde meine Rechtfertigung mir nur ſchädlich ſeyn: Du biſt ſehr beißend, und ich wundre mich nicht; denn junges Blut bedarf geringer Hitze, um überzuwallen.

Melibea: Geringer Hitze! Gering kannſt du ſie nennen, da du am Leben geblieben biſt und deine Verwegenheit nicht haſt betrauern dürfen. Welches Wort konnteſt du wohl für dieſen Menſchen begehren, das mir zum Wohle gereichen dürfte? Antworte, da du einmal ſagſt, du ſeyeſt noch nicht am Ende und werdeſt vielleicht das Vorige wieder gut machen.

Cöleſtina: Ein Gebet an die heilige Apollonia, Fräulein, welches du, wie man ihm einredete, gegen Zahnſchmerzen wiſſen ſollteſt und deine Schnur, von welcher die Rede gehet, daß ſie die Reliquien zu Rom und Jeruſalem berührt habe. Jener Ritter, welchen ich meine, quält ſich und ſtirbt faſt daran. Dadurch wurde mein Kommen veranlaßt. Allein da auf meine Rede deine zornige Antwort erfolgte, ſo mag er ſeinen Schmerz zum Lohne, daß er eine ſo unglückliche Verſchafterin ſich ausſuchte, leiden, denn da deiner großen Tugend das Mitleid gegen mich fehlte, ſo wird mir auch das Waſſer fehlen, wenn er mich zum Meere ſenden ſollte. Du weißt aber: das Vergnügen der Rache währet nur einen Augenblick und das des Mitleids für immer.

Melibea: Wenn dieſes deine Bitte war, warum legteſt du dieſelbe nicht ſogleich vor? Warum umgabſt du dieſelbe mit ſolchen Worten?

Cöleſtina: Weil, Fräulein, meine lautere Abſicht mich glauben ließ, daß, auf welche Weiſe ich dieſelbe auch darlegen würde, man nichts Böſes argwöhnen werde; wenn die ſchuldige Einleitung fehlte, ſo geſchah dieß, weil die Wahrheit nicht vieler Farben bedarf. Mitleid mit ſeinem Schmerze, Vertrauen auf ſeinen Edelmuth erſtickten in meinem Munde anfangs das Ausſprechen der Veranlaſſung, und da du weißt, Fräulein, daß der Schmerz verwirret und die Verwirrung unſere Sprache irre leitet und verfälſchet, welche ſtets mit dem Verſtande in einiger Verbindung ſeyn ſollte, ſo lege mir ſolches um Gottes Willen nicht zur Laſt, und wenn jener ſich verging, ſo ſchlage es nicht mir zum Schaden aus,

denn ich trage keine andere Schuld, als des Angeſchuldigten Beiin geweſen zu ſeyn. Sey nicht der Spinne ähnlich, welche nur an ſchwachen Thieren ihre Kraft auslässt. Wahrlich, Fräulein, nicht Recht wäre es, wenn ſeine Kühnheit mein Verderben herbeiführen ſollte, obgleich im Betracht ſeiner Verdienſtlichkeit ich mir nichts daraus machen würde, wenn er der Strafbare und ich die Beſtrafte wäre, denn nur Aehnlichen als ihm zu dienen iſt meine Pflicht; davon lebe ich, damit ſchmücke ich mich. Nie war es meine Abſicht, Einem Verdruß zu machen, um einem Andern Freude zu bereiten, obgleich man dir in meiner Abweſenheit Anderes geſagt haben mag. Endlich, Fräulein, ſchadet der Wind der gewiſſen Wahrheit nicht; ich bin in dieſer meiner Sache nur eine und die nämliche; in der ganzen Stadt habe ich wenig Feinde; Allen willfahre ich, wenn ſie mir etwas auftragen, als ob ich zwanzig Füße und eben ſo viele Hände hätte.

Melibea: Darüber wundre ich mich nicht, denn ein einziger vollendeter Böſewicht, ſagt man, reicht hin, ein großes Volk zu verführen. Traun! ſo viele und ſo beſchaffene Loblieder ſind mir auf deine falſche Kunſt geſungen worden, daß ich nicht weiß, ob ich deiner angeblichen Fürbitte Glauben ſchenken kann.

Cöleſtina: Niemals will ich dieſelbe beten, und thue ichs, ſo werde ſie nicht erhört, wenn ich nach tauſend mir angethanen Martern ein anderes Geſtändniß thun ſollte.

Melibea: Mein voriger Unwille hindert mich, über deine Entſchuldigung zu lachen, denn wohl weiß ich, daß weder Schwur noch Folter dich zum Geſtändniß der Wahrheit bringen würden, welche nicht in deiner Hand iſt.

Cöleſtina: Du biſt meine Gebieterin; über dich muß ich ſchweigen; dir habe ich zu gehorſamen, du haſt mir zu befehlen; dein böſes Wort wird der Verkäufer eines Heirathsgeſchenks ſeyn.

Melibea: Wohl verdient hättſt du ſolches.

Cöleſtina: Habe ich es nicht mit meiner Rede verdient, ſo habe ich es doch nicht durch die Abſicht verloren.

Melibea: Du verſicherſt deine Unwiſſenheit ſo eindringlich, daß du mich glauben machſt, ſie könne Statt finden. Bei dieſer Zweifel erregenden Entſchuldigung will ich das Urtheil aufſchieben und nicht aus Luſt an einer flüchtigen Auslegung über deine Bitte richten. Sey mir nicht böſe oder verwundert über meine vorige

Empfindlichkeit, denn in deiner Rede kamen zwei Dinge zusammen, deren jedes hingereicht haben würde, mich um den Verstand zu bringen, einmal die Nennung des Ritters, welcher sich erfrechte, mit mir zu reden, und zweitens, daß du ohne weitern Anlaß Antwort für ihn verlangtest, so daß ich nur eine Verachtbarmachung meiner Ehre argwohnen konnte. Da nun aber Alles aus guter Willensmeinung herkömmt, so empfange wegen des Geschehenen Verzeihung, denn einigermaßen ist mein Herz erleichtert, indem es erwägt, daß es ein gottesfürchtiges heiliges Werk [illegible] Leidende und Kranke zu heilen.

Célestina: Und solch einen Kranken, Fräulein. Bei Gott, wenn du ihn gut kenntest, würdest du ihn nicht für denjenigen halten, wie du ihn in deinem Herzen geschildert und gezeichnet hast; bei Gott und meiner Seele, er hat keine Galle: Dank zweitausendmal; an Freigebigkeit ein Alexander, an Tapferkeit ein Hektor, mit dem Anstande eines Königs, höflich, fröhlich, niemals beherrscht ihn Traurigkeit, von edelm Geblüte, wie du weißt, ein trefflicher Lanzenstecher, ein St. Georg, wenn man ihn gewappnet siehet; solchen Muth und Stärke besaß Herkules nicht; seine Gestalt, seine Züge, sein Ebenmaaß, seine Freimüthigkeit zu schildern würde es einer andern Zunge bedürfen; alles vereint, gleicht er einem Engel des Himmels. Traun, ich behaupte, schöner als er war nicht der reizende Narciß, welcher sich in seine eigene Gestalt verliebte, da er sich im Wasser einer Quelle erblickte. Jetzt, Fräulein, hat ihn der Schmerz in einem einzigen Zahne niedergeworfen, der ihn zu quälen nicht abläßt.

Melibea: Und wie alt ist er?

Célestina: Er mag, Fräulein, drei und zwanzig Jahre seyn: Célestina, wie sie hier ist, sah ihn geboren werden und nahm ihn von seiner Mutter Füßen auf.

Melibea: Hiernach fragte ich dich eben so wenig, als ich sein Alter zu wissen nöthig habe, sondern nur wie lange es her ist, daß er an seinem Uebel leidet.

Célestina: Acht Tage, Fräulein, allein er scheint mitgenommen als wie von einem Jahre. Das beste Mittel, welches ihm zu Gebote stehet, ist, daß er eine Zither ergreift und aus solcher so klagende Gesänge ertönen läßt, daß ich glaube, diejenigen waren nicht besser, welche jener Kaiser und große Musiker Adrianus über

Trennung der Seele von dem Leibe dichtete, um ohne Schwäche den ſchon nahen Tod zu erleiden; denn wiewohl ich von Muſik wenig verſtehe, ſo ſcheint mirs doch, als ob er die Zyther reden mache. Wenn er aber etwa ſingt, halten die Vögel ihren Flug in der Luft an, um ihn zu hören, wie kaum bei jenem Alten, von dem man ſagt, daß er mit ſeinem Geſange Bäume und Felſen bewegte. Sieh, Fräulein, ob eine arme Alte, wie ich, ſich nicht glücklich ſchätzen ſoll, einem Manne das Leben zu verleihen, welcher ſolche Vollkommenheiten beſitzt. Kein Weib erblickt ihn, ohne Gott zu preiſen, daß er ihn ſo machte; redet er aber vielleicht mit ihr, dann iſt ſie in dem, was er befiehlt, nicht mehr Herrin ihrer ſelbſt. Und da ich nun ſo ſehr, Fräulein, das Recht auf meiner Seite habe, ſo nimm meine Rede und meine auf Heilung hinausgehenden arglosen Schritte wohl auf.

Melibea: O wie leid thut mir mein Mangel an Geduld! Denn da er von nichts weiß, ſo haſt du unſchuldig die Unbilden meiner erzürnten Zunge ertragen. Der dringende Grund indeß, welcher aus deiner verdächtigen Rede ſich herausſtellte, entſchuldigt meinen Fehler. Zum Lohne für dein ſanftes Erdulden will ich deinen Wunſch erfüllen und dir ſogleich die Schnur geben; und weil ich jetzt zum Aufſchreiben des Gebetes keine Zeit habe, da meine Mutter kommen könnte, ſo komm darnach, wenn jene nicht ausreicht, morgen ganz heimlich wieder zu mir.

Lucretia (die Dienerin, bei Seite): Jetzt, jetzt iſt meine Herrſchaft verloren; ſie will, daß Cöleſtina heimlich komme; da iſt ſchon Trug; ſie möchte ihr gern noch mehr, als ſie ſagt, geben.

Melibea: Was ſprichſt du, Lucretia?

Lucretia: Daß ihr nun genug geredet habt, Fräulein, denn es iſt ſpät.

Melibea: Nun denn, Mutter, du brauchſt dem Ritter nicht mitzutheilen, was hier vorging, damit mich derſelbe nicht für grauſam, übereilt oder unverſtändig halte.

Lucretia (bei Seite): Ich rede nichts Unwahres, daß hieraus Unheil entſtehen wird.

Cöleſtina: Ich wundere mich ſehr, Fräulein Melibea, daß du wegen meiner Verſchwiegenheit Zweifel hegſt. Fürchte nichts, denn Alles weiß ich zu dulden und zu verbergen; ich ſehe ja, nur dein großer Argwohn leitete, wie es zu geſchehen pflegt, meine

Reden aus ſchlimmſter Quelle her; mit deiner Schnur gehe ich nun froh hinweg, denn ich ſtelle mir vor, daß ihm ſein Herz die Gnade, welche du uns erwieſen, bereits verkündiget, und daß ich ihn bereits erleichtert finden werde.

Melibea: Ich würde für deinen Kranken, wenn es nöthig ſeyn ſollte, noch mehr thun, zum Lohn für das Erlittene.

Cöleſtina (bei Seite): Es wird mehr nöthig ſeyn, und du wirſt mehr thun, und wenn es dir auch jetzt nicht gefallen ſollte.

Melibea: Was ſprichſt du da von gefallen, Mutter?

Cöleſtina: Ich ſagte bloß, Fräulein, daß wir alle ihm gefallen und dienen müſſen und alle Schuldner bleiben, daß der Lohn am ſicherſten iſt, wenn er am ſchwerſten zu erlangen iſt.

Lucretia (bei Seite): Dieſe Worte ſind der Köder.

Cöleſtina (heimlich zu Lucretia): Höre, Tochter Lucretia, komm in mein Haus, da will ich dir eine Lauge geben, mit der du deine Haare ſchminken kannſt, welche röther ſind denn Gold; ſage es deinem Fräulein nicht; auch will ich dir einige Pulver geben, um dir den Geruch aus deinem Munde zu vertreiben, welcher etwas übel duftet; im ganzen Reiche weiß ſie Niemand als ich zu bereiten, und häßlicher fällt nichts an einem Frauenzimmer auf.

Lucretia: Gott verleihe dir ein gutes Alter; denn alles das iſt mir nöthiger als Eſſen.

Cöleſtina: Was murmelſt du ſo gegen mich, kleine Närrin? Schweig, du weißt nicht, ob du nicht meiner bedürfen wirſt; veranlaſſe darum nicht deine Herrſchaft zu noch größerem Zorne, als worin ſie ſich bereits befand: Laß mich in Frieden gehen.

Melibea: Was ſagſt du ihr, Mutter?

Cöleſtina: Fräulein, wir haben uns ſchon verſtändigt.

Melibea: Sage mir's, denn es verdrießet mich, wenn man in meiner Gegenwart von einer Sache ſpricht, ohne mich daran Theil nehmen zu laſſen.

Cöleſtina: Sie ſolle dich, Fräulein, an das Gebet erinnern, damit du es aufſchreiben läſſeſt; auch ſolle ſie von mir lernen, in ihrem Zorne Maaß zu halten, worin ich das Sprichwort anwende: Vom Zornigen entferne dich auf kurze Zeit, vom Böſen auf lange. Du, Fräulein, wareſt erzürnt in dem dir aus meinen Worten aufgeſtiegenen Argwohn; keine Feindſchaft! Denn auch wenn ſie die waren, wofür du dieſelben nahmeſt, ſo waren ſie doch an ſich nicht

böſe; denn alle Tage gibt es Männer, welche um ein Frauenzimmer und Frauen, welche für Männer Qualen leiden. Solches wirkt die Natur und die Natur hat Gott alſo geordnet und Gott macht nichts Schlechtes. So war meine Bitte, welcher Art dieſelbe auch geweſen ſeyn möge, an ſich löblich, da ſie einen ſolchen Urſprung hatte und ich bin ſtraflos. Mehre Gründe dafür könnte ich dir anführen, wenn nicht Weitläufigkeit dem Hörer verdrießlich und dem Redenden nachtheilig wäre.

Melibea: In Allem haſt du dich mit gutem Bedacht genommen, ſowohl im wenigen Sprechen während meines Verdruſſes wie im langmüthigen Dulden.

Cöleſtina: Fräulein, ich duldete aus Beſorgniß, daß du beim Reden noch mehr zürnen würdeſt; denn wenn ſich Gewalt zum Zorne geſellt, wirkt er nicht anders als der Blitz, deßhalb ertrug ich deine harte Rede bis ſein Vorrath erſchöpft war.

Melibea: Du kamſt im Auftrage des Ritters.

Cöleſtina: Er verdiente noch mehr, Fräulein, und wenn ich durch meine Bitten eine Kleinigkeit für ihn erlangt habe, ſo ſchade ich ihm nun durch meinen Aufenthalt. Ich will mich daher zu ihm auf den Weg machen, wenn du mir Erlaubniß dazu gibſt.

Melibea: Hätteſt du dieſelbe früher erbeten, du würdeſt ſie mit Freuden erhalten haben. Geh mit Gott, denn dein Kommen hat mir eben ſo wenig Nutzen gebracht als dein Gehen mir nachtheilig werden kann."

Ich meines Theils finde die eben mitgetheilte Scene ſo bewunderungswürdig angelegt und ausgeführt, ſo voll tiefer pſychologiſcher Berechnung und Wirkung neben ungekünſtelter Natur, daß ich glaube, der ebenbürtigen Seitenſtücke dazu werden nicht gerade viele ſeyn.

Der fünfte Act zeigt Cöleſtinen wohl befriedigt und dem Teufel dafür ſehr dankbar geſtimmt auf der Straße im Selbſtgeſpräche. Sempronio begegnet ihr und iſt erſtaunt, ſie ſo ganz ihrer ſelbſt vergeſſend zu finden. Sie bänſelt ſeine Ungeduld auf Neuigkeiten erſt eine Weile umher. Sie fordert ihn auf, ihr zu Calliſto zu folgen, weil ſie ihre Botſchaft entwerthete, wenn ſie davon früher als vor Calliſto plaudere. Dabei rückt ſie mit einem Plane zur Theilung des künftigen Gewinnes heraus, dem Sempronio ſogleich anmerkt, daß er auf ſeine Uebervortheilung berechnet ſey, was er

in einem Seitengeſpräche ausdrückt. Als ſie fragt, was er vor ſich hinbrumme, meint er, er habe ſich über ihre Veränderlichkeit gewundert, da ſie erſt den Handel in die Länge ziehen wollen und nun dem Calliſto Alles auf einmal zu ſagen beabſichtige. Sie entgegnet, daß der Weiſe ſeine Meinung ändere und nur der Thor unbeugſam ſey. Man habe ſich in ſolchen Sachen nur nach Zeit und Umſtänden zu richten. Calliſto werde an einem Tage guter Botſchaft wohl mehr herausrücken als an hunderten, an denen man ſeine Sehnſucht hinzuhalten ſich bemühe. Beide nähern ſich Calliſtos Hauſe, der mit Parmeno ſich unterhält und ſich nicht genug wundern kann, daß Parmeno ſie kommen ſiehet, ohne auf der Stelle hinabzueilen, um ſie einzulaſſen. Er iſt außerordentlich geſpannt und wünſcht das Stückchen Zeit verträumen zu können, bis er den Anfang und das Ende ihrer Rede vernehmen kann. Er gibt dem Parmeno über ſeine Langſamkeit einige derbe Ehrentitel, welche Cöleſtina mit Wohlgefallen draußen vernimmt.

Im ſechsten Act beginnt Calliſto mit der Frage nach dem, was Melibea Cöleſtinen geſagt hat. Sie hält einen weitläuftigen Eingang, zwiſchen dem Semprenio und Parmeno zur Seite ſchimpfen und der Calliſto faſt tödtet, ſo daß er ſagt: Mutter, faſſe dich entweder kurz oder nimm jenen Degen und tödte mich. — Während dieſer Scene halten Parmeno und Semprenio ein köſtliches Seitengeſpräch. Cöleſtina fährt fort, den ungeduldigen Liebhaber mit undeutlichen Redensarten hinzuhalten. Dann aber leitet ſie mit einer meiſterhaften Standrede die Eröffnung beſſerer Ausſichten, als ihr Hörer ſich träumen läßt, ein. Calliſto nöthigt ſie, in ſein Zimmer zum nähern Berichte ihres Erzebniſſes, den ſie zum breiteſten, von Calliſtos Ausrufen unterbrochen, ausdehnt. Als Calliſto den Wunſch äußert, daß er unter ihrem Mantel verborgen die Unterhaltung ſeiner Einzigen angehört haben möchte, erwidert Cöleſtina: Unter meinem Mantel? Da hätten ſie dich durch ein halb Schock Löcher hindurch geſehen, wenn Gott ihn nicht flickt. Cöleſtina gibt eine zwar ans Groteske ſtreifende aber doch treffliche Schilderung vom Ablaufe ihres Gewerbes bei Meliben, wobei die häufigen Unterbrechungen durch Calliſto, obwohl ſie anſcheinend im Widerſpruche mit ſeiner Ungeduld den Ausgang zu vernehmen ſtehen, von groſſer pſychologiſcher Wahrheit ſind. Er iſt entzückt von den Hoffnungen, die ihm die Alte allmählich zu eröffnen

weiß und belohnt ſie mit reichen Geſchenkszuſagen, wobei die untereinander flüſternden Bedienten viele Schmähworte anzuhören bekommen über ihren Neid, ihre Theilnahmloſigkeit u. ſ. w. Vortrefflich iſt der Liebesparoxismus geſchildert, der den Calliſto ergreift, als Cöleſtina ihm Melibeens Gürtel einhändigt: O du ungewohnter Gaſt, ruft er, geſegneter Gürtel, dem die Macht und das Verdienſt beiwohnt, den Leib zu umfangen, welchem zu dienen ich nicht würdig bin, o du Bande meiner Leidenſchaft, du umſchlingeſt mein Verlangen, ſage an, ob du gegenwärtig warſt u. ſ. w. O du mein Ruhm, Umgürter der engliſchen Hüfte. Ich ſehe dich und glaube es nicht. O Gürtel, Gürtel. Warſt du mir feindlich? — Cöleſtina verbittet ſich längeres dergleichen Faſeln. Er fährt fort, über den Gürtel zu ſchwärmen. Cöleſtina äußert, es ſcheine ihm an dem Gürtel mehr zu liegen, als an deſſen Eigenthümerin und bittet ihn nochmals um Beendigung ſeiner langen Zwiſchenreden, auch zu bedenken, daß der Gürtel ja gar noch kein Liebespfand ſey, ſondern ein Mittel zur Stillung ſeiner Zahnſchmerzen, weßhalb er auch andern Tages beim Ausgehen den Kopf verbunden tragen müſſe. Nachdem Calliſto noch eine Weile über Melibeens Schönheit in Exſtaſe geweſen, beurlaubt ſich Cöleſtina mit der Empfehlung an Calliſto, doch etwas Anderes zu denken. Das bin ich außer Stande, ſagt er, Ketzerei wird es ſeyn, an die nicht mehr zu denken, um derer willen das Leben allein noch Werth für mich hat. Im ſiebenten Acte erblicken wir Cöleſtinen, von Parmeno beingeleitet, auf der Straße. Sie ſtellt ſich entrüſtet darüber, daß Parmeno anſcheinend wieder von dem angetragenen Bündniſſe abtrünnig zu werden ſcheine. Sie ſucht ihn durch anderweite Verſicherungen ihre Zuneigung, durch freundſchaftlichen Vorwurf, daß er bei der Rückkehr in dieſe Stadt nicht zuerſt ihre Wohnung aufgeſucht und daſelbſt Herberge genommen, wieder zu gewinnen. Sie weiſt auf Sempronio hin und wie derſelbe durch ihre Freundſchaft ein rechter Kerl geworden. Er verſpricht, es ins Künftige mit Cöleſtinen zu halten, nur mit Sempronio, ſagt er, könne er ſich nicht befreunden. Sie ſucht ihm von ſeinem Cameraden eine beſſere Meinung beizubringen, wobei ſie ſelbſt ihre mütterlichen Geſinnungen für Parmeno ſehr hervorzuheben weiß, daß dieſer ganz gerührt ihr zufällt und für die arme Seele ſeines Vaters zu Gott zu beten verſpricht, der

ihm einen ſolchen Vormund hinterlaſſen, ſo wie für ſeiner Mutter Seligkeit, die ihn einer ſolchen Frau anbefohlen. Bei Erwähnung ſeiner Mutter ergießt ſich Cöleſtina wieder in zärtliche Aeußerungen über dieſelbe und ihr inniges Verhältniß zu ihr, ſo wie die Dienſte, welche ſie ihr geleiſtet. Sie konnte furchtlos bei Nacht von einem Todtenacker zum andern gehen, als wäre es am hellen Tage und die Zuthaten zu unſerem Gewerbe zuſammenleſen. Bei Tage, erkundſchaftete ſie, bei Nacht grub ſie aus. Weder Chriſten noch Mohren und Juden hatten in ihren Gräbern Ruhe vor ihr. Die Finſterniß nannte ſie die Nebelkappe der Sünder. Auch von ihrer Herrſchaft über die Teufel weiß Cöleſtina viel Rühmliches zu ſagen, welche dergeſtalt unter der Zucht von Parmenos Mutter geſtanden, daß ſie nimmer eine Lüge zu ſagen wagten. Da Parmeno einige bittere Bemerkungen macht, erzählt ſie ihm zur Strafe minder Schmeichelhaftes von ſeiner Mutter, wie ſie viermal beigeſteckt worden und einmal ſogar als Hexe. Dieſe Erzählung iſt mit trefflichen Nebenbemerkungen geſpickt. Parmeno findet ſo wenig Geſchmack daran, daß er die Unterhaltung auf andere Gegenſtände lenkt, namentlich auf Areuſa, deren Beſitz ihm die Kupplerin verheißen. Statt aller Antwort führt Cöleſtina den Parmeno ſogleich in Areuſa's Wohnung. Cöleſtina gehet voran und findet das Mädchen im Bette, welches unpäßlich zu ſeyn vorgibt. Celeſtina unterſucht ſie am Leibe durch allerlei Griffe und gibt dabei eine höchſt üppige Schilderung ihrer Reize, mit dem Anrathen, einen Nutznießer derſelben zu ſuchen. Denn Areuſa verſündige ſich, wenn ſie ihre Jugendblüthe unter Tuch und Linnen verſtocken laſſe. Areuſa ſagt, ſie habe einen Liebſten, allein Cöleſtina ſolle ihrem gegenwärtigen Uebel abhelfen, wobei ſie ſagt, ihr Schatz ſey geſtern ins Feld gezogen und ſie müſſe ihm treu bleiben. Cöleſtina ſagt, es werde ihm nicht ſchaden, wenn ſie ſich durch einen andern zu curiren ſuche. Denn ſo lange ſie keine Kinder habe, werde Areuſa ihr jetziges Mutterübel, an dem der Abweſende Schuld ſey, behalten. Cöleſtina weiß Areuſas Bedenklichkeiten zu beſeitigen, namentlich durch das Beiſpiel ihrer Muhme, welche ihren Stolz darein ſetzt, immer einen bei ſich zu haben, während der zweite vor der Thür wartet und der dritte in ſeinem Hauſe ſich nach ihr ſehnt. Sie gehört allen Dreien zu gleicher Zeit an, kokettirt mit aller Welt und macht Jedermann

weiß, daß er ihr Geliebter ſey. Vortrefflich geſchildert ſind die Nachtheile der Zahl eins, womit Cöleſtina Areuſen beredet, ſich einen zweiten Liebhaber beizulegen. Doch genug von dieſer Bordellſcene, in welcher natürlich Parmeno am Ende erlangt, was die lüſterne Areuſa ſcheinbar verſagte, während Cöleſtina zu Haus kommt und von Elicien wegen ihres langen Wegbleibens ſcheltend empfangen wird. Elicia macht ihr unter Anführung einer Menge treffender Sprüchwörter Vorwürfe, daß ſie immer noch nicht Ernſt mache mit der verſprochenen Verheirathung. Im Anfange des achten Actes finden wir Parmeno bei Areuſen, der alles Fleißes ungeachtet noch nicht genug geſchehen und die den Parmeno, obwohl es faſt Mittag geworden, ſelbſt immer noch unbefriedigt entläßt. Im beſeligenden Liebesjubel kehret er heim, wo ihn Sempronio wegen ſeines faullenzenden Ausbleibens ſchimpfend empfängt. Parmeno bittet, ihn durch neidiſchen Tadel und gehäſſige Vorwürfe nicht zu verſtimmen. Sempronio hält es nicht ſchwer, zu entdecken, daß Parmeno verliebt iſt und macht es demſelben nun ſcharf zum Vorwurfe, daß er Calliſtos Liebe früher ſo ſehr habe verdammen können. Doch kann er ſich kaum erklären, wie Parmeno ſo ſchnell Areuſens Herr geworden. Er erklärt ihn für ein Glückskind, und iſt ſehr erfreuet, als Parmeno ihn in Cöleſtinens Haus zum Schmauſe einladet, an dem auch Elicia und Areuſa Theil nehmen ſollen. Sie beſprechen ſich, was zu dieſem Schmauſe aus Calliſtos Speiſekammer hingeſendet werden ſoll, der inzwiſchen die Nacht über in Liebesgedanken ſich abgehärmt hat. Sie gehen zu ihm und finden ihn Liebeslieder ſingend, welche in vortrefflichen Redondilien fließen, wobei man nur bedauern kann, daß deren nicht mehr gegeben werden. Als die Diener ihn anredeten, iſt er wie irre und weiß nicht, ob Tag oder Nacht iſt. Als er zur Meſſe läuten hört, beſinnt er ſich auf die Zeit und fordert Kleider, um zur Kirche zu gehen, wo er Gott bitten will, daß er Cöleſtinens Schritte lenke, und wenn er nicht Calliſtos elendes Leben endet, Melibeens Herz für ihn rühre. Sempronio empfiehlt ſeinem Herrn Geduld. Eine alte Eiche werde nicht mit einem Schlage gefällt. Calliſto findet dergleichen Reden unerſprießlich. Wunderlich iſt die Zuſammenſtellung des Chriſtenthums mit dem Parnaſſe in der Aeußerung: Ich gehe allein zur Meſſe und werde erſt heimkehren, wenn du mich abrufſt und meine Freude um ein Geſchenk bitteſt für Cöleſtinens glückliche Wiederkehr;

auch nicht preiſen werde ich bis dahin, wenn auch gleich Phöbus Roſſe gewohnter Weiſe auf den grünen Auen geweidet haben mögen, wohin ſie ſich nach vollbrachtem Tagewerke begeben. Sempronio räth ſeinem Herrn, von dergleichen Dichterkram abzulaſſen, da eine Sprache, welche nicht Allen verſtändlich ſey, ſich nicht gezieme. Der neunte Act ſpielt zuerſt auf der Straße. Parmeno und Sempronio ſind auf dem Wege zu Cöleſtinen, um dort die Mahlzeit einzunehmen. Sie läſtern über die Alte, treten bei ihr ein und werden lebhaft bewillkommnet. Man ſetzt ſich zum Mahle. Cöleſtina als einzeln Sitzende hält ſich an den Weinbecher, dem ſie eine ſtattliche Lobrede hält. Sempronio erinnert ſie, daß es beſſer ſey, ſich über den Liebeshandel ſeines Herrn mit Melibeen zu verſtändigen. Elicia ſchmähet neidiſch gemein über Melibeens Schönheit, die ſie nicht finden will. Noch gemeiner ſchimpft Areuſa auf dieſe angebetete Schönheit. Sempronio beſtreitet dieſe Urtheile und macht geltend, daß Calliſto Melibeen ſchon deßhalb lieben müſſe, weil ſie ein Edelfräulein und ihm ebenbürtig ſey. Areuſa meint, alle Menſchen ſeyen Nachkommen Adams und der Adel thue nichts dazu. Cöleſtina empfiehlt Ruhe beim Eſſen. Elicia verſichert, ſie könne vor Galle keinen Biſſen herunterwürgen, weil Sempronio die ſchandbare Melibea neben ihr noch graziös zu finden ſich unterſtehe. Cöleſtina bringt das Geſpräch wieder auf Calliſto und deſſen verliebten Zuſtand, der ihr Gelegenheit gibt, ſehr treffende Bemerkungen über die Liebe zu machen. Elicia gibt noch einen Ausbruch ihrer Eiferſucht auf Melibeen zum Beſten, als deren Dienerin Lucretia erſcheint. Dieß gibt Areuſen Anlaß, ein Bild der Behandlung zu geben, welche eine ſolche Kammerzofe eines vornehmen Fräuleins erfährt. Dieſe Schilderung iſt vortrefflich und noch heute wahr. Cöleſtina empfängt Lucretien mit einer übertreibenden Beſchreibung der beſſern, aber nicht edlern Zeit, welche ſie vor zwanzig Jahren erlebt, wo ſie eine gewerbreiche Kupplerin geweſen und treffliche Einnahmen genoſſen, namentlich von den geiſtlichen Herrn, denen ſie junge Mädchen gehalten und zugeführt. Sie erkennt dabei aber an, daß es auch viele andächtige und keuſche Geiſtliche gegeben habe. Vorzüglich rühmt ſie die Naturalien, namentlich die Weine, welche ihr das Gewerbe abgeworfen. Da ſie traurig wird über den Vergang ſo ſchöner Zeiten, machen ſich die beiden Liebespaare aus dem Staube, um ihrer Melancholie zu entgehen. Cöleſtina befindet ſich

daher mit Lucretien allein, welche Melibeens Gürtel wieder abholen will und der Alten die Beſtellung macht, die junge Dame ſo bald als möglich zu beſuchen, da dieſelbe nicht geringes Herzweh empfinde. Der zehnte Act beginnt mit einem Monologe der Melibea in ihrer Wohnung. Sie verwünſcht ſich, daß ſie die Alte angehört und davon nun in Liebe für Calliſto entbrannt ſey. Sie fühlt das Bedürfniß, ſich ihm zu entdecken, fürchtet aber, daß ihre geſtrige ſchnöde Antwort demſelben vielleicht ſchon Anlaß gegeben, ſeine Augen auf eine Andere zu werfen. Sie bittet Gott um Geduld und Ausdauer, um ihre Leidenſchaft verſchweigen und den Glanz der Keuſchheit bewahren zu können. Warum iſt es, ruft ſie, nicht den Frauen gleich den Männern geſtattet, ihre heißen Liebesqualen zu bekennen. Cöleſtina und Lucretia kommen. Melibea bittet mit einer gelehrten Notiz die Alte um ein Mittel gegen ihr Uebel, das ſie ihr auf vorgelegte Fragen beſchreibt als ein Herzweh, welches ſie ſeit der Gemüthsbewegung fühle, worin Cöleſtinens geſtrige Bitte für Calliſto ſie geſetzt. Meiſterhaft foltert, um die Leidenſchaft zu erhöhen, Cöleſtina die liebekranke Melibea mit vernünftigen Rathſchlägen und Empfehlungen der Gelaſſenheit, Geduld u. ſ. w., wozwiſchen ſie immer des Calliſto erwähnt, den Melibea zu verabſcheuen und nicht genannt zu wiſſen ſich ſtellt. Cöleſtina bezeichnet Melibeens Leid als Liebe. Melibea verſichert, ſchon die Erwähnung dieſes Wortes verſetze ſie in Entzücken, Cöleſtina ſolle es ihr erklären. Dieſe erwiedert: Liebe ſey ein geheimes Feuer, eine angenehme Wunde, ein wohlſchmeckendes Gift, eine ſüße Bitterkeit, ein vergnüglicher Schmerz, eine fröhliche Qual, eine eben ſo ſüße als wilde Wunde, ein ſanfter Tod. Auch weiß Cöleſtina ein Kraut in der Welt wachſen, das Melibeen von ihrem Weh durchaus befreien wird. Auf Melibeens Bitte um den Namen nennt Cöleſtina den Namen Calliſto, und Melibea fällt in Ohnmacht. Cöleſtina iſt auſſer ſich, weil ſie wähnt, das Fräulein müſſe ſterben. Melibea kömmt aber noch zu guter Zeit zu ſich und ſpricht: Gebrochen iſt meine Ehrbarkeit, gebrochen meine Sittſamkeit; meine Schaamhaftigkeit iſt ſchwach geworden; allein mir ſo eigenthümlich und bei mir ſo heimiſch geworden, konnten ſie ſich nicht ſo leichthin von meinem Geſichte verabſchieden, ohne deſſen Farbe, meine Kraft, meine Sprache und einen großen Theil meiner Empfindung auf eine kurze Zeit mit ſich zu entführen. Ach meine gute Meiſterin,

meine getreue Geheimſchreiberin, was du offenbar erkenneſt, bemühe ich mich vergeblich, dir zu verheimlichen. Viele und abermals viele Tage ſind verfloſſen, ſeit jener edle Ritter zu mir von Liebe ſprach; ſeine Rede war mir eben ſo ärgerlich, wie ſie mir nachher, ſeit du mir wiederum ſeinen Namen ausgeſprochen haſt, lieb geworden iſt. Deine Stacheln haben meine Wunde geſchloſſen; deinem Willen bin ich nachgekommen. Den Beſitz meiner Freiheit haſt du in meinen Gürtel geſchloſſen hinweggetragen. Sein Zahnweh ward meine größte Qual; ſeine Pein ward noch ſtärker die meinige. Ich preiſe und lobe deine vortreffliche Ausdauer, deine kluge Kühnheit, deine freigebige Bemühung, deine beſorgten und getreuen Schritte, dein liebliches Sprechen, dein gutes Wiſſen, deine ungemeſſene Sorglichkeit, deine vortheilhafte Zudringlichkeit; viel verdankt dir jener Herr; ich aber noch mehr; denn nimmer vermochten meine Schmähungen, deine Ausdauer und Anſtrengung zu ſchwächen, du vertrauteſt deiner Verſchlagenheit. Im Gegentheil, wie eine getreue Magd wurdeſt du, je mehr geſcholten, deſto emſiger, ſetzteſt größerer Mißgunſt um ſo größere Anſtrengung entgegen; je ſchlimmer die Anrede, deſto zufriedener dein Geſicht, je zorniger ich, deſto ſanftmüthiger du; mit Hintanſetzung aller Furcht haſt du aus meinem Buſen das hervorgeholt, was ich weder dir noch ſonſt Jemand zu entdecken gedachte." — Nach dieſem Geſtändniſſe bittet Cöleſtina das Fräulein, ihren Handel gänzlich in ihre Hände zu legen. Sie verheißt ihr, ſchon in kommender Nacht den Geliebten zu ſprechen. Lucretia, die wieder eintritt, wird von Melibeen um ſtrenge Verſchwiegenheit gebeten. Lucretia verſichert, ihres Fräuleins geheime Liebe ſchon längſt wahrgenommen zu haben. Melibeens Mutter, welche dazu kommt, wundert ſich, die Alte ſchon wieder zu finden. Cöleſtina gibt vor, die am verkauften Gewichte fehlende Wolle nachgebracht zu haben. Cöleſtina geht. Aliſa, mit ihrer Antwort nicht zufrieden, fragt Melibea nochmals aus, welche antwortet, die Alte habe ihr Sublimat verkaufen wollen. Aliſa warnt vor der alten Kupplerin. Im eilften Act zeigt ſich Cöleſtina auf der Straße. Die Zeit, bis ſie ihre Neuigkeit an den Mann gebracht, währt ihr ſchier zu lange. Dann wird uns Sempronio in der Kirche gezeigt, wie er ſeinen Herrn vom längern, ſo auffälligen Verweilen allda bringen will. Cöleſtina tritt zu beiden und ſie gehen alle zuſammen. Unterwegs meldet Cöleſtina dem entzückten Calliſto den Erfolg ihrer

Sendung, der ihr auf Sempronios Anregen eine goldene Kette verehrt, obgleich er kaum seinen Ohren zu trauen vermag. Die Bedienten, welche der Mittheilung beiwohnen, halten selbst die unglaublich klingende Nachricht von Melibeens Liebe für einen Trug der Alten. Cölestina gehet und die Bedienten fürchten, sie werde ihnen den versprochenen Antheil an der Kette zu entziehen suchen. Cölestina wird von Elicia in ihrer Wohnung empfangen. Der zwölfte Act eröffnet sich in Callistos Zimmer, welcher ungeduldig auf Mitternacht harret und sich über die Gleichgültigkeit der Antworten seiner Bedienten auf die Fragen nach der Zeit ärgert. Er legt Sicherheitshalber seinen Brustharnisch an und begibt sich mit Parmeno auf den Weg nach Pleberios Hause. Während Calliste hier forscht, ob er Melibeen nicht sehen kann, führen seine Bedienten verrätherische Unterhaltung. Calliste trifft Melibeen mit ihrer Lucretia an der Hausthür. Er versichert, der süße Wohllaut der Stimme, welche ihn dort anredete, mache es ihm gewiß, daß er Melibeen sprechen höre. Melibea gibt nach einer Einleitung an, wie sie nur beabsichtige, ihn vollständig abzufertigen, da sie nicht gewillet sey, ihren guten Ruf auf die Wagschaale böser Zungen zu legen. Calliste ist außer sich über diesen so ganz anders erwarteten Empfang und läßt die unmuthigsten Aeußerungen über Cölestinen fallen. Melibea bittet ihn, seine rührenden Klagen einzustellen, welche ihr Herz so wenig zu ertragen vermag, als ihre Augen sich verstellen können. Wie er vor Gram weine, daß sie so grausam sey, so weine sie vor Freude, daß er so getreu sey. Sie bestätigt nun Alles, was Cölestina gesagt hat. Calliste weiß sich vor Freuden kaum zu fassen. Melibea spricht ihre Sehnsucht aus und flehet den Geliebten an, nach seinem Belieben über sie zu verfügen. Sie verwünscht Thüren und Riegel, die sie noch vom Geliebten scheiden. Calliste wünscht, daß eine ähnliche Flamme, als die in ihm brennende, jene Hindernisse verzehren möge und bittet zu gestatten, daß seine Leute dieselben mit Gewalt beseitigen. Melibea erschrickt über diesen Antrag und verspricht, ihn in der nächsten Nacht über die Gartenmauer zu empfangen. Die schurkischen Bedienten überlegen, wie sie feiglings beim ersten Geräusche sich davon machen und ihren Herrn im Stiche lassen wollen und witzeln über ihren muthmaßlichen Anstand dabei. Es entstehet ein Geräusch und die beiden Schufte machen sich davon. Melibea bemerkt es und macht Calliste darauf

aufmerkſam. Dieſer meint, daß ſeine tapfern Leute wahrſcheinlich Jemand entwaffneten und rühmt die Bravheit ſeiner Bedienten, während dieſe davon laufen. Sie kommen aber, da ſie ihren Schrecken als einen blinden erkennen, und rufen ihren Herrn ab. Pleberio, und Frau vernehmen Geräuſch und rufen ihrer Tochter, welche antwortet, daß ſie durch Lucretien einen Krug Waſſer habe beſorgen laſſen. Zu Haus angelangt, rühmt Calliſto die Bemühungen der alten Cöleſtina, während ſeine Diener ſich in Schilderung der muthigen Stimmung überbieten, welche ſie auf ihrem Wachtpoſten vor Plebrios Hauſe entwickelt haben wollen. Nachdem Calliſto ſich zur Ruhe begeben, eilen Sempronio und Parmeno in Cöleſtinens Behauſung, um ihren Antheil an der goldenen Kette, welche der Alten geſchenkt iſt, in Sicherheit zu bringen. Sie renommiren ihr von gefährlichen Abenteuern, welche ſie beſtanden hätten, wobei ſie ihre Waffen zerbrochen haben wollen, ein Schaden, den ſie durch Empfangnahme ihrer Antheile an Cöleſtinens Gewinn wieder gut zu machen gedenken. Cöleſtina erklärt ihre Zuſage einer ſolchen Antheilnahme für einen Scherz und macht bemerklich, wie ſolche Anerbietungen und freundliche Worte zu nichts verpflichteten. Uebriges ſey das jämmerliche Kettchen, das ſie bei der Zuhauſekunft Elicien eingehändigt, verlegt worden. Sie bittet, zu erwägen, daß ihr gehören müſſe, was Calliſto ihr einhändige, wogegen ſie auch keinen Antheil an dem Wamms verlange, den Calliſto ſeinem Diener geſchenkt. Für dieſe Kleinigkeit habe ſie zweimal ihr Leben zu Gunſten Calliſtos aufs Spiel geſetzt. Doch ſagt Cöleſtina für den Fall, daß ihre Kette ſich wiederfinden möchte, den Dienern ſcharlachene Hoſen zu. Die Bedienten drohen, der Alten Alles zu nehmen, wenn ſie nicht mit ihnen theilen wolle. Cöleſtina verſpricht ihnen friſche Mädchen. Sempronio läßt ſich nicht locken. Nun wird Cöleſtina ärgerlich. Die Kerle werden zudringlich. Cöleſtina drohet, ſich von der Obrigkeit Ruhe verſchaffen zu wollen und macht boshafte Anmerkungen, daß handfeſte Männer ein altes ſchwaches Mütterchen anfallen wollen. Sie wirft ihnen vor, daß ſich Parmeno und Sempronio nicht unterſtanden haben würden, wenn ſie einen Mann bei ihr im Hauſe gewußt hätten. Sie fragen nochmals dringend: ob die Alte mit einem Drittel Gewinnes zufrieden ſeyn wolle, und drohen mit dem Aeußerſten, wenn ſie ſich ferner weigere. Als ſie die Nachbarn um Hülfe ruft, wird ſie von den

Elenden erſtochen; ſie ruft nach einem Beichtiger und ſtirbt mit dem Worte: Das Sacrament! Als Elicia Lärm macht, entſpringen die Mörder durch das Fenſter. Der dreizehnte Act beginnt mit einem Selbſtgeſpräche des glücklichen Calliſto, der nicht an die Wirklichkeit deſſen glauben mag, was ihm in der Nacht begegnete, und zur Beſtätigung ſeine Diener rufen will, welche aber nicht aufgefunden werden können, weßhalb er ſich vorſetzt, bis Mittags zu ſchlafen. Der Bediente Triſtan hält inzwiſchen Wache. Sein Kamerad Sofia kömmt weinend und erzählt den Tod Parmenos und Sempronios, welche man, obwohl nach ihrem Falle aus Cöleſtinens hohem Fenſter, halb zerſchmettert am frühen Morgen kraft eines ſummariſchen Urtheiles ſogleich auf dem Markte geköpft hat. Sie gingen, ſagt er, ohne Beſinnung dahin; der eine aber, als bemerke er, wie ich weinend nach ihm ſah, richtete den ſchweren Blick auf mich und hob die Hände gen Himmel, wie wenn er Gott dankte und mich fragen wollte, ob mich ſein Tod ſchmerze. Zum Zeichen traurigen Abſchiedes ſenkte er ſein Haupt, die Augen mit Thränen erfüllt, indem er mir wohl zu verſtehen gab, daß er mich bis zum Tage des Gerichtes nicht wieder ſehen werde. Als Calliſto den Tod ſeiner Diener vernimmt, wird er in tiefe Traurigkeit verſenkt, noch mehr aber, als er den Tod Cöleſtinens hört, die mit mehr als dreißig Meſſerſtichen im Leibe gefunden iſt. Am meiſten betrübt Calliſto, daß im Publico bekannt geworden, wie eine von ihm geſchenkte goldene Kette der Anlaß zu Cöleſtinens Tode geweſen. Er fürchtet Verrath ſeines Geheimniſſes. Doch geſtehet er ſich, daß alle drei Todte ihr Ende ſich verdient haben. Er will thun, als komme er von Außen, und wenn ers vermag, die Todten rächen, wo nicht, will er ſich mit dem Alibi rein brennen oder ſich närriſch ſtellen, wie ſchon der große Feldherr Ulyſſes gethan, als er den troſaniſchen Kampf vermeiden und ſich ſeiner Gemahlin Penelope erfreuen wollte. Die Scene ſpielt mit Anfang des vierzehnten Actes in Pleberios Garten, wo Melibea, von Lucretia begleitet, ſich über Calliſtos langes Ausbleiben in ſüßer Empfindſamkeit ängſtigt. Als er endlich erſcheint, ſpricht ihre Beſorgniß, daß er von der Mauer herabfallen möchte, ſich nicht minder rührend zärtlich aus. Die Begrüßung iſt reizend: Wenn ich mich, ſagt Melibea, mein Gebieter, in deine Hände überantworte, wenn ich deinen Wünſchen zu willfahren bereit war, ſo ſey mir darum

nicht übler gewogen, wenn ich hingebend bin, ſtatt ſpröde und unbarmherzig zu ſeyn. Verdirb mich nicht um des kurzen, eine ſo geringe Weile vorhaltenden Vergnügens willen; vollbrachte Dinge werden eher getadelt als verbeſſert. Genieße, was ich auch genieße, wenn ich dich ſehe und dir nahe bin. Fordere und nimm das nicht, deſſen Rückgabe, wenn es genommen worden, nicht in deiner Hand ſtehet, hüte dich, Geliebter, zu verletzen, was mit allen Schätzen der Welt nicht wieder hergeſtellt werden kann. Calliſto entgegnet, ſie ſolle nicht fordern, was er nicht zugeſtehen könne; wo ſey auf Erden ein Liebhaber zu ſo etwas Schmählichem fähig. Melibea bittet, daß, wie ſehr auch Calliſtens Zunge nach ſeinem Willen ſpreche, er doch ſeine Hände nicht nach ſeinem Vermögen wolle handeln laſſen. Er möge ſich mit der Liebe erlaubter Frucht begnügen. Ein guter Hirte dürfe ſeine Schaafe wohl ſcheeren, dieſelben aber nicht tödten oder zu Schaden bringen. Calliſto umarmt Melibeen. Dieſe heißt Lucretien ſich entfernen. Calliſto verſichert, er freue ſich der Zeugen ſeiner Seligkeit. Melibea dagegen freuet ſich nicht der Zeugen ihrer Verirrungen. Die beiden wachthaltenden Bedienten machen ihre unfeinen Bemerkungen dazwiſchen. Inzwiſchen hat Calliſto vollbracht, was Melibea vergebens abzulehnen geſucht. Melibea iſt beim Gedanken an ihre rechtſchaffenen Eltern mit Reue und Schmerz erfüllt. Da ſie ſich aber dem Geliebten gänzlich ergeben, ſo kann ſie nicht wieder von demſelben laſſen und bittet ihn, allnächtlich zu dieſer Stelle wieder zurückzukehren. Calliſto gehet. Die Bedienten ermahnen einander zur Verſchwiegenheit. Calliſto begibt ſich zur Ruhe und freuet ſich, wieder erwacht, der Einſamkeit. Er überlegt, was er zur Sühne des an ſeinen Bedienten begangenen Juſtizmordes zu thun habe, der ſeinem Hauſe als ein Brandmal aufgedrückt iſt. Er hadert in Gedanken mit dem Richter, dem ſein Vater und er umſonſt ſo viele Wohlthaten erwieſen. Doch getröſtet er ſich, daß er auch ihn erſt hören müſſe, wenn er nicht ſelbſt begehen will, was er an jenem verdammt. Vor dem Geſetze ſey ja Alles gleich und Romulus habe ſeinen eigenen Bruder getödtet, weil derſelbe das Geſetz übertreten. Calliſto führt ſich dann Alles zu Gemüthe, was den Richter zu ſeinem Verfahren beſtimmen konnte, namentlich, daß durch die ſchnelle Hinrichtung ſeinem Liebeshandel die große Kündlichkeit entzogen worden. Schon um ſeiner ſeligen Erinnerung an die Liebesſeligkeit willen allein kann

er dem Richter nicht zürnen. Er verſinkt ganz in Liebesſchmachten. Leuchtender Phöbus, verkürze deinen gewohnten Weg, ruft er aus. Er wünſcht die Kürze der Wintertage herbei ꝛc. Dieſer ganze Monolog iſt einer der gelungenſten Theile des Stückes. Es iſt ſchwer zu widerſtehen, denſelben ganz mitzutheilen. Inzwiſchen unterhalten ſich Sofia und Triſtan im Vorzimmer, von wo aus ſie Elicien zu Areuſa gehen ſehen. Dieſe erſcheint im fünfzehnten Acte im Zank mit einem ihrer Liebhaber, dem Centurio, dem ſie alle Erweiſe ihrer Liebe und ſeinen Undank vorrückt. Der Zank iſt nicht der allerfeinſte. Elicia, welche draußen denſelben hört, vermuthet daher, daß Areuſa kein allzugroßes Leid über die Nachricht von der Hinrichtung ihrer beiden Liebhaber, die ſie ihr hinterbringen will, empfinden wird. Areuſa ſtellt ſich aber doch ganz rechtſchaffen traurig, als ihr Elicia das Ende der beiden Freunde und der alten Cöleſtina, was auf eine vortreffliche Weiſe geſchiehet, vorträgt. Doch erklärt ſie, als Elicia ſich ganz ungebärdig über den Verluſt der Alten zeigt, daß man ſich in das Unvermeidliche geduldig fügen müſſe. Elicia ſchmähet auf Calliſto und Melibeen als Urheber der drei Todesfälle. Beide fluchen dieſem Liebespaare und beſchließen, ſich an demſelben zu rächen. Areuſa meint, der Raufbold Centurio, mit dem ſie ſich eben gezankt, werde ſich trefflich dazu paſſen, die Ausführung der Rache zu übernehmen. In ihm werde Calliſto keinen ſchlechtern Henker haben, als Cöleſtina am Semprenio hatte. Elicia übernimmt es, den Sofia an ſich zu locken, um Calliſtos Gänge zu Melibeen zu erſpähen. Sie nimmt Areuſens Anerbieten, in deren Wohnung zu ziehen, nicht an, weil ſie glaubt, in Cöleſtinens Hauſe, das ſeinen Ruf nicht verlieren werde, ſich beſſer zu ſtehen, wenn ſie deren Geſchäft fortſetzt. Im ſechzehnten Acte erſcheinen Pleberio und Aliſa im Geſpräch. Pleberio meint, er werde alt und müſſe das Zeitliche beſtellen. Hiezu rechnet er namentlich die Vermählung ſeiner Tochter. Beide Eltern legen derſelben die unvergleichlichſten Vorzüge, namentlich eine unſträfliche Tugend bei (worüber die horchende Lucretia ſpöttelt), und fürchten, es werde an Männern mangeln, welche ihrer würdig ſind. Lucretia macht Melibeen auf jenes Geſpräch der Eltern aufmerkſam. Melibea meint, die Eltern ſeien wohl ihrer Liebe auf der Fährte, weil ſie ihre Verbindung ſo eifrig betreiben. Sie erklärt aber, von Calliſto nicht laſſen zu wollen. Sie will lieber eine vollkommene Liebende

als eine ſchlechte Gattin ſeyn. Sie will, um die Bande der Ehe nicht zu beflecken, keinen Gatten haben und die Beiſpiele einer Menge mythologiſcher Perſonen, die ſie herzählt, nicht nachahmen, die ſich in den Weg des Ehebruches verirrten. Das Leben habe überhaupt nur ſo lange Werth für ſie, als Calliſte ſich ihrer erfreue. — Inzwiſchen frägt Pleberio Aliſen, ob man der Tochter von dem Vermählungsvorhaben Mittheilung machen ſolle. Aliſa meint, das werde die Tochter höchlich erſchrecken, da dieſelbe noch nichts von Männern wiſſe. — Melibea wird durch das ihr geſpendete Lob fleckenloſer Sittſamkeit und Gefügigkeit in der Eltern Willen, das ſie horchend vernimmt, ſo beſchämt, daß ſie Lucretien aufträgt, das Geſpräch derſelben durch ihre Dazwiſchenkunft auf irgend eine Art zu ſtören. — Elicia beginnt in ihrer Wohnung den ſiebenzehnten Act mit dem Bemerken, daß es mit ihrer Trauer ſchlecht gehe. Ihr Haus bleibt unbeſucht. Es gereuet ſie, Areuſens Einladung in deren Haus nicht gefolgt zu ſeyn. Sie meint, der Teufel habe ihr gerathen, um den zu trauern, der wohl, wenn ſie geſtorben wäre, nicht um ſie getrauert, ja wohl gar ſie vielleicht in gleicher Art als Cöleſtinen erſtochen hätte. Sie beſchließt, die Trauer zu beenden und es ſich bei Areuſen, welche klüglicher handele, wohl ſeyn zu laſſen. „Inzwiſchen, ſagt ſie, will ich das Trauerkleid ablegen, die Traurigkeit abthun, die Thränen verabſchieden, deren Fluß ſo im Gange war. Kommt hervor, mein Spiegel und mein Spießglanzpulver; denn meine Augen ſind matt geworden; hervorgeben ſollen meine weißen Hauben, meine wohl gearbeiteten Haarkrauſen, meine Freudenkleider. Für dieſe Haare, welche anfingen, ihre Goldfarbe zu verlieren, will ich Lauge bereiten; hernach will ich mein Bette zurüſten; denn Reinlichkeit erfreuet das Herz. Ich werde meine Thür fegen und die Straße ſprengen, damit, wer vorübergehet, gewahr wird, daß mein Schmerz verbannt iſt.“ Elicia gehet zu Areuſen, wo ſie ſich, als Sofia auch erſcheint, hinter einem Schirme verbirgt. Sofia wird von Areuſa mit den zärtlichſten Reden kirre gemacht. Die Art und Weiſe, wie ſie ihm das Geheimniß von Calliſtes Beſuchen bei Melibeen ablocket, indem ſie thut, als ob er es an Andere ausgeplaudert, und ihn nöthigt, ſeine angeblichen Angaben zu berichtigen, iſt ganz vortrefflich und eben ſo ſchön läßt Sofia ſich übertölpeln und verräth ihr die Zeit der nächſten Zuſammenkunft der Liebenden. Sofia gehet und Elicia ruft ihm eine ge-

meine aber treffende Standrede auf ſeine Dummheit nach. Im achtzehnten Acte erſcheinen die beiden Freundinnen in Centurios Wohnung. Areuſa ſtellt ſich, als ob ſie von Elicien dorthin gezerrt worden, und ſpielt die Spröde. Centurio vermiſſet ſich, alles Mögliche zu thun, um ſie zu beſänftigen, nur möge ſie ihm nicht zumuthen, Fußpartieen zu machen oder ihr Geld zu geben. Er beſchreibt ſeinen ganzen Hausrath, als: eine Flaſche ohne Hals, einen Bratſpieß ohne Spitze, ſein Bettgeſtell ſind lauter Schilde, ſeine Matratze eine Schicht zerriſſener Panzerhemden, ſeine Decke iſt ein Sack von Segeltuch. Dabei renommirt er gewaltig mit ſeinen Raufereien und bietet Areuſen an, dergleichen über ſich zu nehmen, um ihr damit den Beweis ſeiner Ergebenheit zu führen. Nun rückt Areuſa mit dem Verlangen hervor, ſie am Calliſto zu rächen. Centurio findet das kinderleicht und frägt nur, ob Calliſto ſchon ſeine Beichte gemacht. Er fragt nach Ort und Gelegenheit und Calliſtos Begleitung. Da er erfährt, daß zwei Diener bei dieſem ſind, meint er, das mache ſeinen Bratſpieß nicht ſatt. Dabei bemerkt er, wenn ſein Degen ausſagen könnte, was er thäte, ſo würde derſelbe niemals fertig werden. Wer bevölkert die Friedhöfe beſſer als er? Wer macht die Wundärzte dieſes Landes reich? Wer gibt den Waffenſchmieden immerwährende Arbeit. Wer zertrümmert den trefflichſten Bruſtharniſch? Wer zerbröckelt die barceloniſchen Schilder. Seit zwanzig Jahren iſt er mein täglich Brod u. ſ. w. Er legt Areuſen ein Regiſter von 770 Todesarten vor, von denen ſie für Calliſto eine wählen ſoll. Elicia bittet, ihn bloß durchzuprügeln. Centurio ſchwört beim heiligen Leibe in der Litanei, daß ſein Arm es nicht mehr in der Gewalt habe, zu prügeln, ohne todt zu ſchlagen. Areuſa meint, man möge das dem Centurio überlaſſen, es ſey billig, daß auch Melibea einmal weine. Als die Mädchen ihn verlaſſen, kehrt Centurio den Haſenfuß heraus und zeigt in einem Monologe, wie er gar nicht den Muth hat, das Abenteuer zu beſtehen. Er ſucht nach Entſchuldigungen. Endlich beſchließt er einen lahmen Kerl zu dingen, welcher Nachts ein großes Waffengeklirr, wie bei einem Kampfe, veranſtalten ſoll, um einige junge Menſchen ins Bockshorn zu jagen. Im neunzehnten Acte erſcheinen Sofia und Triſtan. Erſterer erzählt überglücklich ſeine Erfolge bei Areuſa mit aufgeblähter Eitelkeit. Triſtan warnt ihn und macht ihn aufmerkſam, daß die Auszeichnungen, deren ihn die Buhlerin würdige, ihren

beſondern Grund haben müßten und, wenn er ſich nicht irre, dahin gingen, ihm das Geheimniß der nächtlichen Gänge abzulocken. Sofia findet zu ſpät dieſen Verdacht ſehr wahrſcheinlich. Sie ſind nun an Pleberios Garten angelangt. Calliſto befiehlt, die Leiter anzulegen. Er ſteigt hinauf und lauſcht ein wenig. Lucretia und Melibea ſingen abwechſelnd ganz allerliebſte Liedchen. Calliſto wird durch den Inhalt derſelben auch völlig zufrieden geſtellt. Er vermag dem ſehnenden Harren noch dem Geliebten, das ſich darin ausſpricht, nicht länger zu widerſtehen. Die Süßigkeit von Melibeens Engelsſtimme ſchmilzt ſein Herz. O meine Herrin, mein ganzes Glück, wo könnte ein Frauenbild geboren ſeyn, welches dein Verdienſt dir entziehen dürfte? O überraſchender, entzückender Wohllaut!..

Melibea: O liebliche Verrätherei, o ſüßer Ueberfall, biſt du es, mein Gebieter, meine Seele? Biſt du es? Ich vermag es nicht zu glauben. Wo wareſt du, leuchtende Sonne? Wo hatteſt du deinen Glanz vor mir hinverborgen? Haſt du mich ſchon länger belauſcht? Warum ließeſt du mich mit meiner magern Schwanenſtimme Worte ohne Sinn in die Luft werfen? Der ganze Garten freuet ſich deiner Ankunft. Schaue den Mond, wie hell er uns leuchtet; ſchaue die Wolken, wie ſie eilen; vernimm das Rauſchen dieſes Springbrunnens, wie ſüß ſein Murmeln! Lauſche den hohen Cypreſſen, wie ihre Zweige einander küſſen durch Vermittelung eines ſanften Windes, der ſie bewegt. Schau ihre friedlichen Schatten, wie dunkel ſie ſich rüſten, unſere Luſt zu verhüllen. Lucretia, was hörſt du, Freundin? Biſt du närriſch worden vor Freuden? Laß ihn mir, zerdrück' ihn mir nicht, beläſtige nicht mit deinen ſchweren Armen ſeine Glieder; laß mich genießen, was mein iſt, nimm meine Luſt nicht in Beſchlag."

Calliſto ſteigt in den Garten hinab und die Liebenden ſchwelgen in einer wollüſtigen Scene, welche leider etwas zu materiell gehalten, um ein würdiges Seitenſtück zu der berühmten Balconſcene in Romeo und Julia abzugeben, indem namentlich auch Lucretiens witzelnder Commentar dazu höchſt widerlich iſt. Inzwiſchen kommen Traſo und andere von Centurio angeſtiftete Rauſer, um das der Elicia und Areuſa gegebene Verſprechen zu löſen und fangen mit Calliſtos Dienern Händel an. Auf den Lärm beeilt ſich der Minneglückliche, die Leiter hinabzuſteigen, obgleich ihm Triſtan zuruft,

daß der Lärm vorüber iſt. Ein Fehltritt bringt ihn zu Fall; auf den Steinen zerſchmettert, gibt er ſeinen Geiſt auf. Sofia und Triſtan jammern. „Ach ich Unglückliche, ruft Melibea, als ſie das hört, was iſt das? Welch ſchreckliches Ereigniß kann da zu meinen Ohren kommen? Lucretia, hilf mir auf die Wand, ich muß mein Leid ſehen, wo nicht, ſo werde ich mit meinem Geſchrei meines Vaters Haus in Trümmern ſtürzen!" Als ſie an dem Unglücke nicht länger zweifeln kann, weil Sofia von draußen das Geſchehene gräßlich beſtätigt, überläßt ſie ſich maaßloſem Schmerze und wird erſchöpft in ihr Zimmer geführt, während die Diener die Leiche ihres jungen Herrn hinwegtragen. Zwanzigſter Act. Lucretia ruft an der Thür von Plebeios Schlafkammer und bittet ihn, ſeiner Tochter zu Hilfe zu eilen. Er erhebt ſich und ſucht die Tochter mit aller väterlichen Zärtlichkeit zu tröſten. Die Scene iſt ſehr ſchön. Sage mir, ſpricht er, was dich quält? —

Melibea: Eine tödtliche Wunde mitten durchs Herz, welche mir nicht geſtattet zu ſprechen; ſie gleichet nicht andern Verletzungen; um ſie zu heilen, muß das Herz ſelbſt herausgenommen werden, denn ſie befindet ſich im verborgenſten Theile deſſelben.

Plebeio: Frühzeitig gelangteſt du zu den ſchmerzlichen Empfindungen des Alters; alle Jugend iſt ſonſt nur Freude und Luſt und Feindin des Schmerzes. Erhebe dich, geben wir die friſchen Lüfte des Fluſſes zu genießen und du wirſt heiterer werden; bei deiner Mutter wird dein Schmerz Linderung finden. Siehe an, für dein Uebel iſt nichts nachtheiliger, als wenn du die Freude flieheſt.

Melibea: Geben wir wohin du befiehlſt, laß uns, Herr, auf den hohen Söller ſteigen, von wo man die reizende Ausſicht auf die Schiffe genießt; vielleicht mildert ſich mein Schmerz.

Plebeio: Steigen wir alſo hinauf! Lucretia begleite uns.

Melibea: Aber, wenn es dir gefällt, mein Vater, ſo laß irgend ein Saiteninſtrument hinaufbringen, damit mein Kummer durch Spiel und Geſang verſcheucht werde.

Plebeio: Das ſoll ſogleich geſchehen, meine Tochter, ich gehe, es anzuordnen (geht).

Melibea: Es iſt hoch hinauf, meine Freundin Lucretia; ſchon thut mirs leid, meines Vaters Geſellſchaft verlaſſen zu haben; gehe hinab zu ihm und ſage ihm, er möge am Fuße dieſes Thurmes auf

mich warten, ich habe ihm ein Wort mitzutheilen, das ich vergaß, und das er meiner Mutter ſagen ſoll.

Lucretia: Ich gehe, Gebieterin.

Melibea (allein): Von Allen bin ich nun verlaſſen; ſchicklich hat ſich mir die Gelegenheit zum Sterben dargeboten. Einigen Troſt gewährt mir die Ueberzeugung, daß mein geliebter, theurer Calliſto und ich nun bald vereinigt ſeyn werden. Ich will die Thür abſchließen, damit Niemand im Stande ſey, mich an meinem Tode zu verhindern, noch mein Abſcheiden hintertreibe. Den Weg, welchen ich in kurzer Zeit zu demjenigen heute am Tage gelangen kann, der mich lezte Nacht heimſuchte, ſoll mir Niemand vertreten."

Die ſchöne Ausführung dieſer Scene wird nun auf eine häßliche Weiſe, vom Bemühen des Dichters unterbrochen, durch Melibeens Mund eine ganz unzeitige Gelehrſamkeit vortragen zu laſſen, mit welcher ſie durch zahlreiche Beiſpiele aus der Geſchichte ihre That zu belegen und zu vertheidigen ſucht. Dagegen iſt die Rede, welche Melibea nach dieſer hiſtoriſchen Expectoration vom Thurme herab an ihren Vater hält, von ausgezeichneter Schönheit: Vernimm, alter Vater, meine lezten Worte; nimmſt du dieſelben, wie ich hoffe, richtig auf, ſo wirſt du meinen Fehltritt verzeihen. Deine Augen und Ohren ſind Zeugen des ſchmerzlichen Leides, in welches die ganze Stadt verſetzt iſt; wohl vernimmſt du den Schall der Glocken, das Wehklagen der Leute, das Heulen der Hunde und der Waffen Getön — von dem Allem war ich die Urſache; ich bringe wohl den größern Theil der ſtädtiſchen Ritterſchaft in das Trauerkleid und leidtragendes Gewand; ich machte viele Dienende herrenlos; ich brachte verſchämte Arme um viele Spenden und Almoſen; ich gab die Veranlaſſung, daß die Todten den vollkommenſten Mann, der mit Vorzügen geboren ward, zu ihrem Genoſſen erhielten; ich entzog den Lebenden das Bild ritterlichen Anſtandes, geſchmackvoller Erfindungen, in Putz und Stickerei, Rede, Gang, höflichen Weſen und Tugend; ich bin die Urſache, daß die Erde vor der Zeit den edelſten Leib und die friſcheſte Jugendblüthe aufnimmt, welche in unſerer Zeit die Welt hervorgebracht hatte; und da dich der Klang meiner unerhörten Verbrechen mit Entſetzen erfüllen wird, will ich dich über den Vorgang näher aufklären. Viele Tage ſind vorübergegangen, mein Vater, ſeit ein Ritter, Namens Calliſto, nach meiner Liebe ſchmerzlich verlangte; auch dir war er wohl bekannt; auch

ſeine Eltern kannteſt du und den Adel ſeines Geſchlechtes; ſeine Trefflichkeit und ſeine Tugenden war Allen offenbar. So groß war ſeiner Liebe Kummer und ſo gering die Möglichkeit, mich zu ſprechen, daß er ſeine Leidenſchaft einem liſtigen und verſchlagenen Weibe, Namens Cöleſtina, vertraute. Dieſe kam, von ihm geſendet, zu mir und erweckte die geheime Liebe in meiner Bruſt. Ihr entdeckte ich, was ich meiner geliebten Mutter verbarg. Sie fand Mittel, ihm meine Liebe zu gewinnen und veranſtaltete, daß ſein und mein Verlangen erfüllt wurden. Liebte er mich ſehr, ſo trog er ſich nicht in mir, denn er gewann die traurige Zuſtimmung zu der ſüßen und unheilvollen Ausführung ſeiner Wünſche. Von Liebe zu ihm beſiegt, verſtattete ich ihm Zutritt in deinem Hauſe; er überſtieg auf Leitern die Wände deines Gartens, er überſtieg das Bollwerk meines keuſchen Vorſatzes; ich verlor meine Jungfräulichkeit. Dieſes entzückenden Verbrechens der Liebe erfreueten wir uns faſt einen Monat lang. Auch in verwichener Nacht war er, wie gewöhnlich, gekommen; ſchon wollte er heimkehren; es ſchien, als ob das veränderliche Geſchick es nach ſeiner regelloſen Weiſe gefügt und geordnet; die Wände waren hoch, die Nacht dunkel, die Leiter ſchwach, die Diener, welche er bei ſich hatte, aber in dieſer Art von Dienſten nicht gewandt. Um ein Gezänk, welches von ſeinen Dienern in der Straße herübertönte, zu beobachten, ſtieg er eilend die Leiter hinab, bei der großen Haſt, die er hatte, achtete er nicht recht auf ſeine Tritte, ſetzte ſeinen Fuß fehl und ſtürzte herab. In Folge des traurigen Sturzes ſpritzte ſein verborgenſtes Hirn auf den Steinen und an den Wänden umher. Die Parzen zerſchnitten ſeinen Faden, ſie ſchnitten, ohne daß er ſein Leben beichten konnte; ſie zerſchnitten zugleich meine Hoffnung und meinen Ruhm, meine Geſellſchaft. Welche Grauſamkeit, mein Vater, würde es ſeyn, wenn ich ſorgenfrei leben wollte, da er beim Sturze ſeinen Tod fand. Sein Tod fordert den meinigen; er fordert mich auf und ich muß ohne Zögern folgen; er zeigt mir, wie auch ich, um ihm in Allem zu folgen, mich hinabſtürzen muß; es ſoll von mir nicht heißen: Geſtorben und vergeſſen, und ſo will ich ihm denn im Tode genug thun, da ichs im Leben nicht vermochte. O Calliſto, mein Geliebter und Gebieter; erwarte mich; ich komme; bleibe ſtehen, wenn du mich erwarteſt; beſchuldige mich nicht der Zögerung, weil ich meinem alten Vater dieſe letzte Rechenſchaft ablege; denn noch weit

Mehres ſchulde ich ihm. Ach, mein geliebter Vater; ich bitte dich, wenn du mich in dem abgelaufenen, qualvollen Leben lieb gehabt haſt, daß wir ein gemeinſames Grab erhalten und unſere Todtenfeier zugleich Statt finden mag. Vor meinem erſehnten Ende hätte ich dir gerne einige tröſtende Worte geſagt, die ich aus den alten Büchern geſchöpft und entnommen habe, die du mich, um meinen Geiſt aufzuklären, leſen ließeſt; in der großen Beſtürzung ſind ſie aber meinem beſchädigten Gedächtniſſe verloren gegangen. Ich ſehe deine mich ſo ſehr ſchmerzenden Thränen über dein gefurchtes Antlitz rinnen. Grüße mir meine theure und geliebte Mutter; von dir mag ſie ausführlich die Urſache meines Todes erfahren; ſehr lieb iſt es mir, ſie nicht gegenwärtig zu ſehen. Ergreife, alter Vater, deines Alters Gaben, denn in langen Tagen läßt langer Kummer ſich erdulden; empfange deines hohen Alters Lohn; empfange drüben deine geliebte Tochter. Mein eigenes Leiden ſchmerzt mich, mehr noch das deine, am ſtärkſten meiner geliebten Mutter Schmerz. Gott ſey mit dir und mit ihr; ihm befehle ich meine Seele, nimm du dich des Leichnams an, der hier herabſtürzt! (Sie ſtürzt ſich vom Thurm.)

Der einundzwanzigſte Act iſt mit dem Jammer Pleberios und ſeiner Gemahlin angefüllt, der jener die traurige Geſchichte erzählt und den gänzlich zerſchmetterten Leichnam der Tochter weiſet. — Die Erzählung iſt muſterhaft, leider nur durch eingeflochtene Gelehrſamkeit verunziert; der väterliche Schmerz tief und wahr dargeſtellt und ſchließt mit einer drohenden Verwünſchung der Liebe.

Schon dieſer Auszug und die demſelben eingeſtreueten Bruchſtücke dürften darthun, daß die monſtröſe Compoſition jedenfalls eine geniale und in Betracht aller dramatiſchen Requiſite weit über Encinas und Gil Vicentes Dramen zu ſetzen iſt. Moratin ſagt in dieſer Beziehung: „In einer vortrefflichen caſtilianiſchen Proſa geſchrieben, mit einer regelmäßigen Fabel ausgeſtattet, in angemeſſenem Wechſel wahrſcheinlicher und anziehender Situationen, mit lebhaften Characteren und Empfindungen, das treue Gemälde nationaler Sitten und mit einem Dialoge, der eine Fülle der Komik und des Witzes in ſich trägt, ward dieſe dramatiſche Novelle ein Gegenſtand des Studiums Aller, die im ſechzehnten Jahrhundert für die Bühne dichteten.“ Viardot in ſeinen ſpaniſchen Studien aber äußert ſich dahin: das eigenthümliche Verdienſt dieſer wahr-

haft urſprünglichen Arbeit beförderte aber das Theater außerordentlich, indem dieſes Werk ein wahrhaftes Muſter dramatiſcher Sprache darbot.

Die drei genannten Dichter zuſammengenommen und verbunden veranſchaulichen aber ſehr deutlich die Grundzüge, deren Ausbildung ſich in der glänzenden Nationalbühne des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſo reich und üppig entfaltete. Es durfte darum dieſen dreien ſchon ein größerer Raum in dieſer Geſchichte zugeſtanden werden, als andern vielleicht durch Talente ebenbürtigen oder ſelbſt vorzüglichern Namen, welche aber nicht eine ſolche Epoche zu machen berufen waren. Der Cöleſtina habe ich vorzüglich gern die Aufmerkſamkeit des Laſters zugewendet, weil ſie in Deutſchland wenig bekannt und aus den Literaturgeſchichten, die ihrer erwähnen, weder ihrem Werthe noch ihrem Inhalte nach nur ungefähr erkannt werden mag. Auffallend wenig iſt aber der poetiſche Gehalt dieſer merkwürdigen Production bisher gewürdigt. Außer Langerhanns Blumenleſe iſt mir kein Buch zu Geſicht gekommen, welches in das richtige Verſtändniß dieſer Erſcheinung einleitete. Langerhanns hat aber die äſthetiſche Unbill und Acht, welche auf der Cöleſtina ruheten, auf das Glänzendſte gehoben. —

Als Anhang iſt zu einigen Ausgaben der Cöleſtina ein Geſpräch Amors mit einem Alten geliefert, ein merkwürdiges Denkmal des Reichthums und der Lieblichkeit der caſtilianiſchen Sprache um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Daſſelbe beſtehet aus neunzeiligen, kurzverſigen coplas, welche an Anmuth und ſprachlichem Liebreiz kaum ihres Gleichen haben und in jedem Betracht eine Friſche und Bewegung offenbaren, die man jener Zeit kaum zutrauet. Abwechſelnd dem Rodrigo Cota und dem Verfaſſer des Mingo Rebulgo zugeſchrieben, ſucht dieſe Production noch heute ihrem Vater, dem ſie bis auf einen gewiſſen Punkt alle Ehre macht. Der Alte, mit welchem Amor das belobte Geſpräch führt, hat längſt von allen Liebeshändeln Abſchied genommen. Allegoriſch wird dieſes Verhältniß dargeſtellt unter der Zurückgezogenheit in einem abgeſtorbenen und vertrockneten Garten, in welchem das Luſtſchloß der Freude in Trümmern liegt und der Alte hinter verſchloſſener Thüre in einer kleinen Hütte hauſet. Hier erhält der Liebemüde einen unvermutheten Beſuch Amors und

ſeiner Diener. Verwundert weiſet der Alte auf ſeine Lage und Umgebungen, welche für einen ſolchen Beſuch ſich nicht ſchicken. Er ſetzet ſeinem Gaſte mit harter Rede zu und weiſet denſelben auf anderes Gebiet, wo ihm beſſere Eroberungen offen ſtehen. Amor, ein ſchlauer Diplomat, weiß aber dem Alten das Unbequeme und die Freudenloſigkeit ſeiner Lage ſo beredſam zu ſchildern und die auch ihm noch in Ausſicht ſtehenden Freuden der Liebe ſo reich und ſo ſüß vorzuſtellen, dabei aber ſeine Bereitwilligkeit, ihm die letztere zu verſchaffen, ſo einnehmend und verbindlich darzuthun, daß der Alte von den ſüßen Verſprechungen hingeriſſen, ſich dem Liebesgotte von Neuem ergibt. Dieſer umarmt ihn und der Alte fühlt neue Liebeskraft und Gluth durch ſeine Adern rinnen. Amor erinnert höhniſch, daß der Alte nun ſeine keuſchen Vorſätze ausführen möge, wobei er ihn boshaft auf die ihm bevorſtehenden Liebesleiden aufmerkſam macht. Der Alte ſchreiet: pater peccavi, daß er dem Sieger widerſtanden und bittet um ſchonende Behandlung. Wer die Beachtung des ſittlichen Gefühles bei äſthetiſchen Genüſſen als eine Chimäre zu betrachten ſich gewöhnt hat, und in jenen Genüſſen durch die Verletzung dieſes Gefühles nicht geſtört wird, mag an einzelnen Stellen dieſes Dialoges eine kräftige Unzucht vielleicht gar herausſtreichen können. Ohne die Auslaſſungen anzudeuten, liefert Ochoa in ſeinen Piezas dramaticas anteriores a Lope de Vega dieſes poetiſche Stück ſehr verſtümmelt.

Geſchichte der ſchönen Proſa dieſes Zeitraumes.

Mit der Ueberſchau, die ich den mir zugänglichen Ueberreſten der dramatiſchen Kunſt der Spanier aus dem Mittelalter, vielleicht etwas zu ausführlich für meinen Zweck, gewidmet, ſchließt ſich die Anſicht, welche ich von der Poeſie des Johanneiſchen Zeitalters und der unmittelbar darauf folgenden Zeit zu geben mir vorgeſetzt hatte. So freigebig ich mit den Auszügen und Ueberſetzungen von Bruchſtücken geweſen, ſo wenig genüge ich mir in der vorausſetzlichen Wahrſcheinlichkeit, dadurch ein deutlicheres und vollſtändigeres Bild der caſtilianiſchen Poeſie dieſes Zeitabſchnittes geliefert zu haben, als meine Vorgänger in dieſem Gebiete der Geſchichtſchreibung. Um eine annähernde Wahrheit in dieſem Bilde zu erkennen, würde eine metriſche Behandlung der mitgetheilten Proben erforderlich ſeyn. Eine bloß ſtoffliche Uebertragung iſt, wie die Schlegel und die romantiſche Schule hinreichend dargethan, bei den Meiſterwerken der Poeſie des Südens durchaus ungenügend. Denn hier müſſen Form und Inhalt als etwas Untrennbares aufgefaßt und wiedergegeben werden. Allein dazu gehört, wie ſchon einmal angedeutet worden, eigene dichteriſche Anlage, welche von einem Literaturhiſtoriker nicht erwartet werden kann. Faſt fürchte ich ſchon zu kühn geweſen zu ſeyn, daß ich mich in einigen Ausnahmefällen zum metriſchen Ueberſetzer aufgeworfen. Allein ich konnte den Aerger nicht ertragen, die zum Theil ſo lieblichen und jedes poetiſche Gefühl anſprechende caſtilianiſchen Dichtungen immerfort in eine mir ſelbſt ſo wenig zuſagende deutſche Proſa zu verwandeln. Dieſer Verdruß hat mich denn ab und zu in das metriſche Gehege getrieben, welches nach meiner Ueberzeugung niemand betreten ſollte, welcher nicht ſelbſt ein Sänger iſt. Denn es iſt wahrlich mit der, wenn auch noch ſo wörtlichen, verſificirten Wiedergabe der Gedanken und Empfindungen eines fremdſprachigen Sängers, deſſen Gedicht noch

keineswegs übertragen. Die poetiſche Weihe kann meiner Ueberzeugung zufolge einer Verdeutſchung ausländiſcher Dichtwerke nur der auch ſelbſtſtändig ſchaffende Dichtergenius aufdrücken.

Die Beſorgniß, in gleicher Art als bei der Poeſie die Vorſtellung meiner Leſer über die Hervorbringungen der ſpaniſchen Literatur unzulänglich zu laſſen, habe ich nun zwar bei der Proſa, an deren Betrachtung ich nun gehe, weniger. Allein hier tritt eine andere faſt noch größere Schwierigkeit ein. Die Erzeugniſſe der Proſa, namentlich der hiſtoriſchen, haben in der Regel einen ſo großen Umfang, daß ich vom Inhalte nur eine verhältnißmäßig weit dürftigere Kunde geben kann, als von dem Geiſte und Inhalte der Dichterwerke, welche in ihrer geringern Ausdehnung eine weit vollſtändigere Ausbeutung geſtatteten. Die Auszüge und die überſetzten Bruchſtücke, welche ich von den caſtilianiſchen Proſaiſten des Mittelalters liefere, müſſen daher weit kürzer gefaßt werden, als ich dieſelben bei der Poeſie geben konnte. Dennoch aber muß ich befürchten, hier doch zu weitläuftig geworden zu ſeyn, weil die Verſuchung, dieſe und jene Bemerkung oder Schilderung, welche mir frappant oder charakteriſtiſch erſchienen, mit aufzunehmen, mich allezeit weiter geführt hat, als es mein Vorſatz war, wenn ich einen Schriftſteller zuerſt ins Auge faßte. Da die Geſchichte der Proſa des ſpaniſchen Mittelalters, wie ſchon bemerkt, nur eine Zugabe zu der Geſchichte der gleichzeitigen Dichtkunſt iſt, ſo kann der Erzählung ihrer Schickſale und der Betrachtung ihrer Erzeugniſſe noch weit weniger eine organiſche Geſtaltung gegeben werden als die Poeſie erfuhr, und ich ſehe mich zu dem Geſtändniſſe veranlaßt, daß ich außer dem Zufalle der Chronologie und der nöthigen Sonderung der verſchiedenen Species der ſchönen Proſa ziemlich principienlos in der Anordnung verfahren bin, weil ich bei der Zuſammenſtellung von ſo heterogenen, in keinem geiſtigen, innerlichen Zuſammenhange ſtehenden, literariſchen Erſcheinungen darauf verzichtete, einen Pragmatismus zu finden, welcher einen andern, als erzwungenen organiſchen Halt und Zuſammenhang in die Darſtellung zu bringen im Stande geweſen wäre. Dafür muß denn das Endergebniß, welches für mich und wie ich hoffe für jeden Unbefangenen aus der Betrachtung der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters hervorgegangen iſt, wie es in der Schlußüberſicht ausgeſprochen worden, dienen.

Nachdem ich zuvor eine bemerkenswerthe Biographie näher ins Auge gefaßt, werde ich zunächst mehrere bedeutende Proſaiſten in ihren Geſammtleiſtungen meinen Leſern vorführen.

Biographiſche Arbeit des Gutierre Diez de Games.

Einen ſehr werthvollen Beitrag zur Geſchichte ſeiner Zeit liefert Gutierre Diez de Games, welcher die Fahne des tapfern Kriegers Grafen Pedro Niño de Buelna trug und nachmals deſſen Lebensbeſchreibung verfaßte, in welcher viele Züge aus der caſtilianiſchen Geſchichte während eines halben Jahrhunderts aufgenommen ſind. Außer demjenigen, was er in dieſer Biographie von ſeiner eigenen Perſon meldet, iſt vom Leben des Gutierre Diez de Games nichts weiter bekannt geworden. Er nennt ſich einen Altersgenoſſen des Grafen, der 1379 geboren war. Mit dem Jahre 1446 ſchließt die Lebensgeſchichte dieſes ſeines Gönners. Er muß daher bis in die letzten Jahre der Regierung Johanns II. gelebt haben. Er war von Geburt ein Caſtilianer und zuverläſſiger Vaſalle ſeines Herrn. „Ich war einer von denen, ſagt er, die ihm getreulich folgten. Ich hatte mein Päckchen Arbeit bei ihm und machte mit ihm die Gefahren und Abenteuer ſeiner Zeit durch. Mir war ſeine Fahne anvertraut; ich wahrte dieſelbe an den Orten, wo es Noth that und ging mit ihm gen Morgen und Abend zu Schiffe. Alles, was hier geſchrieben ſtehet, ſahe ich ſelber, außerdem aber noch eine Menge anderer Ritterſträuße, Großthaten und Kraftthandlungen, deren Erzählung zu weitläufig ſeyn würde.“ Einige dieſer gewaltigen Thaten ſeines edeln Herrn waren nach des Bannerträgers Verſicherung ſo groß, daß ohne Gottes beſondern Beiſtand ein Menſchenleib dieſelben nicht würde haben vollbringen können; denn einige Waffenſtückchen führte er ganz allein aus, die ſonſt wohl hundert Mann nicht hätten vollbringen können. Den wackern Thaten, welche Pedro Niño bei Pool und auf der Inſel Jerſey verrichtete, wohnte Gutierre perſönlich bei. Der Graf lohnte die Treue ſeines Fahnenträgers durch ein Legat in ſeinem Teſtamente, welches zugleich verordnet, daß die Biographie nach des Grafen Tode in den Händen ſeiner Gemahlin verbleiben ſolle. Gutierre muß nach dieſem Teſtamente noch an der Lebensbeſchreibung gearbeitet haben. Denn er

meldet auch den Tod dieser Gemahlin seines Gönners. Augenscheinlich hatte Gutierre eine gute Erziehung genossen; er scheint des Lateinischen wohl kundig gewesen zu seyn und hatte mit Aufmerksamkeit die Bibel und einige Werke der Moralphilosophie gelesen. Bei aller Gothik der Anlage und des Baues ist sein Styl so gebildet, bestimmt und klar, wie er nur immer zu seiner Zeit gefunden werden kann. Seine Erzählung ist leicht und natürlich ohne jemals trivial zu werden. Durch eingemischte Reflexionen hat er ein unverkennbares Bedürfniß nach Pragmatik befriedigen wollen. Stellenweis ist diese Biographie mit besonderer Eleganz und Lebendigkeit geschrieben. Es stehet dem Verfasser überall, wo er dessen bedarf, ein kräftiger rhetorischer Ausdruck zu Gebote, so wie ihn Naivität und Derbheit, deren er sich bei geeigneter Veranlassung wohl befleißigt, nicht übel kleiden. Ohne diese Naivität und jene gothische Anwandlungen würde man kaum errathen, daß man in diesem trefflichen Biographen einen Rittersmann aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vor sich hat. Einfluß der Lectüre von Ritterbüchern auf Stoff und Behandlung sind unverkennbar. Nicht unwahrscheinlich ist, daß Gutierre sich in der Vorstellung gefallen haben mag, in seinem Helden den Kraftmännern der Ritterromane einen Mann der Wirklichkeit gegenüber zu stellen und die Phantastik jener durch seine Thatsächlichkeiten zu beschämen. Im Namen der heiligen Dreieinigkeit und der Jungfrau Maria beginnt er sein Buch und raisonnirt auf eine ungemein anziehende Art über Wesen und Zweck der Ritterschaft, so wie über die Rittertugenden. Als die vier vornehmsten Ritter betrachtet der gute Fahnenjunker die Könige: Salomon, Alexander den Großen, Nebucadnezar und Julius Cäsar. Ueber die Namen einer Menge anderer Ritter alter und neuer Zeit hinweg kömmt er endlich auf seinen Helden. Nachdem er viele Rittergeschichten gelesen und angehört[1]), ist ihm das Verlangen geworden, einen Ritter anzutreffen, so glücklich und tapfer, daß er niemals einem Feinde unterlegen. Er hat denselben gefunden in der Person des Pedro Niño, welcher überall und allezeit, wo er im Kampfe aufgetreten, Sieger geblieben, weßhalb Gutierre ihn würdig befunden, seine Geschichte zu erzählen. Er hat dieselbe in drei Bücher abgetheilt. Nachdem Gutierre aus einer alten Familienchronik des

1) Daraus gehet hervor, daß im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts diese Lectüre schon ziemlich verbreitet gewesen seyn muß.

Don Pedro Fernandez Niño, eines Großvaters ſeines Helden, einige die ſpaniſche Geſchichte betreffende Nachrichten beigebracht, gibt er Nachricht von dieſem Großvater und den Eltern des Pedro Niño, welche aus edlem Geſchlechte ſtammten. Dieſer ward 1379 geboren. Seine Mutter Doña Ines Laso ward die Amme König Heinrichs III., welchem Juan Niño, ihr Gemahl, ſich anfangs widerſetzte weil er ſein Geſchlecht für ſolchen Dienſt zu edel fand. Zehn Jahre alt, ward Pedro Niño einem weiſen und gelehrten Manne zur Erziehung übergeben. In einer zuſammenhängenden, dieſem Manne in den Mund gelegten Rede, werden die Grundſätze mit einem ausführlichen Vortrage dargelegt, nach welchen der Erzieher bei der Unterweiſung ſeines Zöglings handelte. Ungeachtet der pathetiſchen Wendungen und geſuchten Gleichniſſe, in denen die vorgetragenen Lehren eindringlich gemacht werden ſollen, und wobei die Schöpfung der Welt und der Engel mit erzählt wird, iſt dieſe Rede doch in ihrer treuherzigen Würde, ihrem moraliſchen Ernſte und ihrer religiöſen Tiefe ein liebenswürdiges Denkmal der Rhetorik des wackern Fahnenträgers, und ein erfreulicher Beweis der Vorhandenheit ſittlicher Tiefe in Leuten vom wilden Kriegshandwerke. In den alſo entwickelten Grundſätzen ward Pedro Niño vier Jahre lang erzogen. König Heinrich, nur anderthalb Jahre jünger als ſein Milchbruder, war demſelben ſehr gewogen. Fünfzehn Jahre alt führte Pedro Niño zum erſten Male auf einem nach Aſturien unternommenen Feldzuge die Waffen mit großem Erfolge. In Sevilla, wohin er mit ſeinem Könige hiernächſt ſich begab, ſtürzte er ſich einem wilden Schweine nach in den Guadalquivir und erlegte daſſelbe im Strome, ſowie er auch durch Geiſtesgegenwart und körperliche Gewandtheit ſeinem Könige und andern, mit denen er nach jener That in einem Nachen den Strom befuhr, das Leben rettete. Auch bei einem Stiergefechte zeichnete er ſich vor Allen aus. Nach Ausbruche des Kriegs mit Portugal folgte Niño dem caſtilianiſchen Connetable Davalos und legte in der Feldſchlacht wie im Zweikampfe ſo ausgezeichnete Proben von Heldenmuth und Tapferkeit ab, daß Gutierre ſelbſt die Bitte an ſeine Leſer gerechtfertigt findet, ſich nicht zu verwundern, daß ein ſo junger Ritter in ſo kurzer Zeit ſolche große Dinge ausgerichtet. Er zeigt aber, wie ein weiſer Mann aus Italia der Mutter des Ritters bereits, da er noch ein junger Burſch geweſen, ſeine künftige Größe in Ritterthaten geweiſſagt. Auch in Turnieren und Kampfſpielen iſt der junge Niño

ausgezeichnet. Die Schilderung ſeiner äußern Perſönlichkeit, welche Gutierre im zwölften Capitel gibt, iſt ſehr anziehend. Nicht minder vortheilhaft erſcheint er nach der Schilderung ſeiner geiſtigen Eigenſchaften, welche das folgende Capitel enthält. Pedro Niño vermählt ſich mit Donna Conſtanze de Guevara, einer jungen Wittwe und Schwägerin des Connetable Davalos, welche ihm nach fünfjähriger Ehe ſtirbt. Dieſe Gelegenheit benutzt Gutierre, um eine Abhandlung über die Liebe und ihre Grade einzuflechten, zu deren Belege die Geſchichten Alexanders des Großen und der Königin Thaleſtris, Penthesileas und Hektors, Didos und Aeneas weitläufigſt vorgetragen werden. Aus der Mythologie führt uns Gutierre wieder in den portugieſiſchen Krieg zur Belagerung von Alcantara, bei welcher Niño verwundet wird (1397). Als er fünfundzwanzig Jahre alt geworden, hielt ihn der König, wie Gutierre im Anfange ſeines zweiten Buches meldet, zu eigenen Unternehmungen tüchtig. In ſeinem Auftrage unternimmt der tapfere Vaſall mit auserleſener Mannſchaft und auf trefflichen Schiffen einen Kreuzzug wider die das Mittelmeer beunruhigenden Corſaren. Die erſten Fahrten an der ſpaniſchen Küſte und denen der Barbarei bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Im Hafen von Marſeille trifft er endlich zwei vom Papſt Benedict, welcher in jener Stadt eben anweſend war, unterhaltene Corſaren. Niño verfolgte dieſelben anfangs. Als aber der Papſt ihm eine Botſchaft und ſeinen Segen ſandte, auch ihn einladen ließ, durfte er ſeine Abſicht auf die Seeräuber nicht fortſetzen, ſondern war genöthigt, gute Mienen zum böſen Spiele zu machen und ſich die Freundlichkeiten des Papſtes gefallen zu laſſen, über welchen die Corſaren entkamen. Dieſe ganze Beſchreibung iſt ungemein lebendig und treffend. Niño läßt die Beute aber nicht ſo leicht fahren „und machte ſich davon, gleich dem Adler, welcher den Fang aufſucht, auf welchen er Appetit hat.“ Er beſtehet mit Unerſchrockenheit einen recht maleriſch beſchriebenen Sturm und durchſucht die Häfen von Corſica und der benachbarten Inſeln, ohne die Seeräuber anzutreffen. In einem Hafen von Sardinien fand er endlich Corſarenſchiffe, denen er aber auf Fürbitte der Eingebornen nichts zu leide that, ſondern ſich begnügte, ein gekapertes Handelsſchiff aus Sevilla zurückzuerobern. An der Inſel Gemol nimmt er ein tuneſer Corſarenſchiff. Im Hafen von Tunis ſprang Niño in der

Dunkelheit des Morgens ganz allein auf das feindliche Admiralſchiff hinüber mit ſolcher Kraft, daß von dem Ruck ſein eigenes Schiff zurückgeſtoßen ward und er ſich mit einem Male ganz allein unter den Feinden am Borde des Maurenſchiffes befand. Die Seinen hörten ſeinen Ruf nicht. Er mußte ſich daher allein helfen. Leichen nach allen Seiten häufend drang er bis mitten auf das Verdeck vor und erlegte ſelbſt den feindlichen Admiral. Die Mauren waren mit Tagesanbruch erſtaunt, es nur mit einem Mann zu thun zu haben. Er hielt aber, obwohl vielfach verwundet, Stand, bis die Seinen Gelegenheit fanden, ihm beizuſpringen und um das feindliche Schiff, das er allein erobert, in Sicherheit zu bringen. Das letztere gelang nicht ſogleich, denn die feindliche Galeere lag am Lande und viele Tauſende waren dort, dieſelbe zu ſchützen. Es war ein Wunder, daß Niño mit den Seinen ihre Galeeren wieder erreichten, um dieſelbe von den Mauren, welche ſie faſt auf das Land gezogen hatten, zu befreien. Gleichwohl brachten Niños Leute die feindliche Galeere in ihre Gewalt und zündeten mehrere feindliche Schiffe an. Der König von Tunis bietet den Caſtilianern Geſchenke an und macht verbindliche Anerbietungen, welche Niño nicht annehmen zu können verſichert, aber durch einen friedlichen Abzug erwiedert. Tunis wird beſchrieben und die Rückfahrt nach Cartagena angetreten. Auf einem zweiten Zuge nach der Barbarei, der weniger anziehend iſt, macht Niño gleich gute Geſchäfte und zeichnet ſich aus durch ſeine Großthaten und Gutierre gibt ihm das Zeugniß, daß er hierin Chriſti Worte: ein Beiſpiel gebe ich Euch, thut, wie ihr mich thun ſehet, befolgt und den Seinen ſtets als nachahmungswürdiges Beiſpiel vorangegangen. Auch ein ergebenes Gottvertrauen und eine Schickung in unangenehme Fügungen, deren mehrere über ihn kommen, rühmt der Biograph ſeinem Helden nach. Viele Fahrlichkeiten überſtanden die Caſtilianer und langten endlich wieder glücklich in Cartagena an. Eine Pfeilſchußwunde am Fuße, welche Niño in einem Treffen erhalten, war ſo ſchlimm geworden, daß die Chirurgen in Sevilla zur Abnahme des Beins ſchreiten wollten. Er gab dies jedoch nicht zu und ließ ſich nun, ohne die geringſte Klage vernehmen zu laſſen, furchtbar brennen. Doch genaß er und behielt ſeinen Fuß. Nach Caſtilien heimgekehrt, hat der gute Ritter kaum noch Zeit, dem berühmten Turniere von Tordeſillas beizu-

wohnen, welches zur Feier der Geburt des nachmaligen Königs Johann veranſtaltet war. Er mußte mit drei Galeeren unverzüglich dem Könige von Frankreich wider die Engländer zu Hülfe ziehen. Nachdem er einen fürchterlichen Sturm ausgehalten, landet er mit dem franzöſiſchen Befehlshaber in Cornwallis. Es werden einige Städte eingenommen und das Treffen von Pool wird geliefert, wobei der tapfere Bannerträger auch beſcheidentlich ſeiner Selbſt erwähnt. Der Graf dringt ſogar bis London auf der Themſe vor. Den Winter über bringt er (1406) in Paris zu am Hofe des geiſtesſchwachen Carl VI. Als man ihm den Sold für ſeine Leute vorenthält, gehet er in die Rathsverſammlung und ſpricht ſo nachdrückliche derbe Worte, daß man ihn ſofort befriedigt. Es wird ein Stückchen aus der franzöſiſchen Geſchichte zum Beſten gegeben. Bei einem Turniere bewerſet Niño, aber zum Schrecken einer Menge überwundener Ritter, daß er es nicht allein an Worten hat. Als er den ganzen Tag über Alle niedergeworfen, die es mit ihm aufzunehmen gewagt, ließ er Fackeln bringen, um Licht bei fortgeſetztem Kampfe zu haben. Pedro Niño wird der Löwe des Tages im ritterlichen Paris und hat nun, um ſeinen Ritterthaten den gehörigen Schluß zu geben, eine Liebſchaft mit der ſchönen Dame Girafontaine. In Rouen weilend, erhält er einen Brief aus Paris von ſechs Rittern, welche ihn auffordern, der Siebente zu ſeyn in einem Strauße gegen einen Ritter Ponce en Perellos, welcher den Sechſen zum Trotz eine weiße Dame als Abzeichen führe, welches er ſelb andern Sechſen verfechten wolle. Graf Niño nimmt mit großer Beſcheidenheit in einem eben ſo charakteriſtiſchen Briefe den Strauß höflichſt an. Der König vermittelt aber den Streit, Niño fährt mit ſeinen Schiffen wieder ab. Es entſtehet eine Sonnenfinſterniß, ſeine Leute erſchrecken, er hält ihnen eine kräftige Rede, worin er ſagt, daß ſie als gläubige und gottesfürchtige Chriſten vor ſolchen Zeichen nicht zu erſchrecken brauchten. Sie ſollten ſich auf Gott verlaſſen, dieſer ſchaffe Alles und wiſſe was er mache. Dann erklärt er ihnen den Hergang der Sonnenfinſterniß ganz anſchaulich dahin, daß die Sonne am Himmel in einer weit größeren Höhe ihren Stand habe als der Mond, und wenn dieſer nun vor die Sonne trete, ſolche mit ſeiner Scheibe bedecke und verfinſtere. Dieſe Rede iſt ein kleines Meiſterſtück. Sie wirkte auch nach Wunſch. Gutierre ſchließt aber ſeinerſeits eine fromme Nutzanwendung daran: dieſe bringt

er auch zu Gunſten der Mäßigkeit an, als eine Abtheilung Engländer ſich am Lande im Weine übernommen hatten und im Schlafe überfallen wurden. Die Fahrt gehet nun nach Flandern, wo der Verfaſſer bei Erwähnung einer Windſtille eine ausführlichere Vergleichung zwiſchen dem Winde und Glücke anſtellt, welche nicht übel ausgefallen iſt, wobei zuletzt die Vernunft als Rednerin auftritt und ſehr verſtändige Worte der Beſänftigung hören läſſet. Glück und Wind ſtanden übrigens diesmal in enger Beziehung: denn der Mangel an Wind brachte den tapferen Anführer um das Glück, eine reiche engliſche Flotille zu kapern, welche eine engliſche Königstochter mit ihrer Ausſteuer an Bord hatte, die einem Grafen von Holland beſtimmt waren. Niño benutzt nach dieſer üblen Erfahrung an der franzöſiſchen Küſte die Gelegenheit und macht einen Ueberfall auf die Inſel Jerſey, wobei er an die Seinigen eine muthvolle Rede hält, wie er ſich überhaupt durch martialiſche Wohlredenheit auszeichnet. Die Schlacht lieſt ſich wie ein Streit aus einem Ritterroman, ſo blühend iſt die Darſtellung. Der wackere Gutierre vergißt ſogar die dritte Perſon nicht und führt ſich ſelbſt redend als Theilnehmer des Kampfes mit ein. Der Sieg der Caſtilianer, denen ſich Bretagner und andere Bewohner der franzöſiſchen Küſte angeſchloſſen, iſt entſcheidend. Niño verfolgt denſelben und fängt an zu brennen und zu plündern, „daß es zum Erbarmen war, um ſo mehr, da die Gegner Chriſten ſind.“ Es folgen eine Reihe Unterredungen mit den Abgeſandten der Inſel, welche um Frieden bitten. Dieſe ſind höchſt treffend und lebendig gegeben. Bei dieſer Gelegenheit erzählt Gutierre die Geſchichte der Schlacht am Salado, worin König Alfonſo die Mauren beſiegte. Mit guter Beute beladen ſegeln die Caſtilianer nach Breſt. Von hier kehren ſie nach Spanien zurück, wobei ſie heftige Stürme beſtehen müſſen. Sie laufen aber glücklich zu Santander ein. Pedro Niño kömmt an den Hof und erhält vom Könige Heinrich den Ritterſchlag. Der König ſtarb bald darauf (1407). Der Infant Fernando, welcher die Vormundſchaft über Johann II. übernahm, ließ ſich mit den Mauren in einen Krieg ein. Pedro Niño begleitet ihn und verrichtet in den Kämpfen wider die Ungläubigen außerordentliche Heldenthaten, würdig in einem Ritterromane eine Stelle einzunehmen, wozu ſich auch die lebendige Erzählung gar ſehr eig-

net. Der dritte Theil beginnt mit der Vermählung von Johanns II. Schweſter Conſtanze mit einem portugieſiſchen Prinzen und andern Familiengeſchichten. Graf Niño fuhr fort durch ritterliche Tugenden ſich auszuzeichnen und damit namentlich bei Hoffeſten zu glänzen. In einem Kampfſpiele, das auf einem Platze abgehalten wurde, nach welchem die Fenſter der Prinzeſſin Beatrix (der Tochter des Infanten Johann) hinausſahen, beſiegte Pedro Niño einen Ritter. Die angenehmen Bemerkungen, welche Beatrix, eine Zuſchauerin des Straußes, zu Gunſten des tapfern Grafen hatte fallen laſſen, kamen dieſem zu Ohren, und da ſich ohnehin ſein Liebesverſtändniß mit der Dame Girafontaine gelöſet, ſo beſchloß er dieſer, Beatrix ſeine Liebe zuzuwenden. Obgleich er ſie verlobt wußte, ließ er ſie bitten, zu genehmigen, daß er ihr Ritter ſeyn dürfe, da er auf den Umſtand, daß ihr Verlobter ungleich von Alter und von ihr nicht geliebt ſey, einige Hoffnung baute. Wie die Prinzeſſin anfangs ſpröde thut, wie die Lobeserhebungen, welche ihre Damen dem Ritter zollen, ihre Neigung auf ihn wenden, wie er endlich ſelbſt Gelegenheit findet, ſich mit ihr zu verſtändigen und wie er die Genehmigung des Infanten Fernando durch deſſen Beichtvater herbeizuführen ſucht, iſt höchſt anmuthig und zugleich treuherzig beſchrieben. Er fand unerwarteten Widerſtand und konnte ſeine Geliebte lange Zeit nur mit eigener Gefahr ſehen. Der Infant ſetzt ihn eines Nachts darüber zu Rede, ob er mit Beatrix verlobt ſey wie er ſich rühme. Des Ritters Antwort iſt eben ſo mannhaft als ritterlich. Mit Noth entkommt er, weil er Feinde hat. Beatrix bejahet die gleiche an ſie gerichtete Frage und verharret in ihrer Treue gegen Pedro, obwohl ihr eröffnet wird, daß ſie nicht deſſen Gemahlin werden könne, und ihrer andere Vermählungen warteten. Obgleich die Königin ſich des Liebespaares annimmt, vermag ſie nicht, den höhern Widerſtand, der ſeiner Vereinigung entgegengeſtellt wird, zu beſeitigen. Vergeblich wird Beatrix vom Infanten zu Gunſten ſeines Sohnes bearbeitet. Sie bleibt ſtandhaft und wird nach Urueña in Verwahrſam gebracht, weil man eine Entführung durch ihren Liebhaber fürchtet, welcher inzwiſchen, weil er ſich in Spanien nicht für ſicher halten darf, nach Bayonne gegangen iſt. Die Furcht, einen ſo braven Ritter zu verlieren, beſiegt endlich den Widerſtand des Infanten und er gibt dem edeln Pedro ſeine Beatrix

zur Gemahlin. Dieß geſchah 1410[1]). Als Fernando König von Aragonien geworden war, erwies er dem Niño große Ehren. Die beſten aber konnte er ihm nicht ertheilen, weil er zu bald ſtarb (1418). Der Biograph vergleicht die Lage ſeines Helden und die alſo zu Waſſer gewordenen Hoffnungen deſſelben mit einem anziehend vorgetragenen Stückchen aus der Geſchichte Alexanders des Großen. „Als König Fernando ſtarb, erſtarb die Furcht und erkrankte die Gerechtigkeit im größten Theile Spaniens.“ Der König Johann ergab ſich ſeinem Günſtlinge Hurtado de Mendoza. Niño ließ ſich von den aragoniſchen Infanten, welche über den König zu herrſchen ſich bemüheten, bewegen, die Verbindung des Königs mit Mendoza durch des letztern Feſtnehmung auflöſen zu helfen. Bei den nachherigen Zerwürfniſſen vereinigte ſich Pedro Niño auf einige Jahre mit ſeinem Könige, ward aber (1426) dann wieder ſein getreuer Vaſall. Bei den 1428 zu Valladolid abgehaltenen Turnieren und Feſten ſpielte Pedro Niño eine bedeutende Rolle; obwohl er über fünfzig Jahre alt war, brach er mehr Lanzen und hielt mehr Angriffe aus als irgend ein Anderer. Auch in den Kriegen gegen die Aragonier leiſtet Pedro ſeinem Könige weſentliche Dienſte durch ſeine Tapferkeit. Daſſelbe geſchah in dem Kriege wider die Mauren, worin der König dem tapfern Anführer (1431) die Grafenwürde ertheilt. Ein beſonderes Capitel gibt Auskunft über die Kinder des Grafen und deren Schickſale, namentlich des tapfern Don Juan de Portugal □ Niño. Der alte Graf Niño legte das Waffenhandwerk nieder, in welchem ihn niemals das mindeſte Unglück betroffen hatte. Später betrat er auf Geheiß ſeines Königs noch einmal den Kampfplatz. Jener ſchenkte dem Grafen auch, als andern Große, ihn in einer Art Gefangenſchaft hielten, ſein Vertrauen und bediente ſich ſeines Rathes in dieſen Nöthen. Die Erzählung des treuen Bannerträgers ſchließt mit dem Jahre 1446, in welchem der Graf, ſein Herr, die geliebte Gemahlin Beatrix in einem Alter von 60 Jahren verlor. „Ihr Graf und guter Freund wurde überaus traurig und über ihren Tod ſehr betrübt, und wird es ſein ganzes Leben hindurch bleiben.“

Doch ſcheint er ſeinem zweiten Teſtamente vom 6. Januar 1454

1) Der Dichter Villalobos hat dieſe Liebe durch vier Canzonen zu verherrlichen geſucht.

zufolge nach dem Tode der Beatriz noch eine Frau genommen zu haben, weil er darin „der Gräfin Donna Juana, seiner Gemahlin“ ein Vermächtniß ausſetzt. Des Gutierre Diez de Games wird darin jedoch nicht weiter gedacht. Vielleicht war dieſer inzwiſchen ſelbſt verſtorben.

Cibda Reals Briefſammlung.

Wichtiger als dieſe noch ganz ritterlich gehaltene Biographie, ihres großen äſthetiſchen Werthes unbeſchadet, ſind für die Geſchichte der ſpaniſchen Literatur die literariſchen Erzeugniſſe, mit welchen Cibda Real, Fernan Perez de Guzman und Hernando del Pulgar die Proſa ihres Vaterlandes bereicherten. Obgleich die Chronologie, welche für Ausfüllung der zwiſchen dem Leben dieſer drei Männer Statt findenden Zeitlücken genugſame Einſchiebſel anzugeben weiß, eine andere Behandlung erfordern dürfte, ſo nehme ich doch dieſe Schriftſteller nach und miteinander in Betracht, weil ſie in einer gewiſſen, weiterhin von ſelbſt klar werdenden Beziehung mit einander ſtehen, welche mich abhält, die Zuſammenſtellung mit jenen Einſchiebſeln zu unterbrechen.

Wenn ich auch nicht gerade die beiden Briefe Alexanders des Großen an ſeine Mutter, welche Lorenzo Segura de Aſtorga, wie eben gezeigt worden, ihrer proſaiſchen Form ungeachtet ſeinen Alexandreis einverleibte, oder die Briefe Santillanas und Gomez Manriques, die ich eben erwähnte, als Beweiſe einer frühen Cultur des caſtilianiſchen Briefſtyles geltend machen will, ſo iſt doch Bouterweks Verſicherung: daß Fernando del Pulgar der älteſte Meiſter in dieſem Style und überhaupt der erſte Schriftſteller geweſen, der ſeinen Briefſtyl als Staats- und Geſchäftsmann in einer neuern Sprache mit rhetoriſchem Talente nach dem Cicero und Plinius gebildet, auch durch die Hinweiſung auf den centon epistolario des Baccalaureus Fernan Gomez de Cibda Real widerlegt. Jene Angabe meines verehrten Lehrers iſt um ſo auffälliger, als ich ſtark vermuthe, daß der 1775 mit den generaciones y semblanzas des Fernan Perez de Guzman und den claros varones de Castilla ſo wie den letras des Fernando de Pulgar zuſammen herausgegebene centon epistolario in dem mir itzt vorliegenden Exemplare bereits zu der Zeit auf der Göttinger Univerſitätsbibliothek

vorhanden war, als Bouterwek ſeine Geſchichte ſchrieb. Dieſer cen-
ton epistolario (Briefſammlung), welcher durch den frühern Editor
Eugenio de Llaguna y Amirola nochmals herausgegeben, 1790 in
neuem Abdruck erſchienen ſeyn ſoll, iſt dreißig Jahre älter als Pul-
gars Briefe. Ich bezweifle auch nicht, daß ſchon vorher der Brief-
ſtyl von Caſtilianern mit Geſchmack ausgebildet iſt und fürchte nur,
daß die Beweiſe für dieſe Vermuthung gleich ſo vielen andern
handſchriftlichen Schätzen Spaniens in den unglücklichen Zeitver-
hältniſſen verloren gegangen ſind. Der Baccalaureus Cibda Real iſt
uns weder durch Erwähnung bei ſeinen Zeitgenoſſen noch aus Nach-
richten der folgenden Jahrhunderte bekannt. Nur die in der zuerſt
1499 in Burgos gedruckten Briefſammlung zerſtreuten Notizen
über ſeine Perſönlichkeit gewähren uns über ihn einigen Aufſchluß.
Aus der Sitte der Zeit, welche einen Mann nach dem Namen ſei-
nes Geburtsortes benannte, dürfte zu folgern ſeyn, daß unſer
Briefſteller aus Ciudad Real gebürtig war. Sein Vater und
Bruder (vielleicht gleich ihm Aerzte) dienten verſchiedenen großen
Herrn bei Hofe. Fernan Gomez ward 1388 geboren. Pedro
Lopez de Ayala, ein Sohn des gleichnamigen Dichters und Ge-
ſchichtſchreibers, hob ihn aus der Taufe. In dieſem zufälligen Um-
ſtande wollten der Herausgeber des centon epistolario von 1785 und
Capmany in ſeinem teatro den Beweis finden, daß der Täufling
auch am Hofe geboren ſey. Ich muß bekennen, daß dieſer Beweis
mir äußerſt ſchwach vorkömmt. König Johann II. war noch ein
Kind, da Fernan Gomez, damals 24 Jahre alt, als Leibarzt
in ſeine Dienſte trat. Durch die Zwiſtigkeiten und Zerwürfniſſe
des Hofes half den gewandten Baccalaureus ſeine muntre Laune.
Obwohl bald mit der einen, bald mit der andern Partei unzufrie-
den, wußte er ſich doch beider Vertrauen zu erhalten. Doch ſcheint
er es immer ſtärker mit der Partei Alvaro de Lunas gehalten zu
haben, vielleicht weil dieſe ihm feſteren Fuß im Palaſte ſicherte.
Mit den wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Notabilitäten ſeiner
Zeit, namentlich Juan de Mena, unterhielt er Freundſchaft und
Briefwechſel. Mena pflegte ihm ſeine Werke, namentlich Stücke
aus den Trecientas und der Chronik mitzutheilen, um dieſelben dem
Könige vorzuleſen, deſſen Vertrauter er bis an ſeinen Tod blieb.

1) Er nennt denſelben einen guten Mann und makelloſen Chriſten.

Neben dem König leiſtete er auch einigen Prälaten ärztliche Dienſte, welche ihn dafür beſoldeten. Vom Könige hatte er etwa im Jahre 1445 ein beſtändiges Einkommen von 30,000 Maravedis erhalten. Er beklagt deſſen Tod ſehr. Im 105. und letzten ſeiner Briefe ſagt er: „Der gute, hohe, edle und gerechte König Johann, unſer Herr, iſt todt. Ich Armer, der ich noch nicht volle vierundzwanzig Jahre zählte, als ich in den Dienſt ſeiner Majeſtät trat, bin nun in ſeinem Palaſte, in ſeinem Zimmer möchte ich ſagen, in ſeines Bettes Nähe achtundſechzig Jahre alt geworden.“ Dem Sohne ſeines Leibarztes hatte der König vor ſeinem Verſcheiden noch das lebenslängliche Alcaldenamt zu Ciudad Real übertragen und Cibda Real äußert in dem gedachten Briefe, daß er ſeinen Sohn an dieſen Ort begleiten wolle, weil er ſich für zu alt erachte, um beim Könige Heinrich neue Dienſte zu nehmen. Ob er ſeinen Entſchluß ausgeführt und wann er geſtorben, habe ich nicht ermitteln können. Aus der Vorrede zur erſten Ausgabe von Cibda Reals Briefſammlung erfahren wir, daß er noch weit mehr Briefconcepte hinterlaſſen [1]). Der Herausgeber hat aber viele nicht aufgenommen, weil dieſelben unbedeutende Angelegenheiten betrafen, über welche ſich der wackere Leibarzt gegen ſeinen Bruder und geringere Perſonen ausſprach. Der Herausgeber der Ausgabe von 1775 führt [2]) verſchiedene Gründe an, welche es ihm glaublich machen, daß die mit der Jahreszahl 1490 verſehene Ausgabe des centon epistolario erſt nach jener erſchienen ſey. Dieſe Gründe ſind lediglich aus der Aeußerlichkeit der Erſcheinung hergenommen. Wenn jedoch hieraus der Verdacht auch nur andeutungsweiſe hergeleitet werden möchte, daß auch die Abfaſſung der Briefe einer mindeſtens 150 Jahre ſpäteren Zeit angehöre, ſo iſt ganz überſehen, daß die Kenntniß des menſchlichen Herzens und hiſtoriſcher Charaktere, welche die Briefe des Baccalaureus Fernan Gomez offenbaren, nur aus der angeſchaueten Wirklichkeit und dem Verkehr mit leidenden und le-

1) Es iſt eine beklagenswerthe Verkehrtheit der Herausgeber mehrerer Schriften des ſpaniſchen Mittelalters, daß ſie uns, wo nicht gar ganze Stücke, doch Bruchſtücke jener Schriften vorenthalten, weil dieſelben nur von Angelegenheiten des häuslichen Lebens handelten, während jedem Liebhaber der Culturgeſchichte gerade ſolche Nachrichten höchſt erwünſcht ſeyn müſſen.

2) Wahrſcheinlich durch Nicas Antonios Verdächtigkeitserklärung veranlaßt.

benden Perſonen gewonnen werden können und daß der ſpätere Verfaſſer, wenn er ein ſolches Talent beſeſſen, die Vergangenheit als Gegenwart anzuſchauen und zu ſchildern, wie Cibda Real es überall zu Tage legt, daſſelbe ohne Zweifel zu einer glänzendern Lucubration als dieſer beſcheidenen Briefſammlung angewendet haben würde. Wäre dem erſten, vermeintlich um 1600 aufgetretenen Herausgeber darum zu thun geweſen, den in ſo täuſchender Sprache und Styl des fünfzehnten Jahrhunderts vor uns hintretenden Briefen in aller Weiſe das Gepräge dieſer Zeit zu geben, ſo würde dazu am nächſten die Ueberſchrift eines jeden Briefes mit Ort und Datum geführt haben. Allein dieſe Angaben, welche dem Herausgeber ſehr wenig Mühe gemacht haben würden, fehlen überall und Cibda Real gibt im fünfundvierzigſten Briefe den Grund dafür dahin an, daß er nicht wiſſe, von wannen er ſeine meiſt unterwegs geſchriebenen Briefe abſenden werde. Dieſe Briefe beweiſen, daß Johann II. ſeinen Leibarzt auch zu wichtigern Dingen gebrauchte. Er kam dadurch in perſönliche Beziehungen zu den bedeutenden Leuten ſeiner Zeit namentlich bei Hofe Seine briefliſchen Mittheilungen an dieſelben geben daher ſchätzenswerthe Beiträge zur Zeitgeſchichte, namentlich der geheimen. Die Charaktere, mit welchen der Baccalaureus in nähere Berührung trat, erſcheinen hier wortgetreu nach der Natur gezeichnet und ihre Abſichten und Leidenſchaften legen ſich in dieſen Briefen klar zu Tage, der königliche Leibarzt hatte ſich nicht, worauf viele ſeiner Standesgenoſſen ihr Studium leider heute noch beſchränken, mit der Kenntniß des leiblichen Menſchen begnügt, ſondern hauptſächlich den innern Menſchen kennen zu lernen auf höchſt erfolgreichſte Art ſich bemühet. Deßhalb decken uns auch ſeine Briefe die Beweggründe auf, nach denen die Großen ſeiner Zeit zu handeln pflegten. Dieſe werfen häufig ein überraſchendes Licht auf Begebenheiten, welche aus den Chroniken aus Johanns II. Zeitalter nur ihrer Aeußerlichkeit nach bekannt geworden ſind. Neben dieſem Vorzuge ziert Cibda Reals Briefe ein anmuthiger Styl, eine ſichere Beſtimmtheit des Ausdrucks, eine beredte Kürze anſchaulicher, dabei zwangloſer Beſchreibung, überall ein unverkennbares Streben nach äſthetiſcher Cultur des Briefſtyles. Die bedeutendern Briefe ſind folgende: Nr. 1. worin die Geburt und Taufe des nachmaligen Königs Heinrich IV. beſchrieben wird. Nr. 3. Nachricht über die 1425 erfolgte Ausgleichung der Zwiſtigkeiten mit Aragonien mit einem in muntern Bilde lebendigen

Schluſſe. Nr. 4. Befreiung des aragoniſchen Infanten Heinrich. Nr. 6 und 7. Reiſeberichte, wobei merkwürdig der Ausdruck: por arte de Don Enrique de Villena, welcher hier Zauberei bedeuten ſoll, und den allgemeinen Ruf der Zauberei beweiſen hilft, worin der Marquis zu ſeiner Zeit ſtand. Nr. 8 und 10. Durch einen vertrauten „reitenden Mönch" an die Addreſſe befördert geben Nachricht über die in auch Nr. 12 erwähnten Intriguen, welche wider Alvaro de Luna geſponnen werden. Nr. 11. Intereſſante mediciniſche Vorſchriften. Nr. 13 und 14. Anziehende Aufſchlüſſe über die Verbannung Alvaro de Lunas im Jahre 1427. Nr. 16. Beſchreibung glänzender Hoffeſte zur Feier der Verlobung der Infantin Eleonore mit dem portugieſiſchen Infanten. Komiſch iſt die von einer Hofdame an den auf einem Hofballe anweſenden Erzbiſchof von Liſſabon ergangene Aufforderung zu einem Tanze, welcher die Ehre mit dem Bemerken ablehnt, daß, wenn er gewußt, eine ſo ſchöne Dame wolle ihn zum Tanze führen, er ein minder langes Kleid angelegt haben würde. Nr. 17. Den Feſten der Eintracht folgen ſchon wieder drohende Anzeigen neuer Zerwürfniſſe. In Nr. 20. meldet Cibda Real dem Poeten Mena wie die segunda orden de Mercurio aus den Trecientas dem Könige gar wohl gefallen, ſo daß er ſie auf Reiſen und Jagden zum Leſen bei ſich führe. Verſuche der Hofſchranzen, dem Dichter einige Ausdrücke übelwollend auszulegen. Vorſchläge des Königs zu Verbeſſerungen in Mena's Verſen. Nr. 21. enthält die Notiz, daß Ayala junior den Baccalaureus über die Taufe gehalten. Aus Nr. 23. gehet hervor, daß im Jahre 1429 Mena an der Chronik Johanns II. noch nicht arbeitete. Nr. 24. Mediciniſche Vorſchriften und Hofnachrichten für Don Alonzo de Cartagena. Nr. 27. Eine bei Hofe vorgekommene Liebesgeſchichte. Nr. 31. Anmuthige Schilderung von Reiſeabenteuern. In Briefe 33. gibt Cibda Real dem Könige Johann II. Nachrichten über kriegeriſche Vorfälle an der portugieſiſchen Gränze, in deren Nähe er ſich eben befindet, mit luſtigen Bemerkungen über ein Maulthier, welches ihm Pedro Manrique geſchenkt, wobei er auf das bereits erwähnte Schimpflied Juan de Mena's in Betreff des Maulthieres anſpielt, welches dieſer vom Erzprieſter von Mojados erkauft hatte. Im 36. Briefe an Juan de Mena ſcherzt er mit dieſem ſelbſt über die beiden Maulthiere und ſtellt die muntere Hypotheſe auf, daß ſeins das nämliche ſey, welches durch Mena's Lied ſchon ſo berühmt geworden war. Cibda Real ſendet dem

Dichter ein von ihm ſelbſt verfaßtes ſcherzhaftes Gedicht, einen Dialog zwiſchen Leib und Schenkeln, worin beide ſich die Leiden klagen, welche das Reiten des vermaledeieten Thieres ihnen verurſacht. Dieſes kleine Gedicht berechtigt zu dem Bedauern, daß andere der Art, und mit munterm Witze ausgeſtattete Poeſieen, welche Cibda Real hinterlaſſen hat, verloren gegangen ſind. Cibda Real bittet den „gelehrten" Mena, das Gedicht dem Könige und dem Adelantado Manrique, von dem er das Thier geſchenkt erhalten, vorzulesen. Am Schluſſe des friſchen Schimpfliedes vereinigen ſich die beiden Sprechenden zur Bitte an den König, daß er den Adelantado beſtrafen möge für die Schuld, welche er an ihren Leiden trage. Nr. 37. enthält einen langen Bericht an den König über kriegeriſche Vorfälle nach der Einnahme von Trurillo, in deſſen Nähe ſich der Leibarzt befand. In Nr. 28. kömmt das unglückliche Maulthier von Neuem zur Sprache. Nr. 40. enthält den Bericht an den König über den Erfolg einer Cur, welche Cibda Real am Infanten Pedro verſucht, zu welchem der König ihn geſendet hatte. Cibda Reals Briefe beweiſen überhaupt, daß ſein königlicher Herr in ſeines Leibarztes mediciniſche Fähigkeiten ein großes Vertrauen geſetzt, indem er ihn öfter an Perſonen ſendete, welche in bedenklichem Krankheitszuſtande ſich befanden. Nr. 41. enthält die lebendige Schilderung eines recht anſchaulich gemachten Stückes aus den Händeln, welche König Johann II. mit den aragoneſiſchen Infanten hatte. Nr. 44. betrifft die nämliche Staatsaffaire. Die bereits angedeutete Stelle des 45. Briefes über die Art, wie Cibda Real ſeine Briefe ſchrieb und abfertigte, iſt in Bezug auf die Art der Correſpondenzbeförderung im ſechzehnten Jahrhundert intereſſant und lautet alſo: Euer ꝛc. wiſſen nicht, von wo ich Ihnen ſchreibe; denn mehrere meiner Briefe benennen nicht den Ort, an welchem ſie geſchrieben ſind; ich weiß auch nicht einmal den Ort, von wo aus ich Ihnen dieſelben zuſenden werde; denn ich ſchreibe, wo ich Gelegenheit dazu finde und der Ort der Abſendung richtet ſich nach dem Umſtande, wenn und von wo der König oder ſein Vortragender ihre Fußgänger nach hierhin oder dorthin ausſenden." Im Verfolg erzählt Cibda Real den Tod des Herzogs von Arſona. In Nr. 47. (vom Jahre 1430) gibt der Briefſteller dem Dichter Mena Nachricht, daß dem König die Ausführung des dritten Kreiſes in ſeinem Labyrinthe wohl gefalle und eben ſo die Form des Commentars, worin er Johanns Geſchichte zu ſchreiben angefangen.

Er bittet im Namen des Königs um Ueberſendung einiger Capitel. Im 49. Briefe ſendet Cibda Real dem Mena einen hiſtoriſchen Beitrag zu ſeiner Chronik und verſichert wiederholt, wie ſehr dem Könige der dritte Kreis gefallen und er das Buch ſeinem Gebetbuche faſt gleich achte und eben ſo häufig zur Hand nehme. Nr. 51. enthält die ausführliche Beſchreibung der Schlacht von Figueroas oder Higueruela (im Juni 1431), welche Johann II. gegen die Mauren gewann und die Meldung von der Verhaftung des Fernan Perez de Guzman und des Comthurs Juan de Vera. Nr. 55. enthält die Beſchreibung einer feurigen Himmelserſcheinung mit Hypotheſen über deren Entſtehungsweiſe, welche die Kindheit der Naturkunde damaliger Zeit erkennen laſſen. Nr. 57. gibt Nachrichten über die Verhaftung des Grafen Luna. Nr. 58. berichtet über den Tod Diego de Ribera's, des Adelantado von Andaluſien. Nr. 66. iſt bereits in der Lebensbeſchreibung des Marquis von Villena von mir benutzt und überſetzt. Nr. 67. gibt vom Könige befohlene Mittheilungen über eine Schlacht mit den Mauren an Juan de Mena zur Benutzung bei ſeiner Chronik. Nr. 69. enthält die bereits aus Mena's Labyrinthe bekannte Geſchichte vom Untergange des tapfern Grafen Niebla. In Nr. 74. und 76. macht Cibda Real dem „Chroniſten" Juan de Mena Mittheilung über mehre wunderbare Himmelserſcheinungen. Im letzten Briefe bezeugt er den großen Wohlgefallen des Königs an der Poeſie und den Verſen, welche des Dr. Caſtillo Bruder bei Gelegenheit der Verlobung des Prinzen verfaßt hatte. Merkwürdig für die Geſchichte Alvaro de Lunas iſt der 78. Brief, worin ein Abſagungsſchreiben mehrer ſeiner bisherigen Anhänger enthalten iſt, in welchem dieſelben auf die von dem Conneſtable gezogenen Gehälter verzichten und deren fernere Annahme für unverträglich mit ihren Pflichten gegen den König erklären, dabei aber zugleich ausſprechen, daß ſie nicht dem Conneſtable ſelbſt, ſondern denen, die ihn verführt, die Schuld beimeſſen, wenn die Regierung nicht zum Vortheile der Großen, der Ritter und des Volkes ausſchlägt. Nr. 79. iſt ein ſehr gelungenes Schreiben an den Grafen Ledesma, den Cibda Real und ſein Bruder längere Zeit bedient hatten. Es wird ihm der Rath gegeben, ſich von den ſchlechten Dienern des Königs loszumachen. Dieſer Brief iſt in jeder Beziehung eines der beſten Stücke in der Sammlung und legt das Intereſſe deutlich zu Tage, welches Cibda Real an der Perſon ſeines Königs nahm. Dieſelbe

Anhänglichkeit ſpricht ſich auch in Nr. 83. aus, worin er die Aſſecuration von Tordeſillas als eine dem König angethane Schmach bezeichnet und in Nr. 82 worin er den Pedro Alvarez Oſorio empfiehlt, ſich von der Partei der mißvergnügten Großen loszumachen. In Nr. 89. gibt Cibda Real dem Erzbiſchofe von Toledo (im Jahre 1441) Nachricht von dem wider Alvar de Luna ergangenen Spruche auf Verbannung vom Hofe. In Nr. 92. gibt der Briefſteller dem Juan de Mena Nachricht über den Sieg von Olmedo, den der König von Caſtilien über den von Navarra gewonnen hat. Er macht die Bemerkung, daß, da der Sieg wider Chriſten erfochten worden, derſelbe doch nur für eine Niederlage erachtet werden könne. Die folgenden Briefe ſchildern die Folgen dieſer Schlacht, und Nr. 94. gibt einen Zug von der Großmuth des Königs Johann zum Beſten. In Nr. 97. iſt von der Jahresrente die Rede, welche der König ſeinem Leibarzte zugeſichert hatte. Der 103. Brief gibt ausführlichere Auskunft über die Gefangenſchaft Alvar de Lunas, welche ſeinem Tode vorausging. Er konnte ſich dieſen wohl als in Ausſicht geſtellt denken, als die ihm zugeſendeten Mönche ihm vorhielten, „daß die Welt einem Herrn gleiche, welcher denen, die ihm dienten, ſchlechten Lohn gebe, während der gute und chriſtliche Menſch ſolchen von Gott nehmen müſſe, welcher der iſt, der deſto mehr gibt, je mehr der Empfänger hat und zuletzt ein Paradies ſchenkt, das kein Ende hat.“ Auf Alvaro's Anfrage: ob es mit ihm zum Tode gehe, entgegnete der Mönch, daß wir alle, ſo lange wir leben, dem Tode entgegen gehen und daß ein Gefangener dem Tode näher ſey, als ein bereits Gerichteter. Alvaro antwortete: bis der Tod gewiß ſey, fürchte man ſich vor demſelben; wenn derſelbe aber erſt in gewiſſer Ausſicht ſtehe, ſey der Tod für einen Chriſten nicht mehr ſo ſchmerzhaft, er ſey bereit denſelben zu erleiden, ſobald der König es wollen werde. Durch einige Buben, welche ſich laute Schmähungen erlaubten, wurde der Conneſtable beunruhigt. Cibda Real hält ſich überzeugt, daß ohne die beſtändigen Machinationen der Königin Johann trotz des bereits gefällten Todesurtheils ſeinen Günſtling wieder in Freiheit geſetzt haben würde. Der König verlangte von ſeinem Leibarzte, daß er nach dem Gefangenen ſehen ſollte. Cibda Real lehnte den Auftrag ab, weil er von Luna Wohlthaten genoſſen und er ſehr betrübt ſey, dieſelben nicht erwiedern zu können, ſo wie ihm auch das Herz faſt vor Bedauern breche, daß

es mit einem ſo ausgezeichnet und hochgeſtellt geweſenen Herrn ſo weit habe kommen müſſen. Der König entband hierauf ſeinen Arzt von dem ertheilten Auftrage. Alvaro beichtete mit Andacht und empfing den Leib des Herrn. Wohl vorbereitet zum Tode, wie der tugendhafte Bruder Alonſo de Eſpina verſichert, ward er aufs Schaffot gebracht. Vor ihm her ward eine Schrift verleſen, alſo lautend: Dieſes Gericht läßt der König, unſer Herr, über den grauſamen Tyrannen, welcher ſich der königlichen Krone angemaßet, zur Strafe ſeiner Uebelthaten ergehen, indem er ihn dafür enthaupten läßt. Bruder Eſpina meldet, daß, ſo oft der Herold dieß verkündigte, der Ordensmeiſter mit ergebenem und ſtandhaftem Sinne hinzuſetzte: ich verdiene Schlimmeres! Auf dem Schaffote angelangt, bewies er dem Kreuze, welches auf einem ſchwarzen Laken ſich befand, ſeine Verehrung. Er beſah einen eiſernen Haken, der ſich am Pfahle befand und ſagte von Neuem: Ich verdiene Schlimmeres. Dann ging er auf dem Schaffote umher, anſcheinend im Zweifel darüber, ob er das Volk anreden ſolle oder nicht. Vom Daumen zog er einen Ring, womit er ſeine Geheimbriefe zu verſiegeln pflegte und übergab denſelben einem ſeiner Pagen Namens Morales mit den Worten: nimm das letzte Geſchenk, das ich dir zu geben im Stande bin. Der junge Menſch weinte ſo heftig, daß eine Menge von den Leuten, welche auf dem Platze anweſend waren, in lautes Klagen ausbrachen. Jener rief den Barraſa, einen Diener des Prinzen, den er zur Seite ſtehen ſah und ſprach: ſage meinem Herrn, dem Prinzen, er möge diejenigen, welche ihm treu gedient, beſſer lohnen, als der König, mein Herr, es mir gelohnt hat. Die Mönche ſagten ihm, er möge an's künftige Leben denken und ſich von den Angelegenheiten des gegenwärtigen losmachen. Don Alvaro entgegnete, daß er hierüber ſeine Seele nicht vernachläſſige und in demſelben Glauben ſterbe, als die heiligen Märtyrer. Der Henker wollte ihm mit einer Schnur die Handgelenke zuſammenbinden. Don Alvaro langte ein Band aus der Taſche, welches er dem Henker zu jenem Behufe zuſtellte. Er fragte auch, ob der Haken dazu dienen ſollte, ſein Haupt darauf zu ſtecken. Als es bejahet ward, ſprach er: nach der Enthauptung ſind Haupt und Leib ein Nichts. Dann legte er ſich die Kleidung zurecht, entblößte den Hals und ſtreckte ſich auf dem Tuche, das über das Schaffot gebreitet war, nieder. Der Henker zerſchnitt ihm zuvor mit großer

Gewandtheit die Luftröhre, um ihn ſchnell zu tödten und den Schmerz zu erſparen. Sodann hieb er ihm den obern Theil des Genickes vollends ab; und damit nichts an dem fehlte, was den Elendeſten widerfährt, ſo wurde ein Almoſen geſammelt, um ihn zu beerdigen. Nachdem eine gute Summe Geldes zuſammengekommen war, ward er drei Tage darauf nach der Einſiedelei außerhalb der Stadt transportirt, wo die Uebeltäter eingeſcharrt werden. So endete dieſer vom Glücke ſo hoch erhobene und ſo tief geſtürzte Ritter ſeine Tage. Ein Kammerdiener des Königs, welcher es wiſſen kann, ſagt aus, daß jener zweimal ſeinen Speiſemeiſter Solis rief, um ihm ein verſchloſſenes Schreiben zur Behändigung an Diego de Eſtuniga noch vor der Enthauptung des Condeſtable zu übergeben, eben ſo oft aber ihm dieſes Schreiben wieder abnahm, indem er ihm die Worte: „laß, laß es nur" zurief. Zuletzt warf er ſich aufs Lager. Man meldete Seiner Hoheit die erfolgte Enthauptung Don Alvaros nicht eher als nach der Mahlzeit. Ich fühle mich von dieſem Ereigniſſe ſo ſchmerzlich bewegt, daß ich nicht weiß, wie ich es verbergen ſoll; laſſe ich es ſichtbar werden, ſo iſt es eine Beleidigung für die Gerechtigkeit, welche der König beobachtet und für die Güte Seiner Hoheit; denn ich kann als wahr verſichern, daß wenn der König noch nicht heilig iſt, er eine ſtarke Anlage zur Heiligkeit hat ꝛc." In Nr. 104. ſpricht Cibda Real die Beſorgniß aus, daß die Hinrichtung des mächtigen Günſtlings die gehofften Erfolge gar nicht haben werden. Im 105. und letzten Briefe meldet der getreue Leibarzt den aus Gram über das grauſame Ende ſeines Günſtlings herbeigeführten Tod des Königs und ſchildert ſeine eigenen trüben Ausſichten. Der Troſt, welcher mir bleibt, iſt der, daß des Königs Ende ein chriſtliches und an ſeinen Schöpfer gläubiges war. Drei Stunden, ehe er den Geiſt aufgab, ſprach er zu mir: „Baccalaureus Cibda Real, wäre ich doch der Sohn eines Handwerkers und Mönch in einem Kloſter aber nicht König in Caſtilien geweſen. Er bat Alle um Verzeihung, wenn er ihnen etwas Leides zugefügt haben ſollte und mich bat er, daß ich das Gleiche an diejenigen ausrichten möge, die er nicht ſelbſt habe bitten können." Nachdem er gemeldet, daß er ſich nach des Königs Tode in ein einſames Gemach zurückgezogen, verſichert Cibda Real, wie er am Leben einen ſolchen Ueberdruß habe, daß, wie andere den Tod fürchten, er der

Beſorgniß lebe, nicht hinweg kommen zu können. Bei der Königin, die er beſuchte, hat er Alles in dem Maaße einſam und verödet gefunden, als ſich die Paläſte des Admirals und Grafen von Benavente bevölkert hatten. Mit dem bereits oben erwähnten Vorhaben, ſich vom Hofe zurückzuziehen und ſeinen Sohn nach Ciudad Real zu begleiten, ſchließt dieſe Briefſammlung, in welcher ein friſches Leben, wie nur die Anregung des Augenblickes, welcher die Feder zu einem Briefe in die Hand gibt, hervorzutreiben pflegt, ſich hindurch ziehet, ein Beweis mehr, daß dieſe Briefe urſprünglich und zur angeblichen Zeit wirklich geſchrieben ſind. In dem Manuſcripte, welches der Herausgeber immer el protocollo del Bachiller nennt, hat der Herausgeber auch einige Gedichte gefunden und mit abdrucken laſſen, ohne jedoch für gewiß verſichern zu können, ob ſie von dem Baccalaureus herrühren, noch zu welchem Ende mehrere derſelben verfaßt ſind. Sie ſind alle komiſcher Natur und athmen einen muntern lebendigen Sinn; doch ſind ihrer zu wenige und die Süjets zu unbedeutend, um daraus einen ſichern Schluß auf die poetiſche Ader des treuen Leibarztes machen zu können. Doch beſtätigen ſie immerhin Niclas Antonios Urtheil, welcher mit Rückſicht auf die Beſchäftigung Cibda Reals mit der Poeſie die Bemerkung macht: cujus et ipse haud expers fuit. Pater Sarmiento (§. 813) hat ſchon keine Poeſieen des ehrlichen Mannes zu ſehen bekommen. Es iſt daher nicht wahrſcheinlich, daß dergleichen noch zu Tage gefördert werden möchten.

Fernan Perez de Guzmans proſaiſche Schriften.

In gleicher Art als die Briefſammlung Ciudad Reals zu ihrer Zeit eine neue und originale Erſcheinung in der caſtilianiſchen Literatur war, erſcheinen auch die ſchon erwähnten generaciones y semblanzas des Fernan Perez de Guzman als eine weſentliche und wirkliche Bereicherung der caſtilianiſchen Proſa. Der vollſtändige Titel lautet: Generaciones y semblanzas y obras de los excelentes Reyes de España Don Enrique III. y Don Juan II. de los venerables Perlados, y notables Caballeros que en los tiempos de estos Reyes fueron. Schon die Vorrede beweiſet, daß es dem Verfaſſer Bedürfniß war, von der zu ſeiner Zeit noch gewöhnlichen Art der Geſchichtſchreibung abzuweichen. Häufig, ſagt er,

wird die Glaubwürdigkeit von Geſchichtsbüchern verdächtigt. Dieß hat neben andern Urſachen einen doppelten Grund. Einmal gefallen ſich die Verfaſſer mehr darin, ſeltſame und außerordentliche Dinge zu melden als wahrhafte und zuverläſſige, was Fernan Perez ſcharf kritiſirend mit einem neuerlichen Beiſpiele belegt. Wenn ein Gerichtsſchreiber, ſagt er, wegen Fälſchung eines geringen Geldbetrages in einem Contracte ſchwere Strafe erleiden muß, warum dürfte dem Geſchichtſchreiber eine Verfälſchung der Thatſachen ungeſtraft nachgeſehen werden, da ſie die Leute, welche es ſich rechtſchaffen ſauer werden ließen, Ruhm zu erwerben, um die wohlverdiente Frucht ihrer Bemühungen verkürzen. Den zweiten Grund des Mangels an Glaubwürdigkeit von Hiſtorien findet Fernan Perez in dem Umſtande, daß die Verfaſſer auf Geheiß hoher Herren ſchreiben, denen zu gefallen ſie die Wahrheit wenden und drehen. Fernan Perez ſtellt drei Haupterforderniſſe für einen guten Geſchichtſchreiber auf: 1) er muß geſcheut und einſichtig und in der Cultur der Sprache ſo weit vorgeſchritten ſein, daß er einen edeln und ſchönen Styl zu ſchreiben vermag, denn eine angenehme Form ziert und ehrt den Stoff; 2) er muß Augenzeuge der geſchilderten Hauptbegebenheiten ſeyn. So weit er dieß nicht vermag, muß er wenigſtens ſo geſcheut ſeyn, daß er diejenigen Perſonen zu finden weiß, welche als Augen- und Ohrenzeugen ihm glaubwürdigen Bericht abſtatten. Er führt hier die Evangeliſten als Beiſpiele an; 3) der Geſchichtſchreiber darf ſein Werk nicht zu den Lebzeiten derer veröffentlichen, auf deren Geheiß er ſchrieb, damit keinerlei Rückſicht ihm die Feder feſſeln. Nachdem er die Nachtheile des Mangels einer Geſchichte an Glaubwürdigkeit weiter geſchildert und darauf hingewieſen, daß dem Alvar Garcia de Santa Maria, einem wahrheitsliebenden Manne, die übertragene Arbeit einer Chronik abgenommen und andern Händen [1]) übergeben worden, zu deren Verläßlichkeit Fernan Perez kein allzugroßes Vertrauen hat, ſagt er, wie er beſorge, daß die gegenwärtige Geſchichte von Caſtilien mangelhaft ſeyn möge, weil man das Wahre zu ſagen ſich ſcheue oder den Herrſchern zu gefallen ſtrebe. Deßhalb hat er die Form und Art einer Geſchichte, die er auch bei gutem Willen nicht zu ſchreiben verſtände, und, wenn er's verſtände, doch wegen Mangel gehöriger Kenntniß noch nicht

1) Vermuthlich dem Juan de Mena.

vermöchte, verlaſſen, und ſich vorgenommen, in Art eines Regiſters oder Memorials Nachrichten von den Königen ſeiner Zeit und deren Familie zu geben, ſowie ihre Portraits und Charaktere zu ſchildern, wovon die Nachrichten über die bedeutendern Perſönlichkeiten in ihren Umgebungen unzertrennlich ſind. Von dieſem Vorhaben ſey die Erzählung mancher Zeitereigniſſe nicht wohl auszuſchließen. Er hat ſich hiebei, wie er ſagt, den Guido Columna zum Muſter genommen, welcher nach Dares und Dictys die troſaniſchen Begebenheiten beſchrieben hatte. Dieſer Vorrede folgen nun in 33 Capiteln biographiſche Nachrichten von Heinrich III. und ſeiner Gemahlin Catharina, dem Infanten, nachherigen König von Aragon: Fernando und den gleichzeitigen Prinzen und Großen, als: dem guten Connetable von Caſtilien (Ruy Lopez Davalos), dem Admiral von Caſtilien (König Pedros Bruder, Alonſo Enriquez), Pedro Lopez von Ayala, dem Juſticia-Mayor Lopez de Eſtuñiga, dem Admiral Hurtado de Mendoza, Gonzalo Nuñez de Guzman, dem Erzbiſchofe Juan Garcia Manrique, dem Oberkammerherrn Juan de Velaſco, dem Erzbiſchofe Pedro de Tenorio, dem Grafen von Niebla Juan Alonzo de Guzman, Gomez Manrique (nicht der Dichter), dem Ordensmeiſter von Santiago Lorenzo Suarez de Figueroa, von Juan Gonzalez de Avellaneda, von Parafan de Ribera, vom Marſchall Garci Gonzalez de Herrera, Juan Hurtado de Mendoza, Diego Hernandez de Cordova, Alvar Perez Oſorio, Pero Suarez Quiñones und Diego Hernandez de Quiñones, Pedro Manrique, vom Grafen von Caſtro Diego Gomez de Sandoval, vom Biſchofe Pablo von Burgos, dem Erzbiſchofe Lope de Mendoza, vom Marquis von Villena, vom Erzbiſchofe Gutierre von Sevilla, dem Fernan Alonzo de Nobles nebſt Eleonora Lopez und Fernan Lopez de Saldaña, vom Grafen Pedro von Traſtamara, vom Cardinal Pedro de Friac. König Johann II. und Alvar de Luna beſchließen den Reigen. Einige dieſer Capitel, namentlich von der Königin Catharina, vom Admirale Alonſo Enriquez, Gomez Manrique, Gonzalez Avelleneda, Ribera, Hurtado de Mendoza, vom Erzbiſchofe Gutierre ſind nur magere Nachrichten, an welchen die gleichſam von ſelbſt anweſende Natürlichkeit und Einfachheit weiter kein beſonderes Lob verdient. Dagegen ſind andere ſeiner Helden beſſer und reichlicher ausgeſtattet, und es werden hin und wieder Anſätze zu bequemer und behaglicher Ausführlichkeit ſichtbar. Doch

wagt er in ſeiner Vorliebe für kräftige Gedrängtheit ſich derſelben nie weiter hinzugeben. Gewiſſenhaft beſchreibt Fernan Perez bei den meiſten ſeiner Helden die Geſichtszüge, weßhalb er ſeine Arbeit mit doppeltem Rechte Portraits nennen konnte. Erſcheint die Kunſt ſeines geiſtigen Portraitirens gleich der des äußern auch immerhin etwas dürftig, ſo fühlt ſich leicht das ſehr empfehlende Bedürfniß heraus, durch Individualiſirung ſeiner hiſtoriſchen Geſtalten das ton- und charakterloſe Erzählen des bloßen Chronikenſtyles zu überwinden. Ich nehme Bezug auf die bereits mitgetheilte Schilderung ſeines mütterlichen Oheims Ayala, welche ſein Streben nach gewiſſenhafter Unpartheilichkeit und hiſtoriſcher Treue offenbaret, und führe hier als zweites Beiſpiel das Bild an, welches Guzman von Fernan Alonſo de Robles, einem Günſtlinge Johanns II., entworfen hat: „Ein Mann von dunkler und niederer Herkunft. Er war von mittler Größe, ſtark von Leibe, ſeine Hautfarbe citronengelb, ſein Geſicht klein und verſtört. Er beſaß eine große Wohlredenheit und ſcharfe Einſicht; er neigte mehr zur Grauſamkeit und Bosheit, als zu Adel und ſanfter Sitte; er ſonderte ſich gern vom Umgange; er redete viel, jedoch ſehr vorſichtig. Im Fordern war er ſehr kühn und anmaßend, denn es iſt ein eigenthümlicher Fehler der Emporkömmlinge, ſich nicht in Gränzen und Schranken halten zu können. In Folge der Gunſt und des Anſehens, welches er bei der Königin Catharina behauptete, huldigten ihm nicht nur alle Großen des Reiches, ſondern es läßt ſich ſogar ſagen, daß ſie ihm *geborſamten*; kein geringer Schimpf für Caſtilien, daß die großen Prälaten und Ritter, deren Vorfahren glänzenden und edeln Königen den Zaum angelegt hatten, (indem ſie ihre regelloſen Willkühren mit braver und gerechter Kühnheit zum Nutzen und Vortheile des Reiches und zur Bewahrung eigener Freiheiten beſchränkten), einem Menſchen von ſo geringem Stande wie dieſem, ſo ſehr ſich unterwarfen.“ Wer erkennt in dieſen Worten nicht das gekränkte Ehrgefühl des ahnenſtolzen ſpaniſchen Granden, welchem der Günſtling ſchon wegen ſeiner niedern Abkunft nicht angenehm war? Aehnliche Regungen verſpürte der Herr von Batres über das Glück des Günſtlings Luna. Ich ſetze ſeine Bemerkungen darüber hieher und füge noch andere Betrachtungen bei, um das Gegenbild von der Schilderung Cibda Reals zu gewinnen und zu zeigen, wie geheimer ſelbſtſüchtiger Aerger doch auch die Unpartheilichkeit des wackern Guz-

man erſchüttern konnte: „So groß und abſonderlich war das Vertrauen, welches der König dem Connetable zuwandte, und ſo anſehnlich und ausſchreitend des leztern Macht, daß man kaum einen König oder Fürſten kennen dürfte, welcher in ſeinem eigenen Reiche ſo gefürchtet und dem ſo gehorſamt worden, als jenem in Caſtilien, wie auch wohl ſchwerlich Jemand freier regiert und geherrſcht haben dürfte. So ſehr dehnte ſich ſeine Macht aus und ſo ſehr ſchrumpfte die des Königs ein, daß ſich wegen der wichtigſten Reichsangelegenheit und der geringfügigſten Gunſt nur ſehr wenige an den König wendeten und demſelben Bitte oder Dank vortrugen; ſondern daß man ſeine Bitten und ſeinen Dank nur an den Connetable richtete. Zwei ſehr wunderbare Punkte ſind hier zu berückſichtigen, erſtens: wie ein König, welcher im Allgemeinen Einſicht in alle Dinge beſaß, ſo gänzlich nachläſſig und abſtändig in der Verwaltung ſeines Reiches ſeyn konnte, ohne daß ihn die Klugheit und die Erfahrung der vielen Drangſale, die er unter den Empörungen und Aufruhrsbewegungen in ſeinem Reiche erlitten, oder die Warnungen und Erinnerungen der Großen, der Ritter und der Geiſtlichen, welche ihn darüber anſprachen, aufgerüttelt hätten, oder wie (was noch mehr iſt) die natürliche Regſamkeit in ihm ſo wenig Kraft und Nachdruck beſaß, daß er ſich durchaus ohne Widerſtreben dem Gebote und Rathe des Connetable mit nachgiebigerm Gehorſam fügte, als jemals ein folgſamer Sohn ſeinem Vater, oder ein gehorſamer Kloſtergeiſtlicher ſeinem Abte oder Prior. Zweitens: daß ein Edelmann ohne Familie, von ſo ärmlichem Anfange, in einem ſo großen Reiche, worin ſich ſo viele und mächtige Edelleute befanden, und zur Zeit eines Königs, der ſo wenig Gehorſam oder Furcht fand, zu einer ſo außerordentlichen Macht gelangte. Geſetzt, wir wollten auch annehmen, daß ſolches kraft königlichen Uebertrags geſchah, wie konnte er auf einen Andern übertragen, was er ſelbſt nicht beſaß? Und wie kann der Stellvertreter Gehorſam erlangen, wenn ſolcher dem Vertretenen nicht gewährt wird? — Am Mittwoch in der Octave des Oſterfeſtes war, kraft einer neuen Fügung unſers Herrn, der Tag, welcher der Auferſtehung gewidmet ſeyn ſollte, der Leidenstag des genannten Connetable. — Zu großer Verwunderung und Allen Leuten im Lande faſt unglaublich, gebot der König dem Alvaro de Zuniga, welcher nachmals Graf von Plaſencia war und Alles an ſich nahm, was er fand, jenen zu verhaften. Bei ſeiner

Abreiſe von Burgos nahm er ihn mit nach Valladolid und ließ ihn zu Portillo in Feſſeln ſchlagen und in einen hölzernen Käfig ſtecken. Was können wir hier anders thun, als ohne weitere Deutung die dunkeln Gerichte Gottes fürchten und befolgen, da ein König, welcher 47 Jahre lang ſo äußerſt geduldig und folgſam daß er nicht einmal das Geſicht wider ihn verzog, in der Gewalt dieſes Connetable ſich befand, jetzt auf einmal denſelben mit ſo großer Strenge fahen und in Ketten legen läſſet? Ferner iſt zu bemerken, daß die königlichen Prinzen: der (nachmalige) König von Navarra und der Infant Heinrich in Uebereinſtimmung mit ſämmtlichen Großen des Reiches häufig bemüht geweſen waren, jenen vom Könige zu entfernen und zu verderben, aber nicht allein dieſe Abſicht nicht erreichten, ſondern daß faſt Alle bei dieſem Unternehmen zu Grunde gingen, vielleicht weil nicht gute Abſicht, ſondern eigenſüchtiger Vortheil ſie leitete. Wenn man aber anderer Seits ſagen wollte, der König habe die Sache ins Werk gerichtet, ſo würde der Anſchein darwider ſeyn; denn nach des Connetable Tode verharrte der König in gleicher Abſpannung und Läſſigkeit als zuvor, und verrichtete keine Handlung des Nachdrucks und der Mannhaftigkeit, in welcher er mehr Manns erſchienen wäre als vorher. Es übrigt alſo nur der Glaube, daß hier Gottes Werk geſchah, welcher der Schrift zufolge allein große Wunder verrichtet. — Von Portillo wurde Alvaro nach Valladolid gebracht, wo ihm öffentlich in förmlichem Gericht auf dem Markte der Kopf abgeſchlagen ward. Er ſchickte ſich, wie man erzählt, mehr zu muthiger als fromm ergebener Duldung des Todes an; denn die Handlungen und Worte, welche an jenem Tage von ihm ausgingen, verrathen mehr Ruhmſucht als Andacht." — Mit vieler Vorliebe ausgearbeitet ſind die Nachrichten, welche Fernan Perez de Guzman über Heinrich III. und den Infanten Ferdinand, den Regenten von Caſtilien bei Johanns II. Unmündigkeit und nachmaligen König von Aragonien mittheilt, indem er nach ſeiner Art viel Pragmatiſches hineinverwebt hat, wodurch er ſeine reiche Welterfahrung und die Reife ſeines Urtheils in Angelegenheiten des Weltverlaufes offenbart. Den Lebensabriß des Nuñez de Guzman hat Fernan Perez zu einigen Excurſen benutzt, welche ſeine gelehrten Kenntniſſe in der jüdiſchen Archäologie darthun. In dem Capitel Alvar Perez de Oſorio werden Ableitungen des

Namens Oſorio auf eine die Kindheit der etymologiſchen Studien der damaligen Zeit bekundende Art verſucht. — Ueber den Biſchof Paul von Burgos, den Vater des Dichters Cartagena, gibt Fernan Perez noch einige nähere Nachrichten, als ich oben mittheilen konnte. Er war, wie es hier heißt, ein Eingeborner von Burgos, ein Hebräer aus altem Geſchlechte. Durch Gottes Gnade und die Erkenntniß der Wahrheit, welche er hatte, ward er bekehrt; ſchon vor ſeiner Bekehrung war er ein großer Gelehrter in beiderlei Rechten. Später ſetzte er ſeine Studien fort. Am Hofe des Papſtes zu Avignon galt er für einen großen Prediger. Zuerſt war er Archidiacon in Treviño, ſpäter Biſchof von Cartagena und zuletzt Biſchof von Burgos und Großkanzler von Caſtilien. Bei König Heinrich III. ſtand er in hohem Anſehen und Liebe; ſeine Erfahrung, ſeine Klugheit und Verſchwiegenheit hatten ihn jedem Könige und Fürſten beliebt gemacht. Der König ernannte ihn auch zu einem ſeiner Teſtamentsvollſtrecker. Nachmals galt er bei Papſt Benedict XIII. ſehr viel. — Bei Gelegenheit eines Buches, welches der Biſchof von Burgos über die Prüfung der heiligen Schriften verfaßt und worin er mit nachdrücklichen Gründen beweiſet, daß der Meſſias wirklich gekommen und wahrhafter Menſch und Gott geweſen, und nebenher die Meinung Etlicher, welche ohne Unterſchied durchaus diejenigen verwerfen, welche zu jener Zeit erſt zum Chriſtenthume bekehrt worden, indem man ſie für keine Chriſten und ihre Bekehrung weder für gut noch nützlich hielt, zu widerlegen ſucht, macht Perez Guzman folgende Bemerkung: Ich aber habe alle Achtung vor der Meinung derer, welche ſich ſo entſchieden und unbeſchränkt ausſprechen und zweifle nicht, daß die Angehörigen eines Volkes, deren ganzes Geſchlecht in jenem Geſetze lebte, geboren und erzogen ward, und namentlich diejenigen, welche darin alt geworden und durch Gewalt ohne anderes Zureden und Ueberzeugen dem neuen Geſetze zugeführt ſind, nicht ſo treue und katholiſche Chriſten ſeyn können, als die in dieſem Glauben Geborenen und durch Schriftgelehrte und Schriften Unterwieſenen und Unterrichteten. Denn ſogar die Schüler unſeres Erlöſers, welche ſeine heiligen Reden vernahmen und, was noch mehr iſt, ſeine großen Wunder und wunderbaren Handlungen ſahen, verließen Ihn bei alle dem zur Zeit ſeiner Leiden und zweifelten kleingläubig an ſeiner Auferſtehung, bis ſie vom heiligen Geiſte im Glauben beſtätigt

wurden. Aber auch ſelbſt hiernach wurden, bis ſie ſich noch mehr im Glauben geſtärkt hatten, auf Befehl der Apoſtel die neu Bekehrten zu Ceremonien des alten Geſetzes genöthigt. Aus allen dieſen Gründen ſollte es mich nicht wundern, wenn es Einige, beſonders Weiber und ungebildete und dumme Männer geben ſollte, welche nichts vom Glauben verſtehen und keine katholiſchen Chriſten ſind; denn der Kenntnißreiche und wiſſenſchaftlich Gebildete iſt leichter für die Erkenntniß der Wahrheit zu gewinnen, als der Unwiſſende, welcher den Glauben nur hat, weil er denſelben vom Vater ererbte, und nicht weil derſelbe andere Gründe für ſich hat. Dieß glaube ich indeß nicht von Allen ſo allgemein, vielmehr meine ich, daß einige gute und fromme Perſonen ſich unter ihnen befinden, und dazu veranlaſſen mich folgende Gründe: 1) weil ich der Taufe heiliges Waſſer für ſo wirkſam halte, daß es auf ſo Viele nicht ohne einige Frucht verſprengt ſeyn kann; 2) weil ich unter ihnen einige gute Ordensgeiſtliche kannte und kenne, welche in ihren Uebungen ſchonungslos und ſtark ihren Eigenwillen bändigen; 3) weil ich Etliche ſowohl bei Gründung von Klöſtern als der Reformation einiger in verſchiedenen Klöſtern ausgearteten und liederlich gewordenen Orden mit Anſtrengung und Aufopferung des Ihrigen habe arbeiten ſehen. Noch Andere ſehe ich, wie dieſen Biſchof und ſeinen ehrenwerthen Sohn Don Alonſo, den Biſchof von Burgos, welche einige für unſern Glauben höchſt nützliche Schriften verfaßten. Wenn Etliche ſagen, ſie verfaßten dieſe Werke aus Furcht vor den Königen und Prälaten, um in deren Augen angenehmer zu werden und mehr bei ihnen zu gelten, ſo antworte ich ihnen, daß um unſerer Sünden Willen heutzutage weder die Strenge und der Eifer des Geſetzes noch des Glaubens ſo groß ſind, daß ſie bewogen werden könnten, in jener Furcht oder Hoffnung alſo zu handeln; denn durch Geſchenke und Gaben gewinnt man heute die Herzen der Könige und Prälaten mehr als durch Tugenden und Frömmigkeit, deßhalb muß man meines Erachtens nicht eine ganze Nation ſo durchaus und ausnahmelos verdammen. Ich läugne dabei nicht, daß junge Pflanzen oder zarte Schößlinge größerer Mühe, Sorgfalt und Aufſicht bedürfen, um wohl begoſſen und gepflegt zu werden. Ja ich ſage ſelbſt noch mehr, daß die Kinder der erſt Bekehrten von ihren Eltern geſondert werden müſſen, denn in den Herzen zarter

Kinder machen die Vorschriften und Rathschläge der Eltern einen tiefen Eindruck." — Die Angabe, daß die Nachkommen der neu Bekehrten zuverlässigere Christen würden, belegt Fernan Perez durch den Hinweis auf den Umstand, daß die Nachkommen der seit König Rodrigos Niederlage zum Muhamedanismus abgefallenen Christen jetzt deren ärgste Feinde seyen. Spanien ist mit ihnen eben so zahlreich bevölkert als mit Mauren ꝛc. Nach dieser langen Abschweifung meldet Fernan Perez de Guzman nur noch kurz, daß der Bischof Paul, 85 Jahre alt, im Jahre 1435 gestorben sey und zwei als Gelehrte berühmt gewordene Söhne hinterlassen habe. — Fernan Perez, der bei seiner Stellung im positiven Glauben dem rationalistischen Schimmer, welcher in so vielen hellen Köpfen seiner Zeit aufdämmerte und dem auch der wackere Cibda Real sich in Etwas zugewandt, in seiner vergänglichen Natur erkannte, war weit minder von dem berühmten Marquis von Villena erbauet als dessen ähnlich gesinnte Geistesgenossen. Villena war nach Fernan Perez Angabe ein Urenkel des Infanten Peter von Aragonien und ein Sohn von Heinrichs II. natürlicher Tochter Johanna. „Er war klein und wohl beleibt. Seine Hautfarbe war weiß, die Farbe des Gesichts roth. Man beobachtete früh an ihm eine natürliche Anlage zu Wissenschaften und Künsten, weniger zum Ritterwesen und zu Verwaltungs- und Rechtsgeschäften. Obgleich er in erstern keinen Lehrer hatte, auch Niemand ihn zum Lernen anhielt, der Marquis, sein Großvater, welcher einen Ritter aus ihm bilden wollte, es ihm vielmehr untersagte, so legte er sich doch bereits in seiner Kindheit, wo andere Kinder mit Gewalt zur Schule genöthigt zu werden pflegen, sich wider den Willen Aller auf's Lernen. Sein Geist war so eindringend und scharf, daß er leicht jede Kunst und Wissenschaft faßte, welcher er sich ergab. Es gewann also wohl den Anschein, daß ihn die Natur dazu bestimmt hatte. Fürwahr, die Natur hat eine große Gewalt und ihr, ohne Gottes besondere Gnade zu widerstehen, ist hart und schwierig. Andererseits war Don Enrique nicht nur für das Ritterwesen, sondern auch für die Geschäfte der Welt und die Verwaltung seines Hauses und Vermögens so ungeschickt und untauglich, daß man sich darüber wundern mußte. Und weil er sich unter andern Künsten und Wissenschaften hauptsächlich der Astrologie ergeben, sagten Einige spottend, er wisse sehr gut Bescheid am Himmel, aber wenig auf der

Erde. Bei dieſer Vorliebe für Studien beſchränkte er ſich aber nicht auf rühmliche und katholiſche Wiſſenſchaften, ſondern ließ ſich zu den verworfenen und leichtfertigen Künſten der Wahrſagerei, Traum- und Zeichendeuterei herab, welche weder einem königlichen Prinzen, noch minder aber einem katholiſchen Chriſten geziemen. Deßhalb ſtand er auch bei den Königen ſeiner Zeit in geringer Achtung und in Geringſchätzung bei den Rittern. Gleichwohl war er ein geſchickter Poet, ein großer Geſchichtsforſcher, und hatte ſich tief in andere Wiſſenſchaften hineingearbeitet. Er konnte mehrere Sprachen reden, aß ſtark und hatte einen großen Hang zur Weiberliebe. Er ſtarb zu Madrid, 50 Jahre alt, am 15. December 1434. Er iſt im (Franciscaner)-Kloſter dieſer Stadt, nahe am Hauptaltare auf der Epiſtelſeite begraben." — Unter allen Männern, welche er portraitirte, hält Fernan Perez ſich am längſten bei König Johann II. auf [1]). Er ſchildert denſelben als groß von Körper und ſtark von Gliedern. Dabei hatte er jedoch weder einen guten Wuchs noch große Stärke; ſein Geſicht war angenehm, weiß und roth und ziemlich groß, ſeine Schultern hoch, die Sprache ruhig und gemeſſen. — Was er ſprach, war verſtändig und gedacht. Er wußte auch die Fähigkeiten Anderer wohl zu beurtheilen, hörte gern geſcheute Männer reden und merkte ſich, was dieſelben ſprachen; er verſtand und ſprach lateiniſch und las ſehr gut; ihm gefielen Bücher und Geſchichten ſehr; er hörte gern gereimte Reden vortragen und erkannte leicht deren Fehler; Scherz- und Witzreden vernahm und ſagte er gern und gut. Mit dem Waidwerke beſchäftigte er ſich eifrig und wußte alle Künſte deſſelben. Auf die Muſik verſtand er ſich und ſang und ſpielte gut. Er turnirte mit Geſchick und war im Lanzenrennen geſchickt. War er mit allen dieſen perſönlichen Vorzügen reich ausgeſtattet, ſo fehlten ihm die wirklichen

---

1) Die vom Vorredner der Chronik Johanns II. aufgeſtellte Meinung, daß die beiden letzten Capitel der generaciones y semblanzas (Johann II. und Alvaro de Luna) nicht von Fernan Perez herrühren ſollten, hat Joſeph Miguel de Flores in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Chronik Alvaro de Lunas hinreichend ſchon durch äußere Gründe widerlegt, ohne auf die innern Gründe Gewicht zu legen, wonach in dieſen beiden Capiteln Fernan Perez de Guzman Auffaſſungs-, Sinnes- und Darſtellungs-Weiſe ganz unverhüllt und charakteriſtiſch ſich darlegt. Dagegen ſind in der Chronik Johanns II. offenbar interpolirte Nachrichten über Alvaro de Luna.

und nothwendigen Königstugenden sehr ꝛc. Nicht eine Stunde lang hatte er Lust, sich mit Regierungsgeschäften zu befassen. Obgleich unter seiner Regierung Unruhen und Empörungen zusammengedrängt waren, wie sie vorher in 200 Jahren nicht vorgekommen, so hatte er doch so wenig Empfänglichkeit und Theilnahme für Regierungsgeschäfte, daß er sich dabei nur Vergnügungen hingab. Alle Erinnerungen fruchteten nichts. — Das Gemälde der Unordnung in den Regierungsgeschäften, welches Fernan Perez entwirft, ist anschaulich und wahr, eben so die Darstellung des Einflusses, welchen Alvaro de Luna auf den König sich zu verschaffen gewußt, und der so weit ging, daß, obgleich der König jung und feurig und seine Gemahlin schön und lebhaft waren, der König doch sich dem Umgange seiner so gut als anderer Frauen entzog, wenn der Günstling es wollte, wie sehr er auch sonst dem andern Geschlechte ergeben seyn mochte. — Die Gründe, wie es gekommen, daß der König noch ein Jahr vor seinem Tode dem Günstlinge abwendig geworden, trägt Guzman also vor: sey es nun, daß, wie man glaubt, er nach Gottes Willen angeregt und aufgestachelt wurde, oder, daß der Connetable ihn stärker beherrschte und beschränkte, als sonst jemals, und ihm nichts von dem, was er wünschte, zu thun verstattete, da ihn beständig Personen umgaben, ohne welche er weder etwas thun noch reden konnte; ja man sagt, in seiner Bedienung und der Besetzung seines Tisches sey er so arm und dürftig gehalten, daß Alle darüber sprachen, auch war ihm nicht immer gestattet, mit der Königin, seiner zweiten Gemahlin, ehelich zusammenzukommen; waren nun dieses die Gründe, oder, wie noch glaublicher, war, wie St. Augustin sagt, die Bosheit des Amoriters erfüllt, und konnte oder durfte die göttliche Gerechtigkeit seine Tyrannei und Herrschaftsanmaßung nicht länger dulden noch leiden ꝛc. Nicht minder ausführlich hat Fernan Perez im letzten Capitel seiner generaciones y semblanzas den allmächtigen Günstling selbst behandelt. Doch führt er neben der niedrigen Herkunft der Mutter [1]) mit einiger Gefälligkeit das Alter und den Ruhm

1) Diese wird wieder problematisch durch die Nachrichten, welche Josef Pellicer in seinen Nachrichten über das Haus Sarmiento de Villamayor mittheilt, wonach Alvaros Mutter, die zweite Gemahlin seines Vaters Juan Martinez, eine Theresa Alborноz gewesen, mithin einem alten an-

der Familie deſſelben an, aus welcher auch Papſt Benedict XIII., ein naher Anverwandter Alvaro's, hervorgegangen war. Auch läßt er ſeinen angenehmen perſönlichen Eigenſchaften alle Anerkennung widerfahren, obgleich er ihm Heuchelei und Verſtellung vorwirft. Daß Alvaro klein von Körper geweſen, dürfte vielleicht manchem Leſer unerwartet kommen. Wenn er auch, was Alvaro Gutes that und förderte, unpartheiiſch anzuerkennen ſcheint, ſo weiß Perez de Guzman dieſem gegenüber wieder ſo manches Ueble, das er verſchuldete, anzuführen, daß ſich die Waage des Urtheiles doch nie zum Vortheile des Connetable neigt. Er wußte ſein jährliches Einkommen durch Cumulation vieler Aemter auf 100,000 Doblas (eine Goldmünze) zu bringen. Man hielt dafür, daß ſein Vermögen größer ſey, als dasjenige aller andern Granden und Prälaten zuſammengenommen. Alle umliegenden Beſitzungen brachte er durch Kauf oder Tauſch an ſich, und ſo wuchs und breitete ſich ſein Vermögen aus wie die Peſt, welche von einem benachbarten Orte zum andern vordringt." — Die Würden der Kirche wußte er in ſeine Verwandtſchaft zu bringen. — Eben ſo begierig, als er nach Habe ſich zeigte, war er's nach Ehre. Als ein Verwandter dieß ihm vorhielt, erwiederte er mit Chriſti Worten: Quidquid venerit ad me, non ejiciam foras. Fernan Perez verſichert, wie es ihm Freude machen würde, wenn er glauben könne, daß Alvaro, wie geſagt werde, der natürlichen Grauſamkeit des Königs öfters den Zügel angelegt und unnöthige Hinrichtungen verhindert habe. Vortrefflich iſt das Gemälde der Unruhen und Umtriebe, welche Johanns Hof in Bewegung ſetzten und meiſtentheils zum Sturze des Günſtlings angezettelt waren, wobei richtig herausgefühlt wird, wie allenthalben Privatleidenſchaft der Hebel aller Bewegungen, namentlich gegen den Günſtling, war. Die beiden Capitel, welche König Johann und Alvar de Luna behandeln, ſind wie die längſten, ſo die am Beſten gelungenen des ganzen Buches und athmen einen edlen hiſtoriſchen Sinn und Geiſt. Dieſen hat Fernan Perez auch ſeiner Chronik

---

geſehenen Geſchlechte angehört hat. Der Herausgeber der cronica del Alvaro de Luna hält die Angabe von der Niedrigkeit der Abkunft Alvaros für eine von den vielen gehäſſigen Erfindungen, womit die Feinde des beneideten Günſtlings denſelben herabzuſetzen befliſſen geweſen.

einzubauchen gewußt, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann. Dieſe iſt aber in Form und Ausführung den generaciones und semblanzas weit nachzuſtellen, welche auch in ſtyliſtiſcher Hinſicht die Chronik in aller Weiſe übertreffen, was ſchon die ſelbſtſtändigere Bearbeitung des Stoffes in den generaciones bedingte. Sowohl die Chronik als die hiſtoriſchen Abbildungen der Zeitgenoſſen ſind für ihre Zeit bedeutende Werke. In kurzen und kräftigen Zügen zeichnet er die Portraits für ſeine Gallerie wenigſtens mit der Abſicht, ſie dem Leſer lebenvoll und bedeutſam entgegentreten zu laſſen. Seine Proſa ſtrebt in kräftiger Gedrängtheit bewußter Claſſicität glücklich entgegen. Nerv und Nachdruck beſeelen die Natürlichkeit des ungekünſtelten Ausdruckes. Die einfache mittelalterliche Schreibart läßt ſchon die Würde und Stärke ahnden, deren die caſtilianiſche Sprache ſich nachher ſo ſehr erfreuete. Beſonders hervorgehoben wird von Capmany die Freiheit ſeiner durchaus angenehmen Schreibart von Latinismen. Einen bleibenden Werth ſuchte der adliche Fernan Perez ſeiner Betrachtung durch die Eröffnung desjenigen Hintergrundes zu geben, welcher die wahre Erkenntniß aller Geſchichte bedingt. Das Walten der göttlichen Weltregierung im Verlaufe des Völker- und Privatlebens zu erlauſchen, iſt ihm ein ernſthaftes Bedürfniß. Nur die philoſophiſche Beſchränktheit ſeines Zeitalters, welches die glänzenden Speculationen ſo vieler eminenten Köpfe, welche unter der Schmach des Namens der Scholaſtiker der Welt jetzt gewiſſermaßen entzogen ſind, nicht zu populariſiren und ins Leben einzuführen verſtand, verhinderte auch ihn, einen umfaſſendern Standpunkt zu gewinnen und das Reich Gottes mit unbefangenem Blicke zu überſchauen. Anerkennenswerth bleibt es aber immer, daß Fernan Perez inſtinctmäßig die Nothwendigkeit eines göttlichen Mittelpunktes in der Geſchichte fühlte, ohne welchen aller Zuſammenhang aus denſelben und der Schlüſſel für's Ganze verloren geht. Gelang es ihm auch nicht, dieſen richtig nachzuweiſen, ſo war ihm doch das Bewußtſeyn lebendig, daß ohne die Vorausſetzung jenes Mittelpunktes die Weltgeſchichte eine ausgangsloſe Wüſte, ein reſultatloſes Aggregat von Zufälligkeiten, ein zuſammenhangloſer Schutthaufen von Thatſachen ſeyn würde. Fernan Perez hiſtoriſche Kritik iſt, ſo weit nicht Standesvorurtheil Befangenheit hervorruft, richtig und geſund. Die Verarbeitung

fremden Stoffes hat er mit Geſchick unternommen. Denn heller Blick und reife Ueberlegung laſſen ihn umſichtig auswählen und angemeſſen ordnen. Seine Anſichten von hiſtoriſcher Treue und Prüfung älterer Nachrichten und Ueberlieferungen ſind auch nach Wachlers Urtheile ſehr geläutert. Gewiſſenhaft, unparteiiſch (ſo weit er's vermag) und ſcharfſinnig ſind daher ſeine meiſt treffenden Urtheile. Wenn auch ſeine moraliſchen und politiſchen Maximen, welche zu ſeiner Zeit ſicherlich ſehr tiefſinnig gefunden wurden, jetzt einer gleichen Anerkennung ſich nicht mehr erfreuen dürfen, ſo ſind dieſelben doch auch heute noch Zeugen ſeiner ſchon gerühmten gelehrten Kenntniſſe, ſeiner reichen Welterfahrung ſo wie der Tüchtigkeit ſeiner Geſinnung. Dieſe ſetzt man als durchweg rein um ſo lieber voraus, als aus Fernan Perez Leben nicht wie beim Prinzen Juan Manuel, Züge bekannt ſind, welche an der Uebereinſtimmung ſeines Charakters mit den moraliſchen Grundſätzen, deren Verkündigung er übernommen, zweifeln ließen. Für die ſententiöſe Biographie gab er mit ſeinen Skizzen vom Hofe in Spanien den Ton an. Es war bei ihm auf einen ſpaniſchen Theophraſt angelegt. Welchen Rang ihm auch die hiſtoriſche Aeſthetik am Parnaſſe ſeines Vaterlandes anweiſen mag, eine beſonnene und der Geſchichte kundige Kritik muß ſeine Verdienſte als proſaiſcher Schriftſteller, weil er ſelbſtſtändiger und eigenthümlicher in dieſer Richtung ſich entwickelte, zugeſtehen.

Proſa des Hurnando del Pulgar.

In Fernan Perez de Guzmans und Cibda Reals literariſche Fußtapfen zugleich trat Ferdinands und Iſabellens Chronograph Hernando del Pulgar, deſſen Lebensbeſchreibung des Marquis von Santillana ich bereits am gehörigen Orte mitgetheilt habe. Der Beziehung zu ſeinen Vordermännern opfere ich den chronologiſchen Zuſammenhang, welcher die Betrachtung der Chronik Alvaro de Lunas und der Geſchichte Diego de Valeras erfordern würde. Hernando oder Fernando de Pulgar, Geheimſchreiber und Rath der katholiſchen Majeſtäten, war aus dem Königreiche Toledo gebürtig. Man ſtreitet darüber, ob er aus der Stadt Toledo oder dem Flecken Pulgar herſtammt und letzterm ſeinen Namen verdankt. Etliche, unter ihnen der berühmte Hiſtoriker Argote de Molina haben ihn,

in Nichtbeachtung der Verſchiedenheit des Vornamens, mit dem granadiſchen Helden und Alcayden Hernan Perez de Pulgar verwechſelt, deſſen Lebensgeſchichte im Jahre 1834 der damalige Premierminiſter Martinez de la Roſa mit der beſcheidenen Benennung bosquejo historico herausgegeben. Ich kenne dieſe Biographie leider nicht und weiß daher nicht anzugeben, ob Roſa in ſeinen Forſchungen auch auf eine Identität beider Perſonen geſtoßen iſt, gegen welche vorläufig der Umſtand angeführt werden kann, daß unſer Pulgar von dem Hernan Perez de Pulgar im dritten Capitel des dritten Theiles ſeiner Chronik ſo ſpricht, wie er nicht wohl von ſich ſelbſt ſprechen würde und daß der Alcayde damals jung und ein Kriegsheld war, während der Hiſtoriograph ſich als einen alten Mann ſchildert und nirgends erſichtlich iſt, daß er jemals mit dem Waffenhandwerk ſich befaßte, indem er ſich überall als einen Herrn von der Feder einführt. Der Stand ſeiner Eltern, ſeine Erziehung und ſeine Studien ſind unbekannt. Er ſelbſt ſagt in der Zueignung ſeines claros varones an die Königin Iſabella nur, daß er von frühеſter Zeit an am Hofe ihres Vaters (Johanns II.), ſo wie nachmals ihres Bruders Heinrich gelebt habe. Aus einem Briefe geht hervor, daß Heinrich ſich ſeiner als Unterhändler zur Stiftung eines friedlichen Verhältniſſes mit dem Erzbiſchofe von Toledo bediente, wobei ſeine mannichfachen Bemühungen ohne Erfolg blieben. Wahrſcheinlich iſt es, daß Pulgar von ihrer Thronbeſteigung an auch den katholiſchen Majeſtäten als Geheimſchreiber diente. In einem Briefe an ſeine Tochter erwähnt er einer Anweſenheit zu Paris, um der ihm dort bekannt gewordenen Mittheilung eines Carmeliters zu gedenken, deren er auch in der Einleitung zu den claros varones Meldung thut. Den Zeitpunkt dieſer Reiſe kennen wir nicht. Nach einer andern Aeußerung ſcheint es ihm am Hofe Iſabellens ſehr wohl ergangen zu ſeyn. Er zog ſich ſpäter in ſeine Häuslichkeit, vermuthlich zu Toledo, zurück. Aus derſelben ward er durch Berufung als Hiſtoriograph im Jahre 1482 wieder an den Hof gezogen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er den Hof auf deſſen Reiſen allenthalben hin begleitete, um überall Augen- und Ohrenzeuge der Begebenheiten zu ſeyn, deren Beſchreibung ſein Amt ihm auferlegte. So ward er Zeuge mehrer Belagerungen. Er war damals ſchon bejahrt; denn in ſeinen zum Theil weit früher geſchriebenen Briefen ſtellt er ſich als einen alten Mann dar. Seine Gattin, gleichfalls ſchon hoch in den Jahren, lebte noch, als

er den erwähnten Brief an ſeine Tochter ſchrieb, welche zwölf Jahr alt in ein Kloſter getreten war. Mit ſeiner Chronik kam er bis zur Einnahme von Granade. Es iſt zu vermuthen, daß Pulgar bald nach dieſer Zeit geſtorben iſt. Außer der Chronik hinterließ Pulgar einen ſchwer verſtändlichen Commentar zu dem anderwärts in dieſer Geſchichte beſprochenen ſatyriſchen Schäferſpiele: Mingo Revulgo, woraus der Irrthum entſtand, daß er Verfaſſer des Stückes ſelbſt ſey [1]). Niclas Antonio will in der Bibliothek eines Marquis von Agropoli eine von Pulgar verfaßte Chronik König Heinrichs IV. geſehen haben und meldet von einer Geſchichte der mauriſchen Könige Granadas von Pulgar, welche in der Bücherei eines Marquis von Eſtepa vorhanden geweſen. Beide Manuſcripte ſcheinen verkommen zu ſeyn. Von einer Auslegung des Vaterunſers, die er verfaßt, gibt Pulgar ſelbſt im mehrerwähnten Briefe an ſeine Tochter Kunde und nach dem Zeugniſſe des Lucius Marinäus Siculus ſchrieb er eine große Menge vortrefflicher Werke, von welchen meines Wiſſens nichts auf die Nachwelt gekommen iſt. Eine historia del gran Capitan (gedruckt 1584 zu Alcala), welche Pulgar zum Verfaſſer haben ſoll, iſt mir nicht zu Geſicht gekommen. Ich muß aber bemerken, daß der gran capitan ſeinen vorgeblichen Biographen um zwanzig Jahre überlebt hat. Auch die Chronik Ferdinands und Iſabellens (Zaragoza 1567 und Valladolid 1780 gedruckt) iſt mir nicht zugänglich geweſen. Antonius von Lobeija hat dieſelbe in ungefälliges Latein umgearbeitet [2]). Die erſte Ausgabe der Claros varones erſchien im Jahre 1500 nebſt den 32 Brie-

1) Der Herausgeber der Amſterdamer lateiniſchen Ausgabe der epistolae ſagt: Henrici IV. vecordiam, procerum artes, reipublicae universae factionem pastoritio quidem sed eleganti carmine, suppresso nomine ad vitandam invidiam deploravit lingua vulgari, eclogae forma, satyrae amaritudine. Dominici et Aegidii Pastorum inter se colloquentium de Reipublicae status afflictis sermonibus nomine dato inquit Mariana anno 1472 scripsit.

2) Der in voriger Note genannte Ueberſetzer ſagt: Scripsit quoque jussu Ferdinandi et Isabellae *Hispanico sermone* historiam seu potius Chronicon sed ita male elaboratum ut rumorum et nuntiorum Farrago quaedam solummodo videatur. Illud Chronicon bello Granatensi terminatur nec Authuzcoani belli meminit. Hieraus folgert der Ueberſetzer, daß Pulgar ſchon 1486 geſtorben ſey. Nach Brinkmeiers Abriß S. 127 iſt das Verhältniß zwiſchen der lateiniſchen und ſpaniſchen Bearbeitung von Pulgars Chronik noch keineswegs ganz aufgeklärt.

ſen. Spätere erfolgten Alcala 1428, Zamora 1543, Valladolid 1545, Antwerpen 1632, Amſterdam 1670, Madrid 1747 und 1775 (zuſammengedruckt mit Cibda Reals Briefen und Fernan Perez de Guzmans generaciones y semblanzas). — In den claros varones de Castilla, welche er der Königin Iſabella zugeeignet, gibt uns Pulgar vierundwanzig Biographiern von ihm perſönlich bekannt geweſenen Großen und Prälaten. Seinen caſtilianiſchen Patriotismus bekundet er nicht nur in der Zueignung, ſondern auch in der Schlußrede an ſeine Königin, indem er mit großem Nachdrucke eine Aeußerung Fernan Perez de Guzmans wiederholt, wonach als Erforderniß einer tüchtigen und wahren Geſchichte aufgeſtellt wird, daß die Ritter darin Caſtilianer und die Berichterſtatter ihrer Thaten Römer ſeyn müßten. Auf die nicht eben erhebliche Zueignung, worin er die Sparſamkeit der Chroniken mit biographiſchen Nachrichten über die berühmten Männer des Landes als einen Beweggrund zur Abfaſſung ſeines Buches anführt, folgt die Biographie König Heinrichs IV., deſſen Schwächen er gerade heraus meldet, ohne aber die Augen ſeinen guten Eigenſchaften zu verſchließen. Naiv iſt die Meldung ſeines ehelichen Unvermögens. Im Allgemeinen erſcheint der König noch in einem ziemlich günſtigen Lichte. Den unglücklichen Ausgang ſeiner Regierung ſiehet Pulgar als ein göttliches Strafgericht für den Ungehorſam an, den Heinrich gegen ſeinen Vater gezeigt; ihm ward daher von ſeinen Untergebenen in gleicher Art Wiedervergeltung angethan, und es erfolgte eine Auflöſung aller Bande und ſicherſtehend geglaubten Verhältniſſe. Schon in dieſer Biographie offenbart ſich Pulgars beſonnene unpartheiiſche Umſicht und gerade, aber doch milde Unbefangenheit. Im Portraitiren der äußeren Perſönlichkeit zeigt er ſich als einen glücklichen Schüler des von ihm ſehr verehrten Fernan Perez de Guzman. Im zweiten Titel gibt Pulgar biographiſche Nachrichten über den Admiral Don Fadrique. Mit Vergnügen lieſt man folgende, bei Gelegenheit ſeiner vom Admiral muthig ertragenen Verſtoßung aus dem Vaterlande und dem Beſitze aller ſeiner Güter, angeſtellte Betrachtung darin, welche den chriſtlichen Standpunkt des Verfaſſers bezeichnet: der Ritter ertrug ſein Mißgeſchick mit gleichgültiger Miene und keine Macht des Schickſals vermochte die Stärke ſeines Herzens zu brechen. Die römiſchen Geſchichtſchreiber rühmen Cato deßhalb als einen Mann von großem Muthe, weil derſelbe ſich den Tod gab, da er den Sieg ſeines Gegners Cäſar nicht ertragen

konnte. Ich weiß aber fürwahr nicht, welch' größere Grauſamkeit Cäſar ihm anthun konnte, als die er ſich ſelbſt zufügte. Denn im Widerſtreit mit der Natur und dem allgemeinen Triebe der Menſchen vollzog er an eigener Perſon das, was Alle an einer fremden zu thun verabſcheuen. Seinen Tod rühmt man mit der Redensart, daß er für die Freiheit geſtorben. Ich vermag aber in der That nicht einzuſehen, welche Freiheit ein todter Menſch ſelbſt haben oder andern mittheilen kann. Wie trifftiger Anlaß daher auch vorhanden ſeyn mag, ſein Leben zu preiſen, ſo wenigen Grund finde ich, ſeinen Tod zu loben: Denn wenn Jemand vor der Zeit das höchſt enge und natürliche Band löſet, welches die Seele mit dem Leibe zuſammenhält, aus Furcht, daß ein anderer es thun werde, ſo iſt das ein mehr zu verabſcheuendes als zu lobendes Beginnen. Der Schiffer gibt ſich nicht den Tod um dem Schickſale zu entgehen, ſondern läßt ſich von dieſem tödten, und der Belagerte legt nicht tödtende Hand an ſich ſelber aus Beſorgniß vor der Knechtſchaft des Belagerers. Alle erhält die Hoffnung aufrecht, welche dem Cato keine Stütze gewährte. Hatte dieſer nur Muth, die Güter des Glückes ſich gefallen zu laſſen, nicht aber deſſen Uebel, ſo können wir mit weit größerem Rechte den Admiral loben; jener erſchien in ſeinem Tode ſo ſchwach, daß er ſeine böſe Zeit nicht zu ertragen vermochte, dieſer aber zeigte im Leben ſolche Stärke, daß er die Hoffnung behielt, ſein Glück wieder zu erlangen, obwohl er ſich verſtoßen und beſiegt und ſeinen Feind glücklich und als Sieger erblickte; denn denjenigen nennt man einen großherzigen Mann, welcher, indem er das Mißgeſchick zu ertragen weiß, auch das Glück wieder zu ſuchen verſtehet. Und wenn der eine die Sünde verwarf, ſo verwarf der andere dasjenige, was ihm unvernünftig ſchien. Auch müſſen wir erwägen, daß, wenn wir Gottes Gerichte nicht begreifen können, wir noch weniger dieſelben tadeln dürfen; denn ſeine Geheimniſſe ſind uns ebenſo unbekannt als die Zwecke, welche ſeine Vorſehung durch die Handlungen der Menſchen zu erreichen ſich vorgeſetzt hat. Deßhalb wird derjenige, welcher ſeinen Zorn zu zügeln im Stande iſt und die Dinge, welche erträglich ſind, zu dulden vermag und ſtandhaft darin ausharret, ohne Zweifel ein ſicheres Leben führen und ſich nicht den gefährlichen Schlägen des Schickſales ausſetzen. Man darf trotz derſelben den Admiral glücklich preiſen, weil ſeine Blutsverwandten

und Freunde ihm zugethan und ſeine Diener und Mannen ihm treu blieben, da ſie in Erinnerung verſchiedener Wohlthaten, welche ſie von ihm empfangen hatten, ihm ſo gut zu Hülfe kamen, als ſie vermochten und ſolches noch mehr gethan haben würden, wenn ſie es im Stande geweſen wären ꝛc. — Der dritte Titel handelt vom Grafen von Haro. Ihn hatte ebenfalls die Schule des Mißgeſchicks geläutert und er Gott, wie man ſagt, darin erkennen lernen. Er war ein gerechter Mann und führte die ihm übertragenen Verwaltungen mit Unpartheilichkeit und Rechtſchaffenheit. Auch hier ſucht Pulgar den vaterländiſchen Helden durch den Gegenſatz berühmter römiſcher Beiſpiele zu heben. Die Geſchichtſchreiber, ſagt er, loben den römiſchen Conſul Brutus, daß er ſeine Söhne tödtete, weil ſie zum Nachtheile von Roms öffentlichem Wohle den König Tarquinius zurückzuführen trachteten; es heißt, daß übertriebene Begierde nach Lob die natürliche Liebe beſiegte; Virgilius nennt die Geſchichte einen unglücklichen Fall; iſt er dieß, ſo weiß ich nicht, wie ein Unglück gelobt werden darf oder wie ein Lob für etwas, das der Natur widerſtreitet und der Vernunft entgegen iſt, geſpendet werden darf. Wir dürfen wohl glauben, daß der Conſul, wofern er im Zorne handelte, übel that und, wenn mit Ueberlegung, noch übler; dagegen leſen wir von vielen caſtilianiſchen Machthabern, daß ſie keineswegs ihre Kinder tödteten, vielmehr ihre Leidenſchaften mäßigten und Land und Leute wohl zu regieren verſtanden. So verwaltete dieſer edle Graf, welchen nicht die Begierde beherrſchte, Ruhm in dieſem Leben zu erndten, ſondern der die Anfechtung überwand, um die Herrlichkeit des andern zu erlangen, den Staat ſo trefflich, daß er den Lohn gewann, welchen wahre Tugend zu gewähren pflegt ꝛc.. Im vierten Titel folgt die ſchon bekannte Biographie des Marquis von Santillana und im fünften die Biographie des Fernan Alvarez de Toledo, eines tapfern Kriegshelden, deſſen muthige Thaten Pulgar mit Vorliebe erzählt. Unter Titel ſechs iſt der Ordensmeiſter von Santiago, Juan de Pachero abgehandelt. Treffend nennt ihn Pulgar, um ihn als einen Mann zu bezeichnen, welchen Nebendinge nicht aufhielten und welcher immer auf die Hauptſache losging hombre esencial. — Der Graf Rodrigo de Villandrando iſt Gegenſtand des ſiebenten Titels. Er erbot ſich im Vertrauen auf ſeine Kraft und Tapferkeit, ſo oft gegenüberſtehende Heere zur Vermeidung eines

Treffens die Entſcheidung einer Sache auf Zweikampf ankommen laſſen wollten, allezeit zu einem ſolchen und hatte in der Regel in dergleichen Sträußen Glück, wodurch er zwar ſehr berühmt ward, ſich aber den Neid und Haß der Leute zuzog. Intereſſant iſt ſein Verhalten gegen den engliſchen Feldherrn Talbot, welcher, als Feind ihm gegenüberſtehend, ſeine Bekanntſchaft auf friedlichem Wege zu machen wünſchte. Im achten Titel behandelt Pulgar den Grafen von Cifuentes, welchen Johann II. als ſeinen Geſandten auf das Concil zu Baſel ſchickte, wo er mit großem Glücke und Erfolge ſeinen Machtgeber repräſentirte und deſſen Gerechtſame wahrte. So ſchob er, als bei einer gewiſſen Gelegenheit der Geſandte des Königs von England ſich den Vortritt anmaßte, dieſen mit perſönlichem Angriff zur Seite, ein Auftritt, welcher großes Aufſehen erregte, aber den caſtilianiſchen Geſandten ungemeines Anſehen verſchaffte. Vielleicht war er das Vorbild, welches dem Dichter von Beſſer vorſchwebte, als er, Geſandter des großen Churfürſten von Brandenburg am Londoner Hofe, bei einer vom Könige bewilligten Audienz den venetianiſchen Geſandten in gleicher Weiſe hinter ſich rückte. Dem Dichter Cartagena, welcher der caſtilianiſchen Geſandtſchaft angehörte, gab dieſer Vorfall Anlaß zu ſeiner geprieſenen Abhandlung über den Vorrang der Könige Caſtiliens vor denen von England. — Der neunte Titel iſt dem Herzoge von Infantazgo, älteſtem Sohne des Marquis von Santillana gewidmet, einem Manne, welcher ſich durch eine beharrliche Standhaftigkeit auszeichnete und eine ſolche Gewiſſenhaftigkeit beſaß, daß er ſich aus Beſorgniß, ein gegebenes Wort nicht halten zu können, in viele Verhandlungen gar nicht einließ. Im zehnten Titel begegnen wir dem Grafen Alva de Liſte, einem minder bedeutenden und kürzer als die Vorigen behandelten Manne. Auch vom Grafen Placencia iſt im elften Titel nicht viel geſagt. Von Kriegsluſt und Gehorſam gegen ſeinen König bewogen, ließ er ſich in einer Sänfte in die Schlacht tragen. Titel XII. hat den Grafen Medina-Celi zum Gegenſtande, welcher nicht gerade zu den bedeutenderen Perſönlichkeiten gehörte. Der Ordensmeiſter von Santiago Rodrigo Manrique Graf von Paredes, Bruder und Vater der beiden Dichter Gomez und Jorge Manrique iſt im dreizehnten Titel von Pulgar behandelt, ein tapferer Kriegsheld und bewährt in den

Kriegen mit den Mauren. Allein erſtieg er die Mauer der belagerten Stadt Huesca und nöthigte dadurch die Seinigen, ihm nachzufolgen. Im vierzehnten Titel unterbricht Pulgar ſeine biographiſche Gallerie mit einer an die Königin Iſabella gerichteten, das Bisherige recapitulirenden Betrachtung, worin er ſagt, daß die Caſtilianer noch eine Menge Beiſpiele berühmter Männer, welche den gefeierten Griechen und Römern an die Seite zu ſetzen, aufzuweiſen hätten. In der bereits bekannten Art gloſſirt Pulgar ungläubig über den geprieſenen Heldenmuth Mucius Scävolas, dem er das heldenmüthige Benehmen eines caſtilianiſchen Ritters Pedro Farardo entgegen ſtellt, ſo wie die ſchon oben erwähnte Vertheidigung der Brücke von Orvigo durch den Ritter Suero de Quiñones, von dem noch einmal die Rede wird ſeyn müſſen. Der fünfzehnte Titel gilt dem Garcilaſo de la Vega, welchen er dem Römer Horatius Cocles und deſſen That gegenüberſtellt. Don Juan de Sapavedra wirft für den fünfzehnten Titel wenig ab. Rodrigo de Narvaez füllt den ſechzehnten Titel. Er zeichnete ſich in den Kriegen wider die Mauren ungemein aus. Dieſe werden gezeichnet als kriegeriſche, verſchlagene und in den Künſten des Krieges ſehr gewandte Leute, ſtarke und grauſame Menſchen. Wiederum kömmt Pulgar auf ſein Lieblingsthema, daß ſeine vaterländiſchen Helden den römiſchen und griechiſchen bei Weitem vorzuziehen, wofür er eine Menge Beiſpiele anführt. Er meint, er müſſe nun auch etliche berühmt gewordene geiſtliche Würdenträger in Betrachtung ziehen, weßhalb im achtzehnten Titel der Cardinal von San Sixto uns vorgeführt wird, welcher aus einer bekehrten Judenfamilie abſtammt und als Theologe ſo gelehrt und anſehnlich war, daß man ſeines Rathes von allen Seiten begehrte. Der Titel XIX. bringt uns den Cardinal Angelo, welcher der caſtiliſchen Geſandtſchaft an das Concil zu Baſel beigegeben war und, je mehr er die Ehren floh, um zu ſo höhern Kirchenwürden ſich erhoben ſah. Durch eine unerhörte Uneigennützigkeit und Anſpruchloſigkeit zeichnete er ſich vor andern hohen Würdenträgern, welche in äußerem Glanze ſich gefielen, vortheilhafteſt aus. Auch zu einer Geſandtſchaft nach Deutſchland ward er vom Papſte verwendet, wo er den böhmiſchen Huſſiten den Text leſen mußte. Im zwanzigſten Titel begegnen wir der prachtumgebenen Geſtalt des Erzbiſchofs Alonzo Carillo von Toledo, eines Abkömmlings

aus portugieſiſchem Königsblute, der im Kriege und der Alchymie beſſer bewandert war als in ſeinem Berufe. Nicht minder an die Welt hingegeben hatte der im einundzwanzigſten Titel geſchilderte Erzbiſchof Alfonſo de Fonſeca ſeine ſonſt ſo bedeutende Perſönlichkeit. Ein ächter Kirchenfürſt dagegen erſcheint der im zweiundzwanzigſten Titel behandelte Biſchof von Burgos Alfonſo de Santa Maria, den ich als Dichter unter dem Namen Cartagena meinen Leſern nach Anleitung der von Pulgar gegebenen Nachrichten bereits bekannt gemacht habe. Ebenſo wie er ſtammte aus einem bekehrten Judengeſchlechte der Biſchof Francisco von Coria, auf den Pulgar im dreiundzwanzigſten Titel zu ſprechen kömmt. Er war ein mächtiger Prediger und gar gelehrter Herr. Sein Leben war untadelhaft und eine Reihe guter und trefflicher Handlungen. Seine Gabe der Beredſamkeit hatte für ihn mehre Miſſionen an auswärtige Höfe zur Folge, womit der Papſt ihn beehrte. Alle Welthändel, in die er ſich hineingezogen ſah, vermochten ihn nicht abzuführen von der ſteten Verfolgung ſeiner höhern geiſtlichen und religiöſen Zwecke. Es war ihm die Würde eines Cardinals zugedacht, als er, 55 Jahre alt, ſtarb. „Jungfräulich, wie er er von ihr gekommen, kehrte er in die Erde zurück.“ Von niederer Herkunft war Alfonſo Biſchof von Avila, welchen Pulgar im vierundzwanzigſten Titel behandelt. Er war ein bedeutender Theolog und Philoſoph, ein Ausbund aller Wiſſenſchaften ſeiner Zeit und hinterließ eine Menge theologiſcher Schriften. Der letzte von Pulgars claros varones iſt Tello Biſchof von Cordova, in welchen uns das Bild eines liebevollen mildthätigen Kirchenfürſten vorgeſtellt wird, welcher es ſich zur Aufgabe gemacht, ſein Leben in Werken der Barmherzigkeit beſtehen zu laſſen. Jährlich kaufte er eine Anzahl Chriſten aus mauriſcher Knechtſchaft los. — Dieſe Biographieen charakteriſiren ihren Verfaſſer als einen Mann von hoher Geiſtesbildung, ſicherm pſychologiſchen Blicke und ruhiger Auffaſſung des ganzen Verlaufes eines Menſchenlebens, in welchem er den rothen Faden mit Scharfſinn aufzufinden und in ſeinem Verlauf offen zu legen verſtehet. Er charakteriſirt deßhalb treffend und mit beſonnener Sicherheit und ſpricht mit einnehmender Feinheit und immer würdevoll. Seiner Freimüthigkeit iſt nirgends Bitterkeit beigemiſcht und ſeine Wahrheit hat nirgends etwas Verletzendes oder ſcharfen Anſtrich. Schmeichelei

und Schmähſucht liegen ihm gleich fern; ſeine Urtheile gehen aus ehrenfeſter Geſinnung hervor; ſie ſind kräftig und voll Geiſt. Eben ſo geiſtreich iſt ſein Styl, welcher lebendig und gedrängt iſt, ohne gekniffene Manier. Er hat etwas Großes und Durcharbeitetes. Ueberflüſſigen Reflexionen und Redensarten iſt er Feind. Behende und anmuthig bewegt ſich ſeine Rede, welche ebenſowohl das Gute zu ſchmücken als das Böſe zu entblößen verſtehet. Mit einzelnen leichten Zügen entwirft er vollendete Bilder. Kein Schriftſteller ſeiner Zeit hat ſich über bedenkliche Gegenſtände mit einer ſo würdigen Zartheit ausgeſprochen als er. Eine beſondere Kunſt entwickelt er in der Aufſtellung von Contraſten, mit denen er ins rechte Licht zu ſtellen weiß, was ihm deutlicher zu machen Bedürfniß iſt. Seine Sprache hat eine überraſchende Eleganz; gleiche Vorzüge tragen ſeine zweiunddreißig Briefe zur Schau, welche auch eine Menge Züge mittheilen, die als anziehende Beiträge zur Zeitgeſchichte anzuſehen ſind. Im erſten ſucht er bei ſeinem Arzte Hülfe wider die Leiden des Alters, gegen welche er vergeblich in Ciceros de senectute Troſt geſucht. Er gibt dem römiſchen Schönredner einige verblümte Zurechtweiſungen und ſtellt den römiſchen Beiſpielen einige aus dem alten Teſtamente gegenüber, welche er weit beſſer als Muſter der Ergebenheit und Geduld glaubt gebrauchen zu können. Das Ende ſeiner Betrachtungen iſt, daß er ſich nicht klar zu machen weiß, wie Cicero das Alter habe loben können. Im zweiten Briefe ſchreibt Pulgar einem vom Hofe verbannten Herrn beruhigende Worte, empfiehlt ihm ſeine Abgeſchiedenheit zum Inſichgehen anzuwenden und ſeine Vergangenheit im Lichte der Religion zu betrachten. Dabei gibt er folgende ſchöne Auslegung der Geſchichte vom blutflüſſigen Weibe: Matthäus erzählt in ſeinem Evangelio von einem Weibe, dem es trotz der großen Menge, unter welcher ſich unſer Heiland befand, gelang, ſeines Kleides Saum zu berühren und dadurch von einem Blutfluſſe, an welchem ſie litt, geheilt zu werden. Er meldet, unſer Herr habe eine Kraft von ſich gehen gefühlt, womit die Kranke geheilt ward. Vor der Menge faſt außer Stande, die Füße zur Erde zu ſetzen, fragte er: wer hat mich angerührt? Ich glaube, Herr, daß unter der Menge die Kirche verſtanden iſt, welche angefüllt iſt mit Leuten, die auf den Knieen liegen; gleichwohl berühren wir nicht mit wahrer Zerknirſchung den Saum unſers Herrn, damit demſelben die Kraft ſeiner

Barmherzigkeit entſtröme um uns von unſerm Blute zu heilen, d. h. den Sünden, wie jener guten Frau widerfuhr, denn, thäten wir gleich ihr, wir würden auch gleich ihr geſunden. Laſſet uns alſo in Zerknirſchung den Gewandesſaum unſeres Herrn berühren und ſeine mitleidige Seele wird uns Hülfe ſpenden; berühren wir ihn in Liebe, ſo wird er unſern Schmerz heilen; laſſet uns ihn unter Thränen berühren und nicht zweifeln, daß ers uns vergelten wird durch Mitleid, Hülfe, Freude und Alles, was uns Noth thun dürfte." — Die erbauliche Betrachtung gehet noch weiter. Der dritte Brief (1475.) iſt an den Erzbiſchof von Toledo gerichtet, dem er aufrichtige Vorwürfe darüber macht, daß er die Unruhen in Caſtilien genährt und unterhalten, ſo wie er ihn als einen politiſchen Wetterhahn wegen ſeiner Veränderlichkeit übel anläſſet. Unter Hinweis auf weltliche und heilige Beiſpiele ermahnt er ihn zu einem ruhigen, verſöhnlichen Verhalten. Er bittet ihn des unglücklichen Landes wegen um Erbarmen. Merkwürdig bleibt, abgeſehen von dem kräftigen Inhalte, dieſe pulgarſche Parabaſe an den Primas der ſpaniſchen Geiſtlichkeit immer und ein lebendiger Beweis, wie es dieſe am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Unterjochung der Laien und eigener Herrſchaft doch lange noch nicht ſo weit gebracht hatte, als man ſich gewöhnlich einbildet. Nr. 4. iſt ein Troſtbrief an einen kranken Freund, einen Ritter zu Toledo (1478.), welcher mit einer Verwünſchung der Nichtigkeit ſinnlicher Vergnügungen endigt. Im fünften Briefe entſchuldigt er gegen den Biſchof von Osma (1476.) die Königin Iſabella gegen Vorwürfe, welche in einem Briefe dieſes Prälaten ausgeſprochen waren. Der ſechſte Brief enthält neun Invectiven gegen den Erzbiſchof von Toledo und iſt an einen von deſſen Untergebenen gerichtet. Er macht ihm auch hier zum Vorwurfe, daß er ſtatt mit gelehrten Leuten ſeine Perſon mit Waffen und Kriegern umgebe. Nr. 7. iſt ein ausführliches Schreiben an den König von Portugal über den demſelben gemachten Antrag, die Krone von Caſtilien anzunehmen. Vor allen Dingen empfiehlt er Gott anzurufen und denſelben um Weisheit und Erleuchtung in ſo ſchwieriger Lage anzuflehen. Sodann beſpricht er den zweifelhaften Rechtspunkt und macht den König auf die Privatabſichten derer aufmerkſam, welche ihm den Antrag geſtellt haben. Er weiſet ihn auf die Unruhen hin, welche die Annahme des Antrages nothwendig erregen mußte. Sodann erinnert er,

daß in Johanns Tochter Iſabella eine eben ſo berechtigte Bewerberin aufgeſtanden ſey. Er weiſet hin auf die natürliche Unverträglichkeit der Caſtilianer und Portugieſen. Aus der Geſchichte Jerobeams und Rehabeams ziehet er für den vorliegenden Fall Verhaltungsregeln. Das Ganze läuft, wie leicht begreiflich, auf den Rath einer Ablehnung des Antrages hinaus. Der achte Brief iſt an den in portugieſiſcher Gefangenſchaft gehaltenen Biſchof von Tuy gerichtet, den er ſcherzhaft und verweiſend einige Wahrheiten unter die Naſe reibt. Der neunte Brief an den Doctor von Talavera, worin er die Geburt eines Prinzen meldet, und der zehnte an Don Enrique, den Oheim des Königs ſind nicht erheblichen Inhaltes. Im elften Briefe an die Königin beſchwert ſich Pulgar über die Menge des Geſchichtsſtoffes, welchen ihre thatenreiche Regierung ihm zuführt. Der zwölfte an den Canonicus Pedro in Sevilla gerichtete Brief enthält freundſchaftliche Zurechtweiſungen und Mittheilung verſchiedener Nachrichten und Aeußerungen. Nr. 13. iſt an den Connetable gerichtet, den er über ſeine Klagen wegen der Mühſale und Gefahren, die er zu erdulden hat, mit philoſophiſchen Gründen zu beruhigen ſucht. Der vierzehnte, an einen Freund in Toledo gerichtete Brief enthält ſehr verſtändige Betrachtungen über den vermeintlichen oder wirklichen Werth einer adeligen Herkunft bei Leuten, welche im Staate etwas gelten, womit Pulgar aber manche ariſtokratiſche Anſichten angreift. Im fünfzehnten Briefe ſchreibt er mit wenigen Worten dem Cardinal Mendoza einen Beileidsbrief aus Anlaß des Todes von deſſen Bruder, dem Herzoge von Infantado, deſſen Leben in den claros varones mit aufgenommen worden. „Ich bin keiner von denen, welche ſich unterfangen mit Worten eine noch nicht ausgetragene Trauer hinwegzunehmen, und die Zeit um ihren Dienſt betrügen, welche durch Zeitigung die Trauer zu Ende führt. Ich weiß keinen andern Troſt anzubieten, als daß der ſich ſehr leicht über eines Andern Tod tröſten wird, welcher ſtündlich an ſeinen eigenen denkt. Im ſechszehnten Briefe harangnirt Pulgar die Königin über die für die Stadt Sevilla im Jahr 1477 bewilligte allgemeine Amneſtie. Nachdem er ein Gemälde der grauenhaften Zuſtände und Unordnungen, welche dieſer Amneſtie vorausgingen, entworfen, preiſet er die Gnade der Königin und weiſet nach, wie dieſe das Erforderniß einer chriſtlichen Regierung iſt. Der Brief iſt ein anſchaulicher

Beitrag zur Geſchichte des unglücklichen Regiments, das Heinrich IV. handhabte, deſſen Gerechtigkeit eben ſo ſchlaff, als der Ungehorſam ſeiner Unterthanen groß war, ſo daß überall die Privatwillkür zu verbotenen Aeußerungen ungeſtrafte Gelegenheit fand. Den an des Königs Oheim Heinrich gerichteten ſiebzehnten Brief will ich, da derſelbe einer der kürzern iſt, um eine Probe von Pulgars Epiſtolographie zu geben, ganz mittheilen: Mein hoher und edler Herr. Euer Gnaden gebieten, ich ſolle ſchreiben, aber nur keinen Troſtbrief. Gern genüge ich der Aufforderung. Denn weder wüßte ich Euch Troſt zu ſchreiben, noch möchtet Ihr deſſen bedürfen. Ueberlaſſen wir dieſes Amt Gott, welcher der wahre Tröſter iſt und nach der Noth Erquickung gibt und hinter den Thränen ſein Erbarmen ausgießet. Ich, mein edler Herr, hatte meinem Briefe nicht geboten, Euch den mindeſten Troſt zuzuſprechen. Hätte ich denſelben wieder in meinen Händen, ſo würde ich veranſtalten, daß er ein anderes Mal nichts anderes melde, als was ihm aufgetragen werden. Was ich ihm an Euer Gnaden auszurichten aufgetragen, war, daß, wenn Eure Wunden tüchtig wären, Ihr damit zufrieden ſeyn möchtet, weil ſie die Male des Ritterſtandes ſind, welchem Ihr Euch gewidmet habt. Ich weiß nicht, wie mein Brief ſo närriſch ſeyn konnte, Euch Tröſtungen zu überbringen, welche ich ihm nicht aufgetragen hatte; denn wenn ich Eure Perſon, Euer Geblüt, Euren Stand, Eure Wunde und die Gelegenheit, bei welcher Ihr dieſelbe erhalten, in Betracht ziehe, ſo iſt mehr Anlaß zur Freude als zur Trauer oder zum Schreiben von Troſtbriefen vorhanden. Geſetzt aber auch, Fernando de Pulgar wäre ſo unbeſcheiden, ſich herauszunehmen an den Herrn Heinrich Troſtſchreiben abzufertigen, ſo iſt zwiſchen hier und dort ſo weiter Zwiſchenraum, daß Ihr beim Empfange ſchon wieder geſundet geweſen ſeyn würdet und die Wunden, ſelbſt wenn Ihr dieſelben hättet einſalzen mögen, doch verdorben geweſen ſeyn dürften. Fürwahr, Herr, der Troſt, welcher nicht im Umſchlage eines Heilmittels ankömmt, iſt keinen Heller werth; deßhalb ſorge ich auch nicht für Troſt, wo ich keine Hülfe weiß. Ich, Herr, bin der Meinung, daß es dem Menſchen eine beſſere Erholung iſt, ſein eigenes Leiden zu erzählen als fremden Troſt anzuhören, wenn ihm derſelbe nicht augenblickliche Hülfe bringt oder zukünftige verheißt. Euer Gnaden ſagen, daß Ihr Schmerzen den Verſchuldungen gegenüber, welche ſie vor Gott

haben, gering erſcheinen. Seyd überzeugt Herr, daß ein ſolches Wort nur aus dem Munde eines guten Herzens kommen konnte, denn ihr werdet finden, daß der Schmerz, wie er die Uebelthäter zur Verzweiflung bringt, den Guten zur Reue veranlaßt. Dieſes Wort wird Euern Herzen zu einer größeren Zierde gereichen als die Wunde an Eurem Fuße." Nr. 13. enthält freundſchaftliche Vorwürfe an den Prior del Paſo, daß er Pulgars Briefe ſo ſparſam beantworte. Nr. 19. eine Beileidsäußerung an den in Granada gefangen gehaltenen Grafen Cifuentes. Der zwanzigſte an den Grafen Tendilla geſchriebene Brief enthält Reflexionen von keinem erheblichen Belange. Nr. 21 iſt an einen geheimen Freund gerichtet als Antwort auf einen an den Cardinal gelangten Brief, welcher Schmähungen auf Pulgar enthalten hatte und dieſem Nachts vor die Thür geworfen war. Anlaß dazu hatte ein Schreiben Pulgars an den Cardinal gegeben, worin er das Verfahren der Königin und der Inquiſition wider die Ketzer zu Sevilla gemißbilligt haben ſollte. Dieſer Brief Pulgars iſt ein kleines Meiſterſtück. Er erſcheint darin höchſt achtungswerth. Die Anſchuldigung weiſet er ab, iſt aber bereit, ſogleich das Urtheil, deſſen er bezüchtigt iſt, abzugeben, wenn die Königin dazu Anlaß herbeiführe, deſſen leichte Möglichkeit er zugibt, wodurch er indirect ſeine Meinung über die Inquiſition ausſpricht. Wäre er nicht zu ausführlich, ſo würde ich den Brief ganz mittheilen. Nr. 22. ein Höflichkeitsbrief an Gabriel de Mendoza. Unter allen Briefen Pulgars iſt der dreiundzwanzigſte der längſte, welcher an ſeine Tochter, eine Kloſterfrau, gerichtet iſt, nach langem Schweigen, ein langer Erguß. Er ſchildert, wie Vater und Mutter bei der Trennung von dem zarten Kinde von Schmerz übermannt erſt langſam in dem Bewußtſeyn ſich zurecht fanden, daß ſie in ihren Mauern des Paradieſes Frieden genieße. Er führt philoſophiſche Troſtgründe auf, weßhalb er zu dem Beruf, wozu natürliche Anlage ſie geſchickt machte, ſeinen Beifall gegeben. Er ſucht ihr die Vorzüge ihres Standes und ihrer Lage durch Gegenüberſtellung der Schattenſeiten anderer Verhältniſſe (z. B. des Eheſtandes), in welche ſie hätte treten können, auseinander zu ſetzen. Die Nachtheile des Lebens in der Welt ſchildert er meiſtens mit des heiligen Auguſtins Worten, welche er trefflich ins Spaniſche überſetzt hat. Pulgar preiſet ſeine Tochter, daß ihr beſchieden worden, ſtatt des Looſes der unruhigen Martha

den Frieden Mariens zu genießen. Dann führt er ihr zu Gemüthe, wie ſie nicht klagen dürfe, daß ihr in ihrer Abſperrung die Dinge der Welt zu ſehen verſagt worden, da ſie eine Menge Gegenſtände nun nicht kennen lerne, welche an ſich häßlich, auch nur nachtheilige Folgen einbringen könnten. Zur Erläuterung gebraucht er geiſtreich gewählte Gleichniſſe und Fabeln. „Sagſt du, ſo fährt er fort, du ſeyeſt eingeſchloſſen, ſo diene dir zur Antwort: daß alle züchtigen Weiber es auch ſind. Drückt dich der Gehorſam, ſo bedenke, daß er von Gott Allen auferlegt worden. Für die Entbehrung eines Gatten, haſt du die Freiheit von den Schmerzen des Gebärens. Erfreuen dich keine Kinder, ſo darfſt du um ihren Tod nicht trauern und andere Sorgen um ſie Dir erſparen. Umgibt dich kein aufwartendes Geſinde, ſo haſt du es auch nicht zu unterhalten. Entbehrſt du des Umganges mit deines Gleichen, ſo haſt du auch nicht zu leiden vom Neide Uebelwollender. Vermagſt du nicht zu thun und zu ſagen, was du willſt, ſo brauchſt Du Dir auch nicht ſagen und thun zu laſſen, was andere möchten.“ — Vier Dinge allezeit vor Augen zu haben, empfiehlt Pulgar ſeinem Nönnchen: 1) feſt und unverbrüchlich zu halten über dem katholiſchen Glauben unſeres Heilandes und Erlöſers Jeſu Chriſti, wie ihn die heilige Mutterkirche lehrt und feſthält; denn niemand kann ohne den Glauben Heil erlangen; 2) demüthig zu ſeyn und beſcheiden (dabei erläutert er Chriſti Worte: glückſelig die Armen am Geiſte) — dieſen Satz führt er mit theologiſchem Geſchicke näher aus; 3) chriſtliche Liebe gegen Andere zu üben. Auch dieſer Satz wird durch Beweisſtellen aus der Bibel belegt; 4) recht fleißig zu beten und dabei des Vaters und der Mutter zu gedenken. Durch Gebete könne ſie den Eltern vergelten, was dieſe an ihr gethan. Er gibt ihr Verhaltungsregeln für das Beten und ſendet ihr zu beſſerem Erfolge die ſpaniſche Ueberſetzung von des heiligen Auguſtin Expoſition des Vaterunſers. Nr. 24. iſt Antwort auf die Bitte eines unbekannten Freundes, welcher Pulgar gebeten hatte, ihm in der Eheſache eines Vetters beirathig zu ſeyn, worin er ſagt, daß Verliebte für Rath ſehr unempfänglich ſeyen und ſich als einen guten Kenner verliebter Stimmungen darſtellt. „Wenn der Verliebte einen gleichen Eifer für Gott und göttliche Dinge hätte, wie für die Geliebte, ſo würde er ſofort mit Haut und Leib ins Paradies fahren.“ Bei

alle dem war der Vetter nach zweijähriger Ehe in unversöhnliche Zwistigkeiten mit seiner früher so angebeteten Gattin gerathen, wogegen ein anderer Vetter, welchen seine Frau mit Widerwillen genommen, es doch hinterher zu einer höchst glücklichen Ehe gebracht hatte. Im fünfundzwanzigsten Briefe gibt Pulgar dem Bischof von Coria Nachricht über Kriegsbändel oder politische Angelegenheiten aus dem Jahre 1473. Der sechsundzwanzigste Brief ist an den Secretär der Königin Fernan Alvarez gerichtet. Er stichelt auf den kriegerischen Eifer der katholischen Majestäten, den er ein wenig widerchristlich zu finden, nicht umhin kann. Nr. 27. ist ein halb scherzhaftes Schreiben an den Capellmeister des Königs von Portugal, welcher ihn mehrmals um briefliche Zuschriften ersucht hatte und den er nun abspeist. Im achtundzwanzigsten Briefe theilt er dem Prior von Paso Neuigkeiten vom portugiesischen Hofe (1484) mit, welche aber nicht günstig für den König von Portugal lauten. Nr. 29. ist unbedeutenden Inhaltes, bezeugt aber die Unlust, womit Pulgar dem Rufe als Chronograph an den Hof folgte. Gleichgültigern Inhalts ist auch der dreißigste Brief an einen Portocarrero, welcher in portugiesischer Gefangenschaft gelebt zu haben scheint und dem das Erlernen der portugiesischen Sprache sehr schwer wurde. In einem Briefe (Nr. 31.) an den Cardinal von Spanien gebet er bitter spottend über ein Verdict her, worin verordnet war, daß keine Fremden in Guipuzcoa sich aufhalten und niederlassen sollten. In Nr. 32. tröstet Pulgar den Don Enrique, einen Herrn von königlicher Abkunft, über den Verlust von Zahara an die Mauren, weil er bei dieser Stadt, welche er befehligte, sich kriegerischen Ruhm erworben, obwohl ihm die Stadt verloren gegangen. Obwohl Pulgar in seinen Briefen mit den Urtheilen über historische Personen und Ereignisse seiner Zeit unverholener herausgehet, als in den claros varones, so ziert ihn doch auch hier allezeit eine so einnehmende Besonnenheit wie Ruhe. Seine philosophischen und theologischen Reflexionen sind auch noch heute keineswegs gemein. Von psychologischem Scharfblicke und gediegener Beobachtung geben die Briefe für Pulgar ein fast noch besseres Zeugniß ab, als seine Biographien berühmter Castilianer. Die Sprache empfiehlt sich auch hier durch natürliche Anmuth und geistreiche Eleganz und Präcision. Seine Belesenheit in den Alten tritt noch schärfer hervor, als in den Biographien. Der eben so treff-

lich geſinnte als talentvolle Pulgar kann nach allen dieſem mit Recht ein würdiger Nachfolger des wackern Gibda Real und des edeln Fernan Perez de Guzman in der Cultur der caſtilianiſchen Proſa genannt werden. Wie er der Zeit nach ſpäter, ſo iſt er auch als ein in den Richtungen ſeiner beiden Vorgänger wirklich Fortgeſchrittener zu betrachten.

Chronik Alvaro's de Luna.

Von Pulgar muß ich einen chronologiſchen Rückſchritt in die Zeiten Johanns II. thun, um nachzuholen, was über die Chronik Alvaro de Lunas in dieſer Geſchichte beizubringen iſt. Dieſer Anachronismus hat ſeinen guten Grund in der Abſicht, den Panegyricus erſt dann an die Reihe treten zu laſſen, wenn die unbefangenern hiſtoriſchen Zeugniſſe abgehört ſeyn würden. Jene Chronik ward im Jahre 1546 von einem gleichnamigen Urenkel des ſo unglücklich abgetretenen Günſtlings zu Mailand herausgegeben, wo ein gewiſſer Antonio de Caſtellano den Druck beſorgte. Der Herausgeber war Unterbefehlshaber der ſpaniſchen Beſatzung in der Feſtung von Mailand. Wer dieſe Chronik geſchrieben, vermag ich nicht anzugeben. Joſeph Pellicer in ſeinem Informe del Origen y sucesion de la Casa de Sarmiento und dem Memorial por la Grandeza de los Condes de Miranda bezeichnet als Verfaſſer dieſer Chronik mehrmals, allein ohne alle Angabe von Gründen, einen Don Antonio de Caſtellanos. Der neuere Herausgeber der Chronik, Joſeph Miguel de Flores, befürchtet, daß Pellicer den vorhin angegebenen Namen des Druckers mit dem des Verfaſſers verwechſelt haben möge. Barreiros meldet in ſeiner Chorographie, daß ein Diener des Connetable Verfaſſer der Chronik geweſen. Die beſondere Vorliebe, die Ausführlichkeit, womit er die äußerliche Erſcheinung, die Worte und Eigenthümlichkeiten ſeines Helden ſchildert, deuten auf eine nahеſtehende und von dem Connetable abhängige Perſönlichkeit. Daß er ſich fortwährend in der Umgebung Alvaros befunden, gehet aus ſeiner Verſicherung hervor, den Connetable könne Niemand, als wer Augenzeuge ſeiner Thaten geweſen, richtig ſchildern. Wenn man den Accent betrachtet, der auf die Treue eines Ritters Chacon gelegt wird, welcher zu den vertrau-

ſten aus dem Gefolge des Connetable gehörte, ſo könnte man ſich verſucht fühlen, auf dieſen Chacon die Vermuthung wegen der Verfaſſerſchaft ruhen zu laſſen. Der Verfaſſer begann ſein Werk, wie er ſelbſt andeutet, bald nach dem Tode ſeines Helden, denn er erwähnt darin des Erzbiſchofs Don Rodrigo de Luna als eines noch Lebenden. Dieſer ſtarb aber erſt 1460. Ihrer hiſtoriſchen Ausdehnung nach kann dieſe Chronik füglich eine Chronik König Johanns II. genannt werden, da ſie alle merkwürdigen Vorgänge der Regierung dieſes Königs begreift, welche ja von Anfang bis faſt zu Ende mit geringen Unterbrechungen unter der Leitung Alvaro de Lunas ſtand. Ein genauer Chronologe iſt der unbekannte Verfaſſer, dem es mehr um anſchauliche und gut ſtyliſirte Darſtellung, als detaillirte hiſtoriſche Kritik zu thun war, nicht. Die Chronik vernachläſſigt ſogar das chronologiſche Moment nicht ſelten und kann in Anſehung der Daten, welcher einer weitgehenden Verificirung unterliegen dürften, nur mit Vorſicht gebraucht werden. Sein behagliches Ergehen in politiſchen und moraliſchen Reflexionen, welchen er ſo häufig ſich ergibt, läſſet bald erkennen, daß ihm *inneres Weſen* und Bedeutung hiſtoriſcher Daten über deren äußere Feſtſtellung ging und er keinen Anſpruch macht, als ein gründlicher Forſcher genannt zu werden. Sollte dieß etwa der Grund ſein, weßhalb der verdiente Wachler in ſeiner Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt dieſes ſonſt ſo ausgezeichnete Werk ganz überging? Linguiſtiſch auffallend iſt der Umſtand, daß dieſe Chronik mehr als irgend ein anderes Sprachdenkmal jener Zeit, den Einfluß des nach Spanien herüberwirkenden franzöſiſchen Romanze erkennen läßt, indem ſie eine Menge Wörter darbietet, welche der Form und Bedeutung nach ganz franzöſiſch ſind. Dieſe Erſcheinung bezeugt thatſächlich meine bei Schilderung des Einfluſſes der Troubadourspoeſie auf die caſtilianiſche ausgeſprochene Behauptung eines ſehr lebendigen und die gegenſeitige Nationalität ſtark berührenden Verkehres, welcher, wenn auch nicht über die ſchwer zu paſſirenden Pyrenäen, doch auf dem Waſſerwege zwiſchen den ſpaniſchen und franzöſiſchen Küſtenländern des Mittelmeeres Statt fand und ſeine ſprachlichen Einflüſſe, für welche das weniger gebildete ſpaniſche Romance empfänglicher ſeyn mußte, weit ins Binnenland hinein erſtreckte. Die Kriege mit den Mauren zogen, nachdem die Kreuzzüge den Strom der ritterlichen Kräfte nicht mehr

nach dem Morgenlande leiteten, eine Menge franzöſiſcher Ritter in die Kampfgefilde Spaniens, wo noch mancher Strauß in alter Ritterart ausgefochten werden konnte und dem tapfern Kämpen Ruhm und Gewinn eintrug. Aus Dankbarkeit ließen die franzöſiſchen Helden Klang und Worte der Mutterſprache zu ſpäterer Erinnerung an den ehemals, trotz der Pyrenäenſcheide beſtandenen Verkehr der Nachbarvölker zurück. Vom Geiſte und der Manier der merkwürdigen Chronik Alvar de Lunas, welchem ich eine ausführlichere Aufmerkſamkeit zu widmen nicht widerſtehen kann, gibt ſogleich die Vorrede eine deutliche Vorſtellung, welche ich daher mittheile: Unter andern reichlichen Früchten, welche Spanien einſt hervorbrachte, war nach meinem Befinden die köſtlichſte das Hervorbringen und Großziehen höchſt tugendhafter, angeſehener und zum Herrſchen geſchaffener, zum Regieren erleuchteter, zum Kriege abgehärteter und tapferer Männer. Einige unter ihnen erſtiegen den Gipfel der Herrſchaft, andere den leuchtenden Stuhl der Wiſſenſchaft. Viele andere aber erwarben ſich durch Siege des Triumphes glänzende Krone. Wenn wir aber in unſerer Zeit die Augen voll gerechter Ehrerbietung ſolcher Betrachtung zuwenden, dann zeigt ſich nicht nur in Spanien, ſondern auch bei allen übrigen Nationen ein ſolcher Mangel und eine Leere an ähnlichen Männern, daß, wenn auch Etliche im Gewande irgend einer Tugend glänzen, ihnen Vieles von demjenigen fehlt und verſagt iſt, ohne welches das vollkommene Geſchenk jener Tugend doch nackt und ohne ſonderliche Reize erſcheint. Es iſt damit wie mit der Verſchiedenheit der Landesbeſchaffenheit; denn ein Land hat Ueberfluß an Früchten und doch ein ſchlechtes Brodkorn; iſt ein Reichthum an Heerden vorhanden, ſo iſt das Gelände hoch belegen und felſig, ein rauher Aufenthalt und zu menſchlichem Aufenthalt nicht angenehm. Andere findet man, welche bei überflüſſiger Fruchtbarkeit in nothwendigen Gegenſtänden von veränderlichem und kaltem Klima ſind oder unerträglich wegen übermäßiger Hitze. Eben ſolche Verſchiedenheiten und Vollkommenheitsmängel machen ein Menſchenzeitalter fehler- und mangelhaft. Wenn einige Menſchen einige Frucht und einigen Tugendglanz von ſich geben, um einen guten Anfang erwarten zu laſſen, ſo zeigen ſie ſich matt und unreif zur Vollendung; ſind ſie vielleicht kräftig und tapfer, ſo iſt ihre Rede hart und uneben, ſie ſind felſenrauh durch Uebermuth oder emporragend in

unmäßigen Dünkel. Beſitzen ſie vielleicht Tapferkeit und Klugheit, ſo fehlt ihnen das Geſchick zu deren Anwendung oder Gewicht in der Ausführung oder Würde und Weisheit des Wirkens und Sanftmuth in der Unterhaltung. Dieſe Dinge ſind nun ſo nothwendiger, als die großen Fürſten und Würdenträger, je mehr ſie eine hohe Stelle einnehmen, deſto weiterhin bemerkbar werden, ſo daß, wenn ſie einerſeits hell und leuchtend daſtehen, auf der andern Seite Schatten und Dunkel an ihnen ſichtbar wird. Darin beſtehet die Schwierigkeit, es in der Tugend zu völliger Vollendung zu bringen. Wenn aber nun an unſern prächtigen, höchſt tugendhaften und glückſeligen Don Alvaro de Luna, Ordensmeiſter von Santiago und Connetable von Caſtilien, kündlicher Weiſe ſo viele tugendhafte Seiten glänzen und eine ſolche Menge ausgezeichneter Thaten ſeinen Namen eben ſo feiern, als alle jene Dinge zuſammen, und eins mit dem andern in vollkommenem Vereine glänzend an ihm haftet, warum ſollen wir ihm als Zeit- und Landesgenoſſen den Ruhm verſagen, welchen wir mit guter Abſicht den Dahingeſchiedenen und Auswärtigen zollen? Wer möchte aber wohl, wenn die Frucht ſeiner großen und reifen Klugheit erkannt und empfunden wird, noch zu den Catonen hinunterſteigen, um bei ihnen Klugheit zu ſuchen und wer könnte unter ſeiner nie beſiegten Fahne, Anführerſchaft und Leitung geſtanden haben und noch hingehen, um die Scipionen und Metellen um Muſter der Hochherzigkeit zu bitten. Welcher Feind kann ihn geſehen und die Streiche ſeines Schwertes empfunden haben, aber noch die Wildheit des rauhen Mannes, welcher Scäva hieß, fürchten? Wer wird noch am Könige Maſiniſſa einen zum Ertragen von Mühſalen geſchickten Körper rühmen oder eine durch ritterliche Uebungen nicht zu bezwingende Ausdauer, wenn er mit ihm Rittermühen und beſtändige Kriegsarbeiten getheilt hat? ꝛc. So ſtellen ſich uns in dem verehrten Meiſter ſo viele wahrhafte Bilder der Tugend dar, als ob die Ueberbleibſel der Güte von vielen Abgeſchiedenen in ihm und für ihn allein aufbewahrt worden. Denn wer kann noch übel berathen ſeyn, wenn er ein Vorbild an ſeiner weiſen Klugheit nimmt? Wer mag noch veränderlich ſeyn, wenn er ſeine ſo feſte Beſtändigkeit vor Augen hat? Wer darf noch eine weibiſche Feigheit begehen, wenn er ſeine kraftvolle Großherzigkeit betrachtet? Wer kann ſich vergehen und abfallen, wenn er in den hellen Spiegel ſeiner höchſt wahren

und reinen Ergebenheit gegen ſeinen König hineingeſchauet ꝛc. Wenn Etliche ſich bewogen gefunden, die Thaten der Abgeſchiedenen zu ſchreiben, ſo wurden einige dazu veranlaßt durch die Liebe, welche ſie zu den tugendhaften Handlungen jener hegten, andere durch das Vergnügen, das ihnen die Beſchäftigung mit großen, ritterlichen Thaten gewährte, andere durch das Vorhaben die ausgeſuchten Handlungen der Abgeſchiedenen als Muſter und Lehre den Nachkommen aufzubewahren, und andere endlich durch die Abſicht, ſich ſelbſt auf eine zierliche Weiſe zu loben, indem ſie das Leben und die Handlungen auserwählter Menſchen beſchrieben. Warum ſoll denn nun meiner ungeübten Hand Gelegenheit und Erlaubniß verſagt werden, Etwas über das ſo überaus tugendhafte Leben des edeln und berühmten Ordensmeiſters zu ſchreiben? Den Schlaf von meinem entſchlummerten Geiſte hinwegzutreiben habe ich ſo vielen und großen Anlaß in der Tugend unſeres einzigen tugendhaften Meiſters, wie manche andere Schriftſteller an der Rückſicht auf Viele, welche vor uns lebten, zuſammengenommen haben konnten. Um ſo mehr, als ich glaube, daß ſeine ausgezeichneten Thaten mir nicht allein Kräfte leihen werden, um zu reden, ſondern mir ſolche ſelbſt reichlich ſchenken und verbürgen dürften. Deßhalb habe ich aus beſagten und andern vielen noch zu ſagenden Gründen mir vorgeſetzt, im gegenwärtigen Werke einige der bemerkenswertheſten Thaten und Begegniſſe des geprieſenen Meiſters zu beſchreiben, obwohl ich nicht bezweifle, daß ſeine leuchtenden Handlungen und berühmten Thaten, ſo wie der Hergang ſeines löblichen Lebens weit ſorgfältiger durch andere geſcheitere und beredtere Autoren, wie die Verfaſſer der Geſchichten der heiligen Väter, Kaiſer und chriſtlichen Könige, ſo wie der ungläubigen Mauren und Barbaren, welche zu ihrer Zeit regiert haben und noch regieren, hätten geſchildert werden mögen. Was in ähnlichen Geſchichten aufgezeichnet worden, iſt mehr den Nachkommen zum Vorbilde als den Lebenden zur Lehre geſchrieben, weßhalb es auch in der Gegenwart nicht zur Oeffentlichkeit gebracht wird. Auch ſollen einige ſpaniſche Landsleute und viele Auswärtige, welche mich täglich mit Briefen nicht wenig angehen und nöthigen, indem ſie eine zuverläſſige und wahrhaftige, ordentlich niedergeſchriebene Auskunft über das tugendhafte Leben unſeres prächtigen Meiſters verlangen, durch mich, was ſie ſo ſehr zu vernehmen

wünſchen, auch in verſchiedener Art hören, nun in zuverläſſiger und deutlicher Wahrheit klärlich erkennen ꝛc. Indem ich nun das gegenwärtige Werk anzutreten im Begriffe bin, rufe ich, da du, o Wahrheit, eine der vornehmſten Tugenden biſt, welche in unſerm vortrefflichen Meiſter Wohnung nahmen, dich allein an und bitte, daß du meine Hand geſchickt machſt, meinen Geiſt erleuchteſt und mein Gedächtniß erfülleſt, damit ich das begonnene Werk mit deinem köſtlichen Namen beſtätigen und beſiegeln kann." — Schon dieſe Einleitung läßt erkennen, wie wenig von Sismondis Urtheile zu halten, welcher verſichert, die ſpaniſche Proſa habe bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſehr geringe Fortſchritte gemacht, es ſeien aus dieſem Zeitraume eine kleine Anzahl von Schriftſtellern übrig, beſonders Chronikenſchreiber, deren Schreibart aber immer ſchwerfällig und langweilig ſey. Wie enthuſiaſtiſch er auch bemühet iſt, den Feinden gegenüber, welche den Connetable ins Verderben ſtürzten, deſſen Andenken mit Ehren zu überhäufen und die Feinde in gehäſſigem Lichte erſcheinen zu laſſen, ſo ſehr iſt es ihm doch wirklicher Ernſt um die mit voller Seele angerufene Wahrheit. Wie leidenſchaftlich er auch ſeinem Gönner oder Herrn zugethan ſeyn mag, nirgends iſt ein offenes oder verſtecktes Bemühen ſichtbar, die Wahrheit zu verhehlen, ſondern er ſchildert die Begebenheiten ohne Rückhalt, wie er dieſelben mit Augen geſehen und bei glücklichem Ausdrucke mit Treue und Genauigkeit. Der über das Ganze ausgebreitete und durch das Ganze lebendige apologetiſche Eifer für ſeinen Helden beſeelt die Erzählung auf eine Weiſe, wie ſich deſſen keine der andern theilnahmloſer geſchriebenen Chroniken rühmen darf. In dem nicht ſchmächtigen und ziemlich eng gedruckten Quartbande, welchen die Chronik füllt, iſt keine Seite enthalten, von welcher ſich ſagen ließe, daß dieſelbe langweilig geſchrieben wäre. Fernan Perez de Guzmans und Pulgars einfache und gedrungene Ausdrucksweiſe ſucht man freilich in dieſer bunten und wortreichen Chronik, welche einen Gedanken häufig in drei, vier auf einander gehäuften ſynonymen Wörtern zu Tage fördert, vergebens. Allein ſelbſt der declamatoriſche Pomp, dem ſich der Chroniſt hingibt, entfaltet einen Reichthum an beredter Beweglichkeit des Sprachfluſſes, welcher in ſich den Froſt der Declamation erſtickt und da er ſelten ohne rhetoriſche Würde auftritt, über die ganze Darſtellung einen wohlthuenden Glanz ausbreitet. Der mittelalter-

liche Anſtrich, welchen eine nüchterne Kritik mit dem Ausdrucke gothiſch, der einen Tadel bezeichnen ſollte, ausdrücken zu müſſen glaubte, und welcher in ritterlichen Umſtändlichkeiten ſich gefällt, muß nicht als ein Fehler der Darſtellung, ſondern als ein nicht genug zu ſchätzender Abdruck des Zeitalters betrachtet werden. Derſelbe bezeichnet uns beſſer den Standpunkt der zwiſchen Rohheit und Bildung ſchwankenden Zeit als jede noch ſo genaue Schilderung, weil er das Gepräge derſelben uns unmittelbar vors Auge ſtellt. Seines Stoffes und der Behandlung deſſelben iſt der Verfaſſer durchaus Meiſter. Deßhalb iſt er in der Darſtellung ſicher und in der Sprache vollkommen gewandt. Feinere Kenner des ſpaniſchen Idioms, z. B. der Doctor Cerda, haben dieß Werk längſt in die Reihe derjenigen geſtellt, worin die Sprache mit vorzüglicher Reinheit und Eleganz gehandhabt worden. Das Sentenzen- und Reflexionsweſen, in welchem die Chronik ſich ganz vorzüglich gefällt und deſſen Breite unſerer Zeit als eine abgetragene Gewöhnlichkeit ſich darſtellt, muß nicht nach dem Fortſchritte, den die pragmatiſche Geſchichtsbehandlung in unſerem Jahrhundert gemacht hat, ſondern nach dem Maaßſtabe des Mittelalters bemeſſen werden, vor welchen es natürlich ungleich beſſer beſtehen wird. Dem Herausgeber Flores wäre es faſt begegnet, daß er dem Triumphe des aufgeklärten Jahrhunderts dieſe Reflexionen zum Opfer gebracht und die ſchöne Chronik durch deren Hinweglaſſung verſtümmelt hätte, „allein in Erwägung, daß ſie dem Leſer nützlich werden könnten und daß er ſich durch Ueberſpringen der Mühe ſie zu leſen entheben kann, hat man dieſe Proben der Bildung und des Eifers, welche der Verfaſſer gibt, beibehalten wollen. Man läßt ſich ja auch die Reden gefallen, welche in den Geſchichtsbüchern Griechenlands, Roms und Spaniens Königen und Feldherrn in den Mund gelegt werden, wie unwahrſcheinlich und überflüſſig auch manche derſelben ſeyn mögen.“ Die hauptſächlichſte Sorgfalt hat der Biograph auf die Ausmalung des Perſönlichen ſeines Helden verwendet, die er uns durch eine zahlloſe Menge kleiner Züge anſchaulich zu machen weiß. Neben der Nachricht, daß derſelbe nach Ritterart ein begeiſterter Verehrer der Frauen geweſen, erfahren wir, daß er auch mit Erfolg in der Dichtkunſt ſich verſuchte. Leider ſind außer einigen Bruchſtücken die Poeſieen des Connetable abhanden gekommen. Der Anfang eines Spottgedichtes gegen den

Infanten Heinrich, welcher bei der Einnahme von Toledo eine kupferne Bildſäule, die Alvar de Luna in einer Capelle hatte aufſtellen laſſen, zerſtörte, erweckt eine nicht ungünſtige Meinung über das poetiſche Geſchick des merkwürdigen Mannes. Die Chronik iſt in 128 Titel abgetheilt, deren Inhalt ich, obwohl ich einen möglichſt vollſtändigen Auszug des Ganzen liefere, hier nicht einzeln angeben kann. Nach der Chronikenart jener Zeit beginnt auch dieſe mit Angabe der Vorfahren des Connetable und ihrer Ueberſiedelung aus Aragon nach Caſtilien. Bei aller Umſtändlichkeit dieſer Nachrichten erfahren wir nicht, wer Alvaros Mutter geweſen. Er ſcheint dieſe eben ſo früh als ſeinen Vater verloren zu haben. Denn er ward im Hauſe ſeines väterlichen Ohms Juan Martinez de Luna erzogen. Schon früh entwickelte er bedeutende Anlagen. Denn zehn Jahre alt wußte er bereits alles Das, was andere Kinder dieſes Alters um dieſe Zeit zu lernen erſt anfangen: leſen, ſchreiben, reiten, zierlich reden. Früh entſchied er ſich zur Wahl des Ritterſtandes und ward zu dem Ende 1408 an den Hof geſchickt, wo er ſich durch gefälliges einnehmendes Betragen aller Herzen gewann und nach zwei Jahren zum Pagen des Königs angenommen ward. So wenig äußerliche Ereigniſſe die nächſten drei Jahre in Alvaros Leben darbieten, ſo ſtark wußte der Page den jungen König an ſich zu feſſeln, ſo daß er ihm ſchon jetzt unentbehrlich ward. Es ward ſogar ein gewiſſer magiſcher Einfluß bemerkbar, indem Alvaros bloßes perſönliches Erſcheinen in einigen Krankenzimmern auf die Preßhaften und Schmerzleidenden einen lindernden und beſſernden Einfluß übte. Die Mittel, mit denen Alvaro ſeinen Aufwand bei Hofe beſtritt, gewährten ihm ſeine Oheime, namentlich der Erzbiſchof Don Pedro. Als dieſer geſtorben war, hatte es den Anſchein, als würde in den Finanzen Alvaros ein Bankbruch ſich hervorthun. Seine Ernennung zum königlichen Speiſemeiſter wendete dieſes Unglück ab. Sein Anſehen ſtieg immer höher und erregte Neid. Die Neider wußten ihn durch eine Geſandtſchaft nach Aragon vom Hofe zu entfernen. Der Chroniſt gefällt ſich in der Schilderung des zärtlichen Abſchiedes, den der König von ſeinem Speiſemeiſter bei dieſer Gelegenheit nahm. Eben ſo lebendig iſt die Freude ſeiner Anverwandten, welche Alvaro bei dieſer Gelegenheit in Aragonien ſah, und unter denen ſich auch ſein Vetter, Papſt Benedict XIII. befand. Der

König vermag es nicht lange ohne ſeinen Günſtling auszuhalten. Derſelbe wird zurückberufen. Seine Ankunft erfüllt den ganzen Hof mit Freude. Eine feindliche Partei bei Hofe ſuchte ihn durch Anerbietungen aller Art in ihr Netz zu ziehen. Seinem Könige treu, widerſtand er allen Anfechtungen ſolcher Art. Allgemein ward Alvaro ein Gegenſtand der Wünſche heirathsfähiger Hoffräuleins. Geſchickt wußte er auch den von dieſer Seite gelegten Schlingen zu entgehen und die Meinung zu verbreiten, daß er unvermählt bleiben wolle. Allein die Zuneigung einer Hofdame Ines de Torres war doch zu bedeutend und ihre und die Eiferſucht eines ihrer Anbeter hätte den Speiſemeiſter doch in Verwickelungen bringen können, wenn nicht offene Erklärungen den um ihn ſich ſchürzenden Knoten zerhauen hätten. Dieſe Hofintriguen ſind vortrefflich geſchildert. Eine Glanzpartie der Schilderungen iſt das achte Capitel, worin die unwiderſtehliche Anmuth des Betragens dargeſtellt iſt, womit Alvaro die Liebe ſeines Königs und die Gunſt der Frauen zu gewinnen wußte. Mit dramatiſchem Leben wird uns ein Hofturnier vorgeführt, welches durch eine gefährliche Verwundung für den Helden des Chroniſten einen übeln Ausgang nahm, wobei ſich aber die allgemeine Theilnahme und Liebe um ſo unverholener ausſprach. Schon jetzt ward bemerkbar, wie Alvaros Einfluß einen herrſchenden Charakter gewann. War er vom Hofe fern, ſo zeigten ſich an demſelben Parteiungen und Zerwürfniſſe, denen ſeine perſönliche Anweſenheit allemal zu begegnen wußte. Im zehnten Capitel iſt der Handſtreich des Infanten Heinrich von Aragon geſchildert, welcher den König Johann in ſeine Gewalt brachte. Er ward nächtlich, während Alvaro zu ſeinen Füßen ſchlief, überfallen. Da Alvaro gewahr wurde, daß mit offenem Widerſtande nichts auszurichten war, ergab er ſich mit dem ſtillen Vorſatze in das Unvermeidliche, zu gelegener Zeit die Befreiung ſeines königlichen Herrn herbeizuführen, was ihm denn auch endlich, wie im nächſten Capitel gemeldet wird, gelang, wobei er noch Gelegenheit hatte, dem Könige ſeine Treue durch Ablehnung der Verſuchungen zum Abfalle, die der Infant ihm nahe legte, zu erweiſen. Ebenſo widerſtand er den Einflüſterungen des Königs von Navarra. Der König erkannte dieſe Treue durch Verleihung von Würden (namentlich der Grafenwürde) und Ländereien an, und wiederholte ſolche Gnadenerweiſe auch ſpäterhin.

Bei Gelegenheit ſeiner Erhebung zum Connetable 1423 ſuchte der neue Würdenträger durch prächtige Feſte, die er ſeinem Könige gab, die Wiedervergeltung zu üben. Im Laufe der nun folgenden politiſchen und kriegeriſchen Begebenheiten legt der Chroniſt ſeinem Helden auch Reden in den Mund, welche mit großem Geſchicke benutzt ſind, um die trockene Erzählung von Motiven ſich zu erſparen. So z. B. redete der Connetable, als es ſeinen Feinden, namentlich den aragoniſchen Brüdern gelungen war, ſeine Entfernung vom Hofe durchzuſetzen, den König, welcher ſich ſeinem Abgange zu widerſetzen ſuchte, alſo an: „Mein hoher Herr! Wer vermöchte mir's abzuläugnen, daß mein Abgang von euerm edeln Hofe, den der König von Navarra, der Infant und ihr Anhang ſo ſehr betreiben, mir ſchwer und hart zu ertragen wird? Und wenn ein lange fortgeſetzter Umgang und Verkehr im Stande ſind, Verwandtſchaft und Liebe nicht nur bei Menſchen, ſondern allen lebenden Weſen zu ſteigern, wie ſollte nicht der Umgang und die beſtändige Nähe von Euer königlichen Hoheit, ſo wie die großen Gnaden- und Güteerweiſe, die Ihr, o Herr, mit hochherziger königlicher Geſinnung mir habt zukommen laſſen, ſolches um ſo mehr bewirkt haben? Undankbar würde ich mich gegen ſo große Wohlthaten erweiſen, wenn die Entfernung von Euerm Hofe und Hauſe mir nicht ſchwer und ſchmerzlich zu ertragen würde. Hätte ich von meinem fernern Aufenthalte an Euerm Hofe und in der Nähe Euerer königlichen Perſon keinen andern Nachtheil zu beſorgen, als die Gefahr, welcher meine Perſon und Habe ſich ausgeſetzt finden, ſo würde ich wahrlich mich jetzt nicht davon trennen, und es ſollte denen, welche um meine Abreiſe ſo bemühet ſind, nicht gelingen, mich ſo leicht zu entfernen, ſo groß und mächtig ſie auch ſeyn mögen. Da ich aber die Berückſichtigung der Vortheile Eurer Krone und der Intereſſen Eures Dienſtes und Reiches, meinem Gute und Leben bei weitem vorziehe, jenen aber, welche auf meinen Abgang ſo ſehr dringen, die Angabe und Verſicherung machen, daß Euer Dienſt und das öffentliche Wohl Eurer Reiche durch mein Verbleiben in Eurer Nähe wahrſcheinlich gefährdet werden, ſo wird es, damit ich die Wahrheit dieſer Angaben ſelbſt kennen lerne und darüber urtheilen könne, nothwendig, daß ich mich von Euerm Hauſe und Hofe trenne. Denn in meiner Abweſenheit muß man die Nachtheile, welche meine Gegenwart mit ſich führt, beſſer

erkennen. Sollte ich finden, daß meine Entfernung von Euerm Hauſe und Hofe für Euern Dienſt und Eure Reiche wohlthätig wäre, ſo ſoll mir nichts erwünſchter ſeyn als das Andere, was Euch erſprießlich ſeyn wird, wenn auch meine Abweſenheit aus Euer Hoheit königlicher Gegenwart mir zu großem Kummer und Verdruſſe gereichen ſollte."

Natürlich war dieſe kluge Rede, welche anſcheinend die Neider des Connetable ſo zart ſchonte, nicht geeignet, den König für dieſelben einzunehmen, welcher vielmehr mit ganzem Herzen an ſeinem Diener hängen blieb. Die Zerwürfniſſe und Verwirrungen nahmen nach Abgange des Connetable bei Hofe und im Lande nur überhand. Mit großem Verlangen forderte der König ſeinen Günſtling zur Rückkehr auf, welcher ſich durch ablehnende Antworten nur noch begehrter zu machen wußte, aber doch zuletzt nachgab. Dies veranlaßt unſern Chroniſten zu einer triumphirenden Apoſtrophe an dieſe neidiſchen Feinde; der feierliche Einzug Alvaros bei Hofe wird zu einem Feſte. Alvaro trifft heilſame Einrichtungen, wobei ſeine Abſicht dahin ging, den König mit ſeinen Widerſachern gründlich auszuſöhnen. Unter dem Vorwande eines verwandtſchaftlichen Beſuches näherten ſich die Könige von Navarra und Aragon den caſtiliſchen Gränzen. Alvaro erhielt den Auftrag, dieſen Beſuch zu verhindern, wobei ſich fand, daß der berühmte Marquis von Santillana mit jenen Herren unter einer Decke ſpielte. Alvaro fand für gut, die Herren eine Strecke nach Caſtilien hineinkommen zu laſſen, wo er ihnen bald in Schlachtordnung gegenüber ſich befindet und eine Rede nach Art der bei den alten Hiſtorikern beliebten an ſein Heer hält. Der dazu kommende Cardinal Foix war bemühet, die Schlacht zu verhindern. Es wäre ihm nicht gelungen, wenn nicht in eiligen Tagereiſen die Königin von Aragon, Johanns II. Schweſter, ſich herbeigemacht und durch ihre Dazwiſchenkunft eine friedliche Vereinbarung vermittelt hätte, in Folge deren die feindlichen Heere jedes in ſeine Heimath zurückkehrten. Dieſe und die folgenden Ereigniſſe, bei denen Aragon neue Feindſeligkeiten ſchmiedete, nebſt der Gefangenſchaft des Herzogs von Arjona und den Einfällen in Aragonien, ſind mit gewandter Darſtellung ohne die faſt unvermeidlich ſcheinende lange Weile geſchildert. Bei dieſen Gelegenheiten ward Alvaro de Luna auf ſein Anerbieten zum Grenzfeldherrn gegen Navarra und Aragon in großen Gnaden abſchläg-

lich beſchieden und feierte ſo ſelbſt in ablehnenden Beſcheiden Triumphe. Ich beabſichtige nicht, dem Verfolg der Mißhelligkeiten zwiſchen den Infanten und dem Könige von Caſtilien, nach Anleitung der Chronik, welche denſelben ſehr verſtändlich und klar entwickelt, nachzugehen und kann mich nur auf Hervorheben des Hauptſächlichern beſchränken. Höchſt gelungen iſt die Schilderung eines Handſtreiches, den der Connetable gegen einen Baccalaureus ausführte, den der Infant als Alcayden von Trurillo zurückgelaſſen hatte. Im Verlaufe einer vor den Thoren der Feſtung veranſtalteten Zuſammenkunft beider, in welche der Connetable den Baccalaureus auf die Seite des Königs von Caſtilien zu ziehen ſuchte, legte Alvaro, worauf er hinterliſtiger Weiſe ſchon vorbereitet war, Hand an den Alcayden, beide rangen mit einander und fielen zu Boden. Alvaro, obgleich klein und ſchmächtig, wußte doch ſeinen gewaltigen Gegner ſo lange feſtzuhalten, bis die Seinigen herzueilten und denſelben in ihre Gewalt brachten. So kam Trurillo ohne Schwertſtreich in Alvaros Hände. Dieſen nach unſern Begriffen eben nicht rühmlichen Kniff des Connetable findet der Chroniſt bewundrungswürdig und weiß denſelben als Meiſterſtück der Klugheit und Kühnheit gar nicht genug zu rühmen. Mit einer ungemeinen Ausführlichkeit und dem ſichtlich apologetiſchen Zwecke, den Connetable als einen hochherzig tapfern Mann zu ſchildern, ſind die Anſtalten und Verabredungen beſchrieben, welche zu einem Zweikampfe zwiſchen den Infanten Pedro und Heinrich einerſeits und dem Connetable und dem Grafen von Benavente anderſeits getroffen waren. Es wurde aus demſelben nichts und der Connetable hatte nur Gelegenheit ſeinen Muth durch Vorſchläge und Anerbietungen zu bewähren, welche keine Annahme fanden. Die erſte Gemahlin des Connetable, von der bisher kaum die Rede geweſen, ſtarb. Er vermählte ſich wieder mit der Tochter des Grafen von Benavente. Um aus der Nähe ſeiner feindſeligen Neider hinwegzukommen, unternahm Alvaro mit Genehmhaltung des Königs einen Zug gen Granada. Sein Chroniſt benuzt dieſe Gelegenheit, um gegen jene Neider loszuziehen. Das Sengen, Brennen und Beutemachen des Connetable im Königreiche Granada füllt in der Schilderung ein ganzes Capitel. Der König kam ihm nachgezogen und ſezte mit ihm den Krieg wider die Mauren fort, in welchem der Connetable wieder Anlaß fand, verſchiedene Reden zu halten. Der Sieg bleibt

auf Seiten der Caſtilianer. Doch wird in ihren Reihen ein verrätheriſcher Plan geſchmiedet, den Connetable zu ermorden, welcher noch glücklich vereitelt ward, indem die Rädelsführer feſtgenommen werden. Heimgekehrt, veranſtaltete Alvaro ein prächtiges Turnier; ſeinen neugeborenen Sohn hoben König und Königin aus der Taufe. Auch mit der Jungfrau von Orleans trat der Connetable durch Geſandtſchaft und Hilfſendungen in Beziehungen. Die Kämpfe und kriegeriſchen Händel, welche ſich in Caſtilien unabläſſig drängten, gaben dem Connetable zu vielen glänzenden Thaten auszeichnende Gelegenheit. Die glänzendſte Waffenthat blieb aber die im Mai 1445 gelieferte Schlacht von Olmedo, welcher unſer Chroniſt eine weitläuftige Beſchreibung widmet. Er theilt eine Muth, Kriegesluſt und Loyalität athmende Rede mit, welche der Connetable vor der Schlacht gehalten haben ſoll, und welche wie mit elektriſchem Feuer in die Herzen ſeiner Zuhörer fiel. Intereſſant iſt die Beſchreibung des mannichfachen Waffenwerkes, das in die Schlacht geführt ward. Die Getödteten und Verwundeten werden namentlich aufgeführt. Als einen glücklichen und klugen Streich meldet der Chroniſt von dem berühmten Suarez de Quiñones, von dem noch einmal die Rede ſeyn muß und ſchon war, folgendes: „Er war von einem Reitersmanne aus des Connetable Schaaren gefangen genommen. Reitersmann, ſprach er, ich bin übel verwundet und bitte euch, daß ihr mir die Pickelhaube vom Kopfe nehmt, denn ſie macht mich todt. Der Reiſige, welcher ihm glaubte, gab ihm das Schwert, das er in der Hand hatte, ſo lange zu halten, bis er ihn entwaffnet haben würde; Pero Suarez aber erſah die Gelegenheit und führte auf den Reiter mit deſſen Schwerte einen mächtigen Hieb über das Geſicht, wovon derſelbe ganz verblüfft ward; er ſelbſt aber gab ſeinem Pferde die Sporn, floh ſo ſchnell er vermochte und rettete ſich dies Mal.“ — Der Connetable erhielt einen Lanzenſtoß in die Hüfte. Deßhalb ward der nach der Schlacht beliebte Kriegsrath in ſeinem Zelte abgehalten, wobei er ſich ſo ſehr bezwang, daß man die üble Beſchaffenheit ſeiner Wunde nicht ahndete. Der Infant Heinrich hatte eine nicht ſehr bedeutende Wunde an der Hand, welche zwar oberflächlich heilte, aber durch Hinzutritt anderer Umſtände tödtlich ward und ihm das Leben koſtete. „Wohl ward der Tod des Infanten für unbegreiflich und ſeltſam erachtet, weil er durch eine ſo geringfügige Wunde veran-

laßt worden war. Viele meinten, Gott habe ſich auf eine wunderbare Weiſe an dem Infanten erweiſen wollen, der Ungerechtigkeit wegen, welche in ſeinen Forderungen und deren Verfolgung ſich kund gegeben. Und obwohl der König durch kein äußeres Zeichen zu erkennen gab, daß ihm der Todesfall genehm ſey, ſo erkannte er doch in dem Vorgange Gottes Führung.“ Das durch Heinrichs Tod erledigte Großmeiſterthum des Ritterordens von Santiago, die wichtigſte und reichſte Präbende, wußte der König ſeinem bewährten Connetable zuzuwenden. Der Chroniſt theilt die bei der Uebertragung zwiſchen dem Könige und dem neuen Würdenträger gewechſelten Reden mit. Um den Förmlichkeiten zu genügen, erfolgte denn auch hinterher die Wahl Seitens der Ordensritter, welche nebſt der Beſtätigung des Papſtes ausführlich beſchrieben wird. Bei der Belagerung von Atienza durch den König und den Großmeiſter hält ſich der Chroniſt lange auf, indem er alle Beſonderheiten des Verlaufes meldet, wobei man nicht genug die anſchauliche, lebendige Art ſeiner Beſchreibungen bewundern kann, welche die lange Weile, die ſonſt dergleichen Details immer anklebt, ſo geſchickt fern zu halten weiß. Eines Tages verfolgte der Großmeiſter in der Hitze des Gefechtes, nur von vier Reitern begleitet, die Feinde bis in die Stadt, wo er einen Steinregen zu beſtehen hatte. Der Muth, den er in dieſer Gefahr entwickelte, wird mit wärmſtem Enthuſiasmus vom Chroniſten geprieſen. Bei dieſer Gelegenheit gibt derſelbe ein Bild von der äußern Erſcheinung ſeines Helden. „Sein Körper war klein aber ſehr gewandt und ſeine ganze Lebenszeit hindurch zierlich in Wuchs und von feinen, manierlichen Formen; die Augen waren munter und allezeit lebhaft; ſein Blick war ruhig; ſeine Augen ruheten länger auf einem Gegenſtande als andere es zu thun pflegen. Sein Geſicht trug immer den Ausdruck des Muthes und der Munterkeit, ſein Mund war etwas groß, die Naſe gerade, mit ziemlich großen Oeffnungen, die Stirn breit; ſchon früh ward er kahl, ohne ſich darüber zu härmen; er liebte Lachen und Scherz und war ein wenig langſam im Sprechen; er war voll Leben, blieb aber immer mager und ſchlank, ſo daß er nur Nerv und Knochen zu ſeyn ſchien; ſeine Manieren waren von Jugend auf ebenmäßig und ſanft; allezeit liebte und ehrte er gar ſehr der Frauen Geſchlecht; er war ſtark verliebt, hielt ſeine Liebſchaften aber immer ſehr geheim; er dich-

tete ſehr friſche und feine Liebeslieder und offenbarte in ſeinen Gedichten auch oft andere wichtige Geheimniſſe. Immer kleidete er ſich gut; alles, was er trug, ſtand ihm wohl an zum Kriege, zur Jagd, zum Turnier; immer erſchien er Allen wohl gekleidet. Er war ſelbſt ſehr erfindungsreich und hatte an Erfindungen und Aufführungen bei Feſten, Turnieren und im Kriege großes Gefallen; ſcharfſinnig deutete er in ſeinen Erfindungen immer ſeine Abſichten an. Er war ein nambafter Reiter und ſaß in allen Sätteln recht, dabei zeigte er ſich als einen tüchtigen Bogenſchützen und gab ſich viele Mühe, gute und behende Pferde zu haben; er fand ein Vergnügen darin, ſeine Waffen immer unterſuchen und ausbeſſern zu laſſen und ſie rein und ſcharf zu halten. Im Kampfe war er über die Maßen beherzt und muthig, ſo daß er ſich häufig an gefährdete Stellen begab; unter den Waffen hatte er große Ausdauer und war im Kriege ungemein thätig. Zu allen Zeiten redete er mit großer Ehrerbietung und Feierlichkeit mit ſeinem Könige. Er war ein ſtarker Jäger und arbeitete viel im Waidwerke und zwar allezeit, wenn ſeine übrigen Geſchäfte es zuließen; er war darin beſſer bewandert, als jeder Andere; über Armbruſtſchießen unterhielt er ſich gern und im Armbruſtſpiel wäre es ein großes Wunder geweſen, jemand zu finden, der ihn übertroffen hätte. Geſchente und beſonnene Leute gefielen ihm; er zog dieſelben an ſich und ſchenkte ihnen großes Vertrauen; leichtfertige und Schwätzer waren ein Gegenſtand ſeines Spottes; er machte ihnen ein freundliches Geſicht, verachtete aber ihr Treiben.“ — Inzwiſchen dauerte die Belagerung (mit anziehenden Details) fort, bis endlich die Noth die Belagerten zur Uebergabe nöthigte. Das Leben des Großmeiſters verlief unter beſtändigen Bewegungen. Dafür hatte er denn auch einmal die Freude, in Escalona ſeinen König mit deſſen Gemahlin zu bewirthen und ihnen zu Ehren prachtvolle Feſte zu geben. Die Beſchreibung dieſer Feſte iſt eben ſo unterhaltend als für den Forſcher der Cultur- und Sittengeſchichte belehrend. Ich denke daher dem Leſer nicht mißfällig zu werden, wenn ich dieſe Schilderung nach dem 74. Titel der Chronik hier folgen laſſe. Der Beſuch, welchen der König ſeinem Lieblinge machte, fand gegen Weihnachten des Jahres 1448 Statt. Er war dem Großmeiſter angemeldet. Die Chronik erzählt nun alſo:

An dem Tage, wo, wie er wußte, der König kommen ſollte, zog der Großmeiſter mit allen Rittern und Edelleuten, ſo bei ihm waren, demſelben entgegen. Einige von ihnen waren zur Jagd gekleidet und gepuzt, andere gingen in reichſter Galla. Vor dem Großmeiſter her zog eine große Schaar Jäger, einige zu Pferd, andere zu Fuß mit ihren Windſpielen und Koppelhunden, ferner eine zahlreiche Geſellſchaft Armbruſtſchützen und des Jagdweſens kundiger Männer, dann ſeine Spielleute mit Pauken und Trompeten. Der Großmeiſter war ſo ausgezogen, daß er an dem Orte, wo die Jagd gehalten werden ſollte, anlangte, bevor der König erſchien. Der Großmeiſter hatte auch ſeinem Geſchwader und den Leuten, welche das Wild aufzuſcheuchen beſtimmt waren, bereits ihren Ort angewieſen. Das Gefolge des Königs näherte ſich und der Großmeiſter verließ mit ſeinen Leuten das Jagdrevier, um den König und die Königin zu empfangen und näherte ſich dem Könige und alsdann der Königin mit großer Ehrerbietung, um denſelben die Hände zu küſſen. Und den König erfreuete es ſehr, den Großmeiſter zu ſehen, und der Erzbiſchof nebſt den übrigen Rittern, welche mit dem Könige kamen, näherten ſich dem Großmeiſter, um denſelben zu begrüßen und anzureden und fanden Alle ein großes Gefallen aneinander. Der Meiſter ſagte dem Könige, wie er hier eine Jagd veranſtaltet habe, ob es ihm gefalle, daß dieſelbe beginne? Dem Könige war es ſehr angenehm. Die Königin mit ihren Ehrendamen und Fräulein ſtiegen auf die Gerüſte, welche der Meiſter hatte aufrichten laſſen, um von da der Jagd zuzuſchauen. Der König und der Meiſter nebſt den übrigen Rittern begaben ſich zu ihren Geſchwadern und hielten die Jagd, erlegten vieles Wild und fanden großes Vergnügen, nicht minder die Königin mit ihren Damen und Fräulein, welche ſich auf einer Stelle befanden, wo ſie Alles ſehr wohl ſehen konnten. Hierauf ritten ſie weiter und begaben ſich ſehr vergnügt nach dem Städtlein Escalona und der König, die Königin und der Meiſter ſtiegen in der Burg ab. Einige Portugieſen, welche mit der Königin gekommen waren und dies Gebäude noch nicht geſehen hatten, wunderten ſich ſehr, als ſie den ſo feſten, prachtvollen und ritterlichen Eingang deſſelben erblickten, denn an der großen Eingangspforte befanden ſich viele Köpfe von Bären und Ebern und anderm Wilde und mitten auf dem Pförtlein im

Thorwege war eine sehr große Löwenhaut mit den Tatzen und weißen Zähnen, welche viele und große Wunden hatte, angenagelt. Und diese Löwenhaut hatte ein maurischer König von jenseits des Meeres dem Großmeister von San Jago unter andern Geschenken, welche er ihm verehrte, gesendet und dabei durch seine Gesandten zu wissen thun lassen, daß dieser Löwe in einem Theile von Afrika großen Schaden angerichtet hätte und der größeste gewesen sey, den er jemals gesehen habe; und zur Erinnerung dessen, so wie dem Könige, welcher sie gesendet hatte, zu Ehren, hatte der Großmeister befohlen, dieselbe an der Eingangspforte seines Hauses zu befestigen. Als sie in das Haus getreten waren, fanden sie dasselbe schön verziert mit französischen Tapeten und andern Tapeten aus Gold und Seide und sehr wohl versehen mit allen Sachen, welche erforderlich waren; alle Zimmer und Säle strömten süßen Wohlgeruch aus. Die Tafeln waren in Bereitschaft und alles zu deren Bedienung Erforderliche darauf und zwischen den übrigen Tischen führten einige Stufen zu einer erhöheten Tafel hinauf. Der Himmel und die Seitenbehänge derselben waren mit den reichsten, auf die neueste Art verfertigten Goldstoffen bedeckt. An dieser Tafel sollten der König und die Königin speisen und der König befahl, daß allda an seiner Tafel auch der Erzbischof von Toledo und Donna Beatriz, Tochter des Königs Don Dionis, des Königs Tante, welche die Königin begleitete, speisen sollten. Die andern Damen und Fräulein speiseten auf Anordnung des Meisters an den übrigen niederen Tischen in folgender Art: ein Ritter und neben demselben ein Fräulein, dann ein zweiter Ritter und ein zweites Fräulein, die nach der Aufeinanderfolge des Ranges gesetzt waren. Die Credenztische, auf welchen die Trinkgeschirre standen, befanden sich auf der andern Seite des Saales, es waren darauf viele Absätze mit verschiedenem Geschirr von Silber und Golde bedeckt; da gab es zahlreiche Schaalen von Gold mit vielen köstlichen Steinen, Präsentirteller und Krüge und Becher von Gold und Silber mit feinem Schmelz und künstlicher Arbeit belegt. Dem Könige ward an diesem Tage mit einer goldenen Trinkschaale aufgewartet, in deren Deckel viele Steine von großem Werthe und vollendeter Arbeit sich befanden. Diese hatte die Stadt Barcelona unter andern Geschenken dem Großmeister verehrt, als sie nach seiner Freund-

474 ſchaft und Liebe verlangend, und von ſeinen großen Thaten und Tugenden in Kenntniß geſetzt, an ihn ihre Abgeordneten geſandt hatte. Nachdem der König und die Königin und die übrigen Ritter, Edelfrauen und Fräulein ſich an der Tafel niedergelaſſen hatten, brachte man das Waſſer zum Händewaſchen mit großen und neuen Ceremonien. Die Küchenmeiſter traten mit den Speiſen herein, ihnen voran gingen viele Spielleute mit Trompeten und Handpauken und ſo ward die Tafel des Königs und der übrigen Ritter, der Damen und Fräulein mit vielen und verſchiedenartigen Speiſen bedient, ſo daß Alle ſich nicht minder über die allerwärts herrſchende Ordnung als über den Reichthum und den Ueberfluß aller Gegenſtände verwunderten. Nachdem die Tafeln hinweggeräumt waren, tanzten die jungen Ritter mit den Fräulein und hatten große Luſtbarkeit; andern Tages war es ähnlich. — Und die Ritter waren zum Turnier gerüſtet, wie der Großmeiſter es angeordnet. Anführer des einen Treffens war des Großmeiſters Sohn Don Pero de Luna und vom andern Don Martin de Guzman. Im Hofe vor der Burg fand dies Turnier Statt. Und der König mit ſeinen Rittern und die Königin mit ihren Edeldamen und Fräulein begaben ſich auf die zum Zuſchauen beſtimmten reich ausgeſchmückten Plätze. Die Ritter kamen wohl gerüſtet und auf guten Roſſen zum Turnier und begannen einander anzugreifen; wohl geübt in dergleichen Verrichtung, nicht allein bei Feſten und Turnieren, ſondern auch in Feldſchlachten und an Orten tödtlicher Gefahr, wo ſie ſchon oft Blut hatten fließen laſſen, wie der Großmeiſter ſie unterwieſen hatte, der einigen von ihnen Lehrer und Vorbild geweſen war. Viele von ihnen führten es an dieſem Tage ſehr gut und geſchickt aus; auch führten ihre Hauptleute ſie trefflich an, hielten ſie zurück, und ließen ſie los, wo es nöthig war. Und nachdem das Turnier eine Weile gedauert hatte, hieß der König ſie auseinandergehen, damit das, was zum Vergnügen und großer Luſtbarkeit Statt fand, unter ihnen nicht Zwiſt und Streit zur Folge habe. Am zweiten Tage gab es ein anderes Turnier zu Fuß, Abends in dem Prachtſaale. Die Sitze für den König und die Königin waren erhöhet und die Helle von den Fackeln war im ganzen Saale ſo groß, daß es ſchien, es ſey ganz heller Tag; und damit die Fackeln beſſer leuchteten und niedrig ſtehend nicht hinderlich waren, waren ſie oben an der Seite des Saales mit ſo dünnem Drathe, woran

ſie herabhingen, befeſtigt, daß es ſchien als ſchwebten ſie in der Luft. Das Turnier ward von jenen Rittern ſehr wohl ausgerichtet, beide Theile waren ſehr eifrig; endlich hieß der König ſie auseinander gehen. Am folgenden Tage hielten die dazu angewieſenen Ritter das Lanzenſtechen; zu dieſem Turnier traten viele reichgeſchmückte Ritter auf und brachten ihre neuen Einfälle und Erfindungen zum Vorſchein, je nachdem zufällig ein jeder dergleichen hatte. In dieſem Lanzenſtechen gab es viele zerbrochene Lanzen und heftiges Zuſammentreffen. An jedem Tage, den der König hier zubrachte, gab es verſchiedene Feſtlichkeiten und er ward mit verſchiedenartigen Ceremonien bedient. Alle verließen dieſe Feſte mit Zufriedenheit; der König und die Königin ſehr über die Aufnahme erfreuet und der Großmeiſter ſehr gelobt, dieſelbe ſo hoch ausgerichtet zu haben."

Dieſen Feſtlichkeiten folgten wiederum kriegeriſche Unruhen. Sehr anziehend iſt die Schilderung einer Februarsnacht, welche der Großmeiſter und ſeine Reiſigen unter Waffen hinbringen mußten. Die Leute murren und der Anführer redet ihnen zum Frieden und zur Ergebung, was ſehr gut gelingt. Wegen ſolcher Anſtrengungen und Mühſale, welche er mit Ausdauer und Willigkeit trug, wird dann auch im Titel 79 der Großmeiſter mit dem thebaniſchen Hercules verglichen. Auch gegen das rebelliſche Toledo mußte marſchirt werden. Der Großmeiſter übertrug ſeinem tapfern Baſtarde, den aber König und Papſt legitimirt hatten, eine wichtige Sendung bei dieſer Belagerung. „Wer möchte eine an verbindlicher Schreibart ſo reiche Feder haben, um ſchuldiger Maßen die liebreichen Worte, die freundlichen Ermahnungen und die gütige Anſprache nachzuſchreiben, welche der Großmeiſter an ſeinen Sohn und ſeine Ritter richtete, als er dieſelben zu jenem Strauße entſendete? Er gab ihnen zu wiſſen und zu verſtehen, daß wie man gegen die Ketzer und verhärteten ſchlimmen Chriſten und die an den rechten katholiſchen Glauben nicht Glaubenden, nach Ausſage der heiligen Schrift, einen hartnäckigern Krieg als gegen die unzweifelhaften und offenbar Ungläubigen führen muß, man in ähnlicher, nur noch mehr entſchiedener und erbarmungsloſer Weiſe gegen die Verräther und treuloſen Anſtifter und Förderer einer ſo großen Bosheit zu kämpfen habe." — Mit dieſer Weiſung entlaſſen, durchſtreiften die Leute des tapfern Baſtards die Gefilde von Toledo, deſſen Belagerung der

Großmeiſter ſelbſt fortſetzte, wobei er in nambafte Gefahr gerieth. Der muthige Sarmiento vertheidigte die Stadt aufs Tapferſte, welche ſich zuletzt an den Kronprinzen ergab, um nicht in Alvaro de Lunas Hände zu fallen. Nach Meldung vieler rühmlicher Handlungen und Thaten ſeines Helden läßt der Chroniſt ſich alſo vernehmen: „Man erzählt von Alexander dem Großen, daß er im Vorübergehen am Grabe Achill's dieſen Helden glücklich pries, daß er zum Beſchreiber und Schilderer ſeiner Thaten und zum Verewiger ſeines Ruhmes den griechiſchen Dichter Homer gehabt. Schuldiger Maßen aber könnte man ſagen, wie es noch weit wünſchenswerther geweſen ſeyn möchte, daß Homer zu den Zeiten dieſes berühmten Meiſters gelebt hätte, damit er denſelben nach der Größe ſeiner Thaten und der Erhabenheit ſeiner Tugenden durch ſeine Schilderung in dem Maaße, welches demſelben gebührte, hätte verewigen können; denn der Schreiber dieſes läugnet fürwahr nicht, daß weder er noch ſeine Feder ſich ausreichend erachten, um ſich zu einer Beſchreibung in derjenigen Erhabenheit und Höhe in Bewegung zu ſetzen, welche ſich für jene ſchickt.“ — Innere Unruhen folgen der Einnahme von Toledo. „Wie die Bogen- und Armbruſtſchützen ihre Schüſſe nach dem Weiſen in der Scheibe richten, ſo ſchienen in ähnlicher Weiſe alle großen Ereigniſſe, welche in Caſtilien ſich begaben, ihre Richtung auf unſern Großmeiſter und Connetable zu nehmen. Und wie bei nächtlicher Weile Luna ihren Schimmer ausgießt und über die lebenden Weſen ihr Licht verbreitet und ihren Glanz über die Erde, ſo geſchah es in ähnlicher Weiſe in den dunkeln und unruhigen Zeiten, welche über Caſtilien gekommen waren, wo unſer Großmeiſter ſein Geſchlecht und ſeinen Namen von Luna ableitete und Alle ſich an ihn wendeten, auf daß er ſie erleuchte und Dunkel und Finſterniß von ihnen nehme.“ Ein anderes Mal ruft der Chroniſt aus: „O mühſalbeladener tapferer Meiſter. Wie man von der Kerze zu ſagen pflegt und es auch wahr iſt, daß ſie Anderes erleuchtend ſich ſelber verzehrt; ſo nahm er auf ähnliche Weiſe, um ſie ſeinem Herrn abzubürden, die Verdrießlichkeiten über ſich und verzehrte ſich in denſelben.“ Doch erhält der Großmeiſter inzwiſchen von ſeinem Könige und Herrn einen Sommerbeſuch, den er in ausgeſuchter Weiſe feiert, ſo daß nur Ovid im Stande ſeyn ſoll, die Feſtlichkeiten in würdiger Weiſe zu ſchildern. Der einfachere Styl, in dem die Chronik in der erſten Hälfte

ſich bewegt, muß um die Mitte mehren dergleichen empbatiſchen Uebertreibungen Platz machen. So beginnt z. B. Titel 86 alſo: In der Geſchichte von Troja wird erzählt und alſo melden auch die Beſchreiber derſelben vom groſten Kaiſer der Griechen Agamemnon und verkünden ſein Lob, indem ſie ſagen, daß, während das ganze Heer ruhete und ſchlief, er allein wachte und hütete. Hiemit will man vornämlich die groſe Sorgfalt, Achtſamkeit, Aufmerkſamkeit und Umſicht ausdrücken, welche er Tag und Nacht der Leitung, Regierung und Verwaltung des Heeres zuwendete. Auf eine zuverläſſige Weiſe und mit ſehr triftigem Grunde kann man in unſerer Geſchichte Aehnliches nachſagen und zueignen dem Treueſten der Treuen, dem berühmten Ordensmeiſter und Connetable in Bezug auf die Ereigniſſe, welche ſich in den Reichen von Caſtilien zutrugen und die er allein überwachte; über Allen ſtand er faſt täglich und nächtlich als einzige Wache ꝛc." Es fangen in dieſem Theile des Buches die meiſten Titel mit allgemeinen Sätzen an, deren Nutzanwendung auf ſeine Geſchichte der Chroniſt meiſtens mit Geſchick zu machen weiß, ſo wie er ſich von nun an häufiger dem Philoſophiren hinzugeben Gefallen findet. Hierin finde ich einen Beweis, daß die Chronik nicht hintereinander weg geſchrieben worden, ſondern der Verfaſſer allmählich ſich in das Reflectiren, welches ein langſameres und abſatzweiſes Arbeiten erfordert, hinein gefunden und die letztere Hälfte mit mehr Gemächlichkeit ausgearbeitet haben mag. Oder hat er das traurige Gemälde innerer Zerwürfniſſe, die er in dieſer Parthie ſeiner Geſchichte zu melden hat, damit verſchleiern oder mildern und leobarer machen wollen? Etwas geſucht beginnt der 89. Titel alſo: Die groſten, edeln und alten Römer waren gewohnt und pflegten, wenn etwas unter ihnen in Friede und Eintracht ausgeglichen werden ſollte, um der Sache Beſtand und Dauer zu ſichern, vor ihren Augen eine Sau ſchlachten zu laſſen, wobei die Prieſter und andern Beamten des Tempeldienſtes zugegen waren. Wenn man die Sau ſchlachtete, ſprach man: Gleich dieſer Sau ſterbe derjenige, welcher dieſen Frieden brechen wird. Die Partheien und Prieſter ſagten dazu: Amen. Sodann viertheilte man die Sau und ſprach: Auf die Art, wie dieſe Sau geviertheilt worden, möge derjenige geviertheilt werden, der dieſen Frieden brechen wird. Die Partheien und Prieſter ſprachen auch hiezu ihr Amen. Dann zergliederte und zerſtückte man die Sau und

ſprach: Wie dieſe Sau zergliedert und zerſtückelt worden, mag der zergliedert und zerſtückt werden, der dieſen Frieden bricht. Par theien und Prieſter ſprachen auch hiezu: Amen! Auf dieſe Weiſe beſtätigten ſie ihre Friedensſchlüſſe und Freundſchaftsbündniſſe. Hier begehrt nun der Geſchichtſchreiber, daß du, der du dieſes lieſeſt, magſt du nun Latein verſtehen oder nicht, dich erinnern wolleſt, wie aus dieſer Handlung, welche die alten römiſchen Heiden verrichteten, der Name: confoederatio entſtand, welcher vom Worte foedus herkömmt, das ſo viel bedeutet als häßlich, weil es als etwas Häßliches und Ekelhaftes erſchien, eine Sau zu ſchlachten, dieſelbe zu viertheilen und dieſelbe in jener Art zu zergliedern und zu zerſtückeln, um ſich unter einander Ausſöhnung und Freundſchaft zu beſtätigen und zu beſchwören. Der tapfere katholiſche und berühmte Ordensmeiſter dagegen traf die Anordnung, daß dieſe Handlung lediglich unter den Eifer und den Glauben der chriſtlichen Religion geſtellt werde, dergeſtalt, daß Alle, welche damals zu Oterdeſillas waren, verſicherten, niemals einer ſo furchtbaren Handlung und einem ſo feierlichen und andächtigen Friedens- und Eintrachtsacte als dem dort vorgenommenen und gefeierten beigewohnt hatten. Denn hier ward, um denſelben zu begehen, nicht, wie die alten Römer es hielten, eine Sau getödtet, ſondern der Leib des wahren fleckenloſen Lammes unſers Herrn Jeſu Chriſti dargebracht und dies geſchah, wie wir erzählen werden ꝛc. ꝛc." — Sehr treffend vergleicht der Chroniſt im 90. Titel die Unruhen Caſtiliens mit der Hyder, welcher für einen abgeſchlagenen Kopf ſogleich ſieben wieder wuchſen. Ich will meine Leſer nicht in das Labyrinth neuer Verwirrungen und Verwickelungen zerren, welche der Chroniſt in ihren Einzelheiten in den folgenden Capiteln uns verführt. Die Belagerung und Einnahme von Palençuela bildet hierin einen Hauptbeſtandtheil. Der Großmeiſter ward dabei bedeutend verwundet, verſchwieg aber lange die Schwere dieſes Unfalles, um den Kampf nicht zu ſtören. Der erhaltene Pfeilſchuß gab dem Dichter Mena Anlaß zu einigen Verſen in Romanzenform, welche er dem Conneſtable als Weihnachtsgabe überſandte und die der Chroniſt mittheilt. Sie zeichnen ſich durch leichte und gefällige Haltung aus. — Im weitern Verlaufe wird der Großmeiſter wieder der Nordſtern genannt, zu welchem die Umherirrenden aufblicken, um das Ziel ihrer Bahn zu finden. Wie ſehr Alvaro ſeinen

Herrn beherrſchte, beweiſt folgende Aeußerung im 96. Titel: „Der gute Meiſter ward der großen Liebe inne, welche der König zu ſeiner Gemahlin der Königin trug; er traf deßhalb Veranſtaltung, daß er ſich einige Tage mit ihr kurzweilen und vergnügen konnte. Wundere dich nicht, mein Leſer, wenn dieſe Geſchichte hier und an vielen andern Orten ſagt: der Meiſter traf für den König die Veranſtaltung ꝛc., denn dies iſt ſo die Ausdrucksweiſe dieſer Geſchichte, weil der König einen ſo großen Theil ſeines Selbſt und ein ſo großes und durchgängiges Vertrauen dem Großmeiſter zugewendet hatte, daß es ſchien, als ob er in allen kein anderes Wollen und Nichtwollen, als was dem Meiſter gefällig war, beſäße; warum er bat, das that der König in allen Angelegenheiten, ſowohl in in Friedens-, günſtigen als in ungünſtigen Zeiten. Aber ach, du abgemühteter und gemarterter, die Verrichtungen und die wichtigen Geſchäfte des Königs beruhen auf dir, du aber riebſt dich um ihren Willen auf und dir ward nicht einmal Ruhe und Erholung zu Theil. Wahrlich nicht ohne Grund erdachten und ſprachen hohe Dichter, daß die Liebe blind iſt, denn ohne Zweifel erkennt und erkannte man dieſes deutlich an dir ꝛc." — Allmählig läßt der Chroniſt aus der Ferne die Fäden des Verrathes ſehen, welche ſeinen Helden von Weitem umſpinnen. Er deutet an, daß Judas Iſchariot in vielen Perſonen und an vielen Orten Nachfolger hinterlaſſen, namentlich den Alfonſo Perez de Vivero, des Königs Oberzahlmeiſter, übrigens ganz ein Geſchöpf des Großmeiſters und ohne deſſen Vermittelung wahrſcheinlich ein politiſches Nichts. Dieſer vergaß alle Wohlthaten und verwandelte ſeine arge Perſon gewiſſermaßen aus einem Menſchen in einen Teufel, indem er den Fußtapfen und Thaten Lucifers, jenes großen Fürſten der Teufel, folgte. Er faßte den Willen und ſeine Thaten bezeugten es hernach ganz deutlich, nicht nur beim Könige die Stelle und Nähe zu erlangen und einzunehmen, welche der Meiſter bei ſeinem Herrn inne hatte, ſondern den Meiſter ſelbſt zu verderben und ihn aus dem Stande, welchen er einnahm, gänzlich zu verdrängen und herabzuſtürzen." — Dieſer Mann fing an, den Großmeiſter allmählig beim Könige zu verläumden und ſeinen Handlungen und Reden eine gehäſſige Auslegung zu geben. So „unterminirte er das Herz des Königs" und wußte es allmählig gegen den Günſtling und deſſen Freunde einzunehmen. Alvaro ward es hinterbracht, daß ihm von Viveros Seite nichts Gutes

erwarte. Er traf deßhalb auch Vorſichtsmaaßregeln, namentlich, daß ſein Sohn Pedro ſich immer bewaffnet in ſeiner unmittelbaren Nähe aufhalten mußte. Die boshafte Unruhe Viveros, welcher die Zeit nicht erwarten kann bis ſein Opfer gefällt iſt, vergleicht der Chroniſt ſehr treffend mit der Angſt eines angeſchoſſenen Wildes, das auf keiner Stelle Ruhe findet. Sein Herz wird dargeſtellt als verwundet durch den vergifteten Pfeil der Verrätherei. Es wurde zu Madrigal ein Scheinauflauf veranlaßt, um bei deſſen Gelegenheit den Großmeiſter zu ermorden. Das Benehmen Alvaros in dieſem Auflaufe gegen Vivero, den er durchſchaute ohne es zu verrathen, wird als ſehr edel geſchildert. — „Nicht ohne geheimen Sinn (ſo beginnt der 102. Titel) ſagen und ſtellen die alten Dichter vor, daß die Göttin Pallas einen Cryſtallſchild führt, in welchem ſie die Dinge ſchauet, welche bevorſtehen, und daß ſie ferner für beſtändig einen langen Speer führt, womit ſie die Hinderniſſe, welche ſich ihr entgegenſtellen, beſeitigt und aus dem Wege räumt. Unter Pallas verſteht man, wie du, der du dieſes lieſeſt, wiſſen mußt, die kluge und geſcheute Perſon. Unter dem Cryſtallſchilde verſtehet man, in ſofern der Cryſtall, in welchem ſich die künftigen Dinge wie in einem Spiegel darſtellen, hell iſt, daß dem Vorſichtigen von den Dingen, welche vorkamen und vorkommen, der Ausgang, den ſie nehmen müſſen, ſo gut der menſchliche Verſtand denſelben zu faſſen weiß, ſich darſtellen muß. Durch den langen Speer wird zu erkennen gegeben, daß der Menſch, welchem Klugheit und richtiges Urtheil beiwohnen müſſen, von Weitem die Nachtheile und Schäden, welche aus Handlungen und Verwickelungen hervorgehen können, ſchon von Weitem beſeitigt und aus dem Wege räumt. Dieſe lange Abſchweifung hat der Verfaſſer im gegenwärtigen Capitel deßhalb gemacht, um den Werth und Erfolg deſſen, was hier beſchrieben wird, auf die Thaten des berühmten und tapfern Meiſters und Connetable zurückzuführen ꝛc." — Der Verrath des Vivero, welcher auch die Königin in ſein falſches Spiel zu ziehen ſucht, enthüllt ſich dem Großmeiſter und ſeinen Freunden immer näher. Er wird inne, wie der König es ſchon darauf abgeſehen, ſich ſeiner zu entledigen. Doch gibt er eine ſchon zur Ausführung vorbereitete Abſicht, ſich heimlich des Vivero zu entledigen, wieder auf, weil er glaubt, ihn noch auf andere Weiſe zu beſſern und befſt, daß ſich des Königs Gunſt ihm wieder zuwenden wird.

Er veranſtaltet ihm deßhalb Feſte in Otordeſillas und ſtellt ſich unbefangen und unwiſſend hinſichtlich der gegen ihn geſchmiedeten Plane. Einen derſelben, eine beabſichtigte Ermordung über einer im Benedictinerkloſter zu Valladolid in Geſellſchaft des Königs eingenommenen Mahlzeit, wußte er auf eine ſo unmerkliche Art zu hintertreiben, daß daraus nicht einmal ein Verdacht ſeiner Kunde vom Plane entſtand. Er vereitelte noch mehre andere Entwürfe zu ſeinem Verderben auf eine unſcheinbare Weiſe. Doch wurde die Lage des Connetable, welcher ſich von heimlichem Verrathe umſchlichen ſah, von Tage zu Tage peinlicher. Der Chroniſt gefällt ſich bei Schilderung dieſer Zuſtände fortwährend darin, den Vivero mit dem Verräther Judas zu vergleichen, gleich dem er von einem verderblichen Plane zum andern mit Unruhe umhergehetzt wurde. Es ſtellt ſich dem Leſer, welcher die vielen Mordanſchläge gegen den Connetable, wie er hier gemeldet worden, ſiehet, ſo wie die immerwährende Vereitelung derſelben durch den Helden näher erwägt, die Vermuthung nahe, daß, wenn die Beſchuldigung ſolcher Anſchläge nicht geradezu eine reine Erdichtung iſt, doch wenigſtens das Erblicken derſelben auf einer argwöhniſchen Vorausſetzung des Verfolgten beruhen mag. Doch ſind die getroffenen Gegenmaaßregeln alle Mal mit großer Klugheit ergriffen und ohne alles Aufſehen eingeleitet und durchgeführt. Auch iſt eine beſondere Kunſt darin beobachtet, das Gehäſſige der Ränke, welche gegen den Connetable geſchmiedet worden, auf Vivero allein fallen zu laſſen und von der Perſon des Königs fern zu halten, welcher dabei immer in möglichſter Paſſivität erſcheinen muß, welche dann auch ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit überhaupt am gemeſſenſten erſcheint. Auch den Dichter und Biſchof Cartagena läßt uns der Chroniſt wie verſtohlen unter Alvaro de Lunas Widerſachern erblicken bei Gelegenheit eines künſtlichen Tumultes zu Burgos (Titel 100), welcher zum Deckmantel dienen ſollte, den Connetable aufzuheben. Die Abneigung des Königs und deſſen feindſelige Geſinnung wider ſeinen ehemaligen Günſtling tritt nun immer deutlicher hervor. Alvaro nahm Anlaß mit Vivero eines Tages ſelbſt über ſeine Stellung zu reden. „Ich bin höchlich verwundert, Alfonſo Perez de Vivero, ſprach er, welch rothhaariger Hund den König, meinen Herrn, ſeit nicht gar langer Zeit von mir abwendig gemacht haben kann. Ich gelobe beim heiligen Hauſe zu Jeruſalem und dem Kreuze, das ich

auf der Bruſt trage, daß, wenn ich für gewiß erfahre, wer derjenige iſt, der mich mit Seiner Majeſtät verfeindet hat, ich demſelben einen ſolchen Denkzettel geben werde, daß die Welt darin eine gerechte Strafe, andere aber ein Exempel darin erkennen ſollen. Deßhalb mag ein jeder ſich vorſehen, was er gethan hat." Vivero, welcher ſich einer ſolchen Anrede nicht verſehen, ward beſtürzt, fiel vor dem Zürnenden auf die Knie und läugnete alle Schuld ab. Alvaro entgegnete, daß Viveros Thaten es klar machen würden — worauf jener Gott um ein Wunder anrief, ſeine Thaten an den Tag zu bringen. Der gute Chroniſt findet natürlich dieſe Vermeſſenheit überaus verrucht und vergleicht den Vivero ſofort wieder mit Judas, der ſeine Hand mit dem Heilande in eine Schüſſel tauchte und welcher nach der verdeckten Rüge ſeines vorſeienden Verrathes nur noch haſſenswürdiger handelte. Sehr gut ſchildert der Chroniſt die beſtändige Unruhe, in welcher ſein Held ſich befand und die ſich ſelbſt in ſeine Nächte und deren Schlaf hineindrängte. Doch hat er an dem Ritter Chacon einen umſichtigen, muthigen und ergebenen Vertrauten. Ueberall war er auf ſeiner Hut. Er glaubte, daß, wenn Vivero zur Beicht gehen möchte, derſelbe auf geiſtlichem Wege dahin geführt werden könnte, von ſeinen ruchloſen Plänen Abſtand zu nehmen. Ein Vertrauter Alvaros mußte ihm daher den Vorſchlag machen, mit ihm in einem Kloſter beichten zu gehen. „Allein wie die von der Wuth angeſteckten Hunde das Waſſer ſcheuen und vor demſelben fliehen, wiewohl es ein Mittel gegen ihren gefährlichen Zuſtand darbietet, ſo verabſcheuete der Verräther Vivero, der von der teufliſchen Wuth des Verrathes ergriffen war, die ſich in alle ſeine Adern ergoſſen und dieſelben aufgeſchwellt hatte, das Waſſer und die Reinigung des heiligen Sacramentes der Beichte und Buße, welches die Sünden hinwegnimmt und abwäſcht. Fernando de Ribadenegra konnte ihn daher wirklich nicht bewegen, zur Beicht zu gehen; er antwortete demſelben daher nach vielen andern Ausflüchten: niemals habe er ſo wenige Zerknirſchung gefühlt als eben jetzt und ſich ſo wenig aufgelegt zum Beichten ꝛc." — Am Charfreitage, „wo jeder gläubige Chriſt mit ſeinem Schöpfer ſich verſöhnen ſoll," gingen Alvaro, Vivero und Ribadenegra mit verhülltem Geſicht und verkleidet, wie es Sitte war, die Stationen zu beſuchen und demnächſt in die Hauptkirche, in welcher der König dem Gottesdienſte beiwohnte. Hier hielt ein Dominicaner, wahr-

ſcheinlich von Vivero angeſtiftet, eine zum Aufruhr und zum Sturze des Connetable ganz unverkennbar aufreizende Predigt, welche den König ſo aufbrachte, daß er hinter dem Vorhange ſeiner Loge her dem Prediger ernſtlich mit aufgehobenem Stocke drohete und zu ſchweigen gebot. Der Großmeiſter fand es unerträglich, den Vivero noch länger ungeſtraft zu laſſen. Am Abend deſſelben Tages ließ er den Vivero auf einen Thurm beſcheiden, wo er ihm die mit dem Könige zu des Meiſters Schaden gewechſelten Briefe vorlegte. Vivero erkannte dieſelben an. Alvaro erinnerte ihn an die früher erhaltene Warnung, machte ihm bemerklich, daß das Maaß ſeiner Bosheit erfüllt ſey und ließ den Verräther von der Höhe des Thurmes durch zwei ſeiner Getreuen herabſtürzen, wobei derſelbe ſeinen Tod fand, welcher im Publikum als zufällig erfolgt angegeben wurde. Die ganze Rohheit der Zeiten ſpiegelt ſich in der Entſchuldigung ab, womit der Chroniſt dieſen feigen, am Charfreitage vollzogenen Meuchelmord ſeines Helden beſchönigen will, ein Beſtreben, das ſich ſchon in der Art ſeines Erzählens abdrückt. Noch abſcheulicher iſt der Schmerz, welchen der Connetable vor dem Könige über den Verluſt ſeines bewährten Dieners heuchelt und worin er den Hinterbliebenen des Gemordeten Gnaden erwirkt. Dieſe Rührung iſt der Chroniſt unedel genug mit den Thränen zu vergleichen, welche Cäſar beim Anblicke vom Haupte des ermordeten Pompejus vergoß. Am Tage nach der That ſtellte ſich der Connetable in Trauer gekleidet dem Könige vor und klagte demſelben ſeinen großen Verluſt. Obwohl er den König ziemlich gnädig fand, ſo hatte er ſich doch darin verrechnet, daß derſelbe nach Viveros Tode ſich ihm wieder zuwenden würde. Derſelbe merkte recht gut, wie Vivero ums Leben gekommen war und hatte nur einen um ſo ſtärkern Abſcheu vor dem ehemaligen Günſtlinge. Von andern Feinden des Connetable angeregt, bat er dieſen unter dem Vorwande, daß wenn einer Menge von ihm fern gehaltener Ritter an den Hof zurückzukehren Gelegenheit gegeben würde, auch die Ruhe ſich wieder einfinde, den Hof zu meiden. Der Connetable weinte heiße Thränen des Verdruſſes. Seine Gegenvorſtellungen vermochten nicht den Willen des Königs zu beugen. Er erlangte nur noch dadurch Aufſchub, daß er die Antwort derer abwarten durfte, mit deren Perſonen ſich der König anſtatt Seiner zu umgeben beabſichtigte. Dieſer hatte ſich aber neben jenen noch andere beſtellt. Da Alvaro nun Gefahr

ſah, dachte er auf ſchleunige Abreiſe. Allein er beſtellte die dazu getroffenen nächtlichen Anſtalten wieder ab und verzog noch länger in Burgos. Das war ſein Unglück! Der Verrath ereilt ſein Schlachtopfer. „Ach Verrätherei, Verrätherei, Verrätherei, ſo beginnt der 120. Titel [1]), verflucht ſey dein Weſen, verflucht deine Macht, verflucht dein Wirken, das ſo weit ſich ausdehnt und ſo große Kraft erlangte. O du, Feindin aller Güte, Gegnerin jeglicher Tugend und Widerſacherin alles Edeln. Durch dich ſind Reiche zerſtört, durch dich ſind große, edele und volkreiche Städte verödet und du haſt Kaiſern, Königen, Fürſten und hohen Herren, grauſamen, elendiglichen und jammervollen Tod zugezogen. Wer könnte es denken! Wer ſollte es glauben, oder welches Urtheil genügte, um zu begreifen, wie ein ſo hoher Herr von ſo hohem Weſen, ein ſo großer und inniger Freund der Tugenden, wie der berühmte Großmeiſter des St. Jago-Ordens und der durchlauchtigſte Connetable des großen Caſtiliens zu der Stufe gelangen konnte, von der wir nun erzählen wollen. Selbſt die Feder, welche es ſchreibt oder eigentlicher der Führer und Halter derſelben, ſcheint von Zittern und Zagen darüber ergriffen, daß er dies ſchreiben ſoll ꝛc.“ — Nachdem die Vorbereitungen zur anfangs beabſichtigten nächtlichen Abreiſe abbeſtellt waren, hatte ſich Alvaro de Luna aufs Bett gelegt. Da erſcheinen Iñigo de Eſtuñiga und 200 Bewaffnete, welche das Haus des Connetable umzingeln. So wenig Leute er um ſich hatte, begann doch eine Art Vertheidigung des Hauſes, indem man die Eindringenden abhielt und auf dieſelben ſchoß und Steine ſchleuderte. Allein das Unzureichende dieſer Abwehr ward bald erkannt und ſeine Getreuen riethen dem Connetable zur Flucht, mit dem Hinzufügen, ſich der Leitung Alvaro de Cartagenas zu vertrauen. Der Connetable lehnt letzteres ab, weil er dem bekehrten Juden nicht traut und dieſer Cartagena ein Vetter des Biſchofs von Burgos (des Dichters) iſt, welchen der gefallene Günſtling zu ſeinen Hauptgegnern bei Hofe rechnen mußte. Man überredet ihn, dennoch dem Alvaro von Cartagena zu folgen; er thut es und iſt faſt

---

1) Dieſe in der letzten Hälfte der Chronik häufig wiederkehrenden Einleitungen neuer Titel erinnern durchaus an die moraliſchen Betrachtungen, womit der gleichzeitige Pulci die Geſänge zu ſeinem Morgante maggiore einleitet, was nachher Arioſto im Orlando furioso gleichfalls nachahmte.

in Sicherheit, als ihn die Erwägung zu den bedrängten Seinen zurückführt, wie es feig und niedrig ſey, dieſe im Stiche zu laſſen und allein auf dunkelm Wege die Flucht zu ergreifen. Dieſer Entſchluß wird ſehr ſchön mit dem Benehmen des Hermelins verglichen, welcher lieber den Jägern in die Hände rennt als die blendende Weiße ſeines Felles beſchmutzen läßt. Die fernere Beſchreibung des nächtlichen Tumultes um des Großmeiſters Haus iſt ſehr maleriſch, beſonders anziehend aber die treue Anhänglichkeit des Ritters Chacon an ſeinen Herrn. Gegen Morgen erſchien ein Herold des in der Nähe angekommenen Königs, den Großmeiſter zur Uebergabe aufzufordern. Gehalten und würdevoll iſt die Entgegnung Alvaro de Lunas, welcher um Abſendung von Rittern Seitens des Königs bittet, mit denen er wegen ſeiner Uebergabe verhandeln will. Der Sohn des Connetable fand inzwiſchen Gelegenheit in einer Verkleidung als Weib zu entfliehen. Der König ſendet, nachdem ſich Alvaro de Luna damit einverſtanden erklärt, zur Unterhandlung den Ruy Diaz de Mendoza und den ſchon oft genannten Cartagena, Biſchof von Burgos. In Folge der Unterredung mit dieſen, wird er des Biſchofs, der ihm feindlich ſcheint, überdrüſſig und verlangt nur mit Mendoza zu unterhandeln. Der König läßt ihm und den Seinigen das Leben und Hab und Gut zuſichern, wenn er ſich ergeben würde. Dieſe Zuſicherung ward dem Connetable brieflich ausgefertigt ertheilt und der König ſchwur in Cartagenas Hände die Aufrechterhaltung des Sicherheitsbriefes. Der Großmeiſter wollte ſich nun getroſt ergeben, allein Chacon, den bange Ahnungen erfüllten, ſtellte ihm in einer langen Rede vor, wie Eidſchwüre und Zuſagen nicht zum erſten Male gebrochen wären und der König, um ihn in ſeine Gewalt zu bekommen, alles Erſinnliche verſprechen würde. Er rieth deßhalb, mit gewaffneter Hand ſich durchzuſchlagen und erinnerte an andere wunderbare Rettungen, deren der Connetable in Bedrängniſſen ſich zu erfreuen gehabt. Allein wie er dem getreuen Alvaro de Cartagena nicht gefolgt war, ſetzte er auch den Rath Chacons hinten an und erwiederte: Gott wolle verhüten, daß er in einem Alter von 65 Jahren und nachdem er 40 Jahre dem Könige treu gedient, die Waffen wider denſelben ergreifen ſolle. Der König möge mit ihm machen was er wolle. Er zog ſich in ein Zimmer allein zurück, ordnete ſeine Papiere, namentlich die Documente der Gnade und der ſchriftlichen Zuſagen

des Schutzes gegen weltliche Feinde, die er vom Biſchofe Cartagena und andern Großen hatte; ſeine Einnahme und Schuldregiſter verbrannte er. Sein Geld und edles Metall packte er in drei Kiſten und ließ dann vom Beſten, was im Hauſe war und im koſtbarſten Tiſchgeräthe eine Mahlzeit auftragen, wozu er ſeine Getreuen einlud. Ueber Tiſche ermahnte er ſie wie ein Vater ſeine Söhne zu allem Guten und Rechten. Hinterher ließ er auch ſeine ganze Dienerſchaft ſpeiſen. Die Kiſten erklärte er dem Könige überlaſſen zu wollen. Chacon machte ihn aber aufmerkſam, daß er auch ſeine Diener zu bedenken habe, unter welche er dann auch eine beſondere Theilung und Spende veranſtaltete. Seine Preſchafte vernichtete er, damit nicht Mißbrauch damit getrieben werden könne. Die Schlüſſel zu den Behältniſſen der Koſtbarkeiten legte er zur Aushändigung an den König in getreue Hand. Bei der Wuth ſeiner Gegner ſah er ein, daß der König ſeine Zuſagen nicht werde halten können. Er behielt nur die beiden jüngſten Edelknaben und einen Koffer mit ſeiner täglichen Kleidung für ſich. Sodann legte er ſeine beſte Rüſtung an, beſtieg ſein ſchönſtes Roß und nachdem er dem König noch durch eine Erinnerung an alle ihm geleiſteten Dienſte das Gewiſſen zu erregen geſucht, wollte er ſich unter Bedeckung an den Hof begeben, nachdem er noch vom Sattel herab eine Alles rührende Anrede an ſeine zurückbleibende Dienerſchaft gehalten hatte. Alle lagen weinend um ihn her auf den Knieen und wollten ihn nicht hinweglaſſen. Die ganze Scene iſt meiſterhaft und doch überaus natürlich geſchildert. Die zur Bedeckung abgeſendeten Ritter vom Hofe verſicherten dem Großmeiſter, als er aus ſeinem Thore hervorritt, ihre Zuſage ſichern Geleites nicht erfüllen zu können, weil das Volk der Stadt wider des Großmeiſters Perſon zu ſehr aufgebracht wäre, um ihn ohne Gefahr durch die Volksmaſſen zu bringen. Der Großmeiſter ſtieg daher wieder ab und blieb in Erwartung einer ruhigern Volksſtimmung auf dem Platze, wobei der Biſchof von Burgos (Cartagena) und andere Große ihm Geſellſchaft leiſteten. Der König kam nun ſelbſt in des Großmeiſters Haus, ohne denſelben zu ſehen und hielt dort ſeine Mahlzeit. Der Gefangene hatte ſich entwaffnen und auf ein Zimmer ſeines Hauſes begeben müſſen. Nachdem der Chroniſt vorläufig angekündigt, daß dem Großmeiſter nichts von dem, was ihm und ſeinen Dienern verſprochen war, gehalten worden, ſchließt er den 123. Titel mit einer beweglichen Apoſtrophe

an den König Johann, welcher treue Dienſte ſo übel belohnte. Dieſe Apoſtrophe enthält die kräftigſte Vertheidigung ſeines Helden. Der 124. Titel meldet das Schickſal einiger Diener des Großmeiſters. Der König, den man von einigen Seiten Habſucht als Grund ſeines Verfahrens gegen Alvaro de Luna unterſchob, ließ es ſeine erſte Sorge ſeyn, die Schätze deſſelben in ſeine Gewalt zu bekommen. Da der Großmeiſter ſah, daß weder ihm noch ſeinen Dienern das gegebene Wort gehalten wurde, ſo trachtete er in aller Weiſe darnach, ſeine Befreiung herbeizuführen. Verſchiedene Pläne, die er hiezu machte, mißlangen. Der Hof begab ſich nach Dueñas. Auf einem Maulthiere wird Alvaro de Luna ebenfalls dorthin transportirt. Das Gerücht von der Ankunft des Erzbiſchofs von Toledo, welcher dem Großmeiſter ſeine ganze politiſche Exiſtenz verdankte, erfüllte Letztern mit Hoffnungen, welche leider unerfüllt blieben, da der ungetreue Vetter aller Aufforderungen Alvaros und ſeiner Freunde ungeachtet und obgleich der König ſelbſt ihn zu ſich eingeladen hatte, keine Vermittelung um ein anderes Schickſal für den Connetable herbeizuführen verſuchte, indem ſein Wunſch dahin ging, daß ſein Bruder die vacante Stelle des Günſtlings einnehmen möchte. Er zeigte ſich deßhalb als einer der größten Widerſacher des Gefangenen. Dieſer ward nach Valladolid und von da nach Portillo gebracht, wo auch der Hof ſich befand. Im Eingange des 126. Titels bezeichnet der Chroniſt die Habſucht nach des Connetable Hab' und Gut als die Quelle ſeines Unglückes und citirt den Doctrinal de los Privados des Marquis von Santillana als eine Gewährsquelle für dieſe Anſicht. Der König ließ in den Beſitzungen des Großmeiſters nach den vermeintlich verſteckten Schätzen deſſelben umherſpioniren. Ungetreue Diener des gefallenen Günſtlings nahmen ſich häufig das Beſte vorweg. Inzwiſchen beſchließt ein vom Könige verſammelter, aus lauter Widerſachern Alvaros beſtehender Rath den Tod des Günſtlings, weil er ſich zum Nachtheile des Königs und öffentlichen Wohles herrſchſüchtig Rechte angemaßet u. ſ. w. Der Erzbiſchof von Toledo war der einzige, welcher dem Beſchluſſe nicht beitrat. Mit einer kräftigen und edeln Unwillen athmenden Apoſtrophe an den König und einer Verwerfung des harten Urtheiles ſchließt der 127. Titel. Der folgende und letzte leitet mit paſſenden Bibelſtellen ein. Eſtuniga wird mit dem ausgefertigten Urtheile von Escalona, wo eben der Hof war, nach Portillo geſendet. Ein Ordensgeiſtlicher macht den

Großmeiſter aber ſchon zuvor mit ſeinem Schickſale bekannt. Dieſer bittet den Geiſtlichen, ihn bis zum letzten Augenblicke nicht zu verlaſſen. Der Großmeiſter wird nach Valladolid gebracht, wobei ihn der Geiſtliche von Religionsſachen unterhält. Die Nacht über bringen zwei Geiſtliche bei ihm zu. Er iſt unterrichtet, daß er am andern Morgen ſterben ſoll. Das Schaffott wird beſchrieben. Auf einem Maulthiere wird Alvaro dahin gebracht. Der Dremmete Trauerklang ertönt und vom Herold wird das ungerechte Urtheil verkündet. Ruhig und gefaßt, wie in den Zeiten ſeines Glückes, ſitzt der Großmeiſter auf dem Reitthiere, das mit ſchwarzem Tuche behangen iſt, wie der Reiter einen langen ſchwarzen Mantel trägt. Der Chroniſt vergleicht ihn mit einem Märtyrer. Mit feſtem Schritte ſtieg er die Stufen des Schaffottes hinan. Seinen Hut nahm er ab und warf denſelben einem ſeiner Pagen zu. Der Scharfrichter machte ihn darauf aufmerkſam, daß er ihm die Hände oder wenigſtens die Daumen zuſammenbinden müſſe, damit er nicht in der Todesangſt mit den Händen das tödtende Eiſen abwehre. Alvaro gab ihm darauf ſelbſt eine Schnur und ließ ſich den Verband machen. „Nachdem er ſeine Seele Gott befohlen, trennte der Henker das Haupt von den Schultern.“ Auffallend iſt die Kürze und Schnelligkeit, womit der ſonſt ſo umſtändlich ſchildernde Biograph ſeinen Helden abthut [1]). Als einen bemerkenswerthen und wunderbaren Umſtand bezeichnet er die Erſcheinung, daß eine zahlloſe Menge Volkes aus Neugierde ſich zur Hinrichtung eingefunden, ohne ſonderliche Gemüthsbewegung zu zeigen und von der Straße und den Fenſtern aus ruhig dem Hergange zuſchaueten, bis der Henker das Eiſen dem Halſe des Connetable nahe brachte. In dieſem Augenblicke aber erhob ſich ein ſo trauriges, allgemeines, lautes Weinen, als ob jeder in dieſem Augenblicke den nächſten Blutsverwandten verlieren ſollte. Auch der Chroniſt ſchreibt den ein Jahr und fünfzig Tage ſpäter erfolgenden Tod des Königs dem Grauen und den Gewiſſensbiſſen über den Verluſt ſeines Günſtlings zu, deſſen Haupt auch noch die Schmach neuntägiger öffentlicher Ausſtellung erfahren hatte. Seinem Körper wurde wie dem Haupte ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil. — In einem Epilege entſchuldigt ſich der Biograph, daß er Alvaro de Lunas wichtiges Leben in einen

1) Weit ausführlicher meldet den Vorgang Clara-Real, wie ich oben bereits nachgewieſen.

ſo kurzen Abriß gebracht, und daß er ſo viele vortreffliche Eigenſchaften und Züge von demſelben habe verſchweigen müſſen. Er ſtellt ſeinen Helden Königen und Fürſten zum Muſter auf und bringt noch nachträglich einige Züge und Verfälle aus dem Leben des mächtigen Günſtlings zum Vorſchein. Auch nennt er die Freunde des Meiſters und gibt über deren Verhältniß zu demſelben und die Zuwendungen an Gelde, Ehren und Aemtern, welche er ihnen machte oder machen ließ, nähere Auskunft. Die Zahl derer, welche auf dieſe Art von dem Connetable Wohlthaten genoſſen, gibt der Chroniſt auf viertauſend an. Ganz beſonderes rühmt er ſeinem Helden das Wiederemporbringen und die Cultur des Ritterweſens nach.

Da die Werke der ſchönen Redekunſt des caſtilianiſchen Mittelalters in Deutſchland ſo gut wie unbekannt ſind, ſo wird die Umſtändlichkeit, mit welcher gegenwärtige Geſchichte von der Chronik Alvaro de Lunas Kenntniß genommen, hoffentlich Entſchuldigung finden. Iſt von dieſem merkwürdigen Manne in meinem Buche nun ſchon zum dritten Male ausführlicher die Rede, ſo könnte der Vorwurf eines einſeitigen Intereſſes leicht gebildet werden. Ich ſcheue denſelben nicht, wenn man nur dabei meine Abſicht nicht verkennt, durch Auszüge aus den Schriftſtellern des Johanneiſchen Zeitalters ein näheres Licht über die Verhältniſſe dieſes ſeltſamen Hofes zu verbreiten, welcher für die Geſchichte der Literatur ſo bedeutungsvoll wurde. Die Chronik Alvaro de Lunas näher durchzugehen, hat mir ein großes Vergnügen gewährt. Kann der Leſer eines Gleichen ſich nicht rühmen, wenn er meinen Abriß durchmuſtert hat, ſo bin ich gern bereit, auf die mangelnde Genugſamkeit meiner Kraft den Fehler zu übernehmen.

Erwähnung einiger öffentlichen Urkunden.

Eine ſehr anziehende Zugabe hat Flores, der Herausgeber von Alvaro de Lunas Chronik, derſelben durch die Nachweiſung einer großen Anzahl gleichzeitiger Originalurkunden als Belege zur Geſchichte des Connetable zugeſellt. Sie ſind werthvolle linguiſtiſche Denkmale der Zeit. Merkwürdig darunter iſt beſonders die vollſtändig mitgetheilte ausführliche Urkunde vom 26. Februar 1438., wodurch König Johann II. dem Connetable mit der Grafenwürde auch ein Majorat beſtätigte. Hierin ſind alle Verdienſte und Groß-

thaten des Connetable mit gewiſſenhafter Treue angegeben. — Aus einem andern Documente erhellt, daß Donna Maria Albornez, die hinterlaſſene Wittwe des berühmten Marquis von Villena, eine Baſe des Connetable geweſen und demſelben verſchiedene Beſitzungen abgetreten hat.

Am Anſchaulichſten tritt die Schwäche der Regierung Johanns II. uns in dem Vertrage von Tordeſillas entgegen, welcher eine der ſeltſamſten Vorkommniſſe dieſer Regierung iſt. In den Mißhelligkeiten mit den aragoniſchen Prinzen drohete es im Jahre 1435. zu einem offenen Ausbruche zu kommen. Um dieß abzuwenden, wurden der König von Caſtilien und die Mißvergnügten einig, ſich zu Tordeſillas unter des Pedro de Velasco, Grafen von Haro[1]) Schutze zu unterreden. Dieſer Herr brach daher mit auserleſenen Kriegsvölkern auf und nahm jenen Platz in Beſitz. Die Verhandlungen, welche unter ſeinem Vorſitze Statt fanden, hat der Graf Haro ſelbſt beſchrieben. Dieſelben ſind unter dem Namen el seguro de Tordesillas im Jahre 1611. zu Mailand und 1784. zu Madrid in Quarte herausgegeben. Von dem politiſchen Geſchicke des Grafen zur Zeit ſolcher Verhandlungen gibt dieſer Bericht einen unzweideutigen Beweis. Es erregt aber eine eigenthümliche Empfindung, wenn man hier wahrnimmt, wie Fürſten und Große vor einem Unterthanen Recht ſuchen und dieſer über ihre Anſprüche gewiſſermaßen ſchiedsrichtert. König Johann erſcheint hier als nicht mehr berechtigt, denn jeglicher ſeiner Unterthanen und der Graf von Haro als eine mächtige Autorität, welcher entſcheidet über Anſehen und Gewalt. Ungemeſſen ſtellen ſich die Uſurpationen der Großen dar, welche es von ihrem Könige zu erpreſſen verſtehen, daß er in die zeitweiſe Entlaſſung ſeines Günſtlings und Premierminiſters willigt, weil man die Vorſpiegelung gebraucht, daß dieſer Schuld ſey an den bisherigen Unruhen und Zerrüttungen im Reiche. Aber nicht allein dieſen Stoß geben Unterthanen dem Herzen ihres Königs, ſondern auch den weſentlichen Rechten ſeiner Krone wiſſen ſie durch abgenöthigte Zugeſtändniſſe Abbruch zu thun. Der Zwang und die Unbill, welche man der königlichen Machtbefugniß angethan, war zu handgreiflich unbillig, als daß die Rechtskränkung ſich nicht ſelbſt hätte ſtrafen ſollen. Sobald der König

1) Seiner iſt unter den generaciones y semblanzas des Fernan Perez de Guzman und den claros Varones des Hernando del Pulgar ſchon gedacht.

die Hände wieder frei hatte und den politiſchen Himmel heiterer erblickte, annullirte er Alles, was zu Terdeſillas verhandelt worden. Keiner war natürlich beſſer im Stande, die Verhandlungen zwiſchen dem König und den Mißvergnügten zu beſchreiben, als derjenige, welcher dieſelben geleitet hatte. Er that es mit aller Würde, welche der Ernſt des Gegenſtandes erfordert. Dabei iſt er ſo ausführlich, daß ſeine Schrift eine Fundgrube für die Kenntniß der Art und Weiſe iſt, in welcher das Mittelalter diplomatiſche Geſchäfte zu behandeln pflegte. Die Sprache iſt einfach und klar, der Vortrag der hiſtoriſchen Partheien ungeſchmückt und geläufig und die Originaldocumente, an denen die Schrift reich iſt, ſind geſchickt am gehörigen Orte eingefügt. Der Zweck derſelben iſt aber zu wenig der ſchönen Redekunſt verwandt, als daß in dieſer Geſchichte, welche es vorzugsweiſe mit den Hervorbringungen dieſer Kunſt zu thun hat, länger davon die Rede ſeyn könnte, weßhalb ich mich denn auch bei den äußern Lebensumſtänden des Grafen von Haro hier nicht weiter aufhalten will.

Der: Paß der Ehren (passo honroso).

Schon einige Male iſt in dieſer Geſchichte eines Ritters Suero Quinones erwähnt, welcher auf abenteuerliche Weiſe dem ſcheidenden Mittelalter noch einmal das Ideal eines fahrenden Ritters zum Beſten gegeben und in Geſellſchaft einiger Genoſſen im Paſſe von Orbigo mit andern Rittern, welche des Weges zieben wollten, Lanzen gebrochen. Dieſes Abenteuer fällt in das Jahr 1434. Quinones der Kampfhalter gehörte zu den Mannen Alvare de Luna's. Um allen Regeln der Ritterſchaft zu entſprechen, hatten die Herausforderer einen öffentlichen Schreiber und Notarius Don Pedro Rodriguez de Delena bei ſich, welcher über den ganzen Hergang eine beglaubigte Relation fertigen mußte. Dieſe war zu einem umfangreichen und mit weit ausgeſponnenen Digreſſionen verwebten Werke geworden. Daſſelbe führte den Titel: Paß der Ehren (passo honroso). — Um es genießbarer zu machen und das für ſeine Zeit noch Empfehlenswerthe beſſer hervortreten zu laſſen, machte ſich in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts der Franciscanermönch Juan de Pineda, welcher nachher im hohen Alter ſtarb, über den Bericht des Delena, kürzte denſelben, entfernte die

weitläuftigen Excurſen und ließ ſeinen Auszug 1588. zu Salamanca in 8. gedruckt erſcheinen unter dem Titel: Libro del passo honroso defendido por el excelente Caballero Suero de Quiñones copilado de un libro antiguo de mano por Fr. Juan de Pineda Religioso de la Orden de San Francisco. Der Herausgeber der Cronica de Don Alvaro de Luna hat dieſe Ausgabe als Anhang zu jener Chronik im Jahr 1783. zu Madrid in Quarto erſcheinen laſſen, wozu ihm der Umſtand Anlaß gegeben, daß der Ritter Suero de Quiñones in der Chronik des Oeftern erwähnt wird. Des Herganges ſelbſt wird, wie ſchon gedacht, von Pulgar und auch in der Chronik Johanns II. Meldung gethan. Ganz genau läßt ſich über die urſprüngliche Beſchaffenheit des Buches nicht mehr urtheilen. Denn Pineda ſelbſt gibt am Ende ſeines Auszuges zu, daß er die Dunkelheit des Ausdruckes, die üble Anordnung und Verworrenheit des Stoffes zu verbeſſern befliſſen geweſen. Wenn er ferner ſagt, daß er die Waffenthaten zwar mit den eigenthümlichen Worten des alten Originals zuweilen auch in deſſen Style, zuweilen aber im eigenen und mitunter in beiden gemiſcht vorgetragen, ſo muß man auf ſehr große Veränderungen ſchließen, welche er in der Form und Oekonomie des alten Originales vorgenommen. Das Vorhandene iſt daher weniger für die Literatur als für die Sittengeſchichte des caſtilianiſchen Mittelalters wichtig. Den Paß in der Nähe der Brücke von Orbigo vertheidigten dreißig Tage hintereinander der fünfundzwanzigjährige Suero Quiñones und die neun Gefährten deſſelben. Der Ritter hatte für ſein Unternehmen ordentliche Statuten entworfen und ſolche über die „meiſten Gegenden der Welt" verbreiten laſſen. Johann II. hatte auf einen bei einem Hoffeſte durch einen Herold (cap. IV.) an ihn gehaltenen feierlichen Vortrag dem Vorhaben ſeine ausdrückliche und förmliche Sanction ertheilt und zwei Kampfrichter controlirten beſtändig die Relation des Notarius Delena, welcher die ganze Zeit über anweſend blieb. Die Statuten finden ſich in einundzwanzig Artikeln im VI. Capitel mitgetheilt. Es wird darin bekannt gemacht, das Quiñones in Geſellſchaft ſeiner Genoſſen binnen der geſtellten Friſt dreihundert Lanzen zu brechen bereit ſey. Es wird verheißen, daß alle Ritter, welche auf die Ausforderung einzugehen bereit ſeyen, Harniſch, Pferde und Lanzen zum unentgeldlichen Gebrauche finden würden. Mit jedem Ankömmlinge werden drei Lanzen gebrochen, das Brechen wird erklärt durch Herabwurf vom Pferde oder Beibringen einer

Blut laſſenden Wunde. Jede vorbeipaſſirende Dame, welche keinen Ritter mit ſich führt, muß den Handſchuh ihrer rechten Hand hergeben. Wenn mehre Ritter erſcheinen, um einen ſolchen Handſchuh wieder zu erkämpfen, wird nur der erſte zugelaſſen. Quiñones will den anweſenden Herolden drei vorzügliche Damen nennen. Dem erſten Ritter, welcher deren Handſchuh einzulöſen erſcheint, verſpricht Quiñones einen Diamant. Den Verwundeten wird Sorge und Verpflegung zugeſagt. Nur auf einer Wallfahrt begriffene Ritter ſollen unangefochten den Paß durchwandern dürfen. Ein abſichtsloſes Verirrter muß, wenn er einen Kampf anzunehmen nicht geneigt iſt, irgend ein Stück ſeiner Rüſtung zurücklaſſen. Daſſelbe erfolgt, wenn ein Kämpfer ſeine drei Lanzen nicht aushält. Die Koſten aller getödteten Pferde übernimmt Quiñones. Zwei alte Ritter und zwei Herolde, ſämmtlich mit dem apoſtoliſchen Eide belegt, ſollen immer zugegen und Kampfrichter ſeyn. Schließlich ſichert Quiñones der Dame, welcher er ſich zu eigen hingegeben, die er aber nicht namhaft macht, den Beſitz ihres Handſchuhes, wenn ſie vorüberkömmt und behält ſich allein vor, für ſie in die Schranken zu treten, weil kein Menſch in der Welt es ſo aufrichtig thun kann, als er ſelbſt. Die Aufforderung, welche Quiñones in alle Welt erließ, lautete alſo: „Syrich zu allen Königen, Herzögen, Fürſten und Herrn, in deren Gebiet du gelangſt, wie ich ſeit geraumer Zeit der Gefangene einer gewiſſen Dame geweſen und über ein Löſegeld von dreihundert gebrochenen Lanzen einig geworden bin; melde ferner, wie ich ohne die Hülfe von Rittern, welche mit mir und meinen Kampfgeſellen fechten, in den Beſitz jenes Löſegeldes nicht gelangen kann, weßhalb du ihnen mein Erſuchen mit der Bitte vortragen mußſt, daß es ihnen aus Höflichkeit und Liebe zu ihren Damen gefallen möge, mir zu Hilfe zu kommen. Auch bitte die genannten Könige, Herzöge, Fürſten und Herrn mit der ihren Perſonen ſchuldigen Ehrerbietung, daß es ihren Damen gefallen wolle, ihre Ritter und Edelleute zu meinem Vorhaben zu beurlauben. Und damit die Könige, Herzöge u. ſ. w., welche mit dem ſehr erhabenen Könige von Caſtilien, meinem Herrn, in Freundſchaft leben, es ſich nicht verdrießen laſſen, daß meine Angelegenheit den Weg in ihre Bereiche findet, ſo benachrichtige Ihre Herrlichkeiten, wie der König, mein Herr, in der Ueberzeugung, daß mein gedachtes Löſegeld nicht leicht ohne Zuthun vieler Ritter und gefälliger Leute zuſammengebracht werden kann, allen ſeinen Unterthanen die Theilnahme verſtattet hat ꝛc.“ Mit dieſem Briefe

ward der Wappenkönig Johanns an vielen Höfen umhergesendet. In der Nähe des auserſehenen Paſſes ward eine große Kampfbühne errichtet, wozu das Holz mit dreihundert, mit Ochſen beſpannten Wagen herangefahren wurde. Am beſtimmten Tage fanden ſich zunächſt drei fahrende Ritter ein, unter ihnen ein Brandenburgiſcher, welcher genannt wird Arnaldo de la Floreſta Bermeja. Dieſer beſtand rühmlich ſechs Gänge, ward aber von Quiñones doch überwunden. Alle Ritter, welche erſcheinen, werden mit Waffenſchmuck und Deviſen genau beſchrieben, ſo wie die Details des Kampfes mit großer Umſtändlichkeit dargelegt ſind. Wer ſich eine lebendige Anſchauung von dieſen Ritterkämpfen verſchaffen will, darf die Leſung des passo honroso nicht unterlaſſen, welcher außerdem Reden und Briefe enthält, welche den Ton und die Manier, in denen die alten Recken mit einander verkehrten, in originaler Weiſe abſpiegeln. Es erſchienen achtundſechzig Ritter, welche mit Quiñones und ſeinen Geſellen gefährliche Kämpfe beſtanden und ſiebenhundertſiebenundzwanzig Gänge machten, aber nur hundertſechsundſechzig Lanzen brachen, ſo daß an den angeſagten dreihundert gebrochenen Lanzen hundertvierunddreißig fehlten. Allein die feſtgeſetzten dreißig Tage waren verſtrichen. Die Kampfrichter erklärten, Quiñones habe ſein Erbieten tüchtig erfüllt, ſein Löſegeld redlich verdient und müſſe der Gefangenſchaft entlaſſen werden. Deßhalb ward ihm die eiſerne Kette, welche er als Symbol derſelben am Halſe führte, abgenommen. Es folgten Feſtlichkeiten und Reden. Weiter darf ich aus dem passo honroso, wenn ich die Gränzen meines Planes nicht überſchreiten will, keine Mittheilung machen. Um auf den Inhalt aufmerkſam zu machen, dürften die gemachten Fingerzeige genügen.

Diego de Valera's Proſa.

Unter den hiſtoriſchen Schriftſtellern des Johanneiſchen Zeitalters in Caſtilien, deſſen dieſe Geſchichte nähere Erwähnung thun muß, gehört auch Diego de Valera. Aus ritterlichem Geſchlechte ſtammend, war er 1402. zu Cuenca geboren. Von Jugend auf erhielt er ſeine Erziehung am Hofe Johanns II. und zwar im Palaſte ſelbſt, wo er als Edelknabe des Kronprinzen Heinrich angeſtellt ward. Ein unruhiger Geiſt, welcher in den

heimiſchen Verhältniſſen ſich zu beengt fühlte und in der Ferne Wiſſensnahrung ſuchte, trieb ihn aus dem einförmigen Palaſtleben in die Fremde hinaus und auf Reiſen. Er verließ ſein Vaterland und bereiste einen nicht kleinen Theil von Europa. Er beſuchte, um ſeinen Vorrath nützlicher und wiſſenswürdiger Kenntniſſe zu bereichern, mehre Höfe, zuerſt den franzöſiſchen, welcher um Carl VII. verſammelt war. Von hier ging er nach Oeſterreich, wo er am Hofe des Erzherzogs Albrecht zu Wien eine gute Aufnahme fand. An der Tafel dieſes Fürſten traf er mit einem großen Herrn des Landes zuſammen, welcher ſich höhnende Worte über das caſtiliſche Kriegsweſen erlaubte. Dieſen wies er mit ſolchem Muthe und Nachdrucke zurecht, daß König Johann, welcher es wieder erfuhr, darin einen weſentlichen Dienſt erkannte, welchen er der caſtiliſchen Nationalehre erwieſen und ihn dafür mit dem Titel Moſen (Monsieur), als einer beſondern Auszeichnung ſeiner Perſon beehrte. Dieß geſchah im Jahre 1436. Valera folgte Albrechts Fahnen nach Böhmen und focht unter denſelben im Kriege wider die Huſſiten mit. Mit dem Ruhme kriegeriſcher Tapferkeit und Kampfgeſchicklichkeit kehrte er 1440. in ſein Vaterland zurück. Er ward zu den tapferſten Spaniern ſeiner Zeit gerechnet. Als daher Pierre Berney nach der Sitte ſeiner Zeit am caſtilianiſchen Hofe eine Aufforderung zum Zweikampfe hatte ergehen laſſen, erwählte Johann den Moſen Valera, um dem Franzmanne, einem Vaſallen des Herzogs von Burgundien, mit ſeinem Schwerte Beſcheid zu thun. Nachmals lebte er zu Cuenca in Zurückgezogenheit. Mit einem geheimen Auftrage ſeines Königs ward er von hier an den Hof von Frankreich geſendet, um die Vermählung mit einer Tochter König Carls VII. zu verhandeln. Andere ehrenvolle Geſandtſchaften wurden ihm nach England, Burgund und Ungarn übertragen, welche er immer in kurzer Zeit abmachte. Was er in der Zwiſchenzeit getrieben, iſt nicht bekannt. Im Jahre 1448. ward er mit Carrillo de Albornoz zum Abgeordneten von Cuenca erwählt, um die nach Tordeſillas ausgeſchriebenen Cortes abzuwarten. In dieſer Verſammlung zeichnete er ſich durch die deutliche und außerordentliche Offenheit aus, womit er ſich den grauſamen Vorſchlägen des Königs widerſetzte, welcher die aufrühreriſchen Großen mit Feuer und Schwert vernichten wollte. Mit nachdrucksvollen Gründen und unter Empfehlung von Milde und Friedfertigkeit

rieth er ihm von ſeinem verderblichen Vorhaben ab, das die übrigen Abgeordneten theils aus Furcht, theils aus Schmeichelei durch Stillſchweigen genehm halten wollten. Er ſcheute ſich nicht gleich ihnen, dem mächtigen Connetable, von welchem jene Vorſchläge ausgingen, durch ſein Verfahren verdrießlich zu werden. Eine ſolche Angſt lag ihm ſo fern, daß er in zwei nachher an den König gerichteten Eingaben dieſelben Geſinnungen der Milde und Friedlichkeit empfahl und zwar mit Beiſpielen, welche mit der Vergießung von Menſchenblut nichts gemein hatten. Dieſer glühende Patriotismus erwarb ihm manchen Freund, unter Andern den wichtigen Grafen von Plaſencia Pedro de Eſtunniga (Zuñiga), welcher im Vertrauen auf Valeras ehrenwerthe Geſinnung ihm die Erziehung ſeines jungen Vetters und Erbnehmers übertrug. Wie Valera unter Heinrich IV. gewirkt, iſt mir nicht bekannt geworden. Allein die katholiſchen Majeſtäten ernannten ihn bald nach ihrer Thronbeſteigung zu ihrem Chroniſten und Rathe und übertrugen ihm das Hofſpeiſemeiſteramt. Als gewandter Diplomat, bewährter Ritter und einſichtsvoller Mann darf er unter die vorzüglichern Perſönlichkeiten gerechnet werden, welche Caſtilien aus dem fünfzehnten Jahrhundert aufzuweiſen hat. Zu dem Hiſtoriographenamt ſchien ihn auch der Umſtand zu befähigen, daß er unter drei Regierungen Augenzeuge faſt aller wichtigern Ereigniſſe in jener ſtürmiſchen Zeit geweſen war. Er genügte ſeinem Amte, indem er eine bis 1481. hinaufführende, der Königin Iſabelle gewidmete Cronica abreviada de España ausarbeitete. Bald nach deren in Puerto de Santa Maria erfolgter Beendigung beſchloß er im achtzigſten Jahre ſeines Alters das thätige Leben. Die Chronik erſchien zum erſten Male zu Saragoſſa im Jahre 1494., ſodann 1499. in Salamanca, 1534. und 1567. zu Sevilla. Sie entſpricht aber weder als Erzeugniß hiſtoriſcher Forſchung noch als Verſuch hiſtoriſcher Kunſt den Erwartungen, welche ſich an den Namen Valera knüpfen dürften. Kritik, Auswahl und Gründlichkeit vermißt man in dieſem Geſchichtswerke gar ſehr. Es zeigt leider nur das Gepräge einer unbedeutenden Gewöhnlichkeit. Doch ſind die Regierungen Heinrichs III. und Johanns II. mit mehr Umſtändlichkeit und Zuverläſſigkeit behandelt. Vielleicht hatte das Alter, in welchem Valera dieſe Arbeit unternahm, ſeine hiſtoriſche Kraft und Eigenthümlichkeit ſchon gebrochen. Sein Styl hat eine unordentliche, ſchleppende

Mattigkeit und bei aller Einfachheit iſt derſelbe ſchwerfällig. Deßhalb hat der feine Kenner ſeiner Mutterſprache, der treffliche Capmany, in ſeinem teatro critico keine Proben aus dem erzählenden Theile von Valeras Chronik mitgetheilt. Eine Zierde derſelben ſind aber allerdings die beiden vorher erwähnten Schreiben Valeras an den König Johann, welche Valera ſeinem Geſchichtswerke einverleibt hat, mit deſſen Darſtellung ſie einen der letztern ſehr nachtheiligen Contraſt bilden. Der Styl in beiden iſt, wie Capmany ſagt, ernſt, gedrungen, ſententiös und durchweg getragen von einer edeln und erhabenen Rede, zuweilen auch durch ſene Ausdrücke belebt, welche das Abbild der Empfindungen eines freien Geiſtes ſind, geſchmückt mit ſchönen Gleichniſſen und beweglichen Schilderungen, welche ungeachtet ihres ſtudirten Anſtriches, den die Gezwungenheit der Stellung dem Landesherrn gegenüber herbeiführte, darthun, daß Valera, wo er empfand, zu denken und zu malen verſtand. Sonſt iſt noch von dieſem Schriftſteller gedruckt vorhanden: el tratado de la Providencia contra fortuna, eine politiſch-moraliſche Abhandlung von nur acht Seiten, welche mit des Marquis von Santillana Sprichwörtern zuſammen 1494. in Sevilla erſchienen und an den Juan Pacheco, Marquis von Villena, gerichtet iſt. Neue Gedanken darf man in dieſer Abhandlung nicht ſuchen; doch gemein ſind ſeine Rathſchläge keineswegs und die Schreibart, obwohl kälter und mehr mit Citaten überhäuft als die Briefe es ſind, doch der Feder, welche ſene ſchrieb, nicht unwürdig. Der Unterſchied der Diction erklärt ſich dadurch, daß Valera im tratado ruhig didaktiſche Zwecke verfolgte, während in den Briefen, aufgeregt von Furcht und Liebe, der lebendige Patriotismus ſich vernehmen läßt. — Ob die Cronica de los Reyes Catolicos Don Fernando y Doña Isabel, welche noch nicht gedruckt worden und Valera zugeſchrieben wird, zu der Cronica de España gehört oder ein eigenes Werk iſt, muß ſo lange, bis eine Vergleichung darüber angeſtellt wird, unentſchieden bleiben. — Außerdem werden dieſem Schriftſteller folgende noch ungedruckte Werke zugeſchrieben: Cronica de algunos Reyes de Castilla desde el Rey Sancho el de Zamora. — Cronica de la antiguedad de Francia. — De los ilustres varones de España. — Historia del Rey Don Henrique quarto. — Libro de las divisas, vielleicht einerlei mit dem tratado de las armas. — El ceremonial de principes. — Libro de linages. — Historia de la Casa de Zuñiga. — Arbol

de batallas traducido de Frances. — Tratado de la nobleza y lealtad (soll gedruckt ſeyn). — Es iſt nach dieſen zahlreichen Titeln unbekannter Werke von Valera zu urtheilen noch reichliche Ausbeute für die ſpaniſche Literatur zu erwarten. — Ich beſchränke mich für jetzt auf den tratado und die Briefe. — Ich erinnere mich, ſo beginnt jener, mein hoher Herr, einen Ausſpruch Seneca's geleſen zu haben, welcher lautet: Suche heilſame Rathſchläge alsdann, wenn das Glück dir am freundlichſten lächelt; denn das Glück iſt von Glas und zerbricht, wenn es am ſtärkſten ſchimmert. Mit dieſer Lehre ſtimmt Cato überein, indem er ſpricht: Wenn du glücklich biſt, ſo hüte dich vor widrigen Dingen, denn die letzten Dinge gleichen nicht den erſten ꝛc." — Valera will dieſe Ausſprüche ſehr bewährt gefunden haben, deßhalb muß ein kluger Mann es dem Schiffer bei der Windſtille gleich thun, welcher ſich alsdann des Sturmes verſiehet und darauf rüſtet. Er citirt noch den Boëthius und bemerkt, daß es weiterer Autoritäten nicht bedürfe, ſondern auf Vorgänge der einheimiſchen Geſchichte hingewieſen werden könne, wie denn überhaupt die Lehren der Geſchichte ungeſtraft nicht vernachläſſigt werden dürften und der glücklich ſey, den fremde Gefahren witzigten. Er räth ſeinem Gönner, ſich vor allen Dingen an Gott zu wenden, nach den Worten des Evangeliſten: Trachtet zuerſt nach dem Reiche Gottes; oder dem Ausſpruche des Apoſtels: Denen, welche Gott lieben, gereicht Alles zum Frommen. Die Großen der Erde, fährt er fort, haben nächſt dem Gehorſam gegen Gott fünf Hauptwaffen gegen das Schickſal. Jene fünf Waffen werden nun aus dem Arſenale ſeiner Beleſenheit mit Citaten von dem ehrlichen Valera geſchmückt. Dieſe Waffen beſtehen in folgenden: 1) Man muß den König von ganzem Herzen lieben, fürchten, ehren, ihm wohlwollen und für ihn leben. Denn die Könige nehmen Gottes Statt auf Erden ein, wie Salomon ſagt; 2) Liebe der Unterthanen; 3) Reichthum; 4) Tapferkeit; 5) guter Rath. In dieſer Art, welche, wie figura zeigt, nicht ſehr geiſtreich iſt, gehet der tratado fort. — Als Valera mit dem Kronprinzen Heinrich ſich in Segovia befand und ſich über die Nachtheile Rechenſchaft gab, welche aus der vom Könige betriebenen Rüſtung eines Heeres wider die mißvergnügten Großen zu befürchten waren, ſchrieb er den erſten der beiden erwähnten Briefe. Derſelbe beginnt: Höchſt mächtiger Herr! In welcher Angſt, Abſpannung und Mühſal Eure

Reiche ſich befinden, habe ich nicht nöthig auseinander zu ſetzen; denn Euer Gnaden iſt es genugſam bekannt. Es iſt mehr an der Zeit, Hilfe zu ſuchen, als unſere Leiden zu beweinen und darüber Reden zu verlieren. Nächſt Gott ſetzen wir unſer Vertrauen auf Euch allein. O Herr, laſſet unſere Hoffnung nicht leer ſeyn und Eure Tugend den Frieden vermitteln. Eure Herrlichkeit wolle ſich veranſchaulichen, wie ſie größern Ruhm zu gewinnen vermag, als jemals ein Fürſt der Welt gewann. Geſchehen wird dieß, wenn ihr alle Umſtände auf eine richtige Waage legt und alle Partheilichkeit und Vorliebe bei Seite laſſet. Es wird ſich alsdann die Nothwendigkeit ergeben, daß ſo viele Zwiſtigkeiten und Uneinigkeiten, welche von euern Unterthanen und Landsleuten angeregt worden durch euch allein beigelegt und zu voller Eintracht geführt werden könne. Wiewohl Etlichen dieſes ſchwierig erſcheinen mag, ſo kömmt es mir doch ſehr leicht vor, wenn ihr nur den feſten Willen dazu habt; denn ihr ſeyd der Einen wie der Andern oberſter Gebieter. Führt euch zu Gemüthe, daß ihr König ſeyd und gewinnet eine richtige Einſicht in euere Pflicht, wohl angeſehen gereicht das Regieren ohne Zweifel mehr zur Laſt als zum Ruhme. Dieß erkannte jener perſianiſche König ꝛc. — Valero erinnert den König weiterhin daran, daß unter andern trefflichen Titeln die Könige auch den des Landesvaters führen und macht ihn darauf aufmerkſam, daß ein Vater die äußerſte Strenge erſt nach vergeblichem Verſuch aller ſonſtigen Mittel anwenden dürfe. Er macht ihm ferner anſchaulich, wie Herrſcher und Beherrſchte einen Leib bilden, und daß man, wie kein Glied ohne Schmerz und Schaden abgelöst werden könne, ſo auch kein Unterthan vom Volke ohne ſchmerzlichen Nachtheil durch Vernichtung abgetrennt werden könne. Hierauf ſucht er dem König den etwaigen Einwurf, daß er über die Maaßen beleidigt worden, zu entkräften, indem er ihm bemerklich macht, wie ein Fürſt milde und gnädig ſeyn und im Verzeihen an unſerm Erlöſer ein Vorbild nehmen müſſe, welcher am Kreuze für ſeine Peiniger gebetet habe. Dem großen Herzen iſt es eigen, Beleidigungen nicht hoch aufzunehmen, ſo wie die Klugheit es erfordert, dieſelben zu gelegener Zeit zu ignoriren, wofür Kaiſer Octavian als Beiſpiel angeführt wird. „Erwägen Euer Gnaden, wie verödet die Welt ſtehen würde, wenn unſer Herr Jeden nach Verdienſt ſtrafen wollte. Ueber wie Wenige würdet Ihr noch herrſchen, wenn Ihr Alle nach des Geſetzes Strenge

richten wollet? Das Naß eurer Milde ergieße ſich daher über die Flammen Eures Zornes ꝛc." — Hierauf empfiehlt er dem Könige die Beweggründe derer in Betracht zu ziehen, welche jetzt zum Kriege anreizen. Gewiſſer Friede iſt beſſer als zweifelhafter Sieg. Unter allen weltlichen Dingen iſt keins ſo ungewiß als der Ausgang der Schlachten, worin die gerechte Sache bald ſiegt, bald unterliegt, bald die Minderzahl, bald die Mehrzahl das Feld behält u. ſ. w. Dieß wird mit hiſtoriſchen Beiſpielen belegt. Wir Alle haben Gott beleidigt und er kann den Sieg dem Einen ſo gut verleihen als dem Andern. Aber ſelbſt wenn der Sieg auf des Königs Seite fällt, ſo iſt immer Schaden für ſein Reich dabei; denn auch die Beſiegten ſind ſeine Unterthanen und ihr Schaden iſt ſein Schaden u. ſ. w. — Der zweite Brief Valera's iſt aus Valladolid geſchrieben. Hierin weiſt er zunächſt den König auf die unglücklichen Erfahrungen hin, welche derſelbe im Kriege gemacht hat. Er belegt die durch Kriege herbeigeführte jammervolle Lage Spaniens mit Bibelſtellen aus Jeremias u. ſ. w. und redet das unglückliche Land in beweglicher Art an. Dann macht er den König auf die Wichtigkeit ſeines Berufes und die ſchweren Pflichten deſſelben aufmerkſam, ſo wie auf das Gericht, das ſeiner dereinſt wartet. Er weiſt ihn auf den Brief Benhatins an Peter den Grauſamen, der meinen Leſern aus Ayalas Chronik bekannt iſt und führt noch mehre andere Beiſpiele an, welche geeignet ſind, den König zu einem glimpflichen Verfahren zu bewegen ꝛc.

Nachleſe von Hiſtorikern. — Der Prinz Carlos von Viana. — Pedro Rodriguez de Almela. — Lope Garcia de Salazar. — Alonzo de Palencia. — Gaubert de Lagud.

Die bisher genannten Proſaiſten ſind die einzigen aus dem caſtilianiſchen Mittelalter, von deren Werken ich eine auf eigene Wahrnehmung gegründete Anſicht habe. Von andern habe ich bis heute nichts ſelber geleſen. Es werden noch mehre Hiſtoriker genannt, von denen ich außer Angabe ihres Namens und des Titels ihrer Schriften wenig zu melden weiß. So hat Manuel Rodriguez de Sevilla, von deſſen Lebensumſtänden ich nichts Näheres aufgefunden habe, eine noch nicht gedruckte Cronica de Eſpaña geſchrieben, welche er im Jahre 1434. beendete und auf Anlaß des Grafen Don Rodrigo Alfonſo

Pimentel von Benavente verfaßte. In derſelben Handſchrift befindet ſich eine Estoria de Jerusalem abreviada.

In die Reihe der caſtilianiſchen Chroniſten trat auch Carlos Prinz von Viana, der bereits als lyriſcher Dichter erwähnt wurde. Außer einer Ueberſetzung von Ariſtoteles Ethik iſt in zahlreichen Abſchriften eine bis 1454. fortgeführte Chronik der Könige von Navarra von ihm vorhanden. Hier iſt der Ort, von dem Leben dieſes unglücklichen Prinzen einige Nachricht zu geben. Er war ein Sohn jenes aragoniſchen Infanten Johann, welcher mit ſeinem Bruder Heinrich zu den caſtilianiſchen Wirren in Johanns II. Zeitalter ſo viel beitrug. Seine Mutter war Blanca, nachmalige Königin von Navarra welche ihn 1421. gebar. Am Hofe ſeines Großvaters Carl III. von Navarra, erhielt der Prinz von Viana eine ſorgfältige Erziehung. Als ſeine Mutter ſtarb war er einundzwanzig Jahr alt und Erbe der Krone von Navarra. Er regierte das ihm gehörige Land aber nur im Auftrage ſeines Vaters, dem durch Ehevertrag der Königstitel vorbehalten war. Seine Regentſchaft war eine heilſame fürs Land. Es kam aber zwiſchen Vater und Sohn zu Zerwürfniſſen, welche in offene Feindſeligkeiten ausarteten, in Folge deren der Prinz von Viana in die Hände ſeines Vaters fiel, der ihn auf verſchiedene Feſtungen bringen, ſodann aber auf Bitten der Unterthanen gewiſſermaßen und halb und halb frei ließ. Es entſpannen ſich aber erneuerte Feindſeligkeiten, in Folge deren Carlos nach Neapel ging, wo er bei ſeinem Oheim Alfonſo eine günſtige Aufnahme fand. Seinen Feinden gelang es inzwiſchen, Carlos Vater zu bewegen, dieſen Sohn zu Gunſten ſeines Schwiegerſohnes, des Grafen von Foix, zu enterben. Carlos Anhänger ſetzten dieſem Willkühracte einen andern entgegen, worin ſie Carlos zu ihrem Könige ausriefen. Dieſer mißbilligte ein ſo raſches Verfahren als unüberlegt. „Aus Briefen von Aragonien," ſo ſchrieb er an ſeine Anhänger, „haben wir eine wichtige Neuigkeit erfahren, als deren Anſtifter ihr genannt werdet. Wir können derſelben aber eben ſo wenig Glauben ſchenken als ſie gut heißen, weil ſie von aller Befugniß eben ſo weit entfernt iſt und abliegt, als von der Vernunft. Es wird geſchrieben, daß ihr uns mit den Feierlichkeiten und Handlungen, welche für die Könige von Navarra hergebracht ſind, zum Könige erhoben habt; dieß hat uns ſolche Beſchwerniß und Unruhe gemacht, daß es ſich nicht beſchrei-

ben läßt; wir wundern uns über euern Zweck und Beweggrund; wir wiſſen nicht, worin dieſelben beſtehen und erkennen noch weniger Eure Vor- und Umſicht, welche ſo wenig den Widerſinn und das Scandal ſolchen Beginnens aufgefaßt hat. Ihr konntet nichts unternehmen, das uns ſo in den Schatten ſtellte und unſerer Meinung, unſerer Achtung und unſerm Rufe in der Welt nachtheiliger wäre. Ihr habt unſere gute Sache, Ehre und Recht mit Füßen getreten; unſer Erbtheil, unſere Perſon und unſern Staat zu vertheidigen war erlaubt und ſchicklich, aber die väterliche Ehre zu verſchatten und zu vermindern, geſtatten die Geſetze nicht; dieſe einzige Handlung gibt allein unſern Widerſachern und übel Wollenden Grund und Recht; ihr habt ihnen einen Vorwand zum Kampfe gegeben; uns habt ihr alle Hoffnung auf friedliche Vermittelung abgeſchnitten und benommen. Ihr habt uns dem großen Unwillen und Mißvergnügen unſeres Oheims, des Königs dahier, ausgeſetzt, auf welchem allein nächſt Gott unſere Hilfe und unſer Troſt beruhete. Ihr habt das Leben unſeres Connetable und der Uebrigen, welche für uns als Geißel haften, in Gefahr geſtürzt und endlich habt ihr alle, welche uns günſtig geſinnt waren wider uns und euch aufgebracht. Deßhalb können wir an der Verirrung eures Entſchluſſes nicht Theil nehmen; wäre es möglich, denſelben nebſt der Offenbarung und Kunde deſſelben auszulöſchen, ſo wäre uns das angenehmer und ſchätzenswerther, als wenn wir ein Königreich gewännen. Höret auf und verbietet es allen unſern Leuten, welche uns gehorſame und folgſame Diener ſeyn wollen, uns als König zu bezeichnen und anzureden. Ihr verſtehet und wiſſet, daß die königliche Herrſchaft und die eigenthümlichen Verhältniſſe der Dinge eine Benennung nicht geſtatten, welche nur ein Zeichen und Abdruck iſt, denn wenn die beliebige Benennung ein Recht auf die Dinge gäbe, ſo würden ſie allen gemeinſchaftlich gehören und nicht den beſondern Perſonen. Es frommt uns allein, wenn unſer Vater und Herr ſich auch in dem, was uns gehört, König nennen läßt. ꝛc." Auf der andern Seite gab der Prinz in ſeinen wirklichen Rechten, ſobald dieſelben einer Beeinträchtigung ausgeſetzt waren, nichts nach, wodurch er ſeinen Vater freilich von Neuem erzürnte. Alles vereinigte ſich, die Parthei, welche Prinz Carlos hatte, zu ſchwächen. Dazu kam, daß ihm 1458. ſein Oheim, König Alphonſo von Aragon und Neapel, durch den Tod entriſſen ward. Das Anſinnen, ſich zum Nachtheile ſeines

Vetters Ferdinand die verwaiste Krone anzumaßen, ſchlug Carlos edelmüthig aus und ging nach Sicilien, wo er durch ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit Alle ſich zu Freunden machte. Auch Sicil iens Krone ward ihm vergeblich angetragen. Er ſtudirte die ſchöne Bibliothek der Benedictiner zu St. Placidus in Meſſina, ſchrieb nebenher verſchiedene Werke in Verſen und Proſa und führte einen Briefwechſel mit verſchiedenen berühmten Humaniſten ſeiner Zeit. Um mit ſeinem Vater völlig aufs Reine zu kommen, ging er 1459. nach Spanien zurück. Im Januar 1460. kam dann ein Vertrag zu Stande, wodurch Carlos die Freiheit ſeiner Anhänger und die Herausgabe ſeiner Herrſchaften erlangte, aber die Verpflichtung übernahm, weder in Navarra noch Sicilien ſich aufzuhalten. Zu Barcelona kam er mit ſeinem Vater und ſeiner ihm feindſelig geſinnten Stiefmutter zuſammen, denen er alle erſinnliche Ehrerbietung erwies, was aber wenig Anerkennung fand. Der Vater bildete ſich bald ein, daß der Prinz heimliche Einverſtändniſſe wider ihn unterhalte. Er berief ihn nach Lerida, wohin die Cortes von Catalonien ſich verſammelt hatten. Man warnte ihn, dorthin zu gehen. Im Vertrauen auf den Schutz der Cortes beſchloß er, ſeinem Vater zu gehorſamen. Im Augenblicke der Begrüßung ließ Johann ſeinen Sohn feſtnehmen. Vergebens war die nachdrückliche Verwendung der Cortes für den Verhafteten. Der geſinnungsloſe Vater, den Einflüſſen der boshaften Stiefmutter gänzlich dahingegeben, nahm den Proceß wider den Prinzen wieder auf und ließ Unterſuchung wegen verſuchten Aufruhres und Königsmordes wider ihn einleiten. Es konnten aber aller erfinderiſchen Bosheit zum Trotz keine Beweiſe auf den Angeſchuldigten gebracht werden. Die Catalonier ſchickten zuerſt eine Geſandtſchaft, unter einem Geiſtlichen und dann eine bewaffnete Geſandtſchaft, um die Freilaſſung des Prinzen herbeizuführen. Bei der Erfolgloſigkeit dieſer Schritte erhob ſich die Fahne des Aufruhrs im Lande. Auch Caſtilien rüſtete ſich für den Prinzen, der im Gefängniſſe Triumphe über ſeine Feinde feierte. Unter dem Vorgeben, daß ſolches auf Fürbitten der Stiefmutter geſchehen, ward dem Prinzen die Freiheit zugeſtanden. Sein Einzug in Barcelona war ein Freudenfeſt in der Stadt und im ganzen Lande. Selbſt Kinderſchaaren zogen ihm in Ordnung entgegen und drückten ihren Jubel laut aus. Die Forderungen des Prinzen waren die Mäßigung ſelbſt; er verlangte nur, als Erſtgeborener und Nachfolger beſtätigt zu werden und die äußern

Vorzüge dieſer Würde zu genieſſen, die Einſetzung eines andern Statthalters in Navarra als die Gräfin von Foix und zwar eines aragoniſchen, ſo wie die Beſetzung der Feſtungen durch Aragoneſen. Die Catalanen dagegen bedingten ſich aus, daß der Prinz unwiderruflicher Statthalter ihres Landes ſeyn und ſein Vater ſich der Betretung dieſes Landes enthalten ſolle. Mit Leutſeligkeit und voll Huld gegen die Catalanen trat Carlos ſeine Regentſchaft an und ſuchte ſeinen Plan, ſich mit Iſabellen von Caſtilien zu vermählen, weiter zu verfolgen. Hieran verhinderten ihn aber die Intriguen ſeines Vaters und ſeiner Stiefmutter, welche ihn in andere Eheprojecte zu verwickeln ſuchten. Die beſtändigen Unruhen und Bekümmerniſſe hatten die Lebenskraft des Prinzen verzehrt. Seit Entlaſſung aus ſeiner Haft zu Morella immer kränkelnd, unterlag er am 23. September 1461. ſeinen Leiden. Unter den Tröſtungen der Kirche ſtarb er auf eine wahrhaft chriſtliche und rührende Weiſe. Die allgemeine Trauer des Landes folgte ihm nach. Die Catalanen hätten einen Heiligen aus ihm machen mögen und wußten von Wundern zu erzählen, die Gott durch ſeine Vermittelung hätte geſchehen laſſen. An Edelſinn war nur der ſtandhafte Prinz von Portugal, den Calderons Genie verherrlichte, unter ſeinen Zeitgenoſſen mit dem Prinzen von Viana zu vergleichen. Zu den unerforſchlichen Fügungen der Vorſehung gehört es, daß der fähigſte Fürſt ſeiner Zeit, der angeborene Herr eines Königreiches, der von allen Unterthanen ſehnlichſt erwünſchte Herrſcher niemals dazu gelangen konnte, mit ſeinen Regententugenden ſeine Völker und Länder zu beglücken und den kläglichen Regenten ſeiner Zeit als ein herrliches Vorbild voranzuleuchten, ſondern in der Blüthe ſeiner Jahre dahinwelken mußte, nachdem von allen Seiten Unbill und Schmach auf ihn gehäuft war. Nur in der Geſchlechtsliebe war er ſo rein nicht, als in allen übrigen Beziehungen. Das Studiren war ſein Troſt und ſeine Erholung in den trübſeligen Tagen ſeines Geſchickes und der Begleiter in ſeine Zurückgezogenheit und ſein Gefängniß. Das Leſen der Claſſiker, die Abfaſſung verſchiedener Werke in Verſen und Proſa und der Briefwechſel mit den gelehrteſten Männern ſeiner Zeit füllten die Stunden bei ihm aus, welche andere Fürſten an ſeiner Statt in Verdruß, Aerger, Rauſch und wilder Zerſtreuung hingebracht haben würden. In beſonders naher Beziehung ſtand er mit dem Dichter

Auſias March. In Sicilien war noch hundert Jahre nach ſeinem Tode das Andenken und der Ruhm der literariſchen Beſchäftigungen und Studien, denen er dort obgelegen, nicht erloſchen. Seine Lieder wußte er mit Ausdruck und Grazie auf der Zither vorzutragen. Wie für die Muſik ſo beſaß er auch für andere Künſte, namentlich für Malerei, ein ausgezeichnetes Talent. Der bald nach dem Abſterben des Prinzen unter ähnlichen Umſtänden erfolgte Tod eines ſeiner Hofbeamten, der mit ihm das Gefängniß in Morella getheilt, und mit ihm gewiſſe Pillen genoſſen hatte, erregte den Verdacht, daß beide an beigebrachtem Gifte geſtorben. Die Catalanen wurden dadurch ſo empört, daß ſie ſich vom rechtmäßigen Nachfolger abwendeten und ein anderes Regiment einzurichten verſuchten. Der Prinz von Viana aber war und blieb ihr Ideal. Sie erzählten ſogar von einer Erſcheinung der Geſtalt des Verſtorbenen, welche zur Rache gegen die Stiefmutter aufgefordert habe. Seine Schweſter Blanca, die rechtmäßige Erbin vom Navarra, mußte nach vielen Mißhandlungen auch noch den Weg der Vergiftung gehen, ehe der Ehrgeiz der Gräfin von Foix ſich auf Navarras Thron erblicken und Ferdinand der katholiſche die aragoniſchen Staaten in Beſitz nehmen konnte. Bei den vielen Entbehrungen literariſcher Hilfsquellen, welche dieſe Geſchichte ſo mangelhaft ausfallen laſſen, bedauere ich kaum eine ſtärker, als den Mangel der nähern Kenntniß der proſaiſchen Werke des edeln und unglücklichen Prinzen von Viana. Denn nichts iſt anziehender als die Betrachtung der geiſtigen Erzeugniſſe guter und großer Menſchen. Ich muß es hier deßhalb leider beim Hinweiſe auf die Mittheilungen aus dem poetiſchen Nachlaſſe des Prinzen von Viana bewenden laſſen.

In die Reihen der ſpaniſchen Hiſtoriker des fünfzehnten Jahrhunderts trat auch ein Geiſtlicher, der Canonicus Pedro Rodriguez de Almela aus Murcia, welcher dem Biſchof und Dichter Cartagena näher ſtand und wie ſeine Aeußerungen ergeben, deſſen Hausgenoſſe war. Als Capellan der Königin Iſabella trat er ſpäterhin in ein näheres Verhältniß zum Hofe; ſoll auch zum Hiſtoriographen deſſelben ernannt ſeyn. Der Belagerung von Granada wohnte er, wie es ſcheint, auf eine noch thätigere Weiſe denn bloß als Geiſtlicher bei. Weil er ſich hiebei den Valerius Maximus zum Muſter nahm, nannte er ſein 1481 verfaßtes und 1487 zu Murcia, 1568 zu Madrid und 1584 zu Medina del Campo erſchienenes hiſtoriſches Werk: El Valerio de las historias escolas-

ticas y de España. — Ich habe dieß Buch nicht zu Geſicht bekommen. — Daſſelbe enthält eine Beſchreibung von 232 Seeſchlachten, welche von Abels Tode bis zur Einnahme von Merida durch die katholiſchen Majeſtäten vorgekommen ſind. — Dem Werke ſind zwei Briefe didaktiſchen Inhalts beigedruckt. Er ſoll auch noch geſchrieben haben: wie man die Geſchichte achten ſolle — Sammlung ordentlicher Feldſchlachten — Sammlung der Wunder des heiligen Jacobus und verſchiedene Briefe.

Auch die allgemeine Weltgeſchichte fand einen Bearbeiter unter Johanns II. Regierung. Dieſer war Lope Garcia de Salazar, der Abkömmling eines alten edeln Geſchlechtes, welche auch noch unter Heinrich IV. und den katholiſchen Majeſtäten geblühet zu haben ſcheint. Seine primera, segunda y tercera parte de los sumarios de la historia del mundo, die er zum Theil während eines längern Hausarreſtes ſchrieb, ſind nur als Handſchrift vorhanden. Eine historia de los condes de Vizcaya, welche von Salazar herrührt, wird von Niclas Antonio für einen Theil der sumarios gehalten.

Durch Ueberſezungen griechiſcher und italieniſcher Werke ſo wie durch ſelbſtſtändige hiſtoriſche Arbeiten machte ſich Alonzo de Palencia bekannt, welcher im Jahre 1433 geboren ward. Auch er war ein Vertrauter des Biſchofs Cartagena von Burgos und nachher des Erzbiſchofes von Toledo Alfonſo Carrillo. Ein Widerſacher König Heinrichs IV., hielt er es mit dem Infanten Alfonſo. Er ſchrieb ein ſpaniſch-lateiniſches Wörterbuch, drei Bücher Synonyma, zehen Bücher über das Alterthum Spaniens — Eine Chronik Heinrichs IV., Dekaden der Geſchichte ſeiner Zeit, Vollkommenheit des Kriegstriumphes. In das Caſtilianiſche überſezt ſind von ihm: der von Flavius Joſephus beſchriebene Krieg der Juden, deſſelben Schriftſtellers Werk wider den Appius Grammaticus, Plutarchs Lebensbeſchreibungen, der Kreuzſpiegel, Leben des heiligen Ildephons, die Sitten der Canarier u. ſ. w. — Den Hiſtorikern beizuzählen iſt auch der Schöppe von Jaen [1]), Fernando de Meria, welcher unter dem Titel: wahres Nobiliarium der Wappen und Schilder (nobiliario perfetamente copilado y ordenado) eine

1) In Brinkmeiers Abriß ſtehet Giena, wie Niclas Antonio in ſeinem lateiniſch geſchriebenen Werke, natürlich die Stadt Jaen, welche in dieſer Sprache Giene genannt wird, ſagen mußte, wozu aber in einem deutſch geſchriebenen Buche keine Veranlaſſung iſt.

1492 zu Sevilla gedruckte genealogiſche Arbeit lieferte, welche neben vielen romanhaften Angaben manche für die ſpaniſche Hiſtoriographie nützliche Notizen enthält.

Der Ciſterzienſermönch Gaubert Fabricius de Vagud, Hiſtoriograph der Könige von Aragon, hinterließ eine Chronik der Könige von Sobrarve, Aragonien und Valencia. — An der Gränze unſeres Zeitraumes ſtehet Gonzalo Ayora, Hiſtoriograph der katholiſchen Majeſtäten, von welchem eine Geſchichte der Regierung Iſabellens und ein Bericht über die Einnahme von Mazarquivir ungedruckt vorhanden ſind. Neben einigen lateiniſchen Werken, unter andern einem über die unbefleckte Empfängniß, hinterließ Ayora auch Denkwürdigkeiten der Stadt Avila und verſchiedene Briefe, welche Capmany 1794 veröffentlicht hat.

Allgemeine Betrachtungen über die Hiſtoriographie des XV. Jahrhunderts.

Der Reichthum hiſtoriſcher Vorräthe, den die ſpaniſche Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts darbietet, legt Zeugniß dafür ab, daß die Geſchichte ſchon früh eine der literariſchen Lieblingsbeſchäftigungen des gebildetern Theiles der ſpaniſchen Nation war, welcher durch die ununterbrochen fortgeſetzte Ernennung öffentlicher Hiſtoriographen durch die Regierung bedeutender Vorſchub geleiſtet wurde. Die energiſche Nationalität des Spaniers und ſein ritterliches Selbſtgefühl fanden eine angenehme und gedeihliche Nahrung in der Erinnerung an der Väter Ruhm, mit deren Thaten die patriotiſche Phantaſie ſich gern befruchtete und dann im vorgetragenen Wort den Abdruck für die hiſtoriſche Anſchauung ſuchte, die ſie im geſchichtlichen Studium gewonnen hatte. Wenn dieſe hiſtoriſchen Arbeiten auch einen höhern Nationalcharakter, welcher das Volk bilden und leiten konnte, nicht ausgeprägt zeigen, ſo trugen ſie doch dazu bei, der Neigung des Spaniers in der Vergangenheit zu leben und ſich an alten Geſchichten zu erfreuen, welche ſich noch heute offenbart, erwünſchten Nahrungsſtoff zuzuführen. Die Umſtändlichkeit, mit welcher auch in allgemeinern hiſtoriſchen Werken der Herkunft und Familien berühmter Männer Erwähnung geſchiehet und welche aus dem nationalen Ahnenſtolze ihren Hervorgang nahm, deutet ſchon auf die Vorliebe hin, womit die Genealogie, mit welcher

ein verblendeter Familienſtolz ſpäterhin ſo viele Federn beſchäftigte, gepflegt werden würde. Die Neigung, berühmte Geſchlechter auf einen alten und berühmten Urſprung zurückzuführen, ſpeculirt bedeutend auf die Gerngläubigkeit der Leſer, welcher in den genealogiſchen Schriften anſehnliche Zumuthungen gemacht wurden. In dem ſchon erwähnten Fernan Meria iſt ſchon ein ſchöner Anfang zu den hiſtoriſchen Bocksbeuteleien dargeboten, mittelſt deren die phantaſtiſche Romantik ſich auf den Platz der ehrbaren Geſchichte einzuſchmuggeln, ſo gern gefällt. Von dieſem renommiſtiſchen Hange abgeſehen, waren bei aller Unvollkommenheit der hiſtoriſchen Kritik ernſter Forſchungsgeiſt und männliche Achtung für Wahrheit, welche auch die ſpätere ſpaniſche Hiſtoriographie auszeichnen, ſchon den caſtilianiſchen Hiſtorikern des fünfzehnten Jahrhunderts eigen. Die Bewegung der Reflexion in den Feſſeln der ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche wenigſtens die chriſtliche Anſicht vom Urſprung und Endziel des Menſchen feſthielt, und den deßfallſigen heiligen Ueberlieferungen Glauben ſchenkte, ſchadete der Entwickelung des Pragmatismus weit weniger als das kühne Selbſtvertrauen, womit ein egoiſtiſches Philoſophiren ſpäter eben dieſen hiſtoriſchen Pragmatismus in Bahnen drängte, welche von wahrer hiſtoriſcher Einſicht abwärts führen müſſen, weil ſie die Vorausſetzung zum Anfangspunkte haben, daß in der chriſtlichen Anſchauungsweiſe die Grundanſicht von Wahrheit durch vorgefaßte Meinungen, deren Unhaltbarkeit zu ahnen allein ſchon Hochverrath gegen die kirchliche Lehre ſey, gebunden und entſtellt werde. Damals hatte man den Forſchungstrieb noch nicht auf Gegenſtände anzuwenden gewagt, welche nur unter dem Bedinge der Unantaſtbarkeit der Menſchheit aus dem Himmel herab gereicht ſind. Man war noch nicht darauf eingeübt, die Eingebungen des natürlichen Menſchen für den abſoluten Maaßſtab aller Wahrheit zu halten, und die Heiligkeit der Geſchichte in ein Mittel zur Befriedigung des Hochmuthes, des Eigendünkels und gemeiner Selbſtſucht zu verkehren. Allerdings fand ſich dadurch der Forſchungsfleiß damaliger Zeit in weit engere Schranken gewieſen, als die heutige Hiſtoriographie kennt, welche nur zu häufig in pantheiſtiſcher Bodenloſigkeit ſich ſelber verliert ohne gleichwohl über einen bornirten Egoismus hinauszukommen, der Alles offen ſtehet und die nichts hat und zu Nichts gelangt. Finden wir in der alten ſpaniſchen Hiſtoriographie, welche freilich nur in ihren Anfängen ſich uns darlegt, von dieſen vermeintlichen Vorzügen, welche erſt die

Entdeckung einer ſpätern Zeit ſind, noch nichts, ſo iſt doch ein achtbares Bemühen nicht zu verkennen, einen freien pſychologiſchen Geſichtspunkt zu gewinnen und von da aus den inneren lebendigen Menſchen und die Aeußerungen deſſelben in Handlungen zu begreifen. Ein Fernan Perez de Guzman und ebenbürtige Hiſtoriker begnügten ſich nicht mehr mit der abgeſtorbenen That in ihrer kalten äußern Erſcheinung, wo ſie nur als Leichnam eines Unbekannten ſich darſtellt. Die hiſtoriſche Compoſition hatte bei Ermangelung eines Ideals für die hiſtoriſche Kunſt ſich über die Elemente noch nicht weit hinausgearbeitet. Auffallend iſt es bei der Neigung der Sprache zu üppiger Styliſtik, bei der Fülle des Ausdruckes und der dichteriſchen Tendenz des Nationalgeiſtes einer gewiſſen Trockenheit zu begegnen und die romantiſche Auffaſſung und Behandlung nicht in der Darſtellung, ſondern in Erfindung großthuender Facta thätig zu finden, während ſie in den meiſten Fällen am gothiſchen Chronikentone ſich genügen läſſet. Der Grund zum Reichthume an Darſtellungen der Kirchen- und Ordensgeſchichte, des Lebens der Heiligen, an Wunderlegenden und Beſchreibungen kirchlicher Merkwürdigkeiten, welche die ſpaniſche hiſtoriſche Literatur aufzuweiſen hat, ward bereits in dieſe Periode gelegt. Allein der gute Geſchmack war den Verfaſſern ſolcher Schriften noch ein Stein der Weiſen. Faſt alle gehörten dem geiſtlichen Stande, wohl gar einem Orden an. Um den Geiſt des heidniſchen Alterthumes, deſſen Gefährlichkeit der Clerus aus richtigem Inſtinkte erkannte, fern zu halten, ſcheute man ſich auch die Fülle der formellen Entwickelung aus den Geiſteswerken der Alten ſich anzueignen. Erſt die ſeitdem erfolgte Wiedergeburt des wiſſenſchaftlichen Studiums hat die Regel feſtgeſtellt, wo möglich ſchon die Jugend mit dem Geiſte der Alten gänzlich zu durchdringen, um von dieſem Erwerbe aus auch in den Beſitz der formalen Vorzüge der Claſſicität ſich zu ſetzen. Es iſt daher weit weniger zu verwundern, daß unſere Quartaner, Tertianer u. ſ. w. weit beſſere Anlagen zum Heidenthum als die alten caſtilianiſchen Hiſtoriker zu claſſiſchen Darſtellungsformen zeigen, für welche die einfache Größe und Schönheit der alten Welt im Allgemeinen noch ein verſchloſſenes Buch war, obwohl humaniſtiſche Studien, zur Aneignung einer beliebten Gelehrſamkeit als ein treffliches Mittel bekannt waren, wie ich bei der Geſchichte der Poeſie des vorliegenden Zeitraumes, wo dieſe Gelehrſamkeit als ein Schmuck der Dichtkunſt erſcheinen ſollte, mehrmals angedeutet habe. Die Eleganz

dagegen, welche Fernan Perez de Guzman und Pulgar glücklich anſtrebten, darf als ein verſtändiges Ergebniß ihrer richtig betriebenen humaniſtiſchen Studien betrachtet werden.

Didaktik dieſes Zeitraums, Lope Barrientos, Alonzo Martin de Toledo, Juan Lopez de Palacios Rubios.

Von der didaktiſchen Proſa des fünfzehnten Jahrhunderts iſt mir außer der ſchon gehörig berückſichtigten vision deleytable' des Baccalaureus de la Torre kein Erzeugniß näher bekannt geworden. Zu den vorzüglichſten caſtilianiſchen Didaktikern dieſer Zeit gehört der Dominicaner Lope de Barrientos, deſſen bereits oben nach Anleitung einer vom Cibda Real gegebenen Nachricht als eines Verfolgers der Schriften des Marquis von Villena gedacht wurde. Geboren ward der eifrige Mann zu Medina del Campo 1382, war von 1416—1436 Profeſſor der Theologie zu Salamanca, erhielt das Bisthum von Segovien, das er 1442 mit dem von Avila vertauſchte 1445 und ward Biſchof von Cuenza und General-Inquiſitor von Caſtilien, nachdem er ſchon längere Zeit die Stelle eines Reichskanzlers bekleidet hatte und Erzieher des Infanten Heinrich geweſen war. Er ſtarb am 21. Mai 1459 und hinterließ neben mehreren lateiniſch geſchriebenen Werken auch einen tratado del caso y de la fortuna den er auf König Johanns II. Befehl verfaßte, deſſen humilde fechura er ſich auf dem Titel nennt, eine Bezeichnung, welche für einen Kirchenfürſten bezeichnend iſt. Gedruckt iſt dieſe angeblich vortrefflich geſchriebene Abhandlung noch nicht. Wie ſehr eingenommen er gegen die unlautere Magie ſeyn mochte, welche der Marquis von Villena zu treiben bezüchtigt war, ſo wenig entzog er ſein Nachdenken den Gegenſtänden der Magie. Er ſchrieb eine Abhandlung del dormir, y despertar, y del sonar, y do las adivinanças, y agueros, y profecias, worin er die intereſſante Materie von den prophetiſchen Träumen und der Wahrſagung behandelt. Eine andere Abhandlung verwandten Inhaltes ſchrieb er unter dem Titel: del adivinar, y de sus especies, y del arte magica. Auch eine instruction synodal hat er hinterlaſſen. In den Werken Cibda Reals und Fernan Perez de Guzmans erſcheint Barrientos als ein energiſcher thatkräftiger Mann, von dem man als Schriftſteller nichts Gemeines erwarten darf. Es iſt daher zu bedauern, daß ich über

denſelben außer dieſen magern Nachrichten nichts beizubringen vermag.

Ein anderer Didaktiker an Johanns II. Hofe war deſſen Capellan, der Erzprieſter von Talavera Alonzo Martin de Toledo, der es für nöthig hielt, die Jugend in einem eigenen Werke vor den Fallſtricken der ſinnlichen Liebe zu warnen, welches zwar mehrmals, z. B. 1529 zu Logro in folio, und 1547 zu Sevilla in 8. gedruckt worden, mir aber nicht zu Geſicht gekommen iſt und den Titel führt: Compendio breve y muy provechoso para informacion de los, que no tienen esperiencia de los males y daños que causan las malas mugeres a los locos amadores y de otras cosas annexas a esto proposito. In dieſem Werke iſt die nämliche Lehre vorgetragen, welche die Comödie Celestina in einem dramatiſchen Bilde veranſchaulichen ſollte. Dergleichen ſich in wiederholter Erſcheinung kundgebende Tendenzen laſſen auf eine ziemlich weit eingeriſſene Liederlichkeit der männlichen Jugend in Spanien gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſchließen. Alonzo Martin de Toledo hat auch noch ein ungedrucktes Werk unter dem Titel: Atalaya de las Coronicas (Wachtthurm der Chroniken) hinterlaſſen, deſſen Inhalt ich nicht einmal zu errathen vermag.

Obgleich mit dem Ende ſeiner Laufbahn ſchon in die folgende Periode hineinreichend, gehört doch für ſeine Blüthenzeit dem Zeitalter Ferdinand und Iſabellens an der geſchätzte Didaktiker Juan Lopez de Palacios Rubios, deſſen Geburt unter Heinrichs IV. Regierung erfolgt zu ſeyn ſcheint. Auf dem Lande in einem Orte des Bisthums Salamanca geboren, begann er in dieſer Stadt ſeine Studien. Er ward Doctor der Rechte, welche er auch ſpäterhin an der Univerſität zu Salamanca zu lehren anfing. 1484 erhielt er eine Anſtellung bei der Juſtizkanzlei zu Valladolid, woneben er gleichfalls über das canoniſche Recht Vorleſungen hielt. Er wurde zum königlichen Rathe befördert. König Ferdinand ertheilte ihm den Auftrag, die ſogenannten Leyes de Toro mitzuredigiren, welche 1505 nach dem Tode Iſabellens den verſammelten Cortes vorgelegt und bekannt gemacht wurden. Als Schriftſteller erwarb ſich Palacios Rubios einen Namen durch eine Abhandlung über die kriegeriſche Tapferkeit (tratado del esfuerzo belico heroyco, welche 1524 zu Salamanca in Quart erſchien. Nach den Grundſätzen der damals beliebten natürlichen und Moralphiloſophie behandelte der rechtsgelehrte Didaktiker unter Entwickelung einer großen Beleſen-

heit, welche ihm immerfort die zu ſeinen Behauptungen den Beleg bildenden hiſtoriſchen Beiſpiele lieferte, das Weſen, den Urſprung und die Wirkungen der kriegeriſchen Tapferkeit und ihrer verſchiedenen Arten und Einſchränkungen, durch welche ein Ritter ſich in den verſchiedenen Fällen des Krieges hervorthut und auszeichnet. Das Buch ſtellt gewiſſermaaßen die Grundlagen des kriegeriſchen Heroismus feſt. Aus dieſem Grunde richtet er daſſelbe auch an ſeinen Sohn, zu deſſen Unterweiſung er ſchrieb, wobei er ohne Zweifel die Abſicht hatte, ſeinem Herzen eine tapfere Geſinnung einzuflößen, bevor er dem Waffendienſte ſich widmete. Die Schreibart dieſer Schrift iſt korrekt, klar und ungezwungen, die Sprache gebildet und rein, ihre edle Einfachheit trägt das Gepräge einer gewiſſen Würde. Bei dem Mangel vaterländiſcher Vorbilder im didaktiſchen Style, darf Palacios Rubios immerhin eine ausgezeichnete Stellung in der Geſchichte der Proſa des caſtilianiſchen Mittelalters anſprechen. Den Reichthum, den Glanz und die Anmuth, welche die ſpaniſche Proſa in der folgenden Periode entfaltete, wird man freilich bei dem ehrlichen Juriſten noch nicht ſuchen. Ueber die Dinge, an denen ein tapferer Mann ſeine Tapferkeit auslaſſen und zeigen kann, läßt ſich unſer Didaktiker alſo vernehmen, nachdem er verlangt hat, daß ſie groß, ſchwer, wichtig, ſchrecklich und gefährlich ſeyn müßten: „Dieſer Gefahr ſetzen ſich die Menſchen aus, um Ehre und Ruhm zu gewinnen oder um nicht in Schande und Unehre zu verfallen, indem ſie lieber ehrenvoll in Erfüllung ihrer Pflicht ſterben, als verachtet leben wollen, wenn ſie dieſelbe nicht thun. Der eigentliche Gegenſtand der Tapferkeit ſind daher Gefahren und Mühſale. Dieſe Gefahren und Mühſale ſind gewiſſermaßen das Feld, auf welchem die Tapferkeit ausgeſäet wird, um die Frucht zu erndten, welche demſelben entſprießet. In Folge derſelben werden die Menſchen, zum Abmühen einmal geboren, für tugendhaft und tapfer geachtet und gehalten. Deßhalb müſſen ſolche Gefahren und Mühſale nicht gering von den Menſchen gehalten werden, denn mit denſelben überwinden ſie Alles und ohne dieſelben kann nichts Gutes erlangt und lange Zeit beſeſſen werden. Darum hatten hervorragende und muthige Männer ein Verlangen nach Mühſalen und Gefahren, begaben ſich froben Muthes hinein und erduldeten dieſelben, in der Meinung, dadurch der Tugend Herr zu werden und ihr Gedächtniß und ihren Ruhm auf die Nachwelt zu bringen, worin eben der Lohn für die Tugend der Tapferkeit beſtehet, denn

es darf und kann kein Ritter gekränzt werden, wenn er nicht auf die geſetzliche Weiſe und wie ſich's gebührte, gekämpft hat. Dieß erwog der große Hercules, nachdem er bereits einige Mühſale und Gefahren in ſeiner Kindheit und Jugend überſtanden, da er, ein Jüngling, über den Weg, welchen er im Leben einzuſchlagen haben würde, und die Art, zu leben, nachſann. Bei wachem Bewußtſeyn erſchienen ihm zwei reizende Jungfrauen von übermenſchlicher Schönheit. Die eine war die Kriegskunſt, welche ihm Vergnügen und Freude verſprach, wofern er ihr folgen werde, die andere, die Tugend, verhieß ihm Mühſale und Gefahren, dieſer folgte er, da er wußte, daß auf die Mühſale Lohn oder Vergeltung folgt. Sie führte ihn hinein und gewährte ihm die Belohnung, welche er in ſo hohem Grade verdiente, daß er wegen ſeiner Vortrefflichkeit unter die Heroen gerechnet und für einen Gott erachtet und gehalten wurde. Als einem ſolchen brachte man ihm Opfer und Gaben dar und ſchwur bei ſeinem Namen. Die Dichter aber erklärten ihn für eine der Säulen, welche den Himmel ſtützen. Daher kam es, daß alle großen, berühmten und gefährlichen Dinge, welche in der Welt ſich zutrugen und wunderbar ſchienen, auf ihn bezogen wurden. Deßhalb müſſen tugendhafte und tapfere Männer die Mühſale lieben, herbeiwünſchen und aufſuchen, die Vergnügungen dagegen, welche dem Beſitzer ſehr nachtheilig ſind, geringſchätzen. Je mehr einer mit Mühſalen ringt, deſto mehr findet er darin Halt und Stütze. Hievon durchdrungen, gab Pythagoras den treffenden Rath, daß die Menſchen zunächſt ein Leben voller Mühſale und Uebungen erwählen ſollten, die Gewohnheit werde daſſelbe allmählich aus einem herben in ein ſüßes umwandeln, da Freude und Vergnügen alle Zeit auf Mühſeligkeiten folgen. Iſt eine Freude nichts werth, ſo gehet ſie voran und die Mühſeligkeiten folgen; denn Niemand kann die Süße der Dinge recht ſchmecken, wenn er zuvor ihr Bitteres nicht koſtete." — Palacios Rubios ſetzt nun weiter auseinander, wie die allmähliche Gewöhnung eine Fertigkeit in der Seele erzeuge, zu dulden und zu ertragen, was er durch das Beiſpiel Milons, welcher ein Kalb täglich trug, und der Apfelbäume, deren Frucht täglich ſchwerer wird, erläutert. Er findet daher in der Uebung ein Hauptförderungsmittel für die Tapferkeit, und bemerkt, wie auch die Römer dieſes erkannt, indem ſie ihre Jugend täglich mit ritterlichen

Uebungen beſchäftigt. Aus dieſen und andern Gründen kommt Palacios Rubios zu der Ueberzeugung, daß Mühſale und Gefahren nützlich und zuträglich ſind und derjenige, welcher dieſelben fliehet, ein Schwächling und Mattherziger iſt. Von der falſchen und eiteln Furcht und deren Gegenſatz zu tapferm Muthe gibt Palacios Rubios folgendes Bild: „Andere Dinge fürchtet man fälſchlicher und trüglicher Weiſe; eine ſolche Furcht iſt falſch und eitel, wie z. B. denen begegnet, welche fürchten, was ſie nicht anders kennen, als aus den Worten und Reden Anderer oder ihrer eigenen Einbildung. Das begegnet zunächſt alten oder unfähigen Leuten, welche nicht beachten, daß es weit mehr Dinge gibt, welche uns bloß Furcht einflößen, als welche uns wirklich nöthigen. Häufig ſind wir mehr geängſtet durch unſern Wahn oder Argwohn, als durch die Sache ſelbſt, vor der wir uns fürchten. Das Gerücht pflegt uns in unſerm Innern zu bekriegen, denn leicht glauben wir die Meinungen Anderer und denken nicht an die Dinge, welche uns eine vernünftige und angemeſſene Hülfe gewähren, dann aber glauben wir bald wieder die Dinge, welche uns Furcht und Zittern einflößen.“ Aus dem Geſagten beſtimmt Palacios Rubios denn auch den Unterſchied zwiſchen einem muthigen und verwegenen Menſchen und kömmt auf die Nachtheile zu ſprechen, welche für den Menſchen insgemein aus der Verwegenheit entſtehen. „Damit der Wille, ſo ſagt er, die Tapferkeit auf eine richtige Art leite, iſt es nöthig, daß er auf zwei Gegenſtände ſeine Aufmerkſamkeit richte, nämlich auf die beiden Gegenſätze, welche ſich bei jeder wichtigen, ſchwierigen und gefährlichen Sache hervorthun: die Verwegenheit und Furcht. Dieſelben gehen aus der Menſchen Eigenliebe hervor; denn er wagt und fürchtet mehr, als nöthig iſt, indem er entweder ſeine Perſon ehren oder bewahren will. Wenn die wichtige, ſchwierige und gefährliche Sache dem Geiſte mittelſt der Sinne ſich darſtellt, ſo wird ſie ein Gegenſtand des innern Bewegens, welches ſich dahin neigt, das zu wünſchen, was vortheilhaft ſeyn kann und was man liebt. Dieſe Liebe erzeugt die Verwegenheit, welche ein unüberlegtes Angreifen der Gefahren mit der Hoffnung, dieſelben zu überwinden, iſt.“ Die verwegenen Leute ſind, wie der Autor bemerkt, ruhmſüchtig, bequem, aufgeblaſen, anmaßend, hochmüthig und loben das Ihrige mehr als billig; während ſie ſich in dieſem Wege tapfer und muthig zu zeigen gedenken, ſind ih-

nen kräftige Thaten Anderer verdrießlich, ſie ſind neidiſch auf dieſelben und verkleinern ſie, um ſie herabzuſetzen. Der Verfaſſer empfiehlt, um dieſen Fehler zu vermeiden, den Menſchen, ſich ſelbſt erkennen zu lernen und ihre Kräfte ſo wie ihre eigene und des Gegners Beſchaffenheit gehörig zu bemeſſen, ſich nicht allzuviel zuzutrauen und nicht mehr über ſich zu nehmen, als man zu tragen vermag. Wenn Alexander der Große bei Belagerung einer Stadt in Indien allein die Mauer erklimmte, ſo findet der Autor hierin nicht ſowohl eine That der Tapferkeit als der Verwegenheit, welche er tadelnswürdig nennt, weil er ſich nicht auf dieſe Weiſe einer Menge Feinde hätte Preis geben dürfen, zumal als König. Ein König thut nach Palacios Rubios Anſicht hinreichend ſeine Pflicht, wenn er das Heer in Ordnung hält, die Schlacht leitet, umſichtig darauf bedacht iſt, Gefahren zuvorzukommen und tapfere und muthige Männer belohnt, die Feiglinge aber entfernt. Wie bei der Verwegenheit die Liebe zu wichtigen, ſchrecklichen, gefährlichen Dingen das Motiv der Handlung iſt, ſo iſt die Beſorgniß vor Schaden bei ſolchen Dingen andererſeits das Princip der Furcht ꝛc. Der gute Palacios Rubios iſt als literariſche Perſönlichkeit nicht bedeutend genug, um ſeinem Werkchen noch durch fernere Auszüge eine längere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Auch dürften die Mitgetheilten hinlänglich die Art und den Grund ſeiner ſchriftſtelleriſchen Begabung darthun. Wie natürlich, vernünftig und zweckmäßig er auch ſeine didaktiſchen Tendenzen darlegt und dem Verſtandesintereſſe, das er verfolgt, eine entſprechende Ausgeburt und Geſtaltung ins Wort zu geben ſucht, wie anziehend auch die Einfachheit, Ungezwungenheit und die Vermeidung des in ſeiner Zeit zur Eleganz gerechneten gelehrten Prunkes anziehen mögen, ſo fehlt doch noch ein weſentlicher Beſtandtheil in der Proſa des Palacios Rubios, um ſein Erzeugniß unbedingt zur ſchönen Proſa zu rechnen. Er führt uns weder in die geiſtigen Tiefen unſeres Bewußtſeyns, indem er an oberflächlichern Reflexionen ſich genügen läßt, noch weiß er durch geiſtreiche Gedanken ſeiner Proſa verſchönernden Zuſatz zu geben. In beiden Rückſichten iſt ihm der Baccalaureus de la Torre überlegen, deſſen didaktiſche Darſtellung eine Empfindung geiſtreicher Wärme hinterläßt, nach welcher wir in Palacios Rubios trocknere Reflexionen vergebens umherfühlen. Mit den Fort-

ſchritten der didaktiſchen Proſa war es daher in Caſtilien in dieſem erſten Zeitalter ſeiner Literatur noch nicht weit gekommen.

Die Königin Iſabella als Briefſtellerin.

Die mit viel verſprechenden Anſätzen aus der Pflege Cibda Reals und Pulgars hervorgegangene Epiſtelographie fand, wie es ſcheint, in ihrer äſthetiſchen Dignität unter den Caſtilianern ebenfalls weniger Geltung und Anerkennung als die Geſchichte. Nicht etwa ihres großen äſthetiſchen Intereſſes wegen, ſondern um der Berühmtheit ihrer Verfaſſerin willen darf ich einige Briefe nicht unerwähnt laſſen, welche uns von der Königin Iſabella aufbewahrt ſind und die ſie mit eigener Hand geſchrieben hat. Dieſelben ſind an ihren Beichtvater, den Erzbiſchof von Granada, Hernando de Talavera gerichtet. Obwohl dieſe Briefe nicht gerade Muſter des Briefſtyles ſind, ſo haben ſie doch, abgeſehen von dem Zeitſpiegel, den ſie uns vorhalten, das Verdienſt eines lebendigen Vortrages wie der Präciſion, und ſind ſchöne Zeugniſſe der vertraulichen Offenheit eines königlichen Herzens, ſowie der Natürlichkeit und des edeln Freimuthes, womit dieſe heroiſche Frau die Empfindungen jenes Herzens auszuſprechen wußte. „Eure Briefe (ſo ſchreibt ſie im erſten Briefe) ſind der Art, daß es eine Verwegenheit ſeyn würde, darauf zu antworten, denn ich bin weder im Stande, noch verſtehe ich, ſie zu leſen, wie es Recht iſt. Gewiß aber weiß ich, daß ſie mir Leben ſpenden, und ich vermag nicht genug zu ſagen und zu betheuern, ſo oft ich es auch thue, wie ſehr ſie mir nützen. Ich wünſchte nur, daß Ihr etwas ausführlicher ſchreiben möchtet und über Alles recht ins Einzelne, ſowie über Alles, was ich zu verhandeln habe und über die Dinge, welche hier vorgehen, z. B. die Verhandlungen mit dem Könige von Portugal in Betreff der Inſeln, welche Columbus entdeckt hat, ſo wie über die Angelegenheiten, deren Nichterwähnung Ihr mir vorwerfet. So wünſchte ich auch Euere Meinung zu wiſſen über die Vermählung unſerer Kinder, deren Ihr gedenket, wobei freilich auf die Prinzeſſin nicht gerechnet werden kann, weil dieſelbe entſchloſſen iſt, ſich nicht zu vermählen, und der König, mein Herr, ihr bereits vor Jahr und Tag die Zuſage ertheilt hat, es ihr nicht anſinnen zu wollen, ſo wie ich ſelbſt ſchon vorher nicht beabſichtigte, auf Aenderung ihres

Willens hinzuarbeiten. Doch nicht allein über ſolche Hauptangelegenheiten wünſchte ich Eure beſondere Meinung brieflich zu vernehmen, ſondern über Alles in unſern Landen und deren gute Regierung. Schon längſt habe ich dieſes Euch ſchreiben wollen, ich unterließ es aber, weil mir ſchien, als ob Ihr mit alle dergleichen verſchont bleiben möchtet. Jetzt aber thue ich es auf Anlaß Eures Vorwurfes, daß ich Euch niemals über Indien etwas geſchrieben, woraus ich die Ueberzeugung ſchöpfe, es werde Euch nicht läſtig ſeyn, wenn ich Euch auch dieſes Anliegen mittheilte. Ueber Eines und Anderes würde ich Euch geſchrieben und befragt haben, wenn ich das gewußt hätte. Etwas verhindert bin ich daran durch die Kürze der Zeit, welche mir zum Schreiben vergönnt iſt, wobei mir bange wird, wie ich darin alles das ſagen möchte; und da ich ſo wenig Zeit habe, verwirrt ſich der Verſtand dergeſtalt, daß ich nicht ſo viel weiß, als ich bei längerer Friſt wiſſen würde; ich laſſe daher Vieles, was ich zu ſagen wünſchte, ungeſagt, und ſage, was ich vorbringe, etwas verworren. Dieß iſt mir unangenehm. Hätte ich Zeit, ſo würde ich mir ohne Zweifel keinen erfreulichern Zeitvertreib denken können; und doch wird es auch ſo eine Erholung für mich ſeyn, wenn ich denken kann, daß Ihr meine Briefe duldet, obwohl ich mich darin zu weit und vom Ziele abwärts gehen laſſe. Und wo ich es nicht ſelbſt vermag, werde ich Euch durch Fernan Alvarez Hand alles Hauptſächliche zu wiſſen thun, damit wir darüber Eure Meinung erfahren. Darum bitte ich aber gar ſehr, daß Ihr Euch nicht ſcheuet, Eure Meinung über Alles zu ſagen. Entſchuldigt Euch auch nicht damit, daß Ihr nicht bei der Sache und daß Ihr abweſend ſeyd, denn ich weiß, daß der Rath von Euch Abweſenden beſſer ſeyn wird, als der jedes Gegenwärtigen. Ich habe auch weder unter Abweſenden noch Anweſenden Jemand, der mir, wie Ihr, obwohl entfernt, den Frieden aus ſo guten und vielen Gründen zu rühmen oder die Schuldigkeit des Dankes gegen Gott für denſelben und andere empfangene Gnaden ſo darzulegen und zu ſagen wüßte, auch Niemand, der ſich in dieſer Art tadelnd über die Hoffeſte ausſprechen möchte; denn das Alles iſt auf das Beſte geſagt und ich ſtimme gänzlich damit überein. Ja! Niemand anders kann ſo mit mir ſprechen und mich ſo berathen, wie Ihr in Euern Briefen. Und deßhalb bitte und dränge ich Euch immer wieder, daß Ihr meine Wünſche erfüllen möget. Es kann mir ja nichts eine größere Freude verurſachen; denn auch bei

Euerm Tadel empfinde ich dieſelbe. Derſelbe iſt auf ſo heilige Art begründet, daß ich mich nicht zu entſchuldigen wüßte. Weil es mir aber vorkömmt, als habe man Euch mehr gemeldet, als vorgegangen iſt, ſo will ich Euch den Hergang erzählen, um zu erfahren, worin ich geirret. Ihr ſaget, es habe getanzt, wer nicht hätte tanzen ſollen. Ich meine, man hat Euch geſagt, ich hätte getanzt. Hieran habe ich aber nicht einen Gedanken gehabt; denn nichts kann bei mir in größere Vergeſſenheit gerathen ſeyn. Die neuen Trachten haben weder ich noch meine Damen getragen, nicht einmal neue Kleider. Denn die ganze Bekleidung, welche ich trug, habe ich getragen, ſeit wir in Aragon ſind, und darin haben mich auch die andern Franzoſen geſehen. Ein höchſt einfaches ſeidenes Kleid mit drei Goldknöpfen machte meinen ganzen Staat aus. Daß die Franzoſen an der Tafel ſpeiſen, iſt ein ſehr gebräuchlich Ding, was bei ihnen durchgängig Statt findet. Jedes Mal, wenn die Vornehmen mit den Fürſten ſpeiſen, ſpeiſen auch die übrigen an den Tiſchen der Ritter und Damen. Niemals ſpeiſen die Damen allein. Daſſelbe geſchah mit den Burgundern, als der Baſtard kam, mit den Engländern und Portugieſen, ſo wie vorher bei andern Gäſten. Ich ſage Euch das, weil hier keine Neuerung vorgenommen worden, bei der wir einen Fehlgriff zu machen gedacht hätten. Um aber zu wiſſen, ob dieß geſchehen iſt, frage ich darnach, wie ſehr es auch Gewohnheit ſeyn mag; denn wenn es etwas Unrechtes iſt, ſo macht die Gewohnheit es nicht zu etwas Gutem, und es wird beſſer ſeyn, den Brauch, wenn die Gelegenheit ſich darbietet, außer Anwendung zu bringen. Die Kleider der Herren, welche ſehr koſtbar waren, habe ich nicht befohlen, ich habe mich vielmehr möglichſt dagegen erklärt und ermahnt, daß man darin nicht ſo viel thäte. In Betreff der Stiere ſtimme ich dem bei, was Ihr ſagt, obwohl ich es nicht ſo durchſetzte. Allein ich nahm mir doch ſogleich ernſtlichſt vor, dieſelben in meinem ganzen Leben nicht mehr zu ſehen und nie einem Stiergefechte wieder beizuwohnen. Das Verbieten derſelben kann ich nicht zuſagen, da es nicht von mir allein abhängt. Das Alles habe ich geſagt, damit Ihr, wenn Ihr die Wahrheit der Vorgänge wiſſet, entſcheiden könnet, was Unrecht iſt, damit es unterlaſſen werden könne, wenn wir auf andern Hoffeſten uns ſehen. Denn ich bin nicht nur aller dieſer Uebertreibungen überdrüſſig, ſondern der Feſte insbeſondere, ſo triftig auch der Anlaß dazu ſeyn mag, wie ich bereits in einem langen

Briefe geſchrieben, den ich nie abſandte noch abzuſenden wage, bis ich vollſtändig weiß, ob Ihr kommen werdet, wenn es Gottes Wille iſt, daß wir nach Caſtilien gehen. Hierin wage ich nun nicht zu dringend zu ſeyn, indem ich unſere Wünſche Euerm Willen unterordne und es meine Art iſt, in Niemanden zu dringen, am wenigſten aber in Jemand, den ich lieb habe. Wenn Ihr verlangt, daß ich Eure Briefe nicht zeigen ſoll, ſo befinde ich mich in tödtlicher Verlegenheit, da ich ſehe, daß ich unrecht thue, dieſelben nach Beſchaffenheit ihres Inhaltes mitzutheilen. Ich zeige ſie auch nicht um deſſen Willen, was Ihr darin von mir ſagt, aber ich werde ſie zeigen, obwohl ich mich ſchäme, darin über mich zu vernehmen, was nicht Statt findet. Ich ſah einen Brief, den Ihr an den Cardinal Cartagena geſchrieben. Nie habe ich Schöneres geſehen. Allein Ihr müſſet eine große Kühnheit verzeihen, welche ich mir damit genommen, indem ich die Stelle, worin Ihr von der Heuchelei ſprecht, ausgeſtrichen habe, weil es mir vorkam, als ob es ein Makel für einen Römer ſeyn möchte. Aber daß Ihr mir Eure Meinung über dieſe römiſchen Angelegenheiten ſchreiben wollet, bitte ich ſehr, auch wenn es eine Sache iſt, worin wir etwas zu thun vermögen. Ueber den Abgang des mauriſchen Königs (von Granada) haben wir eine große Freude gehabt, über den Fortgang des Infanten, ſeines Sohnes, aber großes Bedauern. Wenn ich, was Euer Brief bemerklich macht, wüßte, würde ich mehr Fleiß anwenden, ihn zurückzuhalten. Mich bedünkt, wir müſſen ihn, wo er iſt, immer halten, indem wir ihn unter dem Vorwande, ſeinen Vater beſuchen zu wollen, beſuchen und ihm etwas ſchicken." — Der andere Brief der Königin, den ich mittheilen will, hat den Dolchſtoß zum Gegenſtand, welchen ein Wahnſinniger dem Könige zu Barcelona beigebracht hatte. „Da wir ſehen, daß die Könige durch jeglicherlei Unfall ſo gut ſterben können als andere, iſt es recht, ſich auf einen guten Tod vorzubereiten. Ich ſage dieß, weil, wenn ich auch daran niemals zweifelte, vielmehr daran wie an eine zweifelloſe Sache häufig dachte, indem Größe und Glück mir dieſen Gedanken und dieſe Furcht häufig nahe legten, doch vom Denken und Vorſtellen ſehr weit bis zum eigentlichen Erleben iſt. Wie nahe der König, mein Herr, ſich auch dem Tode ſonſt erblickte, und ich fühlte es öfter und ſchmerzlicher, als wenn ich ſonſt an etwas hätte ſterben ſollen (denn meine Seele kann beim Hinausgange aus dem Leibe nicht ſo leiden), ſo kann man, was ich jetzt

empfand, nicht beſchreiben und arg genug ſchildern. Deßhalb aber wünſchte ich, daß er (Gott verhüte, daß es wieder ſo komme!), ehe er abermals den Tod ſchmeckt, in anderer Verfaſſung ſeyn mag, als er war, beſonders jetzt, wo die Schulden zu tilgen ſind. Deßhalb bitte und dränge ich Euch um Gotteswillen, daß Ihr Euch an das Geſchäft macht, alle meine Schulden zu ermitteln, ſowohl die Darleben, als rückſtändigen Lohn und Kriegsſchäden, ſowie die von mir als Prinzeſſin eingegangenen alten Verpflichtungen. Ich beauftrage Euch, mir über Alles einen Aufſatz zu machen und mir denſelben zu überſenden; denn es wird mir ein Stein vom Herzen fallen, wenn ich dieß erhalten habe. Sehe und kenne ich Alles, ſo werde ich mich deſto mehr bemühen, Zahlung zu leiſten. Ich bitte Euch nur, daß Ihr das für mich recht bald thut und zwar, ſo lange meine Verbannung hier noch dauern wird. Gott weiß, wie ſehr ich es jetzt beklagen würde, wenn Ihr nicht kämet; wäre es nicht um dieſer Stadt Willen, welche ich höher halte, als mein Leben, ſo würde ich aus jenem Grunde alles Andere hintanſetzen. Sobald ich das Unheil erfuhr, hatte ich alsbald weder Gedächtniß noch Sorge für meine Kinder; ich ſorgte aber, daß Euch die Briefe geſchrieben wurden, welche ich an Euch richtete. Ich begehre daher Euern Beſuch nicht eher, als bis wir, ſo es Gott gefällt, Euch näher ſeyn werden. Damals hatte man mir nicht mehr geſagt, als ich ſchrieb, und ich hatte den König meinen Herrn noch nicht geſehen; denn ich befand mich in dem Palaſte, worin wir unſern Aufenthalt genommen, er aber in demjenigen, worin die That geſchah. Ich ſchrieb aber, bevor ich mich dorthin begeben, weil Seine Herrlichkeit nicht wünſchte, daß ich während ſeiner Beichte käme. Deßhalb konnte ich nicht mehr ſagen, als mir ſelbſt geſagt war, und auch ſo weit war es nicht nöthig; denn auch jetzt möchte ich nicht, daß man wüßte, wie es geweſen ... Die Wunde war nach der Angabe des Doctors Guadalupe ſo groß, daß ich das Herz nicht hatte, ihre Länge und Tiefe zu ſehen. Ihre Tiefe betrug vier Zoll und von der Breite zu ſprechen, erzittert mir das Herz; denn an Jedem würde ihre Größe Entſetzen erregt haben, um wie viel mehr bei dem, an welchem ſie ſich befand. Gott fügte es aber ſo barmherzig, daß es ſchien, als habe er die Stelle, an welcher es gefahrlos geſchehen konnte, förmlich abgemeſſen; denn alle Sehnen und der Genickknochen, ſo wie alles Gefährliche, wurden verſchont. Man bemerkte daher auch bald, daß keine Gefahr

vorhanden ſey; nachher aber verſetzten uns der Krampf und das Blut in die Beſorgniß einer Gefahr, und am ſiebenten Tage zeigte ſich ein ſo bedeutender Fieberanfall, daß wir dabei mehr, als bei irgend etwas Anderm Angſt hatten. Derſelbe währte einen Tag und eine Nacht hindurch, eine wahre Höllennacht; denn, glaubet mir's, Pater, ſo etwas war unter keinem Volke und zu keiner Zeit geſehen worden; kein Beamter that ſeine Schuldigkeit, keiner wechſelte mit dem Andern ein Wort. Alles war auf Wallfahrten, Prozeſſionen und Almoſen bedacht; es war ein größerer Andrang zum Beichtſtuhl, als jemals in der heiligen Woche, und das Alles ohne Jemandes Anmahnung. In den Klöſtern und Kirchen beteten unaufhörlich bei Tage und bei Nacht zehn oder zwölf Geiſtliche oder Brüder. Es läßt ſich nicht beſchreiben, was da Alles vorging. In ſeiner Güte wollte Gott ſich Aller erbarmen, ſo daß, als Herrera abging, welcher einen fernern Brief von mir brachte, Seine Herrlichkeit ſich ſchon ſehr wohl befanden, wie jener gemeldet haben wird, und ſeitdem iſt er immer wohl auf (wofür unſerm Herrn viel Lob und Dank), ſo daß er bereits aufgeſtanden iſt und ausgehet. Morgen wird er, gefällt es Gott, durch die Stadt reiten und in eine andere Wohnung ſich begeben. Die Freude, ihn wieder wohl auf zu ſehen, iſt eben ſo groß geweſen, als die Trauer war, ſo daß er uns Alle wieder mit aufgerichtet hat. Ich weiß nicht, durch welchen Dienſt wir Gott eine ſo große Gnade vergelten. Andere voll höchſter Tugend würden nicht im Stande ſeyn, dieß zu verdienen. Was ſoll ich thun, die ich keine beſitze? Einer von den Schmerzen, die ich erlitt, beſtand darin, den König das leiden zu ſehen, was ich verdient hatte, während er es nicht verdient hatte, für mich zu büßen. Das machte mich faſt todt; möge es Gott gefallen, daß ich ihm fortan diene, wie es meine Schuldigkeit iſt. Eure Gebete und Rathſchläge mögen mir dazu behülflich ſeyn; Ihr habt mir dieſelben alle Zeit zu Theil werden laſſen, thut es aber jetzt inſonderheit, wo ich es Euch beſonders aufgetragen habe. . . ."

Stellung der Königin Iſabella zur ſpaniſchen Literatur.

Indem ich der Königin Iſabella in dieſer Literaturgeſchichte als Briefſtellerin ihre Ehre widerfahren laſſe, bin ich unwill-

lichkeit so sehr in ihre Nähe geführt, daß ich, nachdem schon vielfach hindeutend ihrer gedacht worden, von der Anschauung ihres Verhältnisses und ihrer Stellung zur castilianischen Literatur, welche mit dem Abtritte der beiden katholischen Majestäten von der politischen Bühne ihr eigentliches Mittelalter abschließt, nicht länger Umgang nehmen kann. Schon der Umstand, daß diese merkwürdige Frau am Ende einer Periode sich hingestellt findet und mit ihrem Leben ein Zeitalter der castilianischen Literatur sich vollendet, ist ein schlagender Beweis, daß sie keine neue Epoche in derselben heraufzuführen im Stande gewesen. Doch soll damit nicht geläugnet werden, daß unter ihrem Regiment sich Vieles vorbereitete und gestaltete, was der neuen Richtung, in welche die spanische Literatur einzutreten und worin sie sich fortzubewegen begann, das eigentliche Gepräge aufdrückte, wodurch die neuere Literatur sich von der ältern unterschied. Die äußern Hauptmomente, wodurch diese Veränderung mit herbeigeführt wurde, waren Ereignisse, welche unter Isabellens Regierung und meist von ihr hervorgerufen, zu geschichtlichen Erscheinungen wurden. Die Eroberung von Granada, die Entdeckung von America, die Vereinigungen der Kronen Castiliens und Aragons mit der Verschmelzung von ganz Spanien zu einem Reiche, und die dadurch für die Könige herbeigeführte Tendenz zum unumschränkten Herrschen, die durch Neapels Eroberung bewirkte Verbindung mit Italien und dadurch vermittelte Verbreitung des Geistes der italienischen Literatur auf der pyrenäischen Halbinsel, die Einrichtung der Glaubensgerichte und andere minder wichtige Momente, die Isabellens Herrschaft vermitteln half, waren es, welche nach einem seltsamen Stillstande und spurlosen Vorübergange mehrerer Decennien im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, den Geist der Literatur des spanischen Mittelalters von dem der modernen Literatur differentiirten und daher in der Einleitung zu einer Geschichte der neuern spanischen Literatur ihre ausführlichere Würdigung finden müssen. Das literarische Leben, welches sich unter Isabellens Regierung in Castilien äußerte, und dessen Betrachtung ich bereits in die Schilderung des Johanneischen Zeitalters mit hineingezogen habe, ist daher keine originale Schöpfung des Geistes und Einflusses dieser Königin oder ein eigenthümlicher Hervorgang aus den Momenten, welche sich um sie zur Bildung einer neuen Epoche versammelten, sondern vielmehr der Nachwuchs und Abschluß des-

jenigen Lebenstriebes, welcher bis zu Iſabellens Zeit den Fortgang der ſpaniſchen Literatur geleitet hatte. Alle Anflüge des Modernismus, welche die ſpaniſche Literatur in der Periode Iſabellens ſichtbar werden läßt, eignen theils nicht ihrer Zeit allein, ſondern verkündeten ſich als voranflatternde Streiflichter der modernen Aufklärung auch ſchon unter frühern Regierungen, namentlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, andern theils waren ſie doch auch in ihrer Geſammtwirkung noch nicht kräftig genug, den vorherrſchenden Geiſt des katholiſchen Mittelalters zu überwinden. Die Literatur der Caſtilianer blieb daher auch unter ihrer glorreichen Königin Iſabella weſentlich mittelalterlich. Deßhalb habe ich auch ihrer Regierung und ihrem literariſchen Einfluſſe keine beſondere Erwähnung zu Theil werden laſſen, und die Geſchichte der literariſchen Erſcheinungen, ohne dieſelbe mit einer ſolchen Betrachtung zu unterbrechen, in einem Athem zu Ende geführt. Es iſt eine unrichtige Auffaſſung und Darſtellung der Verhältniſſe, wenn man das bewegte und lebendige Wirken und Treiben, welches ſich unter Iſabellens Regierung auf allen damals angebauten Feldern der ſpaniſchen Literatur kund thut, in der Art auf die Rechnung der großherzigen Königin ſetzt, daß man ſie darin als die Gründerin und Schöpferin von etwas ganz Neuem erſcheinen läſſet. Die Emſigkeit, das Intereſſe und der Nachdruck, womit Iſabella das geiſtige Leben in allen Richtungen zu fördern befliſſen war, und deren Erfolge zumeiſt der Literatur zu Statten kamen, hatten mehr die Erhaltung und Belebung des Beſtehenden zum Gegenſtande, als daß ſie die Eröffnung neuer Bahnen und die Heraufführung eines neuen Geiſtes ſich zum Zwecke geſetzt hätten. Was von ihren Beſtrebungen etwa ſo gedeutet werden konnte, lag mehr der wachſenden Zeit in den Gliedern als der Königin im Sinne, welche mehr unwillkührlich ſolchen Richtungen nachgab und dieſelben gewähren ließ. Wie beredt, umſichtig, gründlich und ſchön daher auch Pater Diego Clemencin in ſeinem Elogio historico de la Reina Catolica die vielſeitigen Verdienſte Iſabellens um die ſpaniſche Literatur geſchildert hat [1]), ſo verleitet ihn doch das Beſtreben, ſeine Heldin zu verherrlichen und den Strahlenkranz, den er ihr gewunden, möglichſt weit

1) Melchor, wie ſchon angedeutet worden, Brinkmeier S. 96 ſeines Abriſſes ꝛc. zum Theil wörtlich gefolgt iſt.

leuchten zu laſſen, zu dem Irrthume, ſie als Grund von Vielem vorauszuſetzen, was ſie nur als Gegebenes förderte, und ihrer Zeit Verdienſte zuzueignen, welche in der That mit weit größerm Rechte auf Rechnung ihres Vaters und ſeiner Zeit geſetzt werden müſſen. So iſt es namentlich eine Ungerechtigkeit gegen die Johanneiſche Periode, wenn Clemencin den Hauptbeſtandtheil des caſtellaniſchen Generals, mithin den Hauptvorrath des poetiſchen Capitalvermögens der ſpaniſchen Literatur aus dem fünfzehnten Jahrhundert dem poetiſch befruchtenden Einfluſſe von Iſabellens Regierung zuſchreiben möchte und die tiefer liegenden Wurzeln der Oberfläche ſo nahe ſetzen zu müſſen glaubt. Es iſt daher eine unwillkührliche Naivität des guten Paters, wenn er ſich gewiſſermaßen darüber verwundert, daß die meiſten der Namen aus dem allgemeinen Liederbuche, welche er zu Iſabellens Ruhm ausbeutet und berrechnet, der Zeit *vor* Iſabellen oder höchſtens dem *Anfange* ihrer Regierung angehören. Er führt dadurch wider ſeine Abſicht den Beweis, daß die Verherrlichung Iſabellens durch dieſe Namen nur mittelſt eines an der Vorzeit begangenen Raubes möglich war, und daß die Blüthen, welche den ſpaniſchen Parnaß zu ihrer Zeit ſchmückten, von Iſabellen nur *gepflegt* wurden, keineswegs aber ihre Ausſaat und Anpflanzung von ihrer Hand empfingen. Eben ſo wenig war es Iſabella, welche, wie Clemencin glauben laſſen möchte, den Stand der Dichter und die Lage der Poeſie ſelbſt hob und veredelte, ſo wie die Niedrigkeiten und Unanſtändigkeiten hinauswies, welche die edle Kunſt verunzierten. Auch war ſie es gerade nicht, welche die letztere den Händen der Poſſenreißer und Jongleurs entriß, in welchen ſie ſich, wie ich hinreichend aufgewieſen zu haben meine, niemals ausſchließlich befunden hatte, ſo wie denn hinreichend dargethan worden, daß die Hofpoeſie in Caſtilien, welche der Jongleurie den ſicherſten Zaum anlegte, weit ältern Datums iſt, als ſelbſt die Geburt der Königin Iſabella. Wie unſchuldig dieſe Dame aber an den Anfängen der *dramatiſchen* Kunſt in Spanien iſt und wie wenig ſie auf Encinas arte de trobar eingewirkt, welche ihr der gelehrte Pater im Vorübergehen zugleich mit aufbürden möchte, geht aus meiner über beide Gegenſtände gegebenen Darſtellung hinreichend hervor. Dagegen mag Clemencin darin Recht gegeben werden, daß die Ueberſetzungsepoche unter Iſabellen und

durch dieſelbe ihren Aufſchwung nahm. Ich würde aber dieſe Epoche mit Clemencin keineswegs als ein Zeichen der literariſchen Kindheit bezeichnen, ſondern vielmehr daraus herleiten (was er uns zu verſchweigen ein Intereſſe hat), daß der eigenthümliche Geiſt literariſchen Lebens ſich im Ausſterben fand und, zu eigenem Produziren nicht mehr fähig, ſich auswärts Stoff ſuchte, dem er nur das vaterländiſche Gewand umhing. Kleider aber machen Leute, deßhalb will der gute Clemencin den Ueberſetzertroß auch in die ſpaniſche Literatur mit einſchmuggeln. Damit ſoll natürlich nicht geläugnet werden, daß die Ueberſetzungen durch vielſeitige Handhabung der Sprache und Einbürgerung ausländiſcher Ideen dem Fortgange des ſpaniſchen Idiomes und ſeiner Literatur ungemein förderlich waren. Denn der Umſtand, daß es beim Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts unter Damen und Rittern in Italien zum guten Tone gehörte, caſtilianiſch ſprechen zu können, beweiſet die Anerkennung, welche dieſe Sprache im Auslande fand, und legt ein ſchönes Zeugniß für ihren Werth und ihre Cultur ab. Ich beſtreite dem Pater Clemencin nur, daß die Erſcheinung von einer Unzahl Ueberſetzern unter Iſabellens Regierung als ein Hervorgang überflüſſigen geiſtigen und produzirenden Lebens betrachtet werden kann, deſſen Quelle ihren Urſprung im Geiſte jener Königinn genommen. Die Verbreitung der humaniſtiſchen Studien, die von Italien aus ganz Europa durchdrangen und dem Mittelalter den Todestrank reichten, woran es unvermeidlich verſcheiden mußte, und welche den Anſtoß zu dem Erſcheinen der Ueberſetzungen aus dem claſſiſchen Alterthum gegeben, war ein Moment, welches ſo wenig von Iſabellen in Thätigkeit geſetzt war, daß ſie vielmehr, indem ſie dieſer Richtung der Zeit durch Förderung der Kenntniß der antiken Kunſt und Wiſſenſchaft in ihrem Lande die Wege bahnte, als leidend und von höherer Macht mitergriffen erſcheint. Sie ſtellte ſich nur an die Spitze einer geiſtigen Bewegung, die ſie zu hindern außer Stande war und von welchen ſie ſelbſt nur fortgezogen ward, wie andere gelehrte Frauen, deren Namen Clemencin zu ihrem Ruhme erwähnt, namentlich Beatriz Galinde, der Königin Lehrmeiſterin in der lateiniſchen Sprache und Franciſca von Lebrija, Magiſter Antonios Tochter, welche ihren berühmten Vater auf dem Lehrſtuhle der Rhetorik zu Salamanca mit Beifall vertrat. Daß die Nichten des ge-

lehrten Marquis von Santillana, die Gräfin von Monte-agudo und Maria Pacheco dieſem Strome der Studien des alten Heidenthumes nachgaben, mag ſchon aus der, zu Gelehrſamkeit neigenden Familienanlage begriffen werden. Vermochten doch ſelbſt geiſtliche Herrn, welche als rechte Stützen der Kirche betrachtet werden und durch heiligen Glauben ſich einen Namen machten, dem Drange der claſſiſchen Studien nicht zu widerſtehen, ſo daß wir den ehrwürdigen Erzbiſchof Talavera und den berühmten Cardinal Ximenes unter den Hauptbeförderern der humaniſtiſchen Bewegung erblicken. Wahrhaft fromme und kirchlich geſinnte Menſchen haben ſich dieſer Richtung auch allezeit ohne Gefahr hingeben können. Denn ſie brachten als Ertrag ihrer Studien auf den Gebieten des claſſiſchen Alterthumes immer die Einſicht heim, daß keine menſchliche Kunſt und Wiſſenſchaft des Geiſtes höheres Bedürfen wahrhaft zu befriedigen im Stande iſt, daß vielmehr das Chriſtenthum als göttliche Weisheit und Kraft allein demſelben volle Genüge leiſten könne. Dieſe Männer pflegten daher die claſſiſchen Studien weder einſeitig noch ausſchließend. Sie eigneten ſich das Mark der Griechen und Römer nicht an, um damit den Schluß ihrer geiſtigen Mahlzeit zu machen, ſondern um ſich über dieſe Heiden und ihre Geſinnung hinauf zu dem weit höhern Geiſte des Chriſtenthumes zu erheben. Nicht nur die glückliche Fügung, daß viele große Pfleger der humaniſtiſchen Studien auch wahre Chriſten blieben, ſondern auch die beſondern Verhältniſſe, welche in Spanien obwalteten, veranlaßten, daß die Gefahr, welche für Kirche und Religion in der Cultur ſolcher Beſtrebungen verborgen lag, für dieſes Mal noch glücklich vorüber ging. Im Schach gehalten wurde dieſe Richtung damals allerdings auch noch bedeutend durch den allgemein verbreiteten Geſchmack der Nation an den Rittergeſchichten und den abenteuernden Geiſt, welcher die Spanier in die Meere und an die Küſten einer neu entdeckten Welt hinaustrieb. Gründete Iſabella auf der einen Seite Schulen, ſorgte ſie für Verbreitung claſſiſcher Wiſſenſchaft und Studien, fügte ſie als Anreiz den Vorgang ihrer eigenen Proſa hinzu, indem ſie ihre Muſe dieſen Beſchäftigungen zuwendete; war ſie nach Kräften eine Beſchützerin der Gelehrſamkeit und Gönnerin der Gelehrten, befreiete ſie die Einführung von Büchern über die Gränze ihres Reiches von allen Abgaben, bewilligte ſie fremden Buchhändlern und Druckern beſondere Vergünſtigungen, um den literariſchen Verkehr in Spanien zu beleben und emporzubringen, ſo war ſie auf

der andern Seite Anfangs durch die mauriſchen Kriege und ſpäter durch die Expeditionen in die weſtlichen Regionen, ſo wie durch ihre durchaus kirchliche Geſinnung und Ueberzeugungen und andere Förderungs- und Unterhaltungsmittel des romantiſchen Geiſtes und Sinnes eine gleichzeitige Vertreterin der Richtung, welche der Einſeitigkeit der claſſiſchen mit noch immer kräftiger Fülle entgegen zu treten im Stande war. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß die Entzweiung des romaniſchen Geiſtes mit dem als Revenant wieder erſcheinenden Geiſte der heidniſchen Antike, ſo viele Anſätze und Verſuche dazu auch ſichtbar wurden, ſich doch nicht, wie in andern Ländern, in Spanien ſofort oder ganz vollziehen konnte. Das Mittelalter wollte ſich in Spanien nicht ſo leichten Kaufes zu Grabe tragen laſſen, als es in andern Reichen das Zeitliche geſegnet hatte. Es iſt die intereſſante Aufgabe des Geſchichtſchreibers der folgenden Periode der ſpaniſchen Literatur, aufzuzeigen, wie ſich auch in der modernen ſpaniſchen Poeſie und Beredſamkeit das romaniſche Element eine feſte Stätte zu ſichern wußte und noch Jahrhunderte lang mit nachhaltiger Kraft die Nation und Literatur durchdrang, ehe es bis zu gleichgültiger Ohnmacht ſich abmattete. Es blieb in Spanien weit länger Volkseigenthum und auch in den gebildeten Ständen, ſo wie der Schriftſtellerwelt eingebürgert, als in irgend einem der andern Länder, welche von dem wiedererwachenden Geiſte des claſſiſchen Alterthumes befruchtet werden.

Chriſtlicher Geiſt der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters. — Geiſtliche Beredſamkeit.

Wenn ſich der Proceß der Aneignung des chriſtlichen Glaubens und des Einwachſens der mittelalterlichen Erſcheinungsformen dieſes Glaubens in That, Wort und Schrift in andern Gegenden Europas, am meiſten aber in denen, in welchen das Chriſtenthum weit ſpäter Eingang gefunden, als in Spanien, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in einem Grade vollendet fand, daß der Stand des Chriſtianismus dort ſchon wieder einen nahen Verfall zunächſt im ſichtbar werdenden Verderben der Geiſtlichkeit und Kirche andeutete, ſo bietet die allgemeine Anſicht der ſpaniſchen Zuſtände durch alle politiſche Zerriſſenheit und bürgerliche Beunruhigung und die Auflöſung ſo vieler ſocialen Elemente hindurch doch eine ſichere chriſtliche und kirchliche Poſitivität dar,

welche denn auch immer vorzugsweiſe die Grundlage und Grundfarbe der ſpaniſchen Literatur geweſen iſt. Habe ich in meiner Darſtellung dieſe Anſchauung nicht zum Bewußtſeyn meiner Leſer bringen können, ſo mögen dieſelben dieſen Mangel nicht auf Rechnung der literariſchen Thatſachen bringen, ſondern meines Unvermögens, dieſelben im rechten Lichte erſcheinen zu laſſen. An der Sache ſelbſt iſt nicht zu zweifeln. Denn es haben Kritiker, welche mit dem Chriſtenthume ſonſt wenig Gemeinſchaft pflogen und für die Verherrlichung deſſelben kein Intereſſe zeigten, anerkannt, daß die Spanier vor allen neuern Nationen den Geiſt des Chriſtenthumes, natürlich in der katholiſchen Auffaſſungsweiſe, in die ſchöne Literatur einzuführen gewußt. Bei dieſem Stande der Dinge, welcher vorzugsweiſe für das ſpaniſche Mittelalter die Norm war, fand das heidniſche Beſtreben, welches das Sinnliche und Ungöttliche auftreten laſſen möchte in der Form des Schönen und ſich umkleiden mit dem Scheine des Göttlichen, wenig Boden auf dem Gebiete der caſtilianiſchen Literatur. Es wollte zwar auch hier die Finſterniß ſich kleiden in das Licht und trachtete durch falſchen Schimmer und lügenhaften Glanz das wirklich Göttliche gefangen zu nehmen und zu verderben. Allein der chriſtliche Gehalt des ſpaniſchen Geiſtes war zu mächtig, er widerſtand der heidniſchen Werbung und machte es ſich zur Aufgabe, die göttliche Wahrheit und Ordnung anzudeuten und zu veranſchaulichen in ſeinen literariſchen Bildern und Geſtaltungen und ſeine heilige Kraft aufzubieten, um durch ſeine Erzeugniſſe den Betrachter zu erfüllen mit himmliſchen Gedanken und Gefühlen, ſo wie Alles zum Widerſcheine des Ewigen zu machen. Die Literatur des ſpaniſchen Mittelalters ſtellt ſich in ihrer Geſammtanſchauung deßhalb dar als ein Vermittelungsorgan der Religion, als eine Dollmetſcherin des Göttlichen und ſeiner Beziehungen zur irdiſchen Menſchheit. Nur das Unvermögen entſprechender Formgebung und der Mangel an Begriffscultur verſchulden die mangelhafte Art, wie dieſe hohe Aufgabe in den vorliegenden Geiſteswerken erreicht erſcheint. Unverkennbar ſind dem Kundigen die chriſtliche Regung, welche in der Maſſe der literariſchen Erzeugniſſe des caſtilianiſchen Mittelalters ſich offenbaret und das Bedürfniß, dieſe Offenbarungen auch in äſthetiſche Geſtalten zu faſſen. Selbſt in Hervorbringungen, wie die Céleſtina und andere, welche der Welt und ihrer Sinnlichkeit entſproſſen zu ſeyn oder denſelben dienſtbar ſeyn zu wollen ſcheinen, bricht nicht ſelten dieſe Regung unwillkührlich hervor. Dieſe

Bemerkung ſtehet aber in einem befremdenden Widerſpruche mit der Form, in welcher ſich die geiſtliche Beredſamkeit der Spanier im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte erhielt. Ich habe von dieſem Gegenſtande gehörigen Ortes nicht handeln können, weil ich in Ermangelung des in Deutſchland wohl nirgends zugänglichen Materials kein auf eigene Anſchauung gegründetes Urtheil darüber habe, weßhalb ich auf denſelben nur durch fremde Brille einen Blick zu werfen vermag. Dieſe iſt aber in Bezug auf chriſtliche Färbung nicht ganz zuverläſſig und ich beſorge daher, daß der gute Capmany, deſſen feinem Kennergeſchmack ich ſonſt alle Ehre widerfahren laſſe, hier etwas trübe geſehen haben mag. Er ſucht in „den mißgeſchaffenen Compoſitionen der geiſtlichen Beredſamkeit vergeblich Eleganz, Reinheit, Correctheit und Fluß.“ Er nimmt darin nichts wahr, als ein Gemengſel, überladen mit Texten und ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten, „welche ſchon damals in allen Erzeugniſſen des menſchlichen Verſtandes die Oberhand hatten[1].“ Weiterhin läßt er ſich alſo vernehmen: „Im ganzen (fünfzehnten) Jahrhundert vernahm man (d. h. in der geiſtlichen Oratoria) nur niedrige und plumpe Einfälle, kalte Declamationen, geſchmackloſe Allegorieen, ſeltſame Metaphern, lächerliche Anſpielungen, welche man nach dem Geſchmacke jener Zeit mit Bewunderung angehört haben mag, die man aber heutzutage nicht ohne Lächeln und Ekel zu leſen vermöchte. Damals betrachtete man denjenigen als einen Wundermann im Predigen, welcher eine Maſſe Citate aus verſchiedenen Schriftſtellern zuſammenzuhäufen und Alles, was von Andern über einen Gegenſtand geſagt worden war, in ein Schema zuſammenzubringen wußte. Dieſe Vorträge ſind weiter nichts, als trockene ſcholaſtiſche Diſcurſe der Moraltheologie, beglaubigt durch Berufungen auf heilige und Profanſchriftſteller, unter denen man Ambroſius neben Lucan, Auguſtin neben Martial floriren ſiehet. Welche andere Frucht konnten dieſe Reden hervorbringen, als lange Weile, Schlaf und unfruchtbare Bewunderung der Gelehrſamkeit des Redners? Dieſer fatale Geſchmack herrſchte bis zum Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts.“ Bei aller Achtung vor Capmanys Geſchmacke vermag ich, bis ich es näher documentirt ſehe, mich aus allgemeinen Gründen dieſem Urtheile nicht anzuſchließen. Denn der Zuſtand der Bildung und Lite-

1) Solche Aeußerungen machen mißtrauiſch und irre an der Fülle der Wahrheit, welche dieſer ganzen Betrachtung Capmanys beiwohnen mag.

ratur, wie er überall hervortritt und an welchem die Geiſtlichkeit, welche damals in Spanien eine ganz andere war, als die ſpätere, uns allein immer vorſchwebende, einen bedeutenden Antheil hatte, geſtattet nicht, den ganzen Stand, welcher ſich damals der geiſtlichen Beredſamkeit in Spanien befliß, als ſo geſchmacklos und ſeiner Aufgabe ſo ſehr entfremdet vorzuſtellen.

Daß es aber auch nicht an der Gabe des Geiſtes und an der Predigtgabe insbeſondere fehlte, ſehen wir an dem (mit zu dieſem Ende) erwähnten Vincenz Ferrer, auf welchen der Geiſt mit feurigen Zungen herniederkam, ſo wie an andern berühmten umherziehenden Predigern, welche im Tempel der Natur — denn die von Menſchenhänden gemachten faßten der Zuhörer Menge nicht — oder auf den Märkten der Städte Buße und Beſſerung predigten. War es möglich, ohne außerordentliche Gabe dieſe Wellenſchläge der Herzen in dem wogenden Menſchenmeere hervorzubringen, von denen die Geſchichte meldet! Das zerknirſchte Bewußtſeyn der Sünde, das glühende Verlangen nach Gnade und Vergebung und noch dazu bei einem Geſchlechte, welches der proteſtantiſchen Geſchichtſchreibung zufolge in ſchnöde Werkheiligkeit verſunken geweſen ſeyn ſoll, blieb aber nicht bloß bei der Gefühlserregung ſtehen, ſondern ſchritt nach angehörter Predigt zur That und warf alles Jüdiſche, woran das Herz hing, in Feuer, die Männer die Spielbrete und die Würfel, und die Weiber die Spiegel, die Flitter ꝛc. Wo die Predigt ſolche Triumphe feiert, muß ſie wohl mit andern Mitteln ausgerüſtet geweſen ſeyn, als Caymany ihr zugeſtehen will. Aus ſolchen Elementen gehen Erſcheinungen der glänzenden Art, wie Luis von Leon und Luis von Granada im Gebiete der geiſtlichen Beredſamkeit darbieten, und welche Caymany doch ſo ſehr anerkennt, nicht hervor. Er war offenbar in ſeinem philoſophiſchen Urtheile, welches vom encyklopädiſchen Philoſophismus wohl nicht unangeſteckt geblieben, befangen. Wie wenig ich ihm auch Leichtfertigkeit in ſeiner Anſicht von der Predigtliteratur des ſpaniſchen Mittelalters vorwerfen mag, ſo ſehr fürchte ich, daß er aus vereinzelten Beiſpielen weitgreifende Conſequenzen gezogen. Wie übel würde es unſerer heutigen geprieſenen geiſtlichen Beredſamkeit ergehen, wenn Jemand in gleichem einſeitigen Sinne aus den Predigten unſerer Tage eine Anthologie veranſtalten und nach Curioſitäten tragiſcher und komiſcher Art ſagen wollte?

Schlußüberſicht.

Wenden wir am Schluſſe unſerer Wanderung durch die Gefilde der Literatur des ſpaniſchen Mittelalters den Blick zum Ausgangspunkte zurück und faſſen wir den durchmeſſenen Raum in einem Blicke zuſammen, ſo müßten wir einer großen Verblendung uns ſchuldig bekennen, wenn wir das Ganze, wie es vor unſern Augen erſtanden und geworden, für etwas Vollendetes ausgeben wollten. Etwas dieſem Begriffe nahe Kommendes erreicht zu haben, darf nur das jenſeits unſerer Gränze anhebende goldene Zeitalter ſich rühmen. Wenn die neuere Aeſthetik aber vorzugsweiſe auf dieſem Felde ſich weidet und wohl befindet, ſo darf ſie nicht in undankbare Vergeſſenheit ſtellen, daß die Stufe zu jenem Gipfel des Literaturſtandes auch ihre Rechte beanſprucht und ohne dieſelbe jener Höhepunkt nicht beſchritten werden konnte. Wir werden um ſo vortheilhafter über die bisher betrachtete Literatur denken und derſelben eine um ſo größere Anerkennung zu ſchenken geneigt ſeyn, wenn wir vergleichen, was in den übrigen abendländiſchen Literaturen des Mittelalters bis dahin geleiſtet war. Die italieniſche ſchickt zwar ihre drei Koryphäen Dante, Petrarch und Boccaz in die Schranken, denen die ſpaniſche wohl ſchwerlich vollkommen ebenbürtige Kämpen gegenüberzuſtellen wiſſen dürfte. Allein ſo ausgebreitet und vielſeitig und mit ſo vielem Talent ausgebildet war doch die italieniſche Literatur bei weitem nicht, als die ſpaniſche, welche ohnehin eine ältere Cultur in Anſpruch nehmen kann. Die provencaliſche Literatur, nur einſeitig fruchtbar und glänzend, war einem Meteore gleich vorübergerauſcht, und faſt vergeſſen, ehe die Zeit anbrach, an welcher meine Betrachtung ſtehen bleibt. Allen übrigen Literaturen aber war die ſpaniſche Proſa vorausgeeilt. War ſie auch großer Eleganz, unerreichter Correctheit, beiſpielloſer Harmonie und unerſtrebbarer Sublimität nicht theilhaftig geworden, ſo war ſie doch glücklich vorübergekommen an den gefährlichen Klippen des falſchen Prunkes, der geſchmackloſen Gegenſätze, der gezwungenen Ausdrücke, der unnatürlichen Gedanken und aller jener affectirten Unnatur, welche ſo manche neuere Schriftſteller angeſteckt hat. Dafür athmet ſie im Allgemeinen jene liebenswürdige Einfalt, welche neben einem Anhauche von Ruſticität doch immer natürliche Anmuth genug behält, um in ihrem ſchlichten Werthe reizend gefunden zu werden.

Noch weit vortheilhafter aber erscheint das Bild der spanischen Literatur des Mittelalters, wenn wir ihren Inhalt und ihren Geist unbefangen zu würdigen uns bemühen. Niemand wird so unbillig seyn, dieselben mit der geistigen Cultur unserer Tage zusammenstellen zu wollen, um eine auf Kosten der Andern herunterzusetzen oder zu loben. Die geistige Cultur der Gegenwart beruhet auf Grundlagen, welche uns vom Mittelalter dargeboten wurden. In der Errungenschaft der modernen Zeit ist auch das Erbe der Voreltern mitbegriffen. Wir haben dasselbe ohne eigene Arbeit überkommen. Dasselbe enthält den Grundstock unserer geistigen Capitale. Diesen zu erwerben und gut zu bestellen war die Hauptsache. Die ersten Anfänge sind aber bei weitem das Schwierigste. Stellen wir uns daher ja nicht so hoch und sehen wir auf die überwundenen Momente der Vergangenheit, von deren Erwerbe wir immer noch zehren, nicht so verächtlich zurück, wie es wohl manchem Ueberschätzer der Gegenwart ergangen ist. Nicht mit dem Jetzt, sondern mit seinen eigenen Anfängen müssen wir das Mittelalter, mithin auch das spanische vergleichen. Welchen Anblick im siebenten und achten Jahrhundert die geistige Welt auf der pyrenäischen Halbinsel darbot, glaube ich hinreichend im Anfange meiner Betrachtungen aufgezeigt zu haben. Wie verschieden davon gestaltet sich die Ansicht, welche im Laufe derselben sich ergeben hat? Aus unscheinbaren, verkommenen, aber Gottesfurcht und Ergebenheit hütenden Anstalten, deren Bewohner durch Arbeitsamkeit zur Noth ihre Existenz sichern und in wissenschaftlicher Bildung Anfangs so arm waren, daß sie durch mannichfaches Elend sich hindurchkämpfen mußten, bildeten sich, wie in den übrigen Ländern Europens, so auch in Spanien, die großen und zahlreichen Pflanzstätten der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, welche ungeachtet der Mangelhaftigkeit aller äußern Verkehrsmittel unaufhörlich und unaufhaltsam ihre geistigen Schätze im ganzen Abendlande zu verbreiten wußten. In den Lichtströmen, welche von diesen Heerden der geistigen Cultur in alle Gegenden ausgingen, badeten sich hervorragende und untergeordnete Talente und befähigten sich, indem sie das Licht in ihre eigenen geistigen Erzeugnisse hinüberleiteten, die spanische Literatur anzubauen und emporzubringen. Gott erfüllt, wie die Wissenschaft und die von ihr gehegte, wenn auch vielfach falsch dressirte Kunst noch war, brachte sie, wie in der Bau-

kunſt, die unnachahmlichen Dome und Münſter, ſo in der Literatur Erzeugniſſe hervor, welche ſich in dieſer Beziehung das Prädicat „Gothiſch“ gern gefallen laſſen, wenn es den Gegenſatz zum griechelnden Heidenthume ausdrücken will. Auf dieſem Wege erſchloß ſich jener klare Blick ins Leben, that ſich hervor jenes praktiſche und geübte Urtheil, erzeugte ſich jene treffende Sprache, entwickelte ſich jene kunſtreiche Darſtellung und die vielſeitige Geiſtesbildung, denen wir bei allem altfränkiſchen Nachgeſchmacke und trotz der obſoleten Anhängſel in ſo vielen Hervorbringungen der caſtilianiſchen Literatur begegnet ſind. Waren in der Zeit vor Entſtehung der Landesſprache Uncultur und Barbarei die Elemente, in deren ſtürmiſchen, wildfeindſeligen Gährung das Leben des Volkes ſich bewegte, ſo zeigen die dichteriſchen Erzeugniſſe bis zum Schluſſe unſerer Periode einen unermeßlichen Fortſchritt in Geſittung und Geiſtesbildung. Die wilde Leidenſchaft der Beutelust und des kriegeriſchen Mordens hatte den zarteſten und edelſten Gefühlen und Empfindungen, deren das menſchliche Herz fähig iſt, Platz gemacht und den ſchönſten und entſprechendſten Ausdruck gefunden, welcher geiſtvoll verarbeitet in Hütten, Burgen und Paläſten willige und empfängliche Hörer fand. Die großen Thaten der Gegenwart und Vorzeit wurden einzeln und in Maſſe in ſinn- und kunſtreichen Weiſen beſungen. Das Leben in ſeinen mannichfachen Erſcheinungen und Scenen wurde in gelungenen Bildern geſchildert. Die Wahrheiten eines beſeligenden Glaubens fanden, von dichteriſchen Geiſtern glücklich behandelt, einen willkommenen Anklang in vieler Hörer Bruſt. Die Poeſie brachte religiöſe Geſänge und Darſtellungen hervor, in denen eine Fülle frommen und gläubigen Lebens quillt, deſſen Vorrath in unſerer glaubensleeren Zeit faſt überſchwänglich genannt zu werden, Gefahr läuft. Mag auch die Verſinnlichung der vom Gemüthe der caſtilianiſchen Poeten und Gottesgelehrten tief und eigenthümlich aufgefaßten Heilslehre durch mannigfache Bilder, wie alle Verſuche, das Unendliche durch menſchliche Kunſt zu geſtalten, nicht ſelten zu einer mehr als billig äußerlichen Auffaſſung hingeführt haben; mag die ſinnvolle und alle Verhältniſſe durchdringende Beziehung des Glaubens auf das Leben auch in verfehlten Mitteln verſucht ſeyn, ſo beweiſet doch jener ſchaffende Bildungstrieb und das dringende Ausdrucksbedürfniß einen ſehr weit gediehenen Fortſchritt

der Geiſtesbildung, an deren hohen Standpunkt die üblichen Vorwürfe der Verfinſterung[1]), womit man gegen das Mittelalter ſo freigebig iſt, nicht hinanreichen, indem ſie vielmehr an dem guten und feſten Bau wie klatſchende Wellen eines ſeichten Gewäſſers vom gediegenen Felſen mit nichts ſagendem Spectakel ohnmächtig abprallen. Die Hervorbringungen der Literatur des caſſilianiſchen Mittelalters, welche vom ſechsten bis zehnten Jahrhundert eine Unmöglichkeit geweſen ſeyn würden, wie Göthe und Hegel im ſiebenzehnten Jahrhundert, ſind reiche Zeugniſſe eines weit vorgerückten Zeitalters, deſſen Bildungsſchatz eher zur Fülle als zum Mangel neigte. Schon die begeiſterte Annahme, welche die aus den eröffneten Fundgruben des claſſiſchen Alterthums geförderten Ausbeute ſo allgemein fand, ſetzt eine ſchon anſehnlich vorgeſchrittene Geiſtesbildung voraus. Einer Barbarei, worin die gewöhnlichen Compendienſchreiber uns dieſe mittelalterlichen Zeiten verſunken erſcheinen laſſen, würden dieſe Culturſchätze eben ſo wenig willkommen, als genießbar geweſen ſeyn und der Verſtand, womit man dieſelben anzuwenden und fruchtbar zu machen wußte, ſo wie die ungeheuern Folgen, welche ſich an dieſen Fund und alle die großen im Mittelalter gemachten Entdeckungen, an welchen wir immer noch zehren, knüpften, geben den anſchaulichſten Beweis, daß alle jene Tiraden nur Verläumdungen ohne Beſtand ſind. An Kindern, welche etwa erſt in den erſten Anfangsgründen Unterricht empfangen mußten, wie man uns die Nationen des Mittelalters zeichnet, hätte eine ſo ſchnelle Umwandlung und ein ſo umbildender Einfluß nicht die Folge der Beſchäftigung mit den claſſiſchen Studien ſeyn können. Hört man doch auf der andern Seite von der nämlichen Parthei, welche im Mittelalter nur Dummheit und Finſterniß ſiehet, den Vorwurf, daß der Geiſt des Heidenthums, durch jene Studien geweckt, gegen das Chriſtenthum reagirt habe, das den literariſchen Schätzen

1) Eine wahre Erquickung iſt es, bei einem Halliſchen Theologen (dem geiſtreichen und gelehrten Dr. Daniel S. 73 ſeiner theologiſchen Controverſen 843.) folgende Aeußerung zu leſen: Freilich, es iſt uns eine papageienartige Terminologie über die Verderbniß jener Zeiten ſo zungengerecht geworden, daß man ſich eher zu beweiſen erkühnen darf, zweimal zwei mache fünf, als daß nicht im Mittelalter eine Finſterniß geweſen ſey, die ſich mit Händen greifen und mit Meſſern ſchneiden ließ.

des Alterthumes, vor allen Dingen die Bibel entgegen hielt, ein Buch, das, abgeſehen von ſeinem Inhalte, ſchon wegen ſeiner unkünſtleriſchen Form, wegen ſeiner Knechtsgeſtalt dem neu geweckten antiken Bewußtſeyn ein Gräuel war. So war vielfach weit eher über eine zu allgemeine Verbreitung des idealen Elementes des verderblichen Zaubertrankes, welcher aus den verſchüttet geweſenen Kellern des claſſiſchen Alterthumes heraufbefördert ward, zu klagen, als über den Mangel an Gelehrſamkeit. Waren denn aber auch die Reformatoren, welche von vielen Seiten als die erſten Lichtanzünder in den Finſterniſſen ihrer Zeit dargeſtellt werden, anderwärts in die Schule gegangen, als bei der, durch die claſſiſchen Fermente umgeſchaffenen Weisheit des berüchtigten Mittelalters, welche die meiſten zu ergründen rubig, noch auszubeuten, doch weder geduldig genug geweſen? Die widerliche Kälte und Lauheit im Chriſtenthum, welche hier und da als Folge der Beſchäftigung mit den humaniſtiſchen Studien hervortrat, haben aber auch jene von ihren Anhängern ſo geprieſenen Männer nicht zu bemeiſtern vermocht. Wird ihnen doch von mancher Seite Schuld gegeben, daß der von ihnen inne gehaltene Weg dieſes Uebel nur gefördert und weiter verbreitet habe! Andererſeits aber zerfiel Luther gar bald mit den Humaniſten, welche ihm, ſo lange er den Liberalismus vertreten hatte, die wirkſamſten Verbündeten geweſen. So bald er durch andere Mittel ſeine Parthei ſtark wußte, fiel er vom Humanismus geradezu ab und erblickte in der claſſiſchen Gelehrſamkeit nichts mehr als ein glänzendes Laſter. Es iſt ein Stückchen heiterer Komik, wenn excentriſche Philologen Luther als ihren Schutzpatron betrachten, der vor Chriſtus nichts als Finſterniß, Tod und Verdammniß zu erblicken vermag, während die Alterthumswiſſenſchaft, eine durchaus katholiſche Disciplin, in der Kirche geboren, aufgeſäugt und immer aufs Großartigſte unterſtützt iſt, worin zugleich ein ſicherer Beweis zu finden, daß ſie ihre Kraft dem Geiſte des Heidenthums überlegen erkannte, indem ſie ſonſt nicht zugelaſſen haben würde, was ſie, ohne blind zu ſeyn, nicht für unſchädlich erachten konnte. Jener gefährliche Begleiter des Erwachens der claſſiſchen Studien kann daher auch wohl nicht mit auf Rechnung des alten Kirchenglaubens geſetzt werden, denn er verlor ſich nicht mit dem neuen und hing ſich dieſem noch weit läſtiger an. Der Gährungsproceß, welchen die humaniſtiſchen

Regungen in den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen des Mittelalters hervorgebracht hatten, war, wie ich hoffentlich an Männern, wie Perez Guzman und Andere hinreichend nachgewieſen, für viele edle Männer auch ohne Reformation mit der Einſicht beſchloſſen, daß man tief denken und zugleich ſchön ſprechen, innig und kräftig fühlen und doch mit Geſchmack ſich ausdrücken, den Glauben der Kirche theilen und doch in neuen Formen reproduciren und dabei dem mannigfachen Aberglauben entſagen könne. Dieſe Männer haben bereits vor vierhundert Jahren die Entdeckung gemacht, welche ſo vielen ſpätern und gegenwärtigen Weiſen wieder abhanden gekommen und immer wieder von Neuem gemacht werden muß, daß Wiſſenſchaft und Glaube ſich keineswegs feindlich entgegenſtehen und eins dem Angriffe des andern erliegen müſſe, ſo daß etwa der Unglaube als ein nothwendiger und unzertrennlicher Begleiter der wahrhaft wiſſenſchaftlichen Richtung betrachtet werden müßte. Die caſtilianiſchen Dichter und Proſaiſten des Mittelalters ſtanden in der überwiegenden Mehrzahl gleich den groſſen ausländiſchen Dichtern jener Zeit, durch welche an dem Erneuerungswerke des Geiſtes mit Erfolge gearbeitet ward, alle in der Mitte des Chriſtenthumes und der Kirche und waren voll tief-innerlicher chriſtlicher Pietät. Der Umſtand, daß nicht wenige caſtilianiſche Geiſtliche der ſchönen Literatur ſich zuwendeten, ſetzt ſchon von vornherein eine lebendige Befreundung ſolcher Beſchäftigungen und Studien mit den dogmatiſchen Grundlagen der Kirche voraus. Bei allem Intereſſe für ſchöne Form blieb ihnen chriſtlicher Inhalt und Sinn doch das höhere Bedürfniß. So berechtigt denn nicht minder, vielleicht aber noch weit mehr, als andere Literaturen des Mittelalters, auch die ſpaniſche zu dem Urtheile, daß aller Fehler des fünfzehnten Jahrhunderts ungeachtet, durch gewiſſenhafte Pflege und Entwickelung des vorhandenen Guten, durch ſtufenweiſes und den Geſetzen der Stätigkeit folgendes Fortſchreiten und Weiterbauen auf den beſtehenden Grundlagen auch ohne alles gewaltſame Zerwürfniß mit der Vergangenheit, eine beſſere Zeit würde herbeigeführt ſeyn. In Spanien kam dieſelbe auch ohne alle erſichtliche Rückwirkung der deutſchen Reformation herauf. Daß ſie nach hundertjährigem Glanze wieder verſchwand, hat in ganz andern Gründen als dem Mangel der Wohlthaten dieſes Ereigniſſes ſeinen Grund. Die Schuld am Verlöſchen der ſpaniſchen Größe

laſtet auf dem abſoluten Königthume, welches an eigner Machtfülle berauſcht, Regierungsfehler auf Fehler häufte und ein ſchönes Reich methodiſch verwüſtete. Der ſpaniſche Geiſt bedurfte daher nicht einer Kirchenumwälzung, um ſich in ſeiner eigenthümlichen Grandezza zu zeigen. Denn, wo Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft ſo viel verſprechende Werke zu Tage brachten, war für den menſchlichen Geiſt irgend eine Neuerung kein Erforderniß, deren Werth man vielleicht auch in den Ländern, welche davon betroffen wurden, zu hoch anſchlägt, weil man ſich nicht vergegenwärtigt, was ohne dieſelbe mit den vorhandenen Mitteln erreicht werden konnte.